



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

2-7-4-4

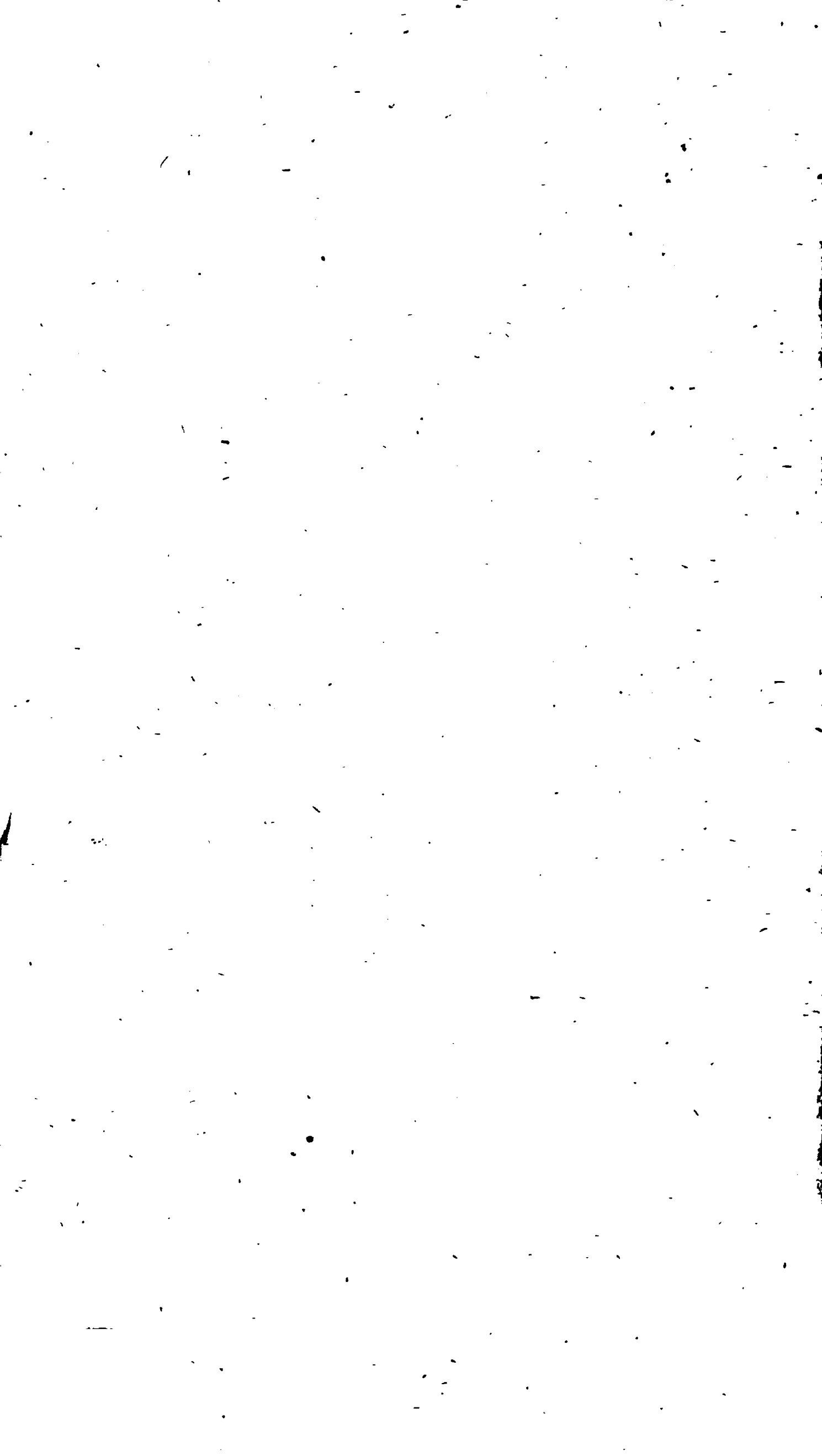
A

2

C

18

7



Conversations-Lexicon

oder

encyclopädisches Handwörterbuch

54112

für

gebildete Stände.

U n t e r B a n d .

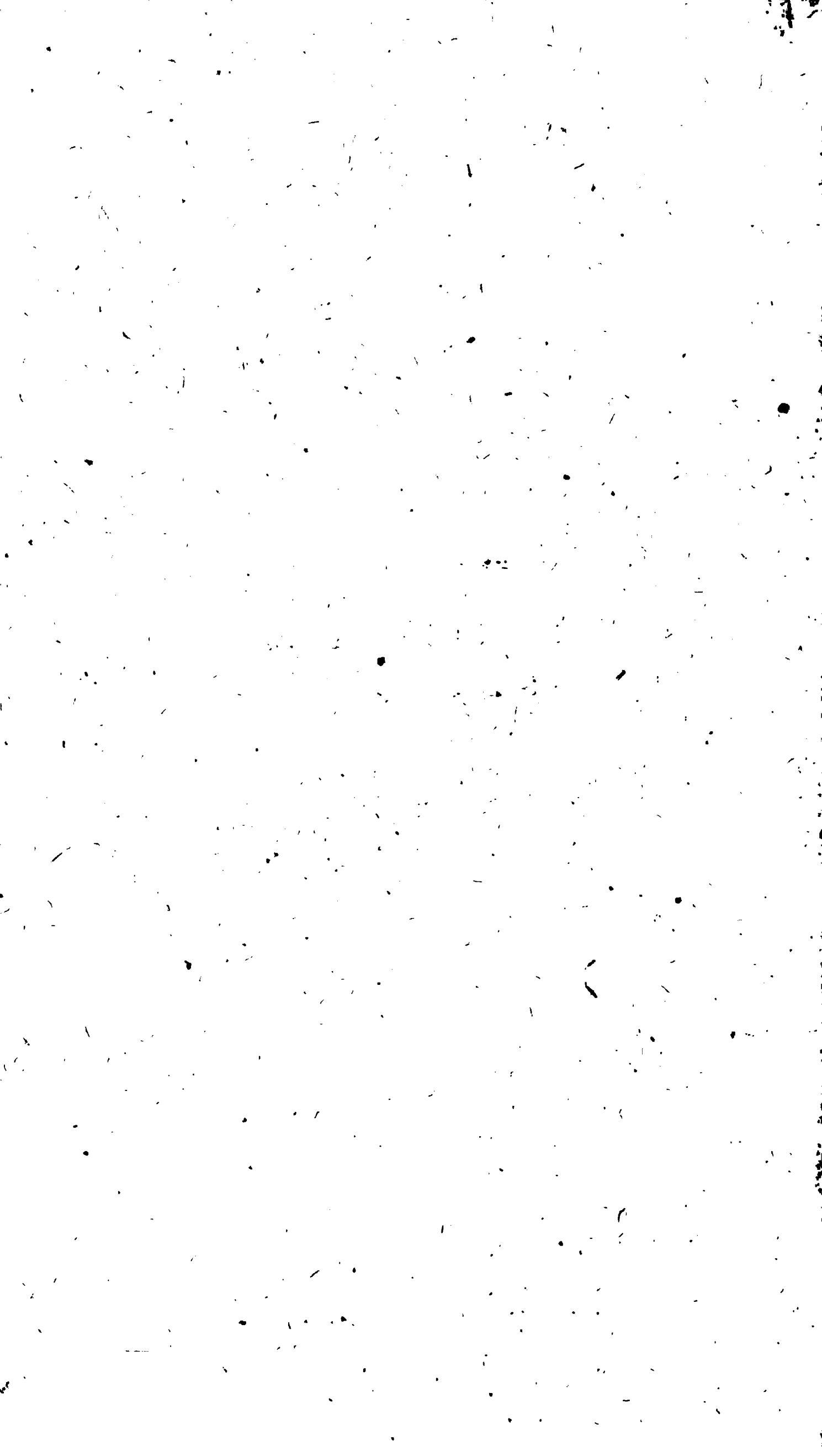
R bis Seerechte.

Louis Rieger

Mit Königl. Württembergischer allergnädigster Genehmigung.

Stuttgart,
Bei A. F. Macklot.

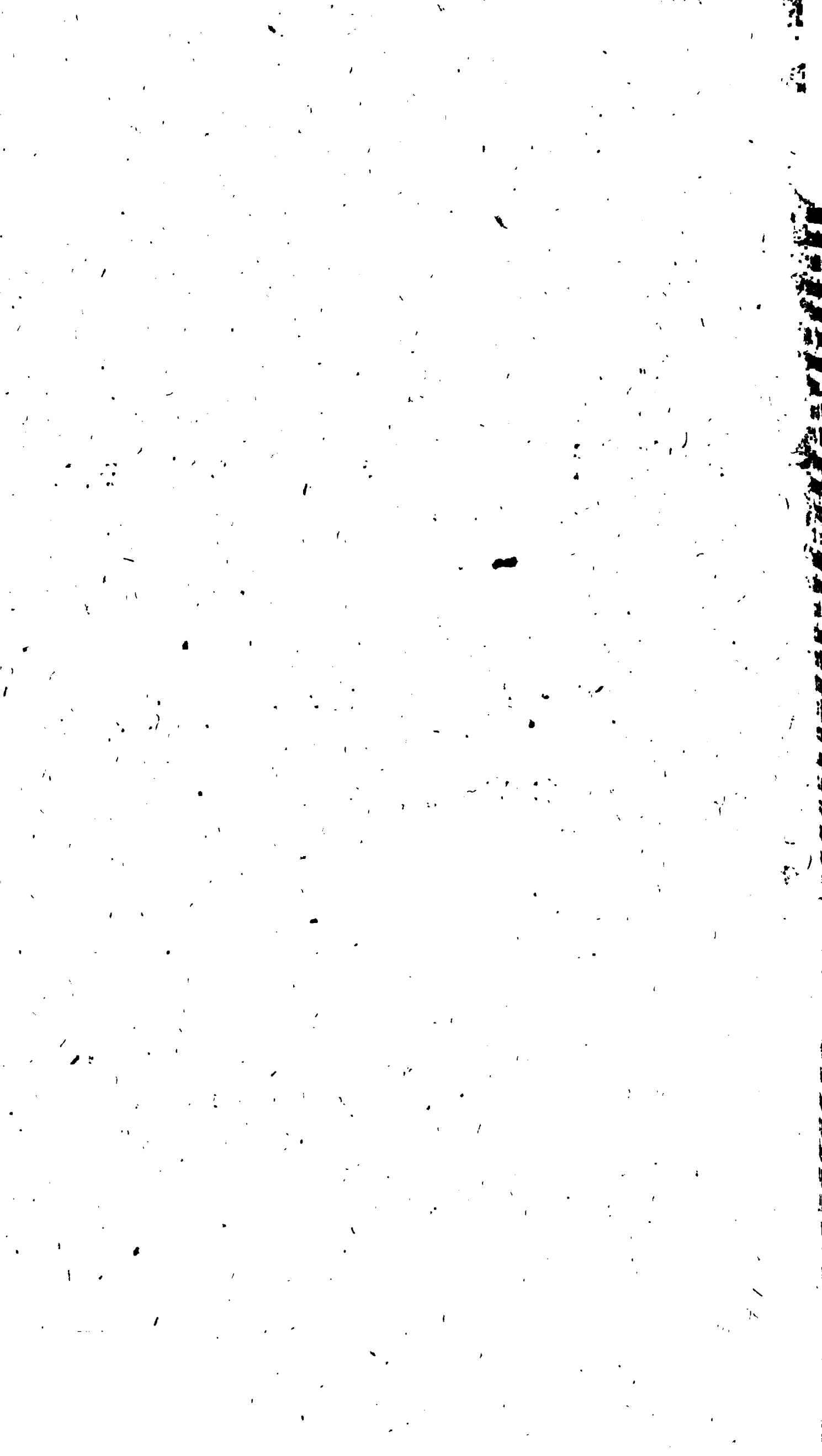
1818.



Conversations - Lexicon.

U t e r T h e i l

R. bis Seerechte.



St. Orleans; auf 1, Reoipe (Rinem);
Hannschafft gleiches
st. 14,000 Einwohner
und hat bedeutende
zwischen der ungarisch
Eugen, dem Bisc

u der Kaufmanns
se Waare geniesst.
Handelsplätzen ver
hundert gerechnet;
zahlt. In Leipzig
gegen 100 Hundert;
Spiel nur 93; Rbr.
Jed der constituti
u zu Rismes gebo
Meduertalente und

Die zunehmende
der Girondisten zu
rden. Er hielt sich
:ine treantose Magd
Intgerüst bestelgen.
Burd der Jacobinen
; dchatte ein Vistof
Kafand's Schiften
1. Franc. 1792 durch

elche neben dem al
, im Gegensatz von
Die deutschen und

Als die Rabbinen

(welches hebr. Wort Meister oder Lehrer bedeutet) von den Arabern aus
Babylon, dem damaligen Sitze der jüdischen Gelehrsamkeit, vertrieben;
sich in Europa und vornehmlich in Spanien niederließen, und zu Granada,
Toledo, Barcelona, Cordova, Sevilla und Saragossa Schulen gründeten,
so schätzten sie sich bald durch die gelehrten und gründlichen Forschungen
in der Araber über die arabische Sprache ausgezeichnet, auch ihre
in einem verborrenen kabbalischen
arbeiten und möglichst in ihrer Meinung
den biblischen Hebräismus wieder
aber nicht im Stande, weder aus dem
auszuscheiden; da sie den Maßstab
sich auf die eigentlichen Bedeutungen
zur Bezeichnung so vieler neuen Be
stand eines neuere hebräische Schriften

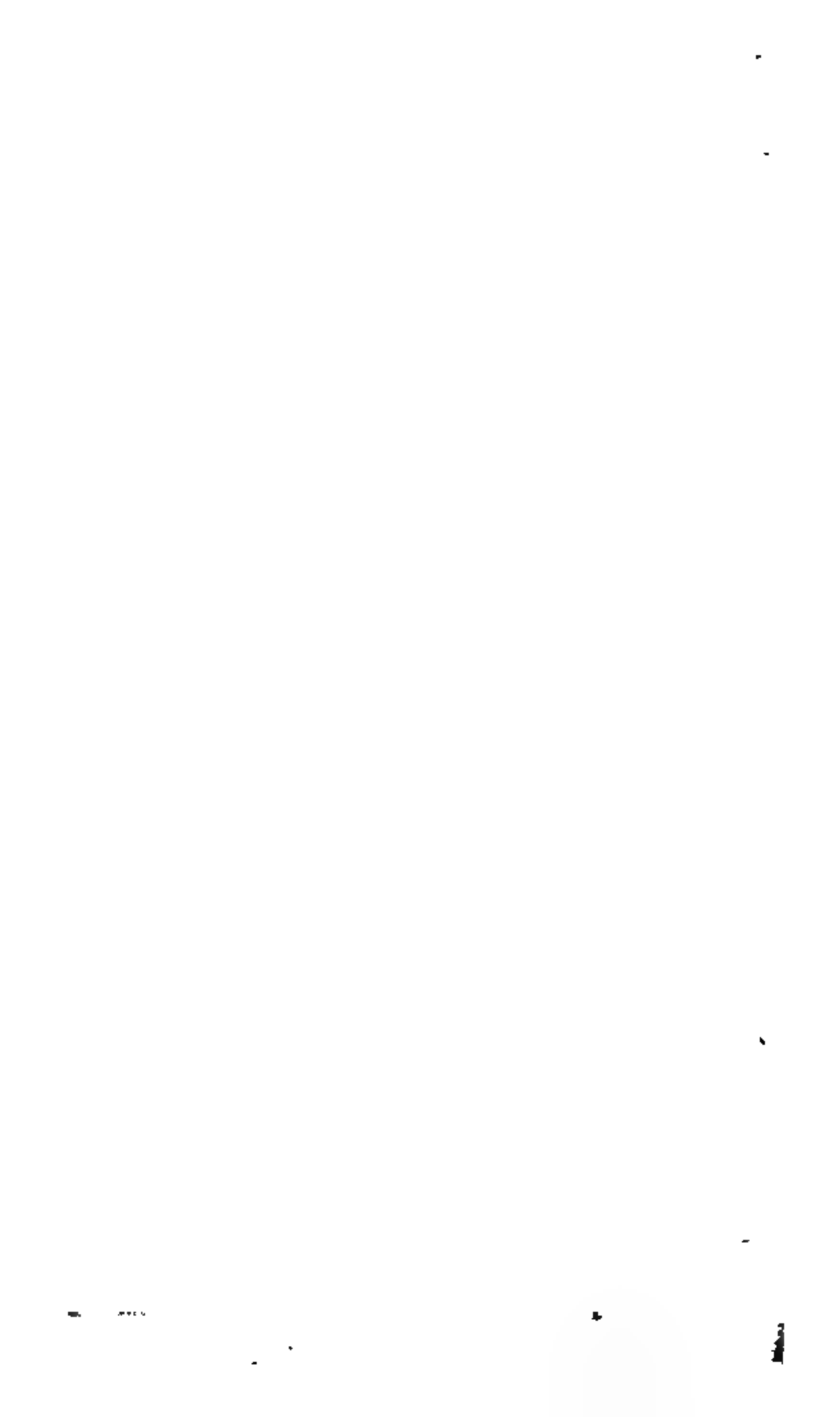
Es
Di
Hi
im
St
de
st
st

den Rabbinen in Spanien, Portugal, Italien und eben, und deshalb die rabbinische genannt wurde. Einige Grammatiken und Wörterbücher und andere Cellarius, Meiland; von der Harbt, Lychsen, Buxtorf worden, und allerdings belohnt der Reichthum der Natur, den man unter andern aus den Uebersichten eines eins und Wolf kennen lernt, ein solches Stadtbuch, nur wenig davon aus der blühendsten Periode des Jhdren. Als Grammatiker machten sich **Aben Esra** (gest. um 1232), vornehmlich aber **Elia Lepka**

durch ein (mehrmals gedrucktes) talmudisches Wörterbuch **Met Han Ben Jehiel** (1100), und durch ein hebräisches, welches lange in classischem Ansehen gestanden, **David Kimchi** berühmt. Der erste, der nach den Forschungen eines **Aben Esra**, **Maimonides** (geb. 1139, s. Maimon), **Salomo Jarchi** und **David Kimchi** eine größere kritische Arbeit, eine Revision des Pentateuchs, wobei die Masora seine Richtschnur war, vornahm, war zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts **Meper Hallevi** (**Haramah**) aus Toledo; ihm folgte der Rabbiner **Menaschem de Lonjano** (dessen **Or Torah** mit dem **Sohets Jadoth** Venedig 1618 gedruckt worden), und diesem **Salomo Roszi**, dessen Arbeit an Umfang und Gründlichkeit alle früheren übertraf. Unter dem Auslegern des N. T. sind die bemerkenswertheften der Sprachgelehrte aber **dunkle Aben Esra**, der dunkle und an Sprachkenntnissen arme **Salomo Jarchi** (um 1120), **Joseph Kimchi** (um 1160), einer der gelehrtesten Juden, und sein Sohn, der oft genannte **David Kimchi**; **Levi Ben Gerson** (vor 1370) und **Isaac Aberdanel** (vor 1508). **Maimonides** suchte dem Inhalt seiner heiligen Nationalschriften durch philosophisch-theologisches Raisonnement zu Hülfe zu kommen; unter dem vielen Commentatoren waren **Maschi** und er die vorzüglichsten. Zur Vertheidigung ihres Glaubens schrieben der genannte **Levi Ben Gerson** und **Lipman** aus **Wahlhausen** (1399). Um die Erdkunde der mittlern Zeit haben sich durch ihre Reisebeschreibungen verdient gemacht **Roset Petscha** aus **Regensburg** (vor 1187), **Benjamin** von **Tubelg** (seit 1160), und **Perizol** aus **Wignou** (um 1550). Auch die **Mathematik**, **Astronomie**, **Philosophie** und **Medicin** wurden von den Juden, vornehmlich auf den Schulen der Araber in Spanien, mit großem Eifer studirt und bearbeitet; da aber von ihren wissenschaftlichen Werken wenig gedruckt ist, so müssen wir uns begnügen, den oft genannten **Maimonides** anzuführen, der sich in seinem ursprünglich arabisch geschriebenen **Doctor perplexorum** als einen Philosophen, der aristotelische und platonische Philosophie mit der **Cabala** und dem **Talmud** vermischt, in seinem medicinischen Werken (**Aphorismi** und **De regimine sanitatis**) als einen Anhänger **Galens** zeigt.

M.

Rabelais (François), berühmt als humoristisch-satirischer Schriftsteller, Verfasser des **Gargantua** und **Pantagruel**. Er wurde zu Chinon um das Jahr 1483 geboren, wo sein Vater ein Gastwirth, nach Andern ein Apotheker war. In Fontenay, le Comte (Fonteney, le Veuple) trat Rabelais in den Franziscanerorden. Der Mangel an wahrer Gelehrsamkeit, den er aber hier bei den frommen Vätern fand, verleidete ihm bald seinen Aufenthalt, um so mehr, da Neid und Verfolgungssucht sich gegen ihn waffneten, die er durch manche Spötterei nur noch mehr reizte. Als er endlich einmal im jugendlichen Uebermuth einen Krupp anjender Bauerin mit ihren Musikern betrunken machte, legeten die Ju



(1773). Mabius behauptet als Verfasser eines Melanchthon Briefs. Sein Briefe und seine Briefe, sein Briefe Beobachtungsgesetz, seine besten Namen, seine letzte und ansehnliche Fortschrittsrede und die correcte Uebersetzung seines Erbauers stehen ihm über die Schriften seiner Zeitgenossen ist gegenwärtig weniger geliebt wird, in Uebersetzung jedoch sehr nachdrücklich verfaßt und wurde damals treffend und interessant war. Solche in französische und polnische, dazwischen dem und Schwebische übertrug worden, abstrahirt, (Kaufmann) werden die Juristen es dazu angewandt, das Recht im Uebersetz zu beibringen den Gang einer Rechtsangelegenheit zu verfolgen, wenn sie auch in der Hauptsache nicht so anders verfahren.

Mabius (Mogel, Graf von Pöhl), wurde 1618 in Leyde geboren. Er war ein Enkel des Vaters François von Pöhl: Mabius, der sich durch seine Commentaire sur les lois des provinces de la Louisie belgique unter Henri II. et l'Empereur Charles V. bekannt machte. Frühzeitig diente Mabius im Regiment seines Vaters mit Ruhm, und erzielte eine schnelle militärische Erhebung. 1665 wurde er Mitglied der Académie des Sciences, und nach erlösten von seiner Histoire amoureuse des Gaules, ein Werk, welches die Belustigung gewährt am Ende sehr ansehnlicher Preis aus der Welt bekannt machte. So großen Beifall diese Werke dem Publikum durch ihren juridischen Eitel sowohl als durch ihren Witze fand, so verwerflich ward sie ihrem Verfasser. Ludwig XIV., der ebenfalls Mabius abgeurtheilt war, ließ ihn zuerst in die Exilische setzen, dann auf seine Worte erweichen. Nachdem ihm langwierigen Eitel schrieb Mabius eine an die Königin Marie an den König, in denen er eben seine erhabene Stelle darlegt. Die Königin aber ohne Wirkung. Das Verdacht, und um nicht in der Welt verpöndelt zu werden, machte Mabius von auf Voltaire's Uebersetzung über den Abbruch des Ludwigs XIV. letzten Lebensverwehungen, bei aber Voltaire doch einige Freunde wider am Könige Ludwig, als nicht sich erwiderte, ihn besser zu verurtheilen. Nach erlösten Verwehungen erhielt Mabius rathlich die Erlaubnis, in die Hauptstadt zurückzukehren zu dürfen, da aber Ludwig ihn fortwährend geringhaltig behandelte so glog er bald wieder nach Leyden in seine Studien zurück, wo er fortan lebte, beschäftigt mit Ausübung von höchst schmerzlichen Studien, worunter die Einrichtung einer Bibliothek gehörte, deren Fund und Fortschritten, deren Uebersetzung er mit sich nicht unbedingt gleich dem französischen Juristen verließ. (Wissen, in seiner 1807 in 2 Bänden des ersten Bandes in die mittäglichen Departements von Frankreich, jedoch über diese wunderbare Sammlung (Wissen) besonders verfocht, er mit besonderem und hässlichem Spott über, Dreyglat, seine ehemalige, Willichte, die ihn verlassen hatte. Er starb 1693 zu Paris in einem Alter von 75 Jahren. Ist auch seine Schriften, besonders seines Uebersetz, Briefe, Briefe und eleganter Eitel ohne auszusprechen, so war doch als Mabius nicht schmerzhaft, da er von seinen Leuten durchgehend seine von wärtigen Gebrauch machte, und Uebersetzung die Uebersetzung über seinen Fortschritten war.

Mabius (Fouquet de Pöhl, Marquis de), geboren 1590 von einem adeligen Familie in Courgenon, wurde in seiner Jugend, durch Einfluß des Herzogs von Anjou, seines Verwandten, als Page bei dem König, von Frankreich an, edelt. Durch den Umgang mit Mazarin erlangte er die Liebe und Kenntniß der Poesie, und wurde sehr besonders durch seine

ant: Diese Schö-
 nheit, der Sagrais
 behauptete, daß Ma-
 ar zu oft war, be-
 listet hatte, verhe-
 ne Lebensbeschrei-
 bungen sind die vor-
 1 Ausgaben seiner
 1784 in 2 Duos

bleiblich an, und
 1 Thieren nur das
 nimen werden, da
 litten auf die Juno
 ist. Dagegen ist
 1 den Thieren ein
 zeichen, das nur
 ch verliert und in
 ensehen, der auch
 1 das Thier, wirkt
 weise, und wenn
 1 Folgen die Kenn-
 dagegen oft schon
 id ersten Fehlung
 rung des Unfentz
 iffallender Gegen-
 rheit in Hinsicht
 etz erbt das Kind
 re körperliche Ge-
 mer die eigenen
 ist ihm Farbe das
 eintritt, prädomi-
 10 höhere Intelle-
 100 Uebergewicht,
 10wendig zu sein

orzüglichste fran-
 oren, und erhielt
 1774. Schon hier
 r Dichtkunst, und
 krde. Unter den
 den er mit solchem
 et und mit diesem
 n das Collegium
 ef mit einer, auf
 1 Nympha de la
 Eolbert unter
 hofe ein Jahrgeld
 Von nun an in
 und fing an, sein
 rchten sein erstes
 obgleich noch weit

entfernt von der in der Folge von ihm erreichten höhern Vollkommenheit; erhielt dieses Stück damals doch vielen Beifall. Er hatte in demselben einigermaßen sich Corneille zum Vorbild genommen; bei den folgenden

Alexander (1666), dem Corneille ab fast allgemeinem Beifall im Jahr 1667, als zwei Jahre darauf setzten die Racine von seinen Landsleuten abbar gehaltenen Corneille'schen und wohlklingende Versifikation'stücken hervorstechend vorzüglich, so wie die Personen, die er schilbert, fast ganz den Stempel seines Jahrhunderts kommen, daß seine Helden nicht anders als Franzosen vom Hofe sind, jedoch weber seinen Zeitgenossen gefallen ist, da, von den Engländern zu der freieren und höhern Art von diesem Felde der Dichtung werden weiter unten Gelegenheiten erfahren jetzt in der Erwähnung dem Eindruck, den sie hervorbrachten. Andromache war es, als

Racine von dem bekannten Demarets her, der Dichter in andern Theaterstücken wurde. Diese sonders in der Fassung einiger Demarets und die aber auf Volleau'schem lernte, daß sie im überm Lobe angenommen gerichtet waren. Sie re doch nicht ganz ohne das Beispiel des Marignat, die traurig genug zu finden, daß es zuigte Racine mit einem ber mit St. Evreus in te sagen, das Amt elte zu seinem Ruhm vergrößert, Mithridat, rigen Stücke, welche au wurde Racine von Regierung zu schreiben z Folge mißverstandens n seiner Bahn abzog, n ten von wieder fährt dramatisch, von der das giebt, obgleich dieses in Frühmüdelei versank all gegeben wurde. So inens Leben bisher das nde, und der nur in der starb, man kann sagen,

ausgetretenen Herzen, da dieses sein Element über entzogen wurde; ein

Malafol hat ihm ein Günstigen des Staats zu zog, die ihn angetrieben
 Lasten des unter der Eitel-
 igt senfenden Volkes dar-
 thien konnte, den Unwillen
 gewöhnt war. Racine
 ng seiner andern mannl-
 Schriften, wollen wir hier
 en, was Racine mit Recht
 ihm die Anerkennung der
 in das anschließende Lob
 ist, wir möchten sagen, be-
 er, hat von seinen Lands-
 ; und die Unmuth und der
 t die andern mehr in dem
 t, als in Racine selbst, be-
 haupt nicht wenige Kenne-
 sie so entschlich beengenden
 :hörig zu würdigen; denn
 bsten Punkte in der poeti-
 icht verhehlt werden, daß
 : dramatischen Erzeugnisse
 ttenseite bietet, und es das
 zenlicher Umschwung war,
 er schaulichen Nachtreteret
 h verstandenen und erklär-
 lten ist dem französischen
 der Mantel angethan wor-
 a den Augen aller derjen-
 inhalten befangen sind, ein
 Dichtertalent eines Racine,
 s würde durchaus zu weit-
 widersprechend seyn, wollte
 was alles das französische
 begnügt sich bloß anzubew-
 de Racine's hatten. Da
 in Frankreich die Oberhand
 te sowohl als die Geschichte
 Stoff für die Tragödie dar-
 berlegt — so war der franz-
 Werken aus der römischen,
 Da aber ferner es eine
 ie Franzosen, seyn mußte,
 gliffenheit vorgekehrt wer-
 Recht abgeschmakt vorkom-
 hen und römischen Heroen
 ungen auftraten, und sich
 eher den Antik. Chambre
 Granicus und den Herk-
 von Eroja ähnlich haben.

Was diese uns auffallende und widerfres-
 beide Annatur noch vermehrte, war, daß der Regelzwang der französischen
 Bühne alle Zerst, ja selbst den Anstrich der Romantik verpante, und die dar-
 durch entstehende Lücke in dem aus der Mythologie und Heroengeschichte

Racine (Jean)

genannten Stoffe durch ein geschriebenes, spitzfindig philosophirendes
Machonnement zu erforschen suchte, das natürlich zur Erfüllung des Wunz
nicht wenig beitragen mußte; so wie die ängstliche Beobachtung einer hö
fisch zierlichen Anständigkeit nicht selten zu den merkwürdigsten Verände
rungen in dem gegebenen Stoff Veranlassung gab. Der schöne Weg, den
Corneille in seinem Eid eingeschlagen hatte, wurde zu früh von den Fran
zosen verlassen, und nur zu oft zeigt die Bahn, welche die französische tragö
dische Dramatik sich brach, den mühseligen Kampf, den der ewig auf etwem
sehr höfisch zugeschnittenen Kothurn einherwandeln sollende Dichter zu be
stehen hat, mit der historischen Prosa. Merkwürdig ist hierbei noch, daß
die französische Dramaturgie, die ihren Dichtern verbot, des Mittelalters
schöne, von Liebe und Romantik umgebene Stoffe zu bearbeiten, ihnen ge
stattete, der Muselmänner sinnlich rohes Leben sich zum Vorwurf zu neh
men, das dann aber freilich auch französisch wurde, und dadurch noch seltsa
mere Gestalten zum Vorschein brachte, als die eben so behandelte Heroen
zeit der Griechen. Welchen in der That höchst anfallenden Publikum die
Helden des Alterthums auf der französischen Bühne damals müssen ge
währt haben, erhellet schon daraus, daß sie in der zu jener Zeit üblichen
Hoftracht erschienen, und überhaupt durchaus sich so benahmen, daß wahr
haft mit Recht Schiller sie, persiflirend, mit den alten nürnbergischen
Gemälden von Königen und Kaisern vergleicht, die mit Krone und Scepter
sich ins Bette legen. Dieses alles hier Gesagte soll aber nicht dazu dienen,
Racine's gewiß der höchsten Anerkennung werthes Verdienst herabzusetzen,
sondern im Gegentheil muß es dasselbe noch mehr erhöhen, wenn man
bedenkt, was unter solchen Verhältnissen er dennoch leistete. Wie schon
bemerkt, war er unübertrefflich in wohlklingender Versification und in Aus
wahl des Ausdrucks, und mit großer Kunst ist von ihm der wenige Spiel
raum, der dem französischen Tragiker freigelassen war, benutzt worden zu
Steigerung des Gefühls und der Handlung in seinen Stücken, und seine
mitunter sehr zarten Schilderungen der Liebe verdienen meistvorzuzug
genannt zu werden. Eben so ist weder vor noch nach ihm die Sehnsucht und
das Verlangen eines durch widersprechende Leidenschaften krankhaft be
wegten Gemüths treffender geschildert worden, als von ihm. Wenn in
der Thebaide und dem Alexander die Ausschmiegung an sein Vorb
bild, Corneille, noch sehr sichtbar ist, so tritt er dagegen zum ersten Mal in
eigener, freier Dichterkraft auf in der Andromache, die mit allen ihren
Schwächen und Inconsequenzen dennoch bezeugte, was in ihm wohnte.
Als am meisten historisch richtige Schilderung verdient sein Britannicus
genannt zu werden, so wie hiergegen am meisten Bajazeth vers
pricht, ein Stück, welches unter die am wenigsten gelungenen des Dichters
zu rechnen ist. Ein gleiches Urtheil würde seinen Mithridat treffen,
wären nicht einige Scenen und Gestalten dieses Trauerspiels sehr vollkom
met zu nennen. Seine Phädra ist uns Deutschen durch die Uebersetzung
und Bearbeitung Schillers näher gerückt als des Dichters andere
Stücke; doch bekennen wir, daß sowohl diese deutsche Phädra, als die
ursprüngliche von Racine, das nicht ganz gewährt, was von einem solchen
Stoff zu erwarten erlaubt ist; ein Fall, der noch mehr bei Racine's Iphig
enia eintritt, in welcher die griechische Heroenzeit noch gewisser und
modernisierter erscheint, als in dem erst genannten. Von der Athalia
nur dies: In diesem Stück hat Racine den ganzen Umfang seiner Dichters
kraft dargelegt, und gerade dieses Stück war es, das die wenigst günstige
Aufnahme in Frankreich gefunden hat; ein neuer Beweis von dem
Mangel an wahrhaftem Gemüth unter den Franzosen.

Wie von Dem, wie oben schon erwähnt, auf der Frau v. Walsleben ein Uebersetzung gerichteten Krenschmarke & d. h. er mag hier um so weniger die ausschließliche Erwähnung haben, da es neben den bisher genannten in so mancher Hinsicht trefflicher Eikere freiere Platz verdient, sondern nur hier, wie, obgleich mit der Uebelle in Einer Artperiode und auf Eine Uebersetzung gerichteten, auch ein solcher und solcher Weise einmal zu erwähnen kann. Ueber den Inhalt, den Racine's Werke, so wie die französische Dramaturgie überhaupt, auf einer deutschen Sprache ausgeführt von Herrn Dr. August K. Heiter, T. O.

Racine (Louis), des Vorigen Sohn, zu Paris 1693 geboren, durch Willems den jüngeren Racine, der seinen Vater früh verlor, in Erziehung mit der Pflanzung ganz überführt, so konnte dieser sich demselben nicht enthalten, Umgang mit dem Vater zu pflegen, und wurde als Schieler de la Grèce, das, was auch nicht durch hohen Namen genannt, doch durch seine Leistungen und geistlichen Verdienste sich vortheilhaft auszeichnet. Dem Anfang zunächst geistlichen Stand widmete sich sein junger Racine, gerade so wie sein Vater, studierte, und erhielt auf Veranlassung seines Vaters, des Cardinals Fleury, eine Stelle bei der Hofverwaltung. Nach oben genannten Schieler (Louis Racine) noch ein anderes an die Religion und mehrere Ober. Früher wurde von J. J. Rousseau mit verdräutem Tode erhoben. Eine Lebensbeschreibung seines Vaters, so wie ziemlich wichtige Bemerkungen über dessen Dichtung, und eine Uebersetzung von Willems' verlorenem Parastich sind die Arbeit für literarische Verdienste Racine's, der 1763 nach mehrjähriger dieser Exzent um den Verlust eines besessenen Sohnes, wieder in der 1755 zu Paris statt gehalten Uebersetzungswendung angekommen war, nach. Ein sehr lebenswerthiger Mensch im Charakter von J. Racine war Reichthum und hohe Verehrung für seinen Vater. Von erzählt von ihm, er habe sich einst medicina laura, mit dem Finger auf die entsprechende Stelle aus der Uebelle folgend: Moi, als monnon d'un en glorieux para.

Mad., f. d. Art. Graf.

Madain (Joseph Friedrich, Freiherr zu). Der vornehmliche Hofmann (Madain) des Kaiserlichen Friedrich Christian von Coburg, dessen Waisenhaus, Freiherr zu Madain, war einer der vornehmlichen Männer, mit manchen anderen Kenntnissen ausgestattet. Im J. 1764 am 1ten November wurde ihm ein Sohn, Joseph Friedrich, geboren, dessen Erziehung er aber nur zum Christen zu führen konnte, da er bereits im J. 1751 nach Coburg zurückkehrte, eine geborne Gräfin Plummer, eine der vornehmlichen Frauen der damaligen Zeit, pflegte den kleinen Knaben, der in dem hochwürdigen Orden Kaiserin lag, und unter ihrer Leitung wuchs derselbe zum Jüngling heran. Welche schon Madain sich unter der Hand einer solchen Frau

in einem der Umstände verwirklicht, daß eine treffliche Frau erbe und arbeitete, in einem und, und nach im bedauerlichen Krieg, gute, auf dem die Familie damals lebte, etc. — Joseph Friedrich, Freiherr zu Madain, wurde im J. 1769 in die Militärkademie, und wohnte den in der Kaiserlichen Armee bei. Nach dem als Premierlieutenant bei der damaligen beauftragt, und 1769 zum Major ernannt. Erbe und arbeitete anwachte den Kaiser im Jahr 1769 die Kriegsdienste, wurde

1774 Kammerherr, und 1790 Hausmarschall am kurf. sächs. Hofe. Der Verlust seiner theuern Mutter machte jedoch eben auch dies Jahr zu einem der traurigsten seines Lebens. — Sein Landesherr gab ihm fortbauern und Beweise seiner Zufriedenheit und Achtung, und so ernannte er ihn später zum Hofmarschall, indem er ihm dabei das Directorium über die musikalische Capelle und die beiden königlichen Theater übertrug, beförderte ihn sodann zum Oberflüchenmeister, und endlich 1809 zum ersten Hofmarschall einer der angesehensten Stellen, zu welcher den Mann von Kenntnissen, Anhänglichkeit und Treue führen können. — Eine lobenswürdige Dame die zweite Tochter des unlängst verstorbenen Freiherrn von Bülow, zu lezt dänischen Gesandten am sächsischen Hofe, auf die alle Tugenden ihrer älterlichen Hauses fortgeerbt hatten, vereinte am Altare ihre Hand mit der seinigen, und begründete dadurch das höchste Glück eines thätigen, dem Vaterlande, so wie den Wissenschaften und Künsten geweihten Lebens. — Diese letzte Rücksicht ist es besonders, welche den Namen des Freiherrn von Radcliff diesen Blättern einverleibt, als ein nachahmenswürdiges Beispiel, wie Adel der Geburt mit Adel des Herzens und Auszubildung des Geistes sich vereint. Indem wir die Titel der von dem Freiherrn zu Radcliff herausgegebenen Schriften anführen, bezeichnen wir zugleich die so mannichfachen Zweige des Wissens, welche sein nach höherer Kenntniß dürstender Geist mit Lebendigkeit, Ausdauer und Glück umfaßte. Der chronologischen Folge nach sind es diese: 1. Briefe über Carl Linné, und die Naturproducte der Gegend, Dresden, Richter, 1788; 2. Ueber Kempele's Schwachmaschine, ebendasselbst, 1789; 3. Schreiben an einen Freund über den Basalt, ebendasselbst, 1790; 4. Briefe über die Kunst an eine Freundin, mit Kupfern, 1792, folg. 4.; 5. Darstellung und Geschichte des Geschmacks der vorzüglichsten Völker, in Beziehung auf die innere Auszierung der Zimmer und auf die Baukunst, Leipzig, Götschen, 1796, 4. mit vielen Kupfern; 6. Versuch zu Beurtheilung einiger Gemälde der königlich sächsischen Gemäldesammlung, Dresden, 1811, mit Kupfern; 7. Skizze einer Geschichte der Künste, besonders der Malerei in Sachsen, Dresden, 1812. Unter diesen zeichnet sich besonders das Nr. 5. aufgeführte kostbare, von großer Belesenheit, Beurtheilung und Geschmack zeugende, und mit trefflichen Kupfern geschmückte Werk aus, welches als das edelste in diesen Untersuchungen den Ruhm des Verfassers gewiß auf die Nachwelt übertragen wird. — Interessant sind die verschiedenen Sammlungen, welche der Freiherr zu Radcliff noch besitzt, nachdem eine sehr ausgezeichnete Reihe von Mineralien dem königl. Cabinet für Naturwissenschaft vor einigen Jahren einverleibt wurde. Mit Vergnügen zeigt der liberale Besitzer seine Insectensammlung, die Collection in- und ausländischer Hölzer, bedeutende Herbaria, und besonders eine sehr reiche Kupferstichsammlung den gebildeten Einheimischen und Fremden vor, während seine vielfachen Kenntnisse die Unterhaltung dabei beleben. Mit jugendlichem Feuer arbeitet der edle Greis noch im Gebiete der Wissenschaft und Kunst fort, und das Publikum hat noch manche gemeinnützige Schrift von ihm zu hoffen.

Wr.

Radcliff (Miss Anna), eine in England vielgelesene Schriftstellerin, deren abenteuerliche Romane durch Uebersetzungen auch bei uns bekannt geworden sind. Wahrscheinlich haben Cagliostro's Banaleiten in Paris den wilden Flug ihres jäggelosen Hippogryphen veranlaßt. Die Blendwerke dieses Wundermannes, Schröpfers mystische Thaten in Leipzig, und mancherlei seltsame Begebenheiten nach Friedrichs des Großen Tode in Berlin scheinen auch Schillers Meisterwerke erzeugt zu haben.

des Zweckes sehr kosmopolitisch und höchst wichtig war, indem gezeigt werden sollte, in welchem Abgrund des Unwesens mancher Feinde der Menschheit ganze Länder stürzen kann. Die Nachtreter Schillers, J. W. Goethe in seinem Genie, auch die Rabellif, hatten einen unbedeutendern Zweck bei ihren Schriften. Sie wollten durch schauerliche wunderbare Ereignisse und Gestalten bloß die Phantasie beschäftigen, und dadurch ein gewisses vorübergehendes Vergnügen gewähren. Da es indeß der Rabellif keineswegs an Erfindungs- und Darstellungsgabe fehlt; so bestritten ihre Romane: Die nächtliche Erscheinung im Schlosse Nagusa — Utholpho's Geheimnisse — das Grab (wahrscheinlich auch von ihr) u. a. m., allerdings wenigstens Leser, die sich mit solcher Unterhaltung zu begnügen gewohnt sind. — Uebrigens läßt sich schon vermuthen, daß ein so romanhafter Geist in einem weiblichen Körper auch im Leben manches Abenteuer gewagt haben werde. Allein sowohl des Zweck dieser Blätter, als auch die ihrem Geschlecht schuldige Delicateffe, verbieten uns, ausführliche biographische Nachrichten von dieser Schriftstellerin zu geben.

— dt.

N a b e g a s t, **Nebegast**, **Nidegast**, eine altdeutsche Gottheit, die besonders bei den Obotriten (heutigen Rellenburgern) verehrt wurde. Mit einem Vogel auf dem Haupte, einem Dohsentopf auf der Brust, Schild und Speer in der Hand, wurde er gewöhnlich abgebildet.

N a b i r e n heißt, bei den Kupferstechern, die mit einem Strich über den Stein die so entblößten Linien an, einpressend ins Kupfer hervorbringt (s. den Art.

die vom Mittelpunkte eines Kreises die halbe Diameter, oder Halbmesser.

N a b u s Häuser in Polen, welches die Litthauer, herleitet, und die stärksten Stand erhoben in Polen, und besonders im Reichthum der Herzog, und Fürstentum, Reich, Duka, Kopyl, und die der Ordinatoren von der zu Birze die bekannte der Reichlichen Linie (geb. Prinzessin Zulse, einzigen Kind wurde im Jahre 1817 Königin von Posen ernannt.

N a b u s umachen, Reulgen, Ländchen, und druck nicht bei allen sonst hauptsächlich nur bei Ländchen oder rothen Vornat. Eine nöthigen Proctur des Campfes u. s. w. (s. d. Art.).

N a b u s wo erheben die Ungarn

am adriatischen Meere, te und unter allen Stür-

men der Zeit sich erhalten hatte, bis in unsern Tagen durch die von Frankreich ausgehenden gewaltigen Erschütterungen auch er sein Ende erreichte. Die Religion der Bewohner des kleinen, aus wenigen Orten in Inselchen bestehenden Ländchens ist die römisch-katholische, ihre Sprache ein Gemisch von Slavonisch und Italienisch. Ihre Regierungsverfassung, an deren Spitze ein Rector stand, war aristokratisch. Vor ihre Umsturz stand die Republik unter dem Schutz und Schirm des türkischen Kaisers. Als Napoleon, nach dem Wiener Frieden 1809, aus den Oberungen im Süden der österreichischen Monarchie die illyrische Provinzen bildete, verleibte er Ragusa denselben ein, und die Selbstständigkeit der Republik nahm damit ein Ende. Am 20sten Januar 1810 ergaben sich die Forts und die Stadt Ragusa mit Capitulation an den österreichischen General Milutinovich. Die spätern Verträge bestätigten den fortdauernden Besitz der Eroberung.

Nah, **Naa**, wird bei Seeschiffen die am Mast querlaufende Stange genannt, an der das Segel befestigt ist. Nach Verschiedenheit des Segels wird sie Fock-Nah, Besan-Nah u. s. w. genannt; gewöhnlich wird mit diesem Wort aber nur die Stange des großen Hauptsegels am Hauptmast bezeichnet.

Raiken, **Räken**, oder eigentlicher **Rascier**, sind ein Volk slavischen Stammes, das in Servien und Syrien seine Wohnplätze hatte, gegenwärtig aber auch sich in Slavonien, Niederungarn, Siebenbürgen, der Moldau und Wallachei ausgebreitet hat. Im neunten Jahrhundert wird ihrer schon als eines kleinen Volksstammes gedacht. Leopold I. nahm viele Raiken in seine ungarischen Staaten auf, wo sie sich dahin wüste Ländereien anbauten. Viele von ihnen sind zur katholischen Kirche übergetreten, und werden jetzt **Unirto** genannt; die, welche dem griechischen Ritual treu geblieben sind, nennen sich **Altgläubige**, und stehen in Religionsangelegenheiten unter dem Metropolit zu Carlowitz. Fälschlich werden die Raiken mitunter Griechen genannt, mit denen sie nur zum Theil, wie bemerkt, die Religion gemein haben, durch aus aber nicht stammverwandt sind.

Rajah heißen die eingebornen Stammfürsten der Hindus, die vor der Eroberung der Mongolen, und zum Theil noch, doch jetzt größtentheils von den Europäern abhängig, die einzelnen Länder Hindostan regieren. Sie sind aus der Caste der **Ischetrins** (s. d. Art. Caste in Hindostan). Auf den ostindischen Inseln, besonders im Innern derselben, wo die Waffen fremder Eroberer noch nicht haben eindringen können, finden sich noch viele völlig unabhängige indische Stammfürsten oder **Rajahs**.

Rakosi oder **Ragoczy**, eine berühmte Familie in Siebenbürgen, die lange dies Land beherrschte, sich um die religiösen und politischen Rechte der Ungarn hochverdient, aber dem österreichischen Kaiserhause oft sehr fürchtbar machte. **Siegmund Ragoczy** war aus diesem Geschlecht der erste Fürst von Siebenbürgen, und sein berühmter Sohn und Nachfolger **Georg I.** verband sich im 30jährigen Kriege mit den Schweden, und errang für seine protestantischen Glaubensgenossen (1645) einen Frieden, der ihnen über 90 entrissene Kirchen und viele verlorne Freiheiten zurückgab. Er starb 1648. Sein Urenkel, **Franz II.** lebte im Privatstande auf seinen Gütern bis 1697. Kaiser Leopold I. ließ ihn aber, wegen angeblicher Unterhandlungen mit Ludwig XIV. von Frankreich, festnehmen; er entwich jedoch (1701), wurde darauf geächtet, und nun beschloß er aus Rache, die Ungarn von Oesterreichs Herr-

100,000 Mißvergnügten, die er
 se Fortschritte, weil der Kaiser
 seine zureichende Heeresmacht
 ihm der größte Theil Ungarns
 genommen, und mit raschem
 . Vergebens suchte Leopold dem
 erliche Magoczj foderte, daß An-
 tolerirten Religionen in ihrem
 ürde über Siebenbürgen zuer-
 alle confiscirten Güter ihrer Wä-
 arlboroughs und Eugens Sieg
 Armee bei Hochstädt setzte den
 der noch immer Siebenbürgen
 Heeresmacht entgegenzustellen.
 arb Leopold, und sein Sohn und
 is und Hollands Vermittelung
 den an, Oesterreichischer Seite
 Macht fortgesetzt, und umsonst
 verlassen, die Pforte für sich zu
 die Pest rieben sein Heer auf-
 r inne hatte, gingen über, und
 gen mit Oesterreich ein. Seine
 war, den er für sich gewöhnem
 n setzte während seiner Abwesen-
 ungen fort, die den 20ten April
 n ersten Mal darauf unterschrie-
 tände zu Ravol den Frieden, wor-
 erste und Zurückgabe der einge-
 sparteten freie Uebung des Golo-
 Nation die Herstellung der ver-
 t wurde. Magoczj kehrte nicht
 nach Frankreich, und endlich nach
 e in Amellen (den 2ten April
 s révolutions de Hongrie (à la
 .) hinterlassen, die von vielem
 us et moral du prince Magotzki
 N. P.

b, aus einer alten Familie, war
 bize 1552 geboren, und nachdem
 seinem 16ten Jahre bezog, eis-
 ion, um sich in dem sogenannten
 widmen. Aber schon 1569 ging
 igitu Elisabeth den Hugenotten
 nf Jahre, und focht nachher mit
 Nach seiner Zurückkunft nach
 Halbbruder Humphrey Gilbert
 , die aber ohne Erfolg war. Als
 te Engländer ausbrach, welche
 ndung unterstützt ward, bekam
 en Truppen des englischen Königs
 ond, und zeichnete sich in diesem
 itthalter von Cort ermanat
 : Dienste große Güter in Irland

erhielt. Raleigh hatte sich zu einem vollkommenen Weltmann ausgebildet, er besaß viel Gewandtheit, ein schönes Aeußeres, und jenen Ehrstich von Ritterlichkeit, der in Elisabeths Augen so hohen Werth hatte. Als die Königin einmal auf einem Spaziergange durch eine morastige Stelle aufgehalten wurde, zog Raleigh seinen kostbaren Mantel ab, und breitete ihn vor ihr zur Fußdecke aus. Ueber diese Galanterie freute sie sich höchlich, und unser Held verdankte der Aufopferung eines Mantels, wie man sagte, manche schöne Garnitur. Als er den Herzog von Anjou, der sich um der Königin Hand beworben hatte, aber mit einer schlägigen Antwort und großen Ehrenbezeugungen entlassen wurde, zu den Niederlanden zurück begleiten mußte, war Raleigh zugleich der Überbringer wichtiger und geheimer Botschaften von seiner Königin zu den Prinzen von Oranien. 1583 rüstete er auf eigene Kosten ein Schiff aus, um seinen Halbbruder Gilbert auf dessen letzter Reise nach Newfoundland zu begleiten; aber durch eine unter seinem Schiffsvolk ausgebrochene, ansteckende Krankheit, ward er genöthigt zurückzukehren. Im nächsten Jahre erhielt er ein ausgedehntes Patent zur Entdeckung und Anlegung von Colonien in den noch von christlichen Mächten nicht besetzten Ländern Nordamerika's. Er rüstete daher mit Hilfe einer Gesellschaft seiner Freunde zwei Schiffe aus, welche unter den Befehlen des Capitains Barlow und Amidas dahin segelten, die Insel Roanoke, an der Mündung des Albamarle-Flusses, im heutigen Nordcarolina, zu besetzen, und im Herbst mit einigen Waaren zurückkehrten. Diese Reise machte sich so gut bezahlt, daß die Gesellschaft in dem folgenden Jahre schon eine Flotte von sieben Schiffen unter dem Befehl des Richard Greenville, eines Verwandten von Raleigh, dahin schickte. Da aber mehre Versuche, dort Gold- und Silberminen zu entdecken, fehlgeschlugen, so verwendete Raleigh einen beträchtlichen Theil seines Vermögens, und überließ er einer Compagnie sein Patent, und behielt sich einen Antheil an dem zu erwartenden Golde und Silber vor. Durch jene Unternehmungen ward wahrscheinlich der Tabak zuerst in England bekannt, wofür allem Vermuthen nach verdanken wir ihr noch die weit wohlthätige Einführung der Kartoffeln, die zuerst auf Raleighs Gütern in Irland gebauet wurden. 1584 wurde Raleigh zum Deputyrten der Grafschaft Devon erwählt, und nicht lange nachher ernannte ihn die Königin zum Ritter; eine Ehrenbezeugung, womit sie, um sie nicht herabzumissethen, eben nicht freigebig war. Noch einträglicher für unsern Ritter ward aber ein Patent, wonach ihm allein im ganzen Königreiche die Befugnisse ertheilt wurde, den Kleinhändlern mit Wein Erlaubnißscheine zu diesem Handel zu geben. Dies war eine Art von Belohnungen, welche die Regierung Elisabeths immer zum Vorwurfe gereichen worden. Außerdem wurden ihm noch mehre große Güter in Irland geschenkt. 1586 wurde er zum Seneschall der Herzogthümer Cornwallis und Exeter, und zum Lord-Warde (Oberaufseher) der Zinnbergwerke ernannt. Er stand sehr in Gunst bei Elisabeth, daß ihr erster Liebling, der Graf von Leicester, dadurch beunruhigt, dem Grafen von Essex emporhalf, um Raleigh einen Nebenbuhler zu geben. In dem Jahre vor der Erscheinung der unüberwindlichen spanischen Flotte ward Raleigh Hauptmann der königlichen Garde, und Generallieutenant von Cornwall. In dieser letztern Eigenschaft hatte er die Uebung der Miliz dieser Landschaft zu sorgen, und zugleich war er Mitglied des Conseils, welchem die Vorsorge die besten Sicherheitsmittel gegen die von außen her drohende Gefahr übertragen war. Als die spanische Armada an Englands Küste

ersahen, kam er mit seinen eigenen Schiffen der königlichen Flotte zu Hilfe, und nahm Theil an der Besiegung des Feindes. 1589 begleitete er den vertriebenen König von Portugal, welcher sich wieder in den Besiz seiner Staaten zu setzen suchte. Die Königin ernannte ihn nachgehends zum Mitgliede ihres geheimen Raths, und vermehrte die Besoldung seines Weinpatents noch mit einem Tonneu- und Pfundgelde von den Biquens. Dies letztere war in Raleighs Augen keine geringe Gunst, denn obgleich er in mancher Rücksicht einen wirklich erhabenen Geist besaß, und ruhmfüchtig, prachtliebend und freigebig war, so war er doch sehr auf seinen Vortheil bedacht, und versäumte keine Gelegenheit, welche ihm zur Wahrnehmung desselben durch seine Hofverbindungen darbieten wurde. In dieser Rücksicht war er der Königin oft so lästig mit seinen Bitten, daß sie ihn einmal fragte: „Wann doch, Sir Walter, wollt Ihr aufhören, ein Bettler zu seyn?“ „Wann Ihres Majestät, antwortete er, aufhören werden, eine Wohlthäterin zu seyn.“ Auch machte er sich kein Gewissen, Bestechungen zu nehmen, und er soll bloß von einem Lyttleton, der des Hochverraths schuldig befunden war, sich zehntausend Pfund haben bezahlen lassen, um ihm Verzeihung auszuwirken. Selbst Kirchengüter mußte er an sich zu handeln, und ungeachtet all dieser Mittel, Geld zu gewinnen, blieb er bei dem Volke eben so beliebt, wie bei seiner Königin. Nach seiner Rückkehr aus Portugal wurde er in Irland mit dem Dichter Spenser bekannt, mit dem er, da er selbst Dichter war, eine vertraute Freundschaft schloß. Spenser feierte ihn in einem seiner Gesänge unter dem Titel: Schäfer des Oceans (Shepherd of the Ocean), und erkannte es mit Dank, daß Raleigh ihn zuerst der Königin bekannt gemacht hatte. Im Frühlinge 1592 rüstete er in Gesellschaft mehrerer Anderer eine Flotte aus, um Panama anzugreifen, und eine spanische Flotte aufzufangen. Er wurde zum Oberbefehlshaber jener Flotte ernannt, welche aus dreizehn Schiffen bestand, zu denen noch zwei königliche stießen. Bald nachdem er abgefegelt war, ward er von der Königin zurückberufen. Er theilte jetzt seine Flotte in zwei Escadern, um zu kreuzen, und kehrte dann zurück, ohne daß dieser Kreuzzug andere Folgen, als die Eroberung eines reichen spanischen Schiffes, welches einer Escadre begegnete, gehabt hätte. Um Raleighs Credit zu untergraben, beschuldigte ihn der Jesuit Parsons des Atheismus, wozu einige freie Aeußerungen des Ritters und auch seine Angriffe auf Kirchengüter Veranlassung gegeben. Die Königin ließ die Sache aber zu keiner Untersuchung kommen; allein dadurch, daß Raleigh einen Liebeshandel mit einer ihrer Hofdamen anfang, ward das Gemüth der jungen königlichen Königin ganz gegen ihn entrüstet, obgleich er das Fräulein heirathete. Er mußte dafür auf einige Monate ins Gefängniß wandern, und sollte die Gegenwart der kaiserlichen Elisabeth künftig meiden. Um sich wieder in Gnade zu sehen, unternahm er im Februar 1595 eine Entdeckungstour nach Guiana, einem Lande, welches damals noch fast bloß aus mährchenhaften Sagen von Schiffslenten bekannt war. Auf dieser Reise nahm er die Insel Trinidad für England in Besitz, und den dortigen spanischen Statthalter gefangen. Darauf segelte er mit einer Anzahl kleiner Fahrzeuge den Orinoko-Fluß hinauf, und nahm auch von dem angränzenden Guiana im Namen seiner Königin Besitz, welches jedoch eine bloße Förmlichkeit blieb. Indessen hatte er sich hiedurch wieder in Gunst gesetzt, und erhielt 1596 bei der Expedition gegen Cadix ein Commando unter dem Grafen Essex und dem Lord Effingham. Er zeichnete sich hier durch Tapferkeit und Klugheit aus, und ward im folgenden

Jahre unter Essex Oberbefehl Contre-Admiral bei einer Flotte, welche zur Wegnahme der spanischen Westindienflotte bestimmt war. Ein Angriff, den Kaleigh auf die feindlichen Schiffe machte, zog ihm Essers Willen zu, und ohne Verwendung seiner mächtigen Freunde würde er gefasst worden seyn, obgleich sein Angriff mit Sieg gekrönt war. Späterhin ward er zum Statthalter von Jersey ernannt. Er zengte in der Sache wider seinen großen Widersacher, den Grafen Essex, dessen Hülfsrichtung er auf eine ungeziemende Weise zu beschleunigen suchte, aus einem Fenster des Zeughauses mit an. Jacob bestieg den Thron mit Widerwillen gegen Kaleigh, weil er ihn nicht bloß als einen Feind des Grafen Essex, sondern als einen Mann betrachtete, der die königliche Gewalt beschränken wollte. Deshalb wurde er, obgleich äußerst höflich bei Hofe empfangen, doch seiner Stelle als Hauptmann der Garde beraubt, und öffentlich beschämt. Diese Behandlung kränkte sein stolzes Gemüth, und er nahm an einer Verschwörung Theil, welche die Einsetzung der Lady Arabella Stuart als Königin zum Zweck hatte. Er wurde gefangen, und als Hochverrätther vor Gericht gestellt. Sein einziger Mitheläger war Lord Cobham, ein Mann von unstätem Charakter, und zugleich ein Mitverschwörer, dessen Vorschlägen Kaleigh sollte Gehör geben haben. Er zeigte in seiner Vertheidigung so viel Beredsamkeit und führte so kräftige Gründe an, daß mehrere der Richter, welche höchlich gegen ihn eingenommen waren, ihn als ein unschuldiges Opfer betrachteten. Selbst der General-Attorney (Generalfiscal), welcher den Ritter Kaleigh bei diesem Verhör mit aller der boshaften Ehcane, die ihm sein Charakter und sein Amt erlaubten, behandelte, erstaunte über das Todesurtheil, und erklärte, daß er selbst ihn nur der Nichtangabe des Hochverraths würde schuldig befunden haben. Drei von den Verschwornen wurden hingerichtet, die Vollstreckung von Kaleighs Urtheil ward aufgeschoben, und er in den Tower gesetzt. Seiner Gattin ward es auf ihre Bitte erlaubt, ihm Gesellschaft zu leisten, und sein jüngster Sohn wurde ihm im Tower geboren. Obgleich der Besitz seiner Güter ihm geblieben war, so wußte sich doch ein Liebling Jacobs eines Theils derselben zu bemächtigen. Hier, im Gefängnisse, schrieb Kaleigh seine Weltgeschichte (History of the World), aber die Freundschaft des jungen Prinzen Heinrich, der seinem Vater Jacob höchst ungleich war, half ihm nicht zu seiner Freiheit, denn Heinrich starb. Erst nach zwölfjähriger Gefangenschaft erhielt er seine Befreiung. Um seinen zerrütteten Vermögensumständen wieder aufzuhelfen, beschloß er eine neue Fahrt nach Guiana, wo er Goldgruben zu entdecken hoffte. Es fanden sich viele Theilnehmer, und er erhielt einen königlichen Erlaubnisbrief dazu, ohne daß Jacob das über Kaleigh gesprochene Urtheil wegen des angeblichen Hochverraths zurücknahm. Im Juli 1617 segelte Kaleigh, das sein ganzes Vermögen auf diese Ausrüstung verwandt hatte, mit zwei Schiffen ab. Die Spanier, von seiner Unternehmung benachrichtigt, hatten sich an eben der Landseite, welche unserm Kaleigh angewiesen war, niedergelassen und Bergwerke angelegt. Kaleigh kam krank bei der Mündung des Oronoko an. Er sandte den Capitain Raimis deshalb den Fluß hinauf, bis an eine Stadt St. Thomas, welche die Spanier erbaut hatten. Diese feuerten auf die Engländer, wurden aber zurückgetrieben, und nachdem Kaleighs ältester Sohn geblieben war, wurde die Stadt geplündert und verbrannt. In der Stadt ward nichts von Werth gefunden, und Kaleigh verwies dem Capitain Raimis sein Verfahren so ernstlich, daß dieser sich selbst entleibte. Er kehrte mit schwerem Herzen nach Eng-

umwath ankam, und auf Ver
 suchte er nach Frankreich
 bracht, und vor dem Königl
 ung auf die ihm anstehend
 und man erlaubte ihm nicht
 bei der letzten unglücklichen
 esprochen, und den folgenden
 1. Adnlich und stark war
 hielt eine Rede an das Volk,
 e die Schärfe desselben, und
 igheres Mittel gegen alle Ue
 te des Blocks er seinen Kopf
 Herz nur rechtschaffen wäre,
 sel Walter Raleigh im 60sten
 6, der als die entehrendste
 hiet werden kann; aber viele
 un sein politisches und bür
 tekt. Seine Schriften sind
 che, politische, militärische;
 ssen aber sind veraltet. In
 der besten historischen Werke
 edanterei geschrieben. Die
 . Von seinen vermischten
 London 1748 eine Ausgabe

nte Monat bei den Türken;
 mer, nach Mondjahren rech
 daß er innerhalb 33 Jahren
 nat haben die Mahomedaner
 o wie das Bekram-Fest, das
 (s. d. Art. Bekram), sind die
 usische Religion.

633 zu Carpi geboren, zu
 Bon Parma, wo er seine Stu
 r Rubel, einem damals bei
 zu betreiben. In der Folge
 wandte sich aber nachher nach
 er der Arzneiwissenschaft bet
 ach achtjähriger Verwaltung
 na in gleicher Eigenschaft, wo
 inem Geburtsstage beschloß,
 als er in bereits sehr vorge
 täubenen Verluste seines Ge
 u Venedig ihn dringend bat,
 eben sey, ihn zu besitzen und
 ihm bekleidet zu sehen. Sei
 eben ein rühmliches Zeugniß

rich), einer unserer berühm
 mahler, auch Meßer mit der
 Hannover, zeigte schon früh

lebenswürdige Anlagen für die Kunst, und sein Vater, der hannö
 erische Hofrath war, suchte durch Unterricht in der Perspective und der
 VIII.

Delmeilher, den er dem Sohn gab, die Fähigkeiten desselben noch mehr auszubilden und zu entwickeln. Während einer Reise auf dem See machte er in wenig Tagen mehr als ein Duzend Veränderungen, welche die romantischsten Ansichten dieses Meeres gewähren. Er wurde von dem hannoverschen Minister zu St. James dem Könige vorgelegt und dieser ließ dem jungen Rameau das Reisegeld nach London ausgeben und ihm eine Stelle in der Akademie anweisen, und sorgte für seine

9 Jahre, und vervollkommnete sich unter Kunst, daß er jeden Gegenstand, der ihm vor sich stehen konnte, und die Größe, ein Duryhy und Bartolozzi, und Lambergs Zeichnungen ihre Platten so feine Stücke für die königliche Capelle und die königliche Bibliothek. Malerische Kunst um diese Zeit den Übergang Alexander Houle, den Palast des Prinzen von Wales Vergnügen seine Beschuldigung in 1782 nach den Niederlanden und Fürst Kaunitz ihn bei sich zu behalten, knüpfte mit dem berühmten Denon

dem jetzigen Generaldirector der französischen Museen, eine Anzahl Privatwerke an, die größte Oberzellen, und hielt sich gewisse Zeit in Rom und Neapel auf. Hierauf kehrte er nach Hannover zurück, und der König erteilte ihm das Diplom als Hofmaler. Mehrere Zeichner aus England haben so viel gearbeitet, wie er. Mehr als fünfzig Kupfersteine des Englands und Deutschlands haben der Fruchtbarkeit seines Pinsels nicht nachkommen können. Besonders zeichnet sich Rameau in der Architektur aus. Die Zeichnungen in den sämtlichen Kupfern der Prachtausgabe von Virlands Werken sind von Rameau. Es selbst gibt es zwei Bände derselben die Kalkkupfer, das eine mit der Antiquarische Kunst. Nach dem er fünf sehr schöne Plättchen zu dem Kaiserbuche St. Catharine's abenteuerliche Wanderungen von Welmar nach Corisbad (Leipzig, 1809. Zwölfte Aufl.) geliefert und ebenfalls verdient man seinen Zeichnungen die Lieblichen Allegorien und historischen Kupfersteine zu dem bekannten Kaiserbuche: Ueber die Kunst (Leipzig, 1809 und f.). Rameau ist auch Mitglied der akademischen Gesellschaft in Paris. Mehrere seiner Werke, besonders über seine Kunst Alexanders über den Brankus, hat man eine Schrift von J. C. W. Meissner, betitelt: Ueber Rameaus Kunst und Kunstwerke. (1792 & 1793)

Rameau (Jean Philippe). Dieser berühmte französische Musik- und Komponist wurde 1683 zu Dijon geboren, wo er auch zuerst die Musiklehre der Kontinuität lernte und bei einem herumziehenden Operntheater auftrat. Als er später in Bologna sein sonderliches Talent in seiner Kunst zeigte, ging er nach Triest und bildete sich als Violinist auf dem Clavier aus, so daß er hierin bald dem berühmten Marchand die Seite gesetzt ward. Nach seiner Zurückkunft ins Vaterland erhielt er die Stelle eines Organisten an der Pörmstraße zu Clermont, wo er nicht lange blieb, denn da er unter dem Marchand hatte lernen können, so setzte sich nach Clermont gezogen hatte, so folgte er diesem nach Paris und wurde sein eifriger Schüler. Hier gab er sein Werk über die Grundlagen der Harmonik heraus, das seinen Namen als Theoretiker in der Musik immer gründete. Da er gern als Opernkomponist auftreten wollte, so wandte er sich um einen Posten an den Hof des Königs. Dieser

lebendiger Phantasie nicht weniger eben so weit hinter sich zurück; er bietet nicht die hinter seinen Vordern. Ueberhaupt sollte Kammeler in aus eignen Kraft stehende Literaturerkenntnis. Dagegen besaß er ein feines und reines Schöneheitsgefühl und Sinn für Fortschritt. Wo er freiständig dem höhern Fortschritt entgegen, und je mildere Empfindungen dabei zeigte, befindet er sich mehr in seiner Evidenz. So ist es ihm in der folgenden Ode an den Frieden:

Die
Welt
hat
Krieg

bestimmen gelange
Erkenntnis zu erhalte
erachtet er als ein
brucht, wodurch er
hat. Den Zusammen

weist er gerade noch sehr unvollkommen angedeutet. Er ging von der Grundidee aus, daß jedes einseitige Wort nach Wahrheit kurz und lang zu bezeugt werden könne, so sehr auch Unwissenheit und Verstand darüber streiten; überhaupt blieb ihm der Kern und das Wesen des andern Wortes durchsichtig. Und nach dieser Idee, um den Zweck seiner Uebersetzung zu bestimmen. Er ist wenig hat er sich den Zustand der Freunde des Geistes bedacht erworben, daß er die Jöhleren beibringen nach seiner Art in Form einer Uebersetzung. Und etliche Jahre lang beachte er in Berlin, um nach mit den Bedienten vieler Andern, die er in seine letzten Pläne und seine Fabeln aufnahm, wie zu bildende Verwendungen vor. Er er dem frühlinge seines Freundes Reich und den Bedienten Höflich sein Stelle angedrückt ließ, ist von Wog in Berlin gewonnen worden. Wo seinen eignen Bedienten verdienen nicht seinen Lohn seine Entzettelung er nicht zu werden, von denen der Tod Jesu durch Strauß's Uebersetzung bedienter geworden ist. Seine geistlichen Werke sind eine sorgfältige Psychologie, und eine Schrift über allegorische Personen, zum Gebrauch für Künstler. Außerdem lieferte er eine Uebersetzung der Einleitung der hebräischen Wissenschaften von Wattens, die gegenwärtig seinen Bedienten nicht mehr existiert. Um die Uebersetzung von Kammeler's machte er sich große Mühen mit Kritik verdient. Ueberhaupt stand er mit den besten Könnern seiner Zeit, deren Umgang er mit Recht befaßt. In freundschaftlichen Verhältnissen, und wirkte mit ihnen gemeinschaftlich, fern in Schwitzsteinen und Partizipat, zum Ruhm unserer Literatur. In seinem Tode erschienen seine Werke in einer vollständigen Sammlung unter dem Titel: C. M. Kammeler's poetische Werke. 2 Bände, Weim. 1800, 1801.

Kammeldberg, ein Bergkamm des Harzes, an dessen Fuß die ehemalige freie Reichsstadt Goslar liegt. Der Kammeldberg ist durch seinen reichhaltigen Silber-, Kupfer- und Eisengruben wegen. Wenn eigentlich als diese genannt sind die gleichfalls im letzten Junius des 17ten Jahrhunderts. Der Berg nach soll der Erzstättelichem die Bedienten durch Kaiser Friedrich den Dritten vollständig auf der Jagd erbeutet worden sein, als sein Pferd, von dem er abgestiegen war, durch einen Unfall mit dem Fuß einen hoch am Tage liegenden Eingang entdeckte. Ein andern Tage erfolgte entdeckte jener ein Bergmann, mit Namen Kammeler, den inneren Reichthum des Berges. Nach Kammeler's Uebersetzung des Berges Reichthums soll man sich bedient im letzten Jahrhundert des

der Welt.

das ist nicht

von Kammeler

ist

ist

es mit seiner Freiheit
er nicht gleiches Tod verdient
gelittenen und correcten
neidende Verdienste erwerbe
den Uebersetzung hat er

M.

es Schießpulvers zum Sprengen des

son), schottischer Baronet und Ritter
 ich, Doctor bei der Universität Orford,
 aus einer jüngern Seitenlinie des als
 in früh hatte er eine große Neigung zu
 hematik und Theologie mit vorzüglic
 e ihn der berühmte Fenelon, Erzbischof
 ion. Dieser edle Mann liebte Ramo
 nem Tode aufrichtige Hochachtung für
 ritig sowohl in Frankreich, als in ande
 r mit Glück bekannt machte, so konnte
 if ihm aufmerksam wurden. Im Jahr
 England, nach Rom, um ihm die Erzie
 -Swistigkeiten am Hofe abthügen ja
 zurückzuführen. Man vertraute ihm
 l von Chateaux, Thierry, und in
 nne an. Bei der Erziehung besorgte
 r starb am 6ten Mai d. J. 1743 zu St.
 r vor 56 Jahren. Ramsay war von
 der sein affectirtes Wesen, die wichtia
 s allzuwenig verdeckte Bestreben, mit
 is, auch zur Unzeit, zu glänzen, gaben
 hn. Seine Werke, die zwar nicht von
 glücklichen Anlagen zeugen, sind fol
 Ouvrages de M. de Fénelon, archie
 vgraphie, die diesen edlen, gefühlvollen
 rler zwar lebendwürdig darstellt, aber
 Beurtheilung des Mannes unumganga
 leben ist. Ferner; Essai sur le Gou
 omètre, ou Réflexions sur les diffé
 m Mylord; Les voyages de Cyrus,
 ytere Werk ist mit großer Eleganz ge
 nheit und Reflexionen fast überladen.
 e Bossuet und Fenelon, ohne sie
 in von ihm einige englisch geschriebene
 rf. der Reisen des Cyrus, und verschles
 es Werk ist aber: L'histoire du Ma
 2 Bde. 4. Auch dieses Werk bräuden
 er Schreibart, der Ordnung und Präci
 demu theils herrscht auch hierin ein as
 und Sentenzen; theils — und das ist
 diesem Werke von jeder gemacht hat —
 s Lurene mehr dessen kriegerisches,
 bert, ja das letztere fast ganz vernach
 n sav's Namen ein nach seinem Tode
 der Sprache erschieneres Werk: Phlo
 en und geoffenbarten Religion, in gew
 erklärt, 2 Bde. 12. Da jedoch in dies
 in vorgetragen sind, die mit dem Glaus
 en der katholischen Kirche, der Ramsay
 stimmen: so hat man wohl mit Recht
 nicht von Ramsay geschrieben sey, ober

wenigstens nicht so von ihm betrahtet, sondern von Andern verachtet sey. — Endlich haben wir von Ramsay einen Discours sur le poëme épique, de man vor dem Telemach findet, und in dem der Verf. Fenelon's Grundsatz den dieser durch seinen Telemach mit Glück ausführte: daß man nämlich epische Gedichte auch in Prosa schreiben könne, folgt; ein Grundsatz, den Voltaire so wenig billigte, daß er ihn mit der Idee verglich, ein Concert ohne Instrumente ausführen zu wollen.

K. m. d.

Ramsden (J.), ein berühmter Verfertiger mathematischer Instrumente. Er war im Jahr 1730 zu Halifax geboren. Sein Vater, ein Tuchfabrikant, hatte ihn zu demselben Geschäfte bestimmt, dem Ramsden auch sich wirklich eine Zeit lang widmete. Eine Reise aber, die er als 20jähriger junger Mann nach London unternahm, änderte seinen Lebensplan. Hier lernte er den berühmten Optiker Dollond kennen, dessen Tochter er heirathete. Dollond unterrichtete ihn in der Kunst, mathematische Instrumente zu verfertigen. Zu der guten Anweisung kam eigenes angeborenes Genie Ramsdens für diese Arbeiten hinzu, und so konnte es nicht fehlen, daß dieser bald durch seine Kunst berühmt wurde. Schon im Jahr 1763 arbeitete er für die meisten großen Künstler in England, und sein

ebsten. Im Jahr 1768 eröffnete er ein Geschäft zu Heymarket, und bald darauf starb er. Als denkende Person, die gewöhnlichen alten Instrumente zu verbessern, sondern sein Genie, die Kunst zu verbessern, leitete ihn auf astronomische und sehr viele astronomische Instrumente; mehrere ganz neue erfundene Künstler Mitglied der königlichen Akademie hat er sich durch mehrere wichtige philosophischen Transactions findet

800.
la Ramée, wurde zu Luth, einem und schwang sich mit dem größten Ruhm bis zum Lehrer an der Universität. Er lehrte Philosophie, und zog sich großen Ruhm, aber auch verlor er den 25ten August 1572, als er die Logik von vielen behauptete, sie sey nur ein Werk. Sein größtes Verdienst besteht in dem Vortrag, wobei er sich sehr bediente, und zugleich die Reden in Frankreich, England und Deutschland seinen Hauptschriften gehören Inventiones, 3. 8. und Animadversiones in Dictionario, 8., wovon nachher häufig

Southillier de), zu Paris 1626 gedruckt. Rancé so ausgezeichnete Anlage im 15ten Jahr unter Leitung seines Vaters Gedichten, griechisch, mit Pierre Choderan an der Kirche Notre

hönen Wissenschaften, einzig sich bew
 deren Doctor er 1654 wurde. Nach
 ist Rancó sich geraume Zeit lang bew
 it, besonders einem vorherrschenden
 s plötzlich mit ihm eine seltsame, völli
 ließ die Hauptstadt und den Hof, zog
 und flug hier das einsame, beschauliche
 noch nicht zufrieden, verkaufte er bald
 für gelbste Geld, 300,000 Livres, an
 der that Profeß in der Abtei von Paris
 in das Kloster la Trappe vom Orden
 Da er auf sein Ansuchen die Erlaubni
 ze in seiner Abtei wieder bezuzustellen,
 rzenserklöster zu derselben zurückzuz
 r nach vielen Versuchen mißlang, da
 s eben keine große Lust bezeigten, so
 e eingeführten, sich zu unterwerfen.
 in seinem Kloster, das fortan der Sit
 : irdischen Freuden und Beschäfte wun
 denart der Mönche von la Trappe s.
 emüthern seiner Untergebenen recht
 einzuprägen, schrieb Rancó seine Ab
 Pflichten des Mönchsstandes. Ende
 : geweihten Mauern, legte Rancó mit
 e nieder, und übergab sie an Dom Jo
 . worauf S e r v a l s e sie erhielt, auf
 t wurde, da er die eingeführte stren
 m October 1700 starb Rancó, noch im
 hrend, auf einem Mischenlager. Seines
 sthum, über die Obliegenheiten der
 der ascetischen Strenge, zu der sein
 r die Ursache der so plötzlichen Veränd
 s dem Hof, und Weltleben in die trans
 , ist keine vöilige Gewißheit, doch soll
 die Veranlassung gewesen seyn. Als
 von einer Reise zurück, und eilte, sein
 d Salanterie berühmte Frau v. Mont
 ch eine Hintertreppe in ihr Zimmer,
 blutiges Haupt in einer Schüssel kle
 lehr gestorben, und man hatte ihr den
 tige zinnerne Sara zu kurz gerathen
 r schütterndsten Eindruck auf Rancó,
 ch dadurch zu einer so vöiligen Strenge

F. G.

Rang versteht man im weitesten Sin
 Weltweise betrachtet die Verhältnisse
 göttlichen Ordnung. Nur Herz und
 iche auf Achtung und Ehrerbietung.
 s Verhältnissen entspringende Vorzug,
 i Professionen, am auffallendsten aber
 verschiedenen Gattungen der Thier
 u. s. w. äußert; und, wo er gesetzlich
 sie bessern Köpfe der Ältern Juristen

haben diese Materie in satirischen Monographien, wie Thomasius seu Pomum Eridos in certamine dignitatum civilium, bearbeitet. Weil im Ganzen und erstker ist sie zwar neuerer Zeit behandelt worden; allein kein Rechtsphilosoph hat bis jetzt — unserm Zeitalter zur Ehre — daran Theil genommen, daher darin so wenig sichere Resultate gefunden werden. Stößt man in Repertorien des Staatsrechts auf das Rangrecht, so liest man daselbst von der Ceremonie, die unter Staatshäuptern Statt findet, so wie vom Range der Staatsdiener. In eignen Schriften hingegen wird unter dem Titel: Staats- und Privatrangrecht, nicht nur davon, sondern auch von den Präcedenzverhältnissen der niedrigsten Volksklassen gehandelt. Am richtigsten ist es wohl, das Rangrecht theils dem öffentlichen Rechte, theils dem Privatrechte zuzuthellen, und das zum erstern gehörige, in so weit es die Rangverhältnisse unabhängiger Staaten zu einander ausspricht, als einen Theil des Völkerrechts, in

unter einander darstellend (rechts) anzusehen. Wenn es zu einander betrifft, so nehmen scheint, wahr ist, daß es nicht möglich sey, von einem Orte Alles, was man der Natur, sobald ein Staatshaupten den Vorrang nicht mehr festsetzt. Zu dinstigen Anlässen zu Fulda und dem Bischof. Um solche Able Folgen der Gesandten folgender Mann nimmt geringere Ehren be; 3. man setzt sich nicht ab. Dies geschah zu Ungarn, vor der Kaiserlichen Kaiser Joseph I. nicht persönlich zusammen die Schriften wechselsweise gösslichen Mediateurs an englischen und spanische Stelle ohne weitere Ordnung oder den Versammlung an einer runden Tafel, wo die Gesandten der Könige von Polen, Großbritannien und in dessen Mitte ein

runde Tafel stand, nach der jeder aus seinem vor dem Saale befindlichen Sitze durch seine Thür auf ein Signal mit gleichen Schritten ging — einander becomplimentirten, und zugleich jeder sich auf dem seiner Thür gegenüber stehenden Stuhl setzte. Eben so ging der kaiserliche, der russische und türkische Gesandte 1737 auf dem Congresse zu Nikitrow durch drei besondere Thüren in eine Art von Schenke. Auch wird bisweilen der Rang für einzelne Fälle durchs Loos bestimmt. Dies geschah, als die Könige von Dänemark und Polen 1709 nach Berlin reisten. In ältern Zeiten mußten es sich bisweilen die Päpste an, öffentliche Rangstreitigkeiten nicht nur zu entscheiden, sondern auch allgemeine Ordnungen in dieser Hinsicht vorzuschreiben. In dieser Umfassung gehört

Papst P. Julius II.
 allgemein anerkannt
 scher Kaiser, römisches
 ionien, Portugal, Si-
 Polen, Dänemark, die
 rgund, die Kurfürsten
 og von Oesterreich, den
 die Herzoge von Wals
 egen hat man sich betr
 vlesmehe den Grund
 Besonders hat hier
 ig Eugen Adolph von
 erende Natursinn auch
 seelen angefangen hat,
 ngenen neuesten Eyna
 ntzig ist das Zwangs-
 line vorzüglichste Quelle
 ngen, welche aber erst
 der Gesetze ordentlich
 ofmarschall oder demjes
 ng gegeben sind, haben
 ab jener für seine Pers
 sich jemand durch den
 Man trifft unter dies
 elche je den Namen el
 ht unvollständig, und
 s einem Lande vor Ger
 den die Amtleute dem
 andern Hofämtern vor
 r hat ein Post letzten

en Volksklassen.— Das
 ich so vielfach entfalten
 dem Landfrieden sich
 es Dorfadels erniedrig
 ledenhelt, in welcher die
 ch und nach fing man an,
 iß sich Herkommen und
 n sich den Rang vor dem
 t, das Fräulein vor der
 leiber und Wetschenke
 die französische Revolu
 r Rang, und Titelnicht
 ben. In Johann Ehrh
 pach 1804) befindet sich
 rrschiedenen Klassen der
 ach alphabetischer Ordn

nung. Alle Rangreglements, welche in den beiden letzten Decennien verschiedenen Staaten erschienen sind, haben das Charakteristische, daß den Militärstand sehr hoch emporheben, den geistlichen Stand sehr wegzurücksetzen, dem Adel aber, als solchem, gewöhnlich gar keinen Rang einzuräumen. Darin erwies sich der Geist der Zeit, der feindselig gegen die Vorrechte der Geburt und die religiösen Institute, die einen und die andern zu unterdrücken suchte, den Soldaten aber auszeichnete, weil er die wichtigste Werkzeug der in dieser Zeit vorherrschenden willkürlichen Gewalt war. Hoffentlich werden auch hiezu unsere Erfahrungen und die Wiederherstellung eines rechtlichen und friedlichen Zustandes unter den Völkern, die Begriffe verächtigen und das Wahre geltend machen. En.

R a n z a u oder **R a n z a u** ist eine sehr alte und ansehnliche Familie im Dänischen, Holsteinischen und Meissenbargischen, welche durch mehrere denkwürdige Personen berühmt geworden ist. Sie leitet ihre Abstammung von Cuno, einem reichen Gutbesitzer im Holsteinischen, her. Ein Urenkel desselben, Namens Wolf, erwarb in der alten Mark große Besitzungen, welche das balsamer Land genannt wurden. Ein Enkel desselben, Wiprecht II., auch als ein großer Krieger der Vorzeit unter dem Namen des Grafen Wiprecht von Groitzsch berühmt, vertauschte das balsamer Land mit der Grafschaft Groitzsch im Meissenischen, und Kaiser Heinrich IV. machte ihn 1083 zum Burggrafen von Leisniz, und belehnte ihn auch mit der Markgrafschaft Lausitz. Die von seinem ältesten Sohne abstammenden Burggrafen von Leisniz starben 1538 aus. Der jüngere Sohn jenes Wiprechts aber, Otto I., welcher sich in seinem ursprünglichen Vaterlande Holstein niedergelassen hatte, baute das Stammhaus Ranzau, und ist der Stammvater aller noch blühenden gräflichen und adeligen Linien des Ranzau'schen Hauses. Zu den übrigen denkwürdigen Personen dieses Geschlechts gehören besonders Johann von Ranzau (geb. 1492), ein berühmter dänischer Feldherr, der schon in seinem 13ten Jahre als Krieger sich auszeichnete. Er machte große Reisen selbst nach Asien, und wurde in Jerusalem zum Ritter geschlagen. Als Luther in Worms seine Lehre so muthevoll und kräftig vertheidigen hörte wurde er ganz für ihn eingenommen, und war nachher einer der Hauptbeförderer der Reformation in Dänemark. Durch seine Klugheit verhalf er dem König Friedrich I. auf den dänischen Thron, schlug den Widersacher desselben, den abgesetzten König Christian II., der in Norwegen eingefallen war, mehrere Male, und stellte die Ruhe in diesem Reiche wieder her. Kaiser Carl V. und Franz I. von Frankreich wünschten, als sie mit einander Krieg führten, beiderseits Ranzau in ihre Dienste zu bekommen und machten ihm große Anerbietungen; aber er blieb seinem Vaterlande treu, dem er allein seine Kräfte und seine Dienste schuldig zu seyn glaubte und starb 1565. — Heinrich, Graf von Ranzau, aus demselben Geschlechte (geb. 1526, gest. 1599), war Statthalter von Holstein, und einer der eifrigsten Beförderer der Wissenschaften. Er belohnte die Gelehrten mit außerordentlicher Freigebigkeit, sammelte eine vortreffliche Bibliothek, die er möglichst gemeinlich zu machen suchte, und schrieb selbst mehrere Werke über Astronomie und Astrologie, über Arzneikunde, Kriegskunst u. s. w. — Jostas, Graf von Ranzau, Marschall von Frankreich, Gouverneur von Dänkirchen, war erst in schwedischen Diensten als General, wo er sich durch Tapferkeit und Klugheit auszeichnete. 1635 kam er mit Oxenstierna nach Paris, und ward als Feldmarschall von Ludwig XIII. angestellt. Auch hier erwarb er sich die höchste Bewunderung durch sein Feldherrntalent und seinen persönlichen Muth. 1638

in einen Plutenschnitz,
 und eine Hand. 1642
 zu aber, ward jedoch
 rt, aber bald wieder
 er ein schöner Mann,
 Hauptsprachen En-
 er er liebte den Trun-
 ch manche Unannehme
 seine Dienste belohnt,
 Minister wieder über
 n seyn, daß er nur ein
 rg von allem, was ein
 Deshalb machte man

• parus;

den

ur.
 • Ken, Kanzen, dem
 5 Dörfern. Der Herz
 1649 an Christian von
 tätigte den Kauf, und
 Amt Barmstedt zu eto
 Mitstande des wieder
 11 der Graf Christian
 fen, und dieser zu erw
 lle wurde, nahm Das
 doshalb zum wettenda
 11lichen Grafen, eine
 elt von Dänemark die
 enthält 44 Quadrato
 Meliton. P. N.
 rdste und vortreffliche
 Vater, Giovanni Sans
 am Ebarfreitage 1483
 rade Kunstalent Kos
 h anzubilden; allein
 pneten Talent nicht zu
 rlichen Hause von Ras
 lt dem Jesuskind (dies
 ises sammt dem Stüc
 h zu sehen) wurde der
 eltern Ausbildung sel
 elben in die Schule eto
 fiel auf den weit und
 en Gemälde noch ins
 alte Sanzio eilt nach
 artet aber dessen Aufg
 beiten vollendet hatte,
 de Künstler bald Freunde
 bittenden Vaters, den
 nehmen. Der erfreute

Vater eilt sogleich nach Urbino zurück, und bringt seinen Sohn nach Perugia. Unter der Leitung seines neuen würdigen Lehrers, der den jungen Raphael liebevoll aufnahm, entwickelte sich dessen Talent schnell, er übertraf bald seine zahlreichen Mitschüler, und erreichte in kurzem den Gehalt und die Behandlungsart seines Lehrers so weit, daß man Beider Werk aus dieser Periode kaum unterscheiden kann. Hiervon zeugen seine ersten Arbeiten, womit er öffentlich auftrat: die Krönung des S. Nicolo di Tolentino, und ein gekrenzter Heiland zwischen zwei Engeln, so er für zwei Kirchen in Civita di Castello malte; ferner eine heilige Familie, eine Verlobung der Maria, vor allen aber eine Krönung der Maria für das Kloster St. Francesco in Perugia (gegenwärtig in Paris), sämmtlich Arbeiten aus seinem 15ten bis 18ten Jahre. Während der Zeit war einem von Raphaels ehemaligen Mitschülern, Piaturicchio, die Ausmahlung des Bäckersaals im Dom zu Siena übertragen worden, und dieser lud den Raphael ein, nach Siena zu kommen, und ihm bei dieser Arbeit zu helfen. Raphael nahm die Einladung an, und hatte schon einen großen Theil der Cartons zu dieser Arbeit vollendet, als ein Zufall ihn davon abrief, der auf seine künftige Ausbildung vom größten Einfluß wurde. Raphael hatte nämlich erfahren, daß in Florenz die Cartons des Michel Angelo und Leonardo da Vinci, welche von diesen beiden größten Künstlern damaliger Zeit auf Veranlassung einer Preisaufgabe des hohen Rathes zu Florenz gefertigt worden, öffentlich ausgestellt waren. Er brannte vor Begierde, sie zu sehen, und eilte nach Florenz. Nicht allein die gedachten Cartons selbst, sondern auch Florenz, damals der Sitz alles Schönen und Trefflichen, machten einen tiefen Eindruck auf das jugendliche Gemüth; eben so wohlthätigen Einfluß hatte die Bekanntschaft so mancher jungen Künstler von Bedeutung, des Ghirlandajo, A. St. Gallo &c., deren, so wie Aller, die mit ihm umgingen, Gewogenheit sich Raphael schnell erwarb. Wenn auch Raphaels Geschichtschreiber nicht ausdrücklich davon reden, daß dieser in Florenz die Werke der frühern großen Meister, eines Cimabue, Masaccio, Giotto, Verocchio, Ghiberti, fleißig studirt habe, so wie es Michel Angelo und Leonardo da Vinci gethan hatten, so ist es doch, bei Raphaels längerem Aufenthalte in dieser Stadt, nicht zu bezweifeln. Es leuchtet auch aus seinen daselbst verfertigten Bildern hervor, unter denen vornehmlich eine Madonna mit dem Kind (jetzt in der Tribune zu Florenz), schon von Vasari überaus gerühmt wird. Vor Tod seiner Meister rief Raphael schnell nach Hause, und während er in Urbino die Erbschaftsangelegenheiten in Ordnung brachte, wendete er die Stunden der Muße dazu an, mehrere Gemälde zu vollenden, z. B. zwei Madonnen, einen S. Georg, und wahrscheinlich auch das Gegenstück dazu, den S. Michael, ferner einen betenden Christus im Garten (wahrscheinlich sämmtlich die in Paris befindlichen Bilder). Raphaels Liebe zu seiner zweiten Vaterstadt, Perugia, ließ ihn aber bald wieder dahin zurückeilen, wo er, da sein Ruf ihm vorangegangen war, mit offenen Armen empfangen wurde. Während seines zweijährigen Aufenthalts in dieser Stadt bewährte er diesen Ruf durch mehrere Gemälde: eine Madonna für die Kirche der Fratelli de' Servi, eine mater dolorosa, über welcher Raphael in einem zweiten Bilde Gott den Vater vorstellte (jetzt im Pallast Colonna zu Rom), und außer andern Staffeleigemälden einen Christus mit Gott dem Vater, von mehreren Heiligen umgeben, für das kleine Camaldulenserkloster, sein erstes Frescogemälde. Alle diese Arbeiten gränzen noch an den Styl seines Lehrmeisters, und zeigen noch nicht die Größe, den Adel und das Gewaltige seiner spätern Arbeiten, zeichnen sich aber durch Ein-

Eigenschaften, die der frühern Schule eigens
 es Gemälde, das ihm von der Signora Baglioni
 worden war, fing er nicht sogleich an, denn
 Ausbildung zog ihn zum andern Male nach
 Studien nach den obgedachten Atern Meis-
 terschaft mit Fra Bartolomeo, einem Künstler,
 Seite setzen kann, leitete ihn zu festern
 so schritt Raphael unaufhaltsam vorwärts,
 seines dortigen Aufenthalts nur auf seine
 1, wenigstens weiß man nur von einigen
 dem Bilde für Signora Baglioni, die er
 Er ging sodann nach Perugia zurück, und
 hien Gemälde an, einer Grablegung (die
 t nach Rom kam). Es ist dies ein wahres
 , der Zeichnung und des Ausdrucks, dessen
 seiner spätern Arbeiten übertroffen wird.
 bildes schied Raphael für immer aus Perus-
 tale nach Florenz, dem schönen und kunstreich-
 ahre lang blieb. Aber auch diesmal mochte
 äftigung seyn, wenigstens sind nur einige
 teter Zeit mit Bestimmtheit nachzuweisen,
 ta, la belle Jardinière (in Paris), und eine
 hrenvätern (in Brüssel), beides Bilder, die
 ndet wurden. — Der wiederholte Aufent-
 12 ist für ihn selbst, so wie für die ganze neue
 größten Einfluß geworden. Unter seines
 13 hatte Raphael das Mechanische der Kunst
 heilichen Vorkenntnissen begabt, betrat er
 und fand hier, daß Cimabue, Giotto, Giesole
 florentinischen Künstler, mit seinem Lehre
 unft nicht nur wetteifern konnten, sondern
 Fra Filippo Lippi, Mariotto Albertinelli,
 ta Bartolomeo, durch wohlgeordnete Com-
 und lebhaftere Färbung ihn übertrafen. Das
 jüge der größten Meister seiner Zeit in der
 n, so eignete er sich nun auch alle Vorzüge
 . Wenn aber Raphael der florentinischen
 so hat er im Gegentheil auch seine Ehrfurcht
 t. Ein auffallendes Beispiel dieser seiner
 ern, indem er zwei Figuren von Masaccio,
 trache zu Florenz noch jetzt sehen kann, in selb-
 dänderung copirte, nämlich Adam und Eva,
 iradiese treibt. — Unterdessen hatte Papst
 s Ruhms, den sich Rom später in den Küns-
 tante die erste Idee zum neuen Bau der Ver-
 rung des vaticanschen Pallastes ausführen
 e Veranlassung zu Raphaels, im Jahr 1508
 . Bei seiner Ankunft empfing ihn der Papst
 : Künstler Roms aber mit der größten Wohl-
 gleich eine Frescoarbeit im zweiten Zimmer
 onstantin, die Stänze della Segnatura ge-
 ter auf einer Seitenwand die Disputa ober-
 r. Wenn man seine obgedachte letzte Arbeit

von größerm Umfange, die Grablegung, mit diesem Gemälde verglichen, so findet man zwischen beiden noch große Ähnlichkeit (Die seine spätere Arbeiten nicht haben). Nur ist die Disputa weit vollendeter, alles Lebens Bewegung, Handlung, die Gruppirung unendlich mannichfaltig, die Wechselung in den Charakteren bewundernswürdig, jeder Strich voll Bedeutung, Seele und Geist. Sehen wir überhaupt für Raphaels Arbeiten mehrere Perioden fest, wovon die erste seine früheren, in Verugino's Manier noch verfertigten, die zweite aber diejenigen umfaßt, welche er nach seiner Veltorn's Tod in Urbino, Florenz u. s. w. vollendete; so bemerkt man

anter, welche in der Schule
 diesem Zimmer, sich noch die
 wahrscheinlich der Parnas
 , vorhergegangen ist) zeigt
 Männliches und Kräftiges
 von Athen den Befall und
 Frescomahlerelen anderer
 a ließ, um die Zimmer durch
 an deren Stelle in der obge
 Theologie, Philosophie, Ge
 des Plafonds den Fall Adams
 om's Urtheil, sämmtlich in
 zuletzt aber auf der vierten
 Mäßigung und Stärke, dar
 t dem Tribonian, Ingleiche
 orial, Advocaten übergleicht
 ete allegorische Figur. Die
 se sämmtlichen Arbeiten in
 mählde der zweiten anfang
 r Bedeutende, aber vortreflich
 in St. Augustin, al Fresco
 bollen in St. Augustin, des
 in St. Maria del Pace, und
 Raphael bisher in dem ihm
 Kraft immer höher gestiegen
 n Stenzen, die Vertreibung
 er ist der Styl weit ernster,
 ng weit geistreicher und mächt
 ter der Regierung des venez
 urch Leo den Großen entfernt
 f; und der Plafond diesel
 ban der Arche, Isaak's Opfer
 lzeitig damit sind die Grab
 ace (im Escorial), seine eben
 ehren Madonnen die Des
 ragung, bekannt unter dem
 idrid), Christus in der Glos
 sodann sein eigenes Bildniß
 ndere. Um dieselbe Zeit soll
 d breit erschollenen Ruhm bew
 ifflich ein Freundschaftsbände
 e seiner eigenhändig gezeichnet
 lt dagegen von Raphael eine
 Geschenk, Jene herrliche

urt, von den übrigen hat
Verlust um so mehr zu
gen in Hinsicht auf Compo-
sit des Ausdrucks, der Ge-
logen worden sind. Ein W-
papst die vierte Stange; h
unausgeführt; Raphael I
Schlacht des Constantin u
nang und ändern Schüler
rtrag, benutzt worden sin
inlich die Bilder der Gere
Mehrere Staffeleigemähl
i verfertigt worden zu sey
n dem mehrere fast gleich g
iren, nämlich in Florenz,
Paris, und in Wien, das
original ist), ferner seine W
Engel mit Blumen bestre
l, nicht völlig vollendetes G
in Cardinal Julius von Wi
is Karbdüne bestimmt wo
nn auch der gewöhnliche W
alte zwei Hauptgegenständ
n mehreren Kritikern gelte
en, daß dieses Gemählde a
re christliche Kunst hervorg
ist so edel, die Zeichnung
es herrscht in dem Charakt
so weit es von Raphael h
er von Raphaels übrigen W
istet, diese Vorzüge in de
f des verklärten Christus,
meisten bewundert wird; f
n heftigen Fieber ergriff

dessen Entstehung den Aerzten unbekannt blieb, und durch eine falsche K
methode geschwächt, starb der trefflichste Künstler in der Blüthe seines
bens, 37 Jahr alt, am Jahrestage seiner Geburt, dem Charfreitage 1520
Unnenbar war der Schmerz, in den ganz Rom bei dieser Nachricht
sank, gränzenlos die Trauer seiner Schüler. Diese verlor in ihm ihr
Vater und Freund, der sie bisher zu eignen trefflichen Werken begeist
und dessen wohlwollendes Herz das Band gewesen war, welches sie Alle
einem und demselben Streben vereinigete. Seine entseelten Ueber
wurden auf einem prächtigen Catafall in seinem Studensale im Ange
des Bildes der Verklärung öffentlich aufgestellt, und dann mit einer fe
lichen Leichenbegleitung in die Kirche St. Maria Rotonda (sonst Panthe
zur ewigen Ruhe gebracht. Dort liegen seine Gebeine noch jetzt, bis
seinen Schädel, der späterhin in die Akademie St. Luca versetzt wa
Sein, von Carl Moratti dort aufgestellt, von Baldini gefertigtes Wa
bild, nebst einer Inschrift des Cardinals Bembo, bezeichnen seine G
stätte." Alle gleichzeitigen Schriftsteller schildern Raphael als ei
höchst gutmüthigen, zuvorkommenden, dienstfertigen, bescheidenen und
benswürdigen Mann, der bei Hohen und Niedern in gleicher Achtung
und gleich beliebt war, an welchen besonders seine Schüler mit der innig

hündelt seiner Gestalt, die edle, nichts nehmen einem Jeden schon 't starb unverheirathet, doch was kurz vor seinem Tode hatte ihm u, seine Niece zu heirathen, und doch, wie es scheint, mit Wibers- te zu erlangen hoffte. Raphael's , an seine Lieblingschüler, Julius in die ungenüthne Angabe von Ra- Hinsicht ihrer Authentichität seyri daß ein volles Menschenleben zu Und dennoch hat Raphael wahr- ren alles dies geleistet, und das wie die Leichtigkeit, mit der er ar- uft man aber überdies, daß Ra- tte Schüler anführten, die Ent- rößern Gemälden, die er selbst le die vielen Stizzen zu Madone treit ic. beweisen, wo er oft erst f der Gewänder und Falten den spassen; bedeuft man ferner, daß rche, die Entwurfung von Platen ste, und mehrere dergleichen Res die Bewunderung für sein Genie n der Kunst, der Zeichnung, dem (von denen man selten mehrere te Raphael groß, in einigen ders aphaels Zeichnung, dem Ge- ten Unterricht gemäß, etwas Keff e und Antike fleißig studirt hatte, war nicht so erhaben war, als das tnet Hinneigung zur Natur, zum mehr in Anspruch nimmt, dahins i Raphael's Manusalter gewann , und nun wurde Alles Leben und Draperien sind immer einfach; ste Massen, und sind vortrefflich t verdeckt wird. Besonders schön re Leichtigkeit ist unübertrefflich. isfalls trocken, bis er, durch Fra die Natur zu Rathe zog: Wenn Kunst nicht zu Lizians und Cor's färbung immer zu schwer und uns ch J. B. in seinem h. Johannes in elner Verklärung, wie weit er es ser kann man eigentlich vertheilen, n Zeit sind meist von seinen Schül- chirt. Die Vertheilung von Licht il, allein in Hinsicht des Hellbun- hten größten Coloristen nicht aus- d dagegen waren es, die man als thum betrachten muß, und wörtli en hat. Raphael wählte immer

den Bewegt der Handlung, die er vorstellen wollte, welcher am deutlichsten die Gemüthsstimmung der handelnden Personen ausdrückte. Daß was er dachte vorzüglich, nicht mehr zu sagen, als er sagen wollte, nicht ein näheres Aesthetisches zu gebrauchen, nicht zu überreichen, seine Willkür nicht mit unändlichen Nebenreden zu überhäufen; sondern, achte mit der darzustellenden Gegenstände beschäftigt, den handelnden Personen wenig viel Bewegung zu geben, als gerade nöthig war. Dabei kommt es, daß man bei Raphael oft ganz gerade, fast einseitige Strömungen findet, die doch schon an ihrem Orte sind, und ergreifen, weil sie der Fortsetzung der Fama, der Seele, so viel Epitramm lassen. Die meisten Maler richten sich und richten ihre ganze Aufmerksamkeit auf das Componiren und Arrangiren jeder einzelnen Figur nach den Regeln der Kunst; sie wählen zuerst schöne Entwürfe, und betrachten dann erst, ob sie zu dem darzustellenden Gegenstände passen; er dagegen überlegte erst das Ganze der darzustellenden Beschaffenheit und den allgemeinen Charakter des Ausdruck, ging dann

und wählte auf die einzelnen Theile derselben die Bilder ganz Herz, Gemüth und Seele, so er nach der fast als andere Künstler vergeblich abgezeichneten Schüler gehören: Julio Pisatore, Polidoro Caldara di Caravaggio, Ben von Urbino, Petrus Paulus Rubens, die römische Schule, die sich durch die Vorzüge ursprünglich eigen waren, immer vor den andern wenn sie auch hier und da nur als ein schwaches

Schimmer von Raphael's Vorzüglichkeit erstrahlen.

R. L.

Kaspe (Adolph Friedrich), ein ausgezeichneter Schriftsteller und gelehrter Kenner mehrerer Sprachen, ward zu Hannover 1737 geboren, starb hier in Göttingen, erhielt eine Stelle bei der Bibliothek in Hannover kam 1767 nach Göttingen als Professor der Alterthümer und Aufsicht des Antiquariums und Münzkabinetts, befuhr dasselbe, und entsand deselbe nach England, ward eine Zeit lang bei den Bergwerken dort angestellt, und kam zu Kurost in Irland 1794. Er war bei manchen ständischen Reden ein Mann von seltenem Talente, ein guter Dichter, und besaß große Kenntniß der Naturgeschichte. Unter vielen andern Schriften ist er Verfasser eines englischen Werks über deutsche Vulkanen (An account of some permanent volcanoes and their productions, Lond. 1770), eines kritischen Versuches über die Delinquenz, gleichfalls englisch (Lond. 1781, 4.). Auch hat er viele Uebersetzungen aus dem Italienischen und Deutschen, vorzüglich ins Englische, geleitet, z. B. J. J. Herders mineralogische Kette, Reise nach Italien u. s. w. Besonders verdankt man ihm eine vollständige Sammlung der *Oeuvres philosophiques, latines et françoises de Leibnitz*, avec une préface de Kastner. Amst. et Leipz. 1765. 4.

Kastadt, Hauptstadt im Würtemberg des Fürstbischthums Baden, zwei Meilen von Karlsruhe, hat ungefähr 4000 Einwohner, und seit 1809 ein Gymnasium für Knaben, auch ein Schulsternschulhaus, und war bis 1771 die Residenzstadt der Markgrafen von Baden. Baden. — Besonders merkwürdig in der Geschichte ist Kastadt durch zwei Friedenscongrèsse, die hier gehalten wurden. Auf dem ersten (1713) wurden hier österreichischer Seits durch den Prinzen Eugen von Savoyen und von Seiten Frankreichs durch den Marschall Villars die Friedensunterhandlungen angeknüpft und dem spanischen Successionskriege durch den am 1ten Oct. 1714 unternommenen Frieden ein Ziel gesetzt (siehe auch Friedensschlüsse). Nach dem

Stapel

Statifikation

35

.....

.....

.....

der Art sein, daß sie keine andere Deutung als die der Beschäftigung mit Nationaltendenzen gälte.

Nationalismus (Verunftreligion). Die Nothwendigkeit Religion durch Verunftgründe herzustellen, war das Streben der besten Männer der alten und neuen Zeit. Cicero, Seneca, Erasmus, Locke, Cicero, Machiavelli, Voltaire, Bonnet, Linné, Kant und dem regelmäßigen, unerschütterlichen Bestand die Existenz Gottes und die Dinge gegen, wie Plato, Kant und solche Natur, und bewiesen auch nach die vernünftige Verbesserung im Bereich der Vernunft, und vollständige Unsterblichkeit. Die Wirklichkeit beweist weder theoretisch noch praktisch die Wirkung zeigte, und dem letzten christlichen Christen zum Christen sein des bloßen Vernunftgläubens zeigte entgegen. Wo ein Gott, da die

Wie wird das Gesetz ausbleibt, und da als freier Mensch die selbst Gesetz gibt? Wo ein schätzbare Belohnung, da die Belohnung der Kunst in ihr selbst liegt? Hier nur des Himmels wegen gerecht handelt, ist ein so verächtlich, als der nur darum nicht sticht, dem die Seligen ergebe. Der wahrhaft Weiße handelt recht, weil die Vernunft das Maß gebietet; ich muß das Gute thun um des Guten willen. Hörte man in alle lauthellen Hymnen: der Mensch ist frei, erhaben und sich selbst Gesetz gibt im Reich Gottes. Wo noch die Gottheit außer der Natur und unserm Verunft suchen, da wie sie in und tragen, oder es selbst sind? So lang wir keine sonnenklare Beweise von ihrer Existenz außer uns und der Natur haben, und uns bloß mit Wunden, Thren und Nachwehen abfinden müssen, wird ihre Unnützigkeit immer wahrheitsähnlicher bleiben. Was den sich selbst bestehen, und durch sich selbst gut und gerecht sein kann, hat nicht nötig, außer sich einen gewissen Grund der Existenz der Welt und der Unnützigkeit zu suchen. Die Bedenkllichkeiten gegen die praktische Wirklichkeit der Verunftreligion sind folgende: Wenn ich ein moralisches Wesen anerkenne, so muß ich auch von seiner möglichen Erfüllung überzeugt sein. Da mir nun die Verunftreligion ungewißheit, sondern nur Nachdenken geben kann, so fehlen ihr hierdurch die notwendigen Erleichterungen der Moralität. Bei dem Mangel der Wollust, bei den Forderungen der Tugend, der Mäßigkeit, und unter dem Sturme der Leidenschaften, welche auch die weisesten Menschen in Verwirrung führen, ist der bloß philosophische Glaube nicht stark genug, zur Eitlichkeit anzutreiben. Wenn Philosophen oft in diesem Kampfe erliegen, wie soll die Verunftreligion auf ein ganzes Volk wirken? Was eine positive und geordnete Religion auch nicht im Stande, die Eitlichkeit herrschend zu machen, wie kann es die natürliche Liebe thun? Collet hat gewiß das erhabenste System davon aufgestellt, und es durch sein Leben und seinen Tod bekräftigt, und doch haben wir weder seine Schüler, noch viel weniger andere Menschen nach seiner Weise gerichtet. Man hat ihn verehrt, geschätzt, bewundert, aber nicht als eine seltene Erscheinung auf dem Theater, denn als einen Heiligen, oder Erleuchteten unter den Menschen. Seine Schüler Weisheit und bescheidenen Nachfolger Eitlichkeit haben mehr praktische Erfolge ihrer Lehren gefunden, als dieser Herrscher, dieser Heiland der Verunftreligion. Was sind bei man sowohl in den Lehren des Collet, als in seinem Leben, nicht

in Dinge nicht gekannt und
 ihm steht es ihm an, daß er
 verderblicher, als aus dem
 Er wirkte daher auch auf
 anderes Beispiel von dieser
 gion haben wir in unsern
 Rousseau, Kant, Fichte
 en Schule der sogenannten
 munitätsglauben praktischen
 erschaffen; aber auch ihre
 roßer Irrthum, welcher das
 glaubt, daß alle Verfassun-
 gisten der reinen Vernunft,
 sen; diesen Meinungen wo-
 an neue Vernunft selbst, ins-
 der speculirenden Vernunft
 und der Verfassungen seyen.
 nun nicht allein an und für
 sich besonders im Kampfe
 (Rationalismus), in welchem
 auf unsere Zeiten befindet,
 an Seiten unter dem Worte
 Offenbarungsglauben und
 den und dasselbe entweder
 an den verstehen. Die Phi-
 losophen strebte, leitete dadurch
 her die Fähigkeit des
 Staats ein, und aus die-
 sem Rationalismus und Offen-
 barungstrachtete die Religion als
 schwebendes und zu Bildendes,
 Rationalist als etwas Men-
 schliches finden wir beide Theile
 von Zeit zu Zeit aber tren-
 nen zu vereinigen. — Ob-
 gegenstand des Offenbarungs-
 glaubens, von jeder das Eigen-
 the war, so kann man doch
 in welchem er ein temporä-
 res erlangt, einen großen Theil
 annehmen und dadurch zur vor-
 zue erhoben hat. Im 16ten
 welche ihm die Bahn zur
 Kant. Der Socinianis-
 mus Rationalismus, konnte
 geist dazu noch nicht so vor-
 antrat, hatten schon
 Rationalismus, die Franzosen aber
 losen Vernunftglauben so
 an so entwerfenden Einfluß
 Genußlust, als auch durch
 gesteigerten und gestimm-
 te, um diese willkommenen

muß erkennbaren Wes-
 selte gab den Rath,
 so, daß der reine In-
 teil der Vernunft zu
 ordinet, sondern als
 eigen. Unser diesen
 ig, welche außer und
 a Jacobi, Fried,
 endbarung sey entbehr-
 ertest werden durch
 , was ihr noch nie ge-
 tausende wohl schwen-
 rung in Vernunftan-
 ungen ohne Hilfe her-
 rus an die höhere Or-
 der der Nationen, oder
 de verschaffen können.
 über die Offenbarung
 regeln und herummel-
 iten, aber es muß ihr
 kommen, um das heil-
 ist zu bringen. Wie
 ste dieses Bedürfnis
 ersehen und zeitlich
 göttliche Dinge nicht
 a kann, so muß Gott,
 jen kund machen. Er
 offe n b a r t e seyn;
 ie göttliche Kraft eines
 tel allen positiven Glau-
 n und in ihrem Lobe
 welche noch keine Bew-
 igen sind die sichersten
 gegen das Leben und
 i gibt und die Heilte
 erlichsten Glaubens-
 n durch aefuchte Bem-
 lern die Wissenng, wor-
 erst unthunlich darthun
 nur mit wenigen Wor-
 den Götter neben mir
 löhen, und fällt unbe-
 ung und Handlung ist
 ter der Liebe und das
 sen? Eine Religion
 us Begriffen, Urbe-
 k sie ihre Göttlichkeit,
 olen zusammengesetzt
 ischen offenbaren Wohl-
 erwandeln. Ob nun
 gen unserer Vernunft
 enthalten, was höher
 also, wie z. B. in den

Christlichen Glaubenssymbolen, von einer Dreifaltigkeit in der göttlichen Natur, von einem Sündenfalle, von Wiedergeburt und Erlösung des Menschengeschlechts, von einem Gerichte Gottes, von Himmel und Hölle; gesprochen wird, so übersteigen diese Glaubenssätze freilich die Gränzen der Vernunft; allein da wir durch die Untersuchungen und Nachforschung mehrerer Philosophen, z. B. Sokrates, Plato, Leibniz und Kant selbst in unserer Vernunft schon Ahnungen davon finden, so können sie nicht, als gegen die Vernunft streitend, verworfen werden, ohne deshalb bloße Vernunftreligion zu seyn. Nichts Aeußerer können wir begreifen ohne das Innere, zumal geistige Erscheinungen verstehen wir nur aus unserm eignen geistigen Leben zu verstehen. Keine Sprache verstehen wir ohne die allgemeine Grammatik, die nur in uns selbst liegt, keinen Denker ohne die allgemeine Logik; die Kunst besteht hier darin, das Besondere aus dem Allgemeinen zu deuten, ohne es doch wieder dieses aufzulösen. Die Möglichkeit einer Offenbarung im gewöhnlichen Sinne zugestanden, so muß doch im Menschen ein Vermögen liegen dieselbe aufzufassen. Ja, er muß auch die Kraft haben, Religion in sich zu erzeugen; denn noch ehe die göttliche Offenbarung in die Welt getreten war, haben die Völker ihre Religion, wenn gleich unrein, gehabt; und noch jetzt, fern vom Lichte des Christenthums, mitten im Dunkel der Willkür, finden wir die schwächeren oder stärkeren Schimmer des religiösen Glaubens. Wie man diese Anlage zur Religiosität auch nennen möge, natürliche Religion oder Vernunftglaube, es geziemt dem nachdenkenden gebildeten Protestanten darüber ins Klare zu kommen, und die in aller Menschenvernunft liegende Wahrheit mit der göttlichen Lehre Christi zu vergleichen, ob zwischen ihnen Widerstreit sey oder Uebereinstimmung. Es gilt hier das Verhältniß des Allgemeinen zum Besondern; im Christenthume erscheint das Allgemeine und Ewige der Religion, zwar in der größten Reinheit und Vollkommenheit, aber in einer besondern Gestalt. Die Kunst der echten Schriftauslegung, so wie der ganzen historischen Theologie wird seyn, das Allgemeine im Besondern zu finden, und dieses aus jenem zu verstehen; wo hier und da noch Dunkelheit bleibt, zu warten des Herrn und seines Lichtes. Nur wer mit den ewigen Ideen der Vernunft vertraut ist, wird in den Geist des Christenthums eindringen können. Der Einwurf, daß so das Göttliche und Ewige dem menschlichen Urtheile unterworfen, und unter die Herrschaft des Verstandes gestellt werde, beruht auf einem Mißverständnis. Der Verstand soll ja nicht die ewigen Wahrheiten der Religion erfinden und schaffen, sondern nur als nothwendig in uns liegend anerkennen. Der Glaube ist von Gott, er ist das geistige Band, das uns mit der unsichtbaren Welt verbindet, und über uns selbst emporzieht. Der Mensch kann nicht davon und nichts dazu thun; aber er vermag nicht nur dessen geheimen Regungen im lebendigen Gefühle zu folgen, sondern auch sich denselben in klarer Selbstanschauung bewußt zu werden. Dem Menschen ist ein inneres Auge gegeben, durch welches, wenn er die verschiedene Thätigkeit und Lebensäußerungen des Gemüthes verfolgt, in der Tiefe des inneren Lebens den Quell entdecken wird, aus welchem jene himmlische Flamme, die alles erwärmt und erleuchtet, hervorbricht. Entdecken wird er sie, aber nicht ergründen. — Auch der Einwurf ist nicht zu fürchten, daß wir durch diese Forschungsart und Ansicht das Christenthum zu einer bloß menschlichen Erscheinung herabwürdigten, indem wir in ihm nur die ewigen Wahrheiten des Vernunftglaubens, und noch dazu in einer zeitlichen Gestalt, wiederfinden. — Allein, nennen wir nicht das göttlich, was

über Muthelt und Hohelt *Ratschy*, und
 Daseyn, über die vergänglichsten Erschei-
 nungen des menschlichen Lebens, emporhebt zur Eru-
 ngeren höhern Abkunft und an den heiligen
 S eben dadurch läutert, stärkt, veredelt
 mit Gottes Wort und Spure, als wo wir
 dem und Unergründlichen ergreifen, und
 Seynd und der endlichen Betrachtung so
 der höhern Anschauung im Glauben und
 der erhabenen Größe und Schönheit des
 g des höhern geistigen Lebens das Wort
 : Gedanke der heiligen Allmacht und Eo-
 ligen Würde, das uns bewegt und hebt,
 wie eine göttliche Erscheinung, weil wir in
 es Glaubens in reinen klaren Gedanken,
 mit der Allgewalt lebendiger Uebersinn
 in ihm die Erhebung des Gemüthes, die
 Kraft der Begeisterung und Andacht sin-
 Grundung das Wort der göttlichen Qua-
 rrichteten Welt in geistiger Urschönheit
 im Schoße der Ewigkeit selbst hervorge-
 t übermächtiger Selbstkraft die Schwanz
 Sägel der Weltherrschaft ergreift; Roth
 und ihrer Bildung, über die mannichfalt
 und ihrer Formen, der Welt des Christen-
 thums da; er beherrscht und lenkt alles
 seine Behmen und unterwirft alles seinem
 in der Göttlichkeit des Erlösers zweifeln,
 thums, die wir so glücklich sind, in der Er-
 wir sollten an seiner Wahrheit zweifeln;
 ist unserer Zeit als die Erinnerung des
 ich bestätigt? Wir sollten an so vielen
 l ganz erklärbaren Begebenheiten schwe-
 m Wichtigsten, von dem Willen des Wan-
 nß verständigte, kein Punkt unerfüllt ge-
 hne nicht unbedingt vollen Glauben haben
 und jetzt aufs Neue vor den ganzen Welt
 ren als dem bestätigt, an dem er Wohlge-
) aßeln hören sollen? W. L.

genannt, welcher in seinem Denken und
 handeln den allgemeinen und besondern Richtungen des Verunftglaub-
 ens folgt; oft auch nur im Denken den Ansichten desselben huldigt, wähe
 und er im Handeln ganz das Gegentheil beurkundet. W. L.

Ratschy (Joseph Franz von), zu Wien geboren im Jahr 1757, ge-
 storben 1810. Er war einer der belobtesten Dichter Oesterreichs und
 Deutschlands. Seine Gedichte empfahlen sich besonders durch ihren lau-
 denen, nativen Witz, ihre leichte Versification und durch Reinheit der Sprac-
 he. Wichtig wirkte *Ratschy*, der mit Humauer, Alvinger, Pieher und
 andern der besten Köpfe Wiens in genauer Verbindung stand, durch seine
 patriotischen Schriften, auf die Bildung des Geschmacks und auf die Aufkla-
 rung seiner Nation. Von seinen Schriften führen wir nur, außer dem vielen
 in *Rufensmensch*, dessen Rathgeber er längere Zeit war, sein be-
 rühmtestes Gedicht; *Welch ein Sturz* (Wien 1794 und 1795 und

Schöpfbuch (1790), und über einen Weibste (Wien 1805). Die letztere enthält Episteln, Kirker, Epigramme, Erzählungen und andere kleinere Gedichte, von Wieland und Joh. Baptist Lamm.

Koch. Das Verbrechen des Mordes (rapina, subbaria, de morte damn) kritisiert denn, wenn die Entwendung einer Sache durch einen Congreg nicht öffentlich lebendgetadelte Verantwortlichkeit gegen den Täter beweisen kann und angeklagt wird. Es besteht also dieses Verbrechen aus einer Verletzung angeborener Rechte, mit Verantwortlichkeit gegen eine Person, und unterwirft sie demnach vom Richter im eignen Sinne. Nur muß diese Verantwortlichkeit seine öffentlich lebendgetadelte nicht seyn, weil sonst ein schwereres Verbrechen, der Mord nach, statt der Mordthat aber haben der Ort, wo er begangen, die Person, an der er verübt worden, eben so wenig Strafe auf die Krone besitzen, als der Mord nach Mord und der Mord der Gewalt. Bei den Römern war als eine Verbrechen dieses Verfalls starkester Straf schick, nach der gewöhnlichen Verurtheilung ((. Verurtheilung)) ist es öffentliche mit dem Schwerte bestraft worden. — In einer andern Artung von Verbrechen, nämlich in dem, welche gegen das Recht der freien Disposition des menschlichen Eigenthums (das) gehört der Menschen nach. Man versteht darunter in der That, wo das Elementum aufzuheben ist, die Verletzung der Freiheit eines Menschen durch widerrechtliches Festhalten desselben und demnach ist solches Verbrechen öffentlich strafbar. Nichts desto weniger ist die Verletzung des Elementum zusammenhängende Plagium des Romes ist mancher Zeit durch die sogenannte Verurtheilung und Exilium bestraft worden. Sowohl das Festhalten die Verurtheilung der Mordthat, so kritisiert das Verbrechen der Entführung. Der öffentliche Mord (Mord nach) wird in der Geschichte Republik mit Todesstrafe bestraft. La.

Kochgel, (. Vogel,

Koch ist der dreierlei Dampf, welcher aus den dreierlei Körpern aufsteigt. Nämlich dieser Dampf ist er der Flamme (N. d. Br.); geliche wird nicht, so sehr die Hitze. Das Verwehen eines Körpers ist eine sehr scharfe; wo diese Zerlegung aus Mangel an einer geeigneten Luft ausständig erfolgt, entsteht der in dem weichen Flare die Luft nicht stark genug in die in dem weichen Dampf einbringen und die durch aufsteigt. Flamme verwandelt kann. (so bemerken wir bei den weichen Flamme aus dem Koch über ihrer Spitze, der je weiter er sich von der Flamme entfernt, desto mehr sie sich abkühlt und abkühlt; das höchste und dichteste Theil ist verdichtet so bald in der Kälte und setzen sich in dem weichen in dem Körper als Rauch an. Uebrigens mag der Koch, da er aus einem Theil der Bestandtheile des Brennmaterials gebildet wird, nach Bestandtheile dieser Bestandtheile verschieden seyn. Wenn Holze besteht er aus Kohlenstoff, starr dem Sily nahe verwandten Sauer und Wasser und dergleichen Theilen. So um so mehr von dem Brennmaterial angezogen werden geht, je mehr davon in Rauchgehalt aufsteigt, so hat man in dem weichen Theile dieser Bestandtheile angegeben, um vornehmlich durch Verwehen des Luftiges die vollständige Zerlegung des Brennmaterials zu verhindern. — Daß da, wo die Luft so verdichtet ist, daß sie leichter als der Koch ist, dieser nicht aufsteigt, sondern sich abwärts senkt, wie wir dies aus dem Verwehen wahrnehmen folgt aus dem Gesetze der Schwere.

Kocher heißt (. Koch versteht, um die Luft zu verdichten, und schädliche Stoffe aus ihr dadurch zu entfernen. Einmalig haben man

zur Hindurchlässigkeit angefüllt und lange Zeit, bei Vermehrung der Luft, darin erhalten wird. Da aber in einem solchen mit oxydirter Luft angefüllten Raume niemand wegen Erstickungsgefahr resp. Gefahr kann, und eine minder starke Anwendung nichts oder doch sehr wenig nützt; so schickten sich jene zwei erst genannten, dem Athmen minder schädliche, Räucherungen viel besser für Krankensäle und Wohnzimmer, die salzsaure Räucherung hingegen vorzüglich für menschenleere Räume, denen zugleich angestechte Kleidungsstücke, Geräthe und Waaren aufgehängt und gestellt seyn können, um den ihnen anhängenden Ansteckungsstoffen zu zerstören. Uebrigens stimmen auch die öffentlichen Nachrichten überein, so wenig es Morveau zugeben will, daß die salzsauren Räucherungen gegen heftige ansteckende Seuchen, z. B. gegen das gelbe Fieber in Malaga, in der Höhe derselben wenig gefruchtet haben, dahingegen gegen solche Krankheiten, die von Sumpfluft (gelobtem Wasserstoffgas, oder eingesperter Luft (wie die in den versperren Sälen, worin Seidenwürmer gezogen werden, und welche die Wärrer krank macht) herkommen schon in geringer Menge dienlich gewesen ist, wie auf Waldern und der Scheldeflotte. 2. Räuchern, d. i. durch Rauch dörren, wird vorzüglich beim gesalznen Fleische, bei Fischen u. s. w. angewendet, um den Körper gegen Fäulniß zu schützen und sie als Nahrungsmittel aufbewahren zu können. Sie werden zu dem Ende dem Rauche des Holzes ausgesetzt, dessen Wärme nicht allein austrocknend auf sie wirkt, sondern die übrige Bestandtheile, die dunstförmige Essigsäure, Kohlensäure, brandiges ätherisches Del, verflüchtigtes Harz u. s. w.; das Fleisch auch chemisch verändern und die Anlage zur Fäulniß unterbrechen. Vorzüglich werden zu diesem Zwecke Holzarten empfohlen, die wie Wachholder viel Harz und riechendes Del verflüchtigen. Rauch ist der sichtbare Dampf, der von einem brennenden Körper in die Atmosphäre aufsteigt. Er ist ein Product der Verbrennung, d. i. eine durchs Verbrennen gebildete Zusammenfassung des atmosphärischen Sauerstoffes mit den Grundstoffen des brennlichen Körpers, die aber noch nicht vollständig mit Sauerstoff gesättigt sind, weshalb sie nicht nur sichtbar aufsteigen, sondern auch noch weiter verbrenntlich sind (s. Verbrennung und Thermolampe). Die sichtbare Theile des Rauches bestehen in Kohle, die meist mechanisch mit fortgerissen wird, auch wohl in den gebildeten Luftarten aufgelöst seyn kann, sich aber an kalten Körpern wieder absetzt und diese schwärzt (Ruß); gebildeter Essigsäure; in brandigem Del (Theer), dem zugleich mehr oder weniger zersetztes Harz beigemischt seyn kann. Man sieht übrigens, daß der Rauch nach der Beschaffenheit des brennenden Körpers verschiedene Dinge enthalten müsse, wovon uns nicht nur die verschiedene Farbe des Rauches schon überzeugt, sondern auch sein Geruch, seine Schärfe, mit welcher er auf die Augen und Respirationswerkzeuge wirkt; und endlich die chemische Untersuchung der aus dem Rauche abgesetzten Producte. Letztere zeigt unter andern, daß der Rauch der thierischen Stoffe höchstes Lauge-salz enthält, während das Holz Essigsäure liefert, die man beim Kohle-brennen im Großen als Sauerwasser auffängt und benützt. Fs.

Raucourt, ein Dorf unweit Lüttich, merkwürdig durch die daselbst 1746 geschlagene Schlacht zwischen den Oesterreichern und Franzosen (s. d. Art. Moriz, Graf von Sachsen).

Raugraf, im Mittelalter die Bezeichnung gewisser gräflicher Geschlechter, so wie andere Rheingrafen, Wildgrafen u. s. w. genannt wurden. Woher diese Benennung stammt, die jetzt erloschen ist, läßt sich nicht mit entscheidender Bewisheit angeben. Manche wollen in

nicht finden, und gleich
 von dem Kalium ein
 recht Ruhe und Orde
 Landstrichen her, die
 damals zu den rano
 d Waldungen wegen.
) und Rangrafen am
 nach und Wizey lagen.
 rangräßigen Würde
 erte der Kurfürst vom
 ie Land damit zu verzo
 ten Gemahlin, Luise

l ein völlig abstracter
 t den scharfsinnigsten
 denen darüber aufges
 n verschiedenartigsten
 itergeschoben. Bald
 , den Kether, bald die
 innimmt, verstanden
 id falscher Begreifung
 Newton nennt ihn
 gen nimmt Raum als
 em körperliche Dinge
 t darum nicht hinterla
 Härte, Schwere
 gedacht werden muß,
 seyn sollen, welches
 im, der ohne weiterm
 ist der Raum die no
 inter welcher dem Aufs
 eht sich denn auch die
 erfelbe dennoch bleibe,
 edanken sich aufhebt,
 welsend erklärt, wird
 unmöglich ist. Die
 Dimensionen (Höhe,
 und denselben Raum
 bunen aber als erwie
 id betrifft, so kann sie
 werden, da die Erfahr
 bre Beschränkung Ob
 l u me giebt es nicht
 zur Theil des Eins

Selte eben, auf der
 Auge sich in gehöriger
 and darstellt, als Glö
 ben Darstellungen des
 Gegenstände.
 an dem guten König
 iger Berühmtheit gew
 and trat in der Folge

in den Orden der Kreuzknecht (Barfüßer),
 her hatten. Grober Ausschweifungen u
 Orden verstoßen, in dem er Anfangs sich
 beliebt gemacht hatte. Nicht lange nach
 Morde angeklagt, konnte aber nicht über
 das Leben zu verbleiben, unter der Hand
 aber auch nicht glücken wollte, so daß er en
 Kluder seines Geburtsorts sich näherte.
 lung seiner äußern Lage, verbunden mit
 müß, stimmte ihn zu melancholischem u
 Schwärmerel ausartete, als er anfing; si
 beschäftigen, die sein unglückliches Vater
 sen. Seine Seele, von wildem Haß g
 wählte sich, den guten und menschlichen
 die zu betrachten, den zu vernichten ein
 Stimmung wurde bald den Gegnern des
 Neßen, den noch schimmernden Worsah i
 Zwei Mal war er schon in Paris gewesen,
 Königs zu vergreifen, wurde aber durch
 daran verblüdet; endlich gegen Ostern i
 schelllich von Heinrichs Geißeln auf's neu
 am 14ten Mal führte er ihn wirklich aus;
 am Eingang des Louvre, eine Gelegenheit
 und als Heinrich Nachmittags zu seinem
 Galle, fuhr, folgte er dem Wagen bis u
 wo der König halten mußte, da der Weg
 gesperrt war. Diese Gelegenheit benutz
 Kade hinauf, und verfechte dem König, u
 dem Herzog von Vendome, wandte, rasch
 der eine das Herz traf. Mavallac hätte
 aber er hielt triumphirend das blutige W
 der gelungenen That (s. d. Art. Heinrich
 und sein Prozeß sogleich eingeleitet. W
 an ihm vollstreckt, unter den unsäglichsten
 den Qualen, die Mavallac eben so ruhig d
 Tortur, und ohne weder sonderliche Reu
 ber und Mitschuldigen bei seiner empfind
 währenden Verwünschungen des Volks
 rung gebracht haben: „daß, wenn er ge
 lebt würde, er den Noth nicht unternom
 Advocat zu Angouleme war, hatte das Un
 Ende zu erleben.

Mavanel, war ein Gefährte Jean Cavallers und Anführer
 der Camisards (s. d. Art.). Winder glücklich wie Cavaller, wurde Ma
 vanel im Juni 1705 nebst mehreren Unglücksbrüdern, bei Gelegenheit
 des Aufstandes in Languebec, wobei er als Mitschuldiger ergriffen worden
 war, verbrannt. Mavanel zeichnete sich eben so sehr durch seine Kühnheit
 als durch seine religiöse Schwärmerel aus: Ein Beispiel von der ersteren
 mag hier Platz finden. Die Regierung hatte einen Preis von 1000 Lih
 und das Versprechen der Verzeihung für denjenigen von den Anführern
 gesetzt, der Mavanel's Aufenthalt entdeckte, weil sie hoffte, wenn sie die
 Anführer der Camisards vernichtete, diese ganze verhasste Secte, die freilich
 sich nicht unter den schandhaftesten Verbrechen schuldig machte, — wenig

geschichte (Methodus plantarum nova) heraus, dem 1688 das Werk unter dem Titel „Historia plantarum generalis“ in 2 Folio-Bänden folgte, worin an 6900 Pflanzen beschrieben werden. Dies ist noch immer eine der vorzüglichsten botanischen Werke der Engländer, und überhaupt unschätzbarem Werthe. Außer diesen und andern botanischen Schriften gab der thätige Ray auch eine systematische Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere und des Schlangengeschlechts (Synopsis methodica Animalium quadrupedum et serpentini generis, 1693) heraus, welches seit Aristoteles Zeit das erste Werk in dieser Art war, und dem bald nachher zahlreiche, von denen das eine die Naturgeschichte der Fische und Vögel, die andere diejenige der Insekten enthielt, folgten. Auch einige theologische und andere Werke schrieb Ray, wodurch er sich als einen religiösen, aber vorurtheilsfreien Christen darstellte. Er starb, von seiner Gattin und drei Töchtern überlebt, im 77sten Jahre seines Alters 1705 zu Notley, wo ihm ein schönes Denkmal errichtet wurde.

Raynal (Guillaume Thomas François), Mitglied der Academie von London und Berlin, wurde 1713 zu St. Genie in Guienne geboren und trat frühzeitig in den Orden der Jesuiten. Sein eifriges Streben im Wissen sich auszuzeichnen, brachte ihn bald in Berührung mit den berühmtesten Männern seines Vaterlandes; doch wurden im Allgemeinen Raynals Verdienste als Gelehrten und Schriftstellers in Frankreich weniger als im Auslande erkannt und gewürdigt. Die zweite Herausgabe seiner Histoire philosophique, des Etablissements et du commerce des Européens dans les deux Indes, zog ihm 1781 vom Parlament Landesverweisung zu, weil darin eine in der That weitgetriebene Bitterkeit gegen die Könige und Herabsetzung der Religion herrsche, und die Königin verwarf dies Werk als den Erguß der Verirrungen einer nichtswürdigen Seele. Raynal begab sich nach Deutschland und in die preussischen Staaten, wo er jedoch nicht allzulange blieb, da er, nachdem er mehrere Höfe besucht, die Erlaubniß erhielt, nach Frankreich zurückzukehren, wo er nun einige Jahre entfernt von Paris zubrachte, 1788 aber auch dahin zurückkam, und in den stürmischen ersten Zeiten der Revolution in ziemlich bedrängter Lage lebte, bis nach dem Sturz der Jacobiner, denen er, trotz seiner in seinen Werken gepredigten Fürstenherabsetzung, nicht zusagte, seine Verhältnisse sich einigermaßen besserten, und er wieder ernstlich anfang, manche begonnene schriftstellerische Arbeit fortzusetzen; aber schon 1796 machte der Tod seiner Thätigkeit ein Ende. Die erwähnte Histoire philosophique etc. ist unter seinen Schriften die ausgezeichnetste, und so ungünstig die zweite Auflage auch in Frankreich aufgenommen wurde, erwarb sie doch, besonders in England, ihrem Verfasser vielen Ruhm, da darin eine Menge neuer Ideen über Menschenwerth und Menschenrechte darlegte, freilich auch mit manchen Auswüchsen und Uebertreibungen gepaart, die allerdings verwerflich erscheinen. Wie sehr die Britten dem Verfasser dieses Werks ehrten, beweist folgender Zug. Als Raynal kurz nach der ersten Ausgabe des gedachten Werks, wohl fühlend die demselben noch anlebenden Mängel, eine Reise durch Holland und England machte um Materialien zu Berichtigungen zu sammeln, war er gerade zu London als ein Neffe von ihm, der in der französischen Marine diente, gefangen nach der Hauptstadt gebracht wurde; der Minister erklärte ihn sogleich für frei, als er hörte, Raynal sey sein Oheim. Daß er im J. 1783 den Stiftern der schweizerischen Freiheit auf einer Insel im Vierwaldstättersee ein Denkmal mit Besetzung seines Namens

itten

steht nicht ganz

in der vorzüglichsten
Konson, wo er eine
glied des geschriebenen
Noster bekannt macht
des Gedichtes ward von
der Holländische überse
vorzüglichstes Werk ist
die in fünf Aufzüge
vorzüglich damit besche
zu zeigen, und fand
arbeiten kann man de
ist das, was ihm dur
ann man nicht läugne
schuldig und sterblich

Dies mögen wohl die
nicht den allgemeinen

Geschichtlich wichtig
tand sehr brauchbar sind
zu ihren Prozes, welche
vorzüglich wegen der
Er a m e r hat der
arbeitet zu haben: Die
Raynonard, in Zamb
findet sich die historische
Im J. 1308 wurden in
setzung, deren Verfasser
in Alexandrinern abge
eine Uebersetzung haben
erschienen.

Der Körper A kann einen
gen, oder doch seine Be
ng mittheilen. Bei die
elbst eine Veränderung
wird. Die Ursache wird
aden, weil die zur Be
dete Kraft des A nur in
tand findet, ohne solche
A denken läßt, also auch
i. Sonach erklärt sich
asse; als der von B en
so viel an seiner Kra
gen, und daß überbau
rtung, einander alleze

l, werden in der Chem
Veränderungen, die
vorbringen, die Gege
brere Pflanzensäfte
Alkalien in ihrer Far
Salze oder Alkalien
bedeutung der Säuren

der Chemie häufig des Weilsensaftes, der Lackmustrinctur u. dergl. die blaue Farbe durch Säuern in Roth verwandelt wird. Zu den Reagenzien die durch die Wirkung, die sie hervorbringen, die Beschaffenheit anderer Substanzen anzeigen, gehören außer vielen andern alle die Materien, deren der Chemiker sich als Fällungsmittel bedient, z. B. das feuerbeständige Alkali, das aus der Salpetersäure die aufgelöste Kalkerde niederschlägt.

Realinjurie. Daß keinem Menschen und Bürger das Recht stehen könne, auf den Körper eines Andern gegen dessen Willen. w. d. schmerzhaft oder gar verwundend einzuwirken, spricht die Vernunft aus. Liegt nun jeder Realinjurie eine Beleidigung des Körpers zu Grunde, so ist dadurch das Substrat derselben außer Zweifel gesetzt. Ueberdies ist es schwerer, sich zu vereinigen, ob jene Beleidigung an sich, Constituirung einer Realinjurie zureicht, oder nur dann, wann sie zugleich ehrenverlegend ist. Für das letztere scheint wenigstens ein den römischen Hülfrecht, das römische, zu sprechen. Dadurch wird die Realinjurie doppelartige Handlungen, auf solche, die körperlich und zugleich ehrenverlegend sind (ein Frauenzimmer wird wider ihren Willen auf eine unständige Weise angegriffen — es wird jemanden ein Nasenstüber gegeben) restringirt. — Uebrigens hat die Privatgenugthuung hier bei einer bedeutenden Körperverletzung ein weiteres Spiel, als bei jeder andern Injurie, und die Strafe kann bis zur Zuchthausstrafe steigen (S. Ad. Diele Weber über Injurien und Schmähschriften, Schwerin und Wismar 1799 dritte Auflage, 1803).

En.

Realismus wird dasjenige philosophische System genannt, welches annimmt, daß unabhängig von unsern Vorstellungen und außer ihnen noch wirkliche Dinge vorhanden sind; daher dies System der Gegensatz von Idealismus ist (s. d. Art.). Die Erklärung der Außenwelt, oder was hier darunter verstanden wird, des wirklichen Daseyns der Dinge außer unserm Gemüth, zerfällt im Realismus selbst wieder in verschiedene Systeme, deren vornehmste sind: 1) der Spinozismus. Es nimmt nämlich Spinoza eine einzige Realität, Urrealität, an, und lehrt: alle andere Dinge (Substanzen) seyen nur Modificationen dieses einzigen realen Wesens, das er zur Gottheit selbst erhebt (s. Spinozismus und Spinoza); 2) der Materialismus, der die Materie oder körperliche Substanz als einziges Grundprincip der Dinge betrachtet, und die Seele selbst als eine materielle Substanz ansieht (s. Materialismus); 3) der Dualismus, der fast im Gegensatz des Materialismus das Wesen der Dinge auf zwei völlig unvereinbare und ungleichartige Grundprincipe zurückführt, das Reale und Ideale (s. d. Art.) und wieder in sich in den empirischen und transcendenten Dualismus zerfällt (s. Dualismus); 4) die Monadologie, oder die Lehre der Monaden von Leibniz, der zu Folge eine Theilung der Substanzen bis ins Unendliche undenkbar u. also zuletzt ein Untheilbares (Monadon) vorhanden seyn müsse, das aber eben darum, weil es untheilbar, den Begriff der Körperlichkeit aufhebt, keine Ausdehnung hat, keiner Ausfüllung fähig ist und also auch durch Trennung der Theile nicht untergeordnet kann u. s. w. (s. d. Art. Monaden); 5) Kants Lehre von den Dingen an sich kann als negativer Realismus betrachtet werden denn wenn dieser Philosoph lehrt: wir würden zum Bewußtseyn des Daseyns in der Zeit nicht gelangen können, wenn den Erscheinungen außer dem vorstellenden Gemüthe nicht etwas wirkliches zum Grunde liege, so bezeichnet dieses Etwas, obgleich nur negativ von ihm angedeutet, doch das Daseyn eines Realen (s. d. Art. Kant), und die Unmöglichkeit

des Daseyns der Dinge an sich, oder, eines von unsern Vorstellungen unabhängigen und verschiedenen Grundes der Erscheinung, ist (nach Kant fast) unerweisbar, auch von keinem, weder ältern, noch neuern Idealisten erwiesen worden.

Realist (in staatsrechtlicher Hinsicht) hieß im Gegensatz von Personalist ein solches Mitglied der Reichsritterschaft, welches unmittelbare Mitglieder besaß. Wer keine solche Güter hatte, und Mitglied des unmittelbaren Reichsadels war, hieß Personalist.

Realisten, die Anhänger des Realismus in der Philosophie. Als im Mittelalter aus der scholastischen Philosophie sich besonders durch Johann Roscellin die Secte der Nominalisten erhob, waren die Realisten die eifrigsten Gegner derselben, und der gelehrte Streit beider Parteien dauerte durch lange Zeiten fort, bis endlich mehrere neu aufgestellte Philosopheme, unter andern das des Descartes, mehr die Aufmerksamkeit der Denker zu beschäftigen anfangen. (Weiteres über Realisten s. in den Artikeln: Nominalisten und Scholastiker.)

Realinstitute (oder polytechnische Institute). Schon in dem von Herder entworfenen Plane für die Einrichtung der höhern Schule zu Altdorf (neuerdings in seinem Sophron abgedruckt) findet sich die Idee jener neuen Art von gelehrten Schulen, die mit den Gymnasien übrigens parallel und mit ihnen verbunden, nur darin von diesen verschieden seyn sollten: daß sie statt des ausschließenden Unterrichts in den alten Sprachen, ihrerseits die Mathematik, die Naturwissenschaften, die Geschichte u. s. als Materiale der höhern Geistesbildung und Übung hervorhoben. Als eine sehr geistvolle und auf einem verschiedenen selbstständigen Wege gelungene Annäherung an die herdersche Idee läßt sich die später in Berlin errichtete Realschule betrachten; während auf der andern Seite das in Paris errichtete Real- oder polytechnische Institut bei aller seiner Einseitigkeit jene Idee wieder auf eine andere Weise in Erinnerung bringen mußte. — Der letzteren Anstalt, die ihre erste Entstehung aus der Schreckenszeit der französischen Revolution herleitet, sieht man es freilich an, daß sie ein Werk jener Zeit war, die auf der einen Seite alles lang Bestandene, Gute wie Schlimme, umstürzen und zerstören wollte, auf der andern aber statt aller bisherigen Gelehrtenbildung nur jene Tauglichkeit und Fertigkeit der Jüglinge bezweckte, die dem Bedürfnis jener für Frankreich gefahrvollen kriegerischen Tage am angemessensten, und damals, wo dem jungen Franzosen fast für nichts anders mehr, als für den Krieg, Zeit und Sinn geblieben schienen, in der kürzest möglichen Zeit zu erwerben waren. Dennoch verdient sie, so sehr als nur irgend eine andere Bildungsanstalt der jungen neuern Zeit, vorzügliche Berücksichtigung. Es ist erwiesen, daß die meisten jener Talente, die seit einem Jahrzehend in Frankreich, sowohl in den Künsten des Kriegs als des Friedens sich auszeichneten, in dem polytechnischen Institut geweckt waren und in ihm ihre eigenthümliche Richtung erhalten hatten. — Jene Anstalt genoss aber auch bis in die Neuzeit einer vorzüglichen Vorsorge der Regierung. Eigens dazu errichtete Commissionen mußten jährlich alle etwas bedeutendere Städte Frankreichs besessen, und aus den Provinzialschulen die ausgezeichnetsten Jünger, besonders aber solche, die sich für mathematische Studien sehr zu eignen schienen, auswählen. Auf mathematische Vorkenntnisse wurde schon bei der Aufnahmeprüfung vorzüglich gesehen. Außer diesen und von Seitender neu Aufzunehmenden bloß einige Fertigkeit des Styls in der Muttersprache, etwas Rechnen, und so viel Latein, als zum Verstand eines sehr leichten lateinischen Schriftstellers hinreichte, ersoderte.

So hatte die Befehl die Wengel an Schlingen, die sich gerade für die 3
 gerichteten Hände, die in der Hauptstadt waren, welches in eine
 physischen Grade eigneten. Die Schlinge (Wengel) unter zwei an be
 waren in drei der Wengel Klassen vertheilt, in allen drei Klassen
 Wengel die auf Mathematik, Technologie, Chemie, Physik, Naturg
 le und Geschichte. Die gewisse Wengel auf eine bestimmte gute und
 zum Theil auch die Chemie, womit der Unterricht aus einer sehr
 eine höhere Klasse bestimmt und bestrahlt wurde. vor allem aber d
 frige Zustand, das die Schlinge nicht durch höhere Schul, sondern
 die eigentümliche Richtung der Schlingen und Anlagen in die 3
 getheilt wurden. Neben dem durchgängig etwas Bedeutendes ist
 seit sieben Jahren wurden auch im Kaiserlich Kaiser zwei Klassen
 das eine so A g s d r g, das andere so A b r a b e g, errichtet. In
 nach den Symptomen parallel als Vorbereitungsklassen für die 3
 ist oder für die verschiedenen Zweige der Technologie und Kunst
 schulen, Jahr Schichten, die Wengel zu einer einzigen in A b r a b e g
 eingetragten werden, bestrahlt und sehr Classen, davon jede auf einen einz
 Lehrplan, das Ganze mit ein auf einen vierjährigen bestimmt ist,
 den vieren wird vorzüglich in Mathematik, Technologie Chemie un
 technischer Physik, Naturgeschichte, Geographie und Geschichte. U
 ppe, deutlicher das der Literatur und Sprachfertigkeit, auch
 gewisser Sprachen, Zeichen und Maschinen-Unterricht ertheilt. In
 Wengel bestehen theils aus thätigen Cameralisten, Wengel, theils be
 so durch Neigung und Talent zum Militärbedienst, zum Bauwesen,
 zum Unterricht, zum bürgerlichen Land, zum Handel, Fabrikwe
 so bestimmt. Der Unterricht, der an acht Jahren vertheilt ist, vor die
 ist für die andere wie für Jalousen anzuwenden. — Zwei Klassen
 geben, die höhere Bildungsklassen, mit Real-Schulen in Fortb
 dung, worin die Wengel die Schlinge für das Realstudium bilden, die die
 enthalten des höheren Bürgerstandes einzeln andere Vorlesungen Deutsch
 lands entsprechen. Zwei Real-Schulen, worin die Schüler nicht nur die
 zum 1sten oder 1sten Jahre dieiden, sind in zwei Klassen getheilt. In
 der ersten wird vorzüglich in Religion, im Rechnen, Elementarrechn
 en, Cosmographie und Geographie, deutscher Sprache mit allen dazu
 gehörigen Bedungen, im Französischen und im Lateinischen unterrichtet; in
 der zweiten tritt an die Stelle der Cosmographie und Geographie Phy
 sische und Geschichte, der übrige Unterricht wird fortgesetzt; in der 3
 Schlinge der Real-Schulen, wenn sie ins Institut übergehen, eine gewisse
 Fertigkeit im Spiel der Wattermaschine haben, Watterweil die zur Erge
 nisse des Potenzen, Gewerke u. s. w. verfahren. — Seit einiger Zeit
 drum auch so W i e r eine weitere hohe Schicht zwei Art unter dem Na
 men eines polytechnischen oder Realstudiums errichtet, die mit der 3
 Wengel bestehenden stark ähnlich gehalten werden hat. Ein ist ge
 wöhnlich zur höheren Bildungsklasse für die, die sich im Handwerke in
 der Technologie u. s. w. beschäftigen wollen bestimmt, und die allmählich
 Wille der jetzt begünstigten Befehl bereits das C. Wengel des Land
 der jugendliche, vorerwähnte polytechnische Cabinet und ein gewisses Be
 blude wird allem anderen Material ertheilt.

Real-Schulen, (Realstudium) 2

Real-Instruction ist so viel als Organ oder Wiedererkennung
 Wenn etwas abstrahirt ist, und der Verstand von einem Dingen eine
 abstrahirtens Beschreibung so wieder vorsetzen läßt, so heißt dies
 Real-Instruction (Weil d. Art, U. f. m.)

Reaumur (René Antoine Ferchault de), 1683 zu Rochelle geboren, einer der größten Naturforscher seiner Zeit und seines Volkes; die Wissenschaft der Naturlehre verdankt ihm viele wichtige Entdeckungen. Im Jahr 1708 wurde er Mitglied der Akademie zu Paris, und 1709 erschien in den Memoiren der Akademie seine Schrift: De la formation et de l'accroissement des coquilles des animaux, worin er den Satz aufstellte: die Schalen der Schalthiere entstanden aus dem Erhärten eines Saftes, der aus den Poren dieser Thiere dringet. — 1718 gab er eine Abhandlung heraus über die Gold bei sich führenden Flüsse Frankreichs, worin er zugleich zeigte, wie dieses Metall am leichtesten aus ihnen zu gewinnen wäre. Seine vielfachen Versuche über die Verwandlung des Eisens in Stahl hatten manchen sehr nützlichen Erfolg, und leiteten ihn zugleich auf die Idee, eine Methode zu ersinnen, vermöge welcher das Gußeisen in Schmiedeeisen umgeschaffen werden könne, worüber er auch 1722 eine eigene Schrift herausgab. Die Verfertigung des Porzellans, so wie die Verschiedenheit desselben, beschäftigten Reaumur sehr angelegentlich. Durch vielfache Versuche bemühte sich Reaumur, eine künstliche Materie zu bereiten, die der, aus welcher das japanische Porzellan gemacht wird, gleichkomme, und kam bei diesem Streben auf den Gedanken, aus gewöhnlicher Glasmasse Porzellan zu bereiten. Zwar war das auf solche Art gewonnene Product dem wirklichen Porzellan nicht gleich an schöner weißer Farbe, zu technischen Zwecken aber ist es eben so brauchbar, als jene. Vorzüglichem Ruhm erwarb sich Reaumur durch Anfertigung seines Weingeistthermometers. Im Jahr 1756 überreichte er der Akademie eine Schrift über die Kunst und Verschiedenheit, mit der die mannichfachen Arten der Vögel ihre Nester bauen, auch stellte er Beobachtungen über die Verdauung dieser Thiere an. Eins seiner größten Werke: L'Histoire naturelle des Insectes, sechs Bände stark, giebt bedeutende Aufschlüsse über Fortpflanzung, Verwandlung und Lebensart mehrerer Thiere dieser Gattung. Reaumur starb an den Folgen eines Falles auf seinem Landgute Vermondiere in der Landschaft Maine, am 17ten October 1757.

Receptirkunst. Die Kunst, Recepte (von *Receptum*, Receptivum, das den lateinischen Recepten vorausgesetzt wird) zu schreiben, macht einen wichtigen, wenn auch nicht wesentlichen Theil der praktischen Medicin aus. — Es wird in derselben jedoch weder der Nutzen und die Wirkungsart der Mittel, noch die Krankheit, in der sie nützlich sind, sondern bloß die Art und Weise, dieselben zu verschreiben, zu verordnen, gelehrt, und alle jene Kenntnisse werden als bekannt vorausgesetzt. In ältern Zeiten war sie ausgedehnter als jetzt, sie umfaßte damals ganze heutige Pharmacie mit, weil ein jeder Arzt selbst dispensirte; da nun auch die Bereitung der zusammengesetzten Arzneimittel, die jetzt in Apotheken schon vorräthig sind, hier vorgetragen wurden; oder vielmehr diese Kunst in der Pharmacie oder Apothekerkunst. Die Recepte, Arzneiformeln (daher die Receptirkunst auch wohl Formelgenannt wird) oder Arzneivorschriften werden bei uns gewöhnlich lateinischer Sprache abgefaßt, und noch dazu mit vielen Abbrücheln. Man hat dies in neuern Zeiten als einen Zug von Charlatanerie, weil man sie, getadelt, auch wohl darüber gewißelt. Indes gewährt denn diese Gewohnheit manche Vortheile, die wir nicht verkennen können, und wir auch zugeben, daß sie von einigen Charlatanen gemißbraucht worden. Es ist zuerst diese Sprache viel allgemeiner verbreitet als irgends andere, und lateinisch geschriebene Recepte können daher in Rußland wohl als in Italien und Portugal bereitet werden; die Termino-

derselben ist viel bestimmter, als in irgend einer andern
 Deutschen *J. B.* wird ja manches Kraut in jeder Provinz,
 ferner ist sie viel theurer als andere; und endlich ist es in
 höchst ungleichem für den Arzt, in manchen Fällen auch
 den Kranken, wenn er das Recept versteht, es herrsche
 gen mancher Mittel, die sehr schwer zu beschaffen sind,
 gründet im lateinischen Recepte schon, wenn er nur ein
 versteht; und oft giebt es dem Kranken Verunreinigung, zu
 nimmt, sie mag auch so wenig wirksam seyn, als sie will.
 Den haltern unsere Landdörfer mit Recht an dem Recepte
 lateinisch zu schreiben. — Es werden die Arzneimittel
 in einfache und zusammengesetzte, in officinelle (die im
 und extemporirte oder Magistralformeln (die dann erst
 wenn sie der Arzt verschreibt), und endlich in innere und
 Jehen, vorzüglich in einem zusammengesetzten Recepte
 mehrere Theile, die mehr oder weniger wesentlich oder
 besondere Namen erhalten. Dahin gehöret die Basis in
 dem die Feltung erwartet wird, das Consuetudo und
 Basis die Werkstoff giebt, die es haben soll, *J. B.* Zucker
 oder die Menge eines jeden Bestandtheils entweder
 nicht angegeben werden. — In diesen kommt Masell
 (*adjuvans*) und Verbesserungsmittel (*corrigena*) be-
 zung des Hauptmittels entweder unterstützen oder ab-
 ligen und immer willkürlich, der uns aber hauptsächlich
 bedenklich ist die Aufschrift (*Praepositio*): *R.*, Ros
 ferner die Benennung der Formel (*subscriptio*), *M.*
 antike es zum Pulver), *D.* (*dotur*, giebt es ab) und ein
 (*signatura*), die gewöhnlich mit einem *S.* bezeichnet
 fang in der Landessprache angehängt enthält, was auf
 hängenden Zettel geschrieben werden soll. Endlich ist

es befohlen, seinen Namen un-
 t dem nach Willkür am Auf-
 — Wenn es auch gerade ni-
 dnen, so soll man sich doch bei-
 ligen, und nicht, wie es in
 nächstern Recepten sich Auf-
 r muß bei zusammengesetzten
 seyn, damit nicht etwa solche
 h zersehen oder verbinden,
 en so thöricht würde es seyn,
 st zu geben, flüchtige Mittel,
 d Verhältnis der einzelnen
 st, wenn man *J. B.* mehr Fol-

thut, als das Wasser auflösen kann, oder dazugehörige Mittel
 auflösen lassen, was nie geschieht, oder zu viel oder zu
 viel in einer Pflanzmasse nimmt. Daher ist denn die Bestimmung der Theil-
 theile der Mittel ein eben so wichtiger als schwieriger Gegenstand in jedem
 Recepte. Es wird entweder nach dem Apothekergewicht oder nach Maß
 angegeben. Das Medicinallofund (℔) enthält 12 Unzen oder 24 Loth
 Kramergewicht, die Unze (ʒ) acht Drachmen oder Quentchen, die
 Drachme (ʒ) vier Scrupel, ein Scrupel (ʒ) zweyzig Gran, der

(gr. j.) ist das kleinste Gewicht; der halbe Theil irgend eines Ge-
 wichts wird mit β bezeichnet. Die Maße der festen Körper sind fast
 so viel man im Arme Mantel, so viel mit der Hand (= $\mathfrak{z}\beta$,
 wenn es ein Kraut ist, oder $\mathfrak{z}\text{ij}$, wenn es Blüthen sind) Pugil, so
 viel man mit den Fingern (= $\mathfrak{z}\text{j}$) fassen kann. Manche Stoffe, z. B.
 Honig, werden wohl auch nach der Zahl bestimmt. Es leuchtet ein,
 diese Bestimmung nach Maß immer etwas unssicher ist; daher man
 thut, sich statt ihrer des Gewichts zu bedienen. Bei Flüssigkeiten
 das Maß oder die Kanne = iv ; ein Bechergen oder Theeschale
 = $\mathfrak{z}\text{ij}$; ein großer Löffel = $\mathfrak{z}\beta$; ein kleiner Löffel = $\mathfrak{z}\text{i}$; und ein
 Löffel bei sehr leichten Dingen = Gr. β , bei schwereren Gr. j.
 Es werden, wie bekannt, die Arzneimittel bald in fester, bald
 in flüssiger Form angewendet, und es richtet sich die Wahl der Form
 nach der eigenthümlichen Natur des Arzneikörpers, theils nach den
 andern Zwecken, die man erreichen will, theils auch nach dem Geschmacke
 und den Wünschen des Kranken. Die einfachste unter den festen Formen
 ist die, das Arzneimittel in Substanz zu geben; d. h. in dem Zustande, in
 welchem es erhalten wurde, oder nur wenig zerschnitten. Es werden so
 Vegetabilien vorzüglich verschrieben, um sie entweder äußerlich oder drin-
 nen zu gebrauchen, oder auch, um aus denselben im Hause des Kranken
 Aufgüsse und Decocte bereiten zu lassen. Werden diese oder ähnliche
 Substanzen aber mehr zerstoßen, zerrieben, gemahlen, so entsteht die Pul-
 verform, in welcher man viele Arzneimittel giebt, die mit allen ihren Bes-
 theandtheilen wirken sollen, oder von denen man eine große Menge im kleinsten
 Raume in den Körper bringen will. Nach dem Grade der Feinheit
 unterscheidet man das gröbere (grossus), oder feinere Pulver (pulv. sub-
 tilissimus); jenes wird gewöhnlich äußerlich als Zahnpulver in Kräutern
 Röhren u. s. w. angewendet. — In Pillen (pilulae) oder kleinen Kugeln
 von ein bis zwei Granen werden solche Arzneien verschrieben,
 die sehr häßlich schmecken oder riechen. Es gehört ein bestimmter Grad
 von Weichheit dazu, um eine Kugel zu erhalten, aus welcher die Pillen be-
 reitet werden können. Wo dieser dem Arzneimittel an sich nicht schon
 zukommt, da müssen entweder trockene oder flüssige Dinge hinzugesetzt
 werden. Sie werden, wenn sie durch Drehen zwischen den Fingern bereit
 sind, mit dem Fruchtstaub des Bärlapp (pollea lycopodii) oder mit
 Stumpfpulver bestreut, um das Ankleben zu verhindern oder ihren Ge-
 schmack zu verbergen, und sodann ganz verschluckt. Völlig entbehrlich ist
 das theure Uebersüßern oder Vergolden derselben. — Den Pillen ähnlich
 sind Bolus, Bissen, eigentlich eine größere Pille, die frisch bereitet und
 nicht erhärtet, wie jene, auf einmal genommen wird. — Im Munde
 stehen dagegen die Leckrügelchen (trochisci), und sind immer wohl-
 schmeckend; ihr Vehikel besteht daher immer aus Zucker oder ähnlichen
 süßen Dingen, und sie sind wohl nur für Kinder oder kindische Menschen
 nöthig. — Werden klein zerschnittene oder pulverige Theile mit heißem
 zergangenen Zucker übergossen, gemischt; und dann in Tafeln von will-
 kürlicher Größe gegossen, so entstehen die Morzellen; wird eine ähnliche
 Masse in kleine platte Kugeln getheilt, so werden die Zeltchen (rotulae)
 gebildet, die mehr eine Nascherel als eine zweckmäßige Arzneiform abzu-
 geben. — In der festen Form, in der Arzneimittel zu geben, gehört endlich

(*emulsio sporia* s. *lac artificialis*) genannt wird. — Flüchtige feste Körper werden zerschnitten und durch darüber gegossenes Wasser in einige Zeit die wirksamen Bestandtheile ausgezogen; so wird ein Aufguss (*Infusum*) bereitet; davon unterscheidet sich der Absud, die Abkochung (*decoctum*) nur dadurch, daß das Wasser kochen, ja sogar einkochen muß, um die wirksamen Bestandtheile anzunehmen. Auch von der Dosis erhalten manche Arzneivorschriften in flüssiger Form eigenthümliche Namen. Wird die Arznei tropfenweise genommen, so heißt sie Tropfen (*guttae*); Tränkchen (*haustus*) wird sie genannt, wenn sie auf einmal, Trank (*potio*), wenn sie auf ein oder zwei Mal genommen wird; Mixture (*mixtura*) ist eine flüssige Arznei aus mehreren Ingredienzen bestehend, und mehrere Unzen ausmachend, die Eßlöffelweise genommen wird. — Pilsane (*Pulsana*) ist eine so schwache flüssige Arznei, daß sie zum gewöhnlichen Getränk benutzt werden kann. — Andere erhalten ihren Namen vom Geschmack, wie z. B. der Julep (*Julepus* oder *Jalapium*) eine säuerlich angenehm schmeckende Mixture bezeichnet, oder der Rocksaft (*linctus*, *eclegma*), dessen Vehikel irgend ein Syrup, Honig oder auch Schleim ausmacht, und der angenehm süß schmecken muß. — Noch andere werden von der Gebrauchart benannt, wie z. B. das Gurgelwasser (*garganisma*), die Einspritzung (*injectio*), das Klystier (*clystema*) und die Bähung (*somentum*). Zwischen den festen und flüssigen Arzneiformen steht die Milch in der Mitte. Dabin gehört die Latwerg (*colocutarium*), die Salbe (*unguentum*), der Breiumschlag (*cataplasma*), Senfumschlag (*sinapismus*) u. s. w.

B. P.

Recess wird ein schriftlicher Vergleich genannt, der zwischen zwei

ie abgeschlossen wird,
 st einzelnen Theilnehm-
 ten zu den Grubenbau-
 Gewinnung des Minor
 erhalten die Theilneh-
 ste (s. d. Art.), nach
 cess, oder Quatemo
 an einem Grubenbau

die Kunst, die logischen
 bezeichnen. Die Zahl-
 sachste Darstellung des
 Aus diesem Grunde
 lichtung, und wurde nach
 Plato sagt: Durch die
 , und blickt hinüber ins
 er den Zusammenhang
 h. religiösen Bildung.
 etil zum bloßen Rechnen
 in den Lehrbüchern noch
 ndern nur ein Regula-
 l. — Die arithmetische
 ohne Beihülfe der cono

Die Buchstabenreche
 , noch einen besondern
 aubt uns dasselbe, wenn
) behandelt werden soll.
 and für sich behandeln,
 hast, die Erklärung der
 Regeln des Verfahrens
 als Bildungsmittel der
 en Darstellung der Sa-
 etzigen. Um das ganz
 als Stufen, die man zu
 is jeder einzelnen Stufe
 ■ Arithmetik selbst als
 haben; eine solche Dar-
 ben, sondern die ganze
 Kalozzi hat die Arithme-
 metrisch gemacht; sehr
 is Idee praktisch auszu-
 wagen, als V. Tillich,
 des Pestalozzi's am mei-
 fehlerhaft) als die gelun-
 n werden kann: nur nach
 e Jugend für Logik und
) gebildet werden. W. L.
 ternzeiten, und besteht
 rforderliche Aufmerksamkeit
 en soll. Viele Mathe-
 ment theils zu erfinden,
 f letzteres sich sehr ange-
 denen Zeiten zum Vor-

schein gekommenen Rechenmaschinen verdient die gräson'sche sowohl durch ihre Einfachheit als Leichtigkeit im Gebrauch vor vielen andern den Vorzug. Sie besteht aus einer 94 Zoll im Durchmesser haltenden Scheibe, um deren Mittelpunkt sich ein Weiser dreht; concentrische Kreisbögen umziehen in einiger Entfernung den Mittelpunkt, und sind durch Halbmesser in neun Stücke von Kreisringen getheilt. In denen von den Kreisbögen und Halbmessern gebildeten Fächern stehen nach einem gewissen zu Grunde liegenden System geordnete Zahlen. Auf dem Weiser befindet sich die Ziffern 1, 2, 3 u. s. w. bis 0. Von den 9 größern Stücken der Kreisringe ist für Addition und Subtraction Eines, für Multiplication und Division die andern bestimmt. An jedem für die Multiplication und Division bestimmten Stücke oder Tafel befindet sich oben rechts an der Spitze des Winkels ihre Nummer. Will man nun z. B. eine Zahl dividiren, wird damit also verfahren: angenommen, der Divisor wäre 7, der Dividendus 31976, so dreht man den Weiser auf die Tafel, die mit 7 bezeichnet ist, und bringt ihn bis auf die Zahl 31, als den ersten einzelnen Dividendus. Unter dieser 31 wird man nun auf dem Weiser den Quotienten 4 am äußersten Rand der Tafel aber rechts nach der nämlichen Richtung zu den Rest 3 finden. Dieser Rest, der im Hauptdividens folgender Zahl 9 vorgesetzt, giebt 39 als zweiten einzelnen Dividens, und wenn man hier nun abermals so verfährt, wie eben gezeigt worden, so erhält man den Quotienten 3, und den Rest 4, woraus der Leser sieht, daß bei Fortsetzung dieses Verfahrens man endlich den ganzen Quotienten der als Dividendus gegebenen Zahl mit 4568 finden muß, wodurch denn das Exempel gelöst ist. Durch zwei später dieser Maschine zugefügte Rechenstäbe und eine zweite Scheibe kann der Gebrauch derselben auch auf zusammengesetzte, und sogar benannte Zahlen ausgedehnt werden; da indeß auch die umständlichste Beschreibung dieser Rechenmaschine den damit völlig Unbekannten immer nicht ganz darüber ins Klare zu setzen im Stande seyn würde, wenn sie nicht durch Zeichnung erläutert wird, so müssen wir den Leser, der nähere Belehrung wünscht, auf eine kleine Schrift verweisen, die 1795 in Halle mit einem erklärenden Kupfer unter dem Titel: Beschreibung und Gebrauch einer neuerfundenen Rechenmaschine von Gräson, erschienen ist.

Recht, s. Naturrecht, Civilrecht, Privatrecht, Staatsrecht, canonisches Recht, römisches Recht u. s. w.

Rechtfertigung im kirchlichen Sinne, s. Veröhnung.

Rechtfertigung im rechtlichen Sinne. Jede Darstellung, worin man ein Urtheil zu begründen sucht, ist rechtfertigender Art, mithin finden sich auch bei allen juristischen, das öffentliche oder Civilrecht angehenden Vorträgen, welche in der Form einer Deduction (s. d. Art.) entwickelt worden, Rechtfertigungen in diesem Sinne vor. Die meisten solcher im gemeinen deutschen Civilprozeße vorkommenden Deductionen haben von ihrem eigenthümlichen Inhalte verschiedene Benennungen, und zwei führen sogar in dieser Hinsicht den Namen **Rechtfertigung** (justificatio). Nämlich die nach Einwendung eines suspensiven Rechtsmittels und die nach Ausbringung eines Arrestmandats zu bewirkenden Vorträge heißen so. Bei bloß suspensiven Rechtsmitteln erfolgt die Rechtfertigung sofort auf die Einwendung, bei zugleich devolutiven hingegen erst nach vorhergehenden Einführung (introductio) des Rechtsmittels. In beiden Fällen ist sie eine juristische Ausführung, daß wirklich in Ansehung der die Beschwerden bildenden Punkte rechtlich anders hätte geurtheilt werden sollen (Rechtfertigung des Materieellen), und daß man bei dem mit Beob-

achtung aller gesetzlichen Vorschriften gebrauchten Rechtsmittel eine Abänderung der Beschwerden erwarten dürfe (Rechtfertigung der Formasken). In Sachsen bedient man sich bei dem Rechtsmittel der Läuterung anstatt des Wortes Rechtfertigung das der Fortstellung (prosecutio). Bei Urresten hingegen versteht man unter Rechtfertigung den Vortrag, worin nach erlassenen Arrestmandate der Impetrant die Rechtmäßigkeit der Anlegung des Arrests und den Grund zum Arreste darzuthan sich bemühet.

En.

Rechtschreibung (nach griechischem Kunstausdruck: Orthographie) ist die Art und Weise, in irgend einer besondern Sprache Worte, oder Töne als hörbare Ausdrücke von Gedanken und Empfindungen, durch die gehörigen Schriftzeichen (Buchstaben) regelmäßig zu veranschaulichen oder sichtbar darzustellen. Die Rechtschreibung ist daher wohl zu unterscheiden von der Sprachreinigkeit und Sprachrichtigkeit; Sprachreinigkeit nämlich besteht in Vermeidung aller Sprachmengenerei oder in Beobachtung der angenommenen Haupt- und Hochsprache, so daß dieselbe von fremdartigen Ausdrücken und Wortfügungen, im gleichen von unedlen Landesmundarten, unverfälscht gehalten wird. Sprachrichtigkeit aber besteht in Befolgung der durch Sprachgebrauch und Sprachähnlichkeit bestimmten allgemein angenommenen Sprachgesetze. Der allgemeinste Grundsatz der Rechtschreibung sollte wohl für jede Sprache seyn, möglichst einfach der Aussprache (Orthographie oder Orthophonie) nachzubilden, d. h. die Buchstaben nach dem Laut, den jeder an und für sich darstellt, so zusammen zu setzen, daß keine anderen Töne, als in der Aussprache deutlich gehört werden sollen, und nicht anders, als sie wirklich gehört werden sollen, ausgedrückt werden, sondern daß die richtige Aussprache des zu bezeichnenden Wortes rein und tren wiedergegeben werde. Allein damit sind die Schwierigkeiten für die Ausübung bei weitem noch nicht gehoben, da die Rechtsprechung noch viel häufiger vernachlässigt wird, als die Rechtschreibung, wie schon die Menge unreiner Reime bei den Meisten unserer Dichter beweist. Ja, es ist leichter bei der Rechtsprechung sich nach der Rechtschreibung zu richten, indem man die Aussprache der Rechtschreibung so nahe wie möglich zu bringen sucht, als umgekehrt: obgleich beide einander bedingen und unterstützen. Ueberdies machen von jenem Grundgesetz etliche Sprachen fast zahllose auf Willkühr sich gründende Ausnahmen. Besonders zeichnen sich die Englische und Französische durch eine launenhafte Unbeständigkeit der Schreibung und Aussprache aus, die, was die Franzosen betrifft, gewisser Maßen über deren Charakterlosigkeit und Treulosigkeit Aufschluß giebt; denn da bei ihnen Rede (als unmittelbare Aeußerung des Gedankens) und Schrift nicht übereinstimmen: so ist es ihnen auch leicht, geschriebene Verträge zu brechen; wie überhaupt in dieser zischelnden und schlängelnden Schlangensprache selbst schon Lügenhaftigkeit und Gleißnerei und das Schlipfzige und Verführerische des Franzenthums sich verräth. Sagt schon Papyrianus: *Aliter scribere, aliter pronunciare, vercordis ut Galli* (anders schreiben, anders aussprechen, ist dem verrückten Gallier eigen). — Eine bestimmte Rücksicht, die bei der Rechtschreibung etwas Fingerzeig geben kann, ist die Wortableitung oder die erweislich wahre, nächste und bekannte Abstammung. Man wende also in ungeänderten, abgeleiteten und zusammengesetzten Wörtern, so weit es die allgemein gebräuchliche Aussprache und der einmal übliche Schreibgebrauch verstaten, nur die Buchstaben an, welche das unmittelbarste Stammwort nebst Ableitungs- und Umendelsylben erfordert; z. B. *edel* nicht von *Udel*,

Nichel und von Plasmann, die sämmtlich in eigenen Schriften die Rechtschreibung gedachter Sprachen abgehandelt haben. Das Deutsche und alle der Deutschen Sprache eingebürgerten Wörter, also auch fremde Vornamen und Wörter, wenn sie durch den Gebrauch schon zu Deutschen Wörtern gestempelt worden und also ins Gemein verständlich sind, schreibe demgleichmächtig mit den eingeführten Schriftzeichen, und bezeichne jeden deutlich gehörten einfachen Laut mit Bestimmtheit, der im Deutschen ähnlich ausgesprochen wird; z. B. Kontur, Kontusche, Kullisse, Kontesfel, Lusse, Marschall, Maschine, Offizier, Leutenant, Schasmin, Scharpie, Schaluppe, Scharmant, Sölkane, Schindre. Werden dagegen Eigennamen und solche Worte aus bekannten Sprachen eingestrent, die noch immer als fremdsprachig betrachtet werden, oder gar noch ihre fremde Gestalt an sich haben: so muß auch ihre Fremdsprachigkeit durch ihre ursprüngliche Schreibart, als das Gepräge ihres fremden Ursprungs, zu erkennen gegeben werden; z. B. Egio, Sirixen, Siro, Bant, Michel Angelo, Schalkspare, Spleen, Don Quixote, Rouffean, Chevaurlieger, Journal, Genie (weil man sonst die Abstammung nicht erkennen würde in genial), Cicero, Circulation; aber Sirkel und Bezirk, weil sie schon der Deutschen Sprache angehörlacht, und unter dieser, abgleich angeordnet, Aussprache allgemein bekannt sind. Eben daher werden auch die Griechischen Worte, deren Aussprache in den Hülfslaut entartet ist, statt mit K, nach römischer Weise mit C geschrieben, z. B. Centaur statt Kentaur. Lächerlich ist es, daß es für artiger und vornehmer gehalten wird, die längst in unserer Sprache eingetreteten Bastard-Wörter Rusje und Ramseil immer noch auch buchstäblich französisirend Rouffieur und Mademoiselle zu schreiben. Lieber gleich ausgerottet! Statt des é verdoppelt man lieber e zu Ende, z. B. Kanapee. — Werden fremde Worte oder Namen als solche angeführt, z. B. ein avo Maria oder wie oben die Namen der Lateinischen und Französischen Dramenmacher, auf deren fremdsprachige Schriften wir verwiesen: so wäre es eine Ungereimtheit, diese umkleiden zu wollen. — Die Deutsche Rechtschreibung hat im Laufe der Zeit verschiedene Wechsel und Neuerungen erfahren, und wird wie so vieles Andere ebenfalls von der Mode beherrscht. Veraltet ist z. B. die Schreibart: Kron (Krone), Herzog, Marggraf, gnedig, unterthenig, menniglich, Eyb, Böhheim (Böhmen), Umbt statt Amt aus Kirchbach ic. Außerdem sind auch viele einzelne Fälle so schwankend und willkürlich, daß sie sich nur mit einiger Wahrscheinlichkeit entscheiden lassen. Auch hier also hat man das zu befolgen, worin die bewährtesten Schriftsteller übereinstimmen; abgesehen aber würde es seyn, ohne anderweite Gründe, das Veraltete sich aneignen. — Einen großen Anfangsbuchstaben erhalten im Deutschen nicht nur alle Anfangsworte einer Rede und eines Perioden und gewöhnlich auch jeder Zeile in einem Gedicht; sondern auch 1) alle Eigennamen, z. B. Deutschland, und gewöhnlich auch die davon abgeleiteten Bezeichnungen: das Deutsche Volk spricht Deutsch, sonach auch die sich auf Landeshoheit beziehenden Wörter: Kaiserlich, Königlich; 2) Nennwörter, die als Hauptwörter stehen, d. h. vor denen man ein bestimmtes oder unbestimmtes Geschlechtswort (einen Artikel) denken kann: der Saun, die Bahn; das Mein und Dein, ein Wenn und ein Aber. Doch haben Einige in mit Lateinischer Schrift gedruckten Gedichten auch die Hauptwörter mit kleinen Buchstaben eingeführt; 3) die sich auf angeordnete Personen beziehenden Fürwörter: Sie ic. Ich ic.

in Briefen und dgl. auch Du u. Dein ic.; 4) gewöhnlich nach Etim. Nachdruck als Zahlwort. — Die Syllben-Abtheilung richtet sich zuerst nach der Zusammensetzung der Wörter, z. B. bei *ob-sach-ten*, *Er-b-las-sen*, *er-blas-sen*, *Er-b-recht*, *ih-r er-bre-cht*, *em-pfin-den*, wo das *f* verstärkt. Eine willkürliche Ausnahme macht man in fremden Wörtern, die man gewöhnlich nach der Aussprache trennt, z. B. *Si-node*, *Sp-nonym*, *Mikro-skop*, *Tele-skop*, *U-dopte-r*, *Pos-tille*, *Pro-selyt*, *Dis-tinction*, *Dis-trict*. Zwei dem ein ausgestoßenes *e* vereinigte Hauptlaute werden entweder zur folgenden Sylbe gezogen, z. B. *Ver-fin-st'ru-ng*, oder, wenn der zweite ein *l* ist, getrennt: Zwei Grenzlaute (Mittelaute) zwischen zwei Stamm-lauten (Selbhlauten) eines abgeleiteten Wortes werden getrennt, da denn, wenn eine Sylbe auf *s* ausgeht, das Schluß-*s* eintritt: *räus-p'ri*. Man hat sich die Freiheit genommen, dies auch auf fremde Wörter anzuwenden: *Des-pot*, *Euthu-las-mus*, *Mi-kro-kos-mus*. Die bleiben zusammengesetzte Zeichen eines einfachen Lautes beisammen, *ph*, *sch*, *ß*, *th* auch *st* und *kr*, und werden der Gleichform gemäß am häufigsten zur folgenden Sylbe gezogen; *ct* und *z* aber werden wegen unlosener Zusammenziehung gemeiniglich der Aussprache nach getrennt, wo dann *c* in seiner eigentlichen Gestalt erscheint als *cc*, z. B. *glä-ck-ten*, *er-ge-z-en*. Von drei oder mehr Grenzlauten wird, außer in zusammengesetzten Wörtern, bloß der letzte zur folgenden Sylbe gezogen: *Er-b-se*; doch ist derselbe bisweilen wiederum ein zusammengesetzter Buchstabe, wie in *Her-b-ste*. — Die End-Syllben werden nicht der Ableitung, sondern der Aussprache nach vom Stammworte getrennt, so daß sie dessen letzten Hauptlauter an sich ziehen, z. B. *he-ll-ge-pflich-ten*. In längern Zusammensetzungen, nämlich in drei- und mehrtheiligen, verknüpft man gern die vorher zusammengesetzten Worte mittelst eines Bindungsstriches: *Realschul-Buchhandlung*. Ferner sollte man durch den Bindungsstrich verbinden ein Deutsches mit einem fremdsprachigen zusammengesetztes Wort: *Regiments-Ärzt*; 3) einem mit einem Gattungsnamen zusammengesetzten Eigennamen: *Neub-Preußen*; doch weichen Beiwörter wie *Ober-säch-sisch* und *Liebe-wä-säch-sisch* ab; 4) fremdartige Worte, die in ihrer Muttersprache keine solche Zusammensetzung eingehen: *Regiments-Chirurgus*, *Jaspis-Mat*; 5) solche Worte, in denen ein und derselbe Grenzlaut dreimal hintereinander zu stehen kommt: *Schiff-Flotte*, *Knall-Luft*, *Still-Lager*, *Still-Leben*; *Stamm-Mutter*, *Gewinn-Nummer*, *Klipp-Pfad*, *Jer-Rede*, *Bett-Luch*; (Man sollte daher auch statt *Mittag* und *Schiffahrt* schreiben *Mitt-Tag* und *Schiff-Fahrt*; doch ist es auf ähnliche Weise eingeführt, *Hohheit* zu schreiben, statt *Hohheit* wie *Robheit*;) 6) durch Zusammensetzung bestimmte Worte, wenn das bestimmte, weil es wiederholt werden müßte nach der ersten Bestimmung weggelassen wird: *Ab- und Aus-fond-e-rungen*, *hoch- und kleinmuthig*; 7) zwei ohne und verbunden besondere Bestimmungen: *Kaiserinn*, *Königin*. Außerdem werden zusammengesetzte Wörter als ein einziges Wort geschrieben. Was übrigens als Wortzusammensetzung angenommen werden muß, und was nicht zusammengezogen werden darf, darüber ausführliche Anweisungen zu geben, ist nicht dieses Ortes. Hier nur so viel, daß man in zweifelhaften Fällen der Deutlichkeit wegen die Worte lieber getheilt, als zusammengesetzt schreibt. — In Zahlzeichen bedient man sich im Deutschen der Arabischen Ziffern 1, 2 ic., die als Zähler schlechthin gesetzt werden und dem

Wort des gezeigten Gegenstandes voranstehen: 3 Tage, als Ordnungszahlen aber das gewöhnliche Zeichen der Abkürzung (.) erhalten, und dann auch bisweilen ihrem Hauptworte nachstehen können: am 3. Tage, d. i. am dritten Tage, S. 3. d. i. auf der dritten Seite; und in ähnlichen Fällen, wo man sich sonst pedantisch der Lateinischen Sprache bediente, vornehmlich bei Nachweisungen: Band 1. Buch 1. Abschnitt 1. (Cap. 1. §. 1.), Anmerkung 1. Fig. 1. d. i. erste Figur, Nr. 1. d. i. Nummer ein, V. 1. d. i. erster Vers. In der Ordnung der Herrschaftsfolge hat man die Römischen Ziffern beibehalten, welche nachgesetzt werden: Carl XII. d. i. Carl der Zwölfte. Außerdem bedient man sich verschiedesner Abkürzungszeichen; doch darf diese Nachlässigkeit nicht überall Statt finden. Indes werden gewisse häufig wiederkehrende Ausdrücke selten aufgeschrieben: 3. B. d. i. ic. (zum Beispiel, das ist, et cetera) d. h. u. s. w. (das heißt: und so weiter). — Ueber die Anwendung, der zur leichtern Verständlichkeit gebräuchlichen Abtheilungszeichen s. Artikel: Interpunctio. Die Lautdehnung oder Verlängerung des Athemzugs wird dem Deutschen Schreibgebrauch zu Folge gewöhnlich angedeutet entweder I) durch h hinter dem Selblauter und zwar vor den flüssigen Buchstaben l, m, n, r: Zahl, zahm, Zahn, Dhr. Doch wird i durch h gedehnt nur in den Fürwörtern, ihm, ihn, ihr und den davon abgeleiteten; oder II) durch Verdoppelung des Selblauters, ins Besondere I) des a vor f, l, r, s, t in wenigen, meist einsylbigen, Urworten, z. B. Raaf, Schiff mit 3 Masten ohne Körben, Aal, Aaar, Waare, Aas, Saat und den davon abgeleiteten; außerdem noch in Aachen; 2) des e vor l, n, r, st und t in wenigen Urworten und den davon abgeleiteten, z. B. in Seele, zween, Beere, Weest, Beet und in dem fremdsprachigen Kundeel; ingleichen in den auf einen gedehnten Stimmlaut ausgehenden Urworten oder fremdsprachigen Benennungen, Alee, Ydee, und wo es die Stelle des im Französischen scharf betonten e vertritt: Kaffe e; 3) des o vor f, r, s, ß und t in wenigen Urworten: Noof, Honigstuck, Moor, Sumpf, Moos, Schoosß (gremium), Boot, und in den davon abgeleiteten Wörtern. — Tritt ein Umlaut ein, so drängt sich der ursprüngliche Stimmdoppellaut in diesen zusammen und es bleibt derselbe einfach, z. B. die Aeser; oder III) durch Hinzufügung eines e bei gedehnter Aussprache des i, z. B. nie. Da nun der Schreibgebrauch als ein Theil des Sprachgebrauchs mit diesem gleichen Zweck hat, nämlich die leichte Volkverständlichkeit, und daher auch gleiche Rechte, das Gebiet der Sprache unumschränkt zu beherrschen: so verdient jede Sprachempörung, als unbefugter Eingriff in des Vatervolkes gemeinsames Eigenthum, worin man kein Spielzeug seiner Grillen sehen darf, Mißbilligung. Aus diesem Grunde hat auch einer der gründlichsten, fleißigsten und eifrigsten Sprachforscher, Hr. Hofrath H. Wolke, dem Vorwurf des Anfugs nicht überall ausweichen können, da er in seinem Anleitung zur Deutschen Gesamtsprache u. (Dresden 1812) sich erlaubt hat, den Deutschen Sprach-Genius entmannend, dieser Sprache ihre Volkgebräuchlichkeit und Zeitthümlichkeit zu rauben und arge Verwirrung in derselben zu stiften. Denn (anderer Wortverbildungen hier nicht zu gedenken) in ängstlichem Ringen nach durchgängiger Gleichmäßigkeit in Beobachtung der äußersten Sparsamkeit, der nächsten Abstammung, des Wohllauts u. s. w. verwirft dieser Gelehrte, der herrschenden Wortschreibweise, einer vermeintlichen Ausgeburt des Unverständs, zuwider, den Gebrauch aller im Sprechen nicht deutlich hervortretenden Buchstaben, und insonderheit auch die Andeutung der Lautdehnung

ung; er schreibt daher **Al** statt **Kal** und **All**, **Stat** für **Stact** **in**
istatt, **war** statt **wahr**, **wären** statt **währen**, **wehrt** un-
Berth beides ohne **h**, **her** statt **hebr**, **Heer** und **Herr**, **Leer**
nd **Lehre** eben so wie die **End-Sylben** in **helsere**, **Fiber** statt **Fie-**
er, **sicher** statt **siecher**, **kränlicher**, **ir** statt **ih** und **irr**, **fä-**
att **fäbr**, **bohren** ohne **h** wie **geboren**, **Urzeit** wie **Uhrzeit**
nd eben so **Urteil** statt **Urtheil** **ic.** Herr **Wolke** würde der **An-**
erkenntniß seines wirklich hohen Verdienstes um Deutsche Sprachfor-
hung förderlicher seyn, wenn er endlich einmal mit **Cicero** (im **Redne**
160.) zur Erkenntniß käme, daß man den Sprachgebrauch dem **Völkern**
olle anheimstellend, dergleichen Resultate von Sprachforschung für sich
erhalten solle. — Die **Grenzdoppellauter** **bb**, **dd**, **ff**, **gg**, **cc** (statt **ff**), **U-**
nn, **nn**, **pp**, **rr**, **ss** (am Ende einer Sylbe und vor **c** aber **ß**), **ee**, —
ehen nur nach einem geschärften Stimmlaut: **Arbbe**, **Rabbdig**,
Bachholder, **Waddic**, **Mollen**, **Flägge**, und am Ende nur dann, wenn
ei möglicher Endvermehrung der **Grenzdoppellaut** vor folgendem **Selbst-**
lauter in der Aussprache hervortritt: **Griff**, **Bliss**, **still**, **Lamm**,
Kann, **Geripp**, **Wirrwar**, **Ruß**, **fäßlich** von **fassen**; **satt**
also **darf** wenn **schlaff** und **schaff** **Milch** nicht nach **Hrn. Wolf-**
e's Anleit so geschrieben werden, daß es klingt wie **men**, **Schlaff**
nd **Schafmilch**. Um verwandte **Mitlauter**, wie **b** und **p**, **ch** und **g**
und **e**, **g** und **f**, **s** und **ß** am Ende eines Wortes oder einer Sylbe nicht
u verwechseln, braucht man nur eine Endvermehrung anzufügen, so daß
e vor einem **Selbstlauter** zu stehen kommen, wo dann in der Aussprache
er Unterschied bemerklich wird, z. B. **Korb**, **Korbess**; **Geripp**, **Ger-**
irpes; **Sieg**, **Sieger**, **steh**, **siecher**; **Lob**, **Lobes**, **Brod**
brodes; **Klang**, **Klanges**, **schlant**, **schlanges**; **Reis**, **Rei-**
es; **Reiß**, **Reißes**. — Diesen allgemeinen Bemerkungen mögen noch
einige besondere, die ohne wesentliche Ausnahmen sind, über die einzelnen
Buchstaben folgen. **ch** steht in der **Nach-Sylbe** **lich** und **licht**, als **End-**
ang eines **Nebenwortes**: **künstlich**, **ähnlich** (d. i. eigentlich: **den-**
hnen etwas gleich); **künstlich**, **thöricht**, und in den davon ab-
geleiteten **Wörtern**; **de** steht nur, wo es aus der **zusammengedogen** **ist**
erwandt, **tot**, und in **Stadt**; **g** steht in der **Nach-Sylbe** **ig**, als
ndung eines **Nebenwortes**, und in der **Nach-Sylbe** **sig**, **zig** (von **zug**)
Zahlwörtern, und in von jenem abgeleiteten: **selzig**, **bleisig**, **eing-**
g, **Seligkeit**; **j** steht nur vor einem **Selbstlauter**: **ja**; **Ri** zu
nfang: **kein**; 2) nach einem **Mitlauter**: **Dank**; 3) nach einem ge-
gnen oder **gedehnten** **Stimmlauter**: **spuken** als **Gespens**, **blöken**
le ein **Schaf**; 4) auch überhaupt statt des **lateinischen** **o**, wo dasselbe
ine **Aussprache** wie **f** beibehalten hat: **Uff**; **ff**, welches eine **Verdops-**
lung des **f** ist, steht nur nach einem geschärften oder geprellten, **heraus-**
stosenen **Selbstlauter**: **spüffen** **Speichel**, **blocken**, an den **Block-**
lassen; **ph** steht nur in einigen **Namen** und solchen **Wörtern**, die aus
n **Griechischen** **Stammen**, wo es **hf** gesprochen wurde, welcher **Laut** sich
Wfui! erhalten hat. Es wird daher nicht vollständig ersetzt durch **f**,
Phasen, **Phantast** und **Symphonie**. **qu** steht immer statt **kw**
nal. **f** steht nur zu **Anfang**, **s** nur am **Ende** einer **Sylbe**, aber am
de eines **Wortes** nur dann, wenn bei möglicher **Endvermehrung** nur
ein einfaches **sanftes** **f** hervortönen würde. **ß** (in **latein. Schrift** **ss**)
ht am **Ende** eines **Wortes** und vor **c** 1) als **Grenzdoppellaut**, z. B. **ist-**
essen, nicht **ist** von **sein**; oder wenn es ein **geschärftes** **f** nach ei-
n **gedehnten** **Selbstlauter** vertritt, wo es dann bei **Endvermehrung** beibehalten

2, nicht die W a s s e d. L. der S t o f f e Person des bestimmten Präsens auf
 1) gelehrt, praest, von ger
 einem Selblauter, ausgenommen
 eibt man selbst G l i e ß, G l a u s, wie
 Worten eigenthümlich; 3. W. S y l
 aber wahrscheinlich h; daher es als
 n ardentischen Wörtern y zu sehen.
 einem Witzlauter: Erz, wo Herz
 B. G a n s statt G a n z (schreibt; 3)
 S c h n a n z e; 4) statt des Französi
 sem ein anderer. Selblauter folgt:

3 steht nur nach einem geprellten
 zere Belehrung gewähren folgende
 in der Orthographie für Frauenstus
 5. 6 Str. — J. E. Adeltungs vollstä
 raphie, nebst einem kleinen Wörter
 le, Biegung und Ableitung, 2 Thle.
 A. C. S o j e nütliches Wörterbuch
 fast gleichen Ton, aber eine verschied
 eiseit werden. Nur richtigern Bes
 . 8. 794. 12 Str. — Die Kunst zu les
 u v. S. D i l l e r. Dessen 801. —
 Deutschen Mundart. 8. Berlin 804.
 thung nach Adeltungs Grunda
 , Dresd. 805. 12 Str. — E. K r u s e
 schen Sprache, mit Inbegriff d. aus
 3te Aufl. 8. 807. Oldenburg. 1 Thl.
 in der deutschen Rechtschreibung. 8.
 ausführliche Anweisung, die höch
 esen und recht schreiben zu ler
 atischen Rechtschreibung für Lehrer
 Schulen, nebst einem Anbange von
 rn, von G. S i m m e r. Fulda 1812.
 er Genauigkeit dieses Wfs muß man
 n. — G. W. R o t h Anweisung zur
 nd erweitert in dessen Anfangs
 chlehre und Orthographie.
 1. Aufl. Gießen, 814. XXII. 378 S.

Bar:

istt derjenige, welcher sich durch ein
 brtheit zu eigen gemacht hat. Ueb
 e Wirksamkeit in dem bürgerlichen
 entt man ihn einen praktischen
 e historische Kenntniß von den Ges
 leseß verständiget, wer seine
 erworben, ein Rechtsempirist
 en Thätigkeit nicht als ein ehtlicher
 zur Erreichung unerlaubter Zwecke
 k genannt, welcher abtigns sowohl
 sser Empiriker oder Reguläus sehu
 er in einzelnen Theilen der Rechts
 ht es darin mit den in jedem Fache

des Rechts wirken sollenden Praktikern aus. Denn die Masse des Völkens und Historischen ist bei den in Deutschland geltenden Rechten zu schwer. Nur eminente Köpfe vermögen diese Massen in ihrem weitest fange so zu verarbeiten, daß sie solche im Leben mit Geist zur Anwen- bringung, die gewöhnlichen hingegen halten sie bloß nothdürftig mit Gedächtnisse fest, und stolpern so bei der Anwendung. Am klarsten ist sich dies, wenn man die Anwalde in England, wo man durch römische Terthümer und Varianten wenig geängstigt wird, mit den deut- schen Rechtsgelehrten vergleicht. Dort ist alles Leben und frische Eigen- thümlichkeit, hier schlecht alles matt und pedantisch einher. (S. Dunkel's selb- stblatt Abhandlung von dem Ursprunge der Rechtsgelehrten, im 2ten St. der hallischen Beiträge zur juristischen Gelehrtenhistorie, und C. Aug. Dan. Unterholzner allgemeine Einleit. in das juristische Studiu München 1811.)

Rechtsmittel, s. Prozeß.

Rechtspflichten, Rechtsverbindlichkeiten sind dieje- gen Pflichten gegen andere Menschen, welche uns das Rechtsgesetz aufer- legt. Dieses aber ist ein Gesetz der Vernunft für das Verhältniß freier Wesen zu einander in Hinsicht ihrer äußern Handlungen. Es verbietet jed- vernünftigen sinnlichen Wesen einen unbeschränkten, die Freiheit Anderer störenden Gebrauch von seiner Freiheit zu machen, und legt eben dadurch jedem eine Pflicht auf, der auf der Seite des Andern, auf welchem u- sere Handlungen Einfluß haben, die Forderung gegenüber steht, als e- freies, selbstständiges Wesen anerkannt zu werden, und die Befugniß, si- ne Kräfte zur Verfolgung seiner selbstgewählten Zwecke zu gebrauchen, weit dadurch die Freiheit Anderer nicht aufgehoben wird (oder bleibt ih- ein Recht im weitern Sinne): so daß dieses Gesetz jeder gleichsam bei- andern giebt. Da diese Forderung allgemein ist, wie die Freiheit, die zu- Erreichung der sittlichen Bestimmung des Menschen notwendige Bedin- gung ist, und da sie auf ein äußeres Rechtsverhältniß geht, welches durch gemeinschaftliche Kraft unter Menschen errichtet werden soll, so kann die- Erfüllung der Rechtspflicht auch durch äußern Zwang bewirkt werden, un- nur durch einen gemeinschaftlich und gesetzlich bewirkten Zwang wird ein- äußere Rechtsgesellschaft möglich. Daher werden die Rechtspflichten auch- Zwangspflichten, und in so fern dieselben nicht bloß durch eine inner- Gesetzgebung oder mein Gewissen, sondern auch durch die Forderung der- vernünftigen Menschengemeinschaft, oder durch eine äußere Gesetzgebung- anferlegt werden, äußere Pflichten genannt; dabingegen die Tugend- pflichten, da sie bloß von der innern Besinnung abhängen, und dem Gewis- sen eines jeden überlassen sind, mithin auch äußern Zwang ausschließen, in- nere oder Gewissenspflichten genannt werden. Man hat die- erstern auch häufig vollkommene genannt, weil ihre Erfüllung mit- jedem Verhältnisse und ohne Einschränkung von jedem freien Wesen- mit Zwang gefordert werden kann. Alle Rechtsverbindlichkeiten sind ur- sprünglich negativ, d. h. sie gebieten nicht bestimmte Handlungen- sondern die Beschränkung unserer Kraft beim Handeln in Rücksicht auf a- dere, ebenfalls freie, und ihre menschlichen Zwecke durch Handeln verfo- gende Wesen; mit andern Worten, sie verbieten die vernünftige- Zweckthätigkeit Anderer willkürlich zu stören. So z. B. die Pflicht, sic- an des Andern Leib und Leben nicht zu vergreifen. Positive Rechts- pflichten entspringen erst da, wo durch wechselseitige Uebereinkunft oder- durch Bestimmung des bürgerlichen Gesetzes im Staate Rechte, die von- her nicht vorhanden waren, festgesetzt werden. Da Rechte und Pflichten

die Lehre von den Rechtspflichten
philosophische Rechtslehre; im
innerlich geboten sind, und also
zu gehören die Rechtspflichten.

erhalten Merz die Rechte
ben war, oder es doch zu seyn
tritt dieser Umstand öfter nach
Krankheit selbst aus einerlei
auf das Recht öfter nach
Beschwerden sich einzustellen

erfolge von dem Physiker ge
terien einzusammeln oder eine
e gläsernen, cylindrischen Ges
über die Lächer des Tragege
angebracht, und nachdem sie
er oder Quecksilber geschlossen
mische ist ein Receptent. Fern
Destilliren mit dem Helm oder
innert ist, den Stoff aufzuwe
so behandelten Körper gewon
nicht bestimmt, sondern richtet
er gebraucht wird. Die
er Durchsichtigkeit wegen, glä

Vortrag einer den Könen der
das Rhythmische des eigentli
n der Declamation unterscheid
den musikalischen Ton mit Bes
auf einem oder mehreren Zus
durch, daß es keine wirkliche
hält, als eine gute Declama
schieden ist. In Declamation;
Reclatius sehr häufig, von
einfache und obligate. Das
einzelnen Accorden auf dem
idungen der Harmonie zu bed
compagniren mehrere Instru
haltenen Accorden. Gemeld
ang zum eigentlichen Gesang,
den Tactarten gefunden, bei
verbesserer des Reclatius soll
in der Mitte des siebenten
zu Rom lebte. Für das obli
Nicolo Porpora und Ri

Dinge, die genant werden;
enthält seine Rechte gältig
i, desgleichen bei der Schif
se von Capern weggenommen
versehen waren, tritt das Kor
häufig ein.

Recognosciren in militärischer Rücksicht, nennt man die von nem General oder andern Offizier vorgenommene persönliche Untersuchung der Stellungen feindlicher Armeen und Truppen. Dazu diesem Geschäft ein besonderer Grad von Vorsicht, Muth, Geistesgegenwart, militärische und wo möglich auch Localkenntnissen erfordert wird, so bedient man sich der Regel solcher Offiziere dazu, welche diese Fähigkeiten vorzüglich besitzen, um nicht durch unrichtige Berichte und Ansichten getäuscht zu werden. Zur Bedeckung der Recognoscirenden wird gewöhnlich leichte Reiterei mitgegeben. **Recognosciren** oder **Recognition**, im juristischen Sinne, heißt das gerichtliche von einer Streitpartei geschehene Anerkennung der Richtigkeit und Identität der von der Gegenpartei zur Begründung ihrer Rechtsverfolgung angeführten Instrumente. Da nun juristisch alle diejenigen Beweismittel, wodurch eine Befugnis oder Verpflichtung dargethan werden kann (*omne id, quod causa in iuris*) **Instrumente** nennt, und unter diesem Namen auch Personen, z. B. Zeugen und andere nicht in geschriebenen Documenten bestehende Beweismittel, versteht, so ergiebt es sich von selbst, daß jede Person zu jeder andere Gegenstand, der wider Jemanden als Beweismittel angeführt wird, oder über dessen Identität und Richtigkeit ein gerichtliches Streit obwaltet, **recognoscirt** werden kann. Der **Recognition** ist die **Diffession** oder eidliche Ablängnung der Identität oder Richtigkeit der von dem Gegner für sich angeführten Instrumente entgegengesetzt. Um die **Diffession** zu vermeiden, kann sich der Producent (welcher sich an die Urkunden beruft) der **Recognition** durch Zeugen bedienen, wodurch dargethan wird, daß ein Instrument in Rücksicht der Identität und Richtigkeit dasjenige sey, wofür es der Producent ausbe. **Sworische** Zeugen sind hiergenügend. Die **Vergleichung der Handschrift**, gleichfalls eine Art von **Recognition** durch Zeugen, muß eigentlich dazu beedigte Kunstverständige geschehen. Uebrigens ergiebt es sich von selbst, daß die **Vergleichung der Handschrift** (*comparatio litterarum*) nur bei schriftlichen Instrumenten Statt hat.

Rectificiren heißt, eine durch Destillation erhaltene Flüssigkeit durch nochmaliges Destilliren von den ihr noch beigemischten feuerständigen Theilen reinigen. Da bei Destillationen es oft geschieht, daß mit dem zu erhaltenden Fluidum sich noch fremde, nicht hinein gehörende Dinge zugleich in dem Recipienten einfinden, so können diese nur von dem eigentlichen Stoff durch nochmaliges Destilliren entfernt werden, woran man dann die also zum zweiten Mal behandelte Flüssigkeit eine **rectificirt** nennt, wie z. B. bei Branntwein der Fall ist, der **rectificirt** genannt wird, wenn durch wiederholte Destillation ihm die wässerigen Theile genommen worden sind, die bei der ersten Destillation in die Vorlage (den Recipienten) mit übergegangen sind.

Recurs an den Reichstag, s. d. Art. **Reichshofrath**.

Redacteur, **Redaction**. Bei weitläufigen literarischen Unternehmungen, zu deren Ausführung eine Anzahl Schriftsteller und Gelehrter erfordert wird, sind ein oder mehrere Redactoren nöthig, nach Verhältnis des Umfangs und der Ausbreitung des unternommenen Werks, die an der Spitze des ganzen Unternehmens stehend, dasselbe nach dem begründeten Plan fortführen, die verschiedenen Beiträge der Mitarbeiter annehmen, durchsehen, und sie nach der in der Anlage des Werks angenommenen Ordnung einrücken, die entweder eine alphabetische oder eine nach den besondern Wissenschaften geregelte, oder, wie bei belletristischen Zeitschriften, z. B. eine auf Geschmack und anmuthige Zusammenstellung ge-

ist, Belesenheit, und besonders Kupet
 t den Aufsichten einzelner Schulen und
 nes guten Redacteurs, der bei seturnm
 erfahren muß; da auf ihn die Berants
 ähe in dem von ihm besorgten **Wort**
 Religion, Gesetze, oder andere heilige
 Redaction bezeichnet die Hand
 räge zu einem gemeinschaftlichen Werk
 der Vorstehung eines solchen literari
 : t e n r die Benennung des Einzelnen,

n ist Rede der Ausdruck der Gedanken
 vas Besonderes sich bestehendes Werk
 ersten Sinn ist Deutlichkeit in der Dar
 und grammatikalische Richtigkeit ein
 a zweiten Sinn wird eine vollendetere
 : r n Form muß sie von der Rede im ge
 nston, durch mehr gerundeten Verbo
 zetaphern und Bilder, Reinheit und
 er. Inern Form aber besonders alles
 im Zweck der besprochenen Sache ge
 de, die über irgend einen Gegenstand
 hnen, dürfte unnüßlich und vergeblich
 at, allein wissen muß, wie er sie einz
 lweck damit zu erreichen, und den Ge
 hörer, zu denen er redet, in Erwägung
 ch im Allgemeinen darüber andeuten;
 wie die Wahl zu gesuchter Bilder und
 dner vermeiden; denn obgleich solche
 , mit Geschmack und Einsicht ange
 ist ihr zu häufiger Gebrauch doch nicht
 ers völig zwecklos und zweckwidrig.
 der zu schwülstig, daher unpassend und
 r ins Symmetrie fallen. Ein zu langer
 fig eingeschobenen Sätze unverständ
 ion guten Rednern eben so vermieden,
 'onischer Kürze, die dem Hörer den Ge
 felt. (Es ist begreiflich, daß der Red
 lch t s a ß l i c h e Deutlichkeit zu sehen,
 orte verhalten, des Lesern stehen fest,
 n.) Stärke und Wärme des Gefühls
), als völliges Durchdringen des von
 nd Menschenkenntnis wird ihn in dem
 jurichten, daß er damit entweder nach
 Hörer überzeugt oder ihr Gemüth er
 en Eigenschaften ein Redner aber auch
 llen ihren Feinheiten und Wendungen
 bedarf wohl kaum einer Erwähnung;
 guten Organs aber nicht wenig dazu
 ninnen, wird jeder wissen, der Geles
 arbeitete Reden zu hören, deren Wort
 gan geschah. Die Griechen und Rö
 Muster öffentlicher Beredsamkeit auf,

daher ihre auf uns gekommenen Reden mit Recht fortwährend als Prototypen dieser Kunst betrachtet werden. Heut zu Tage, wo vermuthlich der eingeführten Staatsverfassungen die öffentliche Beredsamkeit fast nur auf Kanzelvorträge eingeschränkt ist, und außer England sich selten der ereignet, daß der Staatsmann Vorträge an große Volksversammlungen zu machen hat, ist die Kunst, durch das lebendige Wort die Menge zurechtgehend einem Entschlusse zu stimmen und zu begeistern, nicht mehr so wesentlich erforderlich für den, der an der Spitze eines Staates oder einer Verwaltung steht, als sie es bei den alten republikanischen Verfassungen war. Doch sind auch in den neuesten Zeiten, besonders in England und Frankreich Männer aufgetreten, deren eindringende Beredsamkeit sich nicht unähnlich an die großen Muster der griechischen und römischen Vorzeit anschließen.

Redekunst ist die eine von den redenden Künsten, welche man der Dichtkunst gegenüber zu stellen pflegt. Man kann sie erklären, als die Geschicklichkeit, dem ungebundenen (prosaischen) Vortrage der Gedanken den Zweck der Ueberzeugung (oder Belehrung), der Unterhaltung, der Erbauung, oder der Lenkung des Willens die angemessene Form oder Bekleidung zu geben. Der Stoff und die Form der Rede im weitesten Sinne stehen in dreifacher Beziehung zum Erkenntniß-, Gefühl- und Begehrungsvermögen. Ihre Absicht ist mehr oder weniger auf Wahres, Schönes und Gutes gerichtet. Die Rede ist daher entweder didaktisch (belehrend), oder ästhetisch (unterhaltend), oder praktisch und pathetisch (auf Angelegenheiten des Willens gerichtet), in wie fern sie in vorzüglichem Grade auf den Verstand, den Geschmack oder den Willen berechnet ist. Alle diese Zwecke können sich sehr oft in derselben Rede vereinigen; jede der erwähnten vorherrschenden Beziehungen aber wird ihr meistens einen eignen Charakter geben. Man unterschied ehemals drei Gattungen der Reden: 1. die demonstrative (welche sich mit Lob und Tadel beschäftigte); 2. die deliberative (welche auf den Willen und die Neigungen durch Zurathen oder Abrothen wirkte), und die gerichtliche (welche anlagend oder vertheidigend zu Werke ging). Nach der bei den Griechen angenommenen Unterscheidung des Stoffs der rednerischen Erfindung in Lehren, Sitten und Leidenschaften ($\lambda\omicron\gamma\omicron\upsilon\varsigma$, $\eta\theta\eta$ und $\pi\alpha\theta\eta$) würden die Reden auf Belehrung, auf Wohlgefallen, oder auf Rührung vorzüglich ausgehen, und diese Eintheilung ließe sich mit der obigen in Verbindung bringen. In demselben Sinne nahmen die Römer das *genus dicendi tenuo, mediocre und sublime*. Uebrigens sind die Werke der Redekunst entweder für eine durch Gebardensprache belebte und an anwesende Personen gerichtete Declamation, oder nur zum stillen eignen Lesen, oder auch zum einfachen Vorlesen oder Recitiren bestimmt. Zu denen der ersteren Art gehören die eigentlichen Reden, orationes, welche eine dem durch Gebarden erhobten Vortrage angemessene innere Einrichtung erfordern. Zu den übrigen gehören Briefe, Abhandlungen, Aufsätze. Eine andere Eintheilung der Werke der Redekunst ist von ihrem Gebiet und Zweck hergenommen. Man unterscheidet daher 1. akademische, 2. religiöse (Kanzelreden), und 3. politische Reden. Zur Ausbildung der großen Beredsamkeit, wie sie Rom auszeichnete, und etwa im englischen Parlament zu erscheinen Anlaß findet, fehlt uns Deutschen die Gelegenheit. Unsere Redekunst kann sich fast nur auf der Kanzel in ihrer Macht zeigen, und Ausländer und Deutsche haben sich in diesem Wirkungskreise berühmt gemacht, z. B. Bourdaloue, Massillon, Elliotson, Sterne, Sac, Cramer, Jerusalem, Zollhofer, Reinhard, Rosenmüller u. A. m. Unter den Rednern des Alterthums glänzen die Namen Demosthenes, Isokrates, Lyfias, Cicero und der jüngere Plinius.

Ich bet
 . Dies
 wecken
 gentlis
 er, der
 ingun
 richte
 n, was
 ehört,
 rbeit,
 ft der
 s Wort
 in wie
 einem
 n und
 n Wort
 Form
 fen die
 se lehr
 g aber
 (Ande
 er Ges
 (exor
 ellung
 yung,
 fodert
 Cicero
 dicit,
 e noch
 ange
 le fern
 lester
 Nach
 Maß
 Schli
 ng der
 Die
 Dichte
 de die
 Kuno
 so wer
 k hier
 So
 rat der
 talog.
 Spiel
 el zur
 it hös
 ch als
 chmos
 welche
 usen

berochert ist. Sie mag in der Politik oder in der Religion eingesetzt werden, sie bleibt gleich unverwundlich. Das Redefund als lauter Kunst wird allerdings Perseusfreiheit und Wohlredenheit (Eloquenz und Eloqui) fordert. Die geschickliche Ausbildung dieses Kunst liegt vornehmlich: 1. in der Kenntlich in die Materien, reiches Gedächtnis und Eloquentium; 2. in der Fertigkeit in der Anwendung, des Gedankens und durch Prinzipien zu beherrschen, 3. Gewandtheit in der Sprache, und Kenntnis ihrer Eigenschaften und der Regeln ihrer Verständlichkeit und ihrer Wohlklang, wie auch des Standes und Eigenschaften im Reden — Was übrigens das Redefund, ein Perseusfreiheit ist eine große, bewundernswürdige Kunst ist, wenn sie je mit lauter Freiheit nicht verdrängt, ist und die Ehre des Mittel und Zweck ist, ist die Kunst der Freude, und jedem Werk dem sie fremde Reden gibt, das zu schätzen, fordert selbst einen hohen Grad der Kunst, und der große Meister derselben, Cicero, liefert alle Regeln und vollständigsten die Füge zu dieser Schöpfung. Aber unter den Freitalk wird J. J. Engel als ein Engewörter dieses Kunst, so wie sie in seinen Werken deutlich erscheint, nie aufhören, Geist und Herz jedes Gedulden jeder Bildung zuwenden an sich zu geben. Ma.

Redende Kunst nennt man diejenigen, welche sich der Rede, d. h. dem Gedankens Ausdruck geordnet und verbundenen Worte, bedienen. Edward und Erhabenheit herzustellen. Sie wenden sich nicht nur der Rede zu, sondern auch dem Verstand, ihrem Gedanken, in dem Gedanken aber gleich Vorstellungen und Empfindungen mit, unter welchen sich aber das Leben Stoff und ihre Darstellungsmittel, die verschiedenen Zeichen, die Worte, von den andern Künsten. In wie fern die Gedankensmittel aus nach den Regeln des Organismus geordnet, und durch rhetorische Ideen d. h. durch fruchtbarer Vorstellungen der Einbildungskraft, bezieht wird, es bezieht sie sich in das Gebiet der Kunst. Die beiden Künste welche man unter dem Namen der Redende bezeichnet, sind die Dichtkunst und die Prosodie (oder Redende Kunst). Die letztere ist immer durch die Größe von äußern Zwecken gebunden und bestimmt, und alles Etwas um Redensweise wird ihr nur als Zweck und als Mittel oder Nebenwerk dienen. Sie legt sich aber nach Regeln und Prinzipien und durch Übung an, ist aber die wahre Kunst, welche immer einen gewissen Grad der Wissenschaften voraussetzt. Denn diese zeigt sich eben dann am höchsten, wenn sie den fruchtbarsten und erhabendsten Gedankensstoff als ein hohes Spiel der erhabendsten Unterordnung zu behandeln versteht, und begreift den höchsten geringsten Mangel der Einbildungskraft eine tiefen Bedeutung zu geben weiß. Doch was eigentlich zur Redefund gehört, fordert man in dem Artikel; über Dichtkunst oder Prosodie hat die Ma.

Redetheile (partes orationis). Die Redetheile der Sprache

Da nun die Sprache ein System von articulirten Lauten ist, der Zweck als bestimmtes Zeichen seiner Vorstellungen bezeichnende Redetheile sind die Redetheile der Sprache, und es ist Redetheile zu sehen, als notwendig ist, um die Redetheile in der Sprache richtig zu verstehen. Diese Redetheile sind die Redetheile, und sie sind daher Redetheile von Redetheilen, welche den Redetheilen und Redetheilen anderer Redetheile entsprechen. Man braucht sich die Redetheile am einfachsten in der Handlung des Urtheilens (d. h. Art) und dessen Hauptbestandtheile Subjektbegriff, ein Prädikatbegriff und die Copula ist. Bei Redetheile des Subjektbegriff geht es unumwunden das Subjektbegriff, Redetheile

gekennzeichnet wird, mittelbar das seine Stelle
 Zahlwort, durch welches die Größe
 und die Präposition, d. i. diejenige
 des substantiv gedachten angezeigt wird.
 mittelbar durch das Objectiv, Eigens-
 e Verbindung der Begriffe durch das ein-
 tantivum seyn), oder beide sind in
 rum) enthalten. Ebenfalls gehört zur
 von dem Zeitworte stammende Particel
 schaft (Prädicat) mit der Bestimmung
 der Zeit gesetzt wird; ferner das Ad-
 , Umstandswort), durch welches die in-
 drückte Eigenschaft noch näher bestimmt
 ntiv, Objectiv und Verbum als
 sprächliche Redetheile, die abstrah-
 indäre betrachten, und sie zusammenge-
 er nennen, in so fern durch sie die ur-
 ihrer Bedeutung nach begründet werden.
 rößere Sätze dienen die Conjunctions
 es sind nun die angenommenen nothwend-
 Sonst rechnete man zu ihnen auch die In-
 er lehterer nicht in allen Sprachen vor-
 thwendige Form der Sprache ist (s. Art-
 er als unmittelbarer Laut der Empfin-
 n Ausdruck der Vorstellungen durch die
 it man beide aus der Zahl der Redetheile
 e über die Ableitung der Redetheile aus
 einstimmiger Meinung. Die Theorie
 allgemeinen Sprachlehre aus, und
 Bernhards, Vater, Steinbeck,
 worden. Ersterer z. B. theilt die a to
 b, i. die, welche zur Bezeichnung des
 im und Verbum, und nennt ersteres
), letzteres Merkmal der Substanz in der
 heile endlich ist in den verschiedenen vor-
 wohl sie niemals den Denkformen durch-
 lese verschiedene Anwendung und Be-
 rgt von der verschiedenartigen Bildung
 lichen Freiheit ab, die sich in Anwendung
 daher nur aus den empirischen und
 erlernen. T.

fig.
 gsbankunst, eine kleine geschlossene Feld-
 indregeln nach soll die Redoute ein rechts
 ren die Verschiedenheiten des Terrains
 ege. Den durch eine Traverse gedeck-
 : den feindlichen Angriffen am wenigsten
 ng einer Redoute, die übrigens durch ei-
 der acht bis neun Fuß hohen Brustwehr
 der Anzahl der zur Besatzung derselben
 hühe. Gewöhnlich wird bei Anlegung
 i zur Vertheidigung bestimmten Mann

merkwürdig
 und Ras
 ant theil
 entale,
 ma die Ch
 reinflus
 in Begriff
 t ihm beh
 l zu einem
 n oder die
 rion ver
 bgen, vor
 , unter der
 Neigung,
 s, der Ge
 das Ver
 leben sind,
 nur Bew
 werden.
 htstrahlen
 rsache der
 htstrahlen
 unter dem
 lanfallens
 dem Art.
 einmäßiger
 die Kbin

strahlen.
 13 und den
 enen Frem
 on bedictes
 reich herr
 en abscheu
 d. Artikel)
 el) (einem
 lte, wenig

~~Man ver~~
 idrigeril in
 Als aber
 Sohn, bez
 tum unter
 war Heil
 haffes zw
 Nach und
 : Schuß ge
 in nur noch
 tes sicherte,
 Dieser Kö
 n, verleiht
 r unglückli
 sten erklärt
 mit XIV.)

List, mehr noch Gewalt, wurde auf das empfindlichste angewendet, die Irrten, wie man die der neuen Lehre Zugethanen zu nennen beliebte — den Schooß der Mutterkirche zurückzuführen, und alle Greuel, die inquisitorischer Eifer früher über viele Länder brachte, erneuten sich in Frankreich. Dragoner, die in die Gegenden abgesandt wurden, wo Reformirte wohnten, sollten durch unerträgliche Einquartierungslasten und Bedrückungen aller Art, die Schlachtopfer des Fanatismus nöthigen, sich nach dem Willen ihrer Dränger zu fügen, und wer dennoch dieses Elend dem Verstande an der Ueberzeugung vorzog, fand entweder seinen Tod unter den Säbeln dieser Satelliten der Tyrannei, oder mußte, getrennt von den Seinen, in Kerlern, oder in trauriger Verweisung jenseit des atlantischen Oceans, sein Leben hinbringen. Bei diesem gehäuften Elend suchten viele der Unglücklichen, mit Hinterlassung alles dessen, was dem Menschen lieb und theuer auf Erden ist, mit Hinterlassung von Vaterland, eigenem Heerd, Weib und Kind — in fremden Ländern Schutz und Zuflucht, vorziehend ihre Ueberzeugung allen Erdengütern. Aber auch dieses einzige Mittel der Rettung suchte der Despotismus ihnen abzuschneiden. Frankreichs Gränzen waren besetzt mit Schaaren von Soldnern, und wehe dem Armen, der in ihre Hände fiel! — Dennoch gelang es über einer halben Million durch List, Gewandtheit und öfters offene Gewalt, ihrem blutigen Vaterlande zu entfliehen, und eine neue Heimath unter fremden menschlichen Fürsten zu finden. England, Dänemark, Holland, die Schweiz, Deutschland, in diesem besonders Sachsen, Brandenburg, Hessen, nahmen die Flüchtlinge mit redlicher Gastfreiheit auf, wie ein Jahrhundert später dieselben Länder die schuldigen und unschuldigen Opfer der französischen Revolution. In mehreren dieser Länder ertheilten die Regierungen den Ankömmlingen gleiche bürgerliche Rechte mit ihren alten Unterthanen, und die Kräfte, die ein besangener und fanatischer König seinem eignen Lande entzog, dienten, nunmehr den Flor seiner Nachbarstaaten zu erhöhen; denn die größte Zahl dieser Refugiés bestand aus nützlichen Gelehrten, Kaufleuten, Fabrikanten und Handwerkern, die ihres Vaterlandes Kunstfleiß auf den fremden Boden verpflanzten, und — besonders in den brandenburgischen Staaten — größtentheils die Schöpfer der Fabriken wurden, die noch jetzt einen bedeutenden Theil des innern Reichthums der preussischen Monarchie ausmachen, da dieses Land vor ihrer Einwanderung von solchem Erwerb noch fast ganz entblößt war. — Aber so vortheilhaft die Ankunft dieser Unglücklichen in dieser Hinsicht vielen Ländern war, so darf doch auch nicht übersehen werden, daß auf der andern Seite mancher Nachtheil daraus wieder entsprang, der freilich erst im Verlauf folgender Jahre sich zeigte, um so mehr, als er durch die bereits erwähnte Einwanderung der durch die Revolution Vertriebenen nach ungefähr 100 Jahren verstärkt wurde; das Verderbniß nämlich, das den deutschen Charakter bedrohte, der bis dahin schlichte Treue und Biederkeit war, und der nun anfing, mit ausländischem Modetand und gehaltloser Galanterie sich zu mischen. — Welche traurige Folgen dies für das gemeinsame deutsche Vaterland gehabt hat, haben wir alle gesehen; Folgen, die nicht eher sich wandten, bis der Deutsche wieder sich entschloß, Deutscher zu seyn. — Doch darf uns diese allerdings trübe Betrachtung nicht ungerecht machen, weder gegen jene Flüchtlinge des siebzehnten, so wie des achtzehnten Jahrhunderts, noch gegen unsere redlichen Vorältern, die mit deutscher Gastfreiheit und Biederkeit sie aufnahmen. — Uebrigens haben jene durch religiösen Fanatismus Vertriebenen mit ihren Spätern durch Revolutionsgreuel und zugeschickten Brüdern fast nur das Unglück gemein. Die Ersteren waren fast durchgehends redliche, dem

**herrlichen Ausnahmen
— als die Berberbulle**

welche außer dem Jus liegen und demselben zustehen. Falsch ist die Meinung, wie die Gesetzgebung der Regalität zieht in das Eigenthum zu, aber, um ganze Satzungen der Regalität so nur durch Concession der für sein Commerzischen Rechte von dem Eigenthum zum Obsequium des Herrschers Regalien hingegen das Berlin nicht brisliche kommen das Staats durch Domänen oder Regalien hinzuzufügen manen oder Abgaben wischen beiden in denselben Rechte, Hoheit - Ob nun gleich kein rundgesetztes Object, Regalität dazu ziehen drauf beschränkt, sonst getretenen wahren, erbeigeführt, zügellos gaben zu vermeiden, zu erheben, ist für das Fleißes. — Seit dem Reich mehr, das Reichland gilt. Trifft inmtlichen deutschen den Regalien sind das raten vorfinden. Dem ist die Regalität der in den unedien zu unritorien regalisch zu die Rede ist, steht das Recht der Benutzung sollten aber nur solche auf den Domänen und den sind die größern ewiglich ein Eigenthum derselben durch Was die Wege der Heerstraßen bezogen. Eigenthume der Einzel Jagd macht, wo es get, und kann daher

von der Regierung recht gut in Verp
der Ertrag davon wieder zum Besten
man, der das Recht der Jagd (die
gewendet werden. Endlich ist in
manche herrenlose Sachen erst
B. in Sachsen. Uebrigens ist es in
Sachen, nicht aber auch zugleich an
des Privatrechts sind sowohl Sache
Frage von Regalität entstehen. E
der Gewerbe die Rede seyn. N
tung, welcher sich die Regierung a
wohl unterscheiden. — Der Name d
Schutzgelde her. Als nämlich König
Mailand erobert hatte, hielt er es
kathsam, zu bestimmen, welche Rec
ken zuständen. Er übertrug dieses
der Parteilichkeit zu vermeiden, ein
logna, welche auch bald mit Suziehu
ein Verzeichniß der kaiserlichen Rec
die bekannte II. §. 56 befindliche E
in Deutschland als Modell benutzt,
den ist. Sie beginnt mit dem Wo
Regal entlehnt worden ist.

Regatta ist eine öffentliche Lu
daß eine Anzahl Boote vom Marcu
Stadt durchkreuzenden Canalen hal
son, und die, welche zuerst das Gese
mien an Gelde. Die Menge der B
Sondeln sich einfänden, diesen Wettl
sem Volksfest sich einstellenden Frei
bei der ganzen Sache das Sehenswü
dig zu Ehren der Gegenwart Kaiser
ungeheure Menschenmenge herbeiz

Regel, de, Tri, s. Rechenkunst.

Regen — das Herabfallen des Wassers aus den Wolken in Gestalt
der Tropfen. — Das Wasser befindet sich entweder schon tropfbarflüssig
als Dunstbläschen in der Luft, oder elastischflüssig in seine Bestandtheile
aufgelöst. Im ersten Falle giebt es die Erscheinung der Wolken oder des
bedeckten Himmels, im zweiten Falle ist der Himmel heiter. Zerplatzen
diese Dunstbläschen, welches durch mehrere Ursachen geschehen kann, so blä
det das Wasser, als tropfbarflüssige Materie, Tropfen, welche vermög
der Schwere aus der Luft herabfallen, und es entsteht der Regen. Befre
det sich das Wasser in seine Bestandtheile (Wasserstoffgas und Sauerstoff
gas) aufgelöst in der Luft, so geschieht durch ein helles hinzukommendes,
z. B. durch die Electricität, die Vereinigung beider. Es entstehen dabey
oft bei heiterm Himmel Wolken, und es erfolgt endlich der Regen. Sei
wöhnlich fällt der Regen aus Wolken herab, und die dunkelsten geben das
meiste Wasser; es ist nur selten, daß im Sommer bei heiterm Himmel,
stiller Luft und großer Hitze Regentropfen fallen. Je heller die Wolken
sind, desto sparsamer und feiner sind die Regentropfen. Ist der ganze Himm
mel gleichförmig bedeckt, so erfolgt ein Landregen; werden nur einzelne
schwarze Wolken vom Winde nach einer Richtung getrieben, Strichre
gen. Verdichten oder vereinigen sich die Dunste, die eine Wolke bilden,

Der Halbmesser des Hauptregenbogens begreift 40° bis 42° , der des fernern, 51° bis 54° . Da der Mittelpunkt beider Bogen der Sonne gerade entgegengesetzt ist, so erscheint ein völliger Halbkreis über dem Horizonte, wenn die Sonne eben auf, oder untergeht. Regnet die Wolke nicht an allen Stellen, oder stehen nur einzelne unterbrochene Regenwolken am Himmel, so sieht man nur einzelne Stücke des Bogens, die man Regenbogen nennt. Die Entstehung des Regenbogens läßt sich durch Hülfe der Mathematik völlig aus den erprobten Gesetzen der Brechung der Sonnenstrahlen, und der verschiedenen Brechbarkeit und Zerstreung der farbigen Lichtstrahlen erklären. Will man sich eine deutliche und sinnliche Vorstellung von der Bildung des Regenbogens machen, so lasse man eine gläserne mit Wasser angefüllte Kugel Sonnenstrahlen in einem gewissen Winkel fallen, und man erblickt auf einer weißen Wand, welche die farbigen Lichtstrahlen aufängt, verschiedene gefärbte Bogen, im Kleinen einen wahren Regenbogen, weil die Sonnenstrahlen hier auf eine ähnliche Art wie in den Regentropfen gebrochen werden. Stellt man das Auge so, daß die Gesichtslinie mit den Sonnenstrahlen einen Winkel von 42° bildet, so sieht man an der untern der Sonne abgewandten Seite der Kugel ein sehr lebhaftes Roth; wird dieser Winkel nach und nach um 2° verkleinert, so erscheint nach und nach gelb, grün und blau; wird der Winkel bis auf 51° vergrößert, so erscheint roth auf der obern der Sonne zugekehrten Seite der Kugel und die übrigen Farben folgen, wenn man den Winkel nach und nach um 4° vergrößert. Hieraus ergibt sich auch warum bei uns in den längsten Tagen um Mittag kein Regenbogen zu sehen ist. — Bei stürmischem Meere, wo die Wellen sich häufig in Tropfen zertheilen, bilden die Sonnenstrahlen in denselben umgekehrte Regenbogen, deren man oft 20 bis 30 zugleich sieht. Sie haben gewöhnlich nur zwei Farben, gelb gegen die Sonne und blaugrün auf der andern Seite. Des Morgens sieht man auch oft die Regenbogenfarben in den Thautropfen auf den Wiesen, wo der Regenbogen hyperbolisch oder elliptisch ist. Zuweilen beobachtet man auch Regenbogen des Nachts, die durch die Brechung und Zerstreung der farbigen Strahlen des Mondlichts in den Regentropfen entstehen; sie sind jedoch sehr blaß, und bilden gemeinlich nur weiße und gelbe Bogen.

Regenelectrometer ist ein isolirtes, mit einem gewöhnlichen Electrometer (s. d. Art.) versehenes Gefäß, und dient das Mehr oder Minder der Electricität des hineinfallenden Regens anzugeben.

Regenmesser. Das Ombrometer oder der Regenmesser ist ein Instrument, das die Menge des in einer gewissen Zeit gefallenen Regens bestimmt und aus einem oben offenen gläsernen oder metallenen Gefäß besteht, an dem, an dem untern, enge zulaufenden Theil, eine an ihrem andern Ende verschlossene Glasröhre angebracht ist. Der in das Gefäß sich ergießende Regen steigt nun natürlich durch die Oeffnung in die Glasröhre, und zeigt somit durch seinen höhern oder niedern Stand die Menge des gefallenen Wassers nach Linien an, die auf der mit der Weite und Oeffnung des Gefäßes in genauem Verhältniß stehenden Röhre angebracht sind.

Regensburg, ehemals eine freie Reichsstadt im bayerischen Kreise an der Donau, jetzt zum Königreich Bayern gehörig, eine der ältesten Städte Deutschlands. Diese nach alter Art gebaute und etwas befestigte Stadt war seit der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts der Sitz der deutschen Reichsversammlung und Reichstage, bis in unsre Zeiten mit der Auflösung des deutschen Reichsverbandes dieses sowohl als

t weffel. Der größte
 ner ist der evangelische
 stürmischen Zeiten des
 er in den fast noch blut
 regensburg durch Heers
 efochtene Schlacht zwis
 tten. Mehrere altes
 lähn gebante Donaus
 tationschluß von 1303
 :sammt dem Bisthum,
 — dem Katerjanzer
 tischen Staat zu einem
 uld vergrößerte, ward
 wern vereinigt. Eine
 g an die Krone Bovera
 hums zu den Besitzans
 ropherzogthum Frank

Ireland, Georg Fried
 :n August 1762, Sohn
 alle Elisabeth, Tocht
 and von Braunschweig
 15 zu London vermählt
 Spitze der Opposition,
 beridan und Madern er
 r sich auch hiedurch und
 nungen die Gunst des
 n überwiegender Hang
 ten. Mehrere Male
 zt hatte, von der Ras
 ichen Familie mehrere
 wozu außer dem Ages
 ady Fisherbert Anlaß
 ulheit Georgs III. nur
 Oppositionspartei dem
 schen; allein Pitt und
 h selbst, als für ihren
 viel besorgen zu haben
 emühte sich der Prinz
 nem Ueberfall bedroht
 nacht, „weil er durch
 sein Ereigniß ihm das
 gefährvollen Kampfe
 n wurde ihm aber von
 Sales ertrag mit edler
 lung seines Lieblings
 : Bruder; der Herzog
 idanten der brittischen
 dem letztern (1801) bef
 für jene Zurücksetzung
 e Vergütung, als ihm
 der Nation wegen der
 Regentschaft übertra

gen wurde. Hier zeigte er in der wichtigsten Krise, wo es nicht bloß die Existenz und Unabhängigkeit Englands, sondern ganz Europa's eine unerschütterliche Festigkeit und Kraft, wodurch er sich als Herrscher und Staatsmann den Dank und den Ruhm aller Jahrhunderte gesichert hat. Bei Uebernahme der Regentschaft erklärte er seinen Vorsatz, "Pflicht gegen den Staat seine Lieblingsneigungen aufopfern zu wollen, da er keiner Vorliebe zu folgen, seinen Egoismus zu befriedigen, und seine Zwecke zu erreichen habe, als die ihm mit dem Reiche gemeinschaftlich wären." Die Geschichte stellt leider viele Beispiele von Fürsten vor, welche ihre öffentlichen Verpflichtungen ihren Privatneigungen aufopfert, keinen aber nennt sie uns, der wie der Prinz-Regent von England in seinem öffentlichen Leben das Wohl des Staats mehr als alle frühern Verhältnisse bei sich gelten ließ. Daher gieng er auch als Regent, wider die Erwartungen der Oppositionspartei, mit voller Ueberzeugung in die Maßregeln der Minister ein, und verfolgte, weil er die Wichtigkeit dieser Maßregeln erkannt hatte, dieselben mit der größten Ausdauer und Hartnäckigkeit. England stand allein, ein Fels im Meere, gegen das durch ein gemeinsames Joch verbündete Europa. Der durch Wort und That tausend Mal ausgesprochene Zweck des Unterdrückers war der Ruin Großbritanniens, die Zerstörung des Handels, die Unterdrückung aller freien Geistesverkehrs, und die Eroberung der Welt. England konnte in Spaniens Aufopferung in diesem wichtigen Moment sich einen glänzenden Frieden erkauften, aber edel und kraftvoll wurde die Halbinsel mit allen Bedürfnissen zum Kriege von brittischer Seite unterstützt, die Macht der Tyrannen wurde getheilt und gehemmt, und hier fragt es sich, was Europa jetzt seyn würde, wenn der hochherzige Prinz-Regent, statt seiner klaren Ansichten und seiner Ueberzeugung zu folgen, dem Rathe der Oppositionspartei, mit der er früher so befreundet war, Gehör gegeben hätte. Als im Frühjahr 1813 die Heere der Verbündeten sich zurückziehen mußten, als die letztern durch Mißgeschick in dem Kampfe gegen den Feind der Menschheit niedergeschlagen, schon im Begriff standen, den von ihm angebotenen Frieden anzunehmen; da waren es der Prinz-Regent und seine Minister, die, obgleich auch im Innern von einer mächtigen, den Frieden verlangenden Partei bestärmt, jenes Anerbieten Bonaparte's in der vollen und wahren Ueberzeugung verwarfen, daß dieser Friede doch nur bestandlos und verrätherisch seyn, und bloß dazu dienen würde, die Kräfte des Feindes zu sammeln, und den Eifer der verbündeten Heere zu erkalten. Dadurch ward nicht bloß England und Europa; dadurch wurde die ganze Menschheit von der Unterjochung gerettet. Daß aber nicht bloß den brittischen Ministern, sondern auch dem erhabenen, geist- und kraftvollen, bloß für das Wohl seines Vaterlandes und der Menschheit besetzten Regenten der Ausgang dieser Verhandlung zuzuschreiben sey, wird gewiß jeder, der die englische Verfassung und den wichtigen Einfluß des Staatsoberhaupt's auf die öffentlichen Maßregeln kennt, um so mehr zugestehn, wenn man die Gesinnungen des Prinz-Regenten in Erwägung zieht. Einige englische Schriftsteller werfen dem Prinz-Regenten Unzugänglichkeit und Vernachlässigung seiner frühern Freunde vor, welches mit andern Worten wohl nichts weiter bedeutet, als daß er während seiner Regentschaft dem Wohl seiner Jugendfreunde dasjenige des Staats hätte opfern sollen. Der Grund dieser und mancher andern Beschuldigungen und Nachreden gegen den Prinz-Regenten liegt ohne Zweifel in der Zurücksetzung der Oppositionspartei, die von seiner Regentschaft sich mehr Vortheile versprach, wie sie erlangte. Di-

Regenten, welche in ganz Europa Un-
 schallich, wie das eheliche Leben seiner

Da seine Gemahlin mehrere Jahre
 nachte am 4ten Juli 1814 der Lord
 on, daß, da diese Ernennung als des
 jährliche Einkommen der Prinzessin
 möchte, welcher Vorschlag einmüthig
 erklärte aber, daß sie sich jährlich
 eifste bald darauf auf das feste Land
 sel und Frankfurt nach Italien, wo
 sel besuchte. Im folgenden Jahre
 ta an dem Ufer des Comersees, den
 schallchen Residenz einrichtete. Im
 er Monate in Sicilien aufgehalten,
 thago und Utica bei Tunis besucht
 t, Griechenland und Palästina. Sie
 Denkmale der Kunst und des Alters
 ndern, die sie schon besitzt, ein wissens-
 prächtigen Villa einen neuen Glanz
 eratische Gesellschaft hatte sie durch
 den Mönchen des gelobten Landes
 geworfen, um ihrer äußersten Dürft
 a und Buiuldete hatte sie zehn Tage
 t Constantinopel zu sehen; doch ers
 n Händen des Siegelbewahrers, des
 landete sie wieder an der Küste von
 vergab dem Papst mehrere aus Jeru-
 Reliquien. Da sie auf einem unbe-
 hreremate von Seeräubern verfolgt
 n sie in Wien. Da man aber an dem
 hte, sie zu empfangen, und die englis-
 cher Ankunft sich entfernt hatten, so

— Die Prinzessin Charlotte (geb.
 é Frucht ihrer Ehe. Sie war dem
 1814) zur Gemahlin bestimmt, diese
 igen, dagegen hat sich die Prinzessin
 ngen Leopold von Sachsen, Coburg

N. P.

l, Johann Maria Joseph Ludwig
 Aug. 1761, vermählt den 15ten Juli
 ter König Carl's IV. von Spanien.
 erung ist im siebenten Bande, unter
 erliche gesagt worden. N. P.

ter Regent im Allgemeinen versteht
 glerung einer Gesellschaft befugt ist;
 gent eines Staats derjenige, welcher
 llig unabhängig ausübt. Im engeren
 Regenten aber dasjenige Subject,
 ivermögens des wirklichen Staats
 i Staatsgewalt übertragen ist. Ne-
 hinne die Ausübung der Rechte des
 der der Unfähigkeit des wirklichen
 Regentschaft kann sich auf Gesetz, Ver-

trag oder letzten Willen geblieben. **Regio** ist es dann, wenn es durch die Verfassung des Staats ausdrücklich bestimmten Personen oder Klassen gegeben, wenn durch einen Vertrag des Staats der Nation einer Person die Regentenschaft übertragen wird. Die Vererbung kann nur durch einen Erbvertrag Regentenschaft annehmen, wenn keine auf die Thronfolge eines Thronerben zur Regentenschaft dieses Thronerben ob dasselbe gilt auch in Rücksicht der constitutionellen Regententhronen. In Bezug die Thronerben verheißt, in so fern es eine Person ist, durch Willen

heit oder andere Ursachen an der eigenen Wahlung des Staatsgem beiliebert sein kann, so hat es auch von jeder dieser Regententhronen zu tun. Wir führen nur aus den neueren Zeiten diejenigen an, die etwas besonders nachtheiliges oder vortheilhaftes Hinsicht auf das allgemeine Wohl hatten, oder sich durch irgend eine besondere Verdienstlichkeit anzeichneten. Kränzig ist ihre Folgen für Frankreich, und eben so stark für ganz Europa was die Regentenschaft Philipp's, Herzog von Orleans während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. von Frankreich (von 1715 bis 1723) (s. Orleans). In den neueren Zeiten sehen wir die Regentenschaft des damaligen Herzog von Sardinien, jetzigen Königs V. Alf. von Sardinien, während der Minderjährigkeit Karls IV. (von 1763 bis 1788 bis zum 1sten December 1790, vergl. auch Maria Theresia's und Joseph's) wodurch die Thronerben des Reichs in Frankreich und Europa, indem für die Kaiserin, was auch die Regentenschaft Maria's Friedrich August's, Prinz von Wales (s. Regent, Prinz von England). Letztere hat besonders Hinsicht auf das Wohl in Wiebe der Wien abgethan werden die gleichfalls in untern Zeiten Thronerben Regententhronen der normaligen Kaiserin von Frankreich, Maria Theresia und der Königin von Spanien, jetzigen Königs (s. Maria Theresia), haben. Diese wohlthätigen und ruhmvolles aber was nicht die Folge, sondern auch für andere Nationen, namentlich des freien Verkehrs und Handelsverkehrs, und mancher vortrefflichen Einrichtungen, s. Regentenschaft des Kronprinzen Friedrich von Preussen, von 1763 bis 1788, wo er unter dem Namen Friedrich VI. den dänischen Thron bestieg (s. Preussen). Verdienstlich ist es übrigens, daß in den letzten zwei Jahrzehenden in Europa drei dänische Regententhronen von den Kronprinzen wegen Seideserrichtung und Wohlthaten der christlichen Glaubenshäupter übernommen und geführt worden, nämlich die Regentenschaft von Großbritanien (s. Regent, Prinz von England), von Portugal (s. Regent, Prinz von Portugal), und die obererwähnte von Preussen.

Reggio, ein in Oberitalien gelegenes Bergdorf, das seit dem Herzog von Modena geblieben durch die Franzosen zur absoluten Republik, dann zum Kaiserreich Italien geschlossen wurde, nach dem 18. Art. des Wiener Congreßinstrumentes aber wieder an den Erbprinzen von Modena übergeben, den Erzherzog Franz von Oesterreich, zur pol. Hauptstadt des Landes, gleichfalls Reggio genannt, gegenüber dem Einwohner. Ein zweites Reggio, das in Calabrien liegt, ist 1783 durch das dieses Land durchziehende Erdbeben zerstört worden.

Regie heißt die vom Staat unmittelbar betriebene Verwaltung der landesherrlichen Einkünfte, als Meise, Sölle u. s. w. S. 81

1791 II. wurde sie in den preussischen Staaten eingeführt (s. d. Artikel Friedrich II. und Preußen).

Regierung, Regierungsrechte. Regierung nennt man im engeren Sinne die verfassungsmäßige Ausübung der Rechte eines Staats, die höchste Gewalt desselben. Im weitern Sinne werden auch die Collegien, welche im Auftrage der höchsten Staatsgewalt jene Rechte ausüben, Regierungen genannt. So lange die Menschheit im Zustande der Rohheit und Uncultur lebte, kannte sie keine Regierungen. Jeder war sein eigener Regent und Beherrscher, und übte, wo es ihm gesah, das Recht des Stärkern, oder wick dem Stärkern aus. Durch die täglich wachsende Menge, und durch ihren Hang zur Geselligkeit, so wie durch das Bedürfniß gegenseitiger Hülfleistung mehr einander gesellt, kamen die Menschen wegen ihrer Rechte und Ansprüche in häufige Verwickelungen, und unterwarfen sich theils freiwillig, theils gezwungen, einzeln und in ganzen Gesellschaften, der Oberherrschaft und dem Schutze derer, die physische oder geistige Fähigkeiten und Kräfte gesammelt besaßen, sie gegen fremde Bedrückungen und Angriffe zu sichern. Sie bildeten sich aus diesen Gesellschaften die ersten Staaten, und aus Veranlassung ihrer Entstehung lassen sich zwar nicht die höchst verschiedenen Formen der Regierungen, aber doch die Rechte derselben unterscheiden. Diese Regierungsrechte nun sind entweder allgemeine oder besondere. Die allgemeinen bestehen 1. in der aufsehenden Gewalt, oder der Befugniß des Staatsoberhauptes, in dem Staate von allem dem, was mit dem Wohl desselben in Beziehung steht, Bericht zu verlangen; 2. in der beurtheilenden Gewalt, oder dem Rechte zur Bestätigung, Mißbilligung und Verwerfung neuer, von den Staatsgliedern getroffener Einrichtungen; 3. in der gesetzgebenden Macht oder der Befugniß, in Gemäßheit der Staatsverfassung verbindliche Verordnungen, wodurch die Rechte und Verpflichtungen der Staatsbürger gegen einander und gegen den Staat bestimmt werden, zu erlassen; 4. in der vollstreckenden Gewalt, oder dem Rechte, die in Rücksicht des Staats gefaßten, der Verfassung desselben gemäßen Beschlüsse in Ausführung zu bringen. Die besondern Regierungsrechte sind 1. das Vorstellungs- (Repräsentations-) Recht, vermöge dessen der Regent den von ihm beherrschten Staat vorstellt, dessen Verpflichtungen erfüllen muß, und seine Befugnisse ausüben darf; 2. die Militärgewalt (*Jus armorum*), wonach dem Staatsoberhaupt das Recht zusteht, das Kriegswesen anzuordnen, Truppen auszuheben und zu halten, Zeughäuser, Festungen, Magazine anzulegen u. s. w.; 3. das Recht zu Befehung der Staatsämter, und zur Bestätigung der Staatsbeamten; 4. das Recht der Finanzen (Finanzgewalt), ist die Befugniß des Staatsoberhauptes über die Einkünfte des Staats in Gemäßheit der Verfassung und der Zwecke desselben zu verfügen; 5. die Justizgewalt oder das Recht, die Befugnisse des Staats gegen die Glieder desselben, so wie auch dieser gegen einander zu verfolgen, oder durch dazu angeordnete Behörden verfolgen zu lassen; 6. die Polizeigewalt, welche das Recht enthält, in dem Staate alle Hindernisse der innern Sicherheit abzuwehren, und die Mittel zu Beförderung derselben anzuordnen. Die von 1 bis 6 genannten besondern Rechte nennt man auch innere Regierungsrechte, weil sie das innere Staatswohl zum Zwecke haben. Die besondern Regierungsrechte, welche die äußere Sicherheit u. das äußere Wohl des Staats bezwecken, sind 1. das Recht der Bündnisse, vermöge dessen der Regent mit an-

den Staatshauptern Verträge zur Vertheidigung und Verfolgung der Rechte und Ansprüche seines Staats, seiner Person und seiner Würde, so wie auch zur Beförderung des Verkehrs seiner Unterthanen mit den Bürgern anderer Staaten u. s. w. schließen darf; 2. das Recht des Krieges oder das Recht zur gewaltsamen Verfolgung und Behauptung von Rechten und Ansprüchen gegen äußere Gewalt, ist ein wesentliches Regierungsrecht, mit dem 3. die Befugniß, Frieden zu schließen verbunden ist; 4. das Recht der Retorsion ist, obgleich aus der gesetzgebenden Gewalt herfließend, gleichfalls ein äußeres Regierungsrecht, indem es dem Regenten die Befugniß giebt, auswärtige, den Bürgern seines Staats nachtheilige Verfügungen auf eine gleich nachtheilige Weise gegen die Unterthanen des fremden Staats zu erwiedern. In so fern die Befugniß des Staatsoberhauptes zur Ausübung der Regierungsrechte weder durch die Staatsverfassung, noch durch Verpflichtungen gegen auswärtige Mächte beschränkt ist, wird der Regent unbeschränkt genannt. Auch einzelne Staatsbürger, Corporationen und Gemeinden können zur Ausübung wesentlicher Regierungsrechte befugt seyn; doch müssen sie im Zweifel den Rechtstitel zur Erlangung dieser Befugniß beweisen. — Außer den vorhergenannten wesentlichen Regierungsrechten giebt es noch andere, nicht wesentliche, bloß nützliche Rechte, welche der Regierung eines Staats ausschließlich zukommen können und in so fern sie bloß auf Vermehrung der Einkünfte und des Ansehens der höchsten Staatsgewalt abzielen, der letztern die Mittel zur Behauptung ihrer Würde und zur Ausübung der wesentlichen Regierungsrechte geben. Jene außerwesentlichen Regierungsrechte sind nach der politischen Verfassung und der physischen Beschaffenheit der Staaten höchst verschieden, und werden Regalien genannt (s. Regalien).

Regiment ist eine aus mehreren Compagnien oder Schwadronen bestehende Truppenabtheilung, welche ihren eignen Chef und Commandeur hat. Die Stärke der Regimenter ist verschieden, bei der Infanterie beträgt sie gewöhnlich nicht unter 1000 und nicht über 3000 Mann; bei der Cavallerie hingegen gewöhnlich nicht unter 800 und nicht über 2000 Mann; doch kommt dies sehr auf die militärische Verfassung jedes Staats an, und es läßt sich als Regel hierüber nichts Bestimmtes annehmen.

Regiomontanus (eigentlich Johann Müller Regiomontanus, wird aber auch oft allein Regiomontanus genannt, da er sich selbst von seinem Geburtsorte Königsberg in Franken so benannte), ein Mathematiker von den größten Verdiensten um seine Wissenschaft, der mit der Kenntniß derselben eine gründliche philologische Bildung verband. Er war im J. 1436 zu Königsberg in Franken geboren, bildete sich seit 1451 unter dem berühmten Mathematiker Georg von Peurbach, ward ein würdiger Schüler dieses großen Lehrers, und lehrte dann selbst mehrere Jahre hindurch die Mathematik mit großem Beifall zu Wien. Seine Begierde, die griechische Sprache zu lernen, bewog ihn, im J. 1461 mit dem Cardinal Bessarion nach Italien zu gehen. Er erreichte dort seinen Zweck völlig, und erwarb sich durch seine ausgezeichnete Gelehrsamkeit Bewunderung, zog sich aber auch mehrere Feindschaften zu. Er vorfertigte viele Uebersetzungen mathematischer und astronomischer Schriften aus dem Griechischen, und vollendete den von seinem Lehrer Peurbach angefangenen Auszug des Almagestes des Ptolomäus (Venedig 1496, Fol.), schrieb auch den Tractat de doctrina triangulorum, das erste von dieser Materie gedruckte Buch.

n Königs Matthias
 r, wo er in genauer
 uch eine Buchdrucke-
 t der darin gedruckt
 vom Papst Sixtus
 , wohin er sich zum
 uf den bischöflichen
 r Wälder bey Weill
 Kädern ermordeten
 sie den Schimpf ih-
 ler aufgedeckt hatte,
 rste, der sich mit El-
 vernachlässigten W-
 schaftliche Volkoms-
 n, nachdem er dem
 b die Mechanik ver-
 dinal Nicolaus E-
 vitzlich gefunden zu
 ung, Brennspiegel,
 r von einer vielums-
 itenen Scharfflin.
 , berechnet von 1473
 edig 1476, 1484 und
 nan; und erwarben
 enenannten Berno-
 ltere kaufte, fortges-
 44.) Eben so sehr
 ronomie durch sein
 ner zum Studium
 tender Astronomen
 ichtigern folgende:
 e Kalendarii, Wes-
 nberg, ohne Jahr,
 dürnberg 1531. 4.;
 , Fol.; Tabula di-
 m utiles, Benedig
 ie Chirromantie und
 nischer Sprache er-
 rde. — Ein lateini-
 t von künstigen nu-
 88 für eine speculä-
 ern Spaltungen so
 hat Cassendi be-
 Hiermit kann man
 che Nachrichten von
 dürnberg 1730, Fol.
 m. J.
 ielten der Castatus
 dentile der verschied-
 Art. Draef).
 se genannt, die von
 von Cadix und Ges-
 t, jene Länder mit

europäischen Waaren zu versehen. Hierzu wird eine Erlaubniß des Madrid seinen Sitz habenden Rathes von Indien erfordert, wofür ei Abgabe entrichtet werden muß, die einen Theil der Kroneinkünfte d Herrscher von Spanien ausmacht. Der Name Registerschiff rührt d her, weil ein solches Fahrzeug in die Register des Handlungshofes zu C dir eingetragen wird.

Regnard (Jean Francois). Dieser dem beliebten Molière öfte zur Seite gesetzte Lustspielbichter wurde 1647 zu Paris von wohlhabenden Aeltern geboren. Früh erwachte in ihm der Trieb, die Welt zu sehen, und bald verließ er sein Vaterland, und ging nach Italien. In Bologna machte er die Bekanntschaft einer reizenden Provençalin, die ab zum Unglück für den jungen Mann schon verheirathet war. In einem kleinen von ihm geschriebenen Roman *Elvire* (der als Kunstwerk eb nicht besonders hoch steht) spielt sie unter diesem Namen, ihr Gatte unter dem Namen *de Prade* die Hauptrolle. Nach einigem Aufenthalt in Italien schiffte er sich mit den beiden Eheleuten auf einem englischen Schiffe ein, um nach Marseille zu gehen. Das Schiff wurde aber unterwegs von Seeräubern genommen, und die Besatzung in Algier als Sclaven verkauft. Regnard, der als großer Schmecker in der Kochkunst wohl erfahren war, gewann hierdurch die Liebe seines neuen Herrn, die ab bald in Haß sich verwandelte, als der eifersüchtige Türke bemerkte, daß Regnard mit den Frauen des Hauses ziemlich vertraut ward. Angeklagt bei den Gerichten, sollte Regnard jetzt zwischen dem Scheiterhaufen oder dem Turban wählen, als zu seinem Glück das aus der Heimath verschriebene Lösegeld ankam, und sein türkischer Herr, durch den Reiz des Goldes und das Zureden des französischen Consuls bewogen, die Klage zurücknahm, und Regnard in Freiheit setzte. Er ging nun mit der zugleich befreiten Provençalin (deren Gatte in Algier noch als Sclave bleiben mußte) nach Paris, wo er bald darauf die ihm so angenehme Nachricht von dem Tode des letztern erfuhr. Jetzt glaubte er, stünde der Erreichung aller seiner Wünsche nichts mehr im Wege, und die kurze, von der Geliebten sich bedungene Trauerfrist war fast verstrichen, als plötzlich der Todtgegläubte erschien, den ein Paar Mönche losgelaufen hatten. Aus Verdruß über diese getäuschte Hoffnung verließ er von nun an Paris, und ging über Holland nach Dänemark und Schweden, wo ihn Carl XI. sehr wohl aufnahm, und zu einer Entdeckungsreise nach Lappland ermunterte. Regnard unternahm sie in Gesellschaft zweier Landsleute, beschiffte den bothnischen Meerbusen, und ging über Tornea bis an die Küste des Eismees. Von hier kehrte er nach Stockholm zurück, reiste von da über Danzig nach Polen, Ungarn und Deutschland, um zum Fam, nach einigem Aufenthalt in Wien, nach einer dreijährigen Abwesenheit wieder in Paris an, geheilt von seiner Liebe und seinem Hang zum Reisen, so wie von der frühern starken Neigung zum Spiel. In der Gegend von *Dourdan*, wo er sich einen Ritterstiz und die Stelle eines Lieutnant des Eaux et forêts et des chasses de la forêt de Dourdan kaufte, lebte er fortan den Wissenschaften und den Freuden eines muntern und geistreichen Umgangs mit ausgezeichneten Menschen. Hier verfaßte er die Beschreibung seiner Reisen und den größten Theil seiner Lustspiele, von denen Voltaire sagt: „Wem Regnard nicht gefällt, ist nicht werth, Molière zu bewundern.“ Die besten dieser Stücke sind: *Der Spieler*, *der Universalerbe*, und die unvollendete *hoffte Rückkehr*. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke erschien 1772 zu Paris. Regnard starb den 4ten September 1709 (nach Andern

ichs einer Arzuel, die er
F. G.

narris, oder richtiger
ischen Schriftsteller. Er
von einer aus Salntonge
tember 1713. Er studierte
Regium die Philosophie,
eben dem Grade verhaft
, die er mit dem größten
hon in dieser Zeit an die
hompomachte, die er ins
er hatte, so konnte er von
men erwarten. Er suchte
igbanstalt verlassen hatte;
influssreicher Männer, in
eisen machte. So nahm
o er die italienische Spra
daria Verse machte, die
die Akademie della Crusca
nd rächte sich, als sie ihren
Mitglied aufnahm. Gleich
de. Im 30sten Jahr selb
er, da Ludwig XIV. seine
lle belobnte. Zwei Jahre
le zum Mitgliede. Ihm
airo de l'Académie übers
e, und als man bei dieser
n auch seine auf Kunde der

alten Sprachen gegründete genaue Kenntniß der französischen Sprache
bmerkte, wählte die Akademie den Abbe Regnier, nach ihres Secretärs,
des bekannten Mezerai, Tode, im Jahr 1684 zum Secretär. Kaum
hatte er diese Stelle angetreten, als er in derselben der Akademie bei dem
Streite, den sie mit Furetiere in dieser Zeit führte, die wichtigsten
Dienste leistete. Alle Mémoires, die im Namen der Akademie erschie
ren, waren Regniers Werk, der es endlich durch die weise Leitung der
Sache dahin brachte, daß die Regierung für die Akademie entschied, und
Furetiere aus derselben verbannt wurde. Ungeachtet dieser wichtigen
Dienste scheint Regnier dennoch bei seinen Collegen wenig beliebt ge
wesen zu seyn, da diese sogar seine zufällige Abwesenheit benutzten, um
hievon ihm verfertigte Dedication und Vorrede zum Dictionnaire zu ver
sagen, und eine andere unterzuschreiben. Mehrere Mitglieder der Aka
demie werfen ihm Hartnäckigkeit und Eigensinn vor. Was der wackere
Mann nicht ganz frei von diesen Fehlern gewesen seyn, so hat er sie wes
entlich durch große Vorzüge wieder gut gemacht, und unläugbar ist,
daß die Akademie einen großen Theil ihres damaligen Ruhms ihm ver
dankt. Nicht nur das Wörterbuch der Akademie hat durch ihn schätzbare
Beiträge erhalten, sondern er ist auch der Verfasser einer im Namen der
Akademie erschienenen Grammaire françoise, die 1676 in 2 Bänden 12.
Broscham, und die zwar nicht von philosophischem Geiste zeugt, aber doch
wichtige Untersuchungen und Bemerkungen enthält, die mit einer be
wunderungswürdigen Genauigkeit abgefaßt sind. Geringer sind
Regniers Verdienste um die Geschichte. Seine Histoire des démêlés
de la France avec la Cour de Rome, au sujet de l'Affaire des Corsos

(1767. 4.) ist zwar genau, und hat den Vorzug der Glaubwürdigkeit theils weil Regnier diesen Streit selbst erlebte, theils weil er aus Original-Actenstücken schöpfte, es mangelt ihr aber der echte historische Gehalt und sie giebt einen Beweis, daß er nicht zum Historiker geboren war. In seinen bessern Arbeiten rechnen wir seine Uebersetzungen von Cicero's Büchern de divinatione und de finibus bonorum et malorum (1711. 12.), auch seine italienische Uebersetzung der anacreontischen Oden (1698. 8.). Noch in seinem 80sten Jahre sammelte er seine Dichtungen, und gab sie unter dem Titel: Poésies Françoises, Latines, Italiennes et Espagnoles im J. 1708 (nachher 1716 und 1750 wieder gedruckt) heraus. Die italienischen und spanischen Dichtungen wurden jedoch in Rom und in Spanien höher geschätzt, als die französischen in Frankreich, wenigstens haben französische Kunstrichter ihn nie für einen großen Dichter erklären wollen. Von allen seinen französischen Dichtungen ist die am mehesten gelesene und geschätzte eine Uebersetzung einer Scene aus Guarini's Pastor Fido, welche die bekannten Verse über den Widerspruch der Moral und der Natur enthält, da jene die Liebe verbiete, diese hingegen sie gebiete. Obgleich diese Arbeit ihm große Ehre erwarb, so gereichte sie ihm doch auf der andern Seite zum Nachtheil, da der König nun dem Uebersetzer dieser wollüstigen Scene die Bischofsstelle versagte, die er ihm zugesagt hatte.

n. n. d.

Regnier (französischer Marschall), zeichnete sich besonders in dem spanischen Feldzuge 1809, 1810 und 1811 aus. Er gehörte nicht zu den ausgezeichnetsten militärischen Genies, aber doch zu den treustreuesten Mitarbeitern Napoleons, ungeachtet er den knechtischen Sinn und die schmeichelnde Bewunderung der andern für Napoleon nicht theilte. Napoleon selbst achtete seinen schlichten und geraden Sinn und seine Mäßigkeit, deshalb übertrug er ihm in dem russischen Feldzuge (1812) das Commando über die sächsischen Hülfstruppen. Im Jahre 1813 wurde er am 19ten October in einer der Vorstädte Leipzigs von einem preussischen Jäger gefangen genommen. Den Tag zuvor, als die sächsische Armee größtentheils zu den Allirten überging, war er von allem unterrichtet, ohne es zu verblündern; ja er wünschte lächelnd einem sächsischen Major glückliche Reise selbst noch vor dem Uebergange. Als Gefangener kam er nach Berlin, und starb bei seiner Rückkehr 1814 in Frankreich.

Regress bedeutet so viel als Schadloshaltung. Wenn daher bei einer von einem Andern verbürgten Schuld z. B. der Gläubiger sich, im Fall des Nichtzahlens des Schuldners, an den Bürgen hält, so nimmt er an diesen seinen Regress. Gleiches ist der Fall bei Wechseln. Wenn der, auf den der Wechsel gezogen, nicht zahlen will, so nimmt der, der die Summe empfangen soll, an des bezogenen Vormänner oder an den Aussteller des Wechsels (Traffanten) seinen Regress (vergl. d. Art. Wechsel und Wechselrecht).

Regulus (Marcus Atilius). Dieser durch seine Vaterlands- liebe und Aufopferung berühmte Römer bekleidete um das J. 256 vor Chr. Geb. das Consulat, und wurde von der Republik mit seinem Mitconsul, Manlius Vulso, abgesendet, Rom's stolze Nebenbuhlerin, Carthago, zu bekämpfen. Trotz der wenigen Erfahrung, welche die Römer damals noch in Seekriegen hatten, gelang es dennoch dem Muth der Consuln, die überlegene carthagische Flotte zu schlagen, und in Africa zu landen. Hier verfolgte Regulus mit schnellen Schritten die glücklich betretene Siegesbahn, so daß er bald mit seinen Legionen vor den

Regulus.

Manen der punischen Hauptstadt stand. Das erschrockene Carthago in seinem innersten Herzen angegriffen, für jetzt der Hilfe seiner Flotte beraubt, zu Lande damals nicht sonderlich streitbar, bat um Frieden, an einen ehrenvollen Frieden. Regulus jedoch, mehr Krieger als Staatsmann, fand nicht für gut, einen solchen zu gewähren, sondern beharrte mit Römerstolz auf seinem Willen und seinem Haß gegen die Punier, verlangte er knechtische Unterwerfung. Da glaubten die Carthager nicht, es sey besser zu sterben, denn solche Schmach zu dulden, und subfort, sich zu vertheidigen. In dieser höchsten Bedrängniß sandte Hamilcar ihnen Hilfe, den Xanthippus und ein kleines Heer. Zwar sprach des griechischen Feldherrn Meißeres nicht viel, denn Xanthippus war klein und ungestaltet, aber eine Heldenseele wohnte in der unscheinbaren Hülle, und Rom und Regulus hatten bald Ursache, ihre unbiegme Härte zu bereuen. Unter den Mauern Carthago's lieferte Xanthippus dem Consul eine Schlacht, 30,000 Römer deckten mit ihren Leiden das Feld, und das entzündete Carthago sah seinen harten Dränger gegen in seinen Manern. Dieser einzige Sieg hatte die Waagschaale des Kriegs gewendet, und auf bessere Bedingungen konnte Carthago hoffen, Frieden zu schließen. Es schickte daher eine Gesandtschaft nach Rom, diesen anzutragen, und ließ dieselbe von seinem Gefangenen, Regulus, begleiten, der vorher durch feierliche Eidschwüre sich hatte verpflichten müssen, nach Carthago zurückzukehren, wenn Rom die Friedensbedingungen verwürfe, die es durch seinen Mund antragen ließ. Jetzt gab Regulus ein merkwürdiges Beispiel von Seelenhohheit und Vaterlandsliebe, und zeigte, daß er größer war im Unglück, als im Glück. Rom angekommen, hielt Regulus es für seine Pflicht, dem Senat dem Volke, statt nach dem Wunsch der Punier, zum Frieden, im Gegentheil zur Fortsetzung des Kriegs zu raten, und blieb bei diesem, seine Ueberzeugung nach, dem Wohl des Staats zuträglichem Rath feststehend ohne sich von den Bitten und Thränen seiner Gattin und seiner Kinder selbst von den Beschwörungen des Senats und des Volks, die mit Aufopferung die Freiheit und das Leben eines ihnen so werthen Mitgenossen erkaufen wollten, abwendig machen zu lassen. Die Fortsetzung des Kriegs ward also beschlossen, und die erstaunten und erzürnten carthagenischen Gesandten lehrten in ihr Vaterland zurück, mit ihnen Regulus gebunden durch seine Eidschwüre, von deren heiliger und gewissenhafter Beobachtung zu jener Zeit diese That ein schönes Beispiel giebt. mehr als unehle Art, womit Carthago sich an Regulus gerächt hat, ist von mehreren neuen Geschichtschreibern nicht ohne scheinbaren Zweifel worden, und das Stillschweigen des Polybius über diesen Punkt ist allerdings auffallend; doch sey dem wie ihm wolle, so ist das Benehmen des Regulus, der vorzog, sein Loos in die Hand nicht großmüthiger Sieger zu geben, als sein Leben durch Aufopferung des Staatswohls zu erkaufen, der hohen Achtung und Anerkennung selten werth, und die Geschichte erhält nur eine Schandthat wenn ihren oft so blutigen Annalen, wenn angenommen wird, daß die That des Regulus verübte unmenschliche Hinrichtung nur eine Erfindung des seitig zwischen Römern und Punieren bestandenen Nationalhat. Welches übrigens das Ende des Regulus war, ist trotz der eifrigsten Bemühungen vieler der umsichtigsten Historiker unbekannt, so viel ist aber, daß, wie es auch gewesen seyn mag, Regulus durch seine Thatung für das Wohl von Rom den Fehler herrlich abgebüßt und an

den hat, den er beging, als übertriebene Härte ihn von der Mäßigkeit entfernte, die nie dem Gemüthe des Siegers entfallen sollte.

Rehabilitation heißt diejenige Handlung, vermöge deren einer Person, die durch Gesetz oder richterlichen Ausspruch des Besizes von Gütern, Aemtern, Würden oder andern Gerechtsamen für unfähig erklärt ist, diese Fähigkeit wieder ertheilt wird. Nur der Landesherr hat in der Regel das Rehabilitationsrecht.

Rehberg (August Wilhelm), geboren zu Hannover 1760, erhielt schon frühzeitig eine Bildung, welche seinen trefflichen Talenten ganz entsprach; denn schon in seinem neunzehnten Jahre ertheilte die Akademie der Wissenschaften zu Berlin seiner Abhandlung über das Wesen und die Einschränkungen der Kräfte das Accessit. Er wurde 1783 fürstlicher Regierungssecretär zu Osnabrück, und trat nun förmlich als Schriftsteller auf, da er vorher nur meistens für das göttingische Magazin gearbeitet hatte. Schon drei Jahre nachher kehrte Rehberg als geheimer Kanzleisecretär nach Hannover zurück, und schrieb hier noch Mehreres. Im Jahre 1790 trat er zuerst als politischer Schriftsteller auf, und hat seit dieser Zeit unsere Literatur in dieser Hinsicht sehr vortheilhaft bereichert. Er wurde 1794 Oberlyent-Inspector in Hannover, und beschenkte uns vorzüglich mit mehreren interessanten Schriften über die französische Revolution.

Rehnschöld. Dieser im Heer Karls XII. von Schweden dienende General machte die Feldzüge seines Herrn bis zur unglücklichen Schlacht von Pultawa mit, wo er durch eigne Schuld gefangen wurde. Rehnschöld war ein Günstling des Kanzlers Piper, und ein Feind und Nebenbuhler des bei weitem würdigern Löwenhaupt. Voltaire beschuldigt Carl XII., er habe nach der Schlacht bei Fraustadt durch Rehnschöld 6000 Russen, die um Vardon hielten, niederhauen lassen; aber Voltaire, der als Historiker nicht durchaus glaubwürdig ist, bedachte hierbei nicht, daß der König damals sehr weit von Fraustadt entfernt war, daß Carl gegen Ueberwundene stets gütig war, und daß, wenn das Factum gegründet ist, diese Abscheulichkeit nur Rehnschöld, nicht aber den König trifft.

Reibzeug der Electrirmaschine. Wenn electriche Körper (Nichtleiter) mit gewissen Materien gerieben werden, so wird dadurch in ihnen die Electricität erregt. Das, woran man bei Electrirmaschinen den Nichtleiter sich reiben läßt, erhält den Namen **Reibzeug**. Ehedem bediente man sich, um die Electricität der Nichtleiter zu erregen, der bloßen Hand; da dies Verfahren aber manche Unbequemlichkeit hat, so dachte man auf andere Mittel, und **Winkler** brachte zuerst am den von ihm verfertigten und benannten Electrirmaschinen weiche, mit Leder oder Leinwand überzogene und mit Wolle ausgestopfte Rissen an, die nun die sich um ihre Axen drehenden gläsernen Cylinder oder Kugeln reiben. Später verbesserte Doctor **Noth** diese Vorrichtung noch, indem er ein feines, mit Haaren ausgefülltes Rissen an die Stelle der winklerischen Erfindung setzte, das, um mehr den Cylinder noch zu berühren, eine nach innen gebogene Gestalt hat. Um die Wirkung dieser Rissen oder Reibzeuge zu verstärken, belegte man sie auf der dem Nichtleiter entgegengesetzten Seite mit einem Ueberzug von Leder, der mit einem sogenannten electriche Amalgama bestrichen war; doch zeigten **Adams** und **Lichtenberg's** Versuche, daß dies Verstärken mehr geschieht, wenn vor dem Anfang des Processes der Glas Cylinder mit dem auf dem Leder befindlichen Amalgama gelinde gerieben wird. Um die Verbesserung der Reibzeuge

(s. d. Art. *Electorsystem (deutsches)*) hat gemacht.

nisch, nannte man im Allgemeinen das Deutsche Reich, man verstand darunter, in der Sprache des gemeinen Mannes, die oberdeutschen, bayerischen, schwäbische

ter diesem Namen begreift man diejenigen Landesherren, die nach dem Absterben des Königs oder des Kaisers die Krone zu erben pflegten, und die in dem Reich die höchsten Gerichte verwalten. In der That ist die deutsche Krone eine erbliche Krone, die seit dem Jahr 1290 bis 1525, und die Schwäbische seit 1295 bis 1525, mit der deutschen Krone verbunden war, welche seit 1525 von den Kurfürsten von Mainz, Köln, Trier, Palatinat, Rheingrafen und Bayern erblich ist. Die deutsche Krone ist eine erbliche Krone, die seit dem Jahr 1290 bis 1525, und die Schwäbische seit 1295 bis 1525, mit der deutschen Krone verbunden war, welche seit 1525 von den Kurfürsten von Mainz, Köln, Trier, Palatinat, Rheingrafen und Bayern erblich ist.

ter wegen des Absterbens von 1205 bis 1256. Mit der deutschen Krone auch Conrad II. (1033) das ostfränkische Reich verbunden, welches Frankreich, das Delphinat, Savoyen, den westlichen Theil Schweiz, die Provence und Savoyen in sich begriff. Aber nach und nach gingen alle diese Länder verloren, und nach dem Jahr 1648 (wo auch Schweiz und die vereinigten Niederlande als unabhängige Staaten dem deutschen Reich getrennt wurden) besteht das letztere von dem ehemaligen Reich nur noch aus dem Herzogthum Burgund, nämlich aus Savoyen, Württemberg, Baden, Pfalz und Nassau. Noch mehr verlor es aber bis zu seiner gänzlichen Auflösung durch die Kriege mit Frankreich nicht bloß von seinen unterworfenen italienischen Staaten, sondern auch in Deutschland (s. Friedensschlüsse). Diejenigen Reichsgesetze, wodurch die Verhältnisse des Kaisers zu den Ständen und der letzteren unter seiner Gewalt des Reichsoberhauptes, sondern der Vereinbarung beider mit dem Reich, ihr Daseyn. Außer dem Gewohnheitsrecht (Reichsherrlichkeit) waren dergleichen grundgesetzliche Bestimmungen erhalten z. B. in dem ewigen Landfrieden von 1295, wodurch die Gewalt noch unter gewissen Bedingungen erlaubt gewesen war, die bei Strafe der Reichsacht verboten, und Anordnungen zur Erhaltung und Befestigung eines Reichskammergerichts gemacht wurden. Die Bullen betrafen die Kaiser- und römische Königswahl, die Rechte der Kurfürsten u. s. w. Die Reichskammergerichtsordnung

die u:
 fe, li
 bloß:
 wurd
 Wal
 und l
 Wab:
 ren.
 fen g:
 fabrie
 hoch l
 fa n i
 der M
 den U
 ihre f
 Fried
 zur ai
 und d
 we f:
 den d
 bern:
 Kennt
 tholis
 Stat
 land:
 Wsch:
 diese:
 ober:
 selga:
 Distr
 hatte
 ober:
 son m
 ge in
 Kreis:
 men,

die kaiserl. Rescripte erlassen. Außerdem hatte jeder Kreis — oft un-
 ter dem Titel eines Feldmarschalls — einen Kreisobersten, der die Kriegs-
 geschäfte besorgen mußte, und andere Beamte. Späterhin wurde außer
 der Erhaltung des Landfriedens und der Aufsicht über das Kriegswesen
 des Kreises den Beamten desselben die Präsentation der Kammergerichts-
 äfforen, die Vollstreckung der reichsgerichtlichen Urtheile, die Aufsicht
 über das Münz- und Zollwesen, die Reichsmatriculanschläge u. s. w.
 übertragen. In den Kreisversammlungen galt Stimmenmehrheit, und
 die Beschlüsse derselben mußten den Reichsgesetzen gemäß seyn. Die Krei-
 se, die sich gegenseitig ihre Beschlüsse mittheilten, hießen correspondirens-
 de. In zeitlicher Rücksicht theilte man sie nach dem westphälischen Frie-
 den in protestantische, katholische und gemischte ein. Zu den erstern wur-
 den die beiden sächsischen, zu den zweiten der österröichische, burgundische
 und bayerische, und zu den letztern die übrigen Kreise gerechnet. Von
 Carl dem Großen bis auf Carl den Dritten war die Kaiserwürde erblich.
 Aber von Arnulfs Zeiten an blieb, trotz der Nähe seiner Nachfolger,
 Deutschlands Krone auf ihre Familie zu vererben, dies Reich ein Wahl-

Krönung in Beschloß
 wurden die Kaiser
 (en, Edle, Städte ic.
 172) begehrten aber
 stehliche Wahlrecht.
 r im selbigen Jahre,
 iten die Kurfürsten,
 schähen. Der Aus
 leit des ihm bekannt
 lferwahl zusammen.
 Kurfürsten bei dies
 Frankfurt am Main
 Stadt, Bürgerschaft
 be nicht zu hindern,
 wählen, aber keine
 bringen, von denen
 r Reichsfürsten und
 der Kurfürsten was
 Dann berathschlag
 ion. Der Kurfürst
 e seinige an Sachsen
 ne Kte darüber auf
 wören, oder zu feht
 ten lassen, und nach
 ward er in der Kirche
 früherhin ward die
 und Krönung gebo
 der durch die Erlau
 er Kaiser, und keine
 geschah nach Stimm
 n Deutschland, von
 wurde zu Wachen ab
 its Reichsleinodien
 : Früherhin nannte
 römten Kaiser einen
 schon bei ihren Lebr
 tern bis zur Selam
 ch ein solcher edm
 ben, durfte sich aber
 Regierung mischen,
 es auch Reichs erbo
 gen, und entweder
 engellern, oder auch
 . Grafen von Walbo
 penheim ic. waren.
 er langen Abwesens
 rfürst von Sachsen
 r Kurfürst von der
 en Rheintreffen zu
 seinem Vicarintso
 kisten, und Chrono
 den mußten,) aus,
 Rege, setzten, jeder

in seinem District, eine Vicariatsregierung ein, welche die Befugnisse des Reichshofraths, dessen Functionen mit dem Tode des Kaisers anfallen, verfab. Das Reichslammergericht hingegen setzte im Namen der Kaiserin verweset, deren Wappen es sich zu seinen Ausfertigungen bediente, Amt fort. Auch konnten die Vicarien neue Reichstage berufen, und angefangenen fortsetzen; wenn aber der Kaiser gewählt war, und die Capitulation beschworen hatte, so hörte das Reichsvicariat auf. Oesterr. und Bayern erkannten kein Reichsvicariat an. In Italien war in neueren Zeiten der Herzog von Savoyen Reichsvicarius. Die Stände des Reichs waren unmittelbare Glieder desselben, die auf den Reichstagen Sitz und Stimme hatten. Sie waren entweder weltliche, nämlich weltlichen Kurfürsten, Herzoge, Fürsten, Landgrafen, Markgrafen, Bursgrafen, Grafen, Freiherrn und Reichsstädte; oder geistliche, zu denen die geistlichen Kurfürsten, Erzbischof, Bischöfe, Prälaten, Äbte, Abbtissen, der Hoch- und Deutschmeister und der Johannitermeister gerechnet wurden. Nach dem westphälischen Frieden wurden die Stände auch protestantische und katholische eingetheilt (s. Corpus catholicorum). Zur Erlangung der Reichsstandschafft war der Besitz eines Fürstenthums, einer Graf-, oder Herrschaft, welche reichsunmittelbar war, die Einwilligung des Kaisers und Reichs, und die Erlegung eines angemessenen Reichsanzschlags erforderlich. Die unmittelbare Reichsritterschafft, ein Corps von Edelleuten, welche bloß den Kaiser und das Reich als Oberhaupt anerkannten — gehörte nicht zu den Reichsständen. Das Nähere über ihre Verfassung findet sich unten in dem Art. Reichsritterschafft. Schon von Alters her beriefen die Kaiser, jährlich zwei Mal, ordentliche und nach Befinden auch außerordentliche Reichsversammlungen (Comitien), und sowohl früherhin, als in den neuesten Zeiten, hatten diese Versammlungen der Stände den Zweck der gemeinschaftlichen Berathung über das Beste des Reichs. Die Stände hatten, als Reichscolleger, mit dem Kaiser die gemeinschaftliche Ausübung aller Majestätsrechte, mit Ausschluß der kaiserlichen Reservate. Alle von der Entscheidung des Kaisers und Reichs abhängenden Angelegenheiten konnten nur auf dem Reichstage verhandelt werden. Die Zusammenberufung dazu geschah vor Friedrichs III. Zeiten durch Edicte, nachher durch gedruckte Patente, worin der Hauptinhalt der Verhandlungen angeführt war. Obgleich Nürnberg nach einem Privilegium der Versammlungsort seyn sollte, so wurden die Reichstage doch seit 1663 zu Regensburg gehalten. Uebrigens mußte der Versammlungsort nach Ferdinands III. Wahlcapitulation eine im Reiche belegene Stadt seyn. Früherhin erschien der Kaiser persöulich auf den Reichstagen, in spätern Zeiten durch seinen Principalcommissarius, der ein Reichsfürst, und durch seinen Concommissarius, der gewöhnlich ein Rechtsgelehrter war. Kurmainz, als Reichserzkanzler in Deutschland, war Director der Reichsversammlung. Seine Gesandten mußten ihre Creditive dem Principalcommissarius übergeben. Die andern reichsständischen Gesandten und Abgeordneten überreichten ihre Beglaubigungsschreiben sowohl dem Principalcommissarius, als dem Kurfürsten von Mainz, bei welchem letztern sich auch die auswärtigen Gesandten legitimirten. In Abwesenheit des Reichserzkanzlers verwaltete sein Directorialgesandter seine Functionen. Spätestens 14 Tage nach dem zur Versammlung bestimmten Tage mußte der Reichstag eröffnet werden. Zuvor erließ der Kaiser an die Reichsstände sogenannte Hofsecretete (Commissionsdecrete), wodurch ihnen aufgegeben ward, ihre Berathschlagungen anzufangen. Dann verstattete Kurmainz den Ständen

ien und aller dazu gehörigen Abschriften nehmen lassen, der Reichserbkammer durchschlagungen an. Die Vereinlich l. dem Kurfürstencollegio Director die Stimmen, und iches Collegium, welches sich te. Auf der letztern hatten Donatrac ihren Sitz. Die Collegium. Sie hatten aber leranische, schwäbische, fränkchen jede nur eine Stimme rectorium in diesem Colles Salzburg und der Erzherzog legium, getheilt in die rhein, wo der Reichstag gehalten aber, wenn der Versammten rheinischen Reichsstämme und einen Deputirten auf dem letztern die Stimmenlichen Sachen, welche eines (atholicorum). Jedes der beschlüsse besonders. Darz das fürstliche Collegium in einem gemeinschaftlichen Correlation. Hierzu wurde sen, aber demselben wurde in Collegium mitgetheilt, g der Städte erhalten oder Reichsgutachten dem Kaiser hes Ratificationsdecret gedrten Reichsschlus oder amtlicher Beschlüsse eines der Reichsrecess. Was s, so blieb der Gegenstand bloß die Reichsstädte nicht ömmen, aber ohne weiters hen Freleben, der auch die ridende Stimme zusicherte. ist der Reichsbeschlüsse wurten zur Einregistrierung und usstellen wurden auch durch putationen entschieden. „ um den Landfrieden zu st n häufig bei Reichsrelegen, b dem westphälischen Frie ionsparteten, und in gleis ng hatte das Recht, Gesche ieg und Frieden zu beschlies und Bündnisse und Verträge rnehmenden Reichsreces kaiserliches Commissionsdes freilich Mehrheit der Stim

men; aber auch die Stände, welche in einem beschlossenen Reich nicht gewilligt hatten, mußten nach Maßgabe der Reichsmatrikeln Contingente stellen. Diese Reichsmatrikeln waren unter Auctorität des Kaisers und des Reichs abgefaßte Verzeichnisse der Reichsstände und der Summen, welche jeder zu den Kosten des Reichs zu zahlen hatte. Sie verdankten ihren Ursprung den Römerzügen, welche in frühern Zeiten die Kaiser unternahmen, um sich vom Papste als lombardische und römische Könige krönen zu lassen. Alle Vasallen des Reichs mußten mit ihren Asten und Leuten dahin begleiten, bei Strafe, ihre Lehen verlieren. Die Dauer dieser Römerzüge und der dabei zu leistenden Kriegsdienste war auf sechs Wochen bestimmt, welche man Römermonat nannte. Als man zu Stegmunds Zeiten anfing, besoldete Heere zu halten, und als die Römerzüge abgekommen waren, wurden für jeden Ritter, den ein Stand zu stellen hatte, zwölf, für jeden Fußgänger 4 Fl. festgesetzt, und diese Gelder, welche man Römermonate nannte, wurden dem Kaiser in andern außerordentlichen Fällen und in Reichskriegen bewilligt. Obgleich es mehrere Reichsmatrikeln gab, so waren und blieben sie doch sehr unvollständig. Das Recht, nach einem Reichskriege Frieden zu schließen, gehörte freilich dem gesammten Reichskörper, und wurde den Ständen durch den westphälischen Frieden ausdrücklich zugesichert, doch maßten sich die Kaiser dieses Recht allein an, weshalb in der Wahlcapitulation Carls VII. bestimmt ward, daß die Kaiser nur im Fall einer dringenden, wirklichen Nothwendigkeit und mit Zuziehung des Kurfürstencollegiums Präliminar- und Definitivtractaten für das Reich schließen können. Obgleich in frühern Zeiten die Kaiser das Recht hatten, ohne Zuziehung der Stände nach ihrem Gefallen Reichsbündnisse zu schließen, so mußte doch schon Maximilian I. 1495 versprechen, sich in keinem Reich nachtheiliges Bündniß einzulassen. Carl V. verpflichtete sich keine Allianz ohne den Rath der versammelten Kurfürsten, oder des größten Theils derselben, einzugehen, und Ferdinand I. mußte angeloben, daß er nur in höchst eiligen Sachen bloß die Kurfürsten, sonst aber alle Stände, um ihre Meinung befragen wolle. In dem westphälischen Frieden ward den sämmtlichen Ständen in Rücksicht der zu schließenden Reichsbündnisse das Stimmrecht zugesichert. Die fremden Gesandten, welche das Reich empfing, verhandelten mit demselben durch Denkschriften (Mémoires), die sie dem mainzischen Directorialgesandten überreichen ließen, und die von diesem durch die Dictatur den übrigen Ständen mitgetheilt wurden. Obgleich die Könige und Kaiser aus dem carolingischen und sächsischen Stamm in kirchlicher Rücksicht unumschränkt regierten, Päpste, Erzbischöfe und Bischöfe ein- und absetzten und bestätigten, und Concilien zusammenberiefen, so schwanden doch unter der unruhigen Regierung der Heinriche diese alten Rechte allmählig dahin, und die Päpste beschränkten durch List und Gewalt die kirchliche Macht der Kaiser so sehr, daß kaum keiserlicher Schatten blieb. Durch den westphälischen Frieden, wodurch drei herrschende Kirchen sich erhoben, wurde das Reich noch mehr getheilt. Die Katholischen behielten die geistliche Gerichtsbarkeit, welche die Päpste und Bischöfe sich angemast hatten, und die Vorschriften des canonischen Rechts bei. Die protestantischen Stände hingegen hoben nach jenem Friedensschluß das Diöcesanrecht und jede Art hierarchischer Gerichtsbarkeit auf, und ließen durch dazu eingesetzte Consistorien die geistlichen Angelegenheiten ihrer Untertanen entscheiden (s. unten). Folglich wurden auch das Reichskammergericht und der Reichshofrath sowohl in protestantischen, als katholischen Kirchensachen incompetent. In

ter Heinrich IV. der Papst Gregor VII. zu ernennen, in Zweifel gezogen, late und durch die beiden Texte des canon. 12 et 13) nur zu deutlich erklärt, e Entwürfe, und Calistus II. führte sie h Rechte zu entsagen, Bischöfe zu er investiren. Doch das Recht der ersten bste mit den Regalien durch den Scyp e letzten Lehne auch Scepterlehne hieso Ruhe und das Beste des ganzen Reichs r, politische Verordnungen nöthig em Reich die politische Geses re Reichsabwichte bestätigte Polzele brigens hatten die Stände das Recht; gungen zu treffen, zumal da die Uns und religiösen Cultur, und der innern in beständiges Hinderniß einer allges ng waren. Als der Gebrauch des ge elannt wurde, betrachtete man das il. Carl der Große verbot sogar, neue Münzen zu prägen. Ohne jedoch sich Rechts zu bemühen, übten diese weltl Raßgabe ihrer Bergwerke und ihrer II. Zeit muß das Münzrecht der Kärn a dieser Kaiser ihnen versprach, keine i lassen, wodurch die ihrige an Werth tigte den Kurfürsten nicht bloß das lörecht, nur durch den westphälischen eichsständen, außer ihren übrigen Ho . Doch blieb die Ausübung desselben aber nie sind die, wegen der Mißbräu ichsverordnungen befolgt worden (s. i Ständen bei Strafe des Verlustes tanzstädte) angewiesen. Auch sollten und 1594 alle neugeschlagenen Münz age n geprüft werden, ehe sie in Ums robattonstage wurden entweder von gar nur von einigen Kreisständen ge blich zwei, wenigstens einmal durch ern Zeiten ließen die Reichsstände fast Bappen prägen. Auch durfte der Kats rsten und der Stände, in deren Kreise olte, dies Recht verleihen. In frü hon im 9ten Jahrhundert gebräuchl inem Reichsstande verstehen war, als Kaffern und während des Interreg ren Ländern dieses Recht zu, welches i Balle, und den sämtlichen Reichs estätigte; nur wurde darin bestimmt, egten, dem Besten des Reichs schädlt Früherhin war in Karls V. Wahlca t fürsten zur Anlage neuer Bälle zuerst unterlagt, dergleichen unter dem Na

men von Bräutigeld, Begegeld zc. einzuführen. Ungeachtet etwiger spätern Zeiten gegebener, heilsamer Reichsgesetze zur Beförderung Handels litt doch dieser Erwerbzweig durch die innern Unruhen sehr. Dem westphälischen Frieden ward übrigens die Freiheit und Sicherheit des Handels und der Schifffahrt in allen Provinzen des Reichs auf Flüssen und in den Häfen festgesetzt. Den Reichsständen stand es frei, ihren Ländern Messen und Märkte anzuordnen. Die Messen zu Leipzig, Braunschweig, Frankfurt am Main und Naumburg waren aber von den Kaisern besonders bevorrechtet. Maximilian I. führte die ersten Posten im Reiche ein, und bestellte den Franz von Taxis zum Reichsgeneralpostmeister. Lamoral von Taxis ward 1615 für sich und seine männlichen Nachkommen mit dieser Würde vom Kaiser Matthias belehnt, und 1740 wurde das Reichsgeneralpostmeisteramt zu einem mährischen fürstlichen Thronleben erhoben. Außer den Reichsposten errichtete Ferdinand II. in seinen Erbstaaten gleichfalls Posten, und seinem Beispiele folgten jedoch mit Widerspruch von tairischer Seite, mehrere Reichsstände. Uebrigens hatte Kurmainz, als Reichserzkanzler, die Oberaufsicht über das Postwesen in Deutschland. Die kaiserlichen Einkünfte, welche die Kaiser aus den ihnen, als solchen, zustehenden Domänen und ausschließlichen Hoheitsrechten zogen, waren in frühern Zeiten sehr beträchtlich, wurden aber während des Interregnums und späterhin unter Rudolfs I. Nachfolgern theils durch die Anmaßungen der Reichsstände, theils durch Schuld der Kaiser selbst so außerordentlich verringert, daß die letztern späterhin, um ihrer Würde zu genügen, zu den Einkünften aus ihren Erbländern ihre Zuflucht nahmen. Die gewöhnliche Residenz des Kaisers war die Hauptstadt ihrer Erbstaaten. Unter kaiserlichen Reservaten verstand man diejenigen Rechte, welche die Kaiser ohne Zugiehung der Stände ausübten. Hieher gehörten die Oberlehensherrlichkeit, die Schut- und Schirmgerechtigkeit über die römische Kirche und den päpstlichen Stuhl (früherhin auch die Bestätigung der Papstwahlen), das Recht, einen Mitbewerber um den päpstlichen Thron auszuschließen, einen Commissarius zu den Bischofs- und andern geistlichen Wahlen im Reiche zu schicken, die Ausübung des Rechts der ersten Bitten in allen unmittelbaren Stiftern und Bisthümern, und in den mittelbaren, in denen er es im Normaljahr 1624 gehabt hatte, das Recht der Standeserhöhungen, Wapenentheilungen, der Legitimation und Rehabilitation, die Entscheidung von Rangstreitigkeiten und die Ertheilung von Indulgenzen und Anstandsbriefen zc. In seinem Namen wurden von den Universitäten die gelehrtesten Grade ertheilt. Durch seine Pfalzgrafen konnte er Doctoren, Licentiaten, Magister, Baccalareen, Notarien, und sogar Dichter machen u. s. w. Die vermög dieser Reservate vom Kaiser ausgeübten Handlungen hatten Gültigkeit im ganzen deutschen Reiche. Die erste Art der Reichssteuer war der gemeine Pfennig, welcher den Unterthanen als Vermögenssteuer auferlegt wurde. Nach und nach trugen die Stände selbst zu den Reichsbedürfnissen bei, und vertheilten die hiezu verwandten Summen auf ihre Unterthanen, welche das Subcollecturrecht hieß. Die Römerrnate (s. oben) waren eine andere Art von allgemeinen Steuern. Das ganze Reich mußte zu einem Römerrnate 20,000 Mann Infanterie und 4000 Mann Cavallerie, jeder Kurfürst aber 277 Mann Fußvold und 60 Reiter stellen. Die Beiträge der übrigen Stände bestimmte die Reichsmatrikel. Uebrigens stand es den Reichsständen frei, Truppen oder Geld zu geben, und sie bedienten sich auch in dieser Rücksicht des Subcollecturrechts. Die Reichsstände schickten diese Gelder nach den dazu bestimm-

Frankfurt, Nürnberg und
 den Pfalzgrafen, und
 der Kaiser verwalteten die
 neuen eingesetzten Herzoge
 während der vielen Unru-
 he, so wie die Bischöfe in
 den Rechtsachen behielten
 die Stände aufzuheben und
 indeß ließen die Kaiser in
 die aber dasselbe den Bän-
 Befehlungen doch endlich
 die Reichskammergericht
 Ferdinand I. den Reichs-
 den höchsten Gerichtsbe-
 richtsdiction sich aber nur
 waren durch Gesetz oder
 istanz die Streitigkeiten
 ersten Austräge waren
 wurden von Maximilian
 lich dem des Reichskam-

Die Vollstreckung der
 in Reichsgerichte geschwe-
 rungen der Austräge mit-
 ert. In Beziehung auf
 die Stände theils Lehen,
 nan theils sie, nach dem
 iche ein. Alles, was in
 ifelsfall dazu gerechnet,
 ritorium er wohnte, er-
 wurde als Landfiscus be-
 mit öffentlichen Dienst-
 inhed, des Zehnten, der
 ertutaten ein Mittelgeme-
 haft der Reichsstände
 in Gebieten die Hoheits-
 oder durch Verträge her-
 r Hoheitsrechte ist um so
 te schnelle Umwälzung
 e sich nach und nach unter-
 techte, welche vorher den
 verbung und Vergrößer-
 die erste begreift die Zeit

in der carolingischen Kaiser und ihrer unmittelbaren Nachfolger, welche
 den Fürsten dadurch, daß sie die Söhne in den Aemtern der Väter nachfol-
 gen ließen, und ihnen manche Vorrechte bewilligten, den Weg zur Landes-
 herrschaft bahnten. Der zweite Zeitraum begann unter den Heinrichen, wo
 der Kaiser durch die Streitigkeiten mit den Päpsten und die innern Un-
 ruhen zu sehr beschäftigt waren, um gegen die Anmaßungen der Stände
 nachsahm zu seyn. Die dritte Epoche begreift das Interregnum, während
 dessen die Großen in Deutschland, ohne ein wirkliches Oberhaupt, ihre
 Macht und ihre Unabhängigkeit ausdehnen konnten. Aber die Landes-
 herrschaft war damals noch nicht von einer bestimmten Form und Ausbildung.
 Sie bestand nur in einem Haufen von Rechten, von denen jeder Stand ein

jenigen usurpirte, da ihm die zuträglichen
 liche Freude, welcher die letzte Hauptepoche
 liche Befestigung und Vollenbung der reichs-
 dem er den schwülenden Reichsständen alle Is
 heiten und Privilegien zusicherte. Die Land-
 griff alle Souveränitätsrechte, welche nicht
 durch Verträge beschränkt waren. Daher
 bei jedem Reichsstände vermutet, und das
 bewiesen werden. In vielen deutschen St
 durch gewisse, den Provinzialständen zustehen
 die Landesherren ohne Einwilligung dieser
 keine Auflagen machen, und keine Verände-
 Landes vornehmen durften. Indessen war
 ich nicht in allen Staaten gleich, und mehrer
 Landstände. Schon lange vor dem westl
 Reichsstände das nach und nach erlangte
 :en Staaten aus. Durch jenen Frieden wur-
 anbeordnigte Weise förmlich, und nur mit der
 den Reichsgrundgesetzen widersprechendem
 igt. In privatrechtlicher Rücksicht aber kon-
 lche Verfügungen erlassen, die nicht mit
 stimmten. Als Ausflüsse der Befestigung
 jetzliche Gerichtsbarkeit den Reichsständen
 durch die dazu bestellten Gerichte bis zur deli-
 In Rücksicht der Reichsgerichte hatten die für
 alle andere Reichsstände das Jus de non app-
 der reichsständischen Gerichtsbarkeit durfte,
 :en Justiz, sich weder der Kaiser, noch das Re-
 zu sie das Recht, Privilegien zu erteilen, i-
 der Rehabilitation, der Wiedereinsetzung der Str-
 ren die Jurisdiction über ihre Gemahlinne-
 erte, in ihren Staaten wohnende Prinzen
 ben, wie auch über andere unmittelbare
 häter, die zu ihrem Territorium gehörten, zu. In kirchlicher Hins-
 ht hatten sie das Reformationrecht (*Jus reformandi*), und konnten
 n ihren Ländern (nach dem westphälischen Frieden) einführen und aus-
 en, welche von den drei Religionen sie wollten. Doch durften sie diejes-
 lge Religionspartei, welche im Normaljahre 1624 sich in ihren Staaten
 fand, nicht in ihren kirchlichen Rechten und ihrem Besitztum beschrän-
 n. Wenn ein Landesherr Religionsparteien, die sich nach dem Normal-
 hr in seinen Ländern niedergelassen hatten, nicht dulden wollte, so mußte
 : ihnen das Auswanderungsrecht zugesenden, und dazu fünf Jahre bewill-
 gen, wenn sie vor, drei Jahre oder, wenn sie nach dem westphälischen
 rieden sich angesiedelt, oder eine andere Religion als die des Normal-
 hrs angenommen hatten. In Schlessen und den dem Hause Oesterreich
 unterworfenen Staaten richtete sich der Religionszustand nicht nach dem
 hr 1624. Auch galt das Decretallahr und das Reformationrecht nicht
 ischen Reformirten und Puthenern. Die protestantischen Stände
 ren in ihren Ländern das Oberhaupt der Kirche; daher hatten sie die
 beraufsicht und Anordnung des Cultus, des Ernennungs- und Befähig-
 igsrecht der Kirchenlieder, und jede Art geistlicher Gerichtsbarkeit, des-
 n Ausübung ihren Consistorien übertragen war, von denen an die Kro-
 nungen oder an den Landesherren selbst appellirt wurde. Die katholischen

rer protestantischen Unterthanen dieselben eigenbelieben ihrer katholischen Untertanen verhandelt. Viele Reichsstände äbten Kirchen-, Klöster-, Stifter und Abteien. Nicht minder hatten viele Reichsstände den Stiftern das Recht der ersten Bitte, und die Reichsstände auch die Rechte und der Bündnisse. Das Recht, zu Felten der alten Feinden, denn diese Krieg, der ganz für jene stunden Jahrbund: pakte. Die Geschichte aller Heiliger Beispiele von Bündnissen der Reichsstände und obgleich die Kaiser dieses Recht wegen zu beschneiden suchten, so wurde es doch im 1555 förmlich bestätigt. Was dem alte dasjenige, Gesandte zu schicken und zu empfangen ward dasselbe ohne Bloßwerden genossen die Ehren und Freiheiten und ihrem Range verlangen konnten hatten den Rang vor denen der Könige. Auch durften die Kurfürsten zu dem hohen Ranges (Ambassadoren) schicken, und auf gleiche Rechte, mit Ausschluß der Bischof, Ansbach, und wirklich wurden auch Rintler und Residenten der Reichsfürsten bekräftigen freilich den Strafen, Verdröß Recht, Gesandte zu schicken, und wollen, wie sie sagten, ihre Eigenschaft etc. Dies war aber Unrecht, denn das nicht aus der Reichsstandtschaft, sondern abgeordneten der Reichsritterschaft hier (s. oben), und die Publicisten gestanden

die gleichfalls mit das Recht zu, als ganzes Corp oder cantonsweise dazu putierte zu schicken. Uebrigens genossen die letztern gleichfalls die Rechte, welche das Völkerrecht den Gesandten zugesetzt. Was die Bündnisse der Reichsstände betrifft, so durften sie nicht gegen die Person des Kaisers, als Erbsoderhaupt, und eben so wenig gegen die Reichsverfassung gerichtet, oder dem Reich nachtheilig seyn. Kein Reichsstand sollte auch ein Ofsenbündniß gegen seinen Willen eingehen, außer im Fall einer besondern Gewaltthätigkeit, deren Vergeltung drei Jahre lang von dem Richter verweigert wurde. Der westphälische Friede erlaubte dem Verdrößten, sich durch die Waffen Recht zu verschaffen, und gebot allen Theilnehmern am Frieden, ihm Hilfe zu leisten. So durften auch die Reichsstände zur Vertheidigung ihrer Person, ihrer Würde, Besitztungen, Rechte und Ansprüche mit auswärtigen Mächten Bündnisse schließen. Nur das Recht, fremden Mächten Hülfsstruppen zu geben, welches sie gleichfalls hatten, äbten die deutschen Landesherren nur zu oft zum Nachtheil ihrer Unterthanen aus. Das Recht zum Kriege ist wesentlich mit dem vorhergehenden verbunden. Die Reichsstände durften so viel Truppen halten, als sie ihren Verhältnissen und ihrer Sicherheit angemessen fanden. Sie konnten Festungen, Magazine, Zeughäuser, Waffenplätze etc. in ihren Ländern anlegen, in den Städten und Plätzen ihres Obdieds Besatzungen halten, und im Kriege selbst alle dem Völkerrecht gemäße Rechte

fallen gebrauchen. Da sie das Recht hatten, Krieg zu führen, so besaßen sie auch natürlich die Befugniß, Frieden zu schließen. Nicht minder hatten sie das Retorsionsrecht, vermöge dessen sie die von einem Mitgliede zum Nachtheile ihrer Unterthanen gegebenen Gesetze durch eben so nachtheilige Verordnungen für die Unterthanen des erstern erwiedern konnten. Dies war in Kurzem die innere und äußere Gestalt der deutschen Reichsverfassung, wie sie sich seit der Entstehung dieses Reichkörpers bis zu dessen völliger Auflösung, welche am 6ten August 1806 folgte, nach und nach gebildet hatte. — Ganz anders, wie das deutsche Reich, hat sich durch die von mehreren ehemaligen Mitgliedern desselben zu Wien am 8ten Juni 1815 geschlossene Bundesacte der deutsche Bund gestaltet. Wir lassen es unentschieden, und die Zeit wird es zeigen, in wie fern diese neue Conföderation an innerer Festigkeit und Coheäsion, und an Kraft, sich gegen fremde Einwirkungen und Anfälle zu schützen, die vormalige deutsche Reichsverfassung übertreffen, oder derselben nachstehen wird; und wir geben deshalb bloß einen kurzen Abriss der durch jene Bundesacte bestimmten staatsrechtlichen Verhältnisse der Bundesglieder unter sich und gegen ihre Unterthanen. Mitglieder des Bundes sind außer den souverainen Fürsten und freien Städten Deutschlands (unten) der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen für ihre ehemals zum deutschen Reiche gehörigen Länder, der König von Dänemark wegen Holstein, und der König der Niederlande wegen seines jetzigen Großherzogthums Lauenburg. Der Zweck ist die Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Deutschlands, und der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der einzelnen deutschen Staaten. Die Mitglieder des Bundes sollen gleiche Rechte haben, und die Angelegenheiten desselben durch eine beständig dauernde Bundesversammlung, in der alle Mitglieder der durch ihre Bevollmächtigten, theils einzelne, theils Gesammtstimmen, jedoch ohne Nachtheil ihres Ranges, führen sollen, nämlich Oesterreich eine Stimme, Preußen eine, Bayern eine, Sachsen eine, Hannover eine, Württemberg eine, Baden eine, Kurhessen eine, Großherzogthum Hessen eine, Dänemark wegen Holstein eine, Niederlande wegen Lauenburg eine, die großherzoglich und herzoglich sächsischen Häuser eine, Braunschweig und Nassau eine, Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz eine, Oldenburg, Anhalt und Schwarzburg eine, Hohenzollern, Lichtenstein, Reuß, Schaumburg-Lippe, Lippe und Waldeck eine, die freien Städte Lübeck, Frankfurt, Bremen und Hamburg eine, also zusammen siebenzehn Stimmen. Oesterreich hat in der Bundesversammlung den Vorsitz, jedes Bundesglied ist berechtigt, Vorschläge zu machen und vorzutragen, und der Vorsitzende muß sie innerhalb einer noch zu bestimmenden Zeit zur Berathschlagung bringen. Wo es auf Abfassung und Aenderung der Grundsätze des Bundes, auf die Bundesacte betreffende Beschlüsse, auf organische Bundeseinrichtungen, und andere gemeinnützige Anordnungen ankommt, bildet sich die Bundesversammlung zu einem Plenum, und da soll Oesterreich vier Stimmen haben, Preußen vier, Sachsen vier, Bayern vier, Hannover vier, Württemberg vier, Baden drei, Kurhessen drei, Großherzogthum Hessen drei, Holstein drei, Lauenburg drei, Mecklenburg-Schwerin zwei, Nassau zwei, Braunschweig zwei, jedes der fünf großherzoglich und herzoglich sächsischen Häuser eine, jedes der drei anhaltischen Häuser eine, Mecklenburg-Strelitz eine, Oldenburg eine, Schwarzburg-Sondershausen eine, Schwarzburg-Rudolstadt eine, Hohenzollern-Hechingen eine, Hohenzollern-Sigmaringen eine, Lichtenstein eine, Waldeck eine, Reuß ältere Linie eine, Reuß jüngere Linie eine, Schaumburg-

furt eine, Bremen eine, Hams
Stimmenmehrheit in der engeren
und in wie fern sich ein Gegen
dem andern, wie in der engeren
und zwar entscheidet dieselbe im
Plenum aber nur dann, wenn die

In der engeren Versammlung
stehenden die Entscheidung zu.
Inbetreff der Grundgesetze, von
den Rechten Einzelner, und von
wenig in der engeren Versamm
lung Stimmen. Die Bundesvers
ammlung Monate vertagen, und Frankf
urt. So lange die Bundesvers
ammlung Besetze beschäftigt ist, soll über
t werden, und die sich zufällig für
sachthellig seyn, noch künftig als
solche Besetze wird sich die Bunde
stimmordnung, und dann so
bedrückliche, in Gemäßheit des
Norm nehmen, ohne daß jedoch
Rang der Bundesglieder irgend
einer des Bundes versprechen so
in Bundesstaat gegen jeden An
seitsseitig ihre sämtlichen, unter
et einem Bundeskriege darf kein
dem Felde eingeben, noch ein
schließen. Die Bundesglieder
verpflichten sich aber, keine gegen
Bundesstaaten gerichteten Ver
sich, einander unter keinem Vor
 ihre Streitigkeiten zu verfolgen,
anzubringen. Diese soll sodann
versuchen, und falls dieser Vers
ammlung durch eine gut geordnete
idung bewirken, welcher sich die
Wie und durch wen aber der
tbefolgungsfall zur Vollstreckung
Bundesacte nichts. Diejenigen
300,000 Menschen zählen, sollen
in Bundesgliedern, mit welchen
machen, zur Bildung eines ges
lunigen. In den Staaten unter
nem Gerichte sind, werden jedoch
alten, wosfern nur die Volkszahl
0,000 Seelen beträgt. Den vier
unter einander aber die Erichs
obersten Gerichte zu vereinigen.
den streitenden Parteyen erlaubt
eine auswärtige Facultät oder an
s Endurtheils anzutragen. In

den Bundesstaaten soll eine landständische Verfassung Statt haben. In
Ansehung der durch die bonapartistische Mediationsacte mittelbar ge

machten vormaligen Reichsstände und Reichsangehörigen ist bestimmt, daß die fürstlichen und gräflichen Häuser zu dem hohen Adel in Deutschland gerechnet werden, und daß sie das Recht der Ebenbürtigkeit in dem damit verbundenen Begriff haben sollen. Die Häupter dieser Häuser sind ferner die ersten Ständesherrn in dem Staat, zu dem sie gehören, und ihre Familien als die bevorrechtetste Classe, besonders in Rücksicht der Besteuerung, betrachtet werden. Es sind ihnen überhaupt in Rücksicht ihrer Personen, Familien und Besitzungen, alle diejenigen Rechte und Vorzüge zugesichert, welche aus ihrem Eigenthum und dessen eingeführtem Genuß herrühren, und nicht zu der Staatsgewalt und den höhern Regierungsrechten gehören. Sie haben die unbeschränkte Freiheit ihren Wohnsitz in jedem zu dem Bunde gehörigen, oder mit letzterem Frieden lebenden Staat zu nehmen. Die noch bestehenden Familienverträge werden in Gemäßheit der frühern deutschen Verfassung aufrecht gehalten, und den Vermittelbaren ist das Recht zugesichert, über ihre Güter und Familienverhältnisse verbindliche Verfügungen zu treffen, welche jedoch dem Landesherrn vorgelegt, und den höchsten Landesbehörden zu ihrer Nachachtung bekannt gemacht werden müssen. Dasselbe, so wie auch das Recht der Veränderung des Wohnorts, ist auch der ehemals unmittelbaren Reichsritterschaft zugesichert. Alle bisher dagegen erlassenen Verfügungen sind durch die Bundesacte außer Kraft gesetzt. Die mittelbar gewordenen vormaligen Reichsstände haben übrigens einen privilegierten Gerichtsstand, sind von der Militärpflichtigkeit für sich und ihre Familien ausgenommen, und haben in ihren Besitzungen die Ausübung der bürgerlichen und peinlichen Gerichtsbarkeit in erster, und, wenn das Gebiet groß genug ist, auch in zweiter Instanz, die Ortspolizei, die Forstgerichtsbarkeit, die Aufsicht über Kirchen- und Schulsachen, und milde Stiftungen, nach Vorschrift der Landesgesetze, denen sie, so wie der Militärverfassung und Oberaufsicht der Regierungen über jene Zuständigkeiten unterworfen sind. Den Begüterten der ehemaligen reichsunmittelbaren Ritterschaft ist Landstandschafft, Patrimonial- und Forstgerichtsbarkeit, Kirchenpatronat und privilegirter Gerichtsstand, nach Maßgabe der in den Bundesstaaten bestehenden Landesgesetze zugesichert. — In den Staaten dieses deutschen Bundes soll die Verschiedenheit der christlichen Religionsparteien keinen Unterschied in dem Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte bewirken. Dem Hause Thurn und Taxis ist der durch den Reichsdeputations-schluss vom 25ten Februar 1803, und durch spätere Vereinbarungen bestätigte Besitz und Genuß der Posten in verschiedenen Bundesstaaten versichert, und so sind diesem Hause gleichfalls seine Ansprüche auf Entschädigung hinsichtlich der aufgehobenen Reichsposten unter nähern Bestimmungen vorbehalten. Die Unterthanen der Bundesstaaten sollen das Recht haben, Grundbesitz außerhalb des Staats, den sie bewohnen, zu erwerben und zu besitzen, ohne deshalb in dem fremden Staat mehreren Abgaben und Lasten unterworfen zu seyn, als dessen eigne Unterthanen. Ferner haben sie die Befugniß des freien Weggehens aus einem deutschen Bundesstaat in den andern, der sie ermetlich als Unterthanen aufnehmen will, auch nach ihrem Gefallen in Civil- und Militärdienste anderer Bundesstaaten zu treten, wenn sie ihrer Militärpflichtigkeit gegen den vaterländischen Staat genügt haben, oder davon losgesprochen sind. So ist auch die Befreiung von aller Nachsteuer, wenn das Vermögen in einen andern Bundesstaat übergeht, und mit diesem hinsichtlich der Freizügigkeit keine besondern Verträge bestehen, festgesetzt. In der Bundesversammlung soll nach der Bundesacte über die Einführung

ht auf Willkürlichkeit verathschloß
 h in Betreff der privatrechtlichen Geset-
 raffung jedes Staats bestehen kann), der
 ine größere Gleichförmigkeit zu bewirken
 ht zur gegenseitigen festeren Anschließung
 ung des innern Handels beitragen! In
 eser Bund durch dauernde Einigkeit seiner
 von außen Troß bieten, und nicht durch
 Einmischungen, so wie vormals das deut-
 graben werden möge. H. v. H.

s, unter Napoleon), eine merkwürdige
 lichen Geschichte, schnell vorübergegangen
 ie einst Attila's Welt Herrschaft. Seit
 re gegeben, aber keinen, der nicht in Hin-
 i oder Dauer seiner Länder, und Völkern
 Kaiser hervortragte. Alexander, un-
 itat der Erhabenste, führte binnen drei
 ; die macedonische Universalmonarchie ein-
 ber sein Werk dauerte fort. Die Griechen
 s Rom an ihre Stelle trat. Die Römer,
 das erste, erwarteten sich die Welt durch
 er war, als die irgend einer andern Macht
 die päpstliche allein ausgenommen; sie des-
 's durch zwanzig Geschlechtsfolgen großer
 Marc Aurel, und durch dreihundert und
 us bis auf Vespasian. Auch die Araber,
 er den verschiedenen Dynastien der Erober-
 i, Größeres und Dauerhafteres hervorger-
 große Armee. Carl der Große und
 r ihn hervor, da sie mehr noch Bildner und
 zerstörende Eroberer waren. Sogar der
 schingis, Chan, und Kamelen, so
 anez ihre Welt Herrschaft gründeten, wirk-
 icht ein durch Geist und eigentliche Regens-
 id seinige. Nur darin kann er mit Attila
 erden, in dem Dunkel, daß er sich für heraus-
 ng zu gründen, und daß Gott durch ihn das

In diesem Sinne französischer Schmelz
 einem Atlas Géographique, Chronolo-
 is Weltgebäude Napoleons bildlich darges-
 t, was zur Vollendung desselben noch hies
 Beumelster und der Zeichner, leben jetzt,
 unde mit einander auf St. Helena, in phis-
 ichtigkeit der menschlichen Eitelkeit Ver-
 es darf ihr Werk, das französische Kaisers
 ti Nicotod, — denn, unter allen Regieruns-
 dritlicher Despotismus von der kürzesten

Dauer, — in einem Archiv unserer Zeit, wie dies Handbuch ist, nicht
 erwähnt bleiben. Dagegen kann nicht bemerkt werden, daß Napoleon
 wahrscheinlich noch jetzt regieren würde, wenn er in Smolensk, wie Sar-
 zyn erzählt, statt auf Esculapin court's Schmelzkelwort, sogleich nach
 Rissen vorzudringen, auf Nev's besonnenen freimüthigen Rath gehört,
 im den Winter über an der Duna und am Dnepr die Russen erwartet

hätte. Denn eben, weil Napoleon in seinem Kopfe und in seiner Seele sein und der Seinigen Verderben mit sich herumtrug, wagte der Hofcaulaincourt, welcher seinen Herrn wohl kannte, jenen Rath, und darum, weil Napoleon mehr Stolz und Kraft, als Genie und Verstandte, achtete er nicht auf Ney's vernünftige Rede. Man könnte sa Caulaincourt habe Napoleon und das französische Kaiserthum vernichtet wenn nicht in Napoleons Charakter schon der Grund davon vorhanden gewesen wäre. Er würde auch ohnedies, früher oder später, auf diese oder eine andere Weise, sich und sein Werk in den Abgrund der blindesten Unwissenheit hinabgestürzt haben. Ueber das Historische seines Steigens und Fallens s. d. Art. Frankreich. Hier stehe nur der statistische Theil. Napoleon wollte England auf dem Festlande unterjochen oder den Frieden zwingen. Die Geschichte hatte ihm vergebens gesagt, daß Scythien nicht in Spanien, sondern in Carthago Rom's Feind überwand. Und dieser Angriffsplan gegen England wurde eine Hege moine, die Frankreich auf dem Continente an sich riß. Wie Philipp einst und Alexander ganz Griechenland gegen Asien bewaffneten, so bewaffnete Napoleon eine Hälfte von Europa gegen die andere, um das Ganze endlich, unter seinem Oberbefehl, gegen England zu bewaffnen. Hierzu diente ihm der übernde Geist des französischen Volks. Dieser Geist war, wie der der Väter Hochasiens, aus Despotismus entstanden. Frankreichs tyrannischer Ludwig XI. hatte nämlich schon im 15ten Jahrhundert die altgermanische Freiheit der Franzosen vernichtet. Seitdem war das tapfere, eitraubfüchtige, grausame Volk ein treffliches Werkzeug in der Faust ehrfurchtiger Eroberer. Zuerst brauchte es Carl VIII. zu seinen Heerzügen nach Neapel. Später, und am vollkommensten unter dem Eroberer Ludwig XIV., wurde, um jenes Werkzeug noch besser brauchen zu können, das System der stehenden Heere in Frankreich erschaffen und ausgebildet. Seitdem schien das christliche Europa, England ausgenommen, nur des Soldatenwesens wegen regiert zu werden, und in diesem Wesen erstickte die Freiheit der Völker. Die französische Revolution hatte zwar anfangs den großen Erfolg, daß sie den Soldaten wieder in einen Bürger umschuf, allein der Krieg und Napoleon bewirkten wie durch Zaubermacht, deren Formel Conscription hieß, daß endlich die ganze französische Nation eine große stehende Armee wurde, die Napoleon, als er durch den Krieg zur Alleinherrschaft gelangt war, gar trefflich zu gebrauchen wußte. Natürlich verbreitete er mit seinen Siegen auch sein politisches Militärsystem. Er gründete er das „große Reich“ auf Eroberung, und diese selbst auf dem Vorrang der Soldatencaste, die er überall, wo er schaltete, zu dem ersten Stande im Staate erhob. Daher seine Verachtung aller Kunst der Diplomatie; daher sein Mißbehagen und seine unerträgliche Laune in Friedenszeiten; daher endlich sein 29stes Bulletin aus Molodetschno in Lithauen vom 3ten December 1812. Das französische Staatsrecht unterschied Frankreich und das französische Reich. Jenes bestand aus dem Centralstaate des letztern; dieses begriff im Jahre 1812 1. das Kaiserthum Frankreich von 130 Departements; ein Flächenraum von 14,112 Quadratmeilen mit 42,180,000 Einwohnern, ohne die Colonien, welche England erobert hatte, und die 4,441 Quadratmeilen mit 1,286,400 Einwohnern ausmachten; 2. die französischen Lehnstaaten und die dem Willen des französischen Herrschers allein unterworfenen Nebenländer, wie Lucca, Syrien, die ionischen Inseln, Erfurt u. s. w.; 3. die Familienstaaten, welche durch das kaiserliche Familienstatut vom 30sten März 1806 unter des französischen Kaisers Obervormundschaft und höchster

Vertheilung standen; 4. die Schußverwandten, oder föderirten Staaten; 5. die Bundesmächte des Continentalsystems, welche eben dieses Systems wegen nicht freie, sondern gezwungene, ewige Bundesmächte sein sollten, d. h. so lange Napoleon nicht für gut fand, sie in die vierte, fünfte und zweite Classe der Staaten seines am 2ten März 1806 angeordneten föderativen Systems zu versetzen, oder dem französischen Reichthume einzuverleiben, wie er es den 10ten December 1810 mit Holland und mehreren Staaten der souverainen Rheinbundesfürsten, seinen Schützlingen, gemacht hatte. Das ganze französische föderative System war als ein monarchisch, militärischer Staatenbund unter des französischen Kaisers oberster und unumschränkter politisch, militärischer Leitung. — 1. Der Centralstaat Frankreich war durch Eroberung, Erbansfall und Heirathszwang (man denke an Anna von Bretagne im J. 1491) von 1470 Quadratmeilen mit etwa anderthalb Millionen Menschen, welche Ludwig VII. im 12ten Jahrhundert besaß, unter den Valois und Bourbonn's bis auf 10,000 Quadratmeilen mit 27 Millionen Bewohnern, Etwa eingeschlossen, vergrößert worden. Hierzu hatte das deutsche Reich binnen vier Jahrhunderten einen Länderstrich von 2940 Quadratmeilen mit 8,270,877 Bewohnern beigetragen, nämlich: Elsaß, Lothringen mit den Bisthümern, Hochburgund, Niederburgund mit Bresse, Lyonnais, Dauphiné, Provence und einen Theil der Niederlande. Dieser Umfang von 10,000 Quadratmeilen war durch den seit dem Lüneviller Frieden den (9ten Februar 1801) bis 1805 durch die Eroberung 1. der österreichischen Niederlande und des linken Rheinufer's (1207 Quadratmeilen, 3,698,500 Einwohner); 2. eines Theils von Helvetien, Bisthümer Basel, Biel, Mühlhausen und Genf (10 Quadratmeilen, 59,100 Einwohner); 3. eines Theils der vereinigten Niederlande (20 Quadratmeilen, 45,000 Einwohner); 4. Avignons und Venaisins (deren Flächeninhalt und Einwohnerzahl in der Summe von 10,000 Quadratmeilen und 26 Millionen Einwohner mit enthalten ist); 5. der Staaten des Königs von Sardinien in Oberitalien (820 Quadratmeilen, 2,730,000 Einwohner); 6. der Insel Elba (7 Quadratmeilen, 12,000 Einwohner), um 2064 Quadratmeilen mit 6,544,600 Menschen vermehrt worden. Außerdem war der Anfall des Herzogthums Parma (90 Quadratmeilen mit 250,000 Einwohnern) den 23ten October 1802 bereits erklärt, und daraus im J. 1805 das Departement des Taro gebildet worden. Auch wurde im J. 1805 die Republik Genua (110 Quadratmeilen mit 580,000 Einwohnern) Frankreich einverleibt; den 10ten December 1807 geschah dasselbe mit dem Königreiche Etrurien oder Toscana (446 Quadratmeilen mit 1,150,000 Einwohnern), den 17ten Mai 1809 mit dem Reste des Kirchenstaats (310 Quadratmeilen, 879,000 Einwohner), den 12ten November 1812 mit der Republik Wallis (Departement Simplon, 92 Quadratmeilen, 100,000 Einwohner), und den 10ten December 1810 mit dem ganzen Königreiche Holland nebst Ostfriesland, das bisher zum föderativenreiche gehört hatte, wodurch frühere Abreisungen bis auf 437 Quadratmeilen mit 1,611,704 Einwohnern verkleinert worden war; ferner mit den Hausstädten, den Fürstenthümern Salm, Armburg, dem Herzogthum Holstein-Oldenburg, dem Theile des Großherzogthums Berg, welchen Napoleon seinem Neffen und Bündel nahm, und einem Theile des Königreichs Westphalen, in welchem sein Bruder nahm, die zusammen eine Masse deutscher Länder von 563 Quadratmeilen mit 1,142,500 Einwohnern bildeten. Diese Ausbeute der alten Bevölkerung hatten sich nach den französischen Zählungen kaum verändert, so daß nach letztern sämtliche 130 Departements im

J. 1812, statt 29,300,000, gegen 42,500,000 Einwohner enthalten soll. Auch die Quadratmeilenzahl wird von Einigen nur zu 13,944 berechnet. Dieser Centralstaat des französischen Föderativsystems, seit 1804 ein *Serthum*, wurde durch 140 Senatoren und 415 Deputirte im gesetzgebenden Corps vertreten, welche an der gesetzgebenden Gewalt des Kaisers Theil nahmen, in der Regel aber ganz nach dessen Willen sich richteten. Hundert und drei Departements standen unmittelbar unter der Verwaltung der kaiserlichen Minister in Paris; in Italien waren 16 Departements in drei Generalgouvernements, dem jenseit der *Alpe* wo Prinz *Borghese*, Gemahl der *Pauline*, Schwester *Napoleon* der Statthalter war, dem von *Toscana*, und dem der *romischen Staaten* vertheilt, die ihren Sitz in Turin, Florenz und Rom hatte. Die sieben holländischen Departements und das der *Lippe* stand unter dem Generalgouvernement zu Amsterdam; die drei *hanseatischen* aber unter dem zu Hamburg. Diesen gesammten Raub hat Frankreich in den pariser Verträgen vom 30sten Mai 1814 und vom 20sten November 1815 zurückerstatten müssen, und überdies noch von seinen ältern Besitzungen vor dem Normaljahre 1790 die Festungen und Bezirke *Philippville* und *Marienburg* nebst dem Herzogthum *Bonaparte* an die Niederlande; *Lanbau* nebst dem linken Rauterufer an Deutschland; einen Theil von *Serau* an Genf, und das Recht auf *Monaconi* an Sardinien abgetreten. Es hat demnach von seiner Revolutionsbeute nichts behalten, als die Einschlußländer: *Avignon*, *Benaissin* und *Mühlpelgard*, nebst *Mühlhausen*. — II. Die französischen Nebenländer und vier Lehnstaaten, deren vom Kaiser ernannte Besitzer ihm den Eid der Untertanentreue schworen; 1. das Fürstenthum *Lucca* und *Piombino* (38 Quadratmeilen, 176,000 Einwohner) gehörte seiner Schwester *Elisa* und deren Gemahl *Felix I. Bacciochi*. Die Prinzessin *Elisa* war zugleich Großherzogin und Generalstatthalterin von *Toscana*. Dieses Fürstenthum ist vom wiener Congresse der Königin von *Sertrien* als Entschädigung wegen *Parma* bestimmt, von ihr aber noch nicht angenommen worden; 2. das Fürstenthum *Neuchâtel* (16 Quadratmeilen, 47,000 Einwohner) gehörte dem Fürsten *Berthier*, Prinzen von *Bagram*, fiel aber 1814 an Preußen zurück, und wurde ein Canton der Schweiz; 3. das Fürstenthum *Verona* (8 Quadratmeilen, 20,000 Einwohner) gehörte dem Prinzen *Lallegrand*; 4. das Fürstenthum *Pontecorvo* (2 Quadratmeilen, 6000 Einwohner) gehörte eine Zeit lang dem Marschall *Bernabotte*; *Benevento* und *Pontecorvo* sind durch den wiener Congreß dem Papste wieder zuerkannt worden; 5. die sieben Inseln, oder *Ionien* (44 Quadratmeilen, 187,000 Einwohner), welche ein Senat von Deputirten im Namen des französischen Kaisers, als Landesherrn, regierte. Der wiener Congreß errichtete aus ihnen eine ionische Republik unter brittischer Schutze. — Ohne mit Frankreich verbunden zu seyn, hingen gänzlich vom französischen Kaiser ab: 6. die *illyrischen Provinzen*, ein Generalgouvernement; sie bestanden aus *Krain*, *Oberkärnten*, *Triest*, *Friaul*, *Croatien* am rechten Ufer der *Sau*, *Dalmatien*, *Ragusa* und *Pogljizza*, 986 Quadratmeilen, 1,361,000 Einwohner (im J. 1810 wurden dazu noch einige tyroler Landgerichte geschlagen). Diese Provinzen sind an Oesterreich gefallen, zu dem sie bis auf *Ragusa* und *Pogljizza* vorher schon gehörten; 7. die niedere Grafschaft *Kathenellenbogen*, 6 Quadratmeilen, 18,000 Einwohner (jetzt wieder *hessen-rheinisch-fels-rothenburgisch*); 8. *Erfurt* nebst *Untergleichen*, *Blankenhayn* und *Kranichfeld* (jetzt theils an Preußen zurück, theils an Weimar gefallen).

— III. Die Familienstaaten. Von diesen gehörte 1. unmittelbar zum französischen Kaiserreiche, unter dem Könige Napoleon, der seinen Stief- und Adoptivsohn, den Prinzen Eugén, zum Vicekönig ernannt hatte, das Königreich Italien, 1800 Quadratmeilen, 6,509,000 Einwohner, welches jetzt unter dem Namen des lombardisch-venetian. Kernreiches zu Oesterreich gehört, doch sind die ehemals päpstlichen Marken jenseit des Po an den Kirchenstaat, und Modena an das Haus Oesterreich-Este zurückgefallen; Graubünden aber hat das Veltlin nicht zurückbekommen; 2. das Königreich Spanien, welches Napoleons Bruder Joseph dem Namen nach besaß, 8,900 Quadratmeilen, 10,390,000 Einwohner; 3., 4. und 5. drei Staaten des Rheinbundes: das Königreich Westphalen (bis Hieronymus, Bruder Napoleons, aus dem Besitze dieses aus hessischen, preussischen und braunschweigischen Ländern zusammengesetzten Staates von den Kosaken unter Czernitschew verjagt wurde); das Großherzogthum Berg, das Napoleon im Namen seines Nündels und Neffen verwaltete; und das Großherzogthum Frankfurt, welches der Fürst Primas besaß, dessen Erbe der Prinz Eugén seyn sollte. Das Areal und die Bevölkerung dieser Länder sind im Rheinbunde mit enthalten; 6. das Königreich Neapel (1447 Quadratmeilen mit 4,700,000 Einwohnern) gehörte dem Schwager Napoleons, Joachim Murat, Gemahl der Prinzessin Caroline, der im August 1815 in Pizzo in Neapel erschossen wurde; 7. das Fürstenthum Lucca und Piombino, s. unter Nr. II. — IV. Die übrigen föderirten Staaten, worüber sich Napoleon den 16ten August 1807 vor dem gesetzgebenden Körper sehr vieldeutig so ausdrückte: *La France est unie aux peuples de l'Allemagne par les lois de la confédération du Rhin, à ceux des Espagnes, de la Hollande, de la Suisse et de l'Italie par les lois de notre système fédératif.* Außer den Familienstaaten gehörten hieher: 1. die durch die Mediationsacte seit 1803 mit Frankreich eng verbundene Schweiz von 19 Cantonen, 718 Quadratmeilen, 1,638,000 Einwohnern; 2. der Rheinbund (seit dem J. 1806). Er umfaßt im J. 1812 5443 Quadratmeilen mit 13,822,000 Einwohnern, und stellte eine für Napoleon stets schlagfertige, auf Kosten der 35 souverainen Fürsten (s. d. Art. Rheinbund) ausgerüstete und unterhaltene Contingentsarmee von 117,180 Mann; 3. das Herzogthum Warschau seit 1807 und 1809 2278 Quadratmeilen mit 3,774,000 Einwohnern; 4. die Republik Danzig, ein französischer Wafsenplatz, 20 Quadratmeilen, 84,000 Einwohner (s. d. Art. Preußen und Polen). — Nach diesem System gebot der Kaiser Napoleon im J. 1812 mit fast uneingeschränkter Gewalt über die Streitkräfte einer Ländermasse von mehr als 35,000 Quadratmeilen und 86 Millionen Menschen. Allein er hatte überdies noch V. als Bundesmächte für sein Continentalsystem alle Staaten des festen Landes, mit Ausnahme der Pforte und Portugal, bewaffnet, einige auf längere, andere auf kürzere Zeit, theils durch Allianzen, theils durch Friedensschlüsse; und zwar 1. Preußen und Rußland durch den tilziter Frieden seit 1807; 2. Dänemark seit 1807; 3. Oesterreich seit dem wienener Frieden 1809; 4. Schweden seit dem pariser Frieden den 6ten Januar 1810. Allein Schweden konnte und Rußland wollte nicht jenes System mit der Strenge, wie Napoleon es verlangte, gegen England ausüben. Rußland sprach als selbstständige Macht gegen Frankreichs Anmaßungen; es wollte die militärische Besetzung und Umstellung Preußens von Seiten Frankreichs nicht länger dulden, auch verlangte es Genügthuung wegen des mit Frankreich vereinigteu Döbenburg. Da zog Napoleon mit allen Schaaren seines Föderativ-

systems, bis auf die, welche in Spanien fochten, gegen Rußland zu Felde. Preußen und Oesterreich mußten ihm Hülfsheere stellen, und 16 Millionen Polen, träumte er, würden aufsitzen, um Rußland bis über den Dnieper und die Duna zurück nach Asien hinzudrängen. Schon glaubte Napoleon sein großes Föderationsreich bis an jene beiden Ströme hinauszudehnen, die Pforte zu bedrohen, über Oesterreich und Preußen zu verfügen, das Königreich Polen wiederherzustellen (welches nach de Pradts Bericht auf dem Könige von Sachsen bestimmt war), und in Petersburg, wie in Wien, seinen Continental-Handelscodez zu publiciren, als er zu hitzig, durch den Schmeichler Caulaincourt und seinem Glücke vertrauend, auf Moskau losdrang, um auf dem Kreml, von dem Wahne seiner Größe und Macht aufgebläht, wie der Frosch in der Fabel, zu plagen. — Das 29ste Bulletin war das Bekenntniß von dem Sturze des großen Reichs. Allein er wollte die Wurzeln desselben, Deutschland und Italien, auf dem Friedenscongreffe in Prag im J. 1813, und das Jahr darauf in den Unterhandlungen zu Chatillon, wenigstens Belgien und das linke Rheinufer noch festhalten, so verlor er alles, bis auf Elba. Doch mit ihm konnte das französische Heer die verlorne Größe einer plündernden Soldatenherrschaft nicht vergessen. Er kam zurück, Frankreich fiel ihm zu. Er setzte Alles in einer Schlacht aufs Spiel, und verlor Alles. Mit ihm stürzten seine Brüder, Schwäger und Verwandte von ihren Thronen und Fürstenthümern. Nur seiner zweiten Gemahlin, einer Erzherzogin von Oesterreich, und seinem Sohne, dem gewesenen König von Rom, blieb als einziges Erbtheil übrig das Herzogthum Parma.

Reichsabchied, s. Reich (deutsches):

Reichsacht war eine Strafe, welche gegen die Uebertreter der deutschen Reichsgesetze verhängt, und in die Ober- und Unteracht getheilt wurde. Die Unteracht konnte ein Gericht in dem seiner Jurisdiction unterworfenen Gebiete erkennen, und sie hatte für den Geächteten gewöhnlich nur die Folge, daß er ohne weitere Förmlichkeiten von Jedem angehalten, und dem Richter überliefert werden konnte. Wer sich hingegen in der Oberacht befand, durfte ungestraft von Jedem ermordet werden, und seine Güter fielen, wenn es nicht mittelbare Lehen waren, die an den Lehns herrn zurückfielen, so weit sie nicht zur Entschädigung des verletzten Theils verwandt worden, dem Reiche anheim. In frühern Zeiten übten die Kaiser das Recht, in die Acht zu erklären, höchst willkürlich aus, wurden aber durch spätere Reichsgesetze gar sehr beschränkt; und zu einer gültigen Reichsacht wurde die Einwilligung der sämmtlichen Reichsstände erfordert. Zum Zweck der Reichsachtserklärung hatte das Reichskammergericht bloß die Instruction der Sache, darauf mußten dem Reichstage die Acten vorgelegt werden, welche durch einige aus allen drei Collegien und Religionen erwählte, dazu beedigte Stände untersucht wurden. Nach dem Gutachten der letztern entschied dann die Reichsversammlung. War das Urtheil durch den Kaiser oder seine Commissarien genehmigt, so ward es publicirt, und dem Kreise des Geächteten die Vollstreckung aufgetragen. Die Vergehungen des letztern schädeten übrigens nicht den Successionsrechten seiner unschuldigen Agnaten, und den Befugnissen der mit Anwartschaft auf seine Güter versehenen Personen.

Reichsarmee: Das den germanischen Völkern seit ihrem ersten Auftreten in der Geschichte eigene Feudal-System führte eine dem Alterthum fremde Art von Kriegsverfassung im Mittelalter ein, der zu Folge der Lehnsmann (Vasall) mit seinen Leuten dem Lehns herrn Kriegsdienste leistete, seine Schlachten schlagen mußte. Heerbann; Heribann, ward es genannt,

genannt, wenn der deutschen Lande allgemeines Oberhaupt, der Kaiser, die Anforderung dazu erließ, der zu gehorchen des Reichsvasallen Pflicht war (vergl. hiermit den Art. Lehnswesen). Was im Mittelalter dem Namen Heerbann trug, hieß in der neuen Zeit, so lange des alten Reichs Ueberreste — wenn auch nur fast zum Scheine noch — standen, so lange in deutscher Kaiser noch als Oberhaupt aller deutschen Fürsten, den Namen nach wenigstens, noch erkannt ward: Reichsarmee. Die Stärke dieser Reichsarmee oder der Gesamtmasse bewaffneter Mannschaft, die das ganze deutsche Reich bei Reichskriegen zu stellen hatte, wurde durch mehrere Reichsbeschlüsse bestimmt, so wie die unter dem Namen Rimermonate (s. diesen Artikel) von den Reichsständen zu einem Reichskrieg zu leistenden Geldbeiträge. Im Jahr 1521 bestimmte eine Synode, von Carl V. zu Worms publicirte, Reichsmatrikel die Stärke des Reichsheeres auf 24,000 Mann in Kriegszeiten, 4000 Ritter nämlich und 20,000 Mann Fußvolk. Jedoch als im Verfolg der Zeiten durch die stete Vergrößerung der stehenden Heere einzelner Staaten diese Reichsarmee als zu unverhältnißmäßig klein erfunden wurde, ward 1681 nach einer neuen Bestimmung das Reichsheer bis auf 12,000 Ritter und 28,000 Mann Fußvolk gebracht. Aber auch diese 40,000, welche, zum Theil wenigstens, immer erst aufgeboten wurden, wenn das Reich in Krieg gerieth, und die daher gegen die stets in den Waffen neuerer Kriegskunst geübten stehenden Truppen anderer Fürsten fast immer nur ein wenig furchtbares Ansehen und Gewicht haben mußten — waren bald nicht mehr hinreichend, und es wurde der Vorschlag gethan: in Friedenszeiten ihre Zahl zu verdoppeln, im Kriege sie zu verdreifachen; ein Vorschlag, der so gut und zeitgemäß er auch war, doch nicht ausgeführt wurde, so wie er hätte ausgeführt werden müssen, denn, wenn gleich das deutsche Reich in einigen Kriegen des vergangenen Jahrhunderts das doppelte Quantum der Reichsarmee stellte, ja sogar drei Mal das dreifache zusammenzog, so war dies doch immer, trotz der Zahl, eine dem Feind nicht sonderlich Achtung einflößende Heermasse, da sie theils aus zu vielen einzelnen Theilen bestehend, theils — was noch übler war — aus fast ganz ungeübter, weder gleich und übereinstimmend bewaffneter, noch exercirter Mannschaft zusammengerafft war, und dieser Mangel wegen nur dann in der Wagschale des Krieges einiges bedeutendes Gewicht erhielt, wenn sie angeschlossen an irgend eines großen Fürsten stehendes und wohlgeübtes Heer, mit und unter diesem gebraucht wurde. Im französischen Revolutionskriege wurde die Reichsarmee, nach einem Beschlusse des Kaisers und Reiches, bis auf das Fünftel, also 200,000 Mann, vermehrt, die Wirksamkeit dieses bedeutenden Heeres aber wieder dadurch fast gänzlich vernichtet, daß auch hier zum Theil die eben angeführten Gründe der wenigen Furchtbarkeit der Reichsarmee für den Feind wieder eintraten — theils durch die Separat-Friedensschlüsse mehrerer deutschen Fürsten mit Frankreich, als Preußen, Hessen, Baden und andere — der Masse des Reichsheeres große, geübte Contingente entzogen wurden — theils andere Reichsstände, statt Truppen zu schicken, ihre Leistungen mit Geld abmachten, und auch die, die noch ihr Quantum stellten, manchmal damit zu spät kamen, oder wohl gar nur mit einem Theil desselben erschienen. Ueber die Einrichtung des Befehls der mit dem Aufhören des deutschen Reichsverbandes auch weggefallenen deutschen Reichsarmee hier nur folgendes: zwei General-Feldmarschälle, zwei General-Feldzeugmeister, zwei Generale der Cavallerie und zwei General-Feldmarschall-Lieutenants commandirten nach den Reichsgesetzen dieses Heer, und mußten diese Befehlshaber stets der Eine von der römisch-katholischen

Indes, der Kaiser von der evangelisch-protestantischen Konfession 5
 Tsd. zur Bekleidung der allgemeinen Landen für die Reichsarmee er-
 berliche Geld wurde von der sogenannten Reichsoperation 200
 gesch. Die aus den Beiträgen der einzelnen deutschen Fürsten und
 be errichtet und unterhalten wird (s. Art. 11. d. Westphal.). Die
 en Reichsstellungen 1711, 1712 und 1713 waren
) von Gruppen der Reichsarmee besetzt worden. Die
 und der Individualität der deutschen Länder die Maß-
 n immer mehr verlassen haben, so wurde 1754 Reichs- und
) von den Reichstruppen getrennt, und die Verwaltung
 in halbselbständigen Landesherren überlassen.

deputationen, wie eine Auswahl von Reichsständen,
 von dem Kaiser und Reich gewisse Rechte übertragen waren. Die
 theilte sie in ordentliche und außerordentliche ein. Zu den ordentlich-
 en gehörten alle Kurfürsten, einige Reichsgrafen, ein Prälat, zwei Reichs-
 grafen und die Deputirten von 100 Reichsständen zusammenkommen. Die
 erste ordentliche hatte 1514, die letzte 1603 bis 1605 statt. Die außer-
 ordentlichen Reichsdeputationen wurden hinsichtlich der Mitglieder in drei
 eingetheilt: die eine aus den drei Reichskönigen gewählt, die zwei aus
 den übrigen 100 verhandelnde Länder eine Hauptdeputation als ein
 besetzt und die zwei die Deputirten aus den übrigen 100 Deputationen so
 den auf dem Reichstage nur wegen der Menge und der Schwierigkeit
 Angelegenheiten, außer dem Reichstage aber stets in einzelnen
 haben statt. Die letzte außerordentliche Reichsdeputation war die
 1754 im August 1754 abgehalten, welche die Entscheidung und die
 diese damit verhandelnde Länder zu besorgen hatte. Der von ihr er-
 Reichsdeputationshauptmann vom 24ten Februar 1753 wird, da er sich
 bei mehreren Bestimmungen in der deutschen Bundesakte zum Grunde
 gelegt ist, in der Geschichte Deutschlands (s. Reich) (deutsch,
 deutsch) (deutsch)

Reichsgraf waren dem Kaiser und Reich unmittelbar unterwei-
 sende Richter, in Rücksicht auf ihre innere Verwaltung und Rechte den Reichs-
 ständen ähnlich, dagegen hatten sie keinen Antheil an der Reichsverwaltung
 und trugen nicht zu den Reichseinkünften bei. Zu ihnen gehörten in
 die freien Leute auf der kurfürstlichen Seite (in 30 Personen und
 die freien im Herzogthum und das Dorf Wachsen; in Franken
 die freien im Herzogthum und das Dorf Wachsen; im Herzogthum
 die Reichsdeputationshauptmann von 1753 hat der Kaiserreichthum
 dieser Gemeinden eine Lande gemacht.

Reichsgraf sollte man im regeren Sinne zur Zeit des deutschen
 Reichs die Würde der weltlichen Reichsstände den Erbkönigen, welche an
 den Reichstagen Sitz und Stimme auf der Kaiserthron hatten. Die
 diese Reichsstände sollten sich in die weltliche Seite des Reichs
 fürstliche waren die einzigen welche schon aus der Mitte des 15ten
 Jahrhunderts die weltliche Würde erlangt hatten. Die weltlichen
 Seiten forderten einen weltlichen weltlichen Titel, als Herzog, Graf,
 Grafen, Fürstgrafen und Landgrafen welches von den weltlichen
 Seiten nur bei den Herzogen von Brandenburg und von Erzbischof von
 Köln war. Im weltlichen Sinne haben auch andere Personen, welche
 Kaiser, ohne daß sie Reichsstände waren, sehr oft Sitz und Stimme
 auf dem Kaiserthron hatten, die weltliche Würde erlangt, Reichsgrafen
 die erlangten aber durch diesen Titel, der auch Reichsgrafen betraf.

leib (benutzt), dem

r Münzfuß, nach welchem
ausgemünzt werden
Reichsfuß anerkannt,
geprägten und in Umlau-

ensatz von Provinzial-
dem ganzen Umfange
n Reichsgefesse theilte
e bloß privatrechtliche
seße oder Reichs-
ichen Verhältnisse des
dner Untertanen bei

itschen Reichs diejeni-
nen Personen, Corps-
waren, und also auch
i. Die unmittelbare
baffen, Herrschaften,
herzog von Savoyen,

en, kaiserlichen Reichs-
; die an ihren Höfen
Hofrath Recht sprach.
sth erst 1559 von Kers-
n Präsidenten, Vices-
isten aus fürstlichem,
Deutsche, und im Reich
ffen seyn. Die Zahl
nimmt, von denen seit
ansten. In Sachen,
nenzahl erfordert wurde
eich drei katholischen.
iten, so galt die Mehr-
limite aber einer von
der Stimmen. Dies
en und Ritter, und la-
n saßen. Die Rätthe
rechtsassessoren. Der
des Kaisers aus, bet-
longen auf, und began-
leapitulation beschwo-
Jurisdiction mit dem
r ihn alle Sachen, die
legten und Rangstreit-
chen der italienischen
blehensachen, denn
cht entscheiden. Ap-
tatt, sondern nur der
, die alle Reichsstände
Wissitationsrecht des
vornehmen. Seinen

Sie hatte der Reichshofrath in der Residenz des Kaisers. 1806 bei Auflösung des deutschen Reichs wurde auch dies Gericht aufgehoben. (S. Reichshofrath.)

Reichsinsignien, Reichsleinodien, sind derjenige Schmuck dessen man sich zur Krönung eines Kaisers oder Königs bedient. (S. Reichskrone deutsches.)

Reichsritterschaft (die unmittelbare). Der Ursprung dieses dem Systeme des deutschen Reichs sehr angesehenen und wichtigen Theils fällt in die Zeiten zurück, welche auf den Untergang des Hauses Hohenstaufen folgten. Gleichwie damals die Grafen, Bischöfe, Prälaten und Städte die Umstände benützten, um sich zur Unabhängigkeit zu erheben, so war auch der Adel des südlichen Deutschlands, auf denselben Zweck strebend, sehr thätig, und es gelang ihm, indem seine Mitglieder streng und fest an einander angeschlossen, seine Freiheit zu behaupten. Er bestand ihr Verein, durch Gemeingeist und eigene Kraft geschützt, ohne gesetzliche Begründung; aber immer mehr befestigte er sich im Hinfange der Zeit. Erst im Religionsfrieden 1555 war ausdrücklich die Rede von „den freien Ritterschaften, welche ohne Mittel der kaiserlichen Majestät unterworfen“; Ferdinand I. bestätigte 1560 die schwäbische Ritterordnung; der münsterische Friede aber bestimmte, „daß die freie Reichsritterschaft in ihrem unmittelbaren Zustande ungekränkt bleiben sollte.“ Von dort erhielt das reichsritterschaftliche Staatsrecht erst seine vollständige Ausbildung. Die Reichsritter waren für ihre Person und in Rücksicht auf ihre Territorien, unmittelbar; die ihnen auf ihren Gütern zustehende Staatsgewalt war der Landeshoheit analog; die Appellation ging von ihren Behörden unmittelbar an die Reichsgerichte. Ihre Gesamtheit war aber weder reichs- noch kreisständisch; auch trug sie zu den eigentlichen Reichsbedürfnissen nichts bei; dagegen lieferte sie dem Kaiser bei besondern Veranlassungen Charitativsubsidien. Das Corpus war in drei Kreise, den schwäbischen, fränkischen und rheinischen, und diese wieder in Cantons oder Ritterorte eingetheilt. An der Spitze der letztern stand ein Directorium, das aus einem Ritterhauptmann, Ritterräthen und Ausschüssen bestand. Die Directorien übten die Steuer- und Militärgewalt in den Cantonen aus, bestellten die Vormundschaften über die Mitglieder, vollzogen die kaiserlichen Verfügungen u. s. w. Die Gesamtheit hatte ein Generaldirectorium, welches unter den Specialdirectorien wechselte. Die Angelegenheiten des Vereins wurden theils auf Directorial-, theils auf Plenarconventen, theils durch Correspondenz befördert. Bei Veräußerung eines ritterschaftlichen Guts an Fremde hatte jedes Mitglied oder das gesammte Corpus drei Jahre lang das Einstandsrecht, im Falle der wirklichen Veräußerung aber, oder auch des Lehnshinfallens, auerzte der ritterschaftliche Nexus und das Collectationsrecht fort. — In den Fürstentümern des südlichen Deutschlands, denen so viele unmittelbare Herrschaften und Güter, oft mitten in ihren Gebieten, auf mannigfaltige Weise lasteten, und die ihren Glanz durch einen alten und reichen Landadel gehoben gesehen hätten, bestritten oft die Rechte der Reichsritter und beunruhigten sie in ihrem Besitze, ohne jedoch sie aus demselben vertreiben zu können. Aber die großen Umkehrungen unserer Zeit führten auch den Untergang dieses ritterlichen Vereins herbei. Durch die Abtretung des linken Rheinufers an die Franzosen gingen die beiden Cantone Ober- und Nieder- und Oberrhein verloren; dazu entzog die allgemeine Secularisation der Ritterschaft dem unmittelbaren Adel nahe an 1000 Präbenden, auf denen er sonst seine Söhne und Töchter versorgen konnte. Doch gelang es ihm

der neuen Ordnung der
 Rechte bestätigt zu sehen,
 aber Valerius, gewaltsam
 der Kaiser am 23. Jan.
 itterschaft gegen fernere
 derselben in den vorigen
 eich am Reichstage gegen
 kaiserlichen Befehl Folge
 kaum war ein Jahr vor
 erschaffliche System ver-
 (1805), und nachdem er
 in aufgerieben, und selus
 getragen hatte, verfügte
 er über den unmittelbas
 ging die Ritterschaft un-
 gekommen war. Das
 chdem die Erwerber ihre
 stische Bundesacte brüht
 anst, in bürgerlicher Be-

solche Stadt, welche un-
 it in ihrem Gebiet, und
 im alten Germanien gab
 . bauen, und Heinrich I.,
 rumbuereu Zustuchtschre
 er keine dieser Städte ge-
 gar einer Landeshoheit.
 ihren Oberherren, durch
 besonders zu den Zeiten
 ngen der Großen verbün-
 abschüttelten. Im west-
 Rechte, und so auch Sich-
 resichert und bestätigt (f.
 er Städte war übrigens
 niger der demokratischen
 Rögistrate allein aus der
 (Patriziern), oder bloß
 n ihrer Regierungsform
 ht solche, die den Grund-
 dieser Reichsstädte war
 hundert auf der rheinis-
 gleich schon früher viele
 dschaft verloren hatten.
 5ten Februar 1803 wur-
 irg, Nürnberg, Lübeck,
 politische Existenz einstr-
 s Reichsstände vertheilt,
 seit des presburger Frie-
 durch die Erleichtung des
 und Nürnberg ihre Un-
 810) wurden auch Ham-
 i Namen der Hansestädte
 urch Bonaparte beraubt.

Diese aber nebst Frankfurt am Main sind aus der Umwälzung wieder freie Städte hervorgegangen (s. Reich, (deutsches)).

Reichstag,

Reichsvicarien,) s. Reich (deutsches).

Reiche der Natur. Die Gegenstände der Sinnenwelt sind den Naturforschern in zwei große Hauptclassen getheilt worden, nämlich in solche, die durch ihre Gattung erzeugt werden (organische), und in solche, die durch bloße äußere Ansetzungsmaterien aller Dinge entstehen und sich vergrößern (anorganische). Da aber unter den erstern die bedeutende Verschiedenheit eintritt, daß es zum Theil empfindende, zum Theil nicht empfindende Dinge sind, so ist die Classe der organischen Wesen wie in zwei Haupttheile zerfallen, und so drei große Abtheilungen entstanden die man Reiche der Natur nennt. Das Thierreich, unter dem die Geschöpfe von Menschen bis zum geringsten Wurm begriffen werden ist das erste; das Pflanzenreich, das die ganze Pflanzenwelt enthält das zweite. Diese beiden sind die große Classe der organischen Wesen. Das dritte Reich, das Stein-, oder Mineralreich, umfaßt alle anorganischen, und enthält, wie bekannt, alle die irdischen Körper, die kein inneres Leben haben.

Reichardt (Johann Friedrich), ein berühmter deutscher Componist und Theoretiker in der Musik. Er war geboren zu Königsberg am 25ten November 1751, und zeigte früh eine große Neigung zur Musik, so daß er schon in seinem zehnten Jahre im nördlichen Deutschland als Virtuos an der Violine und dem Pianoforte reiste. Seine Lehrer auf diesen Instrumenten waren aus der benderischen und bachi'schen Schule, deren Spuren seine Werke zu tragen scheinen. Allein Reichardt wollte nicht bloß Musiker im gewöhnlichen Sinne des Worts seyn, sondern seine Kunstgenossen durch eine umfassendere Geistesbildung übertreffen. Er studirte daher an der Universität Königsberg unter der Leitung Kants, dessen kurze Schilderung er in dem Taschenbuche Urania 1812 mitgetheilt hat, in den Jahren 1769 und 1770, dann zu Leipzig von 1771 bis 1772. Er reiste durch Deutschland in den Jahren 1773 und 74, und kehrte dann nach Preußen zurück, wo er zuerst als Secretar der königlichen Domänenkammer angestellt wurde. Hierauf betrat er seine größere musikalische Laufbahn, und wurde unter den drei Königen von Preußen, Friedrich II., Friedrich Wilhelm II. und III., die Stelle eines königlichen Capellmeisters. Friedrich der Große nämlich ließ ihn zu Ende des Jahres 1775 an Graun's Stelle als Capellmeister für die italienische Oper nach Berlin rufen. Er arbeitete für dieselbe in der Gattung Graun's und Haff's, errichtete in Berlin ein Concert, um in demselben die hier noch nicht bekannten Hauptwerke der Italiener, nämlich die Compositionen eines Leo; Majo, Tomelli, Sacchini, Piccini, Bertoni u. A. aufzuführen. In diesen Concerten ließ er nebst dem Texte der aufzuführenden Stücke historische und kritische Bemerkungen über dieselben und ihre Verfasser unter die Zuhörer vertheilen. Im Jahr 1782 machte er seine erste aber kurze Reise nach Italien. 1785 begab er sich nach London, wo er am Hofe und in öffentlichen Concerten seine Compositionen einiger Psalmen und italienischer Scenen, so wie der Passion des Metastasio auführte. Von da ging er nach Paris, wo er dieselben Compositionen ebenfalls mit vielem Beifall hören ließ. Die königliche musikalische Akademie daselbst legte ihm zwei Opern, L'amerlan von Mores, und Panthée von Berquin zur Composition vor. 1786 brachte der Componist seinen L'amerlan ganz, und die letztere Oper halb vollendet. Indem er sich aber zu einer Reise nach Fontainebleau vorbereitete, (wohnt

Da die Königin eingeladen, für welche er mehrere italienische Scenen componirt hatte, die diese in ihren Concerten zu Versailles aufführen ließ,) nöthigte ihn der Tod Friedrichs des Großen, schleunig nach Berlin zurückzukehren, um eine große Trauercantate, von dem Marchese von Lucchesini gelehrt, zu componiren, welche auch bei dem Begräbniße des Königs zu Potsdam aufgeführt wurde. Sie gehört zu Reichardts berühmtesten Compositionen, und ist zu Paris 1787 in Partitur erschienen. Mit Friedrich Wilhelm II. eröffnete sich für die Musik in Berlin eine glänzende Periode. Das alte königliche Orchester wurde mit dem herrlichen Orchester des Prinzen von Preußen vereinigt. Reichardt erhielt die Direction desselben, und zog die größten Virtuosen der deutschen Orchester nach Berlin zu dem Orchester seines Königs, welches dadurch bald zu einem der ersten in Deutschland wurde. Die italienische Oper war das Hauptvergnügen des Hofes. Reichardt componirte für dieselbe die Opern Andromeda, den ersten Act von Protesilao, ferner die großen Opern Brenno und Olimpiade, in einem neuen Style, in welchem er den theatralischen Effect und die Wahrheit in der Declamation eines Gluck, mit der Schönheit und dem Reichtum des italienischen Gesanges und mit der gründlichen Arbeit der Deutschen für sein Orchester zu vereinigen strebte. Die Ballets seiner Opera bildeten ebenfalls große Concerte für alle Virtuosen, an denen jenes Orchester so reich war. Auch für das Nationaltheater, welches ebenfalls am Hofe zu Potsdam und Charlottenburg spielte, schrieb er mehrere komische Opern und Melodramen. Im Jahr 1790 machte er seine zweite Reise nach Italien, um die heilige Woche in Rom zuzubringen, und in Italien und Neapel Sänger und Sängertinnen aufzusuchen. Die Strapazen dieser Reise hatten seine feste Constitution etwas geschwächt, so daß ihn bei seiner Rückkehr eine Krankheit befiel, welche ihn verhinderte, seine Oper Olimpiade, die für den Anfang des Carnevals bestimmt war, zu vollenden. Mißverständnisse und Uebelwollen erzeugten ihm bei dieser Gelegenheit so vielen Verdruß, daß er um seinen Abschied anhielt. Der König verweigerte ihm denselben; da er aber anführte, daß derselbe zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nöthig sey, so erlaubte ihm jener mit Beibehaltung seines Gehaltes, drei Jahre auf einem Landsitze bei Halle (Stiebitzstein) zuzubringen. Dessen ungeachtet ließ er ihn noch in demselben Jahre zurückkommen, um bei den Feierlichkeiten der Vermählung seiner beiden Prinzessinnen mit dem Herzog von York und dem Prinzen von Dranien die Oper Olimpie aufzuführen. Nach Beendigung dieser Feierlichkeiten zog sich Reichardt wieder auf seinen Landsitz zurück, und schlug die Composition einer andern italienischen Oper für das nächste Carneval aus. Im Jahr 1792 machte er seine dritte Reise nach Paris, und gab nach seiner Rückkunft die allgemein gelesenen vertrauten Briefe, geschrieben auf einer Reise nach Frankreich im Jahr 1792 (in 2 Bänden) heraus. Diese Schrift brachte ihn in den Verdacht, ein Freund der französischen Revolution zu seyn, weshalb er von dem König seine völlige Entlassung erhielt. Er zog sich 1794 nach Hamburg zurück, wo er sein Journal Frankreich herausgab, welches mehrere Jahre lang einen guten Fortgang hatte, und kaufte sich in Holstein ein Landgut. Allein noch zu Ende desselben Jahres wurde er als unschuldig zurückberufen, und durch die Stelle eines königlichen Salinendirectors in Halle entschädigt, in dessen Nähe er seinen freundlichen Landsitz wieder einnahm. Als im Jahr 1797 König Friedrich Wilhelm II. starb, blieb er nicht nur in dieser Stelle, sondern wurde auch durch seinen Nachfolger Friedrich Wilhelm III. von neuem für die italienische Oper und das Nationaltheater beschäftigt. Am Krös

nungstage desselben führte er seine Composition von Gatters *S e i f t*
Insell auf, — eine seiner besten Hervorbringungen. Im folgenden Jahr
 componirte er seine italienische Oper *Mosmonda*, für welche ihm der K
 nig ein Geschenk von 1500 Thalern, und eine Erhöhung seiner Einkünfte
 von 800 Thalern bewilligte. Im Jahr 1799 wurde seine Oper *Bren*
wiederholt. Im folgenden Jahre componirte er die *Oden Friedrichs*
des Großen zur Feier seines Geburtstags, so wie zum Jubiläum d
 Akademie der Wissenschaften, und führte seinen *Lamerlan deutsch ad*
 im Jahr 1801 *Rosebue's Oper, der bezauberte Wald*, für die Eröffnung
 des neu gebauten Nationaltheaters, und mehrere Stücke zu den *Kreis*
fahrern desselben Dichters; für dasselbe Theater die *Instrumental- u*
Gesangstücke zu Goethe's Egmont, und desselben kleine *Schweizerop*
Fery und Bätely. Auch machte er den ersten, nicht nach Verdien
 nachgeahmten Versuch, die artige Gattung der *Vaudevilles* auf das deu
 sche Theater zu verpflanzen. Da aber die Deutschen an satirische un
 epigrammatische Gesänge auf dem Theater nicht gewöhnt sind, so wäh
 te er zu seinem Versuche einen sentimentalen Stoff aus der französi
 schen Revolution, um zugleich seine beliebtesten Melodien göthische
 und anderer Lieder hier einzuflechten, und nannte das Ganze ein *Lie*
derspiel, dem er den Titel *Liebe und Treue* gab. Es wurde mit
 vielem Beifall aufgenommen, um so mehr, da hier Reichardt auch da
 Verdienst des Dichters hatte. Um auch eine andere Gattung von *Lie*
dern, welche die Deutschen besitzen und lieben, benutzen zu können, näm
 lich *Volkslieder und Trinklieder*, schrieb er ein anderes *Liederspiel*, wel
 chem er den Namen *Juch hei* gab; ein drittes, der Gattung nach dem
 ersten ähnlich, nannte er *Kunst und Liebe*. Beide gefielen weniger.
 Im Jahr 1803 machte er seine vierte Reise nach Frankreich, wo er über
 all wohl aufgenommen und zum correspondirenden Mitgliede des *In*
stituts ernannt wurde. Nach seiner Rückkehr gab er wieder *vert*
te Briefe, geschrieben auf einer Reise durch Frankreich
 in den Jahren 1803 und 1804, in 3 Bänden, heraus, welche allge
 meine Aufmerksamkeit erregten. Als im Jahr 1806 die Franzosen nach
 Halle vordrangen, verließ auch Reichardt, besorgt wegen seinen *Neuße*
rungen, die er sich in seinen Briefen über Frankreich gegen Napoleon
 erlaubt hatte, seinen Wohnplatz, und hielt sich ein ganzes Jahr in *Danz*
ig, während der Belagerung, *Königsberg und Memel auf*. Nach dem
 Frieden zu *Tilsit* rufte der neue König von Westphalen alle seine in den
 eroberten Provinzen ansässigen Untertanen bei Strafe der Confiscation
 ihrer Güter zurück; dadurch sah sich auch Reichardt, der 30 Jahre lang
 in dem Dienste der Könige von Preußen gestanden, in die Nothwendig
 keit versetzt, nach Halle zurückzukehren. Da er aber seine Stelle als
Salinendirector eingezogen fand, wendete er sich an die Regierung nach
Cassel, und erhielt das Versprechen, durch eine andere Stelle von gleich
 chem Werthe entschädigt zu werden. Er stellte sich darauf in *Cassel* vor,
 und in demselben Augenblicke, da er von zwei Staatsrätthen zum Unter
 präfecten von Halle, und zum Generalsecretär der Präfectur *Magdeburg*
 vorgeschlagen wurde, ernannte ihn der König von Westphalen zum *Di*
recteur des französischen und deutschen Theaters in Cassel, mit 9000
 Franken Gehalt. Diesen Posten bekleidete er während des Jahres 1808,
 und schrieb in demselben mehrere *Divertissements* bei Gelegenheit der
 dässigen *Hoffestlichkeiten*, so wie eine kleine französische Oper *L'heu*
reux naufrage. Gegen Ende dieses Jahres machte er eine Reise nach
Wien, um dort einige Sängere für die *opera buffa* zu suchen, welche man

er lud ihn die Generaldi-
 nte zu componiren. Da
 seiner Abwesenheit nicht
 gen in Betreff eines ebe-
 zu die Theaterdirection
 man im Hause des Fürz
 Abt hatte, auf das Thea-
 Oesterreich und Frankreich
 igen Land zu nach Sieb-
 reffanten und vielgeles-
 Juni 1814, nachdem er,
 eines Vaterlandes erlebt
 erührenden Nachrichten
 s musikalischen Charakter
 es musikalischen Geistes,
 das in seiner ganzen mus-
 nach Charaktermusik und
 Muster vorschwebte, ein
 . in der meisterhaften Her-
 ant geworden ist, und in
 ution die Meisterschaft er-
 Steltheit und Keere sähe-
 sten Compositionen hielt,
 am besten; dies zeugen
 deren andeutungsvoller
 scharft scheiterten, die er
 igkeit anfaßte und in ein-
 selben gewohnt man, wie
 gem Wiederholen recht
 ner mannichfaltig und un-
 es Liedern zeigt er sich öf-
 langen ihm Schillers Ges-
 positionen und Instrumen-
 achtziger Jahren herab
 Musik stand sein theoretis-
 einseitig war. Auch war
 in der Tonkunst, sondern
 entpöndlich von Musikern
 ihrer Kunst. Dies zeugen
 rakteristischen und Kritiken,
 d in den von ihm heraus-
 n öffentlichen Zeitschriften
 Berlin herausgegebenen
 6). Besonders spricht er
 te. Ueberhaupt war Kels
 Beobachter, gewandt und
 abmredig. Dies sog ihm
 alle ist durch Kunstbildung
 ; geboren 1752 zu Berlin,
 da, eine der besten Sänger-
 istin. Sie bildete seit ih-
 19) ihr Talent immer voll-
 herrlichen Laufbahn 1783,

Unter Reichardts Töchtern ist Luise Reichardt (Gattin des Dichters Ludwig Tieck) als Liedercomponistin ebenfalls ausgezeichnet.

Reichenbach (S. von), unstreitig der erste mechanische Künstler unserer Zeit. Er ward am 24sten August 1772 zu Mannheim geboren, 1793 als Offizier, 1811 als Saltinarath im Königreiche Bayern ernannt, auch mit dem bayerischen Civilverdienstorden beehrt. Ausgezeichnet mit einem Erfindungsgeiste, der in dem großen Umkreise der Naturforschung die Hülfsmittel zur Auffassung großer Erscheinungen schaffen zu schaffen und mit einem Umlblick, der das Mangelhafte schon vorhandener Kunstwerkzeuge für Beobachtungen und Versuche leicht zu verbessern vermag, bildete er seine seltenen Anlagen durch eine Reise nach England noch mehr aus. In den mechanisch-optischen Instituten, welche er in Verbindung mit dem geheimen Rath von U. S. Schneider und Frauenhofer zu München und Benedictbeuren seit 1803 errichtet worden alle zu den größten astronomischen und geodätischen Operationen nöthigen Instrumente in einer Vollkommenheit ausgeführt, gegen die, nach dem Urtheile der ersten Kenner, alles andere in dieser Art zu her Geleistete weit zurückbleibt. Die großen 3füßigen Meridiankreise, die 12füßigen Repetitionskreise, die Theodoliten u. s. w., die aus diesen bewundernswürdigen Altstellers hervorgehen, sind in Einfachheit und Zweckmäßigkeit der innern Einrichtung, in Schärfe und Feinheit der Theilung, überhaupt in der ganzen Anordnung unübertreffbar. Die großen astronomischen Fernrohre und Refractoren aus dem frauenhoferischen optischen Institut zu Benedictbeuren bringen durch die Vortreflichkeit des Flintglases und der ganzen Zusammensetzung bewundernswürdige Wirkungen hervor. Schon war ein Refractor von 7½ Zoll Oeffnung und 9 Fuß Brennweite gelungen, welcher, parallaxisch aufgestellt, durch ein Uhrwerk der Bewegung der Sterne folgt. Noch größere, die man mit Recht Riesenrefractoren nennen könnte, waren in Arbeit, und man hoffte, es bald bis auf 10 und vielleicht auch auf 12 Zoll Oeffnung zu bringen. Die großen Aequatoriale Reichenbachs und die Heliummeter Frauenhofers befriedigen durch ihre scharfe Construction und Vortreflichkeit die höchsten Erwartungen der Astronomen. Ein ganz eigenthümliches Instrument hat Reichenbach im Jahre 1812 für den Freiherrn von Zach verfertigt, welches eine tragbare Sternwarte genannt werden könnte, da es die beiden Hauptinstrumente einer Sternwarte, ein vollkommenes Mittagsfernrohr nebst einem Repetitionskreise, noch drittens mit einem repetirenden Theodoliten zur Messung der Azimuthe in sich vereinigt. — Noch hat sich Reichenbach durch vortrefliche mechanische Einrichtungen in den bayerischen Gallen, so wie durch seine Erfindung von eisernen Brücken nach einer neuen Construction (über die er ein besonderes Werk geschrieben) ausgezeichnet. — Zum Schluß mögen die Preise einziger reichenbachschen und frauenhoferischen Instrumente angezeigt werden, die verhältnißmäßig sehr billig, und niedriger als die Preise der englischen Künstler sind. Ein 12füßiger Repetitionskreis, vollständig montirt, 1000 Fl. rheinisch. Ein astronomischer Repetitionstheodolit 400 Fl. Tubus von 58 Zoll Länge, 48 Zoll Brennweite, 41 Linien Oeffnung, mit Stativ, seiner Vertical-Bewegung, 2 irdisch, 4 astron. Ocularen, Sonnenglas, Kasten, 400 Fl. Tubus von 42 Zoll Länge, 34 Zoll Brennweite, 32 Linien Oeffnung, mit Stativ, 1 irdischen, 2 astronomischen Ocularen, Sonnenglas, Kasten, 200 Fl. Fernrohr von 42 Zoll Länge, 34 Zoll Brennweite, 28 Linien Oeffnung, mit 2 Röhren, 1 irdischen Ocular, 74 Fl.

Netto von 25 Zoll Länge, 18 Zoll Brennweite, 17 Linien Oeffnung, mit 1 Okular, 1 irisches Ocular, 29 Fl. — Theater: Perspectiv vom 1/2 Zoll, mit doppeltem Objectiv, 6 Fl. 30 Kr. Zusammengefasst: Mikroskop mit 4 achromatischen Objectiven, 2 Ocularen, 1 Apertur und Kästchen, 77 Fl. Detto mit 3 Objectiven, 1 Ocular, 1 Apertur und Kästchen, 58 Fl. Für München hat Reichenbach neuerdings mehrere kostbare mathematische Instrumente geliefert, welche aber, da die Aufstellung einen neuen Bau erfordert, in zwei Sälen der königlichen Akademie der Wissenschaften ihren vorläufigen Platz haben. Der Kurfürst von Bayern hat seine Vaste, von Kirchmayr schön gearbeitet, in dem Pantheon großer Deutschen aufgestellt. L.

Reichenbacher Convention. Diese zu Reichenbach in Schlesien am 27sten Juli 1790 zwischen Oesterreich und Preußen abgeschlossene Convention ist als die Grundlage oder Veranlassung des 1791 zu Tilsit zwischen Oesterreich und der Pforte geschlossenen Friedens zu betrachten, da durch die genannte Convention Preußen das deutsche Kaiserthum nöthigte, den seit 1788 mit den Türken glücklich geführten Krieg mit einem Frieden zu enden, der der Pforte alles Werthe wiedergab.

Reichenhall, eine kleine Stadt von beinahe 2500 Einwohnern, liegt im eigentlichen Herzogthum Bayern in einer sehr angenehmen Gegend am linken Ufer der **Salach**, welche sich nordwestlich von **Salzburg** in die **Salze** ergießt. Ihren Namen hat sie dem reichen **Salzwerke** zu danken, welches sich hier befindet. Das Wasser dieses **Salzwerks** wird theils in **Reichenhall** selbst gesotten, theils durch ein großes Rad von 36 Schuhen im Durchmesser auf ein Gebäude gebracht, und läuft dann in bleiernen Röhren drei Meilen weit nordwestlich bis **Traunstein**, einem kleinen Städtchen an der **Traun**, unfern des **Thiemsees**; hier wird es gesotten, und dadurch nicht nur die weitere Fortbringung sehr erleichtert, sondern auch wegen des Ueberflusses an Holz, welchen **Traunstein** hat, die Kosten bedeutend vermindert. Man mußte, damit das Wasser über die hohen Berge fließen konnte, dasselbe immer höher heben, und hat daher auf diesem Wege mehrere **Presswerke** angelegt. In der Nähe dieses **Salzbrunnens** fand man eine sehr stark fließende süße Quelle; diese mußte abgeleitet werden, um dem **Salzwerke** nicht zu schaden, doch so, daß man es noch zum Betriebe der **Räder** und **Presswerke** benutzen könne. Da man zugleich des überflüssigen **Salzwassers**, welches man hier nicht verbrauchen kann, sich entledigen wollte, so wurde ein unterirdischer Canal erbaut, welcher sowohl jene süße Quelle, als auch das überflüssige **Salzwasser** ableitet. Dieses **Weil** wurde vor einigen hundert Jahren aus Kieselquadraten aufgeführt, hier und da mit sehr hartem **Bergharze** überzogen, ist fünf Schub breit, gewölbt und geht in einer Tiefe von 12 Klastern unter der Stadt, und dann noch unter Gärten und Feldern fort, bis es endlich den 4 Schub tiefen **Bach** wieder ans Tageslicht bringt. Dieser **Bach** läuft so schnell, daß man in einem kleinen Kahn mit angezündeten Lichtern binnen einer Viertelstunde durch den Canal schiffen kann. Man steigt zu diesem unterirdischen Canal durch einen Thurm auf einer Treppe tief, aber bequem hinunter, bis man zur Quelle der Soole kommt, deren überflüssiges Wasser noch 50 Schritte fließt, ehe es sich mit der süßen Quelle vereinigt. Dieser Canal hat fünf Luftlöcher, welche in der Gestalt von Thürmen aus der Erde an die freie Luft herangeführt sind, und durch welche man sich mit denen, welche den Canal besetzen, unterhalten

Haupt als akademischer Lehrer, erwarb sich Meil durch seine unermüdete Thätigkeit, durch seinen großen, Alles umfassenden Geist und seine ungetrübten Kenntnisse unerbittliche Verdienste. Als Staatsbürger u. Mensch dachte er gleich hochherzig und edel. Nach der Schlacht v. Waterloo, als Alles vor der französischen Zwangsherrschaft erlittene schmerzliche Folgen während, seinen ä. lichen Eide nach Adelsberg, um für seinen Adels zu streiten. Das Unglück der Unterwerfung, deren Mißgange er so viel beigetragen hatte, und die Unterwerfung d. deutschen Vaterlandes machten ihn ernst und still, aber nicht müde die für die Sache zu wirken, die Unterdrücker seines Stolz und seine Verachtung fähig zu lassen, und gleiche Schänkungen in Baden zu erregen. Um der Stadt Halle, welche durch den Krieg, durch die Verwüstung u. nachmalige schreckliche Wiederherstellung ihrer Unterwerfung, und dem französischen Eroberer zu verarmen anfing, eine neue Erwerbssache zu thun, stiftete Meil seine Baderanstalt, auf die er einen bedeutenden Theil seines beträchtlichen Vermögens verwandte. Bei der Peterfestzeit, welche die Friedrichsuniversität bei Wiedererrichtung ihrer Wohlthaten 1808 angefaßt hatte, war ihm die philosophische Doctorwürde erteilt worden. Die Societas der Wissenschaften zu Kopenhagen, die Academie de Medicines zu Paris, die Kaiserliche Akademie der Naturwissenschaften, die medicinisch-chirurgische Gesellschaft zu Prag, die der Medicin zu Antwerpen und Montpelier, die Societas der Wissenschaften und Adels zu Mainz u. a. hatten ihn durch die Aufnahme unter ihre Mitglieder geehrt. 1810 ging er nach Berlin als Professor der Wyothe. Im Jahr 1813 übertrug ihm der Adels die oberste Leitung der Kaiserliche. Aber Berlin verließ, beinahe er den als Arzt so geschätzt von Professor Weyden, irrt, der vom K. Hofe ernannt war, wurde er demselben zugeordnet, und starb den ersten November in Halle, als Director der dort und in Leipzig bestehenden Kaiserliche. Meil hinterließ eine Wittin, zwei Söhne und drei Töchter. In der Erziehung war Meil groß und wohlgebildet, von edler, stolzer Haltung, und überaus liebenswürdig, bedeutungsvoller Geschäftsbildung. Als theoretischer, praktischer Arzt, hat er sich durch seine Untersuchungen über die Function des Gehirns, und seine ganz neuen physiologischen Ansichten eines bedeutenden Ruhm erworben, so wie sein berühmtes Werk über die

1) mehrere andere Schriften, seinen großen Reichthum philosophischen Charakters und seine Tiefe werden verstanden. Das hohe Ideal eines rationellen Organismus vorgeschwebte, in seiner kleinen merkwürdigen wurden dargestellt. Aber nicht bloß als Theoretiker als praktischer Arzt hatte Meil einen anderen als seltenen Merkwürdigkeit, so wie er die Individuen ihnen zu erkennen, und auch die psychischen Verhältnisse Entscheidungen zu erkennen. Überaus dankbar und liebenswürdig am Krankenbette, hielt er doch nicht auf die Befolgung seiner Vorschriften. Besonders als praktischer psychischer und als Augenarzt, mit Maßnahme, oder an Erblindung Leidende verbandung. Außerordentlich lehrreich und anziehend ist die in Christen Meil, eine Doulistik von Priestern).

Ichs Endigung zweier oder mehrerer Wörter. Es ist zu sehen zu und zu, zu und zu, und hier beruht der Meil auf dem

ihren Vocal oder Diphthong; folgen dem Vocal auch Consonanten, so weſen dieſe nicht nur durchaus gleich, ſondern es muß auch der Vocal von etwelcher Weiſeſtandheit ſeyn. Es können daher ſtamm und ſtamm auf einander, nicht aber ſtamm und Mußw, denn dieſt iſt das u kurz und dieſe lang. Dagegen können Bad und Bat und alle dergleichen Worte nicht unbedenklich auf einander gerichtet werden, weil auch die ſorgſamſte Lateiſche dem Obre keine Verſchiedenheit des d und t, wenn ſie am Schluße eines Wortes ſtehen, bemerkbar macht. Ein ſolcher einſilbiger Metrum wird ein männlicher Metrum genannt; er ſtreckt er ſich durch zwei Silben, (o heißt er weiblich; er ſtreckt er ſich durch drei Silben, (o heißt er einſilbiger (voco adremale). So ſind ſilblich und ſilblich, ſchreiten und breiten, weiblich; verſolgen und verſolgen, erwidern und berechnen, gleitende Metre. Bei dieſem verſilbigen Metrum iſt die größte Sorgfalt auf die völlige Uebereinkunft ſummung der Conſonanten zu wenden, und Metre, wie Weide und Helle, Keilchen und eigen, ſind durchaus zu vermeiden. Dagegen haben unſere beſten Dichter kein Bedenken getragen, er mit en und en, i mit o, o mit d, p. Eigenen und idigen, Weite und Weite, Hände und Ende, zuſammenzuſetzen, wiewohl eine richtige Lateiſche, wenigſtens zuweilen den beiden erſten Metren, einen deutlichen Unterſchied hören läßt. Die letzte Regel, welche wir über den Metrum anzuführen haben, iſt die, daß nie ein und daſelbe Wort auf einander gerichtet werden darf, es müßte denn ein beſonderes Nachdruck damit bedingt werden; wohl aber kann man zwei völlig gleichſtellige Wörter zum Metrum wählen, wenn ſie nur von verſchiedener Weiſeſtandheit ſind, z. B. die Wichte, und er blichte, rechen (das Verbum) und den Reiten (das Subſt.). Metre, die ſich auf mehr als drei Silben erſtrecken, ſind ſelbſt nicht gebührend, wohl aber bei den Römern und Griechen in ihren kurzen Eben (Versen), wo der durch das große Gewicht bedrückte Metrum zuweilen vier und mehr Silben einnimmt. Einige Sprachen, wie die englische, haben vermöge ihres Rau's mehr Metrum zum männlichen, andere, wie die italiänische und ſpaniſche, mehr ſilbigen zum weiblichen Metrum; die deutſche und franzöſiſche Sprache beſitzen einen ungleichartigen Vorrath an männlichen und weiblichen Met-

Dalle in einer regelmäßigen Abwechſelung von Sprachen und Metre genug, die dieſe Metre haben. Zum Schluß ſügen wir eine Anmerkung, Bedeutung und das Weſen des Dieſen konnten den Metrum in der Unſer finden wir namentlich bei Dold eingeleitet zu verſuchen, daß dieſe Metre abſichtlich bei dem Verſe, ſondern der Eins hervorgehoben in dem Rau der Phraſe ſiebt den Metrum; Das gemacht werden, daß der Dichter durch sie verfolgt; nachdem er nicht weiter. Mittelalter dagegen ſind häufiger gerichtet, Jahrhundert. Aber die große Vermählung begann im achtzehnten Jahrhundert, und wiederkehren Metre von ihnen entlehnt, oder wurde der Metrum durch die Griechen vom dem Morgenlande hatten. Die deutſchen von Poeten hingegen haben den Metrum nicht, in ihnen die Consonanten vorherrſchend.

Dieses wird begründet die Meinung, daß der Metrum sich von dem Trabe herleitet. Von ihnen empfangen ihn die Provençalen, und von diese deren Forde sich die herrschende war, die übrigen Nationen. Endlich den aber ist der Metrum ursprünglich aus dem dunkeln Metalle, das alle haben noch Commetrie, Uebereinstimmung, also auch im Range freier Rede ist auch die Distichentform oder die Vertheilung eines und des den Metrum gewiß seiner äussern Form. Erst die Araber brachten vornehmlich allerlei künstliche Vertheilungarten des Metrum in dem Sonett, dem Sonnet a l. m., und die Spanier und Italiener brachten diese für gar Vollkommenheit, indem ihr richtiges Gefühl ihnen anzeigte, wie weit das Ohr im Stande sey den Metrum festzuhalten, und alles was es anwilt, wobei nicht andre Art zu laßen ist, daß nicht das für diese Sprache gelten kann, was in ihrer an verschiedenen Vocalen verschiedene Sprache anzuwenden und zulässig war.

Metzger (Herrmann Samuel), geboren zu Hamburg am 2ten Decemb. von Nicolaus Metzger, einem protestant. glückl. Lehrer am Johanne; seine Mutter war eine geborne Witten. Nach seinem Vater wurde er vorzüglich Christian Wolf und Fabelius welche als Lehrer seiner Jugend den größten Einfluß auf ihn übten. Vom Jahre 1714 an studirte er in Jena unter Paddens und Lang; als dann promovirte er in Wittenberg als Magister legum, und wurde bald darauf Director der philosophischen Facultät. Nachdem er im Jahr 1720 eine Reise durch England und einen großen Theil Englands gemacht hatte, kehrte er nach Wittenberg zurück, um philosophische und philologische Vorlesungen beider zu halten, und sich wo möglich bald zu als bezulassen. Im Jahre 1723 wurde er aber als Rector nach Wittenberg berufen, wo er innerhalb drei Jahren diese Stelle in große Auszeichnung brachte. 1727 wurde ihm die Professur der hebräischen Sprache an dem Gymnasio zu Hamburg angetragen, welche er auch annahm und in der Folge noch mit der Professur der Arithmetik verbunden zum großen Vortheil dieser Wochel bis an sein Ende bekleidete. Er war ein sehr geschickter u. grammatisch gebildeter Philolog, und er vorzüglich in der von ihm ihm selbständig ausgearbeiteten und von dem berühmten des Pio Cassius beurkundete vornehmlich gelungenen Arbeit für einen; dies hatte denn auch zur Folge, daß der berühmte Schneider seine Lehrstunde antrat; er zu seiner Vaterstadt zurückging. Er war sehr, sondern brach einen großen Unterricht, namentlich in der Philologie und die jeder mit vieler Gelehrsamkeit. Er hat sehr beigetragen, was: das bloße Doctum in vornehmlich den Gelehrtenunterricht (sonst) und zu betreiben. Seine philosophischen Vorlesungen erwarbte er dazu an, um in den Zeiten der welche durch einige französische Gelehrte gemacht, seinen Wittenbergern Unterricht und ihre einzulassen, in ihren Augen die Vorlesung zu rechtfertigen, und den Wunden an die höhere Zukunft zu befehlen. Seine wichtigsten Werke: Die vornehmlich dem Wahretheit der natürlichen Religion in zehn Abhandlungen, auf eine begründete Art erklärt und geteilt, Hamburg 1714, beurkundete ist ein vollständiges Buch auf eine ungeheure Weise; dieses Werk enthält

dem Zeitbedürfnis, daß es sechs Auflagen nach einander erhielt. Das
 mal wurde vorzüglich der physikotheologische Beweis als einer der güt-
 lichsten in der wichtigsten Angelegenheit des Menschen bearbeitet und
 hochgeschätzt; Linné, Bonnet, Haller, und vorzüglich Reimarus, hats-
 ten große Verdienste um diese Lehre; die Arbeit des Reimarus, als
 die gründlichste und streng geordnete, wurde allen andern ähnlichen Ver-
 suchen mit Recht vorgezogen. Damals war es noch Niemanden eingefal-
 len, die natürlichen Erscheinungen, ohne die Idee der Zweckmäßigkeit,
 und eines weisen, alles ordnenden Schöpfers weiter nöthig zu haben, auf
 einem durch das Ganze verbreiteten, und sich von innen heraus entwick-
 elnden organischen Leben erklären zu wollen. Noch weit weniger
 hielt man es für möglich, die Natur selbst construiren und von vorn her
 aus willkürlich angenommenen Principien bestimmen zu können, was sie
 seyn und seyn müsse. Den Versuch endlich, alles zu identificiren,
 die Natur und Gott für einerlei zu halten, hielt man damals für einen gros-
 sen, längst widerlegten Irrthum. Reimarus dachte damals nicht daran,
 daß man nach ihm beim Nachdenken über die Natur die Bahn der Teleolo-
 gie verlassen, und zum Spinozismus und dem System der absoluten Identi-
 tät fortschreiten würde; und doch ist er, obgleich unschuldig, der, welcher
 die Bahn zu diesen Richtungen brach. Später gab er heraus: Die Vernunft-
 lehre, als eine Anweisung zum richtigen Gebrauch
 der Vernunft in der Erkenntniß der Wahrheit, aus zwei
 ganz untrüglichen Regeln, der Einstimmung und des Wi-
 derspruchs hergeleitet, Hamburg 1756. Eine Anwendung von
 den in diesem Werke aufgestellten Regeln machte er gegen das Postulat
 des Christenthums; obgleich er seine Forschungen als Fragmente nur
 seinen vertrautesten Freunden im Manuscripte mittheilte, und nie die Absicht
 hatte, dieselben öffentlich bekannt zu machen, so konnte er es doch nicht
 verhindern, daß Lessing davon eine Abschrift erhielt. Lessing gab diese
 Fragmente heraus, unter dem Vorgeben, er habe sie in der wolfsenbüttel-
 schen Bibliothek, welche seiner Aufsicht anvertraut war, gefunden, und
 nannte diese antichristliche Schrift (welche Döderlein in seinen An-
 tistragmen 1788 am kräftigsten widerlegte): Wolfsenbüttelsche
 Fragmente eines Ungenannten. Geseht, es wäre noch nicht
 völlig ausgemacht (so wie es doch ist), daß er der Verfasser davon sey, so
 war die Einsicht in seine Vernunftlehre (welcher Sellers Vernunftlehre
 in drei Bänden in jeder Hinsicht vorzuziehen ist) jedem überzeugend, daß
 von einem bloßen Rationalisten, wie Reimarus war, ein solches Werk
 müsse abgefaßt worden seyn. Er starb den ersten März 1768. Busch
 und Klop haben eine kurze Biographie desselben in lateinischer Sprache
 bekannt gemacht.

W. L.

Reimarus (Johann Albert Heinrich), geboren 1729 den 11ten
 November. Sein Vater war der so eben genannte Herrmann Samuel
 Reimarus; seine Mutter die jüngere Tochter des D. Albert Fabricius.
 Den ersten Unterricht erhielt er in den untern Classen der Johannis-
 schule. Im Jahr 1745 kam er auf das Gymnasium, und genoß außer dem öf-
 fentlichen Unterricht fortwährend den Privatunterricht seines Vaters.
 Noch kurz vor seiner Abreise auf die Universität Göttingen 1751 änderte
 er seinen Entschluß, gab das Studium der Jurisprudenz auf, und wählte
 die medicinischen Wissenschaften. In Leyden und Edinburg bearbeitete
 er in den Jahren 1753 und 1754 vorzüglich die praktische Arzneylehre, und
 gab an letzterm Orte Veranlassung zu der nachher gestifteten edinburgis-
 schen medicinischen Gesellschaft. Im Jahre 1755 besuchte er unter D.

unter Leitung die Spitäler zu London. Auf der Rückreise von England nach Holland verlor er alle seine Schriften, Abhandlungen u. Bücher. Er promovirte in Leyden, und schrieb: *De tumore ligamentorum circa articulos, fungo articulorum dicto* 1757. Er war kein großer talentvoller gelehrter Arzt, jedoch ein praktisch glücklicher. Er verbreitete zu vielem Glück die Inoculation der natürlichen Blattern in Hamburg und in den umliegenden Gegenden. Für die Chirurgie machte er eine glückliche Entdeckung. Zufällig wurde durch unversehens eingespritzten Saft von Belladonna die Erweiterung der Pupille herbeigeführt, dies brachte ihn auf den Gedanken, daß es nützlich seyn würde, vor der Operation des grauen Staars dieses Mittel anzuwenden, weil dadurch der ganze Umfang der Linse entdeckt wird, und die Werkzeuge darauf viel sicherer angebracht werden können; viele Augenärzte haben bis auf die neuere Zeit diesen Rath mit Glück befolgt. Er war ein Feind jeder Zwangsordnung, wo irgend nur die Freiheit, sowohl die innere als auch äußere, beschränkt würde, da nahm er sich ihrer an. Daher schrieb er gegen Getraidesperren gegen öffentliche Kornmagazine, gegen Fleischwaren, gegen Zunft- und Handwerkszwang, gegen den Zwang des Verlagsrechts (er billigte unter gewissen Bedingungen den Nachdruck), gegen medicinische Zwangsordnung, gegen Handelsverbote, gegen das Positive in den Vorschriften nach welchen der Jugendunterricht von Staats wegen geleitet werden sollte. Obwohl ein wohlbegründeter Gottesverehrer, ließ er sich auch keinen dogmatischen Zwang in der Religion gefallen; die Vernunft mit ihrer Einstimmung und ihrem Widerspruch war ihm Entscheidend in der Religion. Die Einstimmung der Weltordnung war seine Religionslehre. — Er wurde 1796 Professor der Naturgeschichte und Naturlehre, suchte früher schon die Blizableiter mehr zu verbreiten, und erörterte Meißners über den Blitz, dessen Bahn und Wirkung auf die verschiedenen Körper. Er hinterließ einen Entwurf über die zweckmäßige Einrichtung in allen Reichen der Natur, Teleologie genannt; seiner Selbstbiographie ist er als Anhang beigelegt. In dem unglücklichen Jahre 1813 mußte er Hamburg verlassen, starb den 6ten Juni 1814 zu Ranzau, in dem Hause des Kammerherrn von Hennings, seines Schwagers, und wurde nach der Befreiung Hamburgs den Seintigen daselbst beigesetzt. W. L.

Reinecke (der Fuchs). Dieses berühmte episch-satirische Heldengedicht erschien gegen Ende des 15ten Jahrhunderts in plattdeutscher Sprache, und zwar in friesischem Dialecte unter dem Titel: *Rynke de Bos* und enthält, wie bekannt, in vier Büchern und zwölf Gesängen, eine witzige satirische Beschreibung von Hofräuben und menschlichem Treiben. All das darin vorkommenden Charaktere sind unter der Maske von Thieren eingekleidet, und der treffende Witz und die nativ Drolligkeit der geschilderten Scenen machen dies Werk zu einer kostbaren Urkunde altdentscher Laune. Ueber den wahren Namen des Verfassers dieses Heldengedichtes ver in der Vorrede sich *Hinrich von Alkmar* nennt (vgl. dies. Art.) und vorgiebt, er habe aus dem Französischen übersezt, ist vielfach gestritten worden, ohne zuverlässig gewisses darüber herauszubringen. Nach *Nollenhagens*, des Verfassers des *Froschmäuslers*, Angabe soll ein gewisser *Nicolaus Baumann* Verfasser des *Reinecke Fuchs* gewesen seyn. Dieser Baumann, früher in Diensten des Herzogs von Jülich, trat später in die des Herzogs *Magnus von Mecklenburg*, wo er 1526 zu Rostock als Dr. Juris und Secretär starb. Das Unrecht das er am jülichischen Hofe erlitten hatte, soll ihn zur Verfertigung dieses satirischen Gedichtes bewogen haben, das zuerst von ihm 1522 zu Rostock

herausgegeben wurde; der Name Heinrich von Altmair aber von ihm fingirt worden seyn, um allen Verantwortungen zu entgehen. So sehr Koldenbagen dies auch versichert — in der Vorrede zu seinem Froeschmäusler — und so sehr Gottsched in seiner Ausgabe des Reinecke Fuchs (1752) diese Meinung unterstützt: so sind dagegen doch wieder durch andre Ausgaben Zweifel entstanden, namentlich durch die von C f a r t, in der Einleitung zu Leibnizens Colloq. Etymolog.; und B ä s c h i n g in seinen wöchentlichen Nachrichten 1774 u. m. A., so daß es ungewiß geblieben ist, ob Benmann wirklicher Verfasser oder bloß Herausgeber war. Wie treffend übrigens der Verfasser des Reinecke Fuchs in seinem Gedichte die ge-

gerichtet ist, sucht der vorder erwähnte . II. p. 797 darzutun, woselbst er auch den namhaft macht, die unter den verseyen sollen, und sagt, daß Hegrimm der b, der Fuchs Reinecke aber den Herzog . . . Von den mancherlei Ausgaben des von Gottsched die beste, bis Göthe Gedichts in hochdeutscher Sprache und iter eine andere hochdeutsche Ausgabe Originals, d. h. in kurzen gereimten . Eine lateinische Uebersetzung dieses ben ist von Schoppen besorgt; ein n Re v n d e t. d e W o s s kam schon 1833 vom Bibliothekar S u h l in Lübeck neu enigen für das eigentliche Original gesgabe des Reinecke Fuchs in plattdeuts t i n mit einem Glossarium von B r e v bekannt, doch nicht ohne Werth, ist eine S p a r r e gelieferte Fortsetzung des n l d e H a n .

), wurde um das Jahr 1745 zu Helmcat war. Reinecke hatte einen altern e Jugend an in Unvorträglichkeit lebte, reien ansetzte, und da unser Reinecke t den Ärzern zog, dem untern Knas erbitterte, daß er, der gegen das Uebels Jater keinen Schutz fand, den verzweir Aeltern Haus zu verlassen. Wiersen Schritt ausführte, ohne Plan, wie beste Aussicht. Seinen Weg richtete Hunger gequält, sprach auf diesem Weod an; den gutherzigen Mann rührteschen, er nahm ihn in seine Wohnung, schäften gerufen, Reinecken allein im s Wirthes Taschenuhr an der Wand, n Besitz eines so köstlichen Geräths erkeit hat einen harten Kampf, sie siegt i Alleinseyn nicht noch einmal in Berlech, schnell, ohne Abschied zu nehmen, e er auf seinem Wege trifft, helfen ihm lg und müde ankommt. Das Brod anetit; er tritt ein, und bittet den Wels i bezahlen verspricht, sobald er kann.

Dem christlichen Landwirthmann gelobt der Kaiser obdach, wackelndig-
Pechen. er erweist ihm in wie hoch, die eine Nacht der sich für ihn
dienen wurde. Mehrere Tage ist Meland's Wohnung da, als der Einfall der
Fäders, seinen Beschäftigung einmal mit ihm Theater zu erweisen, dessen
Pechige Pechade bestimmt. Auch wie hatte Meland's die Kunde, über
Wels der Theater gegeben; der Eindruck den sie auf ihn machte, war groß
... des ... und ... während ... an
erweit ... stand ... seine ...
er ... nach dem ... in dem ... beglei-
retiret um ... hier ...; der ...
ist ...; er ... in ... und ...
de ... Meland's jeder ... gibt
s ... ist, ... zu ...
s ... zu ... trotz der ...

des Herrn, in dieser Lage; endlich erwiderte sich Meland's, das ihm
er ... in etwas ... bestimmt. Er ...
von ... Kruppen bald hier bald da, und ...
Eradium und ... sein ...
Zeit ... Meland's ...; er ...
von ... nach ... und ...
Feld ... der ...
Bertrag ... wird er der Welt als ...
Freundschaft des ... Meland's, den er in der
... Meland's ... wird von dem ...
den Erfolg ... Meland's ...
... Meland's ... Meland's ...
... und ... in ...
und zum ... und ...
den ... wird Meland's ...
... und der ...
... Meland's ...
... Meland's ...

Reinhard (Franz Weismar), wurde geboren den 13ten März 1779
zu Weismar, einem Markstädtchen im Herzogthum Saxe-Weim.
sein Vater, Johann Stephan Weismar Meland's, Prediger
war. Die erste Erziehung und den ersten Unterricht, beides im weit
seitig blühenden Wesen erhielt er von seinem Vater, welcher durch
auswärtliche Reisen der Philo- in seinem Leben einen tiefen
Plan, doch der geschicklichen ... eine genaue
kennt mit der Philologie und durch frühzeitiges ...
Theater die bewundernswürdigste ... und ...
sein und ... begründete. — Auf der Schule zu Weismar war er
namentlich der Corrector Kipfer, welcher durch seine ...
begreiflichen Individualismus und ...
beide ... auf ihn ... — Im Jahr 1793 bezog er die
Universität Wittenberg. 1797 habilitirte er sich da als
Magister legend und wurde 1799 Director der philologischen
Fakultät. Nachdem er von 1799 an als außerordentlicher
Professor der Philologie vorzüglich durch
philologische und philologische Vorlesungen seinen
Meland's ... Meland's ...
... Meland's ...
... Meland's ...

igen Kenntniß der Theologie, veranlaßten die sächsische Regierung, ihn 1792 als Oberhofprediger, Kirchenrath und Oberconfistorialassessor nach Dresden zu berufen, in welchen Aemtern er bis an seinen Tod, welcher den 6ten September 1812 erfolgte, mit der größten Anstrengung des Geistes und Körpers, mit seltener Uneigennützigkeit, verbunden mit einer echt deutschen Vaterlandsliebe, seine Berufspflichten so streng und vollkommen als möglich zu erfüllen strebte. — Selten hat ein Mann das ihm verliehene Pfund so wuchern lassen, als Reinhard; um dieses Urtheil zu beweisen, ist es nöthig, die Aufgabe seines Strebens zu kennen, und ihm in den verschiedenen Richtungen seiner Amtsthätigkeit zu folgen. — Die harmonische Entwicklung und Ausbildung der drei geistigen Vermögen, des Vorstellungs-, Gefühls- und Bestrebungsvermögens, zu einer gleichmäßigen vereinigten Thätigkeit war die Hauptaufgabe seines rastlosen Strebens, seines Gesammtlebens. Das Vorstellungsvermögen in seinen verschiedenen Formen der Anschauung des Verstandes und der Urtheilskraft war bei ihm vorherrschend; sein Gedächtniß war schwach, mehr Sach- als Wortgedächtniß, denn es mangelte ihm die Leichtigkeit des Memorirens. Das Gefühlsvermögen war ihm ein bloß vermittelndes zwischen den beiden andern; daher war sein Gefühlsvermögen nebst den übrigen Kräften der Seele stets unter der vernünftigen Herrschaft des vorherrschenden Vorstellungsvermögens. — So wie jeder denkende Kopf in den Jahren seiner Mündigkeit durch philosophisches Forschen nach Selbstständigkeit ringt, so auch Reinhard. Er trat auf als scharfsinniger Denker, als skeptischer Forscher, und schied als gläubig frommer Theolog und Christ. Dies ist der belehrendste Act des Lebens dieses so einflussreichen Mannes. — Es ist höchst belehrend, seine Bekenntnisse über sein früheres philosophisches Streben und dessen Resultate von ihm selbst zu vernehmen. Ob er gleich die Philosophie nicht bloß als Magd der Theologie, sondern selbstständiger betrachtete, so gestand er doch: „das Studium aller Systeme der Philosophie den Vernunft läßt ein entschledenes Mißtrauen gegen die Speculation derselben übrig, weil man an allen noch Schwächen findet. — Ich habe nie in der Philosophie etwas für wahr gehalten, was der Sittlichkeit nachtheilig war. Sätze dieser Art, wie scheinbar sie auch vorgetragen seyn mochten, empörten mich; durch die Erziehung, welche ich erhalten, und durch den Fleiß, welchen ich auf meine Besserung gewendet hatte, war das moralische Gefühl in mir zu wirksam geworden, als daß es unmoralische Behauptungen nicht sogleich mit Unwillen verworfen hätte (man verkenne hier nicht den Schutz, den ihm die frühe rein evangelische Erziehung gegeben). Bei der Philosophie fand ich nichts Festes, nichts Bleibendes, weder im Wissen, Glauben, noch Hoffen; wenn man nun nichts Sicheres hat, worauf man suchen kann, so kommt der Wunsch, Gott möchte selbst geredet haben, vorzüglich um der Schwachen willen, und so wird man alles das durchforschen, was sich als Offenbarung ankündigt.“ Der Ausgang und die Frucht von Reinhard's Forschung war nach seinem eignen Geständniß ein fester beruhigender Glaube an das reine Evangelium Jesu, wie es nach den Regeln einer richtig grammatischen Auslegung in der Schrift enthalten ist. „Es wurde mir unwidersprechlich geistlich (sagt er in der Vorrede zur Moral S. XXXV), daß das Christenthum die nothwendigsten und gemeinnützigsten Wahrheiten auch gerade in der Form enthalte, in welcher sie am faßlichsten, am anwendbarsten und am nützlichsten sind; ich wurde gewahr, daß ohne die Auctorität Gottes bet

dem großen, einer höhern Ausbildung bedürftigen Haufen nicht durchzukommen ist, und daß es Augenblicke geben kann, wo sie auch dem scharfsinnigsten Denker willkommen und nützlich seyn muß; es wurden mir selbst an den Geheimnissen des Christenthums, die meiner Vernunft allerdings eine Zeit lang anstößig gewesen waren, Seiten sichtbar, wo sie sich an die Bedürfnisse der menschlichen Natur, wie sie wirklich ist, angeschlossen, und dadurch eine große praktische Wichtigkeit für Besserung und Beruhigung erhielten.“ — In dieser Periode seines mehr philosophisch-theologischen Forschens entstanden auch die Hauptwerke Reinhardts. Erstens: Psychologischer Versuch über das Wunderbare und die Verwunderung, wovon nur der erste Theil erschienen ist; den zweiten Theil, der das Wunderbare im Christenthume nachweisen sollte, folgte auch seine Ansichten über die Wunder des A. und N. T. enthalten mußte, folgen zu lassen, mochte wohl seine Gewissenhaftigkeit verhindern, zu Folge welcher er selbst gesteht: „es war mir Gewissenssache, mich in keinen Streit mit einem Buche zu verwickeln, daß einem so großen Theile unsers Geschlechts ein von Gott selbst herrührender Unterricht ist; dessen göttliche Kraft ich so oft an meinem eignen Herzen empfunden hatte (dies war die überzeugendste Prüfung der Wahrheit des Evangeliums, welche Christus vorzüglich verlangte), und für das sich mein ganzes Gefühl immer entscheidender erklärte.“ — Zweitens: Versuch über den Plan, welchen der Stifter der christlichen Religion zum Besten der Menschheit entwarf, zuerst anonym 1781, Wittenberg und Zerbst, 2te Auflage 1784, 3te Aufl. 1789, 4te 1798; die nach einander erfolgten Auflagen erhielten von ihm bloß formelle Verbesserungen. Diese Schrift erhielt sehr vielen Beifall, und wurde deshalb allgemein verbreitet. Er zeigte darin, daß es höchst vernünftig sey, Jesum, um seines großen, allumfassenden, einzigen Entwurfes wegen, der eben deshalb einen höhern Einfluß Gottes voraussetzte, für einen Gesandten Gottes an die Menschheit zu halten. Abgesehen davon, daß der Schluß aus den Vorderätzen nicht nothwendig erfolgen muß, so widerspricht auch die Geschichte den Ansichten Reinhardts, und die heilige Schrift schweigt gänzlich davon, daß sich Jesus einen solchen Plan entworfen habe; denn Jesus behauptet standhaft bei mehreren Gelegenheiten: es sey nicht sein Gedanke, nicht sein Plan, nicht sein Wille, den er ausführe; es sey des Vaters Rathschluß, des Vaters Auftrag, was er ins Werk zu setzen habe. Eins mit dem Vater; lehrte er nur dessen Wort und vollbrachte nur dessen Willen. — Durch diese Darstellung beeinträchtigte er bei den Freunden der kritischen Philosophie den Glauben an die Göttlichkeit Jesu mehr, als er ihn gegen die Angriffe der Zeit zu vertheidigen und zu begründen strebte. Es war aber psychologisch nothwendig, daß Reinhard das Leben und Handeln Jesu mit der Kraftmaß, welche in ihm selbst die ausgebildete war; er als affektologisch gebildeter Kopf im Besiz einer seltenen Fertigkeit im Disponiren, mußte Jesum einen Plan machen lassen, um in dem Ideal seines eignen Strebens das Göttliche zu finden, was er andern nachweisen wollte. Reinhard, wenn er auch oft den Zweck verfehlte, gebrauchte jede Kraft zur Ehre Gottes und Jesu Christi, dies bezeugen alle seine Schriften. — Er entwarf auch in dieser Zeit die beiden ersten Theile seines Systems der christlichen Moral, welche er 1788, 1789 herausgab; dieses Werk wurde in der Folge die Hauptaufgabe seiner literarischen Thätigkeit, er erweiterte und beendete es in fünf Theilen, wovon die ersten Theile die

die Anklage erlebten. Bei der Bearbeitung dieses Werks war es ihm Hauptaufgabe: 1. zu zeigen, ob die christliche Sittenlehre der alten heidnischen und der Sittenlehre der Vernunft vorzuziehen sey, und worin dieser Vorzug bestehe; die christliche Sittenlehre also in dem Verhältnisse zu den übrigen zu beleuchten; 2. nachzuweisen, in welchem Verhältnisse die Sittenlehre des Christenthums mit der menschlichen Natur und den Gesetzen ihrer Wirksamkeit stehe. Die Erörterung beider Fragen erzeugte bei Reinhard den festgegründeten Glauben: die christliche Moral ist ein Wort Gottes, und konnte nur von dessen Sohne offenbart werden. Da er die christliche Sittenlehre als das große Veredlungsmittel der menschlichen Natur vorstellte, so beschrieb er zuerst die menschliche Natur und ihre Fähigkeiten, um dann, nach scharfsinniger Erörterung aller der Hindernisse, welche den Einfluß der christlichen Sittenlehre auf die menschliche Natur hemmen, die Mittel und Wege anzugeben, wie die Sittenlehre einen veredelnden Einfluß auf den Menschen erhalten könne. Hätte er das Princip seiner christlichen Moral aus dem Evangelio eben so einfach entlehnt, als es Jesus aufgestellt hat, so würde er nicht nöthig gehabt haben, der christlichen Moral seine Vollkommenheitstheorie als höchstes Princip aufzudringen, und die gründliche und scharfsinnige Widerlegung derselben als höchstes Princip in der Moral, welche Staudlin, damals noch zu sehr im kritischen Formalismus befaßt, in seinen Beiträgen zur Philosophie und Geschichte der Religion und Sittenlehre im 3ten und 4ten Bande bekannt machte, wäre überflüssig gewesen. — In der Theologie billigte er nichts, was mit den klaren Behauptungen der Bibel stritt; „daß hierbei (das sind seine eignen Worte) ein Vorurtheil der Jugend mitwirkte, will ich gar nicht in Abrede seyn. — Da ich die Bibel schon als Kind gelesen, sie als Wort Gottes an die Menschen gelesen, und sie so zu gebrauchen nie aufgehört hatte; so war sie mir so heilig, ihr Ansehn war mir so entscheidend geworden, daß ein Satz, der ihr widersprach, mein Religionsgefühl so sehr empörte, als eine unästhetische Behauptung meinen moralischen Sinn.“ Auffallend ist in Hinsicht seiner theologischen Bildung die Steigerung des Inhalts seiner Predigten; seine frühern Predigten sind mehr psychologisch, die folgenden halbigen der Moral, die spätern verbinden Moral und Dogmatik, und in den letzten Jahren spricht er seine dogmatischen Ueberzeugungen, in so fern sie rein evangelisch und der Schrift nicht widerstreitend sind, am stärksten aus. — In seinen Gesandnissen (seiner Predigten und seine Bildung zum Prediger betreffend, 1810, 2te Auflage 1811) sprach er im neunten Briefe seine Ueberzeugung von Rationalismus und Supernaturalismus ganz unumwunden aus; er äußerte selbst in einem vertraulichen Briefe: „diese Aeußerungen werden mir die Theologen gewiß nicht verzeihen.“ Er behauptete darin, der Rationalist kann die Schrift gar nicht zulassen, wenn von der Begründung des Lehrbegriffs die Rede ist. Es kommt bei dem Lehrbegriffe nicht darauf an, wozu man den Inhalt der Offenbarung setzt, sondern auf die Principien, von denen man ausgeht. Diese sind entweder Vernunft oder Offenbarung; ein drittes giebt es nicht. Consequent ist nur der, der sich ganz unbedingt zu einem von beiden bekennt; wer auf irgend eine Art beides vereinigt, wird ein inconsequenter Syncretist. Tzschirner, Nitzsche und Schott suchten den Vermittler zu machen, erfuhren aber das Schicksal aller Vermittler: sie verdarben es mit beiden Parteien. Man denke an den Streit über Consequenz und Inconsequenz, welchen einige sächsische Prediger in den Jahren 1810; 1812 hier und da zum Verrgeriß des Volks führten, ohne

Reinharden vorzüglich in der Behauptung, es komme auf die Principien an, von welchen man bei der Begründung des Lehrbegriffs ausgehe, gränzt sich zu widerlegen: — Er war ein offener Feind der Naturphilosophie und freute sich über jeden Versuch, durch welchen man ihre Herrschaft verdrängen suchte; man sehe die Vorrede zu dem von ihm herausgegebenen (vom Horath Crell in Göttingen abgefaßten) Werke: *Pyrrho in Philalethes 1811*. — Eben so offen legte er in der Vorrede zur *Moral* sein Glaubensbekenntniß über die kritische Philosophie nieder. Obwohl schon in seinem Denken ihrer streng logischen und dialektischen Form huldigend, schenkte er ihrem Inhalte keinen Glauben; sondern bestritt denselben als ein gewaffneter Christ, um seinen den Offenbarungsglauben vermindern den Einfluß so viel als möglich zu verdrängen. Schon damals ahnete Reinhard, wenn das Streben der kritischen Philosophie consequenter durchgeführt werde, so würde man endlich im Stillen die Entbehrlichkeit der Offenbarung beweisen; hätte er noch zwei Jahre gelebt, so wüßte er dieses geahnete Märchen haben laut ankündigen hören. — Am meisten Aufsehn erregte der Inhalt der 1800 gehaltenen Reformationsspredigt. Er sprach darin von der freien Gnade Gottes mit einer so festen Ueberzeugung, daß viele irre an ihm wurden, und ihn der Hyperorthodoxie, der Heuchelei und einer charakterlosen Hinneigung zu einer stillen herrnhutischen Hofpartei beschuldigten. Diesen ungerechten Vorwurf hat ihm das Decret, nach welchem auf Befehl des geheimen Concilium diese Predigt im ganzen Lande und namentlich unter den Predigern verbreitet wurde, zugezogen. Der Beweggrund zur öffentlichen Bekanntmachung war kein anderer, als daß man dadurch der Religionspartei welcher mehrere Mitglieder des Ministeriums damals huldigten, einen großen Dienst zu erweisen gedachte, wenn man einen der gelehrtesten Theologen und ausgezeichnetsten Prediger der Protestanten als Vertheidiger einer ihrer sehr oft angefochtenen Hauptlehren öffentlich nennen konnte. Hätte man vorher seine *Moral* eingesehen, so würde dieses Decret wohl unterblieben seyn; denn Reinhard dachte sich die Menschheit zur Gnade Gottes nicht bloß passiv. In einem Briefe an den Prediger Schatter bestätigt er die so eben gegebene Erörterung. „So gern ich mich zu dem Inhalte dieser Predigt bekenne, weil ich sie sonst nicht würdig gehalten haben, so unangenehm ist es mir, daß sie auf diese Art ins Publikum gebracht worden ist. — Drucken hätte ich sie ohnehin lassen, weil alle diese Säckelchen gedruckt werden. Aber daß sie mit einem Rescript an der Stirne erscheinen sollte, das war mir zu mehr als einer Hinsicht unangenehm. Rescripte, welche nicht Kirchenzucht, sondern das Dogma betreffen, habe ich nie gebilligt, und kann sie noch nicht billigen!“ In jenem bedeutungsvollen Jahre 1812, wo Tausende ihren Glauben aufgaben, schrieb er folgendes merkwürdige Bekenntniß nieder: „der Glaube, daß eine höhere Macht die Begebenheiten der Welt lenkt, und zuletzt einen erwünschten Ausgang herbeiführt, ist das Einzige, woran man sich unter diesen Umständen halten kann. Glücklich, daß ich ihn habe, diesen Glauben, sonst weiß ich nicht, wie es mir gehen würde.“ Dies sey hinreichend, ihn als einen echt evangelischen Theologen kennen zu lernen. Man hat ihn beschuldigt, daß er vor alle dem, was er öffentlich sprach, nicht überzeugt gewesen sey, oder wie viele sich äußerten, durchaus nicht habe überzeugt seyn können, sondern sich vielmehr nach den Umständen und den gebietenden Umgebungen gerichtet habe; allein diese Beschuldigungen sind grundlos, sein ganzes Leben, so wie vorzüglich seine Wirksamkeit und sein bildender Einfluß als Kanzelredner ist der spre-

Reinhard, wie so viele andere
 aller Anstrengung von Jugend
 Vernunft zu vervollkommenen
 dieser Kräfte kennen lernt, und
 ser Kräfte gewagten Ansichten
 voll im Denken und Handeln sich
 nen Willen erfüllt, und Anders
 hrend anfordert. Es ist höchst
 der von seiner wissenschaftlichen
 die größte Selbstständigkeit zu
 es Waters zurückkehrt, und sich
 ihn vorzüglich zum freiwilligen
 end erzogen habe, der Henchelet
 es, zu sehen, wie das frühere
 er an der Hand seines Waters
 te, ihn schützend auf allen Wes
 nigen Bekenntniß des früher
 en Jugend mit Leib und Seele
 m Worte trotz aller Versuchung
 erhabener sieht das Bild Reins
 man sein Leben im Conflict zu
 Theil seiner Collegen in entge
 und das Leben ihrer Gemeinden
 den consequent durch das Leben
 ndeten den Seinigen zum beleh
 als Philosophen und Theologen
 it uns noch übrig, sein Handeln
 s zu beleuchten. Als Hom. I
 S. 54 die Aufgabe des Zweck
 antest du, (so sprach Reinhard
 n, daß keine Rede allezeit ein
 en Theil an fest verknüpft
 dung fortgeschritten des
 en interessanten, in einem was
 Angelegenheiten deiner Zuhö
 ren Stoff behandeln; dann
 immer in die Worte kleiden
 am richtigsten und treffendsten
 ihre n immer den faßlichsten,
 beim Ermahnen den kräftig
 ten, beim Trösten den berus
 dich der Sprache so bedienen,
 Wechsel der Gefühle, jede Stel
 de, und immer die Seite des
 köntest du endlich deiner Mes
 Klang ohne künstelsten Abhän
 Obr und Herz gleichsam übers
 l Beredsamkeit seyn, die sich für
 entlich für den Verstand, bes
 re das Gefühl, ergreifend für
 glou mit der hohen Einfalt, mit
 Wärme sprechen, mit der man
 lten überhaupt, und vor

nehmlich aus dem Demosthenes und Cicero aufgefaßte Begriffe wahrer Beredsamkeit ist mir so eigen geworden, daß mir an Andern das gefallen kann, was mit demselben übereinstimmt; und daß er in Folge auch das Ideal wurde, welches mich beim Ausarbeiten meiner Predigten leitet." — (Ob die Form der Beredsamkeit, abstrahirt dem griechischen und römischen Leben, in welchem sie als natürliches und notwendiges Erzeugniß erschien, für die Mittheilung und Belebung des gesellschaftlichen Lebens so ganz und einzig und allein geeignet war, oder ob jedes Leben seine eigenthümliche Form der Mittheilung verlangt, Erörterung würde zu einem gegründeten Urtheile über die Zweckmäßigkeit der Form der Predigten Reinhardts sehr vorbereitend seyn. —) Man kann nun beim Lesen seiner Predigten nachsehen, ob und in welchen Predigten er diese Aufgabe ganz oder theilweise gelöst hat. In seinen frühern Predigten war er weniger populär, als in den spätern; auch seine Dispositionen werden in den spätern Jahrgängen seiner Predigten freier als in den frühern, namentlich in den Predigten über die epistolischen Briefe. Er billigte die Gebete im Anfange nicht, und wollte die Schlussgebete nur selten angewendet wissen. Die Predigten zur Schärfung des sittlichen Gefühls, und die, wo er den Conflict der Weltbegobenseiten mit Vorsehung am schärfsten zeichnet, sind wohl die trefflichsten und gelungensten; zu den letztern gehören namentlich seine Reformationspredigt. Man hat Reinhard vorgeworfen, daß er durch die überall oft zu Augustin behaltene streng logische Form seinen Predigten etwas Einseitiges geben, und dadurch eine allseitige, das Herz mehr ergreifende Wirkung seiner Vorträge verhindert habe: Viele wundern sich, wie diese Form Vorträge so viele Zuhörer ihm gewonnen! — Allein man mußte Reinhard zuhören, um zu sehen, welche Kraft der echtchristliche Glaube, er sich in dieser oder jener Form aussprechen, auf die Menschen äußert. Die Form war es nicht, sondern der Glaube, welcher seine Zuhörer zum Glauben erweckte. Rein unbefangener Zuhörer wagte nach dem Vortrage keine Vermuthung, ob er auch selbst davon überzeugt seyn könnte; denn er hörte stets zu wahr und zu glaubensvoll gesprochen, als daß dieser Zweifel hätte in irgend eines unehingenommenen Zuhörers Brust entstehen sollen. In dieser Form verherrlichte er Gott, und bezeugte seinen Glauben ebenso, als in den schon oben angeedeuteten. — Als Examinator der Candidaten ist er oft verkannt worden, und mußte verkannt werden. Die Einrichtung auf Universitäten ist selten dazu geeignet, das Selbstdenken überhaupt und das consequente Durchdenken einer und derselben Materie zu fördern; das aphoristische Studiren, das stundenweise Treiben der Wissenschaften, verbunden mit dem zu viel neben einander zu einer Zeit und noch dazu des heterogensten, raubt den meisten Jünglingen die logische Kraft und Fertigkeit, ohne welche alle wissenschaftliche Cultur ihrer Basis ermangelt. Rechnete man nun noch dazu, daß man auf Universitäten durch die Form des Vortrags immer von dem Einzelnen abhängig erhalten wird, und selten die Kraft und Fähigkeit gewinnt, eine das weitere Forsuchen belebende Uebersicht des Ganzen zu erlangen, so war es nicht zu verwundern, wenn er, der alles in einer systematischen Ordnung sich zum Eigenthume gemacht, und von jedem ergriffenen Gegenstande des Wissens den er durchforscht, disponirend sich eine Uebersicht verschafft hatte, bei den zu prüfenden Candidaten etwas Ähnliches vermisse, ärgerlich, verbrießlich, und oft bitter spottend sich aussprach, und freilich dadurch den zu Prüfenden mehr niederbeugte, als zu erheben vermochte. Derjenige aber, welcher hier und da in dem Gegebenen eigene Ansichten verrieth, und vor

jählich das Vorhandene schärfer geordnet wiedergab, gewann oft auf immer seine Zuneigung und Liebe. Daher diejenigen, welche nicht allzu ängstlich das Empfangene wörtlich sich eingeprägt hatten, sondern sich, auf ihre logische Kraft stützend, mehr dem freien Denken überließen, mehr bei ihm gewannen, als diejenigen, welche zu ängstlich das Gelernte aufsaugen. Frivol durfte sich keiner gegen das Positive äußern, dies konnte er nicht ertragen; fand er ja eine bescheidene Skepsis, und gewährte übrigens in dem zu Prüfenden Geist, so war er der thätigste Menschenfreund, der ihm eine andere Richtung gewinnen half, von der Theologie aber ihn entfernte. Da er die Dialektik ausgezeichnet übte, und sie folglich allen andern Belehrungen vorzog, so lag ihm die sokratische Ironie näher, als die ruhig belehrende und zurechtweisende Form, welche so oft den Verschärferten Beredsamkeit giebt, und den Muthlosen Zutranken zu sich selbst einflößt. Da er nie Pädagog in der Ausübung war, so konnte man dies nicht von ihm verlangen; übrigens beschwerten sich größtentheils nur diejenigen über sein Examen, welche sich den Wissenschaften gewidmet hatten, ohne von Natur dazu ausgezeichnet aufgefodert worden zu seyn; alle die, welche nicht so unglücklich waren, bezeugten stets große Zufriedenheit mit Reinhard's Art zu prüfen. — Als Affessor des Kirchenrathes sorgte er für die Erhaltung und Fortführung des wissenschaftlichen Geistes auf den Universitäten und den drei sächsischen Fürstenschulen; auch für die Begründung und bessere Organisation der Schullehrerseminarien nahm er die dazu erforderliche Einsicht und praktische Fertigkeit einiger wackerer Prediger in Anspruch, um dadurch nach und nach auch den niedern Volksschulen eine bessere Gestalt zu geben; mit den Resultaten der Seminarien war er jedoch im Allgemeinen nie zufrieden, wenn auch einzelne gelungene Versuche in ihm die Hoffnung einer bessern Zukunft von Zeit zu Zeit von neuem belebten. — Daß er die Pädagogik aus seinem Cursus der philosophischen Wissenschaften ausschloß, ist zu bedauern; denn dies scheint die Ursache gewesen zu seyn, daß er auch in seinem spätern Wirkungskreise diese Disciplin nicht ganz so würdigte, wie sie es verdiente, und wie es das Zeitalter und das Nationalbedürfniß, ohne gänzliche Verabschiedung des schon Erprobten, verlangte. Da er nie praktischer Pädagog war, so fehlte ihm auch eine allseitige praktische Einsicht in die Kunst zu erziehen und zu unterrichten. Daß er während seiner Amtsführung es geschehen ließ und selbst seine Zustimmung gab, daß in einer der drei Fürstenschulen eine völlige Umgestaltung des Lehrplans zum Nachtheil des bis dahin gedeihlichen Gesamtlebens der Anstalt entworfen wurde, den aber die Sehnsucht nach der erprobten Weisheit des ältern Plans, für dessen Beibehaltung selbst Klopstock bittend eingekommen war, bald wieder verdrängte, beweist hinlänglich, daß er diesem Theile seiner Amtsführung nicht so selbstständig rathend und helfend vorstehen konnte, als von Herder. In keinem Lande war ihm aber auch dieser Theil seiner Amtsführung so erleichtert, als in Sachsen, in welchem Lande von jeher das Schulwesen im Allgemeinen besser besorgt war, als in andern Provinzen Deutschlands. Es haben zwar Einige ihn als Pädagogen gerühmt, und namentlich deswegen, weil er mit Pestalozzi's Art zu unterrichten nicht zufrieden war; man veranlaßte sogar akademische Jünglinge, welche weder in der alten, noch in der neuen Form zu unterrichten praktisch, glücklich gearbeitet hatten, gegen Pestalozzi zu schreiben und diese Schriften Reinhard zu widmen, um durch Benutzung einer Schwäche sich und ihren Lehren in der Gunst dieses einflussreichen Mannes zu befestigen; wie dürftig solche temporären Gründe sind,

wollen wir nicht erst erörtern. Reinhard war gegen Pestalozzi eingenommen, weil er erstlich den die und da öffentlich ausgesprochenen Urtheil Glauben beimaß, daß Pestalozzi die positive Religion untergrabe, und den Unterricht in den Classikern beeinträchtige: wer dies wagte, da Reinhard zum offenen Gegner. Er wurde zweitens in dieser Meinung noch mehr bestätigt, weil fast alle Jünger Pestalozzi's, wenn sie anfing die Ansichten ihres Meisters zu verbreiten, nur rechneten, das Bisherige der Mütter herzusagen lassen und maßen, allein auf die wichtigsten Gegenstände des Unterrichts, auf Religion und Sprachunterricht keine Anwendung zeigten: das rührte namentlich daher, weil die meisten dieser Jugendgeister nicht wissenschaftliche Bildung genug besaßen. Obgleich im Gebiete der Pädagogik nicht angeben konnte, wie es seyn sollte, so entging ihm doch nichts, was gegen eine wahre und gesunde Pädagogie und da versucht wurde; so war er z. B. gegen den bloß lateinischen Unterricht in der Religion eingenommen, und konnte es nicht gut heißen, daß Volkschulen eine Hypercultur zum zeitigen Vortheil der Lehrer und eigenen Nachtheil der Kinder widernatürlich aufzubringen. — Als Kirchrath machte er sich auch besonders um den Cultus verdient, indem er kräftig dazu beitrug, daß eine neue Agende, neue Gesangbücher eingeführt und der allgemeinen Beichte mehr Eingang verstatet wurde. Um das Studium der Bibel mannichfaltiger und vielseitiger zu beleben, beschloß er mit Zustimmung der obersten Behörden, einen vierjährigen Cursus von Texten für die Sonntagspredigten einzuleiten und anzunehmen. Im ersten Jahre sollten die evangelischen, im zweiten die epistolischen Perikopen gewählt werden; für den dritten Jahrgang ordnete er eine Reihe von Texten, in welchen die Geschichte der Entstehung und Bildung des Christenthums, jedoch mit steter Beziehung auf die einfallenden kirchlichen Feste, in einer klaren Uebersicht dem Zuhörer vergegenwärtigt würde; dies geschah im Jahre 1809. Für den vierten Jahrgang (1810) wählte er größtentheils einzelne kurze Verse aus, welchen die wichtigsten Glaubens- und Sittenlehren enthalten waren, und zwar nach einer innern nothwendigen Aufeinanderfolge. Da er jeden Jahrgang voraus bearbeitete, so erhielt er 1811 den Auftrag über Lesearten des N. T. zu predigen, damit dann vom Jahre 1812 an die Einrichtung des vierjährigen Cycles im ganzen Lande und in jeder Gemeinde beginnen könnte. Diese von ihm in diesem Umfange zuerst getroffene Einrichtung hat unendlich viel Gutes schon bewirkt, und wird noch segensreicher für die Belebung der Religion werden: obgleich dem Zeitgeiste entgegenwirkend, war sie doch nothwendiges Zeitbedürfnis, und deswegen wurde sie mit Liebe ergriffen, und mit Kraft theilnehmend befördert. — Es sind sehr Viele an Reinhard oft irre geworden, wenn sie den moralischen Charakter derjenigen, die sich seiner besondern Gunst und Freundschaft zu erfreuen hatten, schärfer ins Auge faßten. Allseitig gebildet, in den Classikern des Alterthums vorzüglich belehrt, Männer, welche sich in ihren schriftlichen und mündlichen Unterhaltungen durch seine Ironie und ausgezeichnete Gemandtheit in der Dialektik ihm bemerkbar machten, gewannen seine Gunst und Freundschaft, weil ihm die Austauschung der Ideen namentlich in dieser Form zum Bedürfnis geworden war. Um dieser Eigenschaften willen war er daher nachsichtiger gegen solche Männer in Hinsicht auf ihr oft in Zweifel gezogenes moralisches Handeln, und schonend gegen die oft laut aenua aetabeste Charakterlosigkeit derselben. Uebrigens wußten diese Männer sich auf eine eigene Weise in seiner Gunst zu befestigen. Hatte er etwas geschrieben und ihn

zur Beurtheilung überschickt, so enthielten ihre Privatrecensionen & Lob
 nicht hier und da eingestreuten allseitigen Erörterungen des verhandelten
 Gegenstandes, welche sie ihm aber mehr unterschoben, und das letzte Uch-
 tel enthielt einige Aussetzungen, welche aber selten oder nie als Tadel ge-
 geben wurden, sondern nur als entgegengesetzte Ansichten, jedoch mit ein-
 ner beigelegten großen Belesenheit beurkundet, diese Form der Belehr-
 ung und Zurechtweisung war die seinem Charakter entsprechendste. Es
 auffallend, wie oft er sich in den Antworten äußert: Sie haben mich
 nieder einmal zu viel Lob ertheilt; Sie haben meine
 Arbeit wieder viel zu günstig beurtheilt. Er konnte das
 Hofschmeicheln nicht leiden, das beweist, daß die Selbstständigkeit des
 Mannes, der im Besitze eines originellen Reichthums war, und wenig
 auf äußere Conventenz achtete, daher oft eckig im Aeußern erschien, ohne
 in Wahrheit je etwas zu vergeben, ihn sehr anzog und fesselte. Wenn
 auch im Verkehr mit den oben genannten Freunden ein gewisses Hofman-
 nen nicht zu verkennen ist, so war es doch so viel als möglich versteckt und
 ihr gelehrt verbrämt. — Außer diesen schätzte Reinhard namentlich die-
 jenigen aus seinem Stande, welche im fromm, evangelischen Sinne für
 das Wohl ihrer Gemeinden sorgten; diesen erließ er sogar eine allseitige
 und tiefbegründete Gelehrsamkeit in der Theologie, weil er sich an
 ihrer patriarchalischen segensreichen Praxis ergöhte. So wie er gegen
 die oben genannten weniger streng in Hinsicht des moralischen Charakters
 war, so war er gegen diese weniger streng in Hinsicht ihrer theologischen
 Gelehrsamkeit: aber beide Richtungen gewannen seine Gunst und Freunds-
 chaft, die erstere, weil er sich selbst darin mit Glück frei bewegte, die an-
 dere, weil sie ihm mangelte und er sie doch als nothwendig erforderlich für
 einen Seelsorger betrachtete. Wir haben zwei Biographien von ihm er-
 halten, die erste durch den Hofrath Böttiger, Dresden, bei Arnold
 1813, die zweite vom Professor Pölich, bei Brockhaus in Altenburg 1815
 in 2 Theilen; letztere ist individualisirender, und daher mehr geeignet,
 sich ein treues Bild von Reinhard zu entwerfen. W. L.

Reinhard (Carl Friedrich), gegenwärtig französischer Gesandter
 in Frankfurt, wurde am 2ten October 1761 zu Schorndorf geboren, wo
 sein Vater, der nachher als Dekan in Balingen gestorben ist, als Diakonus
 stand. Er studirte in den württembergischen Seminarien und dann zu Lün-
 dagen die Theologie, und kam später als Erzieher der Kinder eines fran-
 zösischen Kaufmanns nach Bordeaux, darauf nach Paris, wurde 1792 fran-
 zösischer Legationssecretär in London, 1793 in Neapel, 1794 Chef des Bu-
 reaux der politischen Correspondenz in Paris, 1795 aber französischer Res-
 ident in Hamburg. 1797 wurde er von Hamburg zurückberufen, und als
 bevollmächtigter Minister nach Florenz gesandt. Nachdem Sieyes ins
 Directorium eingetreten war, berief er Reinhard zum Ministerium der
 auswärtigen Angelegenheiten, und als Talleyrand am 18ten Brumaire
 diese Stelle abtrahm, wurde Reinhard bevollmächtigter Minister bei der
 helvetischen Republik. 1802 ward er Minister bei dem niedersächsischen
 Kreise, und ging nach Hamburg, wo er sich mit der Tochter des berühmten
 Arztes Retmarus verheirathete. Er machte in jener Eigenschaft dem
 Könige von Dänemark, als Herzoge von Holstein, in einer Note bekannt:
 in Folge aller bestehenden Verträge und dessen, was bisher geschehen war,
 sey die Elbe ein freier Strom, und es sey daher widerrechtlich, daß die
 dänische Flagge von den andern Nationen einen Gruß verlange. Bonas-
 parte, der ihm nicht wohl wollte, schickte ihn 1806 nach Jassy als bevoll-
 mächtigten Minister. Er wurde zum französischen Baron erhoben, und

wurde Gesandter zu Cassel am westphälischen Hofe. Nach der Rückkehr der Bourbons auf den französischen Thron erhielt er 14 Tage lang den Talleyrands Einfluß das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheit welches jedoch bald darauf Talleyrand selbst übernahm, und Reinhard als Director seiner Kanzlei behielt. Als Napoleon von Elba zurückkehrte flüchtete Reinhard nach Frankfurt am Main, wo er auf kurze Zeit als französischer Emissar verhaftet wurde, nachdem man aber den Irrthum einsehen, und ihn freigelassen hatte, auf seine Güter bei Eßlin ging. Ludw. XVIII. übertrug ihm nach dem zweiten Frieden von Paris den Gesandtschaftsposten bei der freien Stadt Frankfurt, d. h. bei dem deutschen Bundestage, da bei diesem unmittelbar keine Gesandten auswärtiger Mächte angenommen werden sollten, und ernannte ihn zum Grafen. Seine Kenntnisse beider, sowohl der französischen als deutschen Sprache, in welcher letztern er sogar glückliche Dichterversuche gemacht hat, eignen ihn für diesen Posten eben so sehr, wie seine vieljährigen diplomatischen Erfahrungen. Man rühmt auch von ihm, daß er die zu Geschäften dieser Art erforderliche Würde und Haltung besitze. Bei der Wiederherstellung der vier ehemaligen Akademien 1816 wurde er zum Mitglied der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften ernannt.

Reiß (*Oryza sativa* Linn.), von diesem bekannten Getraide giebt es nur eine einzige Gattung, und es wird hauptsächlich in Ostindien, China, Japan und andern asiatischen Ländern, im nördlichen Afrika, ferner auf dem festen Lande und den Inseln von Amerika, und bei uns in Europa, vorzüglich in Spanien und Italien, auch in mehreren Provinzen der Türkei geerntet. Selbst in Mähren beschäftigt man sich mit dem Anbau des Reißes. Die Versuche aber, die man damit in Kursachsen und in Sächsischen gemacht hat, sind fehlgeschlagen. Es giebt zwei Hauptarten vom Reiß, den Berg- und den Sumpfreiß, und von diesen wieder eine Menge Abarten. Der Sumpfreiß wird am meisten geerntet. Er fodert einen nassen morastigen Boden. Der Bergreiß hingegen verlangt ein hochliegendes, trockenes Land. Er ist freilich weit wohlschmeckender und weißer, als der Sumpfreiß, aber lange nicht so ergiebig, und kommt daher wenig oder gar nicht in Handel. Im vierten Monate nach der Aussaat fängt der Reiß an zu reifen, und seine Halme, welche ungefähr die Dicke einer Federspule haben, werden mit scharfen Messern abgeschnitten, und darauf die Aehren völlig getrocknet. Nachher breitet man sie über der Erde auf Matten aus, um sie durch Ochsen oder Esel austreten zu lassen. Da letztere dies Geschäft mit bloßen Füßen verrichten müssen, so ist es außerordentlich beschwerlich, denn sie verwunden ihre Fußsohlen dabei so, daß das Blut danach läuft. Von den Hülsen, worin sie der austretene Reiß befindet, wird er auf Mühlen befreit. Um über das Meer geführt zu werden, und über Jahresfrist dauern zu können muß der Reiß in der Sonnenhitze oder an gelindem Feuer gedörrt werden daher seine Härte. Unsern Reiß ziehen wir vorzüglich aus Nordamerika wo Südcarolina allein jährlich 100,000 Tonnen (die Tonne zu 400 Pfund) versendet. Auch bekommen wir in Deutschland viel Reiß aus Italien. Der Arrack wird aus Reiß gebrannt. Die Wurzel dieses Getraides treibt einen 3:4 Fuß hohen, starken, festen, durch Knoten in mehrere Gelenke abgetheilten Stengel, mit langen, dicken Blättern, die denen vom gemeinen Rohr gleichen. Die Blüthen bilden anfangs eine Aehre, welche sich nachher, wenn der Same zu reifen beginnt, in einen lockern Büschel ausbreitet. Linnée hat diese Pflanze in der zweiten Ordnung der sechsten Classe (*Hexadria Digynia*) seines Systems aufgeführt.

Reisach - Sternberg (Carl August, Graf von), geboren den 17ten October 1777 zu Neuburg an der Donau, genoss der besten Erziehung und eines ausgezeichneten Unterrichts. Schon in seinem 19ten Jahre wurde er in Bayern angestellt, und stieg bis zu dem wichtigen Posten eines Generalcommissärs des Ilterkreises. Neben der mit diesem Posten verbundene Gehalt, noch ein eignes Vermögen von 300,000 Gulden boten seiner Verschwendung hinlängliche Mittel dar; um seinen sich häufenden Bedürfnissen abzuhelfen, entnahm er unter andern im J. 1809 als damaliger Generalcommissär des Lechkreises aus dem Leihhause der Stadt Augsburg unbefugter Weise die Summe von ungefähr 8000 Gulden. Reisach war bereits in einen andern Wirkungskreis getreten, als die Sache zur Sprache kam. Er wurde vor Gericht gestellt, von dem Verbrechen, Selber unterschlagen zu haben, zwar freigesprochen, wegen des auf ihm haftenden nicht geringen Verdachtes aber, jedoch mit Beibehaltung des Titels und eines standesmäßigen Gehalts, seines Amtes entsetzt. Jetzt lag ihm ob, von seiner Amtsführung Rechenschaft abzulegen; er versprach dies auch, entfernte sich aber noch vor Ankunft seines Nachfolgers im J. 1813 heimlich von Rempten, und flüchtete sich nach Sachsen zu den Verbündeten. Hier erörterte er zuerst in einem Schreiben an den Freiherrn von Stein seine Verhältnisse zu Bayern, wieder holte dasselbe in einem Mémoire an die verbündeten Mächte, und erklärte sich bereit, auf alle Beschwerden der bayrischen Regierung Rede und Antwort zu geben. Auch schrieb er jetzt die bekannte Schrift gegen den Grafen Montgelas, welche dieser im Allgemeinen beantwortete. Inzwischen offenbarten sich die ungeheuern Veruntreuungen, welche Reisach begangen hatte; sie beliefen sich auf 800,000 Gulden, um welche er theils die Staatskasse, theils Stiftungen und öffentliche Anstalten, theils Gemeinden und Privatpersonen betrogen hatte. Reisach, der bald nach seinem Uebertritt als Gouvernementscommissär in Sachsen angestellt worden, war wahrscheinlich von den Schritten der bayrischen Regierung, welche seine Auslieferung forderte, unterrichtet; er schickte, um ihnen entgegen zu wirken, in der Mitte Novembers 1813 den preussischen Justizcommissär von Baffange als seinen Bevollmächtigten nach Memmingen, welcher sich in einer Vorstellung an den König von Bayern zur Berichtigung der Geschäfte des Grafen Reisach erbot, ohne jedoch eine Entschliessung abzuwarten, mit Zurücklassung eines substituirtten Bevollmächtigten wieder abrückte. Reisach war damals Generalcommissär in der Lausitz, aus welchem Grunde der Freiherr von Stein die wiederholt von Bayern nachgesuchte Auslieferung desselben ablehnte. Aber auch nach seiner Entlassung aus diesem Posten bemühte sich die bayrische Regierung vergebens, in Sachsen seine Verhaftung und Auslieferung zu bewirken. Auf die Nachricht, daß Reisach sich in Bremen befinde, richtete sie ihre Requisition dorthin, und wirklich wurde derselbe, der inzwischen über Münster nach Osnabrück gereist war, an letztem Orte auf einen vom Senat von Bremen erlassenen Steckbrief arretirt, und am 5ten Mai nach Bremen gebracht. Hier protestirte er zwar gegen seine Auslieferung an Bayern; da indes der Minister Stein sich von ihm lossagte, ein Schreiben des Fürsten von Reputin aber, worin derselbe seine Transportirung nach Dresden forderte, um ihm zuvörderst Rechnung von seiner Verwaltung der Lausitz abzunehmen, vom Senat unbeachtet blieb: so würde sie doch erfolgt seyn, wenn Reisach nicht Mittel gefunden hätte, noch vor Ankunft der zu seiner Abholung bestimmten Gensd'armen in der Nacht vom 13ten auf den 14ten Juni zu entweichen. Reisach ging nach Minden, und fand bei dem

preussischen Reiches den König, welche erklärten, daß zufolge einer früher
 Erlaubniß des Staatskanzlers, Fürsten von Hardenberg, dem Grafen
 Mettau vorzüglich der Aufenthalt im Preussischen gestattet sey, und die
 Auslieferung nur auf vorläufige Auffage erfolgen könne. Dem gemäß
 wandte sich der beytliche Titulirer der auswärtigen Angelegenheiten an
 die preussische Reichsdiplomatie, von welcher ebenfalls eine Erklärung erfolgte,
 worin die Auslieferung Mettaus mit Beziehung auf den ihm von den
 Fürsten von Hardenberg früher zugesetzten Schutz verweigert, daß die

die Ansprüche des Grafen an Mettau vor
 ein unterirdisches Von diesem Vorrechte
 erung seinen Gebrauch machen zu dürfen
 lich, der ohne Zweifel schwer geübt ist
 Interdiktum wurde von dem Appellations
 i in Rensburg des Contumazverfahren ge
 im 27ten August 1816 vorgeladen, um die
 Unterablage anvertrauter öffentliche
 beträchtlichen Schuldenmachens und der
 abe" zu verantworten.

Gold-Effendi, s. Effendi.

Reisen. Auf Reisen zu gehen, ist für die eigene Bildung sowohl
 als auch für die Beförderung der Wissenschaften, ein höchst nothwendiges
 Unternehmen. Der Zweck der Reise ist demnach doppelt: man will ent
 weder sich selbst weiter bringen, oder für die größere Ausbildung der Wis
 senschaften sorgen. Letzter auf jeinem ersten Zweck hingeleitet, eine Reise
 unternimmt, muß wieder die besondern Zwecke beträchtlichen, welche er
 sich vorsetzt. Er reist, um sich eine größere Kenntniskröße zu erwerben;
 um die Staats-, oder Verfassungsverfassung anderer Länder kennen zu
 lernen; um durch die Anschau fremder Merkwürdigkeiten seine Kenntnisse
 zu vermehren, und sein Urtheil zu bilden; um als Kaufmann, Gelehrter
 oder Staatsmann nähere Verbindungen anzuknüpfen. Er möge aus
 diese oder irgend andere Absichten mit seiner Bildungsgeselle errei
 chen wollen: so muß Niemand glauben, daß man ohne vorhergegangene Vor
 bereitung diese Reise unternehmen, diese Absichten erreichen könne. So
 bildet durch das mathematische Studium, gelehrt vom Meiste der Alten
 erlähren in der Erdkunde und Geschichte, soll eine solche Reise im ersten
 Anfangsstadium unternommen, gleichsam den Uebergang bilden aus der
 Stadtschule zum praktischen Leben, den geordneten Stand, welcher von
 jener und oft abhängt, abbrechen, und zu einer freieren, lebend'geren An
 der Welt und führen. Es ist, außer jener Vorbereitung und einigen an
 dern Vorsichtsregeln, deren weitere Ausdehnung der besuchter
 Mann nicht erlaubt, hier noch zweierlei zu bemerken: es kommt nicht
 darauf an, viel, sondern genau zu bemerken; der Zweck der Reise muß
 vorher fest bestimmt, dem Hauptzwecke alle übrige untergeordnet
 und auf die letztern nur gelegentlich Rücksicht genommen werden
 Durch das Erfahren wird viel Zeit und Geld gewonnen, und die Absicht der
 Reise besser erreicht, als erworbenen Kenntnisse richtiger geordnet, und
 das Urtheil dadurch mehr gebildet. Derselben nothwendigen Folgen be
 man davon zu erwarten, wenn der Hauptzweck der Reise los Ruge gefehlt
 und durch Nebenwege nicht verliert geht. Die andere Art der Reisen
 welche mit dem liebsten Eudemonagogon nennen möchten, hat den
 Zweck, das Gebiet der Wissenschaften auszubreiten, die Verbindung der
 Willen des Erdbebend zu befördern. Diese Reisen sind entweder ab
 sichtlich oder gelegentlich, d. h. der Zweck, Verbindungen zu machen
 ist

ist entweder Hauptzweck der unternommenen Reise, oder nur Nebenzweck; vielleicht war es gar nicht Zweck der Reise, sondern wurde nur erst später mit dem Hauptzwecke verbunden, weil man die Vereinigung beider erst kannte. Wie oft hat nicht der Zufall auf Entdeckungen geführt! In welchen Entdeckungen sind die Kriege nicht Veranlassung geworden! Was hat der Handel uns nicht für neue Länder auffinden lassen! Wo hin hat nicht Religionseifer die Missionarien geführt! Wenn wir auch hier diese Umstände historisch berücksichtigen müssen, um die Folge- reihe der Entdeckungen zu zeigen, so haben wir es doch vorzüglich mit den absichtlichen, mit den wirklichen Entdeckungsreisen zu thun. So wie die Bildungsreisen eine Vorbereitung erfordern: so, und noch in ei- nem höhern Grade, die Entdeckungsreisen. Der wahre Entdecker muß geboren seyn, muß einer ausdauernden Gesundheit und Körperkraft ge- nießen, abgehärtet gegen Strapazen und Entbehrungen, die Geschicklich- keit besitzen, sich überall seinen Lebensunterhalt selbst zu verschaffen. Muth und Besonnenheit in Gefahren, Liebe für die Sache, Kenntniß der Hindernisse und ihrer Beseitigung, ein vorurtheilfreies Auge und Vor- bereitung, damit er genau und richtig bemerken, Erfahrungen gehörig würdigen, und treu mittheilen könne. G. Forster schildert im ersten Bande seiner kleinen Schriften, unter der Aufschrift: Cook, der Ent- decker, auf eine sehr ausgezeichnete Art die Eigenschaften eines Ent- deckers. Eine Geschichte der Entdeckungen besitzen wir noch nicht, unge- achtet bedeutende Vorarbeiten darin geschehen sind. Was Matth. Sprengel, Adelung, Meinh. Forster und de Rosse uns dar- über geschenkt haben, ist, wenn auch mit Ordnung und Kritik, doch ohne Vollständigkeit verfaßt. Man wird daher auch hier nur in kurzen Andeu- tungen das Wichtigste finden, und während wir es unsern Lesern überlas- sen müssen, dies Gerippe mit Fleisch zu bekleiden, nur unsere Idee einer solchen Geschichte der Entdeckungsreisen darin erkennen. Das Familienleben der ersten Menschen ging nicht über den beschränkten Kreis des Wohnorts hinaus; nur nach und nach fand sich der Trieb, auch andere Gegenstände zu erforschen, denn es mußte erst die Ahnung entstehen, daß es auch noch andere Gegenstände gäbe. Und als das Wagemuth vollendet war, als der erste Schiffer des Meers trägerische Wogen durchschnitt, da änderte die unvollkommene Bauart der Schiffe, weite Reisen zu unter- nehmen, oder zu einer andern Zeit, als im Sommer, die Häfen zu verlas- sen; und auch dann nur hielten sie ängstlich sich an die gefährliche Kü- stenfahrt. Die Phönizier unternahmen die ersten Entdeckungsreisen, und wenn gleich der Handel sie dazu antrieb, so waren sie dennoch absicht- lich. Aus diesen Reisen entstanden Colonien, und diese, meist von ihren Mutterstaaten sich losreisend, beförderten wieder das weitere Reisen; leider aber sind die Nachrichten davon entweder sehr dunkel (wie von der phönizischen Umschiffung Afrika's), oder in Bilder gekleidet (wie die erste Besichtigung der Meerenge von Gibraltar), oder absichtlich verhehlt wor- den, oder endlich verloren gegangen. Wir wissen von den Resultaten dieser Entdeckungsreisen nur wenig: die Insel Serne (Arguin) an der Westküste Afrika's, das rothe Meer, Rabera, die Zinninseln, der Bernstein (wahrscheinlich nur durch Zwischenhandel mit den In- den ihnen bekannt), und außerdem das Innere des Mittelmeers. Ihre Landreisen gingen in Asien und Afrika durch Caravanen, und gaben ih- nen eine Kenntniß von Ländern, wie wir dieselbe nicht mehr besitzen. Schon weiter kam in ihren Entdeckungen die tyrische Colonie, das mächtige Carthago; aber diese Fortschritte kennen wir noch weniger, denn sie

waren die Folge kriegerischer Unternehmungen, welche blutig alles erstatteten. An diese frühern Reiseversuche schlossen sich nun die, Griec an, deren Unternehmungen dadurch einen wissenschaftlichen Charakter nehmen, daß nicht Blut und Gold der Zweck davon war, sondern daß wirklich entdeckt und das Gebiet der Wissenschaft erweitern wollte. Herodotus den frühern Reisen Herodots, welcher viel gesehen hatte, und in seiner Darstellung dem Wege der Erfahrung trenn folgte, außer den fast gleichzeitigen des Hanno und Himilko aus Carthago, kennen wir noch Reisebericht des Skylax aus Caryanda, welcher ungefähr in der Zeit des peloponnesischen Kriegs lebte. Hundert Jahre später lebte Pytheas in Marseille, welcher zuerst astronomische Beobachtungen anwendete, die Lage der Orter genauer zu bestimmen und zwei Reisen nach Norde hin unternommen hat, woraus gewiß mehrere schätzenswerthe Resultate hervorgegangen sind; leider besitzen wir nur einzelne Fragmente davon welche sich in andern Schriften zerstreut finden. Pytheas drang am weitesten im Norden vor bis Thule (Thual bedeutet im Griechischen Norde wahrscheinlich Island, wo ihm besonders die Seelunge (Ereibeis) auffiel, und nordöstlich bis an die Dana, von der er glaubt, sie sey der Landweg, wie ein Canal, das Nordmeer mit dem schwarzen Meer verbindend. Mehr durch die Nachrichten von Alexanders Heereszügen, und durch die Ansicht der Gegenstände, welche dieser große König seinem Lehrer schickte, als durch eigene Reisen belehrt, erweiterte Aristoteles das Gebiet der Länderkunde. Die nun seit Herodotus gesammelten Materialien benutzte bald nach Alexanders Tode Eratosthenes, welche nicht freilich nur aus Strabo kennen, der dreihundert Jahre später (100 v. Chr.) gleichsam eine neue Auflage der Schriften des Eratosthenes in Büchern besorgte. Asien bis an den Indus und Ganges war seit Alexanders Kriegen bekannter geworden, und wurde es immer mehr dadurch, daß diese Eroberungen durch die Entstehung griechisch, macedonischer Reichthum befestigten. Roms Heere ersetzten, was in diesem Zeitalter durch wirklichen Entdeckungstreifen fehlte, und die Schriftsteller benutzten die militärischen Berichte, und erweiterten, auf die frühere Kunde gestützt noch mehr die Kenntniß der Länder. Asien wurde ihnen unmittelbar bekannt, aus Indien erhielten sie einige Handelsnachrichten über Aegypten Afrika eröffnete sich ihnen von Aegypten aus, an der Nordküste hin bis zum Niger, und in Europa lernten sie die pyrenäische Halbinsel, Gallien Deutschland bis an die Elbe, Dazien und Pannonien kennen. Die Völkerzüge der Germanen zeigten uns Länder, welche vorher entweder ganz unbekannt, oder nur in dunkeln Sagen verhüllt gewesen waren. Der Ostrom (Byzanz, Constantinopel, Stambul) kam wieder mit ganz andern unbekanntem Völkern in Berührung, von welchen wir meistens gute Nachrichten auf diesem Wege erhalten haben. An die Byzantiner schlossen sich die Araber an, welche theils durch ihre Heereszüge, theils durch den Handel, theils auf dem Wege der Wissenschaft sehr viel für die nähere Bekanntschaft der Erde gethan haben. Einen Theil des nordöstlichen Asiens, Mittel- und Vorder-Asien, Nord-Afrika und Spanien öffneten ihnen das siegreiche Schwert, und ihre Handelsreisen zur See und zu Lande gingen nach den indischen Inseln, nach Sina und in das Innere von Afrika. Weniger für die wissenschaftliche Bearbeitung der Erdkunde, und vielmehr für die eigentliche Länder- und Völkerkunde, haben sie etwas geleistet. Was die Araber in Osten der bekannten Erde durch ihre Eroberungen dafür wirkten, das thaten im Westen die germanischen Völker als sie aus ihren Wäldern heraustraten, und durch ihren Einfall in

Provinzen des weströmischen Reichs mit der gebildeten sich in nähere Berührung setzten. An Germanier und Araber schloßen sich unmittelbar die **N o r m ä n n e r** an, welche für den hohen Norden das wurden, was jene für den Westen und Osten waren. Aber nicht nur machten sie sich selbst der gebildeten Welt durch ihre Streifzüge bekannt; auch neue, wenn gleich nur zufällige, Entdeckungen haben wir ihnen zu danken. Sie fanden auf ihren Seezügen die **F a r o e r**, **I s l a n d** (schon 861), **G r ö n l a n d** (982), dessen Westküste sogar durch normännische Niederlassungen angebaut wurde, und zwanzig Jahre später fand der Normann **B j ö r n**, durch Sturm südwestlich verschlagen, **W i n l a n d** (Weinland, von den wilden Weintrauben so genannt), wahrscheinlich die östlichsten Küsten von Canada, worauf die ganze Schilderung paßt. In derselben Zeit wurden auch noch weiter nordöstlich zwei Reisen unternommen von den beiden Normännern **O t h e r**, der von Norwegen aus um das Nordcap ins weiße Meer nach **B i a r m e n** (Permien), und **W u l f s t a n**, der von Schleswig aus bis an den finnischen Meerbusen kam. Sehr viel trug auch zur Beförderung der Reisen das Christenthum bei; nicht genug, daß Pilgrime viele Wallfahrten unternahmen, daß die Kreuzzüge das slavische Deutschland und Asien mehr enthüllten, die Päpste schickten selbst Gesandte an die asiatischen Sultane, und später an die Khane der Tataren, um das weitere Vordringen dieser barbarischen Horden dadurch abzuwehren. Und wie viel haben nicht durch ihre Missionsreisen **B o n i f a c i u s** für die Aufhellung Deutschlands (775), der heilige **D t t o** für den slavischen Norden (1124), **A n s g a r i u s** für Schweden gethan! Außer jenen Gesandtschaften, die wir später noch näher anzeigen wollen, kam dem Ritter **J o h. M a n d e v i l l e** aus England 1327 die Lust zu reisen an. **J o h. S c h i l d b e r g e r**, ein deutscher Kriegsknecht, gerieth 1396 bei Nikopolis in türkische, und hernach in mongolische Gefangenschaft, und erhielt dadurch auch Gelegenheit, jene Völker näher kennen zu lernen. Hundert Jahre früher, ungefähr 1270, reiste der Venetianer **M a r c o P o l o** durch ganz Asien bis nach **K h a t a i** (Essna), und gleichzeitig mit Schildberger unternahmen die Brüder **Z e n o**, zwei venetianische Nobili, eine Reise nach dem Norden. Hier schließt sich das einzelne und beschränkte Reisen, und nun beginnt die Periode der absichtlichen Reisen, der wahren **E n t d e c k u n g s r e i s e n**. Bei einem Rückblick auf diese Darstellung werden wir also folgende Perioden der Geschichte der Reisen aufstellen können: 1. das früheste Zeitalter der Phönizier bis auf Herodot, 500 vor Chr.; 2. die Griechen und die Heereszüge der Römer bis 400 nach Chr.; 3. die Germanier und Normänner bis 900 nach Chr.; 4. die Araber und Mongolen bis 1400; 5. Columbus bis auf unsere Zeiten. — Nach der Erfindung des Compasses (zwischen 1250 und 1320 am wahrscheinlichsten) fing auch die Schiffahrt, und mit ihr die Seereisen, durch welche die wichtigsten Entdeckungen gemacht wurden, an, mehr in Aufnahme zu kommen. Die Italiener, und vorzüglich **V e n e d i g** und **G e n u a** gaben darin das erste Beispiel; nur leider hat ihre Handelseifersucht uns viel daran entzogen. Der Gewinn, welchen diese blühenden Staaten durch den Handel erwarben, regte andere Völker zu gleichen Entdeckungstreisen an. Die Portugiesen standen durch ihre Kriege schon früher mit Afrika in Verbindung, und vorzüglich belebte der Infant **D o n H e u r i q u e z**, Herzog von Biseo, auf seinem Schlosse an der algarbischen Küste, den Eifer zu weitem Reisen, so viele Hindernisse ihm auch in den Weg gelegt wurden. **P o r t o S a n t o**, **M a d e r a**, die **A z o r e n** wurden von 1418, 1450 entdeckt; in demselben Jahre fand man den **S e r e g a l**, bald darauf **A r g u i n** (das Kerne der Alten); 1462 kam man

erbließ noch Columbus, und 1486 umfegelte Barthol. Diaz, wief
 die Südspitze von Afrika, die er das Vorgebirge der Stör
 nannte, und die jetzt das der guten Hoffnung heißt. Während
 Portugiesen so thätig waren, den Weg um Afrika nach Indien zu such
 und ihr Sterben durch einen so glücklichen Erfolg belohnt wurde, bedach
 man in Spana auf seinem alten, so beschwerlichen und kostspieligen H
 delsweg, hatte man in Spanien mit den Mauren von Granada so viel
 thun, daß der geniale Columbus nirgends Wehde fand, um seinen El
 einen neuen Weg nach Indien westlich zu suchen, auszuführen. Endl
 unterstützte ihn die spanische Königin Isabella, und er fuhr aus, erblie
 am 12ten October 1492 Land, glaubte Indien gefunden zu haben, weil er
 sich die Ostküste Sibirs so weit an die Meerenge von Gibraltar vorgeru
 dachte, hatte aber die Insel Hispaniola (San Salvador
 und mit ihr Amerika entdeckt. Schon 1498 betrat er auf seiner drittl
 Fahrt wirklich das feste Land. Um dieselbe Zeit kam Joh. Cabot a
 Venedig, der aber in England lebte, nach Newfoundland und Virginia;
 1500 entdeckte Cabral Brasilien, Waldes Terra Firma, Cortes
 Labrador und die nachmalige Hudsonsbay, Ponce de Leon Florida, u
 endlich drang Balboa über Darien, und entdeckte das Südmeer. In
 gründlich Alles in dem kurzen Zeitraum von zwölf Jahren. Man war l
 Schicksal plötzlich gefallen, der die neue Welt noch verhielt hatte; m
 wußte man erst, daß man Amerika und nicht Afrika gefunden habe, daß es
 schon beiden noch ein ungeheures Weltmeer stände, in welchem man ne
 eine zweite neue Welt abate. Im Jahre 1520 umschiffte Fernoal
 Magellan durch die nach ihm benannte Meerenge die Südspitze v
 Amerika, und fand wirklich den westlichen Weg nach Indien. Ma
 und nach trat auch das Innere von Amerika aus seinem Dunkel hi
 vor; Cortes und Vizarro, Almagro, Cortes und De Soto
 sind Männer, welche durch ihre Thaten im Innern von Amerika von 15
 bis 1541 die wichtigsten Entdeckungen machten. Vom nördlichen und ö
 kken Amerika gehen von Franz Drake, Foxdlicher, Hemsker
 Hudson und Wallin die wichtigsten Nachrichten, und zwar in dem si
 gen Zeitraum von 1559 - 1616. Ob nun Afrika mit Amerika zusammen
 hänge, wußte man
 De Soto vom J
 durch eine Entdeckung
 durch diese Reise ist
 1726 dadurch zur un
 tischadalen durch die
 der richtigeren
 und unter andern
 und untersuchten vo
 darauf folgende nordamerikanische Freiheitskrieg enthielt Nordamer
 noch mehr, so wie die Missionarien im südlichen Amerika für eine best
 Anrechnung des Landes thätig waren; aber am vollständigsten und groß
 lichen that dies Alexander von Humboldt. So viel Reisen,
 macht worden sind, um Amerika zu erforschen, wovon wir freilich nur l
 berühmtesten und erfolgreichsten hier anführen konnten; so groß die W
 deute derselben gewesen ist, so wenig ist bisher für die Erforschung v
 Afrika, und besonders seines Innern, geschehen; so wenig haben die A
 sen, welche in jene Gegenden unternommen wurden, ihrer Absicht ents
 den. Die Portugiesen erforschten nur die Küsten, welche der Ostsee m
 lagen; denn ihr Zweck war nur Handel nach Indien, Vor Walco;

Gama wurde die Westküste, und nach ihm die Ostküste untersucht (seit 1497); erst im 16ten Jahrhundert befuhrten sie das rothe Meer. Aegypten wurde wohl von Pilgrimmern noch besucht; aber dennoch blieb die Kenntniß Afrika's nur fragmentarisch, denn sie bezog sich bloß auf seine Küsten. Die Südspitze von Afrika, wo sich die Holländer niedergelassen hatten, wurde zwar von ihnen näher untersucht; aber weiter nördlich drangen erst die Schweden, Sparmann und Thunberg, darauf Le Vaillant und endlich Lichtenstein. Nach Abyssinien und Rubien reiste 1768-1773 James Bruce; kam aber wohl nicht bis zu den Quellen des Nils, obgleich er es behauptet. Die Hoffnung auf eine genauere Kenntniß dieser Länder, welche man von der menschenfreundlichen Colonie der Engländer, die sie 1790 zu Sierra Leona stifteten, hegte, ist noch immer unerfüllt geblieben. Aber im J. 1788 trat in England eine Gesellschaft zusammen, welche Entdeckungen im Innern von Afrika veranlassen wollte. Mit vielen Kosten wurden treffliche Männer zu diesem eben so beschwerlichen, als gefahrvollen Unternehmen ausgerüstet; doch blieb der Erfolg dieser Anstrengungen weit unter der Erwartung. Ledyard, Enslas, Rungo Park, Hornemann und Andere haben nur, außer einigen gelegentlichen Entdeckungen, den Lauf des Nigers bestimmt, und die Gegenden bis zum Königreiche Darfur erforscht. Aber dennoch läßt die afrikanische Gesellschaft zu London den Muth nicht sinken, und neue Reisen werden von ihr veranstaltet. Asien, wohin schon früher die Portugiesen bedeutende Reisen unternommen hatten, wurde später besonders von Engländern und Russen besucht. Schon Vasco de Gama fand 1498 die malabarische Küste, und bis zum Jahre 1542 war fast die ganze südliche Küste mit ihren zahlreichen Inselgruppen, ja auch Japan von den Portugiesen entdeckt. Aber dennoch war nur die Küste bekannt. Dies blieb so, bis in der Mitte des 18ten Jahrhunderts die Engländer den Grund zu ihrer Herrschaft in Indien legten, wodurch auch das Innere Asiens dem gebildeten Europa enthüllt wurde. Im höhern Asien unternahmen die Russen bedeutende Reisen. Im Jahre 1577 ward Sibirien durch den Kosakenhauptmann Jermak Timosejew entdeckt, und der Grund zu seiner Eroberung gelegt; 1639 drang Kopylow bis an die östlichste Küste Asiens vor, und bald darauf fand man auch Kamtschatka. Seit 1745 kamen die Kurilen bis nach Japan hin, die Aleuten und Fuchsinselfn bis an die Küste von Amerika zum Vorschein, und im nördlichen Asien machten auf die Veranstaltung der russischen Regierung Miller, Smelin, Lepywin, Galdenstädt, Falk, aber vor allen Pallas, die wichtigsten Entdeckungstreisen. So wie La Peyrouse den Nordosten näher bestimmte, so enthüllten die Russen durch Gärber, Meinegg und Klapproth den Kaukasus und das kaspische Meer. Die übrigen Gegenden Asiens wurden auch nach und nach bekannter, und zwar Arabien durch Carsten Niebuhr, der es im Auftrage der dänischen Regierung 1761 für die Beförderung einer bessern Bibelklärung besuchte, Persien besonders durch J. Chardin von 1664-1677, Syrien und Palästina durch Pilgrime und Alterthumsforscher. Aber Nordindien, Tibet, und das Innere der größern ostindischen Inseln ist noch immer so gut wie gar nicht bekannt. Das Südmeer war schon den Portugiesen bekannt, welche hier eine neue Welt ahnten, und der französische Rechtsgelehrte Bodinus giebt in seiner Anleitung zur Geschichte 1610 schon fünf Welttheile — Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien — an. Im J. 1511 kamen die Portugiesen nach Neuguinea, und Magelhaons besuchte bei seiner Erdumschiffung gleichfalls das Südmeer. Doch blieben diese Entdeckungen, so wie

die eines Wendes, Windana und Wilrod 1565, 1605 meist benutzte, die die Holländer seit 1615 durch Le Maire, Schout de Ferrige und Lauman Entdeckungstheilen machen ließen, und die Holland, Newzeeland und die Freundschaftsinseln lauden. Dampier's Berichtete zwar 1698 diese neuen Entdeckungen im Südmeer, aber: genauesten erforschte Cook seit 1768 die s neue Welt, so daß ein Vancouver, La Peyrouse und Krusenstern nur wenig ab that. — Wie haben eine sehr gedrängte historische Skizze der bedeutendsten Entdeckungstheilen hier geliefert; denn wer sollte die unermessliche Zahl der verchiedenen Nationen hier erwarten, welche fast von allen Wäldern Europe's zur Erweiterung der Erdkunde und aus andern Gründen aufgenommen worden sind? Was jetzt fehlt es und auch an einer kritischen Darstellung derselben, welche am jedem der Chronologie fortlaufend und o geographisches Bild der Erde entwerfen würde. Vielleicht möchte die die beste Methode des geographischen Studiums für den ersten Unterricht seyn, wenn der, den, in einer ordentlichen vorgeführt (Berlin 1815) der Niemand zu dieser Geographie: Ob Element immer so gründlich, welches sen haben. — Me

die Homer's Nation und enthält die Zeichnung dem jugendlichen Welt in seinen Vorlesungen der Erdkunde Unterricht der Geographie, wie dies mit dem neuen Systeme der räume (wobei jedoch das historische), ohne seine Rücksicht dem Jünglinge der Geographie entgegen. Eine chronologische Darstellung der Reisebeschreibungen mit literarischen und biographischen Nachrichten fehlt und noch nöthig; denn was Engel, Boucher de la Perre und Westmann geliefert haben, ist theils zu unvollkommen, theils nur einzelner Weltreis, und selbst die großen Sammlungen von Reisebeschreibungen, welche Heymann, Sprengel und Andergemacht haben, sind oft planlos und unvollständig bearbeitet. Eben: fehlt und eine kritische Behandlung der Reisebeschreibungen, wo die Entdeckungen verschiedener Nationen, wenn sie auch schon gedruckt wären, die der Darstellung eines und desselben Landes von demselben Schriftsteller und betrachtet und bearbeitet worden wären, wie die verschiedenen Manuscripte eines und desselben alten Classikers, um seinen Text wieder herzustellen. Man wird daher um so weniger eine vollständige Literatur der Reisebeschreibungen erwarten, sondern nur diejenigen Männer, welche durch eine kritische Benutzung der vorhandenen Materialien sich auszeichnen haben. Die mosaischen Urkunden enthalten die erste geographischen Nachrichten, an sie schließt sich Josua (1400 vor Christus), Homer's, Hesiod's unter den frühern Griechen (1000 vor Christus), Herodot und Xenoteles (411 u. 320 vor Christus) unter den spätern Griechen, Hanno unter den Karthagern (420 vor Christus), gehören zu den bekanntesten Reisebeschreibern. Polybios, Hipparchos und Artemidoros fügten dreihundert Jahre später neue Reisebeschreibungen hinzu; Juba, König von Mauritanien, beschrieb Libyen im Zeitalter des Augustus, und Strabo (12 nach Christus) sammelt's Alles, was bisher aufgefunden und erforscht worden war, in einem umfassenden Werke. Pomponius Mela (40 J. nach Chr.) und 30 Jahre später der kaiserliche Philinus, Ptolemaeus unter dem Kaiser Hadrian (160 J. nach Chr.), und Ptolemaeus aus Cyros in Syrien (150 nach Chr.) an seinen Zeitgenossen Ptolemaeus sich anschließen, bestimmen weit genauer die Lage der Länder. Wenn noch diesen die kriti-

wissenschaftliche Bearbeitung der Geographie auch über 1000 Jahre ruhte, so gewann desto mehr die Länderkunde in diesem langen Zeitraum durch treffliche Reisebeschreibungen, unter welchen wir nur folgende nennen wollen: Pausanias (170 nach Chr.), Agathemer (200 n. Chr.), Marcianus aus Heraklea (200 nach Chr.), Agathodamon; in diese Zeit fällt wahrscheinlich auch die peutingersche Erdtafel. Was germanische Völkerzüge und Kreuzfahrten lehrten, das sammelten einzeln die Kirchenväter, aus deren oft höchst mährchenhaften Erzählungen ein ägyptischer Mönch Kosmas, gewöhnlich Indopleustes, Indusfabrer, genannt, obgleich er selbst nur bis Aethiopien kam, ein Werk verfaßte unter dem Titel: Christliche Ortsbeschreibung in zwölf Büchern (550 nach Chr.). Ungefähr zwei Jahrhundert später traf der Erdbeschreiber von Ravenna (Sprengel nennt ihn Guido, jedoch ist dies wohl nur eine Verwechslung mit seinem Volksnamen, denn er war ein Gotthe), dessen Geographie in fünf Büchern wir nur aus dem nachlässigen Auszüge des Galadrolennen. Von Landkarten kommen jetzt schon mehrere Exemplare vor; Carl des Großen Landkarte war eine silberne Tafel. — Ah diese christlichen Erdbeschreiber schloßen sich die arabischen Reisebeschreiber an. Babad und Abuzeid durchwanderten die östlichen Länder Asiens, und haben die Schilderungen dieser Reise uns hinterlassen (851 — 877 nach Chr.). Abu Ischak gab 920 nach Chr. seine Reise von Chorasan bis Sina heraus. Massudi Rothbeddin aus Cairo beschrieb 947 nach Chr. die bekanntesten Königreiche der drei Erdtheile unter dem Titel: die vergoldete Wiese und die Gruben der Edelsteine. Im Jahr 980 beschreibt Ibn Haukal vorzüglich die mahomedanischen Länder. Ungefähr 1140 erschien die Reise der Almagurim (Irrrenden), und 1153 trat der berühmte nubische Erdbeschreiber, der Sherif Edrisi auf. Nur kurz wollen wir noch des Juden Benjamin aus Tudela, des Syriers Ibn al Wardi und des Persers Hamdulah erwähnen, welche von 1160 — 1240 ihre Reisebeschreibungen verfertigten. Ruibroeck (Rubricus), ein Minorit aus Brabant, durchwanderte, als Gesandter Ludwig des Heiligen an den großen Mogul, den größten Theil von Mittelasien, und hat uns schriftlich die höchst interessantesten Resultate seiner Reise hinterlassen. Marco Polo aus Venedig reiste fast 20 Jahre nach Ruibroeck (1270) durch ganz Asien bis nach Khatai (China). 50 Jahre später schrieb Abulfeda, Fürst von Hamah in Syrien, sein geographisches Werk: Beschreibung des Bewohnten. Im Jahr 1390 machten die Brüder Zeno aus Venedig eine Reise nach den Norden, welche einer ihrer Nachkommen beschrieben hat. Auch in dieser Zeit erschienen mehrere Landkarten vom Perser Nassir Eddin, von Picigno, Martino Canudo, Andrea Bianco, Benincasa, Roselli, Brazi, Behaim und Ulug Beg, einem Fürsten Lamerlans in Samarkand. Die erste Landkarte, auf welcher Amerika sich befand, verfertigten die Brüder Aviani, und bald darauf folgte ihnen Ribero. Um diese Zeit (1526) lebte Leo aus Granada, welcher eine Beschreibung Afrika's lieferte. 50 Jahre später gab der berühmte Gerhard Merkator, ein Deutscher, seine Karten heraus, und jetzt geschahen auch die Gradmessungen von Ferrel, Snell, Norwood, Riccioli und Picard von 1550 — 1669, die ersten in Europa, 700 Jahre später, als der arabische Chalif Al Mamun in Asien die erste Gradmessung veranstaltete. — Am Ende des 17ten Jahrhunderts reiste Engelbrecht Kämpfer nach Japan, und hinterließ uns seine Reisebeschreibung, welche heute noch Hauptquelle für manche Gegenden Asiens ist. Im Anfange des 18ten Jahrhunderts sind die Gradmessungen von

Condamine und Mauerer, und die Landkarten von Sanson und Homann vorzüglich auszuzeichnen. Als Geographen sind vorzüglich Büsching und Gatterer, Fabri, Gaspari u. zu nennen, und die Zahl der Reisebeschreibungen nächst seit dieser Zeit zu einer unglaublichen Menge an, so daß Struvs unvollständiges und trodenes Zeichniß derselben, welches nur bis 1785 geht, über 40 Bogen füllt. So groß die Fülle der geographischen Literatur ist, so nothwendig sollten nun Ordnung und Uebersicht in sie bringen, welches am besten durch ein kritisches Verzeichniß des Vorhandenen, und dann durch eine kritisch gearbeitete Reisebeschreibung in alle Theile unserer Erde erreicht werden würde.

Wst.

Reisige, ein altdeutsches Wort, welches so viel als bewaffnete Krieger bedeutet. Daher ehemals die Benennung: reisiger Knecht, gemeiner Krieger zu Pferde.

Reiske (Johann Jacob), ein Philolog von den ausgebreitetsten Kenntnissen, ausgezeichnet durch seinen Eifer und seine rastlose Thätigkeit für die griechische, und besonders für die arabische Literatur. Er war geboren zu Zörbig in Sachsen im J. 1716 (nicht 1717, wie Einige falsch angeben haben, und er selbst eine Zeit lang meinte) den 25ten Decembris und starb den 14ten August 1774 zu Leipzig. Sein Vater, ein armer Ledergerber, konnte für des Sohnes Erziehung wenig thun; dieser blieb daher bis ins zehnte Jahr auf der Stadtschule zu Zörbig, kam dann nach Zösch, wo er mit des dortigen Predigers Söhnen gemeinschaftlichen Privatunterricht genoss, und dann aufs Waisenhaus nach Halle, wo er in beinahe fünf Jahren von 1728 bis 1732 seine Schulstudien vollendete. So trefflich die hallische Anstalt ist und war, so hatte sie doch auf Reiske durch die eingezogene fast klösterliche Erziehung einen minder guten Einfluß, und machte ihn, der von Natur zur Schwermuth und Melancholie geneigt war, nun noch finsterner. In den Schulwissenschaften legte er hier jedoch einen trefflichen Grund, und ging, mit wackern Kenntnissen ausgerüstet, im October 1733 nach Leipzig auf die Universität. Mit Empfehlungen nicht versehen war es dem der Welt unkundigen Jüngling unmöglich, in bessern Zirkeln Zutritt zu erhalten; niedrigen Umgang verschmähend, zog er sich daher als Student fast gänzlich von der Welt zurück, besuchte sogar durchaus kein Collegia, sondern studirte für sich, und ward so im strengsten Sinne des Wortes Autodidact. Da aber niemand seine Privatstudien leitete, so mußten diese natürlich oft unordentlich und seltsam werden. Philosophie, Mathematik und Literatur vernachlässigte er, und widmete seinen ganzen Fleiß den Sprachen. Da er einzig durch eigene Kräfte seine Kenntnisse erlangte, so war er auch von den gewöhnlichen Fehlern der Selbstgelehrten einem hypochondrischen Wesen und einem gewissen eigensinnigen Beharren auf einmal gefaßten Meinungen nicht frei, was ihn in spätern Jahren häufig in Handel verwickelte, und oft zu seinem Schaden gereichte. Während er noch in Leipzig war, bemächtigte sich seiner eine heftige Begierde, die arabische Sprache zu studiren. Was Leipzig ihm an Hülfsmitteln dazu darbot, benutzte er; aber bald genügte ihm dies nicht mehr; er beschloß daher, nach Leyden, dem damaligen Sitze der arabischen Literatur, zu gehen. Nachdem er fünf Jahre in Leipzig (von 200 Thalern während der ganzen Zeit) studirt hatte, trat er 1738 ohne alle Hülfsmittel seine Reise nach Holland an, von der ihm seine Freunde vergebens abriethen. Fast verzweifelte er selbst, dieselbe vollenden zu können. Allein in Hamburg fand er an zwei edlen Männern, dem Pastor Wolf und dem Prof. H. S. Reimarus, Gönner, die ihm die Erreichung des lang ersehnten

Alles möglich machten. In Leyden fand seine Begierde nach der arabischen Literatur vorzügliche Nahrung; durch Schultens stand ihm die Bibliothek offen, die er fleißig benutzte, und mit dem größten Eifer die arabischen Manuscripte derselben abschrieb. Außer Schultens fand er noch an s' Gravesande und d'Orville große Gönner. Letzterer gebrauchte ihn theils zu Uebersetzungen, theils, wie Burmann, zur Correction seiner Werke. Obgleich er sich durch diese und ähnliche Arbeiten hinlänglichen Unterhalt verschaffte, und sie ihm viele Zeit raubten, so trieb er dennoch seine philologischen Studien mit dem größten Eifer. Da er sich aber, nach der damaligen Einrichtung der Universitäten, zu einer der drei Hauptfacultäten bekennen mußte, so bequeme er sich zur Medicin; neben seinen vielen andern Arbeiten trieb er das theoretische Studium der Medicin mit ungemeinem Eifer, so daß er bald darauf von der medicinischen Facultät gratis zum Doctor promovirt wurde. Reiske hatte sowohl wegen seines Fleißes, als wegen seiner Gelehrsamkeit in Leyden den besten Ruf. Es fehlte daher nicht an Anstellungen, die ihm angeboten wurden. Er schlug sie aber aus, da er noch höhere Hoffnungen hatte, die jedoch unersfüllt blieben. Er hätte in Holland glücklich seyn können, wenn er sich nicht durch seinen Eigensinn und seine ungebändigte Kühnheit und Liebe zur Freiheit die zu Feinden gemacht hätte, die ihm wohl wollten. So zerfiel er mit Schultens, da er dessen Methode, die orientalischen Sprachen zu lehren, laut getadelt hatte, verlor d'Orvilles Freundschaft, weil er sich in des alten würdigen Mannes kleine Launen nicht fügen wollte, und zog sich sogar einen sehr üblen Ruf zu, da er nach Burmanns Tode, der ihm noch bei seinen Lebzeiten die Correctur des von ihm edirten Petrosins anvertraut hatte, im Texte dieses Schriftstellers die willkürlichsten Aenderungen, ganz den Absichten des Herausgebers zuwider, vornahm. Ohne Freunde und Gönner und aller Aussichten beraubt, war Holland nun unserm Reiske verhaßt geworden. Im Sommer des Jahrs 1746 kehrte er daher nach Deutschland, und zwar nach Leipzig zurück. Hier waren der guten Aussichten jedoch noch weniger für ihn. Er reiste nach Zörbig, seinem Geburtsorte, und blieb dort bis zum Herbst dieses Jahrs. Auch hier fand sich keine Gelegenheit zu einer Stelle für ihn. Er kam also abermals nach Leipzig, wo er mehrere Jahre hindurch in völliger Dunkelheit lebte. Um seinen Zustand zu verbessern, wollte er anfangen, in Leipzig philologische Collegia zu lesen. Da dies nur dem erlaubt ist, der die leipziger Magisterwürde hat, so hielt er mehrmals um dieselbe an. Man verweigerte sie ihm aber stets, unter dem Vorwande, man könne dieselbe keinem ertheilen, der schon von einer andern Universität in einer höhern Facultät promovirt sey. Endlich erhielt er zwar im Jahr 1748 durch die Gnade des Churfürsten den Titel eines Professors der arabischen Sprache, kam aber nie dazu, ein Collegium zu Stande zu bringen. Seinen dürftigen Unterhalt erwarb er sich durch Privatunterricht, durch Bücherschreiben, durch Corrigiren, durch Uebersetzen und durch Aufsätze in einigen kritischen Journalen, vorzüglich den Act. Eruditorum. Von allen diesen Arbeiten hätte jeder andre Gelehrte vielleicht sich recht gut nähren können, nur Reiske war dies unmöglich, der fast seinen ganzen Verdienst zum Ankauf der trefflichsten Bücher, vorzüglich in der griechischen und arabischen Literatur, verwendete, der die Werke, die er herausgab, alle auf seine Kosten drucken ließ, und statt Gewinnst von seinen Schriften zu ziehn, stets den größten Verlust sich dadurch zuzog. So lebte er also immer unter ängstlichen Nahrungsforgen. Im Jahr 1756 machte er eine Reise nach Dresden, wo er sich durch eine glückliche Erklärung einer arabischen

seinen Zustriß den Professoren von Wackerbarth zum Freunde und
 der ihn bald darauf durch sein Vorsehn in eine wenigstens etwas glückliche
 Lage versetzte. Denn hier war es vorzüglich, der Metelen im J. 17
 wo er durch den damals wüthenden Krieg in die änderste Pforten
 gesetzt war, aus seiner Noth rief, und durch seinen Einfluß ihm die erled
 Doctorstelle an der St. Nicolai-Schule zu Leipzig verschaffte, die seine
 de ihm Recht zu machen suchten. Etwähn Jahre hindurch verwal
 Meißle dies Amt mit Euse und Gewissenhaftigkeit, und so, daß wo
 seine zahlreichen literarischen Arbeiten, die er während seines Rectoren
 des herausgab, seinen Verdiensten, noch diese seinen Ehrtri
 schaden. Im Jahr 1763 vermählte er sich mit Ernestine Edel
 so Müller, einer Frau von seltenen Eigenschaften, und einer
 Welcher ganz ungewöhnlichen Melchrsamkeit. Sie war es, die ihm i
 wüthendes Leben erhellerte, ja sogar ihm bei der Herausgabe sei
 Werke, vorzüglich der gelehrlichen Autoren, die sie selbst las, half, sei
 die von ihm angefangenen Arbeiten noch nach seinem Tode fortsetzte, u
 ihm die Leiden der langwierigen Krankheit, die seine letzten Lebensja
 verblüdete, und sein Leben im Jahr 1774 erblüete, verblüete. — Von i
 gelehrlichen Schriften Meißle's können hier nur die vorzüglichsten im
 Tag finden. Wie einzelnen arabischen Schriften, die er herausg
 gegeben, würde zu weit führen. Bemerkenswerth ist vorzüglich i
 Sammlung etlicher arabischen Sprichwörter, die von Eledern bergewo
 men sind, Leipzig, 1753. 4. u. a. Schriften über die arabische Literatur. S
 ne Anmutig des Arabischen wandte er vorzüglich auch auf die hebräische
 Opera an, ging aber hierin zu weit, wie die nach seinem Tode heraus
 gegebenen Conjecturas in Jobum et Proverbia Salomonis, Lips. 177
 8 beweisen, in

neuern Philologe
 den sind. Die
 Kreisch sind s
 Wände, 4), dr
 des Plutarch (12
 Salustius (6 B
 Epon (2 Wände
 seinen kritischen
 Gronovii auctore
 herauskommen, und in denen eine große Anzahl von Stellen aus den gri
 chischen Classikern verbessert worden. Er hielt diese Bemerkungen sehr
 für sein bestes Werk. Manche der sowohl hierin als in den Anmerkunge
 zu den von ihm herausgegebenen Autoren aufgestellten Conjecturen habe
 zwar, als Zeugnisse des Augenblicks, wenig Haltbarkeit, aber die
 werden durch eben so viele, die den Stempel der Wahrheit und Wahr
 heit unverkennbar an sich tragen, hinlänglich aufgewogen. Wenige
 glücklich war er als Uebersetzer; der Uebersetzung wenigstens, die er vo
 des Demosthenes und Ciceros Leben in den Jahren 1762 u. f. in Leipzig
 in 5 Bänden herausgab, fehlt es völlig an Geschmack und Genauig, ol
 gleich man ihr den Vorzug der Euse und Wichtigkeit nicht abspreschen kann
 — Die zahlreiche Sammlung von trefflichen, vorzüglich arabischen My
 nuscripten, die Meißle während seines ganzen Lebens mit dem größten
 Aufwande von Mühe und Kosten theils selbst abgeschrieben, theils an
 gekauft hatte, erstand nach Meißle's Tode von dessen Witwe der große W

*) Die Ausgaben des Plutarch und Cicero's v. Salust. wurden nach ihrem Tode
 aus ihrem hinterlassenen Vermögen unter Aufsicht seiner Witwe fortgesetzt.

Wäher der Wissenschaften Suhm (in Copenhagen), und mehrere derselben sind später herausgegeben, wie z. B. Abulfodae Annales Moslonici arabico et latine (wovon die Herausgabe durch Adler besorgt wurde), Copenhagen 1789: 1794, 5 Bände, 4. — Reiske hat sein Leben selbst beschrieben, und dies mit einer so seltenen Unparteilichkeit und Offenherzigkeit im Bekennen seiner Schwächen und Fehler, daß man sich unwillkürlich zur Bewunderung des edlen Charakters und der Wahrheitsliebe dieses Mannes hingezogen fühlt. Frau Reiske hat diese Lebensbeschreibung, die sie bis zum Sterbetag ihres Mannes fortsetzte, im Jahr 1783 zu Leipzig herausgegeben. Mit dieser Selbstbiographie vergleicht die treffliche vita I. I. R. von S. F. R. Morus (Leipzig 1777, 8.) verglichen zu werden.

x. n. d.

Reißblei, eine Gattung des Graphit (s. d.). Dieses Mineral, das einen bleiartigen Strich gibt, und daher zu Bleistiften verbraucht wird, findet sich in England, Deutschland, Spanien u. s. w.

Reiterei, s. Cavallerie.

Reitkunst. Diese Kunst besteht in dem Inbegriff derjenigen Kenntnisse, die zur Ausübung des Reitens in der gehörigen körperlichen Haltung, und zur Angewöhnung und Abrihtung eines Pferdes zum Reiten erfordert werden. Da auch die ausführlichste Theorie dieser Kunst ohne praktische Anleitung für den Nichtkenner unverständlich bleibt, und da überdies die Methoden der Reitkünstler selbst von einander gar sehr abweichen, so würde es unzweckmäßig seyn, hier die Skizze einer Theorie der Reitkunst zu liefern. Wir beschränken uns daher bloß hier in historischer Rücksicht Einiges anzuführen. Schon in den ältesten Zeiten bediente man sich nicht nur der Pferde, sondern auch anderer Thiere zum Reiten. Wer das Reiten aber zuerst erfand, ist ungewiß. Einige schreiben diese Erfindung dem Orus, einem Sohne des Osiris, andere aber dem Sesostris zu. Die Reitkunst, als Kunst betrachtet, hat Italien zum Vaterlande. In Neapel wurde die erste Ritterakademie, wo man das Reiten lehrte, errichtet. Federico Grisani war der erste, der in Italien von dieser Kunst schrieb. Durch seine Schüler kam sie unter Heinrich VIII. nach England, wo sich der Herzog von Newcastle durch ein Reitbuch bekannt machte. So ward die Reitkunst gleichfalls, von Italien aus, durch Vignatelli's Schüler nach Frankreich verpflanzt, wo Pluvinel und La Bruque zuerst in französischer Sprache darüber schrieben. Wir Deutsche haben viele vorzügliche Werke, die Reitkunst betreffend, von Seyfert von Tenneker, Bouwlinghausen von Wallmerode, von Sind u. m. A.

Reizbarkeit ist die Eigenschaft des thierischen Körpers, Bewegungen zu vollbringen, die nicht auf mechanische Weise, durch Druck, Stoß, Dehnung &c. erklärt werden können, sondern durch Reize, d. h. dynamisch einwirkende Ursachen erregt werden. Gewöhnlich wird sie eine Kraft genannt; man verbindet aber mit diesem Worte jetzt hin und wieder so dunkle Begriffe, daß wir den Ausdruck Eigenschaft vorgezogen haben. — Man hatte früher die Bewegungen des Thieres auf mechanische Weise durch die Elastizität, und auf dynamische Art durch unmittelbaren Einfluß der Lebensgeister (oder Nerven thätigkeit) erklärt. Albrecht von Haller unterschied von diesen beiden die eingepflanzte Kraft der Muskeln, die Reizbarkeit oder Irritabilität; stellte eine Menge von Versuchen an lebendig geöffneten oder frisch getödteten Thieren an, um zu bestimmen, welchen Theilen des Körpers die Reizbarkeit, und welchen die Nerven kraft zukomme; suchte die verschiedenen Grade der Reizbarkeit an einzelnen Theilen zu erforschen und ist als der Schöpfer dieser Lehre anzusehen, die

zu und nach seiner Zeit eine Menge Aerzte beschäftigte, eine Menge Anhänger und Gegner fand. Vorzüglich aber beschäftigte das Verhältniß der Reizbarkeit und Nervenkraft (Irritabilität und Sensibilität) die Denker. Wegzuläugnen waren die hallerschen Erfahrungen gar nicht, sondern nur in einzelnen Theilen zu berichtigen, zu ergänzen und weiter verfolgen. Einige Aerzte aber sahen auch die Reizbarkeit, so wie alle andern Erscheinungen des Organismus, als abhängig von der Nerventhätigkeit an, und so entstand die sogenannte Nerventheorie; andere faßten Nerventhätigkeit und Reizbarkeit unter den allgemeinen Begriff der Lebenskraft zusammen. Da denn nun aber nach und nach das Spiel aller Kräfte, die den Organen nur inhäriren, keineswegs mit ihnen ein und dasselbe seyn sollten, verdächtig und müßig werden mußte, so faßte Brown beide Begriffe der Sensibilität und Irritabilität unter den Namen der Erregbarkeit zusammen, und stellte denselben als das Princip seines berühmten gewordenen Systems auf. Doch konnte sich auf dieser Höhe nicht so einseitige Begriff der Reizbarkeit, der in der Erregbarkeit nur weit ausgedehnt erscheint, nicht erhalten, und indem in den neuesten Zeiten die Idee des Lebens über alle diese Begriffe gestellt wurde, mußte auch die Reizbarkeit als eine Aeußerungsart derselben Idee erscheinen, und wurde so auf die ihr eigenthümlichen Phänomene beschränkt, ohne weder in andern Lebensäußerungen gezwungen unter dieselbe subsumirt noch wegläugnen zu wollen. Sie führt auch in dieser Beschränkung nicht den Namen der Irritabilität, und wird als die Grundäußerung der Idee des Lebens bestimmt, durch welche organische, lebendige, d. h. freie Bewegungen möglich werden. — Bezieht die Reproduction sich vorzugsweise auf den Raum, den sie in seiner Mischung zu erhalten sucht; so erscheint dieser in den irritablen Functionen nur als Behälter, als *conditio sine qua non*. er wird in seiner Lage zwar verändert durch die Veränderungen des Raums, des Organs. Dies ist daher da, wo es irritablen Functionen, Bewegungen vollzieht, nach einem andern Typus gebildet als die reproductiven Organe; die längliche Fasernbildung ist der Irritabilität eigenthümlich; es ist dieselbe in den Organen ganz vorzüglich sichtbar, wo die Irritabilität am kräftigsten sich äußert, in den Muskeln nämlich und im Herzen. Auch in den Arterien, vorzüglich in den größern Stämmen derselben und in den Muskelhäuten der Eingeweide ist dieselbe Bildung sichtbar, und da auch zu vermuthen, wo sie, wie in den Venen und Lymphgefäßen (in denen auch die Bewegung nicht sichtbar ist, vielleicht wegen Kleinheit und der weißen Farbe nicht in die Augen fällt). Nur in einem Organe, das dessen ungeachtet sehr lebhaft Bewegungen äußert, in dem Uterus nämlich, hatte man sie nicht entdeckt, hier treffen aber ganz andere Geseze zusammen, die die Bildung dieses Organes abändern, und so eine Ausnahme nöthig machen. — Die Längenausdehnung einer jeden Faser bringt nothwendig zwei Enden derselben hervor, die sich auch bei den kreisrunden nicht berühren. Diese beiden Enden stehen in Polarität gegen einander, so wie überhaupt das Gesez der Polarität und die Antithesen sich in der Irritabilität ganz besonders vorfinden. Wird nun durch irgend etwas Aeußeres eine Faser gereizt, d. h. in Thätigkeit gesetzt, so tritt eben jene Polarität hervor, und äußert sich durch abwechselnde Zusammenziehung und Ausdehnung der Faser oder der Fasernbündel, die zugleich gereizt wurden. Man ist gewohnt, die Zusammenziehung allein als Ausdruck der Thätigkeit anzusehen; unsere Darstellung lehrt, daß dieselbe sich auch in der Ausdehnung äußert. In

den mehresten Muskeln erscheint die Zusammenziehung freilich als Zweck, in einigen, den Schließmuskeln, aber auch die Ausdehnung. Ein ähnlicher Gegensatz findet sich auch in der Anordnung der Muskeln, die sich einander entgegenwirken, und von denen die einen ausgedehnt werden, wenn die andern sich zusammenziehen. Durch diese abwechselnde Ausdehnung und Zusammenziehung werden denn alle Bewegungen hervorgerufen, die nur existiren. Sie gehen ohne Unterlaß von Statten da, wo die Irritabilität in die Reproduction eingreift, die selbst nie ruhen darf, so in den Unterleibseingeweißen; den Gefäßen und in der Respiration. In den sogenannten willkürlichen Bewegungen dagegen, die sich näher an die Sensibilität anschließen, bedarf die Irritabilität oder Sensibilität oder beide zugleich der Ruhe und des Schlafes. — Die Reize selbst, die die Aeußerungen der Reizbarkeit oder Irritabilität hervorrufen, sind sehr mannichfaltig. Dahin gehört in den Gefäßen das Blut und andere Flüssigkeiten, die sich in ihnen befinden; die Flüssigkeiten des Darmcanals sind Reize für die Muskelhaut desselben, die Luft und der Instinct für die Muskeln der Respiration; der letzte oder der Wille für die gewöhnlich sogenannte willkürlichen Muskelbewegungen. Auch manche krankhafte Reize, die bald das Organ selbst unmittelbar berühren, bald durch Sympathie auf dasselbe einwirken, bringen krankhafte Bewegungen, die Krämpfe, hervor. In allen diesen Bewegungen ist der Einfluß des Nervensystems eben so *conditio sine qua non*, als die gehörige Ernährung der bewegenden und bewegten Organe. B. P.

Relativ ist dem Absoluten (s. d. Art.) entgegengesetzt, da es nur bedingungs-, vergleichsweise, nicht wie dieses schlechteres Dings bestimmt ist. Jede Größe oder besondere Merkmale irdischer Dinge sind für uns relativ. So ist die Flüssigkeit des Wassers nur relativ, da sie größer als die des Oels z. B., geringer als die der Luft ist. Die Größe der Erde ist gegen viele andre Dinge bedeutend, unbedeutend aber gegen die Sonnensysteme, von deren Einem sie einen kleinen Punkt bildet.

Relegation, Verbannung, war eine bei den Römern, besonders unter den Kaisern, eingeführte Strafe, und erstreckte sich manchmal auf die ganze Lebenszeit, manchmal nur auf gewisse Jahre. Ein erhöhter Grad dieser Bestrafungsart ist das Exilium, das mit der Verbannung noch bürgerliche Verachtung einschloß (s. d. Art. Exil). Auf unsern Akademien wird mit Relegation der Studirende bestraft, der den Gesetzen der Universität entgegen handelt; doch ist diese Relegation nicht, wie die bei den Römern, mit dem Verlust staatsbürgerlicher Rechte verbunden.

Relief. In der Bildhauerkunst jedes Werk, das rundum ausgehauen ist, frei steht; wie Statuen z. B. — Auch wird mit dem Wort Relief erhabene Arbeit bezeichnet. (Vergl. den Art. Basrelief.)

Religion. Religionsgeschichte. Es gibt keinen gebildeten Menschen, dem der heilige Gegenstand fremd wäre, welcher jenen Namen führt; und obwohl dieser vielfach-gedeutete Name erst von den Römern seinen Ursprung ableitet, so ist die Sache doch, die Religion selbst, so alt als der Mensch und sein Verhältniß zu Gott, den sie voraussetzt. Wir können von ihr keine wahre Kenntniß von außen erhalten, sondern sie muß in uns leben und herrschen, wenn wir von ihrer Wahrheit überzeugt seyn sollen. Sie gründet sich auf eine dem Menschen eigenthümliche Anlage, welche wir die religiöse nennen. Indem nämlich der Mensch durch die ihm verliehene Natur nicht bloß in ein Verhältniß zur Gottheit gestellt ist, sondern auch dasselbe zu ahnen und zu erkennen vermag,

ist ihm die Religion durch seine Anlage möglich gemacht. Es ist Göttliches in uns, eine höhere Natur, die ihren Ursprung ahnet, auf den vollkommenen Schöpfer hinweist, eine höhere Natur, die zu höchsten sich erhebt und mit ihr sich zu vereinigen strebt. Und es ist Göttliches über uns, was sich in der Welt, als dem Abglanz seiner Herrlichkeit, und in der Vernunft dem Menschen offenbart. Wo der Mensch im Gefühl seiner in der Sinnenwelt beschränkten Natur vor der höhern Macht, die über ihn waltet, demüthigt, im Gefühl Freiheit und des Bewußtseyns aber, und durch den ihm verliehenen Dank seines Schöpfers sich zu demselben frei erhebt, und in der Benutzung der Dinge seinen geoffenbarten Willen anerkennt, da ist wahre Religion. Religion ist daher die Richtung des Gemüths auf die Gottheit, und sie beruht also eines Theils auf der Freiheit des Menschen, der sich über das bloß Irdische erhebt, und die Strahlen der Gottheit mit Bewußtseyn aufnimmt, andern Theils auf der durch verliehene Freiheit und Vernunft sich offenbarende Gottheit, denn die Idee Gottes — die höchste unserer Vernunftkenntniß, — kann nicht als Offenbarung der Gottheit angesehen werden, und ist aus keiner andern abzuleiten. Aber die religiöse Anlage entwickelt sich verschieden, und so ist auch die Religion nach der geistigen Verschiedenheit der Menschen verschieden. Diese Verschiedenheit aber zeigt sich in der Mittheilung und Darstellung, zu welcher das lebendige Gefühl des Höchsten den Menschen antreibt, nämlich in den Religionslehren und Ansichten und in dem Religionscultus (d. i. in denjenigen äußern Handlungen, durch welche die Gottesverehrung sich ausdrückt). Diese Ausdrucksmittel der Religion sind zugleich das Band, welches die Menschheit in größern oder kleinern Massen zu gemeinschaftlicher Befriedigung des religiösen Bedürfnisses und zur Erweckung der innern Religion verbindet, so wie das Zeichen, an welchem die Bekenner einer Religion sich erkennen. Und hierauf beruht auch der Begriff einer positiven Religion. — Sie ist eine durch die verschiedene Entwicklung der religiösen Anlage bedingte, durch eigenthümliche Ansichten über das Verhältnis der Menschen zu Gott, und ihre Bestimmung, so wie durch eigenthümliche Gebräuche und Symbole der Gottesverehrung modificirte, und unter einer Menschenmasse herrschende Religion. Sie wird letzteres durch religiöse Tradition (wie viele heidnische Religionen), oder durch die überwiegende Geisteskraft und religiöse Anschauung großer Männer, welche Familien, Stämme, Völker, ja die Menschheit zu gleicher Gesinnung und Verehrung mit unsichtbarer Macht fortreißen und verbinden. Sie wird es ferner, wenn ihre Ausübung vom Staate beschützt oder geheiligt wird. Aus dem vorigen geht zugleich hervor, daß der Begriff der positiven Religion dem der Vernunftreligion nicht widerspricht, da jede wahre Religion auf Vernunft oder religiöse Anlage gegründet ist, und die Religion überhaupt in ihrer Ausprägung stets positiv wird, indem die Ansichten und Handlungsweisen der Menschen verschiedenen Einfluß auf sie haben. Ja es giebt unter keinem Volke eine natürliche, oder Vernunftreligion, wenn dies eine Religion bedeutet, ohne alle Mittheilungs- und Darstellungsformen sich entwickelte, wohl aber eine natürliche Theologie oder besser eine Religionsphilosophie, welche das Grundwesen aller Religion und die inneren und äußern Bedingungen ihrer mannichfaltigen Entwicklung zum Gegenstande hat. Seht man aber die natürliche Religion der geoffenbarten entgegen, so vergißt man entweder, daß das Höchste überhaupt be-

Menschen nur durch Offenbarung zugänglich ist, oder man versteht unter der geoffenbarten Religion eine solche, deren Ursprung und Verbreitung ein besonderes Eingreifen der Gottheit in den Lauf der religiösen Entwicklung seine specielle oder außerordentliche Offenbarung voraussetzt und unter natürlicher Religion nur solche (auch positive) Religion, deren Ursprung in der bloßen Selbstthätigkeit des Geistes beruht. Die erstere Ansicht begründet den theologischen Supernaturalismus, die zweite den Naturalismus oder Rationalismus (s. d. Art. u. d. Art. Offenbarung). Die historische Darstellung aber, oder die Erzählung von der Entwicklung der religiösen Anlage unter den Völkern ist die Religionsgeschichte. Sie ist allgemeine Religionsgeschichte, wenn sie die religiöse Entwicklung der Menschheit überhaupt, und mithin die Entstehung und Verbreitung der wichtigsten und bekanntesten Religionen zum Gegenstand ihrer Darstellung hat. Sie zeigt, wie die von Gott ins Daseyn gerufene und erzogene Menschheit sich mit frischem und unverdorbenem Gefühl des Kindes zu ihrem Schöpfer gewendet, (Urreligion); darauf aber nach entstandener Herrschaft der Sinnlichkeit (Sündenfall), der Blick sich in die Mannichfaltigkeit der geschaffenen Dinge verloren und von Gott abgewendet habe (Periode des in der alten Welt herrschenden Polytheismus, Pantheismus, Naturalismus, Heidenthum), und wie dann ferner auf den Denkmälern jener Urreligion, die sich in dem beschränkten Monotheismus der Juden erhalten hatten, sich eine neue Offenbarung erhob, welche die Kinder zum Vater zurückführte, und den Glauben an den einzigen, heiligen Gott in alle Welt verbreitete, (Periode des in der neuen Zeit herrschenden Monotheismus der christlichen Religion). Sie zeigt insbesondere, wie die hier angeführten Hauptformen der Religion durch Verstand, Phantasie, und andere hervorstehende Kräfte, so wie überhaupt durch die Lage und den Charakter der Nationen und Völker eigenthümlich gestaltet worden. Die specielle Religionsgeschichte bildet die historische Darstellung einzelner religiöser Erscheinungen und Thatsachen genauer aus. Zu ihr gehört z. B. die christliche Kirchengeschichte. Intoleranz und Indifferentismus sind die Klippen, an welchen die Religionsgeschichte gewöhnlich scheitert, um so mehr, da keine Ueberzeugung so tief in das innere Leben des Menschen eingreift und in demselben wurzelt, als die religiöse. Mit der Unparteilichkeit, welche die Geschichte überhaupt erfordert, verträgt es sich aber vollkommen, die christliche Religion als den Mittelpunkt der Religionsgeschichte hervorzuheben, da dieselbe der aller Religionsgeschichte zum Grunde liegenden Idee der Religion durch den reinsten Monotheismus, welcher ihr Princip ist, am nächsten kommt, da hingegen der Mosaismus oder das Judenthum den Einzigen mehr als Stammgott mit Opfer- und Ceremoniendienst verehrt. Wer in Hinsicht jener Idee mit dem Verfasser dieses Artikels übereinstimmt, der kann die weitere Ausführung dieser Ansicht in seiner Schrift: Reden über die Religion (Sulzbach 1813, 8.) finden. Ueber einzelne Religionen aber siehe die besondern Artikel.

T.

Religionseid s. Symbolische Bücher.

Religionsfriede. Seit Maximilians I. Tode (1519) war die Freiheit Deutschlands mehr als je gefährdet, denn den neu erwählten Kaiser Carl V., den feurigen, ehrgeizigen neunzehnjährigen Jüngling, der außer seinen deutschen Erblanden auch Spanien nebst Navarra, die Niederlande, Neapel und selbst mehrere Küstenstädte der Barbarei, so

wie weifläufige Landstriche in Amerika beherrschte, beschäftigten hoch fliegende Pläne, seine Macht und Herrschaft, wie sie seit der Römer Zeiten kein Fürst in Europa besessen, noch zu vergrößern, und es mußte wohl auch sein angelegentlichster Wunsch seyn, über Deutschlands inner Stärke, wiewohl er durch seine Gesandten die Wahlcapitulatio in seinem Namen hatte beschworen und unterzeichnen lassen, uneingeschränkt gebieten zu können. So lange aber noch sein mächtiger Mitbewerber um die Kaisermürde, der hochgepriesene König von Frankreich Franz I. nicht gedemüthigt war, hatte Deutschland wegen seiner Freiheit von ihm noch wenig zu fürchten. Am meisten mußte er in dieser Zeit den Churfürsten von Sachsen schonen, wenn er seiner Großmuth auch nicht schon die Kaiserkrone zu verdanken gehabt hätte; denn Friedrich der Weise war der mächtigste Fürst des Reichs, der auch an die übrigen Glieder desselben einen entscheidenden Einfluß besaß: hätte Carl gleich beim Antritt seiner Regierung ihn beleidigt und seine Rechte gekränkt, so würde er das ganze Reich gegen sich in Bewegung gesetzt haben. Doch durfte Carl, wenn anders seine kühnen Entwürfe ihm gelingen sollten, auch den Papst nicht vor den Kopf stoßen, da dessen Hülfe ihm in dem bevorstehenden Kriege mit Frankreich nicht unwichtig seyn konnte. Aus dieser Rücksicht erklärten sich die ersten Schritte, die Carl in Luthers Angelegenheit that; warum er sich zwar gegen die vor kurzem begonnene Reformation öffentlich erklärte, und doch zu ihrer Unterdrückung keine durchdringenderen Maßregeln ergriff. Als aber das französische Heer in der unglücklichen Schlacht bei Pavia (den 24sten Febr. 1525) völlig geschlagen und Franz selbst gefangen worden war, da konnte der Kaiser, dem das Glück über alles Erwarten jetzt günstig gewesen, auch an die Erfüllung seiner kühnsten Wünsche in Hinsicht auf Deutschland denken. Lange möchten wohl diese Entwürfe in seiner Seele gelegen haben, aber jetzt traten sie hervor, weiter entwickelt, gebildet und geordnet, und er suchte nun die Ausführung derselben, mehr als zwanzig Jahre hindurch, wider alle sich ihm oft unerwartet entgegenstellenden Hindernisse und Schwierigkeiten, mit standhaftem Muthe und fester Beharrlichkeit zu erreichen. Die vermeinten Religionsirrungen der damaligen Zeit schienen ihm die Mittel dazu von selbst in die Hände zu geben. Fast die Hälfte der Reichsstände war der lutherischen Lehre zugethan, als Kaiser aber sollte er ja für die Erhaltung der reinen Lehre Sorge tragen, dies gab ihm also den besten Vorwand, diese Stände zu bekriegen, und seinem Willen zu unterwerfen. Nahmen nun die catholischen Reichsstände an der Bekämpfung der lutherischen Partei Antheil, oder noch besser, ließen sie sich dazu reizen, ohne daß er selbst daran verwickelt wurde, oder daß er im Nothfall ihre Macht nur wenig zu verstärken brauchte, und hatten sie dabei ihre Kräfte geschwächt, dann konnte es ihm ja eben nicht mehr schwer seyn, auch sie sich unterwürfig zu machen. Die Unterdrückung der lutherischen Lehre war also jetzt das Hauptziel seines Strebens, und er that deswegen nun auch, so weit es ihm nur andre zu berücksichtigende Umstände zu gestatten schienen, einige gewaltsamere Schritte. Die damalige Lage der Sachen in Deutschland schien seine Absichten zu begünstigen, denn durch die furchtbaren Bauernunruhen und den von dem schwärmerischen Thomas Münzer erregten Aufstand des niederen Volks in Thüringen war die Reformation, der man beides zuschrieb, bei den catholischen Fürsten noch mehr in Mißcredit gekommen, und mehrere derselben schienen deswegen Carlu zu seinem Unternehmen willig die Hand bieten

zu wollen. Doch der feurige, die Reformation begünstigende junge Landgraf von Hessen, Philipp, der die drohende Gefahr wahrnahm, brachte es durch seine dringenden Vorstellungen bei dem neuen Churfürsten von Sachsen, Johann dem Beständigen, so weit, daß er mit ihm zur Vertheidigung der angenommenen Lehre den 4ten Mai 1526 zu Torgau ein Bündniß schloß, welchem einige Monate darauf auch andre Stände des Reichs beitraten. Dadurch mutziger geworden, handelte man auf dem Reichstage zu Speier 1526 mit fester Entschlossenheit und Standhaftigkeit, und gab dadurch auch andern lutherischen, dem Bündniß noch nicht beigetretenen Ständen Muth, sich freier und unbefangener zu erklären. Auch selbst catholische Stände, welche die innere Ruhe Deutschlands nicht gerne gestört wissen wollten, widersetzten sich der Erneuerung des zu Worms 1521 gegen Luther und seine Anhänger gegebenen Edicts. Ueberhaupt vereinigten sich zu dieser Zeit noch mehrere Umstände, vornehmlich ein Einfall der Türken in das für Ferdinand, dem Bruder des Kaisers, zu hoffende Königreich Ungarn, ein neuer bevorstehender Krieg mit Frankreich und Mißthelligkeiten mit dem Papste, daß Carl der lutherischen Partei Ruhe lassen mußte. Größere Gefahr drohte ihr aber, als er diese Angelegenheiten glücklich wieder beendigt hatte; sie legte aber auf dem Reichstage zu Speier 1529 dem ihr ungnostigen Reichsabschiede eine förmliche Protestation ein (wovon sie den Namen der protestantischen Partei erhielt), und suchte ihr Bündniß noch mehr zu befestigen. Nach mehreren fruchtlos beschwungen zu Rothach, Schwabach, Schmalkalden und Nürnberg gehaltenen Versammlungen kam endlich, als der Reichstag zu Augsburg im folgenden Jahre, auf dem sie dem Kaiser ihre Confession übergaben, und was bald darauf geschah, ihre Besorgnisse wegen der Zukunft noch erhöht hatten, im März des Jahres 1531 zu Schmalkalden ein Bündniß auf sechs Jahre zu Stande, das von neun Fürsten und elf Reichsstädten unterschrieben ward, bald aber durch den Zutritt mehrerer andern Stände eine noch größere Ausdehnung erhielt, wiewohl die reformirte Partei, trotz aller Bemühungen des Landgrafen von Hessen, davon noch ausgeschlossen wurde. Der Kaiser, dem es nun klar geworden war, daß er auf die catholischen Reichsfürsten, wenn er selbst nicht an der Bekämpfung der Protestanten thätigen Antheil nehmen wollte, nicht sicher rechnen könne, und jetzt nicht in der Lage war, diese anzugreifen, besonders da die Türken mit einem neuen Einfall in Ungarn drohten, sah sich genöthigt, die Ausführung seiner Absichten noch weiter hinaus zu verschieben. Er ließ daher mit den Protestanten Unterhandlungen anknüpfen, und so ward denn 1532 der erste Nürnberger Religionsfriede geschlossen, der den 23ten Juli von den Protestanten angenommen und unterzeichnet, und den 2ten Aug. von dem Kaiser in Regensburg bestätigt wurde. Durch diesen Frieden erhielten die Protestanten nichts, als was sie schon besaßen, und dies nicht gewisser, als wie sie es schon hatten; der Kaiser aber alles, was er wünschte. Denn man verpflichtete sich gegenseitig nur zur Enthaltung von allen Feindseligkeiten bis zu einem künftigen Concilio, oder, wenn dies nicht zu Stande kommen sollte, zu einem aufs neue anzustellenden Vergleich. Das war für den Kaiser ungemein wichtig, da er so die Gewißheit erhielt, daß man ihn jetzt nicht angreifen würde, für die Protestanten aber mußte es völlig gleichgültig seyn, weil der Kaiser sich zu jener Zeit in einer Lage befand, wo ihm ein Krieg mit ihnen unmöglich war. Ueber die Forderungen aber, deren Bewilligung die Protestanten verlangt hats

ten, wie über die freie Ausübung ihrer Religion, nicht nur in ihren eignen Gebieten, sondern auch mit gewissen Einschränkungen außer den selben, über die Kirchengüter und die bischöfliche Jurisdiction, wovon alles in dem Zustande bleiben sollte, in dem es sich jetzt bei ihnen befände, über die Suspension der Prozesse in Glaubenssachen bei den Reichsgerichten, und über die Zulassung der augsburgischen Confessionsverwandten zum Kammergericht hatten sich die Friedensvermittler des Kaisers ziemlich zweideutig und unbestimmt geäußert. Zwar konnten die Protestanten aus den Erklärungen derselben über die Kirchengüter und die Jurisdiction der Bischöfe eine Genehmigung herleiten, und wegen der Suspension der Prozesse in Religionsangelegenheiten bei den Reichsgerichten einige Hoffnung fassen, in Ansehung der übrigen Punkte aber sollte alles auf die Entscheidung des Kaisers ankommen, doch so, daß, was auch dieser darüber verfügen würde, der geschlossene Frieden kein Abbruch geschehe. Von Seiten der Protestanten ging man diesen Frieden ein, weil man sich nicht durch eine Weigerung noch verhaßter machen wollte, als man schon war, und weil man doch dadurch auf einige Zeit wieder Ruhe und Sicherheit erlangt angreifen wollte man nun einmal den Kaiser nicht, denn das war von den Theologen als eine Gewissenssache vorgestellt worden. Indessen hat der Kaiser seinen Plan keinesweges aufgegeben, nur mußte er die Ausführung desselben, durch mannichfaltige Umstände gedrängt, immer noch weiter hinausschieben; daher ward denn der nürnbergische Frieden den Jahren 1534, 1539, 1541, 1542, 1544 und 1545 wiederholt, bis alles zu einem völligen Ausbruch des Krieges gehörig vorbereitet war. Die Protestanten hatten während der Zeit ihren Bund, der nur ein Jahr dauerte, im Jahr 1535 zu Schmalkalden auf zehn Jahre erneuert und durch die Aufnahme neuer Mitglieder zu verstärken und zu befestigen gesucht, da man endlich darüber einig geworden war, daß man ohne Nachtheil des nürnbergischen Friedens neue Mitglieder aufnehmen könne. Man zählte jetzt zwei Fürsten und elf Städte mehr in dem Bund und 1538 trat sogar der König von Dänemark hinzu. Die Partei selbst hatte sich im Reich ungemeyn ausgebreitet und vermehrt, und mehrere catholische Fürsten, wie der Churfürst von Cöln, schienen sich bald öffentlich für sie erklären und die von ihnen angenommene Lehre auch in ihren Ländern einführen zu wollen. Stärker noch machte sie jetzt ihre innere Einigkeit in der Religions Sache selbst, da nicht nur die oberländischen Städte, welche auf dem Reichstage zu Augsburg eine eigene Confession übergeben hatten, Straßburg, Costanz, Lindau und Memmingen, sich mit ihnen durch die wittenberger Concordia (1536) vereinigt hatten, sondern derselben auch 1538 die Schweizer beitraten. Bei dieser glücklichen Lage der Protestanten hatte der Vicekanzler Held, wohl nicht ohne Vorwissen und Einwilligung des Kaisers, ohgleich dieser es hernach läugnete, mehrere der mächtigsten catholischen Stände Deutschlands nach mancherlei Verhandlungen dahin gebracht, daß sie den 10ten Juni 1538 zu Nürnberg einen Gegenbund schlossen, dem man den Namen des heiligen Bundes gab. Durch diese sogenannte heilige Ligue aber und durch die Verbindung, in welche der Kaiser mit dem König von Frankreich traten, schienen allerdings die Gefahren für die Protestanten sich zu häufen, besonders da nun auch der König von England, Heinrich VIII., so wie der französische König, seine Abneigung, sich mit ihnen weiter einzulassen, deutlich zu erkennen gab. Allein auch jetzt kam es zu keinem

Kriege mit ihnen, da der kurz zuvor geführte mit Frankreich die kaiserslichen Cassen ganz erschöpft hatte und die Türken schon wieder in Ungarn einzufallen drohten. Als zu diesen Gründen, die Bekämpfung der Protestanten aufzuschieben, noch mehrere andre hinzukamen, gab der Kaiser noch mehr nach, und fügte sogar auf dem Reichstage zu Regensburg 1541 der Erneuerung des nürnbergischen Friedens noch eine besondere, die Protestanten sehr begünstigende Declaration über Auslegung einzelner Friedenspunkte hinzu. Und so verzögerten noch mehrmals den völligen Ausbruch des Krieges mannichfaltige sich ereignende Umstände, bis endlich der schnelle Friede, den der Kaiser 1544 zu Crespy schloß, es mehr als je aufdeckte, womit er umgehe, und wie nahe und drohend die Gefahr den Protestanten sey. Das bald darauf erfolgte Ausschreiben des Concilliums auf den März des folgenden Jahres; wodurch der Papst dem Kaiser die nähere Veranlassung zum Friedensbruche mit den Protestanten gab, mußte noch deutlicher darauf führen. Der Reichstag zu Worms endlich (1545) deckte die Absichten des Kaisers immer mehr auf, wiewohl er gesucht hatte, die Täuschung eine Zeit lang fortzuerhalten, und den Ausbruch des Krieges selbst noch etwas zu verzögern, weil er nicht nur damit umging, seine Gewalt und Herrschaft im Reiche zu vergrößern, sondern auch, was er früherhin schon durch die Gefangennehmung des Papstes Clemens VII. (1527) bewiesen, die päpstliche Macht zu beschränken, und dazu sollten ihm denn die Protestanten erst noch dienen. Doch die beharrliche Weigerung derselben, das Concilium anzuerkennen, und noch mehr der Antrag, den ihm zu Worms der päpstliche Gesandte in Hinsicht auf thätige Unterstützung gegen sie machte, brachte ihn zu dem Entschlusse, mit ihrer Demüthigung den Anfang zu machen. Als nun diese von den Kriegsräthungen und den Religionsverfolgungen in den Niederlanden Nachricht bekamen, und der Kaiser sich auf dem Reichstage eine ganz neue Sprache erlaubte, und eine gewaltsamere Entscheidung über einzelne Stände, wie über den vor kurzem in seinem Lande reformirenden Churfürsten von Eöln: da mußte zulezt jeder Zweifel bei ihnen über des Kaisers Absichten schwinden. Und doch zauderten sie, verschmähten Frankreichs und Englands Anerbieten zu ihrem Beistande, und eine engere Verbindung mit den Schweizern, blieben noch nach der Befreiung des Herzogs von Braunschweig unthätig, gaben dem Kaiser ihre Furcht vor ihm immer mehr zu erkennen, und erneueten nur ihr Bündniß. Doch diese Zaghaftigkeit, dieses Mißtrauen auf ihre Kräfte, diese geistige Lähmung schwand, als nach der deutlichen Erklärung des Kaisers über sein Vorhaben die Gefahr selbst nun da war, und sie nahmen nun auch die besten Maßregeln, die einen glücklichen Ausgang hoffen ließen. Allein die Unentschlossenheit und gegenseitige Eifersucht der Bundeshäupter (des Churfürsten von Sachsen, Johann Friedrich, und des Landgrafen von Hessen), verschiedene Mißthäten, Mißtrauen und Unzufriedenheit unter den Bundesgliedern, endlich mancherlei unnöthige Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten, die man sich machte, ließen sie gleich zu Anfange des Religionskrieges die günstigsten Gelegenheiten zu einem glücklichen Ausgange desselben versäumen, führte die Vereinigung der päpstlichen und niederländischen Truppen mit der kaiserlichen Armee herbei, die nun der protestantischen überlegen ward, und die Folge war, daß der Kaiser glückliche Fortschritte machte, die Protestanten aber — ihn um Frieden baten, und bei der harten Antwort desselben unthätig sagten. Bald darauf zogen sich der

Churfürst und der Landgraf, nachdem man ausgemacht hatte, daß einige tausend Mann in Oberdeutschland im Winterlager noch beisammen bleiben sollten, mit ihren Truppen in ihre Länder zurück und überließen so die oberländlichen Stände ihrem Schicksale. Doch auf ihre letzten Schritte hatte wohl eine andere, sich ganz unerwartet ereignende Begebenheit den größten Einfluß. Der Herzog Moriz von Sachsen, selbst Protestant, war plötzlich, nachdem er mit dem Kaiser im Geheimen ein Bündniß geschlossen, in des Churfürsten Länder eingefallen. Der Churfürst glühte über diese vermeinte Treulosigkeit vor bitterer Rache und suchte daher, so schnell er konnte, seinem Lande zu Hülfe zu eilen. Er eroberte es auch wieder, und fast des Herzogs ganzes Land dazu. Doch der Kaiser, dem es jetzt nicht schwer geworden war, Oberdeutschland sich zu unterwerfen, erschien im Frühling des nächsten Jahres (1547) in Sachsen, und schnell war des Churfürsten Schicksal entschieden, denn den 12ten April trat der Kaiser den Marsch nach Sachsen von Böhmen aus an, und den 24ten April ward Johann Friedrich nach der unglücklichen Schlacht auf der Lochauer Heide, in der Nähe von Mühlberg, gefangen. Damit war denn der ganze Krieg geendigt, denn auch der Landgraf, der sich hatte zu einer freiwilligen Ergebung bereden lassen, ward in Halle den 19ten Juni durch eine unrühmliche List zum Gefangenen gemacht. Nun sah sich der Kaiser am Ziele seiner kühnsten Entwürfe, die Macht der Protestanten war gefallen, ihr Muth gebrochen, der feurige, unternehmende Moriz aber durch das ihm verliehene Churfürstenthum mit unauf löstlichen Banden, wie es schien, an ihn geknüpft, und so hatte Carl über die übrigen Reichsstände ein entscheidendes Uebergewicht. Nichts hielt ihn auch mehr zurück, seine weitem Plane auf Deutschlands Freiheit zu enthüllen. Es lag ihm aber jetzt nichts mehr am Herzen, als die Errichtung eines neuen schwäbischen Bundes, wodurch er als Oberhaupt in den Stand gesetzt ward, die einzelnen Stände mehr nach seinem Willen zu lenken, und somit über Deutschland eine unumschränkte, wenigstens eine minder eingeschränkte Gewalt und Herrschaft zu behaupten. Die ersten Unterhandlungen hierüber in Ulm waren fruchtlos, eben so auf dem Reichstage zu Augsburg 1548; man mußte ja schon dadurch mißtrauisch gegen ihn werden, daß er während des Reichstages die Stadt mit fremden Truppen besetzen ließ und sich gegen die Stände eine höchst anmaßende Sprache erlaubte. Auf demselben Reichstag offenbarte es sich aber, daß es keinesweges seine Absicht sey, die Protestanten jezt ganz zu unterdrücken, sondern daß er durch sie zuvor noch seine Absichten gegen den Papst erreichen wolle; denn er suchte mit ihnen selbst die Unterhandlungen einzuleiten, unter welchen Bedingungen sie das 1546 schon zu Trident eröffnete und das Jahr darauf nach Bologna verlegte Concillium beschicken könnten. Da aber der Papst (Paul III.) es nicht nach dem Verlangen des Kaisers wieder in Trident fortsetzen lassen wollte, so legte dieser eine förmliche Protestation gegen dasselbe ein, und ließ, um den Papst noch mehr zu kränken, nun über die Mittel berathschlagen, wie man auch ohne Concillium die Religionsirungen brülegen könnte. Es wurde daher von einigen von ihm dazu ausersehenen Männern ein Aufsatz entworfen, wie es in Hinsicht der Hauptpunkte des christlichen Glaubens, des Gottesdienstes und der Kirchenverbesserung bis zu einem künftigen Concillium einstweilen (interim) gehalten werden sollte. Dieser Aufsatz heißt deswegen das Interim, oder zum Unterschiede des bei dem Religionsgespräch zu Regensburg (1541)

zum Grunde liegenden Interims das augsburgische Interim. (S. d. Art. Interim.) In dieser Schrift war die religiöse Freiheit der Protestanten sehr gekränkt, die alte Lehre hingegen wie die alten Kirchengebräuche waren fast durchgängig wieder empfohlen worden. Der Kaiser genehmigte den Aufsatz, ohne ihn wohl eigentlich gelesen zu haben, weil er ja sonst die Protestanten nicht hätte gegen den Papst gebrauchen können; man versicherte ihm aber, daß ihnen nicht zu viel geschehen sey, und dies mußte er um so eher glauben, je mehr der Papst dagegen eiferte. Der Kaiser hatte offenbar eine falsche Maßregel ergriffen, denn durch das Interim erbitterte er die Protestanten nur noch mehr, und gab dadurch die nächste Veranlassung, daß die Ausführung seines weitern Plans auf Deutschland scheiterte. Nur wenige Stände nahmen es ohne Weigerung an, selbst Moriz, von dem man am wenigsten Widerstand erwartet hatte, überschickte es erst seinen Theologen, mit dem Bedenken, es zu untersuchen, der Wahrheit aber nichts zu vergeben, und nur in einigen unbedeutenden Punkten, wo man allensfalls nachgeben könne, nicht zu viel Bedenklichkeiten zu machen. Allein es ward dennoch alles Widerspruchs ungeachtet publicirt, und die Annahme desselben an mehreren Orten mit Gewalt durchgesetzt. Selbst Moriz schien, ungeachtet einer eingegebenen Gegenschrift, dem Beispiel der andern Reichsstände folgen zu wollen, da er, nachdem man noch mehreren Verhandlungen im Leipziger Interim (den 22sten Dec. 1548) darin übereingekommen war, in wie weit man dem Willen des Kaisers Folge leisten könne, Anstalt machte, den äußern Gottesdienst darnach umzuformen. Allein nicht nur in Sachsen, ob man hier gleich nur in den sogenannten Mitteldingen oder Abtaphoris dem augsburger Interim folgte, sondern überhaupt in ganz Deutschland entstanden die größten Unruhen, die protestantischen Prediger verließen größtentheils ihre Aemter, das Volk wurde an mehreren Orten bis zur Schwärmerei und Wuth entflammt, und mehrere protestantische sowohl als auch catholische Fürsten vermochten, die Einführung des Interims nicht zu erzwingen; die letztern waren überhaupt noch unzufrieden, daß den Protestanten noch so viel, selbst die Kirchengüter, gelassen worden wären. Unter solchen Unruhen verging das J. 1548 und ein Theil des folgenden. Da starb der Papst, und der neu erwählte, Julius III., ließ sich bereitwillig finden, die Synode zu Trident fortzusetzen. So konnte doch das äraerliche Interim allmählig in Vergessenheit gebracht werden, und der Unwille der catholischen Fürsten mußte sich legen, da sie den Kaiser nun wieder mit dem Papste im Einverständnisse sahen. Die herrschsüchtigen Plane des Kaisers aber wurden von dem klugen Moriz bald durchschaut, besonders seitdem jener auch damit umging, seinem Sohne Philipp die Nachfolge in der Regierung des Reichs zu verschaffen und das Kaiserthum erblich zu machen. Moriz nahm sich daher vor, seiner Anmaßung Grenzen zu setzen und Deutschlands Freiheit zu sichern, sollte er auch das Opfer dafür werden; ohne noch zu erwähnen, daß er sich vielfach gekränkt und beleidigt fühlen mußte, weil der Kaiser auf alle seine Bitten wegen der Befreiung seines Schwiegervaters, des Landgrafen, gar nicht achtete. Die Protestanten mußten zu dieser Zeit schon wegen des Conciliums in großer Unruhe seyn, da der Papst in seiner Bulle auf sie gar keine Rücksicht nahm, sich nach wie vor den Statthalter Christi nannte und nur die geistlichen Stände zum Concillium berief; und der Kaiser vermochte weder durch sein Versprechen, daß er sein ganzes Ansehen verwenden wolle, um die Handlungen

auf demselben in einem öffentlichen, klugen und ordentlichen Gang zu bringen, noch durch die Verthierung eines freien Geistes und freier Patrie, sie zu beruhigen; denn sie achteten sich nur zu gering, daß von dem Conclio billig zu unterstehen was dabei in sie aber noch als Gegenstand zur Fortsetzung sein sollte zu machen.

seiner Verwandte, sie auch über seine Handlung und die Wahrung der Freiheit geklagt, daß derjenige welcher nicht wollte sie auch zum Fortsetzung der sie aber trage vor sich zu machen, er sich bemühte, daß dem Kaiser ge-
Wille noch mehrere Mittel in die Hand

zu bekommen, seine Forderungen gegen ihn auszuüben. Da ihm die Besitzung der Reichsstadt aber das noch widerwärtige Krieg zu überlegen worden war, so wurde es ihm leicht eine starke Armee aufzubringen, besonders da die benachbarten Reichsstände zu seiner Unterstützung aufgedrungen wurden und der größte Theil der Kosten auf der Reichsstadt bestritten werden sollte. Nun konnte er, da Magdeburg sehr fest war, ohne Verzicht eines anderweitigen Abzuges zu erlangen, große Fortschritte machen; doch suchte er die Ausführung seines Planes immer noch hinauszuziehen, bis sich der Kaiser von Magdeburg wegzog, wo er noch viele Kruppen bei seinem hatte, in die Nähe des Concliums gehen würde. Da sich aber die Wiedereröffnung derselben noch eine Zeit lang verzögerte, so suchte Moriz die wegen der Übergabe der Stadt eingegangenen Verleibungsverhandlungen noch länger hinauszuziehen, schloß ganz in der Nähe zu Leha den 1ten Oct. 1631 nach dem Tode des Landgrafen Wilhelm von Hessen, dem Herzog Ulrich von Württemberg und dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg mit dem Kaiser von Frankreich, Peter II, gegen den Kaiser ein Bündnis. Nachdem er endlich den 1ten Nov. mit Magdeburg wegen der Übergabe einen Vertrag geschlossen, wobei er wohl sein Verheimlich, wenige Meilen von Hauptorten der Reichsstadt, denn diese waren sofort mit allen ihren Kruppen in die Dienste des Herzogs von Württemberg, so suchte er den Kaiser nicht nur wegen der Nichterfüllung seines Versprechens, sondern auch wegen der Mauerwerk von ihm und seinem Vorhaben vorbestimmten Verträge völlig zu ändern. Mit Ende des nächsten Monats (den 3ten März 1632) brach er mit seinen Kruppen aus Leha auf, wo sie Winterquartiere gehalten, auf den 2ten erließ die allgemeine Vertheilung kaiserlicher Pensionsbriefe der Kaiserin, dann ging er im erfindenden Zuge vorwärts, und in der Nacht des 3ten März standen sie schon vor Magdeburgs Thoren. In dem Wunsch, daß sie auf diesem Wege zu einem Ausbruch, gaben sie der Welt folgende drei Gründe zu diesem Kriege an: Entzweiung des Reichs wegen der Unterdrückung der evangelischen Lehre, Unversöhnlichkeit derselben gegen den Landgrafen und das gewaltsame Verfahren gegen die Reichsstadt. Der Kaiser, nicht gerührt und außerdem von mehreren Seiten schon Krieg bedrohend vernachlässigt durch seinen Fehlschlag mit Moriz zu unterhandeln, und man kann auch endlich den 1ten Mai davor überlegen, daß den 2ten Mai zu Velle ein Friedensvertrag geschlossen und von diesem Tage an ein allgemeines Waffenstillstand gegeben sollte. Wie zu dieser Zeit hatte aber Moriz, noch mehr zu erwidern, obwohl ging er dabei auf die Kruppen los, mit denen der Kaiser am Tage der Velle trachtete, überließ sie den 1ten bei Velle und schickte sie völlig, den Tag darauf eroberte er die ersten Vorposten Leha mit Sturm, und stand den 2ten am

nach zwei Meilen von Inspruck. Hätte er gleich nach der Eroberung der ehrenberger Klause dahin eilen können, so würde er den Kaiser, der dort am Podagra krank lag, selbst haben gefangen nehmen können. Nach diesen so glücklichen Fortschritten Moriz's konnte man wohl zu Passau bessere Unterhandlungen erwarten. Moriz verlangte nichts weiter, als uneingeschränkte Religionsfreiheit für die Protestanten, Loslassung des Landgrafen aus der Gefangenschaft, und Abstellung aller Beschwerden in der zeitherigen Regierung des Reichs. Allein der Kaiser, der im Augenblicke seiner Flucht dem gefangenen Churfürsten die Freiheit geschenkt hatte, damit sich seiner Befreiung Moriz nicht rühmen könne, vornehmlich da auch Johann Friedrich selbst sie diesem nicht danken mochte, konnte unmöglich jetzt, nach einer so schimpflichen Flucht, seiner so lange Zeit genährten Hoffnung auf die unumschränkte Herrschaft über Deutschland entsagen. Allein er mußte endlich, wiewohl nach langem Kampf und Widerstreben, der Nothwendigkeit nachgeben, und so ward denn den 21sten Jult der passauer Vertrag geschlossen, wodurch nicht nur der Landgraf seine Freiheit bekam und die im schmalkaldischen Kriege Gedächeten wieder zu Gnaden angenommen wurden, sondern auch die protestantische Partei völlige Religionsfreiheit erhielt. Denn obgleich über die beiden Hauptpunkte des Friedens, über die Abstellung der Beschwerden wegen der gewaltsamen Eingriffe in die bestehende Reichsverfassung und über die Religionsangelegenheit, man noch auf dem in sechs Monaten anzustellenden Reichstage unterhandeln wollte, so sollte doch schon von diesem Augenblicke an zwischen den evangelischen und catholischen Ständen ein völliger Friede herrschen, und keiner von beiden Theilen wider sein Gewissen und Willen auf einige Art beschwert, sondern ruhig und friedsam bei seinem Glauben und seiner Religion gelassen werden. Die Religionsstreitigkeiten wollte man nur durch gelinde, gottgefällige und billige Mittel belegen. In einem besondern Nebenvertrage ward dann noch festgesetzt, daß der jetzige Friede auch dann noch künftig bleiben solle, wenn es auch auf dem nächsten Reichstage zu keinem nähern Vergleich käme, daß daher das Kammergericht nicht nur allen Religionsparteien gleiches Recht sprechen, sondern auch zu demselben augsburgische Confessionsverwandte lassen sollte. Das alles ward vom Kaiser, vom römischen König, und auch von allen zu diesen Unterhandlungen gezogenen Ständen gebilligt. Von diesem Zeitpunkte an kann man eigentlich die Bildungsgeschichte der lutherischen Partei als geschlossen ansehen, denn der nächste Reichstag sollte nur noch einiges näher bestätigen. Allein dieser konnte theils wegen der vom Markgrafen Albrecht im Reiche noch verursachten Unruhen, theils auch wegen des französischen Kriegs nicht so bald gehalten werden. Der Kaiser benahm sich während der Zeit höchst zweidentig, und die Protestanten, welche schon durch den Tod des muthigen Vertheidigers ihrer Freiheit, des Churfürsten Moriz in der Schlacht bei Sievershausen (1553) beunruhigt worden waren, schwebten noch zwischen Furcht und Hoffnung. Endlich kam der Reichstag zu Augsburg zu Anfang des J. 1555 zu Stande. Die Religion war die erste Angelegenheit, die man vornahm. Ferdinand, der im Namen seines Bruders die Verhandlungen eröffnete, erklärte, daß er weder von einem allgemeinen oder Nationalconcilium, noch von einem Religionsgespräch eben viel erwartete, man solle lieber auf Mittel denken, wie der Friede und die Ruhe im Reiche bei aller Verschiedenheit der Glaubensmeinungen erhalten werden könnte, und so wurde denn auch zur Abfassung eines solchen Friedens geschritten. Ein Ausschuss aus dem fürst-

lichen Collegium sowohl als aus den churfürstl. Gesandten arbeitete, jed für sich, an einem Entwurf dafür, über den man sich auch bald verständigt. Es sollte nämlich von beiden Seiten kein Reichsstand wegen seiner Religion und Kirchengebräuche angefochten, sondern bei seinem Glauben, Ceremonien, Hab und Gütern, Land und Leuten, Obrigkeit und Gerechtigkeit ruhig und friedlich gelassen werden; Religionsstreitigkeiten sollte nur durch christliche, freundliche und friedliche Mittel und Wege ausgeglichen werden; die geistliche Jurisdiction sollte über den Glauben der Protestanten und ihre Ceremonien keine Kraft haben; der Abzug aus einem Lande ins andere der Religion wegen sollte gestattet seyn, unendlich sollte dieser Friedstand stet, fest und unverbrüchlich gehalten werden, auch wann durch kein Mittel ein Religionsvergleich zustande kommen sollte, und also ein beständiger, beharrlicher unbedingter, für und für ewig während der Friede aufgerichtet und beschloffen seyn und bleiben. Nur zwei Punkte waren es, welche noch einen langwierigen und hartnäckigen Streit von sechs Monate erzeugten. Die Protestanten verlangten nämlich, daß es auch den geistlichen Ständen freistehen solle, zur augsburgischen Confession zu treten die Catholiken hingegen erklärten, daß diese in so weit ausgenommen würden, daß jeder Geistliche, der zur protestantischen Lehre überträte, seines Amtes und Standes ipso jure et facto entsetzt erklärt würde. Diesen Punkt, weil ihn die Catholiken als ein Vorrecht sich vorbehalten, nannte man den geistlichen Vorbehalt, *reservatum ecclesiasticum*. In dem Reichsabschiede wurde bemerkt, daß sich hierüber die Stände nicht hätten vereinigen können, daher erklärte der römische König im Namen des Kaisers, wie es in solchen Fällen gehalten werden solle. Jeder Erzbischof nämlich, Bischof, Prälat oder Geistliche, der in Zukunft von der alten Religion abtreten würde, solle auch sogleich sein Amt abtreten, und auf alle Einkünfte desselben, jedoch ohne Nachtheil seiner Ehre und Würde, Verzicht thun. Man behielt sich aber doch von Seiten der Protestanten eine Reservation vor, den Streit hierüber bei günstiger Gelegenheit erneuern zu können. Ohne diesen Vorbehalt würden wahrscheinlich noch vor einem Jahrhundert die meisten, wo nicht alle geistlichen Staaten die Reformation angenommen haben. Der zweite Punkt betraf die Frage: ob die von Adel, Städte, Kommunen und Untertanen, so der augsburgischen Confession verwandt und unter catholischen Fürsten und Ständen gefessen, die Religionsfreiheit genießen sollten. Ferdinand mußte auch diese Frage entscheiden, und er entschied also: daß diejenigen von Adel, Städte und Untertanen unter catholischer Obrigkeit, die der augsburgischen Confession bisher anhängig gewesen, und solchem Glauben und Kirchenceremonien noch beipflichteten, davon nicht gedrungen, sondern bis zur christlichen Vergleichung der streitigen Religion in Ruhe gelassen werden sollten. Mit diesen Bestimmungen des römischen Königs über diese beiden streitigen Punkte ward denn den 26sten September der völlig geschlossene Friede mit dem Reichsabschiede publicirt. Man sieht daraus von selbst ein, daß die eigentliche Grundlage zu einem festen dauerhaften Frieden übergangen wurde, nämlich völlige Gewissensfreiheit; davon hätte man ausgehen, und darnach die übrigen Verhältnisse der Reichsverfassung, der Fürsten und ihrer Untertanen bestimmen sollen. Man schloß aber noch von diesem Frieden die reformirte Partei aus, welche erst im westphälischen Frieden mit der lutherischen gleiche Rechte erhielt. (S. den Artikel davon.)

Religionsphilosophie, darunter versteht man überhaupt die philosophische Nachweisung der ewigen und allgemeinen Ideen, welche jeder besondern Religion zum Grunde liegen müssen, und die Erörterung der Anlage des menschlichen Gemüthes dafür. Es ist eine philosophische Reflexion über Religion, in so fern das Element der Religion als ein inneres (als Anlage) betrachtet wird. Sie unterscheidet sich von Religionsgeschichte dadurch, daß letztere es mit der geschichtlichen Entwicklung der allgemeinen Ideen und der Ausbildung der Anlage dafür zu thun hat, während erstere die allgemeinen von Gott empfangenen Ideen in jeder besondern Form der Religion nachweist, und die Natur der Anlage des menschlichen Gemüthes dafür erforscht. — Um in den Stand gesetzt zu seyn, jede Religionsphilosophie richtig zu würdigen, möge uns die Erfahrung eines der größten Denker (Bacon) leiten: Die Philosophie nur obenhin gelostet, führt ab von Gott, ganz erschöpft, führt sie zurück zu Gott. — Die Religion war vor aller Philosophie über sie practisch wirkend vorhanden. — Die Philosophie hat sie als Erscheinung bald erklären, bald begründen wollen. — Die Philosophie erschütterte oft die Religion, doch nicht minder oft wurde sie durch den Glauben befestigt. — In der Religionsphilosophie herrscht oft mehr der grüblerische Verstand, als die besonnene Vernunft; daher war es von jeher die Philosophie oder die Reflexion, welche den Sectenhaß und die Verfolgung in der Religion erzeugte, während die Religion selbst dem Begriffe nach auf Duldung hinwies; darum hat auch nie die Religion als solche Verfolgung herbeigeführt, wohl aber die Meinung über sie oder die Religionsphilosophie, in der weitesten Bedeutung genommen. Während der religiöse Glaube des Volks Gott für die Erlösung dankte, ließen die Philosophen den Erlöser kreuzigen, damit seine Auferstehung den Volksglauben bekräftige, und ihre Versuche zur Beförderung der Ehre Gottes leitete. Dieser Versuch ist schon öfter seit der Gründung des Christenthums wiederholt worden, jedoch stets mit gleichem Erfolge. — Im Verhältnisse zum Christenthum nennt man die Religionsphilosophie Philosophie des Christenthums. — Der Zweck der Religionsphilosophie ist: in Sachen des Glaubens, und zwar des innigsten Glaubens, den es geben kann, die Rechte der menschlichen Natur und ihre Gränzen zu bestimmen. Sie soll das vom Kopf getrennte Herz in Einstimmung mit einander setzen, und dafür sorgen, daß die Religion nie aufhöre, Sache des Herzens zu seyn, und sich nicht zum bloßen Wissen gestalte. W. L.

Religionschwärmerei ist eine Ueberspannung des Gefühls und ein Ausschweifen der Einbildungskraft bis zu dem Grade, wo man Einbildung und Träume für wirkliche Thatsachen hält, und sich zu Wünschen und Handlungen verleiten läßt, welche auf Voraussetzung der Wahrheit jener Thatsachen beruhen, und zwar alles dies gedacht in Bezug auf das religiöse Denken und Handeln eines Menschen. Wenn sich der Mensch in diesem Zustande mit der Wirklichkeit und der Erfahrung beschäftigt, so nennt man es physisch-historische, wenn er sich aber Einbildungen und Ideen hingiebt, metaphysisch-religiöse Schwärmerei. — In der Geschichte der Religionschwärmerei findet man, daß die practisch-religiöse der theoretisch-anschaulichen, daß das Ausschweifen im Thun und Dichten dem Ausschweifen im Wissen und Speculiren voringing. — Unwissenheit und Verachtung gegen sorgfältiges Forschen und gegen Gelehrsamkeit, verbunden mit Entnervung des Körpers, waren stets der Schwärmerei eigen; daher in den Zeiten der Barbarei, Unwissenheit und äppiger Verschwendung und Entnervung die meisten Schwär-

mer lebten. — Die Religionschwärmer erhielten oft in den finstern Jahrhunderten die Rechte des freien und eignen Denkens; in Zeiten der Aufklärung waren sie die größten Feinde des Fortgangs desselben. — W. I.

R e l i g i o n s u n t e r r i c h t. Bevor der specielle methodische Unterricht in der Religion erörtert werden kann, ist es nöthig, über Religion und religiöse Erziehung im allgemeinen zu sprechen. — Religion ist Glaube, Liebe, Wahrheit, Hoffnung. Hören wir unsern Luther über Religion als Glaube gedacht. Der Glaube ist nicht menschlicher Wahn noch Traum, was viele für Glauben halten, sondern ein göttlich Werk in uns das uns wandelt und neu gebiert aus Gott, und tödtet den alten Adam macht uns ganz andere Menschen von Herzen, Muth, Sinn und Kräften und bringt den heiligen Geist mit sich. Des ist ein lebendig, schäftig thätig, mächtig Ding um den Glauben, daß es unmöglich ist, daß er nicht ohne Unterlaß sollte Gutes wirken. Glaube ist eine lebendige, erwogene Zuversicht auf Gottes Gnade, so gewiß, daß er tausendmal darüber stirbe. Solche Zuversicht und Erkenntniß göttlicher Gnade macht fröhlich, trohzig und lustig gegen Gott und alle Creaturen: welches der heilige Geist thut im Glauben. Daher der Mensch ohne Zwang willig und lustig wird, jedermann Gutes zu thun, jedermann zu dienen, allerlei zu leiden, Gott zu Liebe und Lob, der ihm solche Gnade erzeigt hat. Bitte Gott, daß er den Glauben in dir wirke, sonst bleibest du wohl ewiglich ohne Glauben, du dachtest und thust, was du willst und kannst, nicht, was du sollst. — So wie das eine und ewige Licht des Glaubens, kraft des Geistes Gottes, in dem menschlichen Gemütbe aufgegangen ist, wird die Dunkelheit des Bewußtseyns der Welt und Natur an sich immer mehr vertrieben, und Gott auch in ihnen gesehen und erkannt. — Wie jeder über die höchsten und heiligsten Angelegenheiten denkt, wie er an Gott glaubt, und in diesem Glauben handelt, kurz nach seinem Glauben an die ewigen und übersinnlichen Dinge und je nachdem derselbe schwächer oder stärker ist, darnach bestimmt sich sein Charakter. Was also Religion dem Volke und in ihm ist, das ist sein wesentlicher Charakter, wodurch es sich von andern Völkern unterscheidet. Dies dient nicht allein zur Vergleichung der Völker des Alterthums und des Christenthums, sondern auch der Völker des Christenthums unter einander. Die beiden Grundformen des Christenthums, protestantische und katholische Religion, haben den Nationalcharakter der neuern Völker entwickelt. Seit dem Christenthume giebt es außer demselben kein tüchtiges und wahrhaftiges Volk, alle andere Familien sind ungesund. — Ohne den lebendigen Glauben, daß in dem Leben in Jesu die einzige Seligkeit sey, kann auch das gesellige Leben nicht entstehen oder gedeihen; wo dies erloschen ist, kann kein kirchliches Leben Statt finden; denn es hat niemand etwas mitzutheilen. Die Liebe zu Christo allein ist auch die Liebe zu unsern Brüdern, und die Seele jedes Vereins mit ihnen. — So wie der Körper auf der Erde als festem sichern Grunde fußt, und das Auge nicht fürchtet, von ihr abwärts in den unendlich leeren Luftraum hineinzufallen, noch einen Beweis fodert und einen dafür bedarf, daß der Körper sicher auf dem Boden stehe, sondern wir eben dadurch, daß wir so furchtlos und zweifellos auf der Erde stehen, erst fähig und geschickt werden, uns mit Sicherheit aller Orten hinzubewegen, und die Welt anzuschauen, so fußt der Geist im Glauben als ewig sichern Urgrunde alles Wissens und Erkennens, alles Handelns und Strebens, ohne je einen Beweis für denselben zu fodern, noch eines zu bedürfen. So wie das Gesetz der Schwere den Menschen unmittelbar, ohne daß er es weiß, noch irgend nie fühlt, an der Erde festhält, so hält der Glaube den Geist fest in einem unmittel-

tharen Gefühle, in Gemeinschaft und Zusammenhang mit Gott; und kränzend in ihm und auf ihm, geht dem Geiste sodann erst durch die mittelbare Verstandesthätigkeit die sinnliche Welt in ihrem Leben, Werden und Seyn recht auf, und wird ihm verständlich und begreiflich. Im Glauben herrscht das unsichtbare Gesetz des harmonischen Gleichgewichts der Gesamttthätigkeit des Geistes. — Ohne Glauben steht sich der Mensch überall im Wege, und aus der augenblicklichen Einheit der Gedanken und Erkenntnisse, aus dem momentanen Gefühle, selig zu seyn in der Wahrheit, schreckt der Zweifel, die Angst des Begreifens, das Gemüth auf, wie das fieberhafte Zucken der Glieder das Gefühl der Gesundheit löst. — Der Glaube ist der erste unbeweisbare und eben durch seine Erhabenheit über alles Beweisen gerade der sicherste Erklärungsgrund alles Lebens und Seyns: er ist aber nicht etwa ein schwärmerisches Schauen ins Unendliche, Leere, Blaus hinein und hinaus; auch nicht Hof ein seliges Gefühl, wo man mit dem Weltall und seinem Leben identifizirt und um in dasselbe hineinzuschwimmen, sich in Luft, Wasser, Licht u. s. w. auflösen möchte: sondern er ist die Anschauung des menschlichen Geistes von Gott, vom Offenbarseyn Gottes in uns selbst, was, so wie es ist, ganz ohne unser Zutun, d. h. Offenbarung ist; ein festes Bestehen und Beruhen in ihm, als dem Urgrunde, Schöpfer und Erhalter unsers Seyns und Denkens, so wie alles übrigen. Im Gemüthe des Gläubigen erhebt sich daher nie die Frage, warum Gott so sey und seyn könne, sondern der Geist weidet sich nur immer in der Anschauung seiner, des Unbegreiflichen, Unergründlichen und Unerkennbaren, aber wohl Kennbaren und Wahrnehmbaren, in der Anschauung dessen, der so ist, wie er ist. Das ist das selige Geheimniß des Glaubens, daß er keinen Mangel, keine Beraubung seines Wesens darin fühlt, wenn er sich von Gott und seinem Wesen nicht wie von einem Rechenexempel logisch und dialektisch Rechenschaft geben kann; daß ihm gerade die Anerkennung und Anschauung des Unbegreiflichen die Quelle alles Erkennens und Wissens wird. Der Gläubige weiß, daß durch die möglichste Aufbellung der Natur und Geschichte Gott nicht begreiflicher, sondern nur anschaulicher in seiner Unbegreiflichkeit und Unergründlichkeit werden und seyn würde. — Der Glaube ist nicht eine unendliche Dede und Leere, wohin der eine seine Indifferenz, der andere eine Weltseele, oder moralische Weltordnung und dergleichen Geschöpfe stecken könne, um sie zu erfüllen, sondern der Glaube ist ein lebendiger und erfüllter, weder von Natur, noch durch Reflexion, sondern durch göttliche Offenbarung wurde er erfüllt. — So wie das sinnliche Auge überall vermöge des Horizontes Gränze und Ende sieht, jedoch mit jedem Schritte die Aussicht sich erweitert und die Gränze zurückzieht, im Grunde aber nirgends Gränze und Ende an sich, sondern alle Gränze nur Täuschung ist; so ist es auch mit dem Verstande. Er sieht und begreift und denkt nur immer ein Endliches, setzt Anfang und Ende, Ursache und Wirkung, und muß auch so verfahren. Da nun aber an sich betrachtet, nirgends absolute Gränze, Wirkung und Ursache ist, ist eben der Glaube die Anerkennung jenes unmittelbaren Gränzlosen, Ewigen, des lebendigen Gottes, der durch jeden Fortschritt des Verstandes nur immer mehr in seinem Glauben bestärkt wird, indem er nur immer jede Gränze wieder zerstört und aufgehoben sieht, die die Vernunft sich setzte oder gesetzt glaubte. — Daher ist es die unerlässliche Forderung des Glaubens und der Religion, die Vernunft, d. h. die Art und Weise und Methode irdischer Kenntnisse, zu verläugnen bei der Kenntniß von Gott und seinem Wesen. — Wie kommt der Mensch zum Glauben?

Der Mensch ist bestimmt, im Glauben an Gott zu leben und zu hand-
 In und mit diesem Glauben tritt er auch in den Bund mit Gott; d
 kraft dieses Glaubens, der nur durch Gott selber in ihm ist, ist er au
 der lebendigen Gemeinschaft mit ihm. Die Kirche Christi beweist si
 ihm, dem Einzelnen, schon ihre göttliche Kraft und Gewalt, und läßt
 nie ganz wieder los. Aber der zarte Keim des Glaubens, der nur s
 Glaube ist, bedarf der Pflege, der Nahrung, der Bildu
 und Erziehung. — Durch wen oder was anders, als selbst wieder
 durch den Glauben Anderer kann dies geschehen? Was immer sonst
 dem Menschen dargeboten werden mag zur Stärkung seines Glaubens
 selbst, dieser heilige Geist des Glaubens, löscht gewaltsam Alles aus,
 nicht rein allein wieder er selber ist; nur an dem Göttlichen allein kann
 das Göttliche erwecken und entzünden. Darum wird auch nun und
 immermehr etwas ausgerichtet in dieser Sache, es sey denn durch fleiß
 Gebet zu Gott, daß er uns seinen Geist verleihe, d. h. durch eine s
 fe und unüberwindliche Frömmigkeit der Aeltern
 Lehrer. Es giebt Zeiten, so wie auch einzelne Menschen, denen
 die Gnade, in ihm zu leben und selig zu seyn, entzieht, und andere, d
 er sie gewährt, je nachdem sie darum zu beten verstehen, d. h. den wa
 und allein seligmachenden Glauben haben. Stark und mächtig wir
 Mensch durch Gott, und unaussprechlich viel vermag er dann auch, i
 die, welche schwächern Glaubens sind, sich nachzuziehen und zu gleichen
 he emporzuheben. Diesem Geiste, diesem Glauben können wir nich
 derstehen, wo er so vertrauensvoll sich ausdrückt; wo ein solcher Gl
 lebt im Leben und in der Predigt, da wird sich das Volk versamm
 Der Glaube kommt aus der Predigt, die Predigt d
 das Wort Gottes, d. h. wir sind durch Erziehung
 Belehrung zum Glauben gekommen und zum klaren
 wußtseyn von Gott gebracht worden. Als Kinder hä
 wir an den Lippen der Aeltern und Lehrer, wenn sie von Gott und se
 wunderbaren Wesen, von den Schicksalen und Thaten großer und
 mer Menschen, überhaupt von der heiligen Geschichte erzählen; wir
 ben und sind freudig erstaunt über den wundervollen Gott und seine
 hern Offenbarungen an die Menschheit. So mit der Muttermild
 der Liebe selbst geht Gottes Wort in unser kindliches Gemüth ein, ja
 um unsre Wiege klingen heilige Geschichten, und das kaum geschaffen
 wird schon gewöhnt, von Gott zu hören. Späterhin nun erz
 Aeltern und Erzieher von eignen Wahrnehmungen Gottes, von s
 wunderbaren Wegen, und mit Fingern zeigen sie dem Kinde seinen
 hungsvollen Rath, und wo Andere nur das Spiel des Zufalls und da
 triebe der Naturgeseze erblicken, sehen sie Gott. So wird das
 schon früh gewöhnt, anfangs nur gewöhnt zu hören un
 glauben vom Allgegenwärtigen, Allerfüllenden, den es doch nicht
 von dem Allmächtigen und Allweisen, den es nirgends erblickt.
 Gut des Lebens wird als eine Gnadengabe aus seiner Hand genö
 aus der Hand, die es nicht schaut. In den Kirchen sieht es die Me
 versammelt, alle sind reinlich und festlich gekleidet; die gewöhnliche
 schäfte des Lebens und der Werkeltage ruhen; alle sind vereinigt,
 zu dienen, den ihre Augen nicht schauen, zu Einem zu beten, d
 nicht sinnlich wahrnehmen. Ja alles, was groß und herrlich son
 Kinde erscheinen mag, König, Obrigkeit, Aeltern, Lehrer, alle b
 sich hier vor einem noch höhern Könige, der doch immer verborg
 Ihren Augen bleibt, und ihm danken sie hier für alles Gute, auch f

Böse, ob sie gleich alles selbst in Mühe und Schweiß gearbeitet, und so sich hoch alles selbst verdient zu haben scheinen. So lernt der menschliche Geist glauben, und schon so früh sein Sehen, Denken, Dichten und M e t n e n verläugnen, lernt nicht zweifeln an dem, was er nicht sieht, lernt zuversichtlich wissen, was er hofft. So lernt der Geist glauben ein Ewiges und Unendliches, der immer nur Eins, nur ein Zeitliches und Endliches schauen kann. Der Geist, der alles nur als entstanden und vergehend begreift, wie er es sieht, lernt glauben an Etwas, das da nicht entstanden ist, an ein Wesen und Daseyn ohne vorhergehende Ursache. So verläugnet nun von Jugend an der Mensch seine Vernunft, und lernt das für wahr halten, was seinem natürlichen Wesen im Denken und Dichten widerspricht. Ist nun irgend eine Wahrheit und Lehre, so ist sie dem Menschen erst wahr, weil sie mit dem Glauben übereinstimmt, oder aus ihm hervorgeht, so daß der Gläubige weiß, er würde ohne seinen Glauben gar nichts anders begreifen können. So hat der Geist einen Ruhepunkt, wo er einlehrt, selig zu seyn in der Wahrheit, eine Heimat, wo er die Noth und Mühe des Begreifens ablegen und einen ungetrübten Blick zum Himmel erheben, eine selige Anschauung des Unergründlichen, einen Zugang zum Vater haben kann. So ist denn dem Menschen das ganze irdische Leben gedeutet, und das Räthsel seiner Bestimmung gelöst. Er weiß, von wem er ist, was er hier ist und seyn soll, und weiß, wohin er kommen wird. Vom Vater ist er ausgegangen, was er hier ist, ist er durch den Sohn, und der Geist, der ihn in alle Wahrheit leitet, führt ihn einst dem Vater wieder zu, wo er Alles in Allem ist. — Das ist aber nicht das Einzige und Wichtigste der Erziehung, daß wir uns geistig so im Denken und Erkennen verläugnen lernen; denn Gottes Wort soll ja in uns nicht als eine Lehre, oder ein Wort, sondern als Kraft seyn und wirken. Darum gewöhnt man auch das Kind schon früh, alles sein selbstiges Begehren, Verlangen und Wollen aus keinem andern Grunde aufzugeben, als weil es wider Gottes Gebot und Willen ist. Alles Unrecht und Böse wird daher durch den Glauben selbst bekämpft, und man lehrt schon das Kind um Vergebung der Sünden bitten, wie man überhaupt dasselbe beten lehrt. Wie unaussprechlich nahe dem Gemüthe des Kindes die Wahrheiten der Religion sind, kann man nur dann lernen, wann man es die Religion als ein Gottes Wort lehrt. Hier kann man sehen, was es heiße: im Munde der Unmündigen hat er sich ein Lob zubereitet. Was nun den Unterricht in der Religion im Allgemeinen betrifft, so finden wir durch Natur und Erfahrung bestätigt, daß die Ahnung der Religion am reinsten und unverdorbensten da sich zeigt, wo keine methodische Begriffsentwicklung Statt haben konnte, und daß oft das ungebildet einfache Gemüth ihr Siegel wahrhafter und unverfälschter in sich trage, als der zum Gipfel des Wissens erhobene, vielfältig unterrichtete Geist des methodisch Gebildeten. Diese Erscheinung zeigt uns die Tiefe der menschlichen Natur und die Schranke des wissenschaftlichen Strebens. — Der Unterricht in der Religion erfolge weder zu früh, noch zu spät. Nicht zu früh, d. h. nicht eher förmlich, bevor nicht die Wahrzeichen des Verstandes eintreten: das frühe Lernen der Begriffe und der Dogmen verderbt im Kinde die Religion, sie wird zum Scheine, statt Herzenssache zu seyn. Nicht zu spät, d. h. nicht erst dann, wenn sich in dem Gemüthe Zerstreutheit und Leichtsin, Selbstsucht und Zweifelsgeist festgesetzt haben; er darf nicht zu spät angefangen

werden, weil die er-
gibtse Hoffnung nur
wenn sie in keinen g-
lig'dien Verstand
mit denen wir am li-
Gesamtheit bilden
bürgerliche Mensch-
gibt-e. d. d. fromm-
Leben frommer W-
Wohlet von der W-
unaffectet fromme
Priester Gottes die

Religionslehre werde den Kindern in der Aufzucht
geben: eine Religion in lebendigen, nicht gegenwärtigen
Beispielen sey also der erste Unterricht in der
Religion. Hierzu gebe man den Kindern die Erzählungen aus dem
ersten Theil der orientalischen heiligen Schrift der Bibel in Auszügen, für
jede verständene Erzählung einen biblischen Versuch, in welchem die
sittliche Abhandlung der Erzählung, welche die vorher erzählte oder gele-
te Begebenheit vergegenwärtigt, kurz und deutlich ausgeprochen sey
mit in der Zukunft der Erinnerung an jene Begebenheit zugleich die
für früher angeordneten Lehren zur Erklärung derselben dienen
soll (die biblischen Begebenheiten von Schmidt hätten dafür am zweck-
lichsten besprochen werden, jedoch diesen die biblischen Begebenheiten
Kuback mit Versen und Liedern in Schwelm herausgegeben
Ehe aus ein Versuch gelernt wird in demselben und Lehrer we-
nigstens die Begebenheiten zum Verständnis des Inhalts des Ver-
ständnisses haben; dabei hätte man sich sorgfältig, die Begeben-
heiten zu erklären oder zu erklären, nur mit wirklichen Begebenheiten be-
trachte man die Ursachen. Um aus auch außer der biblischen Welt
das religiöse Leben anderer Völker für den Unterricht in
Sprache nehmen zu können, so würde man solche Bücher, welche die
Lehren und dem religiösen Leben der Völker
Gegenwart zu diesem Zwecke enthalten (die Sammlung von
Büchern unter dem Titel: Beispiele des Guten, das die
zweckmäßig für diesen Zweck gefunden; sie verdient deshalb Be-
achtung, weil der Herausgeber nur wahre Thatigkeiten aufgenommen
— und diesem Buche die Bibel hat im Grunde eine Reihe von
Vorstellungen von einer nicht bloß mächtigen, sondern auch weis-
den und strengen Gerechtigkeit über das Leben der Menschen; beide
sind sie ihm durch die Sprache geworden, und diese sind nun,
durch die Begebenheiten verdeutlicht worden, nicht als etwas dem
Aufgebrungenen, sondern als mit Hilfe des Lehrers selbst er-
weicht zu betrachten — und diesen Erzählungen, welche an
religiösen Leben einzelner Völker entlehnt waren, gebe man
den Kindern kräftige, kurze didaktische Skizzen von den Veranlassungen
Gottes, die Erde dem Himmel zu nähern; setze die immer wach-
sende Kirche des Vaters im Contraste zu dem Unglauben und der
Lüge des heiligen Vaters ganzer Familien wieder
und lasse auch diese Thatigkeiten durch biblische Sprache bekräftigt
werden. Auf diese Begebenheiten würde ein Liedersammlung
zweckmäßige Erweiterung des früher eingeleiteten Versuches
folgen können. Durch diese Reden ist nun die Jugend vor-

führung, in der vorzuführenden Religionsgeschichte jeden, immer ge-
 wagt ein Versuch eine Nation, Gott bestimmt zu denken und zu eho-
 ren, dennoch theilnehmend, also ohne Spott, ernst und andachtsvoll zu
 beurtheilen; man zeige in dieser Geschichte recht deutlich, daß der Mensch
 weder die wahre Erkenntniß, noch die richtige Verehrung Gottes aus
 eigener Kraft erlangen und begründen konnte, sondern durch die Liebe
 des Vaters darin unterstützt werden mußte; diese Geschichte ist vor-
 züglich dazu geeignet, den Egoismus zu bekämpfen und den Menschen
 zur dankbaren Demuth zu stimmen. Mit alle dem, was ich bisher für
 die religiöse Bildung als zweckmäßig angedeutet habe, glaube ich, ist
 der Hauptgrundsatz der religiösen Erziehung erreicht; bewirke,
 daß dein Jüdling Gott vor Augen und im Herzen habe, daß er
 schaue den Unsichtbaren, wie er sich auch an ihm nicht unbezeugt gela-
 sen; nicht ferne von ihm ist, und daß er sich hüte, in keine Sünde zu wil-
 ligen, noch zu thun wider Gottes Gebot. — Von hier ist nun der Ueber-
 gang zu einer vollständigen Lebensgeschichte Jesu Christi gebüet; diese
 ordne man chronologisch aus allen vier Evangelisten, lasse sie die Kinder
 aus der Bibel selbst lesen, und füge dazu die praktisch-zweckmäßigsten
 Erläuterungen: es ist nöthig zu erinnern, die Geschichte Jesu aus den
 heiligen Urkunden selbst lesen zu lassen, jede andere Quelle ist getrübt.
 Mit der Lebensgeschichte Jesu beginnt der eigentliche positive
 Religionsunterricht, dessen Hauptgrundsatz nur seyn kann: Das
 ist das ewige Leben, daß ihr den, der allein wahrer
 Gott ist, und den, den er gesandt hat, Jesum Chris-
 tum erkennet. Fragen wir nun, welche Methode bei diesem Un-
 terichte zu wählen sey, so kann nur die als die zweckmäßigste betrachtet
 werden, welche Jesus seinen Schülern selbst vorgeschrieben hat: gehet
 hin in alle Welt, machet alle Völker zu Jüngern meiner Lehre, und ver-
 kündiget das Evangelium allen Menschen. Laufet sie im Namen des
 Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, und lehret sie halten,
 was ich euch befohlen habe. Jeder soll das, was er selbst geworden, wie
 der an Andern bewirken. Die ersten Schüler sahen ihn leben, dulden
 und wirken, und hörten ihn reden. Seine Thaten waren die Beles-
 ge zu dem, was er lehrte, und was er lehrte, das erläuterte ihnen den
 Grund seiner Handlungsweise, ihren Werth und ihren Zweck, und so
 konnten sie nicht anders, sie mußten nach und nach erkennen, daß er sey
 Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, der Meister von Gott ge-
 sandt, der Weg der Wahrheit die da selig macht. Auf dieselbe Weise,
 die sich an ihnen selbst bewährt hatte, wirkten nun auch die Jünger Jesu
 auf ihre Schüler. Er und nur er war der Gegenstand ih-
 rer Lehren, ihre Aufgabe war das Gemählde seines Lebens und sei-
 nes Charakters. Sie hatten ihn geschaut von Angesicht zu Angesicht,
 ihre Schüler konnten ihn nur mit dem innern Auge schauen; war aber
 nur ihr Gemählde treu, so durften sie versichert seyn daß wer es ge-
 schaut, ergriffen werde von seiner Erhabenheit, daß er ihn lieben, und in
 Liebe thätig seyn werde. — Nicht die Bruchstücke von Aussprüchen und
 Reden Jesu, nicht einzelne Scenen aus seinem Leben machen den Leser
 und Hörer bekannt und befreundet mit ihm, sondern nur die vollständigs-
 te und treueste Darstellung desselben. Wie nun die ersten Reli-
 gionslehrer nicht einzelne Sprüche Jesu citirten, um
 ihre religiösen Ansichten vorzutragen, und damit zu
 unterstützen, auch nicht die einzelnen Evangelien eins
 nach dem andern lesen ließen, sondern das ganze Ge-

mahlde seines Lebens vor die Augen ihrer Schüler bringen mußten, in welchem jede Rede, jedes Wort erläutert wurde durch die That, welche es begleitete; so soll auch jetzt noch jeder christliche Religionslehrer die große Aufgabe zu lösen suchen, seine Schülern bekannt und befreundet mit Jesu selbst zu machen. Den meisten Kindern, welche von Jesu nur zu plappern wissen, was sie im Spruchbuche lesen, Catechismus oder einer dürftigen Erzählung auswendig gelernt haben, fehlt die Erkenntniß von ihm, welche die einzige Quelle des Lebens ist. — Bei dem praktischen Lesen der Lebensgeschichte Jesu muß der Lehrer darauf sehen, a) daß der Schüler das Leben des Göttlichen, als vollendetes Gemälde, als ein Ganzes an- und überschauet; b) dann soll ihm die Lehre desselben, als ein vom Leben getrenntes Ganzes klar werden; c) endlich soll er sich selbst Rechenschaft geben von den Gründen der Wahrheit dessen, was er glaubt, darum, weil er sich von der hohen Würde Jesu überzeugt hat, um durch diesen Glauben das Leben zu haben in seinem Namen: kürzer, er soll zuerst die Lebensgeschichte Jesu, dann die Glaubens- und Sittenlehre Jesu erhalten, und endlich sein eignes Glaubensbekenntniß ablegen; letzteres ist das Werk des Schülers oder die Frucht des Gegebenen, von ihm selbst aber Verarbeiteten. Dieses Glaubensbekenntniß setzen die Schüler an, oder sie wählen den kleinen Catechismus von Luther zum Dolmetscher desselben, um so eher, weil Luther nichts aufgenommen hat (selbst den Worten nach), als was die Bibel enthält, von seiner Weisheit hat er wohlweislich nichts hinzugefügt. Hätten die nach Luthers Catechismus herausgegebenen Catechismen, Leitfäden, Anleitungen und Lehrbücher eben so ehrlich nur die Schrift sprechen lassen, so würden wir sie zu Führern im Religionsunterricht vorschlagen; allein da dies nicht der Fall ist, so scheint es durchaus unzweckmäßig, durch sie die heiligen Urkunden zu verdrängen, und sie für den Unterricht wählen, ohne deshalb sie verdammen oder ihren besondern Werth mindern zu wollen. — Um den geschichtlich-positiven Unterricht in Verbindung mit dem kirchlich-positiven zu setzen, befolge man die durch die Geschichte angedeutete natürliche Ordnung: nach Vollendung des einleitenden geschichtlichen Religionsunterrichts lasse man den ersten Artikel memoriren: da, wo Jesus das Gesetz Gottes, durch Moses bekannt gemacht, bestätigt, veranlasse man die Kinder, das erste Hauptstück nach vorhergegangener Erklärung zu erlernen; da, wo Jesus die Anleitung zum Gebet giebt, werde das dritte Hauptstück erklärt und memorirt; der zweite Artikel nach Vollendung der Lebensgeschichte Jesu; der dritte nach der Ausgießung des heiligen Geistes; das Abendmahl und die Taufe da, wo die Geschichte Jesu sie als integrierende Theile vorführt. Diese Hauptstücke müssen aber mit der Erklärung Luthers erlernt werden, weil wir bis jetzt noch nicht im Stande sind, eine einfachere Erklärung zu geben, als er uns hinterlassen hat; seine Erklärung bedarf nur einer Verdeutlichung. Die christliche Moral noch besonders vorzutragen, ist in dem eigentlichen Schulunterrichte überflüssig, da die Lebensgeschichte Jesu die lebendigste und individualisirteste Moral selbst ist. — Beim Confirmandenunterricht kann nach diesem vorausgeschickten geschichtlichen Unterrichte den vorzunehmenden Vorbereitungen eine mehr systematische Form sowohl in Hinsicht der Religions-, als auch Sittenlehre gegeben, und die Hauptstücke alsdann in der Ordnung durchgegangen werden, in welcher sie Luther in seinem kleinen Catechismus gegeben hat. — Fragt man, ob der Unterricht in der Religion mit der Moral

oder der Religion beginnen müsse, so dient zur Antwort: während die Jugend historisch mit Gott dem Vater bekannt gemacht wird, gewöhne man sie zu einer strengen religiösen Legalität (wo Gott und die Aeltern in seinem Auftrage den Kindern alle Handlungen und Pflichten ohne alle Erörterung befehlen), damit sie dann, wenn ihr Herz und Sinn auf mannichfache Weise, und zuletzt durch Jesus Christus mit Lust und Liebe zum Vater und sein Wort erfüllt worden ist, und sich gleichsam aus innerer Liebe gebrungen fühlt, dem Vater zu dienen und ihn zu ehren, desto leichter das freie liebevolle (oder das moralische) Handeln von ihr ergriffen, und zu ihrem Eigenthume gemacht werden könne; nur eine religiöse Legalität, parallel gehend mit dem Unterrichte, erzieht die Jugend zur Moralität oder zur freiwilligen Ausübung des göttlichen Willens. Man hat die allein herrschende (die andern Unterrichtsformen verdrängende) catechetische Unterrichtsform in der Religion getadelt, und nicht mit Unrecht. Der Tadel trifft aber nicht diese Unterrichtsform als solche an und für sich betrachtet (denn sie muß nicht nur beim Catechumenen, oder Confirmandenunterrichte vorherrschend seyn, sondern auch schon bei dem vorhergehenden Unterrichte hier und da zur rechten Zeit angewendet werden), sondern nur die Alleinherrschaft derselben vom Anfange bis zum Ende des Religionsunterrichts. Zu unserer Zeit, wo man zu Hause selten oder gar nicht in der Bibel liest; wo man auch in Schulen es versäumt, der Jugend die Geschichte Jesu und seiner Apostel im Zusammenhange zu einer evangelischen Ein- und Uebersicht zu erheben, ist die Alleinherrschaft der Catechetik mehr schädlich als nützlich; nur da, wo obige Bedingungen erfüllt worden sind, tritt segnend sie ein und fördernd; denn jede Sache, welche an sich höchst nützlich und nothwendig ist, ist dies nur unter bestimmten Verhältnissen; außerhalb derselben gewährt sie nur Nachtheil. Die Alleinherrschaft der Catechetik im Religionsunterrichte ist nur ein Frohdienst der Zeit, und gewährt daher keine Rettung aus der Zeit. — Für unsere gelehrten Schulen ist es höchst nöthig, mehr Zeit auf den echt evangelischen positiven Unterricht zu verwenden, als es gewöhnlich geschieht. Man widme dem Lesen des N. T. zum wenigsten eine gleiche sorgfältige Aufmerksamkeit, eine gleiche Zeitverwendung, als den heidnischen Schriftstellern. In unsern Tagen darf kein protestantischer Schüler das Gymnasium verlassen, er mag nun Theolog, Jurist oder Mediciner werden, der nicht das ganze N. T. in der Ursprache mit seinem frommen gläubigen Lehrer so gelesen hat, daß ihn eine echt evangelische Ein- und Uebersicht ins fernere Leben als bleibendes Eigenthum begleite, welche allein ihn zum Protestanten gegen jede antievangelische Lehre und Handlungsweise erheben kann. Den Theologie Studierenden ist sie in unsern Tagen um so nöthiger, damit sie selbstständiger und protestantischer gestimmt und gesinnt in die Hörsäle der Theologen treten; und um so richtiger beurtheilen können, wer aus Gott ist und seinen Sohn zum Führer, zum Vater erwählt hat. Fast alle, welche die Akademie beziehen, um über das Evangelium die verschiedensten und oft widersprechendsten Ansichten zu hören, ermangeln einer historischen Ein- und Uebersicht der Urkunden des N. T. — So wie man zu den ältesten historischen Urkunden des Rechts zurückgeht, um das gegenwärtige gesellschaftliche Leben der Staaten besser und dauerhafter zu gestalten, so wird es auch nöthig seyn, zu den ersten Urkunden des Christenthums zurückzulehren, wenn das religiöse und kirchliche Leben

welcher Zeit eine dem Geiste des Evangeliums entsprechende Erziehung gewinnen soll. W. L.

Religionserziehung, s. d. Art. Malen.

Religiosität bezeichnet den durchgreifenden moralischen Charakter, der in allen seinen Verhältnissen gerecht handelt, und zwar auf Erden so weit, ohne diese Beziehung aber nennt man daselbe Redlichkeit. Die Religiosität verhält sich zum Religion, wie die Wissenschaft zur Wissenschaft wie die Religion und der Bewusstseinshaftigkeit zum Bewußten, wie die Frucht zur Pflanze, weil dieses Verhältniß in das natürliche Verhältniß auf das Erliche und Göttliche bezogen. W. L.

Reliquien (Überbleibsel). Man versteht darunter alles und jedes, was von Heiligen und wichtigen Personen der Vorzeit den Nachkommen überbleiben geblieben ist, dahin rechnet man z. B. Relie des Heiligen (Knochen, Haare, Nägel), ganze Gewänder, oder nur einzelne Stücke davon; Kreuzgerichte (Fächer, Krone, Stäbe, Fächer u. s. w.). In jeder Zeit erzielten solche Überbleibsel bei den Nachkommen einen Werth. Vorzüglich versteht man unter diesem Namen alle jene irdischen Ueberreste, welche die Kreuzzüge im 11ten und 12ten Jahrhundert aus Italien nach Europa brachten; dahin gehören z. B. die Schwabische Kreuze, welche der Reichthum Christi gelegt hat; Stücke vom Kreuze Christi, von den Umgebungen des Grabes und noch andere Ueberreste von Maria, Joseph und den heiligen Vätern der frühern Weltlichen Kirche. In der ersten Zeit erzielten diese Gegenstände nur einen außerordentlichen Werth, in der Folge verlor sich der Aberglaube dilligens Menschen von dergleichen Ueberresten, und dadurch ward der Grund zu einem entsetzlichen Betrug und Verderben von Seiten des katholischen Clerus gelegt, und ist diese Gegenstände zum Werth der Aemter und Ämter eine bewusste göttliche Uebersetzung eingeleitet, so daß man einem Reliquie vom Kreuze mehr Werth zuschreibt als dem Gold selbst. Die römische Kirche hat diesen Aberglauben nicht nur sehr lange genährt, sondern auch noch auf die Ueberreste drey canonischen Feilgen ausgebreitet — Meissenische Fragmente aus dem wälschen Bergwerk, Land, lebenden und todteten jedes der Vorzeit erwarb man dilligens auch unter dem Namen Reliquien oder Feilgerwürden. W. L.

Membrandt van Rijn (Vaul), einer der berühmtesten Maler ist und Kupferstecher der niederländischen Schule, wurde im J. 1466 in der Stadt Maaseik geboren, die seinem Vater gehörte, geboren. Sein Vater, der Maler, der Kunst verrieth, die Kunst seines Vaters, der ihn zum Maler zu bilden wollte, und Vaul wurde also in Jacob von Zwandenburg, einem sonst unbekanntem Maler, in die Kunst gelehrt. Nach Verlauf dreier Jahre, wo er schon große Fortschritte gemacht hatte, kam er nach Amsterdam zu Peter Kallmann, auch soll er Schüler des Johann Pissel und Grotz Schooten Unterricht genossen haben. Allein bald lernte er nach Hause zurück, und arbeitete dort, die Natur als seine Lehrerin. Da seine Umgebungen zum wahren Schönen, Feiern und Göttern eine gewisse Natur vor sich sah, auch die Kunst zu verbessern sich nicht angelegentlich, daß Membrandt sich auf ein Fortschreiten, nur daran beschloß, jedes seine und vorwärts. Sein ganzes Leben hat der Kunst und seine Fortschritte bei sich getragen, wie mit gemalenen angebliebenen Leuten aus den niedrigen

als
seine
Ihre
W. L.
L. L.
L. L.
L. L.
L. L.
L. L.
L. L.

sten Classen um, und befand sich nur in ihrer Gesellschaft wohl, ungeachtet seine zahlreichen Gönner sich oft genug bemühten, ihn an bessere Gesellschaft zu gewöhnen. Um das Jahr 1630 zog Rembrandt nach Amsterdam, und heirathete eine hübsche Bäuerin aus Marep, die man oft von ihm abgebildet findet. Seine Gemälde wurden bald außerordentlich gesucht, und die Geldbegier bewog ihn nunmehr, seine bisherige fleißige und ausgeführte Manier zu verlassen, und eine flüchtige, praktische Behandlungsart anzunehmen. Er zog nun auch eine Menge Schüler, deren Unterricht er sich theuer bezahlen ließ, ihre Werke aber, von ihm ritocirt, für seine eignen verkaufte. Seine Habsucht hat zu mancherlei Irrthümern über sein Leben Anlaß gegeben; denn so hatte er z. B. mehrere Blätter, so er gedruckt, aus Venedig datirt, um sie verlässlicher zu machen, und dies hat seine Biographen veranlaßt zu glauben; Rembrandt sey im Jahr 1635 und 1636 wirklich in Venedig gewesen. Allein er hat Amsterdam nie wieder verlassen, ungeachtet er immer brohte, aus Holland wegzugehen, um die Kunstliebhaber eilen zu machen, noch etwas von ihm zu besitzen. Schon ums Jahr 1628 legte er sich eifrig auf die Aestkunst, und brachte es darin bald zu der größten Vollkommenheit. Seine radirten Blätter wurden eben so sehr geschätzt, als seine Gemälde, und sein niedriger Selz suchte ihre Preise immer höher zu treiben. Er bediente sich dabei mehrerer, auch in den neuesten Zeiten von berühmten Kupferstechern angewendeten Kunstgriffe. Er verkaufte z. B. halb vollendete Blätter, vollendete dann die Platte, brachte späterhin, wenn diese abgenutzt war, einige kleine Veränderungen darin an, und verkaufte so dieselben Arbeiten zum dritten und vierten Mal, kaufte in Versteigerungen oder sonst unter der Hand seine Blätter selbst auf, ließ sie von seinem Sohne heimlich, und als wend er sie seinem Vater entwendet, wieder anbieten, u. d. m. Auf solche Weise, und durch eine ärmliche Lebensart, hatte sich Rembrandt ein bedeutendes Vermögen erworben, welches nach seinem, im Jahr 1674 erfolgten Ableben sein Sohn Titus erbt, welcher zwar von seinem Vater für die Kunst erzogen worden war, allein darth nicht weit vorgeschritten und ganz unbekannt geblieben ist. Rembrandt war im engsten Sinne des Worts nur Mahler, d. h. er verstand alles, was die Behandlung der Farben, das Colorit, Helldunkel, Fertigkeit des Pinsels betrifft, im höchsten Grade, wogegen er von den übrigen Erfordernissen eines wahren Künstlers, von Composition, Gruppierung, edlem Ausdruck, Zeichnung, Perspective, Drapperie, überhaupt auch von Geschmack, fast keine Idee gehabt zu haben scheint. Zwar zeichnete er selbst nach dem Nackten und nach Modellen, hielt auch seine Schüler vom Anfang an dazu an; allein was für Modelle dies gewesen seyn mögen, kann man aus seinen Werken leicht abnehmen. In seiner Composition und Gruppierung folgte er allein der gemeinen Natur und seiner jedermaligen Laune, ohne alle Auswahl, in der Zeichnung seinem Modell. Das Nackte suchte er in der Regel so viel als möglich zu verbergen, sogar die Extremitäten, Hände und Füße ließ er selten sehen, weil er sie nicht zu behandeln verstand, und meist unförmlich groß oder zu klein bildete. Da, wo er das Nackte nicht verbergen konnte, z. B. in seinen Kreuzabnahmen, Grablegungen, einigen Darstellungen der Bathseba im Bad, ist es immer ohne alle Proportion, meist widrig, wenigstens gemein. Seine Drappierung ist phantastisch, ganz ohne Wahl, ja meist abgeschmackt und lächerlich. Rembrandt kaufte alle seltsamen ausländischen Kleider, Waffen und sonstige Geräthschaften zusammen, und zierte da-

mit seine Modelle, nach diesen aber seine Gemählde damit aus. Unglückt der großen Fertigkeit seines Pinsels soll ihm doch die Zeichnung sogar bei Porträts, und die Drappirung unendliche Mühe gekostet haben, weil er nie damit recht fertig werden konnte. Ausdruck und Charakter sind zwar seinen Arbeiten nicht abzuspucken, allein man muß nur seinen edlen Ausdruck darin zu finden glauben. Seine Köpfe sind sprechend, aber meist Caricaturen; seine Marien sind gemeine Mägde, sehr Christus ein Mensch aus der niedrigsten Volksklasse u. s. w. Dahin gegen ist Rembrandts Pinsel ganz meisterhaft und einzig, von einer Kraft und Wirkung, die kein anderer Maler erreicht hat, und hierin hat sich sein ausgezeichnetes und originelles Talent bewährt. Seine Färbung ist eine wahre Magie; er unterschied am besten die zusammenstimmenden und die unverträglichen Farben. Jeden Ton setzte er sofort an seine Stelle mit so viel Richtigkeit und Harmonie, daß er die Farben nicht erst mit Einbuße ihrer frischen Blüthe zu mischen brauchte. Daher ist alles in seinen Bildern voller Wärme, und sein Hell Dunkel von Wahrheit ohne Gleichen. Die Lichter trug er meist so fett auf, daß die Farbe weit hervorragt, und auch so den Effect hebt. Uebershaupt brachte er überall grelle Erleuchtung in seinen Bildern an, welche nur die Hauptpartien hervorhebt, die Nebensachen im Hell Dunkel läßt. Er wählte dazu immer die Beleuchtung von oben, und hatte deshalb in seinem sonst ziemlich dunkeln Zimmer eine kleine Oeffnung angebracht, durch welche allein sein Modell erleuchtet wurde. Dieser ein förmigen Methode ist es denn freilich auch zuzuschreiben, daß Rembrandts Colorit sich überall sehr gleich und etwas einförmig geworden ist. Seine Gemählde, deren es eine große Anzahl giebt, sind fast in allen öffentlichen und Privatsammlungen zerstreut. Zu den ausgezeichnetsten gehören sein Tobias und dessen Familie vor dem Engel knieend, die beiden Philosophen, Christus zu Emmaus, die Werkstatt eines Tischlers, der Samariter, die Darstellung im Tempel, sein eignes und seiner Frau Porträt, der drohende Gefangene, und zwei Landschaften (im pariser Museum), dann Simson und Delila, eine Kreuzabnahme, und ein minder bekanntes, aber fast noch vortrefflicheres Gemählde, Christus unter den Kindlein (in der gräflich Schönbornschen Sammlung zu Wien), ferner sein Apostel Paulus, das Porträt seiner Mutter und sein eignes (in der dortigen kaiserlichen Gallerie), eine heilige Familie, Hagar, Christus im Tempel, eine Grablegung, Kreuzabnahme, und sein Porträt (in der münchener Gallerie), das Opfer Manoahs, das Fest des Abas verus, Ganymed, sein eignes und das Porträt seiner Mutter und Tochter, ingleichen eine Landschaft (in Dresden). Saul und David, Tobias, eine Beschneidung, eine Grablegung, er und seine Familie, und eine Landschaft (in Salzbadlen). Rembrandts geübte Plätter sind von einer bewundernswürdigen Freiheit, Leichtigkeit, Kühnheit und wahrhaft mahlerisch. Sie werden so geschätzt und so theuer bezahlt, daß eines derselben, die Heilung der Kranken, den Namen des „Hundertguldenblatts“ bekommen hat, aber oft noch weit höher bezahlt wird, als der Name besagt. Fast eben so sehr schätzt man seinen Bürgermeister Sir, den Bitenbogaard, den Coppenel, den Tolling, und seine große Kreuzabnahme. Rembrandts beste Schüler, die man an der Art ihrer Behandlung der Farben leicht erkennt, waren Ferdinand Bol, Gerard Douw, Gerbrand van Eghout, Michel Poorter, Philipp Koning, Govaert Flinck.

RL.

Remedium. Im Münzwesen bezeichnet Remedium die Beschaffenheit des zu verzinrenden Metalles, wo es minder fein (Remedium

am Korn) und minder schwer im Gewicht (Remedium zu Schrot) gemacht wird. In der Rechtswissenschaft bedeutet *Remedium* einen Rechtsbehelf, Rechtsmittel, das gegen ein gefällttes Urtheil, oder einen gerichtlichen Bescheid, eingereicht und gebraucht wird. Geschieht dies bei demselben Richter, von dem der Spruch ausgegangen, so heißt dies *Remedium Läuterung*; geschieht es aber bei höherer rechtlicher Instanz, *Appellation*.

Remesse, *Rimesse*, wird bei den Kaufleuten die baare oder durch Wechsel gemachte Bezahlung empfangener Waaren u. dgl. genannt; auch heißt so die von dem Acceptanten eines Wechsels ausgezahlte Summe desselben.

Remonstranten (Arminianer). Der Stifter dieser Religionspartei in der reformirten Kirche war *Jacob Arminius*, daher auch die Mitglieder dieser Religionsgesellschaft *Arminianer* genannt wurden. *Arminius* hieß anfänglich *Herrmann*, und war 1560 zu *Dubewater* geboren. Sein Vater, der ein Messerschmidt war, starb ihm frühzeitig; als er einige Zeit zu *Utrecht* studirt hatte, nahm ihn 1575 *Rudolph Snellius* mit sich nach *Marburg*. Einige Zeit darauf ging er nach *Rotterdam*, von da nach *Leyden*, wo er sechs Jahre nach einander den Unterricht des *Lambertus Donatus* genoß. Von *Leyden* ging er nach *Genf*, hörte *Beza*, und erwarb sich zu *Basel* die besondere Achtung des *Orlandus*. Auf seiner Reise nach *Italien* fand er zu *Rom* die Verdorbenheit und geheimnißvolle Bosheit der päpstlichen Regierung so arg, daß er selbst gestand, sie habe alle seine Vorstellungen davon übertroffen. Im Jahre 1588 wurde er als Prediger nach *Amsterdam* berufen; 1603 wurde er Professor der Theologie zu *Leyden*, und starb den 19ten October 1609. Den Namen *Remonstranten* erhielt diese Gesellschaft von der Schrift, in welcher sie ihre Meinung von der Gnadenwahl, in fünf Artikeln abgefaßt, übergaben, und dieselbe *remonstrantiam* überschrieben. Der Inhalt dieser fünf Artikel ist folgender. Der Hauptgegenstand, worüber der Streit und die Trennung der Remonstranten von der allgemeinen reformirten Kirche entstanden, war die Lehre von der Prädestination. Des Irrthum der Reformirten in dieser Lehre suchten sie an den genannten fünf Artikeln zu bestreiten. Sie behaupteten erstens, daß Gott zwar von Ewigkeit einen Beschluß wegen der Menschen Seligkeit und Verdammniß gefaßt habe; er sey aber nicht unbedingt gefaßt worden, sondern Gott habe die Bedingung hinzugefügt: er wolle alle diejenigen selig machen, welche an *Christum* glaubten; die Ungläubigen hingegen verdammen. Zweitens, daß *Christus* für alle Menschen gestorben, und allen durch seinen Tod die Veröhnung und Vergebung der Sünden erworben habe; es könne aber dieselbe Niemand erlangen, es sey denn, daß er an ihn glaube. Drittens, daß kein Mensch den seligmachenden Glauben aus eignen Kräften haben könne; sondern er müste von Gott in *Christo* durch den heiligen Geist wiedergeboren werden, wenn er dazu gelangen wollte. Viertens, daß man zwar ohne die Gnade Gottes nichts Gutes zu denken, zu wollen und zu thun im Stande sey; denn alle unsere guten Werke hätten ihren Ursprung in derselben: besungeachtet, wenn man auf die Beschaffenheit ihrer Wirkung sehe, könnte man nicht behaupten, daß man sich ihr stets widersetzen und ihren Einfluß verhindern könne. Fünftens, daß die Gläubigen so viel Kräfte hätten, vermöge deren sie wider den *Satan*, *Sünde*, *Welt* und ihr eignes *Fleisch* streiten und den Sieg erlangen könnten, und zwar durch den Beistand des heiligen Geistes. Dieses ist der reine und echte Inhalt der Lehre des *Arminius* oder der Gesellschaft der Remonstranten. Von diesen frühern Re-

monstranten muß man sorgfältig die spätern unterscheiden, welche bei diesen fünf Artikeln nicht stehen blieben, sondern noch weiter in ihrem Kampfe gegen die allgemeine reformirte Kirche fortschritten. Da noch vor den arminianischen Streitigkeiten mehrere Schriften des Socinus hier und da in Holland heimlich verbreitet worden waren, und namentlich bei dem größern Theile der vorzüglichsten Gelehrten, welche fast alle Mitglieder der Remonstranten waren, Eingang gefunden hatten, so war es sehr natürlich, daß die spätern Remonstranten in vielen Stücken mit den Socinianern, oder den frühern Rationalisten übereinstimmten, und daher des völligen Socinianismus beschuldigt wurden. — Die Staaten von Holland gaben 1614 eine Verordnung, nach welcher beide Parteien, die Remonstranten und Gegenremonstranten, sich mit einander in Liebe und Frieden vertragen sollten. Da beide Parteien aber die Gültigkeit und Ungültigkeit eines solchen Decrets von Seiten der Obrigkeit in Kirchenangelegenheiten in Zweifel zogen, so wurde, um die dadurch entstandenen gegenseitigen Unruhen beizulegen, im Jahre 1618 vom 13ten November bis 1619 den 9ten Mai die berühmte dordrechtse Synode in 154 Sitzungen gehalten. Höchst bemerkenswerth ist der Ausspruch dieser Synode. Sie wies erstlich der Vernunft in der Furcht Gottes den Platz an, der sich für eine Magd schickt; sie nahm die Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens gefangen, und erklärte mit frommer Demuth und theologischer Consequenz: die Prädestinationslehre ist hart, sehr hart, aber wir können nicht helfen; fest stehe der Ausspruch der heiligen Schrift, untergehe die Meinung der widerstrebenden Welt. — Die Reformirten oder Gegenremonstranten gewannen durch diese Synode die Oberhand über die Remonstranten, weil erstere auf dieser Synode Kläger und Richter zugleich waren. Die Remonstranten haben das willkührliche, grausame und ungegründete Verfahren dieser Synode ans Licht gestellt, und bis jetzt haben die Reformirten diesen Beschuldigungen nicht widersprochen. Obgleich die Arminianer sich dem strengen Urtheile (daß ihre Behauptungen Irrthümer wären) der Synode unterwerfen mußten, so unterließen sie doch nicht, ihre Lehren in Schriften zu rechtfertigen. — Nach dieser Synode sah es in Hinsicht des Bestandes dieser Familie wirklich bedenklich aus; dazu kam noch, daß sich mehrere der Remonstranten der Theilnahme an der Verschwörung gegen den Prinzen Moriz schuldig bekennen mußten. Einige Prediger aus der Gemeinde reichten aber bei dem Prinzen eine wohlgegründete und nachdrückliche Vorstellung ein, in welcher sie zeigten, daß die Schuld einiger Mitglieder nicht der ganzen Gemeinde zugerechnet werden könnte. Diese Vorstellung hatte ihre gute Wirkung; denn der Prinz Moriz überwand nicht nur selbst seinen gefasteten Zorn, sondern vermochte auch seine Umgebungen durch sein eignes Beispiel, eine mildere Behandlung den Remonstranten angeheißen zu lassen. Nachdem dieser Prinz 1625 gestorben, erhielten sie von dessen Bruder Heinrich durch ein besonderes Decret die Erlaubniß, sich in allen Orten und Städten Hollands aufzuhalten, und Kirchen und Schulen anzulegen; letzteres geschah namentlich in Rotterdam und Amsterdam. In Amsterdam stifteten sie ein Gymnasium, um sich ihre Lehrer selbst zu bilden; diese Anstalt machte sich sehr berühmt. Die Gemeinden zu Rotterdam und Amsterdam waren die stärksten. — Sie bemühten sich nicht, ihre Glaubensgenossenschaft zu verstärken, wer zu ihnen überging, war nicht verpflichtet, ihr Glaubensbekenntniß anzunehmen, wenn er sich nur erklärte, er sey dem allgemeinen christlichen Glauben nach dem apostolischen Symbolo zugethan, und wolle nach Christi Gebot sein Leben führen.

Ihr öffentlicher Gottesdienst war dem der Reformirten fast durchgehends gleich, nur daß sie in der Taufe, bei welcher die Reformirten von den Aeltern des Kindes ein Bekenntniß fodern, daß ihre Lehre wahr sey, und sich versprechen lassen, das Kind darin zu erziehen, die Aeltern bloß ermahnten, daß sie ihr Kind in der christlichen Religion sollen unterrichten lassen, ohne eine besondere Gemeinde zu nennen. Auffallend ist es, daß, so lange sie gedrückt und verfolgt wurden, ihre Gesellschaft sehr zahlreich war; sobald sie aber Freiheit und Ruhe erlangt hatten, die Zahl der Mitglieder mehr ab- als zunahm. Die wichtigsten und gründlichsten Nachrichten darüber findet man in *Walch's* historischer und theologischer Einleitung in die Religionsstreitigkeiten, welche außer der evangelisch-lutherischen Kirche entstanden sind, 1734 in Jena herausgekommen, 3te Thl. W. L.

R e m s c h e i d, ein Dorf und Kirchspiel im preussischen Herzogthum Berg. Das Dorf selbst hat nur ungefähr 100 Häuser, das Kirchspiel überhaupt aber, welches 2 — 3 Stunden im Umfange hat, zählt beinahe 6000 Menschen, hat zwischen 50 und 60 sogenannte Höfe, und in denselben ungefähr 90 Handlungsfabrikhäuser. Ein Theil dieser Kaufleute hat große Fabriken von Sensen, Sägen, Feilen und andern eisernen und Planlage, Geräthschaften, die selbst zum Gebrauche der westindischen Colonien in großer Menge ausgeführt werden; und ein anderer Theil besitzt eigene Breit-, Reß- und Stahlraffineriehämmer, mit deren Producten ein- und ausländische Eisen- und Stahlfabriken versorgt werden. Die remscheider Waaren gehen nach allen Gegenden der Welt, und viele Handlungshäuser zu Remscheid treiben auch einen höchst bedeutenden Handel mit andern deutschen und fremden Fabrikwaaren. Remscheid ist ein an Naturproducten sehr armer, unfruchtbarer District. Eisen, Stahl, Holz, Kohlen und andere, für die Fabriken erforderliche Gegenstände müssen von andern Orten hergellefert und angekauft werden. Die Zahl der Sensen, welche jährlich in Remscheid verfertigt und nach Frankreich, Portugal, Spanien, Rußland, Amerika u. s. w. ausgeführt werden, beträgt regelmäßig auf 400,000 Stück. In den Pflanzungen der holländischen Colonien giebt man den remscheider Werkzeugen vor allen andern den Vorzug, und sie sind auch fast allein in Gebrauch.

R e m u s, der Zwillingbruder von **R o m u l u s**, dem Stifter Roms, bei dessen Gründung Remus in einem Streit mit dem Bruder von Bruchhand erschlagen fiel. (S. d. Art. **R o m u l u s**.)

Renegaten, mit diesem Wort, das mit **R e l i g i o n s v e r l ä n g e r** gleichbedeutend ist, werden besonders die der christlichen Kirche Abtrünnigen benannt, welche zum Koran übertreten. Häufig ist bei den Renegaten Eigennuß die Erkefheber ihrer Handlung, seltener — jedoch ehemals mehr als noch jetzt — der Zwang und die Ueberredung, die man den Belennern des Islam lange Zeit anschuldigte, angewendet zu haben bei gefangenen oder unter ihnen wohnenden Christen, sie zum Uebertritt zu ihrer Religion zu bewegen.

R e n i (**Guido**), der anmuthigste und gefälligste Mahler, welchen Italien je hervorgebracht hat, wurde zu Bologna im Jahre 1375 geboren. Sein Vater wollte ihn anfangs der Musik widmen, wozu er Talent zeigte; allein er bemerkte bald ein noch größeres in dem Knaben schlummerndes Talent zur Malerei, und übergab seinen Sohn daher dem Unterricht des in Bologna damals in großem Ansehen stehenden niederländischen Malers, **Dionysius Calvart**. Dieser hatte daselbst eine Schule für junge Künstler errichtet, aus welcher die größten Meister jener Zeit hervorgegangen sind. Guido soll dort vorzüglich viel nach **Albert Dürers**

Werken studirt haben; dies wird wahrscheinlich, wenn man manche von seinen frühern Arbeiten betrachtet, und darin, besonders in den Gemälden, dann und wann eine Aehnlichkeit mit den dürerschen Gemälden, jedoch auf italienische Weise behandelt, findet. Unterdessen hatten die Caracci eine eigne Schule in Bologna gebildet, welche mit Salvarts Schule rivalisirte, und nicht allein durch ihre Neuheit, sondern weil sie wirklich einen bessern Geschmack in der Kunst wieder einzuführen bemüht war, jense zu verdunkeln anfing. Auch Guido verließ als ein Jüngling von zwanzig Jahren des Salvart Schule, und ging zu den Caracci über. Diesen gab er bald Gelegenheit, sein Talent und sein Streben nach etwas Außerordentlichem zu bewundern, ja es soll sogar Annibal Caracci auf den Beifall, welchen Guido durch seine jugendlichen Arbeiten schon einzuernten anfing, eifersüchtig geworden seyn. Die Begierde Guido's, die Kunstschätze Roms, von denen er so viel gehört hatte, mit eignen Augen zu schauen, ließ ihn jedoch nach Verlauf einiger Zeit auch deren Schule wieder verlassen, und mit zwei seiner Mitschüler, dem Domenichino, der in seinen Werken das Edle und Höhere suchte, und dem Albani, welcher Guido's Nebenbuhler in der Anmuth und Lieblichkeit seiner Gemählde wurde, nach Rom eilen. Um diese Zeit fing Guido an, nach dem er einige Gemählde des wegen seiner kräftigen affectvollen (jedoch unedlen und gemeinen) Manier damals über die Massen bewunderten Caravagio gesehen hatte, dessen Behandlungsart nachzuahmen. Der Beifall der Menge lockte den Guido wohl hauptsächlich dazu, denn seinem Charakter war diese Manier eigentlich wenig anpassend. Sein Ruf verbreitete sich binnen kurzem allgemein, und bewog den Cardinal Borghese, für die Kirche delle tre Fontane eine Kreuzigung des heil. Petrus von ihm mahlen zu lassen. Die kräftige Manier, in der dieses Bild und mehrere andere aus derselben Zeit gearbeitet sind, und welche dem Guido nicht lange eigen blieb, erhöhte seinen Ruf immer mehr; und als der Cardinal Borghese die durch Morghens trefflichen Stich bekannte Aurora durch ihn hatte vollenden lassen, wurde die Bewunderung für ihn allgemein. Papst Paul V. ertheilte um diese Zeit Guido den Auftrag, eine Capelle auf Monte Cavallo mit Scenen aus dem Leben der Maria auszuschnitten. Und da Guido auch diesen Auftrag zur Zufriedenheit des heiligen Vaters ausgeführt hatte, überdies von demselben ihm die Auszierung einer andern Capelle in St. Maria Maggiore anvertraut wurde, so bekam er binnen kurzem eine so große Menge Bestellungen, daß er sie alle zu vollenden nicht im Stande war. Aus dieser Periode sind unter andern wohl auch seine Fortuna, die Porträts Sixtus V. und des Cardinals Spada. Man kann drei verschiedene Manieren für Guido's Malereien annehmen. Die erste ist die affectvollste, und begreift die Gemählde, welche der Behandlungsweise der Caracci und besonders der des Caravagio ähnlich sind. Starke Schatten, enggeschlossene Lichter, ein kräftiger markiger Pinsel, kurz das Hinarbeiten nach großem Effect zeichnen die in der ersten Periode gefertigten Arbeiten aus. Die zweite Manier bildet den völligen Gegensatz der ersten, und wurde von Guido auch als Gegensatz der Arbeiten des Caravagio, mit dem unser Künstler in steten Zwistigkeiten lebte, aufgestellt. Sie zeichnet sich durch helle, schattenlose Färbung, durch einschmeichelnde, gefällige, doch mitunter auch oberflächliche Behandlung aus, und ist dem Guido ganz eigenthümlich. Seine obgedachte Aurora bildet schon den Uebergang oder vielmehr Uebertritt aus der ersten in die zweite Manier. Eine dritte Periode datirt sich von der Zeit an, wo Guido anfing, eifertig und schnell

zu arbeiten, und mehr auf Geldverdienst als auf seinen Ruhm bedacht war. Sie zeichnet sich durch grünlliche, graue und überhaupt unnatürliche Färbung, durch nachlässige und schlechte Behandlung aus. Diese letzte Manier bemerkt man ganz vorzüglich in der großen Fahne mit dem Schutzheiligen von Bologna, mehr oder minder in andern Gemälden, deren eine große Menge dieser Periode angehören. Wir kehren zur Lebensbeschreibung unsers Künstlers zurück, und erwähnen zunächst, daß Guido unter der Regierung des Papstes Urban VIII. mit dessen Zahlmeister, dem Cardinal Spinola, wegen der Bezahlung für eines seiner Gemälde sich entzweite, schnell Rom verließ und nach Bologna ging. Dasselbst hatte er bereits unter andern Gemälden für das Haus Sampieri seinen heil. Petrus und Paulus, für die Dominicenerkirche aber den Kindermord gemahlt, und war jetzt im Begriff, die Capelle dieses Heiligen mit Gemälden auszustatten, als er nach Rom zurückberufen, dort mit Ehrenbezeugungen überhäuft und vom Papste selbst aufs liebevollste empfangen wurde. Bald aber erfuhr Guido in Rom neue Unannehmlichkeiten, und da er auch in Neapel, wohin man ihn berief, wegen der Verfolgungen der dortigen Maler gegen alle Ausländer von Verdienst, sich nicht sicher glaubte, so lehrte er nach seiner Vaterstadt zurück, und verließ diese nie wieder. In Bologna vollendete er jene obgedachte Capelle, mahlte zwei schöne Bilder für die Kirche de' Medisanti, für Genua eine Himmelfahrt der Maria, und eine Menge anderer für sein Vaterland und das Ausland, besonders für Rom. Darunter verdienen ausgezeichnet zu werden sein heil. Michael für die Capuciner, seine Geschichte des heil. Benedict für das Kloster St. Michele in Bosco, Helena und Paris für den König von Spanien, Scenen aus dem Leben des Hercules, eine Verkündigung, der heil. Sebastian, ein Ecce Homo und einige Magdalenen, ein Christusknabe auf dem Kreuz schlafend, eine Magdalene, ein Johannes der Eüufer, das letzte Gemälde aus seiner ersten Manier (in der kaiserlichen Gallerie zu Wien), eine Anbetung der Hirten, eine Charitas und Magdalene (in der lichtensteinschen Sammlung), eine Himmelfahrt, eines seiner schönsten Bilder, ein Ecce Homo, ein Johannes der Evangelist, der heil. Bruno und eine Fortuna (in München), ein Ecce Homo, Christus, welcher der Maria erscheint, eine Madonna von Heiligen umgeben, Minus und Semiramis, ein kleiner Bacchus und eine Venus (in der dresdner Gallerie). Schon in Rom hatte Guido eine eigne Schule errichtet, in Bologna vergrößerte er dieselbe so weit, daß man die Zahl seiner Schüler auf zweihundert schätzt. Ueberhaupt fing er bald an, auf Mittel zu sinnen, sich so viel Geld als möglich zu erwerben. Er arbeitete eifertig, gewöhnte sich an eine ganz practische, unangeführte und manirirte Behandlung, wurde nachlässig, ließ manches durch seine Schüler ausführen, und, von ihm ritocirt, für seine Arbeit verkaufen. Und alles dieses bloß, um seinem leidenschaftlichen Hange zum Spiel zu fröhnen, welches ihm ungeheure Summen kostete, ungerechnet die Zeit, die er unnützer Weise damit verbrachte. Guido verlor oft mehr in einer Nacht, als ihm Monate lange Arbeit eingebracht hatte; oft schickte er, um nur Geld zum Spiel, oder nach großen Verlusten zum Lebensunterhalt zu bekommen, insgeheim Gemälde für einen geringen Preis zum Verkauf umher, die er sonst wohl für beträchtliche Summen nicht abgelaufen hätte; er vollendete dann in der Eil Arbeiten, denen nur sein Name Käufer verschaffte. Er fiel deshalb auch oft in die Hände böser Gläubiger, war immer in Geldverlegenheiten, und diese stete Sorge, so wie seine Leidenschaft selbst nagten an seiner Gesundheit. Zuletzt drängten

Wo die Bildhauer so heftig, daß er in eine Art Melancholie verfiel, sein Blut erdichtete und ihn bald durch ein blutartiges Fieber dahin rief. Er starb im J. 1642, und wurde in der Kirche St. Domenico in Bologna begraben. Guido war von sanftem und liebevollem Charakter, brüderlich im Umgang angenehm, nur als Künstler stolz, empfindlich und unsäglich, von irgend einem Großen eine übermäßige Handlung erdulden. Stets arbeitete er mit einer Art von Würde und Würde, bedeckte den Hut dabei selbst in Gegenwart des Papstes auf dem Kopfe und den Mantel auf der Schulter, umgeben von einem Hof, dessen Schüler bildeten, und hielt überhaupt immer auf einem gewissen Ansehen. Betrachten wir die einzelnen Erfindungen der Kunst und so finden wir wie zuerst seine Zeichnung nicht immer richtig, selten kräftig und grandios, seine Zeichnungen ohne große Macht, bisweilen nicht einmal natürlich. Dagegen hat seine Zeichnung eine ihm eigenthümliche Grazie und Lieblichkeit, die mehr in der Behandlung des Ganzen als

besteht, ja man muß auch dies eigentlich nur sehen. Seine Gedanken sind gewöhnlich, wohl auch die Wirkung gut, aber auch seine gewöhnliche Wirkung machen, und weniger große Werke von kleinerem Umfange, besonders sehr man eine große Anzahl findet. Der Ausdruck ist nicht wahr und leicht; nur fehlt es nicht mit dem Ganzen, und an dem Charakter der besten. Einen hohen, würdevollen, männlichen Ausdruck darf man eigentlich in seinen Werken nicht finden, die Sanftheit, Lieblichkeit und Grazie, eben weil sie weniger dieses Gefühl verrät als in seinen Werken gleich eigen. Dadurch erklärt sich ihm die Würdigerhalten, welche Kraft und Festigkeit folgen, selten und mehr in seiner früheren Periode

gelangen. Ganz an seinem rechten Platz aber war Guido, wenn er in jugendliche, besonders weibliche Gestalten bildete. In ihnen zeigt sich sein feines Gefühl für alles, was nur anmuthig, hold und zart genannt werden kann, vor allem aber spricht sich dieses Gefühl in den ganz himmelgerichteten Augen seiner Magdalenen und Madonnen aus. Diese haben oft mehr Hölde und Netzen, als Raphael's weibliche Figuren, und sind mehr zarter und feiner gezeichnet, aber ihr Charakter ist weniger tief, die Dauer des Eindruckes, den sie machen, aber auch nicht so bleibend. Guido entlehnte den Ausdruck seiner weiblichen Figuren, vorzüglich der Magdalenen und Madonnen, von den Köpfen der Edler der Mode, seiner vortrefflichen Gruppe von Statuen des Alterthums, deren Charakter, auf eine geistreiche Weise vertheilert, er überall anbringen wollte. Nach seinen Vorbildern vorzüglich aber auch nach Raphael, Correggio und andern großen Meistern hat Guido streng studirt und sie zum Muster seiner Arbeiten genommen. Sein Eifer ist, wie schon oben gedacht worden, zwar selten wahr, sondern fällt oft ins Weibliche, noch häufiger aber ins Ornate und Libertätene, ist aber doch mehr annehmlich und jenseit von der großen Leichtigkeit und Weichheit seines Pinsels, von einem breiten, festen und massigen Redoubling, welche aber stellenweise in Manier anders ist. Guido hat nicht allein in Gips, sondern auch einige Statuen gearbeitet, und eine ziemlich große Anzahl Blätter eigenhändig gezeichnet, welche mit einer leichten steinernen Nadel behandelt sind

und sehr geschätzt werden. Fast ließe sich behaupten, daß seine Zeichnung in diesen Blättern richtiger und edler sey, als selbst in seinen Gemälden. Guido hat eine große Menge Schüler gezogen, welche alle mehr oder minder seiner Manier treu blieben; unter ihnen zeichnen sich vorzüglich aus Guido Congiagi, Simone Cantarini Pejarese, Francesco Ricchi, Andrea Sireni, Giovanni Sementi, G. Bat. Bolognini. B. C.

Kenneil-(James). Dieser berühmte Geograph ward 1742 zu **Chundleigh** in Devonshire geboren, wo seine Familie in gutem Ansehen stand. Er besuchte eine benachbarte Schule und trat in einem funfzehnjährigen Alter als Midshipman in den Seedienst. Während des siebenjährigen Krieges zeichnete er sich durch Unternehmungsgeist, besonders bei der Belagerung von Pondichery, aus. Auf den Rath eines Freundes, der in dem India House von Einfluß war, verließ er im J. 1766 den Seedienst, und trat als Ingenieurofficier in den Militärdienst der Compagnie. Die erste Arbeit, womit er vor dem Publikum erschien, war a Chart of the Bank and Current of Cape Lagullas, wofür er zum Generalvermesser von Bengalen ernannt wurde. Bald darauf gab er seinen Atlas von Bengalen heraus, dem eine Nachricht vom Ganges und Burrampooter (in den Philosophical transactions) folgte. Diese Schrift erwarb dem Verfasser einen solchen Ruhm, daß er einstimmig zum Mitgliede der königlichen Gesellschaft gewählt wurde. Um das Jahr 1782 kehrte er nach Europa zurück, und gab sein berühmtes Memoir of a Map of Hindostan heraus. Als die asiatische Gesellschaft gestiftet wurde, nahm Kenneil den wärmsten Antheil daran, und gab mehrere schätzbare Beiträge, wiewohl anonym, zu ihren Schriften. Im Jahr 1798 half er dem unglücklichen Rungo Part bei der Herausgabe seiner Reise; für die afrikanische Gesellschaft unternahm er mehrere Arbeiten zur Verbesserung der Geographie dieses Welttheils. Das große Werk des Doctor Vincent über die Reise des Nearchus sowohl als dessen Werk über den Periplus verbankten ihm manchen wichtigen Aufschluß. Von seinen eignen Werken verdienen noch angeführt zu werden: The geographical System of Herodotus explained and Observations on the topography of the plain of Troy.

Kenneil, vormals die Hauptstadt von Bretagne, und jetzt die des Departements der Vilaine und Ile. Sie liegt an dem Zusammenfluß dieser beiden Flüsse, und auf dem erstern können Barken bis an die Stadt schiffen. Ueber die Vilaine sind auch drei Brücken gebaut, von denen die schönste (le Pont-neuf) die obere mit der untern Stadt verbindet. Obgleich ein Theil der Stadt neu und schön angelegt ist, so sind doch die Häuser zu hoch und die Straßen zu eng. Sie hat über 25,000 Einwohner, ist vor sich eines unter dem Erzbischofe von Tours stehenden Bischofs, eines seit 1809 zur großen Universität gehörigen Lycéums, und des commandirenden Generals der dreizehnten Militärdivision. Die Kathedralkirche und der ehemalige prächtige Parlamentspalast sind sehenswürdig. Bedeutende Manufacturen von Wollenzusen, Hüten, Strümpfen, Leder, Segeltuch ic. und der Handel mit Getraide, Flachs, Hanf, Schlachtvieh u. s. w. gewähren den Einwohnern reichliche Nahrung. Die Gegend umher ist sehr fruchtbar.

Kens oder **Kense**, ein in dem preussischen Großherzogthum Niederrhein, unweit Coblenz, gelegenes Städtchen, berühmt durch den nahe dabei befindlichen, nun größtentheils zertrümmerten, Königsstuhl, ein rundes, auf sieben Bogen ruhendes Gewölbe von Quader,

zu dem eine steinerne Treppe hinauführte und auf dem sich sieben Stiege befanden. Hier hielten ehemals die sieben deutschen Churfürsten ihre vorläufigen Berathschlagungen über die Wahl der römisch-deutschen Kaiser und Könige. Der Bürgerschaft von Rens Obliegenheit war, dies Gebäude stets in baulichem Stand zu halten; dafür genossen sie das Marktrecht zu Coblenz.

Renten werden alle die Einkünfte genannt, die nicht eine Frucht persönlicher Industrie, nicht eine Belohnung für Amtsarbeiten sind. Es gehören daher unter die Benennung von Renten die Zinsen ausgeliehener Capitale, die Pacht und Miethgelder von Grundstücken, Erbzinsen und dergleichen. Zu diesen verschiedenen Arten von Renten gehören auch noch die Leibrenten, die der Besitzer derselben auf seine ganze Lebenszeit zieht für ein dagegen deponirtes Capital, das nach seinem Tode dem anheimfällt, der die Leibrenten zahlte. (S. den Art. Leibrenten.)

Repnin (Fürst Nicolai), russisch, kaiserlicher Generallieutenant und Generaladjutant, Ritter mehrerer russischen und fremden Orden, ist der älteste Sohn des Generals Fürsten Wolkonsky, Gouverneurs von Drenburg. Seine Mutter, Tochter des verstorbenen Feldmarschalls Fürsten Repnin, bekleidete mehrere Jahre bei der Großfürstin Catharine, Gemahlin des Königs von Wirtemberg, die Stelle einer Oberhofmeisterin. Ihr Vater, der durch seine ruhmvollen Feldzüge gegen die Türken, durch seine Ambassaden in Constantinopel im J. 1775 und Warschau berühmt gewordne Großvater des Fürsten Repnin, nahm, da er kinderlos war, seinen Enkel an Kindes Statt an, und vererbte ihm mit seinem Namen seine beträchtlichen Güter. Die Brüder des Fürsten führen daher noch ihren väterlichen Namen Wolkonsky. — Fürst Nicolai Repnin wurde unter den Augen seines Großvaters erzogen, er begleitete ihn nach Berlin, wo der Feldmarschall als Ambassadeur extraordinaire im Jahr 1798 auftrat. In einer solchen Schule konnte der junge Fürst, der damals Husarenofficier war, sich nicht anders als vielseitig vorthellhaft entwickeln. Das Vorbild und die Leitung seines erlauchten Großvaters äußerten auch bald den günstigsten Einfluß auf den jungen Fürsten, der mit großem Ernst, oft mit Strenge zur Pünktlichkeit in Erfüllung seiner Dienstpflichten angehalten wurde. Im Fache der Mathematik, Algebra, Geschichte, Geographie und Statistik, in den lebenden Sprachen, und allen dem Offiziere und Staatsmanne erforderlichen Kenntnissen zeichnete er sich bald vorzüglich aus. — Schon jung war der Fürst, wie der größte Theil des russischen Adels, in den Dienst der russischen Leibgarde eingetreten. Nach dem Tode seines Großvaters bewohnte er abwechselnd Petersburg, Moskau, und bereiste seine beträchtlichen Güter. In Moskau vermählte er sich in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts mit der ältesten Tochter des Geheimen-Raths, Grafen Alrei Masumowsky, jetzt Ministers der öffentlichen Aufklärung. Seine Gemahlin, geistreich, gebildet, von dem liebreichsten, edelsten Charakter, schenkte ihm mehrere Kinder, von denen jetzt noch drei, die älteste und jüngste Tochter, das mittelste ein hoffnungsvoller Sohn, am Leben sind. — Beim Ausbruche des Kriegs 1805 verließ der Fürst, der damals Oberster der Chevaliergarde war, seine geliebte Familie und sein Vaterland, um den Feldzug gegen den allgemeinen Feind mitzumachen. In der Schlacht von Austerlitz, den 2ten Dec. 1805, ward er bei einem Cavallerieangriff des Garderegiments, das er commandirte, am Kopfe verwundet, er ward vom Feinde um-

ingt und gefangen genommen. Anfangs sollte er nach Frankreich transportirt werden; da seine Wunde ihn aber bis zum Abschluß des Friedens in Linz zurückhielt, wohin seine Gemahlin voll sorgender Liebe geflogen war, um ihn zu pflegen, so erfolgte bald die Auswechslung. Die in diesem Feldzug bewiesene Tapferkeit ward durch die ehrenvolle Auszeichnung des St. Georgenordens vierter Classe belohnt, nachdem der Fürst schon früher sich bei der Organisation der Milizen in seinem Vaterlande die goldne Ehrenmedaille am Bladimirshande erworben hatte. Nach hergestellter Gesundheit und nach Rückkehr des Friedens lebte der Fürst meist in Moskau in den glücklichsten Familienverhältnissen unter mannichfaltigen wissenschaftlichen Beschäftigungen. Eine vortreffliche Bibliothek, die er mit großen Kosten angeschafft hatte und mit Liebe behandelte, bot ihm Stoff dazu an. Hier in Moskau war es, wo von diesem eifrigen Vaterlandsfreunde das jetzt zur Ausführung gekristete Monument für den heldenmüthigen Mirin, den Befreier der Russen von fremder Sklaverei, entworfen und befördert wurde. Um dem Staate auch in friedlichen Verhältnissen zu dienen, trat der Fürst, der indeß zum Generalmajor vorgerückt war, im Jahr 1809 in die diplomatische Laufbahn. Der Kaiser Alexander ernannte ihn zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am damaligen königlich westphälischen Hofe. Von seiner Familie begleitet, kam der Fürst nach einem Aufenthalte von einigen Monaten in Berlin im Sommer 1809 in Cassel an. Allein sein Aufenthalt in Cassel war nicht von langer Dauer. Schon im folgenden Jahre 1810 wies ihm sein Monarch einen neuen wichtigeren Gesandtschaftsposten an. Er wurde zum Minister am königlich spanischen Hofe ernannt, und erhielt als Beweis der besondern Zufriedenheit mit den bisher geleisteten Diensten den St. Annenorden erster Classe. Die Reise ging mit einem zahlreichen Gefolge über Frankfurt nach Paris. Die göttinger Societät der Wissenschaften hatte dem Fürsten kurz vorher das Diplom eines Mitglieds übersandt, und somit seinen vielseitigen Kenntnissen gebuldigt. In Paris wartete der Fürst auf seine Instruktionen für den neuen ministeriellen Posten; sein Aufenthalt verzögerte sich aber auch aus mehreren in der eifersüchtigen Politik des damaligen Beherrschers Frankreichs liegenden Gründen. Die benötigten Pässe nach Spanien wurden so lange verweigert, bis an die Stelle des Fürsten nur ein Geschäftsträger (Baron Wobrenheim) nach Madrid abging. Der Fürst kehrte also 1811, von dem sich nähernden Gewitter überzeugt, durch Deutschland und Preußen nach St. Petersburg zurück. Kaum begann der Feldzug von 1812, so erhielt der Fürst, der immer nach nützlicher Thätigkeit strebte, ein Cavalleriecommando im Armeecorps des Grafen Wittgenstein; auch hier zeichnete er sich wieder durch Einsicht und Eifer aus; er war mit General Sichernitseff der erste, der Berlin befreite half. Nach der ewig denkwürdigen Schlacht bei Leipzig den 18ten Oct. 1813, welcher der Fürst gleichfalls beiwohnte; vertrauten ihm die allirten Souveräne das Generalgouvernement des Königreichs Sachsen mit sehr ausgedehnten Vollmachten als einen glänzenden Beweis von Achtung und Vertrauen an. Im Herbst 1814 nahm diese Administration ein Ende, und die königlich preussische trat an deren Stelle. Fürst Nepnin verließ Dresden, um sich nach Wien zu begeben, wo er während der Congressverhandlungen blieb. Seine häuslichen Angelegenheiten nöthigten ihn im J. 1815 zu einer Reise nach St. Petersburg; nach wenig Monaten kam er aber zu den Seinigen nach Wien zurück,

um an der Seite seines Monarchen den Feldzug gegen den aus Sibirien zurückgekehrten Usurpator mitzumachen. Er theilte die Ehre, mit als Sieger in Paris einzuziehen. Nach seiner Zurückkunft nach Rußland wurde er zum Generalgouverneur von Sultana ernannt.

Repräsentation, s. Volksrepräsentation.

Repräsentationsrecht ist das Recht, welches die Kinderkinder eines Erblassers berechtigt, wenn ihre Aeltern gestorben sind, mit den noch lebenden Geschwistern ihrer Aeltern in gleichen Theilen zu erben; da sie an die Stelle des in der Erbschaftskette ausgefallenen Gliedes (ihres Vaters oder ihrer Mutter) treten, und so dieselben repräsentiren.

Repressalien sind Wiedervergeltungen, Feindseligkeiten, die für Feindseligkeiten ausgeübt werden. Wenn ein Staat gegen die Unterthanen eines andern Staates sich Gewaltthatigkeiten erlaubt, so braucht der in seinem Rechte beleidigte Staat Repressalien, wenn er an den in seiner Gewalt sich befindenden Unterthanen des beleidigenden Staates gleiches übt. In Kriegszeiten wird diese traurige Maßregel, die stellenlich mannichmal nothwendig seyn mag, immer aber auf der Waagschale der Moral und Humanität verbietermaßen verworfen werden wird, erforderlichen Falls an den Gütern und dem Eigenthum der gegenseitigen Unterthanen, seltner jetzt in unsern vorgeschrittenen Jahrhunderten als ehemals, wo mehr noch rohe Gewalt entschied, an den Personen derselben geübt. Retorsion ist gleichbedeutend mit Repressalien.

Reprise. Wenn ein Schiff von einem feindlichen Raper aufgebracht wird, so heißt es eine Prise (es wird für gute Prise erklärt, für Beute des Raperschiffes). Reprise wird es, wenn, gendommen bereits von einem feindlichen Schiffe, es diesem wieder abgejagt wird, gleichviel, ob durch ein andres gleichfalls feindliches, oder durch eins von der eignen Nation.

Reproduction, Wiederersatz des Verlorenen, wurde zuerst gebraucht von der Erscheinung am thierischen Körper, wobei die zerstörten oder verletzten Theile wieder gebildet werden, und dann wohl auch Regeneration genannt. Diese Art der Reproduction findet sich vorzüglich in den niedern Thierclassen sehr kräftig; dem Krebse z. B. wachsen die Scheren und Füße wieder, wenn er sie verloren hat; in den höhern Thierclassen ist die Regeneration so kräftig nicht, denn ganze Glieder, die verloren gingen, erzeugen sich nie wieder, ja die nur einigermaßen zusammengefügten Organe, wie Arterien, Venen, Muskeln, Knochen, Nerven, besitzen diese Eigenschaft nur in geringem Grade; ist eins von ihnen ganz verloren gegangen, so bemerkt man gar keine Wiedererzeugung desselben; sind aber Theile desselben ausgeschnitten, oder durch Brand, Eiterung u. s. w. zerstört worden, so erzeugt sich in dem Zwischenraume eine neue Masse, die der ursprünglichen Structur des Organs zwar ähnlich ist, auf ähnliche Weise wirkt, aber nie gänzlich identisch wird. Daher kommt es, daß eine Spur der Verletzung für immer zurückbleibt, die Narbe genannt wird, wenn sie auf der äußern Haut sichtbar ist. Auf eine ähnliche Art entsteht der Callus an gebrochenen Knochen. Vollkommen reproducirt sich nur das Zellgewebe und das Oberhäutchen (*cuticula epidermis*), wo man keine Spur einer dagewesenen Verletzung bemerken kann, wenn die Wunde geheilt ist. — In neuern Zeiten ist jedoch der Begriff von Reproduction viel weiter ausgedehnt worden, und erheilt dies Wort eine ganz andre

Bedeutung. Man bemerkte nämlich, daß auf verschiedene Weise fortwährend eine große Menge von Stoffen aus dem organischen Körper ausgesondert wird, und für ihn verloren geht, und daß es dagegen viele Functionen gibt, die diese verloren gegangnen Theile wieder ersetzen, und so einer schnellen Aufreibung und Verzehrung des Körpers vorbeugen sollen. Die Functionen nun, mittelst deren dies letztere geschieht, faßte man unter dem allgemeinen Begriff von *Reproduction* zusammen, und das System von Organen, die auf die angegebene Weise wirken, wird *Reproductionssystem* genannt. Ja man ging noch weiter. Da man nämlich bemerken mußte, daß beinahe alle die Functionen, durch welche Stoffe aus dem Körper herausgeschafft werden, einen sehr wichtigen Einfluß auf den Wiedersatz haben, da diese überdies eine große Aehnlichkeit mit jenen zeigen, und da Verlust und Wiedersatz erst ein Ganzes bilden, das nicht gut getrennt werden kann; so wurden auch die Organe und Functionen, in denen der Verlust die Hauptrolle spielt, dem Begriffe von *Reproduction* subsumirt, und er faßt daher alle die von Galen *functiones naturales* genannten, ja auch zum Theil die *functiones vitales* in sich, und wurde von den neuesten Physiologen zu einer der Grundfunctionen erhoben, deren man nur drei am thierischen Körper anerkennt, nämlich die *Reproduction*, *Irritabilität* (Beweglichkeit, s. *Reizbarkeit*), *Sensibilität* (Empfindlichkeit, s. *Sensibilität*). Wenn die beiden letzten sich vorzüglich auf die Zeit beziehen, so geht die erste vorzugsweise auf den Raum, den sie bildet, und in seiner Mischung erhält; wenn daher jene dynamisch zu seyn scheinen, so ist diese, die *Reproduction*, mehr chemisch, denn durch Mischung nur kann etwas Materielles sich bilden, und in der Mischung nur bestehen. Aber es haben die beiden andern Grundfunctionen, die *Irritabilität* und *Sensibilität*, und die einzelnen Functionen, in denen sie sich äußern, einen sehr bedeutenden Einfluß auf die *Reproduction*, und es wird derselbe theils durch die Bewegung der Gefäße oder eigenthümlicher Muskelfasern in den reproductiven Organen, von Seiten der *Irritabilität*, theils durch die Nerven, die in jedem Organe sich befinden, von Seiten der *Sensibilität* vermittelt, und er ist so bedeutend, daß ohne beide schlechterdings keine reproductive Function vor sich gehen kann, wie die vielfältigsten Erfahrungen beweisen. Daher kommt es, daß nicht nach den gewöhnlichen chemischen Affinitätsgesetzen die Mischungen in dem organischen Körper vorgehen scheinen; daher die Vermuthung, daß es für diesen wenigstens eigenthümliche Verwandtschaftsgesetze geben müsse, die freilich noch nicht bekannt sind. Aus demselben Grunde ist es erklärlich, daß wir nicht im Stande sind, auch nur einen einzigen organischen Theil durch chemische Verbindung hervorzubringen, wenn auch die nähern und entferntern Bestandtheile unsern Chemikern noch so bekannt zu seyn scheinen. Und endlich muß es aus demselben Einflusse abgeleitet werden, daß die Bestandtheile der einzelnen Organismen und organischen Theile so wenig von einander abweichen, und doch eine so außerordentliche Verschiedenheit in Hinsicht auf ihre Gestalt, ihre Eigenschaften und ihre Verrichtungen nicht zu verkennen ist. Höchst unbefriedigend und einseitig muß deswegen die Bemühung derer erscheinen, die aus den allgemeinen chemischen Gesetzen das Leben und alle seine einzelnen Functionen erklären wollen, wenn auch der mitwirkende Einfluß der *Reproduction* überhaupt und jeder einzelnen reproductiven Function insbesondere nicht ge-

läugnet werden kann. Soll aber irgend etwas wieder ersetzt werden, so kann dies nicht geschehen, ohne neuen Stoff dazu zu erhalten; der alte ist zum Theil verbraucht, verändert, vermindert worden, und aus Nichts kann auch das Leben nichts machen. Daher besteht die Reproduktion in einer Aufnahme und Umwandlung von außen aufgenommenen Stoffe, die unter dem Namen von Speise und Getränke in den Körper gebracht, und durch eine Menge reproductiver Functionen in eine gleichmäßig gemischte Masse vereinigt werden, aus welcher dann durch eine neue Umwandlung sehr verschiedene Theile gebildet werden.

— Der Apparat von Organen, durch den dies geschieht, ist bei verschiedenen Thierclassen höchst verschieden, bei den niedern sehr einfach, zusammengesetzter bei den höhern, bei dem Menschen am meisten complicirt. Da wir hier diese Stufenfolge nicht verfolgen können, so beschreiben wir nur den Hergang und das Ineinandergreifen dieser Functionen, wie sie am Menschen beobachtet werden. Durch die Schneide- und Spitzzähne zerrissen, durch die Backzähne zermalmt, und vermischt mit Speichel und einigen andern schleimichten Flüssigkeiten, vorbereitet also durch eine Vorverdauung werden die Speisen durch die unablässige Bewegung der Zungen-, der Wangen- und Gaumenmuskeln endlich in einen Bissen geformt, und dieser durch den Oesophagus, Speiseröhre, in den Magen gebracht, wo die Speisen die eigentliche Verdauung erleiden. Schon auf die Vorverdauung aber äußert die Irritabilität und Sensibilität gar bedeutenden Einfluß; geht doch die ganze Bewegung durch die erste vor, und wird doch auch diese sogar durch die letzte vermittelt. Ja auch der Hunger, das Gefühl des Bedürfnisses der Speise, ist ja ein Act der Sensibilität, und die Aufnahme ist bei dem freien Menschen sogar der Willkür anheimgestellt, eben so wie die Auswahl unter den einzelnen Speisen und Getränken. Je mehr aber bei diesem Acte die Sensibilität und Irritabilität, Empfindung und Bewegung sich vorherrschend äußern, desto mehr tritt die eigentliche reproductiv und chemische Wirkungsart in den Hintergrund. Zwar geht auch im Munde schon eine Vermischung der Speisen mit Speichel vor; aber es wird mehr eine Vermengung, als eigentliche Mischung oder chemische Durchdringung, wie dies bei Augenschein klar genug zeigt. Diese Wirkungsweise erhält dann aber die Oberhand im Magen und Darmcanale. In dem erstern verweilt die Masse von Speisen wenigstens 3—4 Stunden, und erleidet zwar auch den Druck des häufig sich zusammenziehenden Magens, dessen Existenz durch den Augenschein und das Daseyn von Muskelfibern in den Magenhäuten bewiesen wird. Wer aber die große Höhle des Magens und die dünnen Fasern mit einander vergleicht, der wird schon vermuthen, daß dieser Einfluß auf die Speisen nicht sehr bedeutend seyn kann; wer ferner die gleichmäßige Mischung des Productes der Verdauung (Chymus genannt) betrachtet, der wird nothwendig erwarten, daß hier ein organisch-chemischer Prozeß vor sich gehe, und wer endlich Spallanzani's berühmte Versuche kennt, der Stückchen Fleisch, Früchte u. s. w. in metallene oder hölzerne Kapseln mit durchlöcherichten Seitenwänden legte, sie von Thieren mit häutigem Magen verschlucken ließ, und bei der Wiederherausnahme die Speisen sehr verändert, zum Theil verdauet fand, wer diese, sage ich, kennt, der wird zugeben müssen, daß hier durch eine Auflösung vorzüglich die Verdauung vor sich gehe. Und eine Flüssigkeit, die eine solche Auflösung verursacht, ist der Magensaft, der in großer Menge von den Magenhäuten aus den Gefäßen abgeschieden wird, und die

zermalinten Speisen durchdringt und auflöst. Ob der Magensaft durch freie Säure oder Kali wirkt, ist nicht entschieden, daß aber auch in ihm eine lebendige Kraft auf eigenthümliche Weise sich äußere, ist sehr gewiß; und er ist es, der den ersten Grad der Verähhlichung (Assimilation) des Aufgenommenen hervorbringt. Ist dies nach Möglichkeit geschehen, so wird der Chymus durch den Pylorus hindurchgelassen, und er strömt nun in den Zwölffingerdarm über, um vorzüglich durch Mischung noch bedeutendere Veränderungen zu erleiden. Noch unbedeutlicher scheint die Kraft der Bewegung zu werden, und hier, so wie in dem ganzen Gedärmschlauche, ist die sogenannte peristaltische Bewegung wohl nur zur Fortbewegung der Masse bestimmt. Desto auffallender muß aber in dem Zwölffingerdarm der chemische Einfluß seyn, denn hier werden ja dreierlei Flüssigkeiten hinzugemischt! der Darmschleim und der pankreatische Saft, die auf ähnliche Weise, wie der Speichel und Magensaft wirken, und zur weitem Verähhlichung das Ihrige beitragen, und die Galle, die vorzüglich viel zur Versehung des Chymus beitragen muß. Es geht dieser nämlich in den Leerdarm, und aus diesem in den gewundenen Darm über, muß der Länge und vielfachen Windungen dieser Theile wegen, lange in denselben verweilen, und auf diesem langen Wege bildet sich im Chymus eine besondre Flüssigkeit, Chylus genannt, zu dessen Abscheidung aus dem Chymus die Galle vorzüglich viel beitragen soll. Diese Flüssigkeit wird nun von den zahllosen Enden der sogenannten Milchgefäße, die hier auf eine bewundernswürdige Weise, nachdem sie den Darm durchbohrt haben, in der Höhle des Darmcanals hervorragen, aufgesogen und das Residuum bewegt sich in dem Darmcanale immer weiter, bis es in den dritten Darm gelangt, und sogleich in dem Anfange desselben, in dem Blinddarm, in einen gewissen Grad von Fäulniß übergeht. Dessenungeachtet aber befinden sich auch hier, so wie in dem Grimmdarm (colon) noch eine Menge ähnlicher lymphatischer Gefäße, die auch aus dieser faulenden Masse noch manches Gute und Nützliche aufzunehmen wissen, bis denn endlich das Ueberbleibsel in den Mastdarm fortgetrieben, und durch denselben ausgeleert wird. Aller aufgesogene Chylus aber geht in den Milchgefäßen zu den Gefäßdrüsen, und wird in diesen neuerdings mehr verähhlicht, indem wahrscheinlich das arterielle Blut mit seinem Sauerstoffüberschusse auf ihn wirkt; er muß mehrere Reihen derselben hindurch, und sammelt sich endlich in einen allgemeinen Behälter (cisterna oder receptaculum chyli), der in der Gegend des dritten Lendenwirbelbeines dicht hinter der Aorta zu liegen pflegt. Allein hier sammelt sich außer dem Chylus auch die Lymphe aus den untern Theilen des Körpers, und der Chylus macht wohl gewöhnlich den kleinern Bestandtheil des Productes aus. Mit der Lymphe, einer Flüssigkeit, die vollkommen verähhlicht ist, in Verbindung, und durch dieselbe selbst nun noch mehr verähhlicht, steigt der Chylus aus der Cisterna durch den Brustcanal (duotus thoracicus), der vor den Körpern der Rückenwirbel liegt, gerade perpendicular in die Höhe, gelangt in die Brusthöhle und ergießt sich in das Venenblut da, wo die vena subclavia sinistra mit der vena jugularis interna sinistra in einen Winkel zusammentreffen. Das Blut vereinigt nun die Lymphe mit sich, aber keineswegs so innig, daß man nicht noch bei frisch getödteten Thieren Spuren von Lymphe im Blute der Vena cava superior wahrnehmen könnte. Inniger wird jedoch diese Vereinigung, je länger die Lymphe dem Blute beigemischt ist, inniger ist sie daher schon im rechten

Ventrikel des Herzens und in der Arteria pulmonalis, die aus dem rechten entspringt; ganz innig wird sie jedoch erst in den Lungen, wovon nämlich die Arterias pulmonales endlich diese Mischung aus Blut und Lymphe führen. Hier erst entsteht eine ganz gleichmäßige Flüssigkeit aus den beiden Theilen, und es scheint zu dieser chemischen Durchdringung außer der eigenthümlichen Thätigkeit des Blutes und der Lymphe selbst auch der Durchgang durch sehr kleine und enge Gefäße das Seinige beizutragen. Es muß denn aber auch noch überdies in den Lungen die Mischung des Blutes sehr bedeutend verändert werden wenn es den Körper zu erhalten geschickt seyn soll; und es geschieht dies dadurch, daß bei jedem Athemzuge eine Menge Kohlenstoff und Wasserstoff ausgeleert, Sauerstoff dagegen aufgenommen wird. Dadurch wird denn das Blut in den Lungen an den beiden ersten ärmer am letztern aber reicher; und wenn es sich aus den Lungen wieder sammelt, ist es so schön hellroth, als wir es in den Arterien bemerken. Durch diese aber wird es zuerst dem Herzen zugeführt und geht in die Aorta über. Die Aeste dieser Arterie führen es endlich, wie es scheint unverändert, den verschiedensten, aber allen Theilen des Körpers zu, und hier gehen denn neue chemische Veränderungen mit demselben vor, die sich in zwei Classen vereinigen lassen, nämlich in die Ernährung und Absonderung. Durch die erste werden feste, durch die andre flüssige Theile aus dem Blute gebildet; die erste erhält die sämtlichen Organe in ihrer Textur, Structur, in ihrer Mischung und Form, und vermittelt so den nie zu verkennenden Einfluß der Reproduction auf Sensibilität und Irritabilität; die andre erzeugt Flüssigkeiten, die bald auf eine bestimmte Weise in die Kette der organischen, vorzüglich reproductiven Verrichtungen eingreifen, bald irgend einen vorwaltenden Bestandtheil, der in zu großer Menge schädlich seyn würde, ausleert (Excretion); jede von beiden erzeugt daher sehr verschiedne Körper (die letztere in Hinsicht auf Mischung, die erstere in Hinsicht auf Mischung und Form; in beiden ist nicht bloß das Blut und Gefäß, sondern auch das Organ selbst thätig, in dem die Verrichtung vor sich geht; und dieses muß es wohl vorzüglich bewirken, daß das Product an jedem Orte verschieden ist. — In beiden wird nicht alles Blut consumirt, sondern nur ein Theil desselben, und das übrige sammelt sich in den Venen an, die endlich in dem Herzen zusammenfließen; und es bleiben auch endlich weder in den Organen die ernährenden Theile angehäuft, noch auch die abgesonderten Flüssigkeiten unverändert, sondern auf beide wirken die Enden des lymphatischen Gefäßsystems auf eine ähnliche Weise, wie auf den Chymus, sie fangen ein, bilden daraus die Lymphe, und führen sie in das Venenblut über. Das ist der große Kreis der reproductiven Functionen, der den Körper in seiner Mischung, und also gesund erhält, und eine sehr notwendige Bedingung des Lebens ausmacht, denn es giebt nicht eine einzige Function, die den Einfluß der Reproduction nicht erfähre; auch die Sensibilität und Irritabilität müssen es gestatten, daß ihre eigenthümlichen Organe durch die Nutrition erhalten, durch Absorption wieder aufgesogen werden; sie bedürfen nicht selten auch einzelner Sekretionen, um sich aussern zu können, so z. B. in den Sinnen. Endlich stehen alle einzelnen reproductiven Functionen in dynamischer Beziehung zur Sensibilität vorzüglich und durch diese auch zur Irritabilität, daher leiden diese beiden Functionen in Krankheiten der erstern bald genug. Begreiflich ist es nun wohl, daß wenn irgend ein Glied in der geschlossenen Kette

der reproductiven Functionen leidet, die andern und das ganze System mit leiden müssen; da ferner, wie erwähnt, die reproductiven Functionen auch ihrerseits einen sehr bedeutenden Einfluß auf die übrigen Functionen, nämlich auf die der Bewegung und Empfindung, Irritabilität und Sensibilität, haben; so folgt natürlich, daß auch diese durch die Krankheiten der erstern nicht wenig afficirt werden; ja eine Menge von irritablen und sensiblen Krankheiten haben ihren offensbaren Ursprung in der Reproduction, und wir führen als Beispiele die Convulsionen, Epilepsien von Wärmern, so viele Fieber von Unterleibsstörungen herrührend an. Endlich aber wird aus dem gesundheitsgemäßen nothwendigen Einflusse dieser beiden Grundfunctionen auf die Reproduction und ihre einzelnen Rerrichtungen nothwendig zu folgern seyn, daß auch die ursprünglich sensiblen und irritablen Krankheiten die Reproduction nicht unbetäubt lassen können, sondern hier wieder mancherlei Störungen hervorbringen müssen, die als Symptome jener Krankheiten erscheinen, dies zeigt sich in der Abmagerung, Appetitlosigkeit, schlechten Verdauung, die beinahe in jedem Fieber und jeder fieberhaften Krankheit bemerkbar sind. Aus dieser vielfach verschlungenen Wechselwirkung folgt aber nothwendig, daß eine jede Krankheit, wie sie beobachtet wird, sehr zusammengesetzt sey, daß von keiner gesagt werden könne, sie befaße diese oder jene Function allein. Wenn daher von Krankheiten der Reproduction gesprochen wird, so heißt dies nichts weiter, als es leide in ihnen die Reproduction, oder eine ihrer Functionen ganz vorzüglich; diese sey als die Ursache der Zufälle anzusehen; und man befolgt also auch hier die alte aber in der Anwendung ziemlich unsichere Regel: *a potiori sit denominatio*; und wir befolgen bei der Betrachtung derselben dieselbe Ordnung, in der wir die einzelnen Functionen der Reproduction dargelegt haben. Da ist der Mangel an Speise und Getränk das erste, was uns aufstößt. Ist er plötzlich eintretend und mangelt es irgend einem Individuum gänzlich daran, so entsteht der fürchterliche Hungertod nach wenigen Tagen unter heftigen Zufällen, nicht selten auch von Entzündung und Desorganisation des Magens begleitet. Fehlt es dagegen uns nach und nach an Speisen, so entstehen heftige Fieber und auszehrende, auch wohl organische Fehler der Unterleibsorgane. Viel häufiger erscheint dagegen der Genuß zu vieler, oder nicht guter, oder für den individuellen Zustand nicht passender Speisen als Ursachen von Störungen in den Reproductionorganen. Gegen die erste Sünde in der Art verwahrt sich die Natur von selbst, indem das unpassende für die Verdauung durch freiwilliges Erbrechen, unter einigen lästigen aber bald vorübergehenden Symptomen, wieder ausgeworfen wird. Hat aber der Körper Kräfte genug, und übt man diese systematisch, indem man zu viel zu essen lernt, und kommt noch etwa wenig Bewegung hinzu, so entsteht der Anfaß zu vielen Fettes (*Polysarcia* genannt). Sind dagegen die Kräfte nicht ausreichend, so entstehen langwierige Fehler der Unterleibsorgane, vorzüglich Störungen in den Sekretionen desselben und es kann durch diese Mittelglieder sogar ein abgeehrter Zustand durch zu vieles Essen hervorgebracht werden. Insbesondere sind es die vegetabilischen Nahrungsmittel, die gern Säure in den ersten Wegen hervorbringen und die Schleimsecretion afficiren; animale Nahrungsmittel begünstigen dagegen mehr die Fäulniß, so wie sie die Gallensecretion vorzüglich afficiren; fette Speisen erzeugen die ranzige Fettsäure, die sich durch Sodbrennen, Ekel u. s. w. zu erkennen giebt. Daß die

verschiednen Qualitäten der Speisen verschiedene Mischungsfehler in dem Unterleibe und in der Säftemasse überhaupt hervorbringen müssen, ist zu vermuthen; jedoch verlassen uns hier die Beobachtungen, die allerdings um so schwieriger und ungewisser sind, je mehrere ursächliche Momente zusammenkommen und sich wechselseitig modificiren. — Sind denn aber auch fehlerhafte Speisen und Getränke, als die eigenthümlichsten Ursachen der Reproductionskrankheiten anzusehen, so sind sie keineswegs die einzigen, sondern alle andern Krankheitsursachen, die auch irgend allgemein auf den Körper wirken; ja eine Menge andrer Krankheiten selbst sind als solche anzusehen und vielfach beobachtet worden, wie aus der oben angeedeuteten Wechselwirkung aller Organe des Körpers hervorgeht. — Die Krankheiten der Reproductionorgane sind theils solche, die auch andre Organe befallen können, theils eigenthümliche. Zu den erstern gehören vorzüglich die Entzündung und deren Ausgänge, Vereiterung, Verhärtung, Verwachsung, Ausschwizung, Brand. Allein auch diese äußern sich deswegen eigenthümlich, weil sie die Functionen des Reproductionsystems abändern. In eben diesen abgeänderten Functionen beruht auch das Wesen der eigenthümlichen Reproductionskrankheiten, die wir jetzt betrachten wollen. Im Munde aber wird das Kauen durch Fehler der Zähne, durch Entzündung und Vereiterung, Verwundung und Krebs der Zunge, durch Geschwüre oder Anschwellungen in irgend einem Theile des Mundes, vorzüglich auch durch Speichelfluß, endlich durch Krampf (trismus) oder Schwäche der Kaumuskeln gehindert; das Schlucken aber durch Entzündung in der Rachenhöhle, Verwachsung oder krampfhafte Verengerung der Speiseröhre erschwert und es müssen daher die angegebenen Folgen der zu geringen Menge von Nahrungsmitteln entstehen; wenn dagegen, wie im Speichelfluß, in den Aphthen und in der Mundfäule die Secretion in diesen Theilen krank ist, so muß die Vorverdauung und deswegen auch die eigentliche Verdauung in Hinsicht auf Mischung leiden; daher in den genannten Krankheiten Unterleibsbeschwerden so gewöhnlich sind. — Auch in dem Magen und Darmcanal können eine Menge Störungen Statt haben und sie wirken natürlich auf die reproductiven Functionen ganz vorzüglich ein, sie ändern nun die Sensibilität, die Irritabilität oder die Reproduction in demselben afficiren. Daber verursacht der Magenkrampf (cardialgia) die krankhafte Empfindlichkeit und Beweglichkeit des Magens zuvörderst schlechte Verdauung und diese leicht wieder andre Uebel. Ist die Empfindlichkeit und Beweglichkeit des Magens groß und kommen nun noch dazu Stoffe in denselben, die diese noch mehr steigern, indem sie für den gegenwärtigen Zustand nicht passend sind; so entsteht eine lebhaftere Bewegung der Muskelhaut. Theilt sich diese der Muskelhaut des ganzen Darmcanals nicht mit, so nimmt sie in ihrer Wirkung eine entgegengesetzte Richtung und es entsteht das Erbrechen, wodurch alles, was in dem Magen sich befindet, durch den Mund ausgeworfen wird; aber auch in das Duodenum oder wohl gar bis in die dicken Gedärme setzt sich diese antiperistaltische Bewegung fort, wenn entweder der Reiz sehr groß war, oder die peristaltische Bewegung an irgend einer Stelle durch eine Verhärtung, Verengerung u. unterbrochen wurde. Deswegen werden häufig beim Erbrechen Stoffe aus dem Zwölffingerdarm, Galle z. B. ausgeworfen, und es entsteht auf dieselbe Weise das Rothbrechen (Ileus miserere). Wird dagegen durch einen gelindern Reiz die ganze Muskelhaut des Darmcanals in größere

Thätigkeit gesetzt, so entstehen häufige Stühle, die flüssig seyn müssen weil bei der schnellen Fortbewegung die lymphatischen Gefäße nicht Zeit haben, das Flüssige zu resorbiren und weil durch die schnelle Bewegung die Secretionen im Darmcanale befördert werden. — Sind aber im Gegentheil die Bewegungen der Muskelhaut zu langsam, und wird die Fortbewegung wohl gar durch mechanische Hindernisse, Verhärtung, Verengerung, Ineinanderschieben der Gedärme (volvulus) oder durch eingeklemmte Brüche gehindert, so müssen nothwendig Verstopfungen entstehen. Die Excremente häufen sich nun an irgend einem Theile an und verhärteten daselbst. — Alle diese Vorgänge müssen nun aber natürlich eine Menge unangenehmer, ja selbst schmerzhaft Empfindungen hervorbringen; dahin gehört der Ekel, Uebelkeit, Neigung zum Erbrechen, die dem wirklichen Erbrechen vorherzugehen pflegen; und eben so ist die Diarrhöe und Verstopfung mit Schmerzen diesem und jenem Theile des Darmcanals verbunden, die Kolikschmerzen genannt werden, wenn sie den Grimmdarm befallen. — Theils durch diese Affectionen der Sensibilität und Irritabilität im Darmcanale, theils ursprünglich durch das Leiden der secretirenden Organe müssen die Secretionen abgeändert werden, und es gehen dieselben bald in zu großer oder zu geringer Menge, bald in abnormer Mischung von Statten. Der Magensaft scheint bald zu sauer, bald zu alkalisch zu werden; vorzüglich aber ist es die Galle und der Darmschleim, die häufig krankhafte Erscheinungen eigenthümlicher Art hervorbringen und die bisweilen in hohem Grade entmischt erscheinen. Die Fehler derselben wirken nun nicht nur auf die Bewegung und Empfindung des Darmcanals ein, und erregen so die vorhin erwähnten Zufälle, sondern sie müssen wohl auch ganz vorzüglich die Mischung der Stoffe in dem Darmcanale abändern. Und darin kommen am Ende alle möglichen Krankheiten des Darmcanals miteinander überein, daß sie die Mischung des Chylus angehen; dieser muß denn aber auf vielfache Weise krankhafte Zufälle hervorbringen und er theilt dieselben dem ganzen Körper auf verschiedenen Wegen mit. Durch Affection des Nerven- und Gefäßsystems erregt er die sogenannten gastrischen Fieber oder auch Unbehaglichkeit, Uebelbefinden, ängstliches Wesen, das nach den Auleerungen verschwindet; durch Sympathie mit einzelnen Organen werden Beschwerden in denselben hervorgebracht; so entstehen: der gastrische Kopfschmerz, unruhiger Schlaf, ängstliche Träume, Brustbeklemmung, schlechter Geschmack, belegte Zunge, Störungen in der Ausleerung des Urins und in andern Excretionen. Wie die Stoffe verschieden sind, die sich in dem Darmcanale anhäufen, so sind auch die durch dieselben erregten Zufälle anders. Die Würmer haben ihre eigenthümlichen Symptome; andre gewährt die Anhäufung von Schleim, Gallen, Eiter, Blut u. s. w. — Ist denn nun aber der Chylus aus irgend einer Ursache verändert, ist entweder die Mischung desselben krankhaft und wird er zu langsam oder zu schnell fortbewegt, findet er sich in zu großer oder zu geringer Menge in dem Darmcanal vor; so muß dies alles nachtheilig auf die Bereitung des Chylus einwirken und es kann unmöglich in einem dieser Fälle ein guter Chylus abgefordert werden. Da dieser denn nun aber ferner in den Lymphgefäßen und vorzüglich in den Drüsen derselben bearbeitet werden muß, so werden die Krankheiten dieses Systems abermals nachtheilig auf denselben einwirken müssen. Dies findet vorzüglich in der sogenannten athrophia infantum Statt, wo die Speicheldrüsen verhärtet, vergrößert gefunden werden, und

diesem Zustande entweder den Ehylus gar nicht durch sich hindurchgehen lassen, oder nur nicht gehörig auf denselben wirken können. — Etwas ähnliches findet auch in den Blutgefäßen und in der Sanguification Statt. Sowohl der in fehlerhafter Qualität in das Blut einströmende Ehylus, als auch alle Krankheiten des Gefäßsystems selbst und aller der Organe, die auf dasselbe einzuwirken vermögen, also vorzüglich die

lich beinahe
ingeschränkt
u so großen,
s Bluts has
und dadurch
ngen in un
ur der Ein
nd auch dies
rmals nicht
allein abzus
ände; näm
function un
; die eigens
ernährt werg
lich auch die
en Gefäßsys
auch die Cro
ir überhaupt
lebenartige
rst die Fetto
tatten geht;
ag nicht un
vellen zu bes
lut, das zur
die animalis
t Eisen oder
Absonderung
Statt findet,
es lymphatis
che wässrige
der Wasser
r venerischen
enthämliche,
r Eis dieser
be selbst vors
en leidet, das
Affection der
t zugehen. —
einwirkende
die drückten
bekannt, und
anen, theils
erschlehenars
e Anatomie,
nicht hat. —

Auch die einzelnen Secretionen sind häufig krank, und sie kommen dar
in mit einander überein, daß sie entweder in zu großer oder zu geringer

Menge, oder endlich in krankhafter Mischung von Statten gehet. In dem Ausführungsapparate einiger bilden sich wohl auch steinige Concremente, die zu eigenthümlichen Krankheiten werden; so z. B. in den Urinwegen, den Gallenwegen und den Ausführungsgängen der Speicheldrüsen. — Aber auch diese örtlichen Fehler wirken in dem geschlossenen Kreise der Functionen und Organe nach allen Seiten in jeder Richtung nachtheilig ein, und werden vorzüglich, wenn sie edlere Organe betreffen, oft genug Ursachen großer Beschwerden, und endlich des Todes. Jedoch ist hier nicht der Ort, dies alles weiter auszuführen, und es finden sich die Nachrichten über die einzelnen Krankheiten, die hier nur in ihrem Zusammenhange angedeutet werden sollten, an andern Orten dieses Werks, wo sie nachzusehen sind. B. P.

Republik. Unter Republik wird ein jeder nicht einem Einzelnen unterworfenen Staat verstanden. Eine Republik ist also der Gegensatz einer Monarchie; daß aber beide Verfassungen sehr oft in eine verschmelzen können, daraus ein mit einem Monarchen an der Spitze befindlicher Freistaat entstehen kann, ist durch die Beispiele vom ehemaligen Polen, von England und mehreren andern Ländern bewiesen. Die Regierungsverfassung einer Republik, im oben bezeichneten Sinne des Wortes, kann aristokratisch, demokratisch, oder eine aus beiden gemischte seyn. Oligarchien und Ochlokratien (s. diese Art.) sind Ausartungen der eben erwähnten Verfassungsarten. (Ueber das Wesen einer Aristokratie und Demokratie, so wie überhaupt über die in beiden den Einwohnern zugestandenen Bürger- und Menschenrechte, siehe die Artikel: Monarchie, Aristokratie, Demokratie.) Eine demokratische Verfassung kann nur bei kleinen Staaten, der Natur der Sache nach, Statt finden und Bestand haben; größere in republikanischer Form regierte Länder müssen entweder rein aristokratisch, oder repräsentativ, oder föderativ seyn. Die repräsentative Verfassung, die darin besteht, daß die einzelnen Stände des Volks durch gewählte Deputirte repräsentirt werden, kann auch mit der Monarchie zugleich bestehen, wie England beweist. Eine föderative republikanische Verfassung ist die, wenn ein großes Land in mehrere kleine Republiken getheilt ist, die zwar jede ihre eigene besondere Regierungsart haben, durch Verträge aber zu einem Ganzen verbunden sind, und in allen auswärtigen Dingen in Gesammtmasse handeln. Das Alterthum stellte solche föderative Freistaaten durch den achäischen, ätolischen und dorischen Bund auf; in unsern Zeiten sind die Schweiz und die vereinigten Staaten von Nordamerika solche Vereine.

Republik der sieben Inseln, s. Sieben Inselrepublik.

Requetenmeister. Requetes werden in Frankreich die bei dem Parlament eingereichten Bittschriften genannt, die durchzugehen und zur Sprache zu bringen Pflicht und Amt des Requetenmeisters (Maitre des Requetes) ist.

Requiem wird in der catholischen Kirche eine feierliche musikalische Seelenmesse genannt, die zu Ehren eines Verstorbenen gehalten wird, und mit den Worten: Requiem aeternam dona eis etc. anfängt.

Requisition war ursprünglich jede bittende Auffoderung von Seiten öffentlicher Behörden, Civil- oder Militärbeamten zur Darbringung von Mitteln für einen das Gemeinwohl betreffenden Zweck. Gerichtliche Requisitionen, z. B. zur Auffuchung und Auslieferung von Verbrechern ic., finden täglich Statt, und geschehen entweder durch Bekanntmachungen

und Aufforderungen in öffentlichen Blättern, oder durch schriftliche oder mündliche, an eine bestimmte Person oder Behörde gerichtete Gesuche und Aufforderungen, wobei der Requirirende sich gewöhnlich zur Gegenleistung ähnlicher Hilfe (ad reciproca in subsidium juris) verpflichtet. — Militärische Requisitionen, welche die Leistung und Lieferung von Mitteln zur Erhaltung und Fortbringung eines Kriegsheeres zum Zweck haben, kennen wir in Deutschland zur Genüge. Sie geschehen übrigens wohl selten in einem bitrenden Tone. Daß Washington während des amerikanischen Freiheitskrieges zuerst Aufforderungen dieser Art mit dem Namen Requisitionen benannte, mag seyn. Die Sache selbst war aber von Jeher bekannt, und die Tataren, die Hunnen und alle, selbst noch so rohen Völker, die schwerlich auf ihren weiten Marschen Magazine, Transportwagen, Schlachtvieh u. bei sich führten, werden das Requisitionssystem in den Ländern, die sie durchzogen, gewiß eben so gut ausgeübt haben, wie Washington und Bonaparte, und wie die Deutschen und Russen. So vortheilhaft übrigens das Requisitionssystem für das schnelle leichtere Fortschreiten eines Kriegsheeres ist, so höchst nachtheilig kann es werden, wenn es in Ländern angewandt wird, denen es an den Mitteln zur Genügung der Requisitionen fehlt. So war die Befolgung jenes Systems anfangs ein Hauptmittel zur Ausdehnung der französischen Macht, und wurde späterhin in einem unbewohnbaren und minder fruchtbaren Lande eine Hauptursache des Unglücks der Franzosen.

Rescript, Rescription. Landesherrliche Befehle in Briefsform an einen einzelnen Staatsbedienten oder an ein ganzes Collegium erlassen, werden Rescripte genannt. Rescriptionen bedeutet entweder gleichfalls Befehle, ist also synonym mit Rescript, oder man bezeichnete damit auch ein neueres französisches Papiergeld (Staatsobligationen), die auch den Namen Inscriptionen führten.

Reservat (geistliches), siehe den Art. Religionsfriede.

Reservatrechte des Kaisers wurden in der ehemaligen deutschen Reichsverfassung diejenigen Rechte genannt, die dem deutschen Oberhaupt ohne Zuziehung und Mitwirkung der Reichsstände nach eigenem Willen auszuüben freistanden, und gleichsam als eine an der Kaiserkrone haftende Machtvollkommenheit betrachtet wurden. Es gehörten darunter die Mündigsprechungen der Reichsvasallen, Adoptionen und Legitimationen von deren Kindern, Anstands- oder Freibriefe für die Reichsstände gegen ihre Gläubiger, so wie die Bestätigungen reichsständischer Familienverträge; ferner die Ertheilung von Privilegien zu Messen, Universitäten, Stapelrecht, Bücherdruck u. s. w. Auch die Belehnungen mit Reichslehn, die Ernennung der Pfalzgrafen, die Verleihung von Wappen und die Aufnahme unter den höhern und niedern Reichsadel gehörten zu den Reservatrechten des Kaisers, die auch Gnaden sachen genannt wurden, weil ihre Ertheilung von der Gnade des Oberhauptes abhing. Alle obige Gegenstände betreffende Sachen wurden bei dem Reichshofrathe (vergl. d. Art.), als dem stets in kaiserlicher Residenz befindlichen Reichsgerichte, nachgesucht und betrieben.

Resewitz (Friedrich Gabriel). Er war 1729 geboren, und genoß eine glückliche Jugend und einen trefflichen Unterricht. Nach Vollendung seiner akademischen Laufbahn wurde er in der Folge Pastor an der deutschen Petrikirche zu Copenhagen. Im Jahre 1775 kam er als Abt nach Klosterbergen, wo er die Direction dieser Anstalt von 1775 bis 1797 ununterbrochen führte. Seine Schriften a) über die Erziehung des Bürgers (2te Aufl. Copenhagen 1773), und b) seine Vorschläge, Gedanken

und Wünsche zur Verbesserung der öffentlichen Erziehung (5 Bde. Berl. u. Stett. 1777 — 1787), welche Schrift das reichhaltigste Magazin der gründlichsten Untersuchungen über die wichtigsten Punkte der Erziehung, und zugleich auch seine Nachrichten über das Innere des Pädagogiums zu Klosterbergen von 1776 bis 1783 enthält, haben ihn als einen der besten Pädagogen bekannt gemacht. Als practischer Schulmann hatte er den Werth nicht, den man ihm als pädagogischen Schriftsteller zuerkennen muß. Er suchte mehr den Abt zu spielen, und hatte auch vorzüglich von diesem Wunsche geleitet, dieses Amt übernommen. Er kam zur Direction dieser Anstalt zu ungeübt als practischer Pädagog. Seine wohldurchdachten Plane und Vorschriften wurden mehr ausgesprochen, niedergeschrieben und bekannt gemacht, als ausgeführt; er konnte seine Grundsätze nicht speciell und individuell genug anwenden; denn er kannte das Schulleben zu wenig aus Erfahrung. Er war in der Disciplin zu liberal, verfuhr bei allen vorzunehmenden Verbesserungen zu stürmisch. Dazu kamen seine ökonomischen Arbeiten, verbunden noch mit andern nicht dazu gehörigen, welche ihn öfters an die Ausführung des durchdachten, und wohl ausgesprochenen Plans nicht denken ließen. Er konnte sich die Liebe weder der Lehrer noch der Zöglinge erwerben, und nicht selten verhinderte der Abt das, was der Director beschlossen hatte. Das durch wirkte er nachtheilig auf die Anstalt, so daß nach und nach der Beistand der Schule sich verminderte. Dies veranlaßte von Seiten der preussischen Regierung zwei strenge Visitationen; bei der ersten wurde er als Abt überwiesen, zu viel von dem allgemeinen Fond für sich verwendet zu haben; daher er sich zu einem Ersatz von 500 Thln. bekennen mußte; bei der zweiten nahm man ihm die Direction der Schule ab, und ließ ihm noch bis 1805 die Verwaltung des Klosters. Was seit seiner Direction in der Anstalt im Unterrichte Gutes und Erfreuliches geschah, war weniger sein, als seiner Oberlehrer, Gurlitt und Lorenz, Verdienst. Er gab 1779 Jugendpredigten heraus; sie enthalten die Vorträge, welche er alle vierzehn Tage anstatt der Predigten über die Evangelien und Episteln vor den Schülern hielt; er betrachtet aber darin die Religion zu sehr philosophisch. Er starb im 77sten Jahre seines Lebens den 29sten October 1806 aus Gram über Preußens Unglück.

Resident ist die Benennung dessen, der, ohne eigentlicher Gesandter zu seyn, doch dessen Würde zu tragen, die Geschäfte und Angelegenheiten eines Fürsten oder eines Staates an einem fremden Hofe, oder in einem fremden Lande betreibt. Die Residenten, *Chargé d'affaires*, gehören dem Range nach zur dritten Classe der Gesandtschaftsordnung. (S. hierüber den Art. *Gesandtschaftswesen*.)

Resonanz ist der Forthall eines Klanges, hervorgebracht entweder durch das Anhalten der Schwingung einer Saite, oder durch den Rückprall, den der Ton an den Seitenwänden eines Instruments erhält. Der Resonanzboden an Saiteninstrumenten, als Clavier, Violine, Guitarre u. dergl., ist daher von großer Wichtigkeit und Einfluß auf den Klang derselben, und von seiner Güte und richtigen Bauart hängt die Güte dieser Instrumente besonders mit ab, da er es ist, der den auf den Saiten angeschlagenen Ton verstärkend wiedertönt. Er wird gewöhnlich von Lannenholz, das völlig ausgetrocknet und glatt seyn muß, gemacht, und der kleinste Riß oder Schaden desselben verändert oder verdirbt den Ton des Instruments. Man hat in neuern Zeiten in England den Versuch gemacht, den Resonanzboden bei Forte-Pianos, Flügeln und dergl. statt wie bisher von Holz — da dieses in gewünschter Güte zu erhalten

oft schwer ist, und durch die nöthige Dünne leicht schadhast wird — von starkem Pergament zu machen, doch hat man nicht ganz die gewünschte Wirkung damit erreicht, und, so viel Schreiber dieses bekant, ist es bei dem Versuch damit geblieben.

Responsgelder, werden die Beiträge der verschiedenen Jungen oder Nationen, in die sich bekanntlich der Maltheferorden theilte, genannt, welche die Vorsteher dieser Jungen (Prioren) jährlich nach Malta an den Großmeister abzugeben hatten, von den Einkünften ihrer gesammten Comthureien und Balleyen. Noch nennt man Responsgelder die Selbtabgaben, die als Zeichen der Unterwürfigkeit an einen Oberherrn gezahlt werden.

Responsum heißt im Allgemeinen jede schriftliche Antwort, welche eine öffentliche Behörde auf Anträge von Privatpersonen als solche ertheilt. Im engerm, bloß juristischen Sinne heißen diejenigen Decrete des Richters Responsa, wodurch auf den Antrag einer streitenden Partei geantwortet wird. In der Regel müssen sie der Gegenpartei von Amtswegen in Abschrift mitgetheilt werden. Ein Responsum, wodurch dem antragenden Theil zugleich etwas auferlegt wird, heißt Mandatum per Responsum. Durch Responsum kann der Richter nur über solche Gegenstände absprechen, die nicht auf das Wesen der Rechtsache selbst und deren Entscheidung Ein-

Responsum der Partei auferlegen, zu legitimiren, er kann sie an den : aber kann er durch Response eine f in der Sache selbst entscheiden. Urtheil geschehen. Response diejenigen Belehrungen, welche penstndl auf geschehene Anfragen

hing ein Speisewirtz zu Paris an, esfügel, Schinken u. s. w. zu bester, eine bekannte biblische Stelle uti ad me omnes, qui Stomacho Seitdem ist der Name Restaurat

teur aufgenommen.

Restauratio (in staatsrechtlicher Rücksicht), s. Revolution.

Restitutio in integrum. Das gegen das an sich Ungültige, gegen das Null und Nichtige, der Staat Nullitätsklagen gestatten müsse, fällt in die Begriffe; allein diese von der schlechten Vernunft vorgeschriebenen Grenzen zu überschreiten und auch der Strenge nach gültige Rechtsgeschäfte, in so weit sie jemanden zum Nachtheile (laesio) gereichen, aus schlüpferigen Gründen der aequitas unter dem Titel der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand durch das Richteramt rescindiren zu lassen, scheint höchst bedenklich. Dem Germanen, welchem die Vernunft zur Heilighaltung der Verträge eine Menge Verdien in den Mund gelegt hatte, waren ursprünglich solche Mittel fremd. Erst mit der Reception der fremden Rechte, vorzüglich des römischen, erhielt Deutschland eine ganze Gruppe solcher Figuren, welchen der römische Antiquitätensyl so anhängt, daß sie ohne geschichtliches Studium jenes Rechts sich nicht im gehörigen Lichte darstellen. Der Grund zu diesen Restitutionsen liegt theils in der Person, wie bei Minderjährigen und bei juristischen Personen, theils in der Sache selbst, jedoch nicht mehr sowohl bei Zwang und Betrug, des bei

der Abwesenheit, der Befähigung zum Nachtheile der Gläubiger (actio Pauliana) und nach der Praxis auch bei der clausula generalis. Uebrigens sind von diesen ordentlichen Wiedereinsetzungen in den vorigen Stand die bei Versäumnissen der Prozeßpartien den Parteien zu Statten kommenden außerordentlichen wohl zu unterscheiden. Auch im Staatsrechte und dem Criminalrechte kommen Restitutionen vor. En.

Restitutionsedict wurde 1629 von Ferdinand II. nach dem Siege, den der bayerische und ligustische General Tilly über König Christian IV. von Dänemark bei Lutter am Barenberge (1626) erfocht, und nach dem mit Dänemarks König 1629 zu Lübeck geschlossenen Frieden erlassen, und befahl den Protestanten, die durch diese erwähnten Vorgänge damals völlig unterdrückt erschienen, alle früher eingezogenen geistlichen Güter herauszugeben und die von ihnen besetzten unmittelbaren Stifter an die Catholiken wieder abzutreten. Die hierauf folgenden Siege Königs Gustav Adolph von Schweden, Herzogs Bernhard von Weimar, und anderer protestantischen Anführer änderten aber im Verfolg des dreißigjährigen Krieges die Lage der Dinge in so weit, daß beim endlichen Friedensschluß zu Münster und Osnabrück 1648 das Restitutionsedict, das nie allgemein zur Ausführung kam, erlosch, und den Protestanten in diesem Friedensschluß auch der Besitz der vor 1624 innegehabten Kirchengüter verblieb. (Vergl. hiermit die Art. Deutschland, Dreißigjähriger Krieg, Westphälischer Friede.)

Retardat. Dieses Wort bezeichnet verspätete Gelddarstellungen, Zinsen, Gefälle u. dgl. In Bergwerksangelegenheiten heißt Retardat daher, wenn ein Eigener oder Theilnehmer an einem Ruzer seine Geldzuschüsse, um den Bau zu betreiben, nicht zur gehörigen Zeit einsendet und dadurch seines Antheils am Betrieb des Ganzen verlustig geht.

Retardation, die Abnahme der Geschwindigkeit eines bewegten Körpers, welche darin besteht, daß dieser Körper in jedem folgenden gleichem Zeittheile einen kürzern Weg zurücklegt, als in jedem vorhergehenden und endlich ganz aufhört sich zu bewegen. Demnach ist die Retardation der Gegensatz der Beschleunigung und kann wie diese gleichförmig oder ungleichförmig seyn, je nach dem die retardirende Kraft, wozu Schwere, Reibung, Widerstand der Luft u. s. w. gehört, gleichmäßig wirkt oder nicht.

Retentionsrecht, s. Besitz.

Retorsionsrecht, s. Repressalien.

Retorte, ist ein Gefäß, dessen sich der Chemiker bei Destillationen bedient und das nach der verschiedenen Erforderniß aus Glas, Metall, Thon u. dgl. verfertigt ist. Die Gestalt einer Retorte ist einbauchige, knaelförmige, die nach oben zu in einen Hals sich verlängert, der gewöhnlich unter einem Winkel von 60 Grad sich krümmt.

Retractrecht (Näherrecht, Einsprache, Näherkauf, Einstand, Abtrieb, Beisprache, Beisprüche, Besprechung, Lösung, Auslösung, Nähergeltung, Anstand, Zugrecht, Beschützung, Geltung, Anfall, Bernäherung, Vorkauf), besteht in dem Rechte, welches bei dem Kaufcontracte einer dritten Person zusteht, wonach sie in Gemäßheit eines bei ihr Statt findenden gesetzlichen Grundes befugt ist, in einen über ein Immobile geschlossenen Kauf so einzutreten, daß die gekaufte Sache selbst nach erfolgter Uebergabe an den Retractanten gegen Erfüllung der unter dem

Käufer und Verkäufer verabredeten Bedingungen abgetreten und überlassen werden muß. Dieses zu den Eigenthümlichkeiten der germanischen Jurisprudenz gehörige und ehemals zum Nachtheile des Verkehrs begünstigte Recht ist durch Herkommen eingeführt, und so lange in seiner ursprünglichen Natur beibehalten worden, bis es Landesordnungen und Stadtgesetze durch Modificationen dem Geiste der neuern Zeit angepaßt haben. Was nun die dabei concurrirenden Personen betrifft, und zwar den, welcher den Retract ausüben will, den Retrahenten, so muß dieser nicht nur überhaupt den Gesetzen des Staats nach, wo retrahirt werden will, fähig seyn, ein solches Object käuflich an sich zu bringen, sondern es muß, wie bereits erwähnt, noch ein besondrer individueller Grund in seiner Person vorhanden seyn, welcher stets in dessen persönliches Verhältniß oder den Besitz seiner Güter zu sehem ist. Und wenn wir wähten, daß ein solches Recht nur bei liegenden Gütern vorkomme, so ist dies dahin zu erläutern, daß es einerlei ist, es mag die Sache wirklich unbeweglich seyn, oder nur den Rechten nach für unbeweglich gehalten werden, daher auch Kirchstühle, Windmühlen, Apotheken, Zehnten, jährliche Zinsen und andre Gerechtigkeiten retrahirt werden können. Endlich ist zur nähern Bestimmung der Obliegenheiten des Retrahenten zu bemerken, daß dieser nicht allein die Erfüllung aller Haupt- und Nebenbedingungen (Schlüsselherbeibringung, Strickgeld u. a.), unter welchen die Sache vom Käufer erkaufet werden, sondern auch den Ersatz des auf die Sache selbst gemachten nöthigen Aufwands über sich zu nehmen hat. — Die einzelnen Retractarten sind so vielfach, daß sie nicht leicht vollständig im System aufgeführt werden können. Hier mag es genügen, diejenigen, worin die Schwärzen des alten Sammelguthums, dessen Einfluß auf die Bildung dieses Rechts nicht ganz abgeläugnet werden kann, noch am meisten hervorspielen, herauszuheben. 1. Retractus ex condominio (Gewerthe-recht) ist dasjenige Näherrecht, welches einem Theilhaber an einer gemeinen Sache in Ansehung des Antheils, welchen bisher ein anderer Theilhaber daran hatte, und dieser an einen dritten verkaufte, zusteht; 2. retractus ex jure congrui (Gesplilde, Spaltungsbrecht), ist dasjenige Näherrecht, welches dem Besitzer des einen Theils an der getheilten Sache in Ansehung des in den Händen eines andern Besitzers gewesenen, und hierauf von demselben an einen dritten verkaufte andern Theils zusteht; 3. retractus gentilitius (Erblosung, Erbsfreundrecht) ist dasjenige Näherrecht, welches einem Verwandten des Verkäufers in Ansehung eines von ihnen beiderseitigen Vorfahren erworbenen, und an einen dritten veräußerten Guts zusteht; 4. retractus ex jure incolatus (Marklösung), ist dasjenige Näherrecht, welches einem einheimischen Markungsgenossen in Ansehung eines Grundstücks, das aus der Markung an einen Auswärtigen veräußert worden ist, zusteht. — Die Retractsklage ist eine binäliche, und von der auf ein persönliches Verkaufsbrecht zu richtenden, bloß gegen den Verkäufer anzustellenden wohl zu unterscheiden. Von vorzüglichem Werthe für diese Materie ist folgende Schrift: Das Näherrecht, systematisch entworfen von Carl Friedrich Walch, 3te Ausgabe, Jena 1795. En.

Rettungskunst ist der Inbegriff derjenigen Kenntnisse, welche die Sicherung und Errettung des menschlichen Lebens und Eigenthums vor möglichen, oder aus wirklich schon entstandenen Gefahren zum Zwecke haben. Die Rettungskunst ist ein wichtiger Theil der Polizeiwissenschaften, da sie oben so viele Gegenstände umfaßt, als es Gefah-

ren gibt, wodurch das Leben und das Eigenthum der Staatsbürger bedroht werden. Ein sehr vortreffliches Werk in dieser Rücksicht ist das Roth- und Hülfswörterbuch zur Behütung des menschlichen Lebens vor allen erdentlichen Unglücksfällen u. von J. H. W. Poppe, 2 Bde. mit Kupfern, Nürnberg 1811.

Metuschieren. Dieses Ausdrucks bedienen sich Maler, um damit entweder das Ausputzen alter verblühtener Gemälde, oder das Ausbessern und Ueberarbeiten eines neuern, eignen oder fremden Gemäldes zu bezeichnen. Die Franzosen drücken mit Retoucher auch das Aufstechen einer durch wiederholten Abdruck abgenutzten Kupferplatte aus. In der Musik bedeutet dies Wort, ein Constück verzieren, durch Colloaturen ausschmücken. Gewöhnlich werden die die Verzierung angegebenden Noten kleiner gedruckt als die andern.

Reß (Jean François Paul de Gondy, Cardinal von), wurde zu Montmirail 1614 geboren. Sein Vater war der General der Galeeren und Ritter der königl. Orden, Emanuel von Gondy. Gegen seine Neigung wurde der junge Reß zum geistlichen Stande bestimmt; sein Lehrer war der berühmte Vincent de Paule. 1643 erhielt Reß den Doctorhut der Sorbonne und die Stelle als Coadjutor des Erzbischofs von Paris. Obgleich wider Willen Geistlicher und mit ganzer Seele den Wunsch hegend, die militärische Laufbahn betreten zu dürfen, war Gondy doch klug und ehrgeizig genug, da einmal sein Geschick diese Laufbahn ihm versagte, seine Geisteskraft und sein Talent in der ihm aufgedrungenen geltend zu machen, und der junge Mann, der nur mit höchstem Widerwillen den Chorrock angezogen hatte, und dessen leichtes, mitunter leichtsinniges Temperament ihn hinriß zu mancher am wenigsten den geistlichen Stand zierenden Handlung — wie denn die Zahl seiner verliebten Abenteuer eben nicht klein war, und manche sogenannte Ehrensache von dem jungen Abbé mit dem Degen ausgefochten wurde — wußte bald die Herzen der Pariser durch seine feurige Kanzelberedsamkeit sich zu gewinnen, und dadurch sich auch den zuweilen wohl gegen ihn zürnenden Clerus wieder zu versöhnen. Diese Gewandtheit aber, verbunden mit einem sehr sichtbaren Streben nach politischer Bedeutenheit, das nur zu oft in ein Cabaliren gegen die Hofpartei und den herrschenden Minister ansattete, mußte nothwendig dem Coadjutor die Aufmerksamkeit, aber auch den Haß des allmächtigen Richelieu, und nach dessen Tode den Haß des Nachfolgers im Ministerium, Mazarin's, zuziehen, der freilich um so weniger sich geneigt fühlen konnte, anders als mit bitterem Widerwillen einen Mann zu betrachten, dessen offenes, freies, lebenslustiges Benehmen so schroff abstach gegen des Italieners finster verschlossenen Charakter. Die Fronde (s. d. Art.), als die dem Hof und Mazarin entgegenstehende Partei, bemächtigte sich bald des Coadjutors, als eines Mannes, der durch seinen überwiegenden und scharfen Geist, so wie durch die Liebe, die er sich beim Volk durch sein populäres Betragen erworben hatte, ihnen eine bedeutende Verstärkung seyn mußte, und in der That ergriff auch Reß mit um so größerem Eifer die Sache dieser Menschen und machte sie, sich an ihre Spitze mit stellend, zu seiner eignen, als seine Neigung nur mehr als zu sehr, wie oben bereits bemerkt, zu politischen Verflechtungen und Getrieben ihn huzog. Die Ränke, die den Hof bewegten, die verschiedenen Aufstände des Volks und der Frondeurs, die Thätlichkeiten, die endlich zum Ausbruch kamen, jedoch immer bald wieder beigelegt wurden, und nie eigentlich von Be-

deutung waren, dies alles eröffnete dem Gondy eine wette, gewünschte Bahn zu Ausführung seiner von einer romanhaften Phantasie gebildeten Entwürfe, und als endlich durch einen Parlamentsbeschluss der Hof sich gezwungen sah, den von Mazarin festgesetzten Prinzen Condé loszugeben, Mazarin selbst aus Frankreich entweichen mußte, (vgl. die Art. Condé und Mazarin), da schien es, als stünde Rex am Ziele, und hinge es nur von ihm ab, hinfort die Zügel der Regierung zu führen, in allem vielleicht des Italieners Stelle einzunehmen. Doch geschah, sonderbar genug, von diesem allen nichts. Mazarin kehrte bald aus seinem Exil zurück, mächtiger als je, die Fronde, deren Verbindung nie sehr fest, und deren Theilnehmer, außer Condé und Rex, schwach und schwankend waren, löste sich auf, und bald nachdem Gondy, durch Verwendung des Hofes, nicht ohne Leitung seines Gegners Mazarin, den Cardinalshut empfangen hatte, brach über ihn das Wetter herein, das kurz zuvor Mazarin bedrohte. Er wurde plötzlich auf Befehl des Hofes, oder vielmehr Mazarins, in das Schloß Vincennes gesetzt, von da aber nach einer fünfvierteljährigen Haft nach Nantes gebracht. Hier fand Gondy Mittel zu entkommen, und irrte nun, stets umgeben und verfolgt von den Dienern der Rache Mazarins, fast acht Jahre in Spanien, Italien, Deutschland, Holland und England unter wahrhaft romanhaften Schicksalen umher. An Papst Innocenz fand er eine mächtige Stütze, die jedoch mit dessen Tod ihm geraubt wurde, welches Rex um so schmerzlicher empfand; da der Nachfolger auf St. Peter's Stuhl, Alexander VI., der ihm seine Erhebung mit verdankte, jetzt dem Verfolgten nicht helfend sich erwies. Hierzu kam, daß sein Vermögen durch frühere Verschwendung und Freigebigkeit nicht allein schon verzehrt war, sondern auch eine ungeheure Schuldenlast ihn drückte, die stündlich zunahm durch den Bedarf und die Kosten eines fürstlichen Gefolges, mit dem Rex sich umgab theils aus Liebe zur Pracht, theils und mehr aber auch, um dadurch sich besser vor den Verfolgungen seines Gegners zu schützen. Bis zu fünf Millionen Livres war diese Schuld bereits gestiegen, als Rex Rom verließ, das ihm weder Hilfe, noch Sicherheit mehr gewährte und über Deutschland nach Holland sich begab. Hier entließ er die Tröge seiner Begleiter, der ihm so ungeheure Kosten machte, und fing an, ein weniger großes, aber ausschweifendes Leben zu führen, in dem er sich stürzte aus Verdruss über das ihn verfolgende Mißgeschick. Die Anerbietungen des spanischen Hofes, ihm Freistatt und Unterstützung zu gewähren, hatte Rex ausgeschlagen, die von Carl II. von England nahm er an und begab sich dahin. Da aber zwischen Carl und ihm bald Uneinigkeit eintrat, indem der Monarch nicht sonderlich geneigt schien, die Rathschläge zu befolgen, die sein Schützling ihm ertheilte, so begab sich Rex bald darauf wieder auf das feste Land, wo unter der zwischen Spanien und Frankreich geschlossene pyrenäische Freundschaft auch ihm einige entfernte Hoffnungen aufgeben ließ. Doch war bei ungeachtet um diese Zeit die Lage des Cardinals so bedrängt, daß auf dem Punkt stand, eine Schilderung seiner Umstände und Darstellung des Hasses seiner Feinde drucken zu lassen, um sie an die höfliche Geistlichkeit aller Länder zu vertheilen; ein Vorhaben, von dem nur die Nachricht abhielt, die er gerade in dieser Zeit empfing, sein Feind Mazarin hart darnieder läge. Dennoch bahnte ihm nicht gleich der bald erfolgende Tod des Ministers den Rückweg nach Frankreich. Ludwig XIV. blieb noch eine Weile unbeweglich g

die Bitten von Gondy's Freunden, und erst als er das feierliche Versprechen gab, nie sich ferner in politische Verbindungen einzulassen, durfte der so lang Herumirrende den Boden des Vaterlandes wieder betreten. Von jetzt an schien Gondy ein ganz anderer geworden zu seyn. Mit einem demüthigen Versprechen hatte er die Rückkehr erkaufte, mit einer höfischen Schmeichelei erschien er vor dem Throne. Als nämlich Ludwig XIV. zu ihm sagte: „Cardinal, Sie haben weiße Haare bekommen,“ erwiderte er: „Sire, man ergreift geschwind, wenn man die Ungnade Ew. Majestät trägt.“ Er legte gleich hierauf sein Erzbisthum nieder, und verwaltete dagegen die Abtei St. Denis. Die Eingelegenheit, in der er von jetzt an lebte, und die große Beschränkung seiner Bedürfnisse setzten ihn in den Stand, seine so ungeheuer aufgelaufene Schuldenlast nicht nur nach und nach abzubezahlen, sondern auch in den letzten Jahren seines Lebens noch genug zu haben, seinen Freunden Pensionen ertheilen zu können. Von jetzt an, mit allen Parteien versöhnt, lebte Gondy den Wissenschaften, und der Mann, dessen großer, umfassender, mitunter ins Romantische streifender Geist sich gefallen hatte in der ersten Periode seines Lebens nur in Unruhe und mannichfachen Verschlingungen politischer Parteien, lebte jetzt das ruhige und zurückgezogene Leben eines Weisen. Was Rochefoucault über ihn sagt, wird am besten diesen sonderbaren und merkwürdigen Charakter darstellen. Der Cardinal Rex hat, so äußert sich der Herzog, einen großen Geist, aber mehr Stolz als wahre Seelengröße. Ein außerordentliches Gedächtniß, Gewandtheit und Zierlichkeit des Ausdrucks, und ein lebenswürdiges äußeres Benehmen sind ihm eigen. Er scheint ehrgeizig, ohne es zu seyn, und seine Bestrebungen gegen Mazarin waren weniger unternommen, diesen zu verdrängen, als sich ihm fürchtbar und bedeutend zu machen. In der Zeit seiner Gefangenschaft hat er sich mit Festigkeit und Anstand benommen, und seine Freiheit verdankte er seiner Kühnheit. So lange Mazarin lebte, hatte er, unerschütterlich durch alle Glückswechsel, seinen erzbischöflichen Stuhl behauptet, als sein Feind nicht mehr war, stieg er freiwillig davon herab. Als Cardinal hat sein Benehmen in den verschiedenen Conclaven ihm die Achtung seiner Mitbrüder erworben. Obgleich ein ziemlich vorherrschender Hang zu Vergnügen und Müßiggang bei ihm sichtbar war, so war seine Thätigkeit doch auch wieder erstaunend, sobald durch Umstände sie angeregt wurde. Die Geistesgegenwart, mit der er die oft unvorhergesehensten Umstände zu erfassen und zu wenden verstand, ist bewunderungswerth, und seine Handlungen mußten um so mehr das Gepräge einer gewissen Glätte und Abwägung an sich tragen, da er eigentlich nie weder recht haßte, noch recht liebte, ob er gleich beides sich mitunter bemühte zu zeigen. Unter den mehreren von ihm nachgelassenen Schriften verdienen seine Memoires am meisten bemerkt zu werden. Eine Geschichte der Verschwörung des Grafen Fiesco in Genua, die er als 17jähriger Jüngling mit sichtbarer Vorliebe für seinen Helden schrieb, zeigte schon damals die Neigung seines Gemüths; eine Bemerkung, die dem Cardinal Richelieu auch nicht entging, als diese Jugendarbeit Gondy's ihm zu Gesicht kam. In den letzten Zeiten seines Lebens kam er nur selten noch nach Paris. Er starb daselbst bei Gelegenheit einer solchen kleinen Reise den 24sten Aug. 1679, 66 Jahre alt. Einige Jahre vor seinem Tode schickte er an Clemens X. den Cardinalshut zurück, Willens, wie er vorgab, sich ganz von der Welt zurückzuziehen; er erhielt

ihn aber jurd mit dem Befehl des heiligen Vaters, ihn zu behalten bis an sein Ende.

Neher (Joseph) Friedrich Freiherr von), k. k. Hofsecretär und Pöcherrevisor zu Wien, geboren zu Krems am 25ten Junius 1754. Er erhielt in der thesaurialischen Literaturademie zu Wien seine erste Bildung, widmete sich darauf (1774) dem Dienste des Staats, und zeichnete sich durch mehrere in Laibach, Böhmen u. s. w. erschienenen gelungenen Gedichte und durch andere Schriften rühmlich aus. Besonders ist Neher wegen seiner edeln Freimüthigkeit und seines Eifers, mit dem er Aufklärung und Literatur in seinem Vaterlande zu befördern suchte, höchst schätzenswerth. In einem Gedichte auf die Kaiserin Maria

Therese
dem
Kaiser
Wer
eine
Kauf
Eid
mos
Pa.

Joseph II. die Pressfreiheit, die vom Kaiser bewilligt wurde. Um seine Vaterstadt (1809) durch seine thätige und kraftvolle Anwesenheit so zu verdienen, daß ihm auf das Ehrenbürgerrecht ertheilt wurde. Er gab Neher eine Auswahl der besten Gedichte of the best poetical pieces of the same (1783—1784, 6 Bände); ferner den Versuch (Wien 1785) und Deutsches literarisches Nachlass (Wien 1801, 2 Bde.) heraus.

Knechtlin (Johann). Mit Recht nennt der gelehrte Verfasser des deutschen Vitarth Knechtlin einen jenseitigen Morgensterne, die am deutschen Himmel nach langer Nacht und Nebel endlich einen Morgen aufzuheben. Knechtlin war zu Pforzheim den 23ten Dec. 1455 von angeesehenen Velttern geboren. Auf der Schule zu Schlettstadt, der nach Deutschland mit die Wiederherstellung der Wissenschaften verdankt, genoss Knechtlin des Unterrichts des vortheilhaften Dreingebirg, und zeichnete bald durch Fleiß und gute Sitten sich aus. Da dem jungen Knechtlin auch die schöne Gabe des Selbsterlernens von Mutter Natur gewährt worden war, und er mit Fleiß dieses Talent ausübte, so hatte der Jüngling das Glück, in die Capelle des Markgrafen Carl von Baden aufgenommen und bald darauf von diesem seinem Landesherren zum Gesellschafter und Kofsegefährten seines Sohnes, des nachmaligen Bischofs Friedrich von Utrecht, ernannt zu werden. So kam Knechtlin 1473 mit dem Prinzen nach Paris, um dort, als auf der größten und berühmtesten hohen Schule damaliger Zeit, zu studiren. Hier genoss Knechtlin des Unterrichts des Spartaners Gregor Hermogenes in der griechischen, des Franzosen Robert Seguin in der lateinischen, und des Niederländers Joann Wessel in der hebräischen Sprache, und erwarb seinem Meister jene Liebe der Kenntnisse, die nachher im Vaterlande so schöne Früchte tragen sollte. Zwar mußte er schon 1475 Paris wieder verlassen, da sein Prinz von da wegging, doch ließ Knechtlin sich dies nicht in seinen Studien stören. Er begab sich nach Basel, wo er das Erkennen seiner deutschen Landsleute durch seine damaliger Zeit unerhörten Sprachkenntnisse erregte, und das erste lateinische Wörterbuch, die erste griechische Sprachlehre von ihm verfaßt, in Deutschland erschien. Um die Doctormürde der Rechte zu erhalten, eine Würde, die zu demaliger Zeit dem Inhaber mit den höchsten Vorrechten des Adels begabte, ging Knechtlin abermals nach Frankreich (1478) und studierte zu Orleans die Rechte, während er zu gleicher Zeit die alten Sprachen behielt. 1481 kehrte er nach Deutschland zurück, und lehrte zu Radingen

mit dem allgemeinsten Beifall beides, sowohl die Rechte als die schön-
 nen Wissenschaften. Als aber Graf Eberhard der Bärtige von
 Württemberg sich 1487 zu einem Zuge nach Rom rüstete, da nahm er
 Reuchlin, als den besten Lateiner in ganz Deutschland, in sein Gefol-
 ge, der ihn nun über die Alpen begleitete. Die wissenschaftlichen
 Schätze, die Lorenzo der Medicer in Florenz aufgehäuft, si-
 wie die von Rom, eröffneten sich jetzt Reuchlins wissbegierigem Geiste
 der mit den ersten und berühmtesten Gelehrten Italiens in Berührung
 kam. Bei der Rückkehr nach Deutschland ließ Eberhard den talentvol-
 len Mann nicht mehr von sich und nahm ihn stets mit auf allen seinen
 Reisen. Auch der damalige Kaiser der Deutschen, Friedrich III.
 ehrte die Verdienste Reuchlins, erhob ihn in den Reichsadel, gab ihm
 den Titel Pfalzgraf und kaiserlicher Rath, und schenkte ihm eine kost-
 bare hebräische Handschrift des alten Testaments. Als Eberhard starb
 ein unwürdiger Nachfolger Württemberg beherrschte, begab sich Reuch-
 lin an den Hof des Churfürsten Philipp von der Pfalz, wo er
 mehrere Jahre in Gesellschaft dieses die Wissenschaften liebenden Für-
 sten, seines Kanzlers Dalberg und mehrerer anderen großen Gelehrten
 Deutschlands lebte. Die heidelberger Bibliothek durch Handschriften
 und Werke der in jener Zeit erst erfundenen Buchdruckerkunst zu berei-
 chern, war hier Reuchlins besonderes Streben. Zwei in dieser Zeit
 von ihm verfasste lateinische Lustspiele wurden durch junge Studirende
 in Heidelberg mit großem Beifall aufgeführt. Da der edle Churfürst
 durch elende Verleumdung am römischen Hofe angeschwärzt, ja sogar
 in Bann gethan wurde, so begab sich Reuchlin noch einmal nach Rom
 und vertheidigte hier mit eben so viel Klugheit als Unmuth das Recht
 seines Fürsten, der auch die Losprechung von Alexander VI. erhielt
 Reuchlin benutzte seinen fast ein Jahr dauernden Aufenthalt in Rom
 aufs beste zur Erweiterung seiner griechischen und hebräischen Sprach-
 kenntnisse, und kehrte hierauf abermals ins Vaterland zurück, inden
 er sich von neuem im Auslande die Bewunderung Aller erworben hatte
 Bern hätte ihn der dankbare Churfürst von der Pfalz auf immer an sei-
 nem Hofe behalten, aber in Württemberg war der rechtmäßige Erbe zu
 Regierung gelangt, und Reuchlin glaubte, dessen Ruf nicht ablehnen
 zu dürfen und kehrte dahin zurück. Hier wurde er zum Vorsitzer des
 schwäbischen Bundesgerichts ernannt, das errichtet worden war von
 den schwäbischen Fürsten gegen die Anmaßungen des Hauses Bayern
 Außer diesem weit ausgebreiteten Wirkungskreise arbeitete Reuchlin
 noch eine Uebersetzung der Bußpsalmen, eine hebräische Sprachlehr-
 und ein hebräisches Wörterbuch in dieser Zeit aus, auch berichtigte er
 die Bibelübersetzung. Dadurch, daß er seinen Verwandten Me-
 lancthon auf die Bahn leitete half, wo dieser in der Folge mit Lu-
 ther im Verein so wohlthätig wirkte, erwarb Reuchlin sich ein neue-
 Verdienst um die Menschheit, und mit Recht kann man ihn als bei-
 sorbeiter und Wegbahner der Reformation betrachten. Es kommt
 jedoch nicht fehlen, daß in einem Zeitalter, in dem Finsterniß und Pfaf-
 senthum noch so gewaltige Herrschaft übten, Reuchlin nicht Anfeindun-
 gen hätte ertragen müssen. Ein getaufter Jude, Johann Pfeffer-
 korn, und ein gewisser Jacob Hoogsteden, waren die Anführer
 dieser Zeloten und griffen die hebräische Sprachkunde an. Sie wußten
 den sonst so hellen und umsichtigen Kaiser Maximilian zu bereden
 daß alle hebräischen Schriften, das alte Testament allein ausgenom-

men, eitel falsch und verwerflich Gut wären, und Max gab den Pö-
 schl. in allen seinen Landen diese Schriften zu verbrennen. Sichtlich
 Werke fügte er hinzu, es würde bei dieser Execution allemal ein weißes
 der Gelehrten mit zu Rath gezogen werden. Dies rettete die orient-
 lische Literatur. Reuchlin trat auf, und setzte dem Kaiser in einer
 Schrift aus einander, daß diese Werke, statt dem Christenthum zu
 schaden, im Gegentheil zu seiner Ehre und Verherrlichung dienten, da
 die Studien der Christen
 Klugung dies
 Darstellung
 beurtheilte der
 schrieben zu
 ständen von
 Reuchlin un-
 ständen. In
 die Bannt
 Sache, und
 von Rom.

nach Rom, beizuwert mit Geld, um so die Richter sich zu gewinnen. Reuch-
 lin hat dies nicht, für ihn spricht nur die Wahrheit. Da tritt endlich,
 als für Reuchlin die Sache am schlimmsten steht, Maximilian auf, der
 Freund, daß zu so wichtigem Streit er Veranlassung gegeben, und er
 klärt, daß Reuchlin ein weiserer, gelehrter und Gott wohlgefälliger Mann
 sey, und daß der Pöschl wohl thun würde, seinen heftigen Gegnern das
 Maul zu stopfen. Neben des Kaisers Wort erheben aber auch die der
 edeln Ritter Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten,
 die sich zugleich bereit erklären, im Fall die Zunge nicht ausreichen
 könne in diesem Streit für die Wahrheit, auch ihre Schwerter zu ge-
 brauchen. Dies gab schon der Sache eine andre Wendung; der vom
 Pöschl ernannte Schiedsrichter, der Erzbischof von Speyer, entschied
 für Reuchlin. Die Mütte seiner Feinde mußte schweigen und die Lan-
 zen des Streits bezahlen; und bald zogen die um diese Zeit andern
 wendigen Streitigkeiten in Sachsen zwischen Luther und Kessel die
 Aufmerksamkeit der Nachbarn und Gelehrten von diesem Vorkampfe
 der Verneinung auf die bekauende Reformation hin. Neue Kämpfe
 sollte jedoch Reuchlins Tage trüben. Herzog Ulrich hatte in ädren
 eilten Lige die Stadt Reuchlingen bestragt; er war Mitglied des schwa-
 bischen Bundes, und hierin rüßte sich, die Unthäte zu bestrafen. Um
 nicht gegen seinen Landesherren irregehen zu müssen, hatte Reuchlin die
 Stelle als Bundesrichter niedergelegt, doch wurde er von den Verdäni-
 beten gefangen. Herzog Wilhelm von Wapern, Anführer des
 Bundesheeres, dachte aber edel genug, ihn wieder frei zu lassen, und
 stellte ihn als Lehrer auf der hohen Schule zu Ingolstadt an. Der
 Verlust seiner Habe und Ehre machte ihm sein reiches und edelmächti-
 ges Freund, Willibald Pirchelmer, Rathherr zu Nürnberg, zu
 ersuchen. Als 1522 die Pest in Ingolstadt wüthete, begab sich Reuchlin
 nach Tübingen zurück, wo er eifrigst von Staatsgeschäften auf neuen
 den Wissenschaften lebte. Als aber in demselben Jahre er von einer
 unheilbaren Melancholie ergriffen ward, ließ er sich nach Stuttgart brin-
 gen, und endete da den 10ten Juni 1522 sein schones, dem Vaterland
 und der Folgezeit so nützliches Leben. Seine für damalige Zeit vor-
 treffliche Bibliothek schenkte er seiner Vaterstadt Pforzheim. Die

Nachwelt ehrt mit Recht in ihm einen der ersten Gelehrten, Deutschland einen seiner würdigsten Söhne.

Neuß (Fürsten und Grafen). Der Ursprung dieses fürstlichen und gräflichen Hauses, welcher sich schon in das Dunkel der frühesten Jahrhunderte verliert, ist sehr ungewiß. Bereits um das J. 1084 lebte Heinrich I., Graf von Gleitsberg oder Gliberg, ein Nachkomme der Grafen von Luxemburg oder Lützelburg, von denen auch die Kaiser Heinrich VII., Carl IV., Wenzel und Siegmund abstammten. Heinrich I. von Gliberg Sohn war Heinrich II., der Stammvater des Gesamtthauses Neuß. Er war Beherrscher des ganzen Vogtlandes, und wurde nach der von ihm fünf Viertelmeilen weit von Gera erbauten Stadt edler Vogt von Weida genannt. Sein Sohn, Heinrich III. (auch der Dicke oder Reiche), theilte sein Gebiet unter seine vier Söhne, von denen der eine Vogt und Herr zu Weida, der zweite zu Plauen, der dritte zu Greiß und der vierte zu Gera wurde. Die Greißische Linie erlosch schon 1236, die weidaische 1535 und die geraische 1550, so daß nur die plauensche, welche sich in den Enkeln ihres Stifters wieder in die ältere und die jüngere Linie theilte, übrig blieb. Die ältere bekam 1526 die Burggrafschaft Meissen, und die mit derselben verbundene fürstliche Würde nebst Sitz und Stimme auf den Reichstagen, starb aber mit Heinrich VII., Burggrafen von Meissen, 1512 aus. Jene jüngere, noch unter dem Namen reuß, plauensche fortblühende Linie stiftete Heinrich der Jüngere, welcher der Reusse (Ruse, Ruzsd), so wie sein älterer, ohne Erben verstorbene Bruder der Böhme genannt wurde. Von ihm behielt das Geschlecht der jetzigen Fürsten und Grafen Neuß den letztern Namen bei. Heinrich Neuß, Herr zu Plauen, Greiß und Kranichfeld, hinterließ 1535 drei Söhne, welche die ältere, jüngere und mittlere Linie stifteten. Die mittlere erlosch 1616; die andern beiden bestehen fort. Die ältere hatte sich wieder in die Linien Ober-Greiß und Unter-Greiß getheilt. Unter-Greiß starb aber am 17ten März 1768 in männlichen Erben aus, und die obergreißische Linie succedirte in die untergreißischen Lande, wurde am 15ten Mai 1778 mit Beziehung auf die ehemalige burggräflich meissensche Fürstenwürde in den Reichsfürstenstand erhoben, und erhielt durch den Reichsdeputationsabschied von 1803 im Fürstenrath eine eigene Stimme. Die jüngere Hauptlinie theilte sich wieder in die geraische, die schleißische, von welcher die lödtrichische ein Nebenzweig ist, und die 1790 in den Fürstenstand erhobene lobensteinische, von welchen die beiden Aeste zu Selbitz und zu Ebersdorf Nebenlinien waren. Als die geraische Linie 1802 ausstarb, theilten sich Lobenstein, Ebersdorf und Schleiß in die Erbschaft, so daß Lobenstein und Ebersdorf die eine, Schleiß hingegen die andere Hälfte erhält. Bis jetzt ist aber Besitz und Verwaltung noch gemeinschaftlich. 1805 starb der Fürst von Lobenstein ohne männliche Nachkommen, und ihm folgte die Nebenlinie zu Selbitz in den Besitz seiner Lande als Graf von Lobenstein, so daß von der jüngern Hauptlinie jetzt die schleißische, ebersdorfsche und lobensteinische blühen, welche 1806 sämmtlich in den Fürstenstand erhoben wurden. Erst in der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts fingen die Grafen von Neuß, nachdem sie sich lange Zeit bloß Reussen Herren von Plauen genannt hatten, wieder an, den schon in den frühesten Jahrhunderten geführten gräflichen Titel zu brauchen. Nicht aber nahmen sie nach dem Abgange der Burggrafen von Meissen die fürstliche Würde an, obgleich sie durch das vom Kaiser

Siegmond 1426 dem Burggrafen erteilte Diplom dazu berechtigt gewesen wären. Merkwürdig ist, daß alle männlichen Personen des Hauses Reuß schon seit dem elften Jahrhundert bloß den Namen Heinrich führen. Früherhin unterschied man sie durch Bezeichnung ihres Alters oder irgend einer physischen oder moralischen Eigenschaft, z. B. der Ältere, der Dicke, der Friedfertige u. s. w., 1648 aber wurde bestimmt, daß man sich durch Zahlen unterscheiden, und zwar jede Hauptlinie für sich zählen wollte. Keine Nebenlinie zählt für sich, sondern alle männlichen Personen einer Hauptlinie werden so gezählt, wie sie nach einander geboren werden. Im J. 1700 setzte man fest, daß man bis hundert zählen wollte. Am 18ten April 1807 traten die vier regierenden Fürsten zum Rheinbunde, 1813 entsagten sie demselben, und sind jetzt Mitglieder des deutschen Bundes (s. Reich, deutsches, und deutscher Bund). Das Gesammthaus Reuß, welches sich mit seinen Unterthanen zur lutherischen Kirche bekennt, führt den Titel: Heinrich der ... älterer (oder jüngerer) Linie Reuß, Fürst, Graf und Herr zu Plauen, Herr zu Greiz, Kranichfeld, Gera, Schleiß und Lobenstein. Der älteste regierende Herr des ganzen Hauses Reuß führt außerdem noch den Titel: des ganzen Stammes Ältester, und der älteste regierende Herr der andern Linie ist sein Adjunct. Die reußischen Lande machen einen Theil des von den Vorfahren der Fürsten und Grafen Reuß beherrschten Vogtlandes aus, und liegen zwischen dem thüringer Walde und dem Erzgebirge. Durch den neustädter Kreis des Herzogthums Sachsen werden sie in zwei Theile getrennt, so daß die Herrschaften Greiz, Burgk, Schleiß und Lobenstein mit dem Amte Saalburg ein Ganzes bilden, und gegen Norden und Osten von dem Königreich und dem Herzogthum Sachsen, gegen Süden von den bayerischen Fürstenthümern Bayreuth und Bamberg und gegen Westen von Coburg, Saalfeld und Schwarzburg-Rudolstadt besgränzt werden. Die Herrschaft Gera aber wird im Süden vom Königreich Sachsen, im Osten und Westen vom Fürstenthum Altenburg und im Norden wieder vom Königreich Sachsen umgeben. Zusammen halten die reußischen Besitzungen 28½ QM., und im Jahr 1812 wurden 76,531 Einwohner gezählt. Davon gehörten 1. dem Fürsten von Reuß: Greiz 7 QM. mit 21,800 Einwohnern, 2 Städten, 1 Flecken und 95 Dörfern. 2. Der Antheil des Fürsten von Reuß-Schleiß enthielt 6 QM. mit 16,560 Einwohnern, 2 Städten, 1 Marktflecken, 41 Dörfern. 3. Der Fürst von Lobenstein-Lobenstein hatte ein Gebiet von 4½ QM., worin 1 Stadt, 31 Dörfer und 7493 Einwohner enthalten waren. 4. Lobenstein-Ebersdorf hatte 3½ QM., 1 Stadt, 1 Flecken, 29 Dörfer und 7837 Einwohner. In der den drei letzten Häusern gemeinschaftlich gehörigen Herrschaft Gera mit dem Amte Saalburg (7½ QM.) sind 3 Städte, 89 Dörfer und 22,836 Einwohner. Diese Ländchen sind bergig, haben aber sehr fruchtbare Gegenden, vortreffliche Waldungen und Wiesen, daher einen Ueberfluß an Wildpret und starke Viehzucht. Der Getreidebau ist für das Bedürfniß der Einwohner nicht hinreichend, und Gartenfrüchte, Obst und Hopfen werden gleichfalls nur nothdürftig gebauet. An Mineralien hat das Land Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Alaun, Vitriol u. s. w. Die Einwohner sind äußerst fleißig und betriebsam, und sie beschäftigen sich vorzüglich mit Wollen- und Baumwollenmanufacturen, Strumpfwirkerereien, Baumwollenspinnerei für in- und ausländische Manufacturen, Hut-, Porzellan- und Tabakfabriken, mit Ledergerbereien, Alaun- und Vitriolste-

berien u. s. w. Auch mit Vieh und Holz wird beträchtlicher Handel getrieben. Für den öffentlichen Unterricht ist gut gesorgt. Zu Greiz und Schleiß sind lateinische Schulen, und zu Gera ein wohl eingerichtetes Gymnasium. Auch sind zu Greiz Schulmeister- und Predigerseminarien. Obgleich die Fürsten souverän sind, so sind doch Landstände vorhanden, welche aus der Ritterschaft, und den Städten und Pflügen der reußischen Lande bestehen. Die Einkünfte von Greiz werden auf 130,000, von Schleiß auf 100,000, von Lobenstein, Lobenstein auf 80,000 und von Lobenstein, Ebersdorf 80,000 Gulden geschätzt. Von den Einkünften von Gera, welche 130,000 Gulden betragen, erhält Schleiß die Hälfte, und Lobenstein und Ebersdorf jedes ein Viertel. Die Linie zu Greiz hat daselbst ein Regierungs- und Justizcollegium, ein Kammer-, Finanz-, Forst- und Oekonomie-Departement. Die jüngere Linie hat seit 1604 eine gemeinschaftliche Regierung, als ein erstes Justizcollegium und Consistorium, eine Kammercommission, ein gemeinschaftliches Amt und ein Landgericht. Diese Behörden haben nach dem Anfall von Gera auch die verschiednen Geschäftszweige der Verwaltung dieser Herrschaft zu besorgen. Außerdem hat jedes regierende Haus der jüngern Linie noch besondere Cabinets-, Regierungs- und Kammerbeamte, so wie auch jeder Fürst einen verhältnismäßigen Kriegsstaat erhält.

K. K.

Neuvertrag (*pactum displicentiae*) ist derjenige Nebenvertrag, vermöge dessen sich einer der Contrahenten ausbedingt, von dem Hauptvertrage wieder abgehen zu dürfen. Bei dem Kaufe wird er **Neukauf** genannt. Dadurch behalten sich bald der Käufer, bald der Verkäufer, bald aber auch beide das Recht vor, nach Gefallen von dem geschlossenen Kaufe abzugeben. Gewöhnlich wird dabei ein gewisses Quantum festgesetzt, welches der Abgehende dem andern bezahlen muß. Zum Wesen des Neuvertrags gehört es jedoch nicht. Uebrigens machen wir den deutschen Bürger auf folgende Cauteleu aufmerksam. 1. Ob schon die Gesetze sich darüber deutlich aussprechen, daß die Neue hier das Geschäft als Resolutivbedingung aufhebt, so ist es doch bei dieser Bedingung noch an sich controvers, ob die Früchte rückwärts, von der Zeit der erfolgten Uebergabe, zu ersetzen sind. Rathsam ist es daher, darüber etwas festzusetzen, wie es, wenn etwa die Aufhebung des Vertrags nach erfolgter Uebergabe der Sache und zum Theil oder ganz geleisteter Zahlung erfolgt, rücksichtlich der gegenseitigen Berechnung der Accessionen gehalten werden soll. 2. Man Sorge dafür, daß, wenn ein bestimmter Termin zur Neue nicht festgesetzt worden ist, dem Neuvertrage die Clausel auf ewige Zeiten inserirt werde, weil bei einer ganz unbestimmt gelassenen Zeit nach Manchen das Recht zu pönitiren binnen sechzig Tagen ausgeübt werden muß.

En.

Reval, eine russische befestigte Seestadt am finnischen Meerbusen, unter 59 Gr. 26 Min. 29 Sec. der Breite und 42 Gr. 25 Min. 30 Sec. der Länge, mit einem trefflichen Hafen für die Marine und Handlung; sie hat 1703 Häuser, 11,800 Einwohner, 7 griechische und 8 lutherische Kirchen, eine Ritterakademie und ein Gymnasium. Im Hafen liegt ein Theil der russischen Flotte. Die Fabriken für Stärke, Tuder, Kapence, Spiegel, Nadeln und Strümpfe sind ansehnlich. Der Handel mit Getreide, Hanf, Flach, Brauntwein, Bretern und Leber ist sehr beträchtlich; sie ist der Hauptort des Herzogthums Estland, oder der 1783 eröffneten revalschen Statthalterschaft.

W. L.

Reveille (aus dem Französischen von reveiller, aufwachen)

nennt man in militärischem Sinne den Trommelschlag, der in Garnisonstädten und Festungen bei Tagesanbruch, vor Eröffnung der Thore, Statt hat.

Reveillere-Lepaux oder **Lepaux** (Louis Marie la), geboren zu Montaigne im Departement der Vendée den 25ten Aug. 1753, studirte zu Angers die Rechte, wurde Advocat in Paris, gab diese Laufbahn aber bald auf, lehrte nach Angers zurück, wo er sich mit dem Studium der Botanik beschäftigte, diese Wissenschaft lehrte, und einen botanischen Garten anlegte. Nachher ward er Deputirter bei der Nationalversammlung, nahm aber nach dem Fall der Girondisten seine Entlassung, und hielt sich, da ein Verhaftsbefehl vom Sicherheitsausschuß gegen ihn erlassen war, während der ganzen Schreckenszeit verborgen. Am 8ten März 1795 wurde er wieder in den Convent berufen, und zum Mitgliede einer Geseßcommission ernannt. Er kam hierauf in den Rath der Alten, wurde Präsident desselben bis zum 27ten Oct. jenes Jahres, und am 31sten desselben Monats zum Mitgliede des Directoriums gewählt. Da er bedeutenden Einfluß auf die öffentlichen Geschäfte hatte, so wünschte er, sich als Oberhaupt einer Religionssecte bekant zu machen, und warf sich zum Beschützer der Theosophilanthropen, deren Hoherpriester er zu werden suchte, auf. Nach dem 18ten Fructidor, wo er Barras und Kambels Partei ergriff, überließ er diesen beiden die ganze Gewalt, und beschäftigte sich bloß mit seiner Theosophilantropie. Im Junius 1799 ward er, ohne Widerstand zu leisten, aus dem Directorium gestossen, und lebte nachher bloß seinen Lieblingswissenschaften, besonders der Kräuterkunde.

Reventlau ist der Name einer alten, sehr angesehenen gräflichen Familie in Dänemark, Schleswig und Holstein, die ihrem Vaterlande mehrere sehr verdiente Staatsmänner und Minister gegeben, und sich in der Geschichte des dänischen Staats besonders ausgezeichnet hat. Johann Ludwig, Graf Reventlau (geboren den 28ten April 1751 und gestorben den 1sten März 1891) verdient in der Geschichte unter den besten und edelsten Männern genannt zu werden, da er auf seiner Baronie Brabe, Trolleburg die Bauern und Einwohner durch Aufhebung der Frohndienste, durch andre zweckmäßige Mittel, und durch sein eigenes vortreffliches Beispiel zu guten Menschen und thätigen, wohlhabenden Landwirthen zu bilden suchte. Die von ihm angelegten Schul- und Armenanstalten können nicht bloß für Dänemark, sondern auch für andre Länder zu Mustern dienen, und werden sein Andenken noch lange im Segen erhalten. Diese gräfliche Familie theilt sich übrigens in zwei Linien, deren gemeinschaftlicher Stammvater, Conrad von Reventlau, in Dithmarsen begütert war. Die ältere Linie besitzt auch die bedeutende Grafschaft Christiansöde auf Faland.

Réverbère wird ein polirter Hohlspiegel genannt, der dazu dient, die hineinfallenden Lichtstrahlen verstärkt zurückzuwerfen. In den in neuern Zeiten in mehreren großen Städten eingeführten Laternen zur Straßenbeleuchtung befinden sich solche Hohlspiegel von glänzendem Metall; daher die Benennung **Réverbérirlaternen**. Zur **Réverbération** in der Chemie (d. h. zum Verfallen im Flammfeuer) bedient man sich eines sogenannten **Réverbérirtrofens**, der so eingerichtet ist, daß nicht nur verstärkt die Hitze des Feuers aus ihm strömt, sondern auch den Körper, der zum Verfallen gebracht werden soll, von allen Seiten rund umgibt.

Revers. Im gewöhnlichen Sinn eine schriftliche Gegenverpflichtung, ein Angeldbüh, dieses oder jenes zu vollführen oder zu unterlassen. Reversbriefe, Reverse, Reversalien werden die Versicherungen genannt, in denen ein Fürst beim Antritt seiner Regierung, bei Huldigung der Stände, oder sonst vorkommenden Gelegenheiten sich anheischig macht, die Rechte, Freiheiten, Privilegien u. s. w. seiner Unterthanen nicht anzutasten. Bei Münzen und Medaillen heißt **Revers** die Rückseite derselben, so wie **Avers** (s. d. Art.) die Vorderseite, auf welcher meistens gewöhnlich das Brustbild geprägt ist.

Revolution. Wenn bestehende Staatsverfassungen durch das Aufstehen des Volks oder eines Theils desselben gewaltsam umgestürzt, eine neue Ordnung der Dinge herbeigeführt wird, so wird dies Revolution genannt, welches Wort mit Empörung betrahe synonym ist. Gewöhnlich wird unter den Ausdrücken Revolution, Empörung, Aufrühr der Unterschied gemacht, daß man sich des ersteren bedient, wenn mit dem Willen des Volkes oder seiner Repräsentanten die Staatsumwälzung geschieht; der letzteren, wenn einzelne Stände, Menschen oder Ortschaften eines ganzen Landes gegen den Willen der bestehenden Regierung sich erklären, ihn zu brechen, die Regierung zu stürzen suchen. So ist die Staatsumwälzung in Frankreich eine Revolution, der Bauernaufstand im 15ten Jahrhundert in Deutschland ein Aufrühr.

Revolution von Amerika, England, Frankreich, den Niederlanden und Spanien, s. Vereinigte Staaten von Nordamerika, England und die übrigen Länder.

Revolutionstribunal. Dieses schreckliche Gericht der Tyrannet und des unerbörtesten Blutdurstes entstand, als mitten in der Sährung der französischen Revolution im Nationalconvente die Parteien des Berges und der Gironde sich stritten, und die erstere die Oberhand behielt. Seiner Einrichtung und Absicht gemäß sollte das Revolutionstribunal alle diejenigen bestrafen, die gegen den Gang der Revolution waren, sich als Anhänger des Könighauses verdächtig machten. Es läßt sich denken, welcher ungeheure Spielraum der Bosheit, dem Haß und dem Verfolgungsgeiste durch Errichtung eines solchen Gerichtshofes freigegeben wurde, der an keine Formalitäten sich band, immer nur das Todesurtheil sprach, nie die wahren Punkte der Anklage, zuletzt kaum mehr die Namen der unglücklichen Schlachtopfer untersuchte, die eine höllische Rotte von Angebern (an deren Spitze das Ungeheuer Fouquier-Tinville stand) ihm täglich zuführte. Trotz dessen, daß von seinem ersten Entstehen an das Revolutionstribunal fast unaufhörlich seine Hände in Blut tauchte, schien doch bald den immer grimmiger wüthenden Jacobinern das Verfahren dieses Gerichtshofes noch zu umständlich und langsam, und als im J. 1794 die Girondisten völlig gestürzt waren, ein Robespierre und ähnliche Ungeheuer präsdirten, da trug der Wohlfahrtsausschuß, unzufrieden über das langsame Verfahren des Revolutionstribunals, darauf an, daß das Tribunal mit der Hinüberspedirung der Menschen in die andre Welt sich hinführte mehr beeilen solle; ein Vorschlag, der auch vom Convente gebilligt wurde. Von jetzt an hörte bei diesem entsetzlichen Gerichtshof jede einzelne Anklage auf. Fouquier-Tinville und seine Rotten reichten täglich lange Listen Unglücklicher ein, die des Hochverraths an der Republik beschuldigt wurden. Ohne zu untersuchen, ob, in wie weit, und auf welche Art die

Armen diese Anklage verdienten, würden sie vor den höllischen Richterstuhl geschleppt, einer ganzen Schar immer auf einmal das angeschuldigte Verbrechen und zugleich das Todesurtheil vorgelesen, ihre Verteidigung nicht gehört, ja selbst nicht einmal darauf Rücksicht genommen, ob diese Glenden wirklich die waren, die die Anlageliste benannte, oder ob (welches häufig der Fall war) eine bloße Namensverwechslung Statt finde, und dann zur Guillotine geführt. Wie ungeheuer die Zahl der täglich Gemordeten war, erhellt daraus, daß man im Juni 1794 sich genöthigt sah, die Guillotine auf einen andern Platz hinzuschaffen, da der, auf dem sie bis dahin stand, von dem Blute der Erwürgten so naß und schlüpfrig geworden war, daß die Henker keinen sichern Tritt mehr thun konnten. Außer diesem zu Paris bestehenden Revolutionstribunale wurden auch in den größern Städten der Provinzen ähnliche errichtet, und Nantes, Lyon, Arras, Straßburg und viele andre Städte sahen in ihren Mauern das blutige Schauspiel wiederholen, das Paris täglich gab. Daß aber mit dieser Art, die angeblichen Feinde der Republik zu morden, die Ungeheuer, die damals Frankreich beherrschten, noch nicht zufrieden waren, ist bekannt, und da das Beil der Guillotine ihnen immer noch zu langsam mordete, so nahmen sie ihre Zuflucht zu den Fülladern, Mitrailaden und sogenannten revolutionären Hochzeiten, wo zu Hunderten, Paar und Paar an einander gebunden, in den Wellen umkamen. Als endlich das Ungeheuer Robespierre und mit ihm die Bergpartei gestürzt wurde, da befahl der etwas menschlicher gewordene Convent dem Revolutionstribunale mehr Mäßigung und Schonung, und im Anfang des Jahrs 1795 erntete, von demselben Mordgerichte verdammt, dem er so viele Schlachtopfer zugeführt hatte, Fouquier-Tinville (vergl. d. Art.) mit einem Haufen seiner Helfershelfer ihren Lohn. Noch in demselben Jahr wurde das Revolutionstribunal ganz aufgehoben, an dessen Stelle eine Militärcommission gesetzt, deren Wirksamkeit aber auch bald darauf bloß auf militärische Verbrechen eingeschränkt wurde. Früher, als das zu Paris, hörten die in den andern Städten Frankreichs errichteten Revolutionstribunale auf.

Reynolds (Josuah), der berühmteste Maler der englischen Schule, war zu Plympton in Devonshire 1723 geboren, wo sein Vater ein Geistlicher und Schullehrer war. Seine Erziehung war höchst einfach, und er hatte bis zu seinen Jünglingsjahren keinen andern Lehrer als seinen Vater; aber schon in seinem achten Jahre las er Werke über Malerei, und suchte nach den darin enthaltenen Regeln diese Kunst auszuüben. Der Gegenstand seines ersten Versuchs dieser Art war die Schulstube zu Plympton. Durch Richardsons Abhandlung über die Malerei ward nicht bloß die Liebe zur Kunst, sondern auch die Liebe zum Ruhm in dem jungen Reynolds gewekt. Obgleich er bestimmt war, die Arzneikunde zu studiren, so erlaubte sein Vater ihm doch, seiner Neigung zu folgen, und brachte ihn zu einem Bildnißmaler in Devonshire, mit dem er späterhin nach London zog. Dieser Künstler war bloß Gesichtsmaler, und ließ von seinen Schülern die Verzierung und Gewänder malen, aber er war ein guter Beurtheiler ihrer Schildereien, und trug viel zu Reynolds, Wrights, Mortimers und Anderer künstlerischen Bildung bei. Reynolds übertraf bald seinen Lehrer, und die Eifersucht des letztern wegen eines Lobes, welches dem erstern in Rücksicht eines Gemäldes ertheilt wurde, veranlaßte ihre Trennung. Als der junge Reynolds einmal bei einer Ge-

mahlübersteigerung zugegen war, und der Dichter Pope, welcher dahin kam, von den Anwesenden mit lautem Beifallsruf empfangen; und vor ihm zu beiden Seiten, als ob ein Fürst käme, Platz gemacht wurde, da ward auch in dem jungen Mahler die Liebe zum Ruhm noch heftiger entflammt. Nach seiner Trennung von Hudson hielt er sich drei Jahre lang im väterlichen Hause auf, und malte einige Bildnisse, die freilich mit Beifall aufgenommen wurden, aber für seine eigentliche künstlerische Bildung gewann er in dieser Zeit nichts. Er nahm sich die Gemälde des Porträtmalers Sandr von Creter zum Muster; auch fand er Gelegenheit, sich Gemälde von Guercino zu borgen, und von ihnen leitete sich Reynolds Liebe für ein starkes Hellbunzel her, da er, so wie Rembrandt, seine Schatten zu dunkel, sein Licht zu hell machte. 1746 starb Reynolds Vater, und unser Künstler ließ sich als Porträtmaler in Plymouth nieder. Der Schiffscapitain, nachmalige Admiral Biscourt Kappel, welcher eine Expedition gegen die barbarischen Corsaren im mittelländischen Meere befehligte, nahm Reynolds mit, um ihn in Italien bei günstiger Gelegenheit ans Land zu sehen. Von Livorno reiste er, sobald dies geschehen war, nach Rom, und studirte und copirte im Vatican besonders die Werke Raphael's und Michel Angelo's. Nach einem dreijährigen Aufenthalt in Italien lehrte er über Paris nach England zurück, wo er sich 1752 in London niederließ. Er hatte einen Italiener, Namens Marchi mitgebracht, der ihm bei seinen Arbeiten helfen mußte, und ein Bildniß dieses jungen Menschen war Reynolds erstes classisches Werk. Viele vornehme Personen ließen sich von ihm mahlen, und seit Cornelius Jansen und Wandpoc besaß London keinen Bildnißmaler von Reynolds Verdiensten. Seine Werke zeichnen sich freilich nicht, wie die jener Künstler, durch Festigkeit und Bestimmtheit der Umriffe, durch Richtigkeit des Colorits, durch getreue Darstellung der Natur und durch Vollendung aus; aber, so wie Wandpoc, wußte er ohne Aufopferung der Ähnlichkeit seinen Personen einen heroischen Charakter zu geben. Sein Pinsel veredelte die, welche er malte, und gleich als ob er mit Jthurils Speer begabt gewesen wäre, wurde jede Kröte durch seine Berührung ein Engel. Die Kunst, den Bildnissen etwas Heroisches zu geben, erwarb unserm Mahler einen Ruf in der großen Welt, und er ließ daher 1758 auch den Preis für ein bloßes Brustbild in Lebensgröße von zwölf zu zwanzig Guineen steigen. Er nahm jetzt seine Schwester zu sich, und fing an einen größern Haushalt zu führen. Johnson und Garrick waren seine täglichen Gäste, und Reynolds Einnahme stieg nach der Berechnung des erstern jährlich auf 6000 Pfund Sterl. (52,000 Thlr.). Erst auf seinen Vorschlag nahmen in den der Gesellschaft zur Beförderung der Künste gehörigen Zimmern die artistischen Kunstausstellungen ihren Anfang. Für die 1763 gestiftete Malerakademie wurde Reynolds einstimmig zum Präsidenten erwählt, und bei dieser Gelegenheit von dem Könige zum Ritter geschlagen. Um 1768 stiftete er mit Bure, Nugent, Percy, Goldsmith und andern berühmten Männern einen literarischen Verein, und sein Haus selbst wurde der Sammelplatz aller Männer, die sich in der Hauptstadt durch Geist und Talente auszeichneten. Als er 1773 das Bildniß des Doctors Beattie malte, stellte er in diesem Gemälde zugleich den Glauben allegorisch dar, wie er den Unglauben und Skepticismus in Voltaire's und Hume's Gestalt mit Füßen trat. Goldsmith, unwillig darüber, sagte ihm: In zehn Jahren wird Beattie nicht mehr bekannt seyn, aber Voltaire's Ruhm

und Ihr Gemälde werden Ihnen zur Unehre ewig leben.“ Als aber Goldsmith 1774 starb, wurde sein Tod von Reynolds auf das künigste beklagt, und er ließ auf seine eignen Kosten in der Westminsterkirche dem Dichter ein Denkmal errichten. Im Jahr 1778 gab er seine Reden (discourses), welche er jährlich als Präsident gehalten hatte, heraus, die sich durch Eleganz des Stils und durch Reichhaltigkeit an philosophischen und ästhetischen Entwickelungen auszeichnen. Burke soll diese Reden vor ihrer Herausgabe verbessert haben. Sie sind übersetzt ins Deutsche (Reynolds akademische Reden, Dresden 1781). Außerdem hat Reynolds noch mehrere schriftstellerische Werke herausgegeben, welche gesammelt unter dem Titel: the Works of Sir Joshua Reynolds etc. to which is prefixed an account of the life of the autor, London 1797, in 2 Vol. 4. erschienen sind. Landschaften hat er nur eine gemahlt, und diese stellt die Ansicht von seinem Landhause nach der Themse dar. 1785 verfertigte er sein liebliches Gemälde des Unbesorgtes, wie er der Schönheit dem Gärtelein lüßt. Weniger Werth hat sein Herkules als Kind, welcher die Schlingen würgt, und den er für die Kaiserin Catharina von Rußland mahlte. Der Künstler hat hier die Stärke mit der Dicke verwechselt, und sein Herkules scheint an der Wassertucht zu leiden. Der Tod des Cardinals Beaufort ist unstreitig das schönste Stück von Reynolds. 1794 ward sein Gesicht schwach, und im folgenden Jahre verlor er es ganz. Auch jetzt blieb er noch ein eifriger neigenüßiger Beförderer der Künste, und starb 1792 an einer Leberkrankheit. Er wurde mit großem Gepränge beerahet.

Rhabarber
Wurzel wächst in eine 5 bis 6 Fuß Wurzel, die oft streift, und hat darüber wächst an Casavaren und russischer. W kommende; die Pflanzung in andere Erdteile (Europa, Amerika) gemonnen wird, und abendländischer heißt. Außer seinem medicinischen Nutzen kann er auch beim Färben angewendet werden.

Rhabdologie ist die Kunst, mit Stäben zu rechnen, z. B. den asperischen Stäben.

Rhabdomantie wird die vorgebliche Kunst und Gabe genannt, vermittelst der Wünschelruthe, oder anderer dergleichen Dinge verborgene Sachen, Schätze u. s. w. zu entdecken.

Rhabitis, englische Krankheit, oder auch Zwelwuchs genannt, ist eine höchst langwierige Kinderkrankheit, die den Stroyeln sehr nahe verwandt zu seyn, und wie diese in dem lymphatischen Gefäßsysteme ihren Sitz zu haben scheint. Kinder, die von schwächlichen, cachectischen, schwindbüchtigen, venerischen, stroybulösen, sehr alten und giftlichen Müttern abstammen, bringen eine vorzügliche Anlage zu dieser Krankheit mit auf die Welt; und es wird dieselbe ausgebildet durch schlechte Speisen, vorzüglich unverdaulichen Mehlbrei, so wie durch ungesunde, sumpfige, feuchte und kalte Wohnung. Auch das zu viele Siben der Kinder, vorzüglich in Schmutz und Unrath, scheint diese Krankheit sehr zu begünstigen, und sie tritt endlich auch nach andern

so bekannte heilbringende Eibet, der Bucharel) als igeachten Vätern. Die ungelb, hwendig rothges schwach. Der beste Rhabaren Tartarel. Da er durch 1, so trägt er den Namen 2 er aus Ostindien und zu diejenige, die durch Ver-

Krankheiten, schwerem Zahnen, Würmern ic. ein. — Die ersten Zufälle bemerkt man häufig bald nach dem Entwöhnen des Kindes, vorzüglich beim Zahnen wird es träge, verdriesslich, zu ernsthaft, ist es schon älter, so findet es am Spielen kein Vergnügen; der Kopf wird schwer und hängt auf einer Seite; dann verlernt das Kind das Sehen, will nicht mehr aufstehen, sondern immer sitzen; das Ansehn wird bleich, aufgedunsen, die Muskeln erschlaffen, es stellen sich Runzeln zuerst im Gesicht, dann am übrigen Körper ein, es kommen ermattende Schweisse hinzu, und dabei wird der Blut trübe, die Augen werden von einem blauen Ringe umgeben; das Zahnen ist sehr unordentlich und gewöhnlich sehr verspätigt; ganz vorzüglich aber leidet die Verdauung, die dem widernatürlichen Appetit, der bisweilen entgegen ist, nicht entspricht. Wenn diese Zufälle einige Zeit gedauert haben, dann fangen die Stirnknochen an mehr hervorzuragen, und sie erhalten ein winkliches Ansehn, die Nähte treten auseinander, die Drüsen in der Gegend der Gelenke werden hart, schwellen auf, die Schlüsselbeine krümmen sich, die Schultern treten hervor, der Kopf sinkt zwischen dieselben herab; der Hals wird kürzer, der Kopf grösser, die schwarz gewordenen Zähne fallen aus; die Röhrenknochen werden zuerst an ihren Enden an den Knöcheln der Hände und Füße dick und wurstförmig aufgetrieben, sodann werden sie nach und nach dünner, weicher und krümmen sich; ähnlich leiden die Knochen des Brustkastens, die Rippen krümmen sich, das Brustbein nicht minder, die Knorpelscheiben zwischen den Wirbeln lösen sich auf, die Wirbel fallen auf einander, der Körper sinkt dabei zusammen, und es entstehen so die Verkrümmungen, die unter dem Namen des Buckels ic. bekannt sind. Der Unterleib leidet gleichzeitig, und mehr als im Anfange, er wird hart und aufgetrieben, und man fühlt in demselben Knollen und verhärtete Stellen. Die Geisteskräfte bleiben, und doch bringt jede Ueberladung des Magens, vorzüglich aber der Genuß geistiger Getränke, leicht Uebelkeiten, Colikschmerzen, Verstopfungen hervor. Nur die Seelenkräfte sind unverletzt, ja nicht selten widernatürlich gut und besser, als in andern Kindern desselben Alters. Solche Zufälle dauern dann nicht selten Jahre lang an, und entscheiden sich erst in den Jahren der Pubertät; aber auch im glücklichsten Falle bleiben die beschriebenen Verkrümmungen zurück, verursachen durch Druck der innern Theile und Entstellung, Verwachsung derselben mancherlei Beschwerden, die ein langes Leben nicht hoffen lassen. Oft aber geht die Krankheit selbst in ein heftiges, auszehrendes Fieber über, das dem langen Leiden ein Ende macht, und ein elendes, beschwerliches Leben abkürzt. Es tritt dann der Tod nach vielen Schweissen, Durchfällen, unter Ohnmachten, Krämpfen, Zuckungen und Blutungen ein. Bei Leichenöffnungen findet man außer andern Fehlern die Knochen vorzüglich weich, schwammig, leicht zerbrechlich, und es läßt sich durch einen mäßigen Druck Lymphe aus denselben herauspressen. — In der Cur ist eine zweckmäßige Diät, Veränderung der äußern Umgebungen ic. ganz vorzüglich nothwendig. Nur wenn die Diät gut ist, kann man Wiederherstellung hoffen, nur dann können die Mittel etwas wirken, die dieselben sind, die in der Strophelkrankheit angewendet werden; vorzüglich zeichnen sich aber die Färberröthe (rub. tinct.), das Eisen und die Bäder von mancherlei Art als sehr nützlich aus. Wenn jedoch die Krankheit schon einen sehr hohen Grad erreicht hat, ehe zweckmäßige Mittel angewendet worden, so ist kaum noch

Hoffnung zur Genesung übrig; eben so gewiß ist es, daß die Kunst manche Rückbleibsel dieser Krankheit, Verkrümmungen, den großen Kopf etc. nicht heben könne. B. P.

Rhadamanthus. Wir sehen uns bei diesem Namen in jene herrliche Zeit zurückgeführt, wo das Leben des griechischen Volkes noch zwischen Mythologien und Geschichte schwankend, weder für das eine noch das andere entschieden, recht eigentlich sein schönes, kraftvolles Heroenzeitalter feierte. Was von Rhadamanth als bloß historische oder mythologische Relation hier anzuführen wäre, ist zum Theil sehr unbedeutend, zum Theil ist es schon bei den Artikeln: Minos, Creta, im Vorbeigehen erwähnt worden. Daß er der Bruder war des ältern Minos auf Creta, des ersten Gesetzgebers der griechischen Welt, der dem Spartaner Lykurg mehr als bloßes Vorbild war, der mit seinem Vater und der Insel Creta ältestem und gepriesenstem Ahnherrn, Zeus, in einer geheimen Grotte des Ida von Zeit zu Zeit Unterredung pflog, und dann die Worte des Gottes seinem Volk als heiliges Gesetz vorlegte — griechische Ansicht jenes, allen Völkern des höhern Alterthums gemeinschaftlichen Mythos von göttlichem Ursprung der Gesetze und der bürgerlichen Verfassung — daß Rhadamanth nach einer andern Sage selbst den Grund legte zu der cretensischen Gesetzgebung, auf welchem der Bruder Minos nur vollendend fortbaute; daß er wahrscheinlich aus der Familie des Dorus, eines Nachkommen Deukalions, von dem Sohne desselben Teutamus oder Teutamus abstammte, welcher mit seinem Sohne Asterfus, dem wahrscheinlichen Vater des Rhadamanthus und Minos, in jener Zeit allgemeiner Völkerbewegung und Strömung in Griechenland, nach Creta einwanderte: das ist das Wichtigste, was wir in der schwankenden mythisch-historischen Betrachtung seiner Geschichte zu unterscheiden vermögen. Rhadamanthus wird übrigens noch neben Minos und Aeakus, dem Ahnen des Achilles, als einer jener drei Richter der Todten aufgeführt, die am Eingange des Schattenreichs neben dem Throne des Pluto Gesetz und Recht den Todten gaben, und mit ernstem Scepter, was sie im Leben trieben, auch im Tode noch fortsetzten. Minos, wenn auch nicht der älteste, doch der gerühmteste unter seinen Brüdern und wirklich König in Creta, spricht auch in der Unterwelt noch das Endurtheil. — War es denn nicht allgemeine Ansicht der Griechen, daß auch der hingeschiedene Schatten in dem dunkeln, düstern Reich des Tartarus noch sich müht und strebt, die Geschäfte des Lebens fortzusetzen? Achilles freut sich auch da noch der Waffen und der Künste des Kriegs — und was können also Minos und Rhadamanthus, ins dunkle Reich des Ais eingegangen, anders thun, als Gesetze geben und Recht sprechen den Todten, sie, die den Lebenden die Fackel der Gesetze angezündet hatten? Doch darf man wohl nicht vergessen, daß unstreitig der ganze Mythos vom Tartarus in diesem Sinne mehr Philosophem, als eigentliche Mythologie war — und sollte man nicht überhaupt in der griechischen Mythologie Philosophem von eigentlich mythologischen Dichtungen, welche letztere bloß dem leichtbeweglichen Gebiete der Phantasie angehören, sorgfältiger unterscheiden, als es gewöhnlich geschieht?

Rhamnusia, Beinamen der Nemesis bei den Griechen (s. d. Art. Nemesis).

Rhapsodie. Mit diesem aus dem Griechischen stammenden Wort bezeichnet man ursprünglich eine Reihe einzelner, unter sich je-

doch wieder in Zusammenhang stehender Gesänge, z. B. die des Homer (s. d. Art.). Rhapsoden hießen bei den alten Griechen die herumwandernden Sänger, die theils die homerischen Dichtungen, theils eigene dem Volk vortrugen. Jetzt versteht man unter Rhapsodien auch eine Sammlung von Erzählungen, Dichtungen, Darstellungen u. dergl., die zwar durch Einen Geist belebt, aber nicht nothwendig unter sich in Verbindung stehen. Rhapsodisches Wissen ist ein solches, das aus unzusammenhängenden Bruchstücken besteht, fragmentarisch ist.

Rhätien. Diesen Namen führten bei den Alten zwei Länder, Rhätien und Bindelicien. Später wurden beide getrennt und erhielten den Namen: das erste und zweite Rhätien. Das erste oder eigentliche Rhätien (*Rhaetia propria*) ging vom Rhein bis an die norischen Alpen, und von Italien bis an die Grenzen von Bindelicien, und lag südlich. Es enthält die Flüsse Rhein (*Rhenus*), Inn (*Alnus*), Etsch (*Athesis*) und mehrere kleinere, und umfaßt also das heutige Vorarlberg und Tyrol, nebst einem Theile von Graubünden. In frühern Zeiten wohnten hier die Etrusker, welche unter ihrem Anführer Rhätus diese Gebirgsgegenden besetzten, später aber, durch die wachsende Macht der Gallier vertrieben, nach Italien zogen, und dort die für die erste Bildung Italiens so wichtige Rolle spielten. Justinus Plinius und Stephan, der Byzantiner, nennen daher die Rhätier ein etruscisches Volk. Unter den spätern gallischen Völkern, welche diese Gegenden besetzten, sind mehr durch ihren Namen, als durch ihre Wichtigkeit die Brenni ausgezeichnet. Auch hier, wie in allen andern Provinzen (durch die Waffen erworbene Länder — *vinoere*); legten die Römer mehrere Colonien an, unter denen Tridentum (*Trident*), Belunum (*Belluno*), Bauzanum (*Bozen*), Bilitio (*Bellinzona*), Clevenna (*Cleven*), Curia (*Chur*), die vorzüglichsten waren; jedoch haben mehrere dieser Städte nur ihre Erweiterung und Verschönerung den Römern zu verdanken. Die Rhätier verbanden sich oft mit ihren gallischen Freunden, und verwüsteten das römische Gebiet, daher schickte Augustus seinen Stiefsohn Drusus mit einem Heere ab. Dieser schlug sie 739 nach Erbauung Roms, oder 16 J. vor Chr., unweit *Trident* in die Flucht. Da dieser Sieg indeß nicht viel nützte, so unternahm Drusus, in Begleitung seines Bruders *Liberius*, einen zweiten Feldzug, in welchem *Liberius* die Bindelicier vom Bodensee angriff, während Drusus zu Lande gegen die Rhätier rückte. Dadurch entschied sich die Unternehmung für die Römer, und beide Länder wurden römische Provinzen. *Rhaetia transdanubiana*, die Länder auf dem linken Donaunfer, welche an Franken gränzen, waren den Römern wohl bekannt, aber niemals ihnen unterworfen. Das *Nies*, eine Gegend im östlichen Schwaben, um *Nördlingen* und *Dettingen*, hat seinen Namen nicht, wie man oft behauptet hat, von dem alten Rhätien, sondern von dem obsoleten „*Nied*“ oder auch „*Nies*“, was ein tiefliegendes, flaches, feuchtes Land bezeichnet. Nach der römischen Herrschaft wurde Rhätien von den *Allemannen* und *Sueven* besetzt.

Rhea. Wie die ältern Gottheiten der griechischen Mythologie selbst noch in einem gewissen Nebelschleier und Halbdunkel des Daseyns eingehüllt sind, und ihre Dichtung gerade in dem Schwankenden und Ungewissen der Umrisse ihren eigentlichen Charakter findet, so fließen auch wirklich gerade hier mehrere nach Zeit und Volk ver-

1

le, einen kurzen Umriss von dem Einzelnen unsers Mythos. Rhea, eine der merkwürdigsten Titaniden (Töchter der Gaa, Erde, und des Uranos, Himmels), ist Schwester und Gattin Saturns, und mit ihm — denn die Dichtung der Griechen von den alten Göttern ist doch nichts als Kosmogonie, Philosophie über erste Entstehung und Bildung der Welt — Symbol des ersten Formens und Bildens aus der Nacht des Chaos heraus. Die Gestalten ringen, aus dem Schooße des Formlosen emporzutauhen. Rhea, die Fließende, vielleicht vom griechischen Zeitwort *ρῆω*, fließen, das Bildungsreiche und Bildungsempfängliche, wie nur am Flüssigen und Weichen Gestalt und Form hervorgebracht werden kann, ist Symbol dieses Ringens. Aber noch herrscht zugleich die Macht des Chaos, des Formlosen. Der Rhea zur Seite steht Saturnus, mit der düstern Herzlosigkeit des Abgrundes, eifersüchtig auf die neuen Bildungen und sie im Augenblick des Entstehens sogleich wieder vernichtend — darum Bild der alles verschlingenden, sich selbst in jedem Augenblick zerstörenden Zeit. Doch es soll das Universum endlich Gestalt gewinnen, das Schwankende fest werden. Die Zeit der Entscheidung ist gekommen. — Auf Gaa's, ihrer Mutter, Rath, die in dem frühern Götterdau, nur noch unbestimmter und schwankender, dieselbe Ordnung und Stelle eingenommen hatte, die jetzt die Tochter besitzt, die selbst über Uranos, ihres Gatten, Eifersucht gegen seine Kinder in ihren innersten Tiefen hatte erseuzen müssen, auf Gaa's Rath giebt Rhea ihrem Gatten, der aus Furcht der alten Weissagung seine Kinder sogleich nach der Geburt wieder verschlingt, statt des neugeborenen Götterkinde einen Stein in den Windeln. Fortan hat das Lebendige unter der Hegide des Leb- und Bildungslosen Zeit zur Entwicklung gewonnen. Die Bildung siegt über die feindliche Macht des Bildungswiderstrebenden. Der geheimnißvolle Stein, Bild des ersten Festen, auf welchem nun das Gebäude des Lebens sich erheben kann, erster Hemmungspunkt im Flusse der Dinge, im ganzen Alterthum so oft erwähnt, wird in der Folge Symbol der großen Göttermutter selbst. — Auf diese Weise rettet Rhea vor den Verfolgungen des Vaters drei Söhne und drei Töchter, Jupiter, Vesta, Ceres, Juno, Neptun und Pluto, den Chor der neuen, in fester, idealischer Bildung strahlenden Olympobewohner. Nur hat sie damit auch ihre eigene Herrschaft untergraben. Wenn an Saturn die alte Weissagung der Erde, daß einer seiner Söhne ihn entthronen werde, in Erfüllung geht, so muß auch Rhea das Schicksal ihres Gatten theilen. Sie tritt fortan in die Reihe der alten Gottheiten zurück, und ist nur noch durch Rath und Weissagung wirksam, z. B. mit Themis und andern bei der Geburt des Apoll auf Delos, bis sie in spätern Zeiten durch ihre Verschmelzung mit Cybele ein eignes, aber höchst schwankendes Daseyn in den Mysterien wieder erhält. — Löset sich nach diesem allen die ganze Dichtung von der Rhea am Ende in ein cosmogonisches Philosophem auf, so erscheint die Göttin in ihren Anstalten zur Erhaltung des künftigen Beherrschers der Götter und Menschen auf Creta, im Getöse, das ihre Priester, die Korybanten (Kureten), um das Weinen des Götterkinde zu verbergen, machen müssen; — vielleicht geheime Hindeutung auf die Harmonie, unter deren Schuß die Sphären ihren ersten Gang beschreiben, wenigstens der Ursprung des alten Symbols der phrygischen Handpauke in der linken Hand der Göttin; — in allem erscheint sie als Symbol der unendlichen Erzeugungskraft, der allbefruchtenden Natur, als das er-

haltende, Leben und Gestalt gebende Princip der Welt. Dahin deuten auch ihre Abbildungen, als Wändigerin der Löwen, die ihren Wagen ziehen, als mit einer Mauerkrone geschmückt, als Begleiterin des Bacchus; dahin ihre Verehrung. Diese einerlei mit der Verehrung der Cybele, ist roher Naturdienst, die tiefste Entartung der religiösen Anlage im Menschen, in sich eigenthümlich schauerhaft und grausend, weil gerade die traurigste Unreligion, Wollust, zur Religion, ja zum Mystertum gemacht wird. Die wildeste, frechste Wollust, jener Lingambdienst der Indier, ist im Dienste der Rhea: Cybelheiliger Gebrauch. Jene Selbstentmannung ihrer Priester ist nicht Selbstverläugnung, sondern im Gefolge der alles befruchtenden Göttin, nur das höchste Maß der sich selbst übertreffenden Frechheit. — Alles im Dienst der unendlichen Zeugungskraft ist selbst, ohne Maß und Ziel, nach Genuß ringend und darin untergehend.

Rhea Sylvia, lebte ungefähr 800 Jahr vor unserer Zeitrechnung und war eine Tochter Numitor's, Königs von Alba. Obgleich Vestalin, gebar sie das Zwillingspaar Romulus und Remus, die Stifter und Erbauer des weltherrschenden Roms. Vater dieser Kinder war, der Mythe nach, der Kriegsgott Mars.

Rhede, oder auch Neede, ist die vor dem Hafen gelegene Gegend des Meers, die einen guten Ankergrund den Schiffen, großen sowohl als kleinen, gewährt, so daß diese vor dem Winde so lange daselbst sicher liegen, bis sie in den Hafen einlaufen können. Eine geschlossene Rhede heißt in der Schiffssprache eine solche, die von Batterien am Strande vertheidigt wird; eine offene, wo alle Schiffe ohne Unterschied ankeren können.

Rheder, Needer, wird der genannt, der ein Schiff ausrüstet, überhaupt die Befrachtung der Kauffahrtsschiffe zu seinem Geschäft macht. Da selten Einer ein ganzes Schiff auf seine Kosten beladet, so treten mehrere zusammen, die dann Schiffsfreunde, Mitthesder genannt werden. Cines jeden Einzelnen Antheil am Schiff heißt: Schiffsparte. Diese Schiffsparten steigen öfters bis zu einem Sechzehnthel herab, so daß der Reijer eines solchen den sechzehnten Theil des Gewinnstes und Verlustes erhält und trägt, den das Schiff macht.

Rheims, eine der ältesten Städte Frankreichs, am Flusse Vesle in Champagne, und zwar im jetzigen Marne-Departement, enthält mit den Vorstädten über 4000 Häuser und 30,000 Einwohner. Sie war vor der Revolution der Sitz eines Erzbischofs, welcher erster Herzog und Pair von Frankreich war, und das Recht hatte, die Könige in seiner prächtigen Kathedrale, vor dem ehemals mit Goldblech überzogenen Hochaltare zu salben und zu krönen. Es befindet sich hier ein Lyceum, welches anstatt der durch die Revolution untergegangenen Universität errichtet ist. Mit Weinen und hier verfertigten Seiden, und Wollenwaaren, Leder, Lichtern, Hüten ic. wird bedeutender Handel getrieben. Der in dem Arrondissement von Rheims wachsende champagner Wein ist der vorzüglichste.

Rhein, nach der Donau der größte Strom Deutschlands, und einer der ansehnlichsten von Europa. Die Quellen dieses berühmten deutschen Stromes sind in der Schweiz auf dem St. Gotthardsgebirge. Et ist für den Handel und die Schifffahrt sehr wichtig, doch ist letztere nicht ohne Gefahr und Mühe auf ihm, der Wasserfälle, Strudel und vieler Inseln wegen, die im Flußbette des Rheins sich finden. Unbekannt

kant ist der Rheinfluss bei Laufen, unweit Schaffhausen, wo über hohe Klippen der Strom mit furchtbarer Gewalt sich von einer Höhe von 15 Klaftern herabstürzt. Außer diesem sind noch zwei Wasserfälle des Rheins, einer bei Lauffenburg und einer bei Rheinfelden; doch sind diese beiden bei weitem nicht so bedeutend, wie der erstgenannte, der überhaupt mit zu den größten Cataracten der Welt gehört. Der bei Bingen im Rhein befindliche Strudel (Bingerloch genannt) ist bekannt durch die Gefahr, in die daselbst oft Schiffe gerathen, wenn sie sich ihm nicht mit gehöriger Vorsicht und Geschicklichkeit nahen. Wie bedeutend in der Geschichte der ältesten als neueren Deutschen sowohl der Rhein hervortritt, der großen Ereignisse wegen, die an seinen Ufern sich begaben, wird keinem unbewußt seyn; und von je an war dieser Strom Zeuge der folgerichsten Schicksale, welche die Stämme germanischer Völker trafen. Seine Ufer gehören zu den blühendsten und schönsten Gegenden Deutschlands, die bald in lieblicher Anmuth und Fruchtbarkeit, bald in romantischer Wildheit zu beiden Seiten dieses wahrhaft königlichen Flusses hinlaufen. Von seinen Quellen, bis da, wo bei Mainz der Main in den Rhein sich ergießt, heißt letzterer der Ober-Rhein; von da an bis zu seinem Ausflusse ins Meer, oder vielmehr bis zu seinem Verschwinden in den Sanddünen der Niederlande, der Nieder-Rhein. (Daher ehemals die Benennung des oberrheinischen und niederrheinischen Kreises für die umher gelegenen Länder, als noch das alte römisch-deutsche Reich bestand.)

Rheinbund. Zu dem kurzen, für Oesterreich so unglücklichen Kriege von 1805 hatten sich schon mehrere Fürsten des südlichen Deutschlands theils freiwillig, theils gezwungen durch den Drang der Verhältnisse mit Bonaparte gegen das gemeinschaftliche deutsche Reich überhaupt verbunden. Der Friede von Pressburg (26sten Dec. 1805), welcher diesen Krieg endigte, und in welchem die Königswürde der Churfürsten von Bayern und Württemberg und die Souveränität von Baden von dem deutschen Kaiser auf eine die deutsche Reichsverfassung ganz anders modificirende Weise anerkannt wurde, gab zur völligen Auflösung des deutschen Reichskörpers die nächste Veranlassung. Ganz im Widerspruch mit der Verfassung des Reichs unternahm es nachher der erste deutsche Churfürst, der Reichserzkanzler, den Cardinal Fesch, einen Onkel Bonaparte's, zu seinem Coadjutor und Nachfolger zu ernennen, und dies den 27sten Mai 1806, zum größten Erstaunen der übrigen Reichsstände, auf dem Reichstage anzuzeigen. Kaum begann man, die wichtigen Resultate, welche diese Ernennung haben mußte, zu erwägen, als schon eine am 12ten Julius 1806 von den Königen von Bayern und Württemberg, dem Churfürsten Reichserzkanzler, dem Churfürsten von Baden, dem neuen Herzoge von Cleve und Berg (Joachim Murat), dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt, den Fürsten von Nassau-Weilburg und Nassau-Weilburg, von Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen, von Salm-Salm und Salm-Korburg, dem Herzoge von Ahremberg, dem Fürsten von Jsenburg-Birstein und dem Grafen von der Leyen zu Paris unterzeichnete Bundesacte das übrige Deutschland und Europa in Stausen setzte. Der Fürst von Lichtenstein, obgleich seine Unterschrift fehlte, war mit in den Bund aufgenommen. Nach dieser Acte bekam der Churfürst-Erzkanzler den Titel eines Fürst-Primas, der Churfürst von Baden, der Landgraf von Hessen-Darmstadt und der Herzog

von Berg erhielten den großherzoglichen Titel mit allen königlichen Rechten und Vorzügen, Nassau-Usingen die herzogliche und von der Leyen die fürstliche Würde. Diese unter Bonaparte's Auspicien geschlossene Bundesacte wurde am 1sten August 1806 dem Reichstage zu Regensburg übergeben, und zugleich sagten die rheinischen Bündnisse beigetretenen Fürsten sich von fernerer Verbindung mit dem deutschen Reiche los, begründeten diese Lossagung auf die Mängel der deutschen Reichsverfassung, und luden auch die übrigen Reichsstände ein, ihrem Bunde beizutreten. Der französische Gesandte Bacher fügte an demselben Tage noch die Erklärung hinzu, daß sein Kaiser kein deutsches Reich weiter anerkennen werde. Der Kaiser Franz II. legte daher am 6ten August seine Würde als Oberhaupt des deutschen Reichs nieder, wozu, nach seiner Erklärung, ihn die Folgerungen aus mehreren Artikeln des preßburger Friedens und die neue Vereinigung der rheinischen Stände, wodurch er sein Amt als Reichsoberhaupt für erloschen betrachte, veranlaßten. Durch die Errichtung dieses rheinischen Bundes verloren ihre politische Selbstständigkeit und Unabhängigkeit die Reichsstadt Nürnberg, welche an Bayern fiel, Frankfurt, welches dem Fürsten Primas, das dem Johanniterorden gehörige Fürstenthum Heiterheim, welches dem Großherzoge von Baden, und die Burggrafschaft Friedberg, die dem Großherzoge von Hessen-Darmstadt unterworfen wurden. Ferner wurden durch Mediation die Fürsten von Nassau und Dranien-Fulda, von Hohenlohe, von Schwarzenberg, von Löwenstein, von Leiningen, von Thurn und Taxis, von Salm-Neiferscheid-Krantheim, von Wied-Neuwied und Wied-Runkel, von Dettingen, von Fugger, von Metternich, von Truchsess, von Fürstenberg, von Solms, der Landgraf von Hessen-Homburg, die Herzoge von Cobswarem Loos, und von Cropp, viele reichsgräfliche und alle noch übrigen reichsritterlichen Familien den rheinischen Bundesfürsten untergeordnet. Jenen mediatisirten Reichsständen und Reichsgliedern blieben nur ihre Patrimonialgüter und ihr Privateigenthum, die Gerichtsbarkeit in erster und zweiter Instanz, die lehnherrlichen und Bergwerksrechte u. s. w., aber die wesentlich zur Landeshoheit gehörigen Befugnisse der Gesetzgebung, der obersten Gerichtspflege, die Rechte des Krieges, des Friedens und der Bündnisse, der Polizei und der Besteuerung u. s. w. fielen den Bundesfürsten, denen die Vermittelbarten unterworfen wurden, zu. Der angebliche Zweck dieses Bündnisses sollte Sicherung des äußern und innern Friedens seyn, Frankreich und die Mitglieder des Rheinbundes sollten Einer für Alle und Alle für Einen stehen, und wenn Einer von ihnen mit Krieg bedroht oder gar angegriffen wäre, so sollten auf die Einladung des Protector's alle übrigen Mitverbündeten ohne weitere Berathung zu den Waffen greifen, und dem Bedroheten oder Angegriffenen zu Hülfe eilen. Obgleich nach der Rheinbundesacte der damalige Kaiser Napoleon Beschützer der Rheinconföderation seyn sollte, so sollte es doch kein Bundesoberhaupt, dem die Regenten der einzelnen Staaten als solche unterworfen wären, geben. Für die Berathschlagungen über die gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Rheinconföderirten sollte zu Frankfurt am Main eine Bundesversammlung in zwei Collegien, dem königlichen, in dem auch die Großherzoge ihren Sitz haben sollten, und dem fürstlichen, Statt haben. Allgemeiner Präsident der Bundesversammlung und besonderer des königlichen Collegiums sollte der Fürst

Primas seyn. In dem fürstlichen Collegium aber sollte der Herzog von Nassau den Vorsitz führen. Nach dem jedesmaligen Tode des Fürsten Primas sollte dessen Nachfolger von dem Beschützer des Rheinbundes ernannt werden. Kein Mitglied des letztern sollte anderswo als in den Staaten der Bundesgenossen oder der mit denselben Verbündeten Dienste nehmen, und so sollte auch kein Mitglied des Rheinbundes seine Souveränität anders als zu Gunsten eines Bundesgenossen veräußern dürfen. Die Streitigkeiten der Rheinbundesfürsten sollten auf dem Bundestage entschieden werden, der aber nie zu Stande kam. Endlich sollten Catholiken und Protestanten in allen Bundesstaaten gleicher bürgerlichen Rechte genießen. So ward das deutsche Reich, nachdem es beinahe tausend Jahre bestanden hatte, mit einem Male vernichtet, und an die Stelle desselben trat ein durch fremde Anmaßung und Herrschaft gestifteter Bund, der, so vorübergehend auch seine Erscheinung war, doch in den staatsrechtlichen Verhältnissen der ehemaligen deutschen Reichsstände und ihrer Unterthanen eine gänzliche, dauernde Umwälzung bewirkte. Schon am 25ten September 1806 trat auch der Churfürst von Würzburg als Großherzog dem Rheinbunde bei, und um der durch ferneren Anwachs dieser Conföderation sich vergrößernden Macht Frankreichs Schranken zu setzen, faßte Preußen, leider zu spät, die Idee, eben solchen Bund unter seinem Protectorat aus den nördlichen deutschen Fürsten zu bilden. Dieser Entwurf wurde aber durch den Krieg von 1806 — 1807 vernichtet, und noch während dieses Kriegs trat der Churfürst von Sachsen, nachdem er sich von seiner Allianz mit Preußen losgesagt und in seinem Separatfrieden mit Frankreich zu Posen (11ten December 1806) den Königstitel angenommen hatte, dem Rheinbunde bei. Ihm folgten am 15ten December 1806 die fünf sächsischen Herzoge ernestinscher Linie, und durch den am 18ten April 1807 zu Warschau unterzeichneten Tractat wurden auch die beiden Fürsten von Schwarzburg, die drei Herzoglichen Linien von Anhalt, die Fürsten von Lippe, Detmold und Lippe, Schaumburg und die Fürsten des Gesamthauses Reuß zu Mitgliedern des Rheinbundes aufgenommen. Das aus den eroberten preussischen und andern geraubten Staaten für Hieronymus Bonaparte errichtete Königreich Westphalen ward durch die von dem Kaiser der Franzosen am 15ten November 1807 bestätigte Constitution gleichfalls zum Rheinbundesstaat bestimmt, und endlich wurden auch die Herzoge von Mecklenburg, Strelitz (18ten Februar 1808), von Mecklenburg, Schwerin (22ten März 1808), und der Herzog von Oldenburg, Fürst von Lübeck (14ten October 1808) als Mitglieder des rheinischen Bundes aufgenommen. Der Protector des Rheinbundes selbst, welcher denselben zur Sicherung des innern und äußern Friedens, und der Unabhängigkeit der Bundesgenossen gestiftet hatte, dieser Protector selbst war es, der sich zuerst an die Sicherheit und Unabhängigkeit seiner rheinischen Bundesgenossen vergriff, und durch ein Decret vom 10ten December 1810, wodurch er die Schelde, Maas, Rhein, Ems, Weser, und Elbmündungen mit Frankreich vereinigte, folgende Rheinbundesfürsten ihrer politischen Existenz und der ihnen durch die Bundesacte zugesicherten Selbstständigkeit beraubte: 1. den Herzog von Oldenburg, welchem er sein Herzogthum, 88 Quadratmeilen und 153,480 Einwohner nahm, und bloß das Fürstenthum Lübeck ließ; 2. den Herzog von Ahremberg, von dessen Landen 38 Quadratmeilen und 57,558 Einwohner mit Frankreich, das Uebrige, nämlich 12 Quadratmeilen und 25,000 Einwohner aber mit dem Großherzogthum

Berg vereinigt wurden; 3. die Länder der Fürsten von Salm, Salm und Salm, Kyrburg, die 30 Quadratmeilen und 60,230 Menschen enthielten, wurden gleichfalls mit Frankreich verbunden. Vom Großherzogthum Berg nahm er außerdem 89 Quadratmeilen und 225,208 Einwohner, und vom Königreiche Westphalen 275 Quadratmeilen und 611,581 Menschen, um sie mit seinem Reiche zu verbinden. Nachdem er den größten Theil jener Länder mit Frankreich vereinigt hatte, behielten die sämtlichen Bundesstaaten noch ein Areal von 5384 Quadratmeilen und 13,475,820 Menschen. Bonaparte zeigte durch jene Maßregeln den Bundesfürsten deutlich genug, wie wenig er gesonnen war, die bei der Annahme des Titels, Protector des Rheinbundes, nach seiner Erklärung von ihm übernommene doppelte Verbindlichkeit der Beschützung des Bundesgebietes gegen fremde Truppen und der Beschützung jedes einzelnen Bundesgenossen gegen die übrigen zu erfüllen. Noch weit weniger vereinbarlich waren die geschwachten Verletzungen des Rheinbündnisses mit seiner, bei Errichtung dieser schwachvollen Conföderation ertheilten Versicherung, daß er sich nie eine Oberlehnsherrschaft über die von ihm für Souveräne erkanneten Fürsten des Rheinbundes anmaßen, und sich eben so wenig eine Einmischung in ihre innern Verhältnisse erlauben wolle. Als Föderativstaat unter dem Schutze eines übermächtigen und übermüthigen Beschützers, dessen großer Gewalt, unbegrenzter Herrschsucht und eisernem Willen der ganze Rheinbund nichts ihn Sicherndes entgegensehen konnte, erschien dieser Bund vom Anfang an als ein phantastisch, bestandloses Uding. Nur der Drang der Verhältnisse konnte die bessern und einsichtsvollern deutschen Fürsten bestimmen, sich diesem Bunde anzuschließen. Bei den übrigen waren augenblickliche Vergrößerung und Erhöhung des Ranges die Lockungen, wodurch Napoleon sie für sich gewann, ohne daß sie die Dauer des Erworbenen und die Rechtmäßigkeit der Erwerbsmittel gehörig erwogen. Ein solches, von den Bundesgenossen theils aus Noth, theils aus andern weniger zu entschuldigenden Ursachen geschlossenes, von den meisten Einwohnern der Bundesstaaten mit Unwillen betrachtetes, nur von der eisernen Faust eines Weltbedrückers zusammengehaltenes Bündniß mußte bei dem ersten, nicht ganz unkräftigen Angriffe von außen in sich selbst zerfallen. Dagegen suchten Bonaparte und die Rheinbundesgenossen durch die allgemeine Einführung der Conscriptio und durch Bestimmung der Contingente, welche im Fall eines Krieges jeder Staat stellen sollte, sich zu sichern. Das ganze Bundescontingent sollte aus 119,180 Mann bestehen, dazu gab 1. Bayern 30,000 M., 2. Westphalen 25,000 M., 3. Königreich Sachsen 20,000 M., 4. Württemberg 12,000 M., 5. Baden 8000 M., 6. Berg 5000 M., 7. Hessen-Darmstadt 4000 M., 8. Frankfurt 2800 M., 9. Würzburg 2000 M., 10. Mecklenburg-Schwerin 1900 M., 11. Mecklenburg-Strelitz 400 M., 12. Nassau, Usingen und Weilburg 1680 M., 13. Sachsen; Gotha 1100 M., 14. S. Weimar 800 M., 15. S. Coburg 700 M., 16. S. Meiningen 200 M., 17. S. Hildburghausen 200 M., 18. Anhalt; Dessau 350 M., 19. Anhalt; Bernburg 240 M., 20. Anhalt; Köthen 210 M., 21. Lippe; Detmold 500 M., 22. Lippe; Schaumburg 150 M., 23. und 24. Schwarzburg; Sonderhausen und Rudolstadt zusammen 650 M., 25. Waldeck 400 M., 26. Jsenburg 291 M., 27. Hohenzollern; Sigmaringen 197 M., 28. Hohenzollern; Hechingen 93 M., 29. Leyen 29 M., 30. Lichtenstein 40 M., 31. die Fürsten von Reuß; Reuß; Schleß, Reuß; Lobenstein, Lobenstein und Reuß; Lobens-

Rhein: Ebersdorf 450 R. Den Oberbefehl über diese Truppen führte der kriegertische Beschützer des Rheinbundes, der auch im Fall eines Krieges den Bund mit einer Armee von 200,000 Mann zu unterstützen versprach. Nie ist aber die Heer:smacht des Rheinbundes zu den durch die Bundesacte bezeichneten Zwecken, sondern bloß zu den offensiven Kriegen des Protectorats verwendet worden. Das denkwürdige Jahr 1813 machte dieser, jedem deutschen Gemüth schmachvollen Conföderation ein Ende. Die jetzigen Großherzoge von Mecklenburg, Schwerin und Mecklenburgs Strelitz, welche die letzten gewesen waren, die, durch ihre Lage gezwungen, sich dem Rheinbunde angeschlossen hatten, waren, gleich als Preußen sich mit Rußland gegen den corthischen Zwingherrn vereinigte, die ersten, welche vom Rheinbunde sich los sagten, und die Partei des Rechts und der vaterländischen Freiheit ergriffen. Ihnen folgten außer verschiedenen minder mächtigen bald zwei der angesehensten Rheinbundesfürsten, die Könige von Bayern und Wirtemberg, durch deren Uebertritt zur guten Sache der ganze Bund als aufgelöst zu betrachten war. Andere zögerten länger, indem theils die Lage ihrer Länder, theils andere Rücksichten und Verhältnisse eine freie Erklärung hinderte oder doch erschwerte. Dahin gehörte der König von Sachsen, der im Begriff war, die Sache der Verbündeten zu ergreifen, als die Folgen der Lützen Schlacht ihn zu einem andern Entschlus bewogen, und der erst spät in seine um die Hälfte verminderten Staaten zurückkehrte, ferner der Großherzog von Frankfurt, der Reichsminister und Präsident des Bundes, welcher Land und Primaswürde verlor. Mit Recht hatten gleiches Schicksal der König von Westphalen und der Großherzog von Berg (Sohn des Erbprinzen von Holland). Durch die Beschlüsse des wiener Congresses wurden gleichfalls die Länder des Fürsten von Isenburg und des Fürsten von der Leyen, die als Rheinbundesfürsten Souveräne waren, mediatisirt. Die sämtlichen übrigen Mitglieder des Rheinbundes, mit Ausschluß des Herzogs von Ahremberg, und der Fürsten von Salm, sind als Souveräne dem neuen deutschen Bunde wieder beigetreten. So endigte jene Conföderation, die ein Werk französischer Intrigue und Herrschsucht war, und ein Flecken in unserer vaterländischen Geschichte bleiben wird.

N. P.

Rheinfall ist 1. bei Lauffen und Schaffhausen in der Schweiz, wo der Rhein in ein sehr enges Bette zusammengedrängt wird, der Herabsturz dieses Stroms von einem 75 Fuß hohen Felsen. Das unaufhörliche Tosen und Brausen der herabstürzenden großen Wassermasse und das beständige Aitern des Felsens, auf dem man steht, ist durch kein Bild darzustellen. Kein Schiff kann beladen oder leer diesen Wasserfall passieren, sondern man muß die Ladung zur Achse durch Schaffhausen und unterhalb der Stadt wieder in Schiffe bringen. 2. Der **Rheinfall** bei Lauffenburg besteht nicht, wie der vorige, in einem Wasserfall, sondern in einer Stromschnelle, auf welcher die Schiffe leer und an Seilen durch Menschen, jedoch mit Lebensgefahr, heruntergelassen werden. 3. Der **Rheinfall** bei Rheinfelden, einer der vormaligen österreichischen 4 Waldstädte in Schwaben, ist der am wenigsten merkwürdige und gefährliche, da der Rhein hier zwischen Felsen einen kurzen Durchgang und eine Tiefe hat, daß man zur Noth mit beladenen Schiffen durchfahren kann.

Rheingau wird ein Strich Landes genannt zu beiden Seiten des Rheines zwischen Mainz und Bacherach, ungefähr 6 Meilen lang. In dieser Gegend wachsen die besten Rheinweine, als der sogenannte u l e

von Keiner, Johannsberger, Kloster Webersacher u. s. w. Auch der von Hochheim wird gewöhnlich noch zu diesen Rheingrafen gerechnet, obgleich der Ort Hochheim schon außerhalb des obengenannten Reiches liegt.

Rheingrafen, eine ehemals bestehende Würde und Titel, die mehrere gräfliche Familien trugen, die ihre Besitzungen am Rhein hatten. (S. d. R. Margrafen)

Rheinsberg (Rhinsberg), ein Städtchen am Ursprunge eines kleinen Flüsschens Rhin im rupsischen Rechte in der Wittelsmarz. Es hat 190 Häuser mit 2300 Einwohnern, eine Porzellanfabrik und Glashütte, und ein schönes königliches Schloß, in dessen reizendem Garten Denkmale berühmter Helden sich befinden. Anfangs war ein Schloß geüßter Rheinsberg zu den drei Stammvätern der Herren von Wredow, von denen kam es an das Haus Preußte. Der Kdalg von Preußen, Friedrich Wilhelm I., kaufte es 1736, und erhob es zu einer Stadt, wo der damalige Kronprinz, der nachmalige König Friedrich II., residierte. Vorbereitet durch Werke der Kunst, und durch die edle Vorbereitung auf ein ruhmvolles Leben, welcher Friedrich der Einzige hier sich widmete, wird dieses Städtchen stets merkwürdig in den Annalen der preussischen Geschichte bleiben. Aber es war noch nicht genug an diesem Manne, als Wächter des großen Bruders Friedrich II., des Prinzen Friedrich Heinrich von Preußen, sollte Rheinsberg aufs neue vorbereitet werden. Das Städtchen brannte 1740 ab, der Kdalg ließ es wieder aufbauen, und schenkte es 1744 seinem als Mann sehen, Wissen und Heldentum gleich ausgezeichneten Bruder. Wer sollte nicht mit Achtung auf einen Ort blicken, in dem zwei Helden im Schooße der Musen und Progen sich vorbereiteten und ausruhten zu und von den Tüden eines ruhmgekränzten Lebens!

Rheinschiffahrts-Octroy. In dem Hauptschlusse der außerordentlichen Reichsdeputation vom 25sten Februar 1803 wird verordnet, daß alle bisherige Rheinschiffahrt aufgehoben seyn, und dagegen eine diesbezügliche übertragende Schiffahrtsabgabe (Octroy) eingeführt werden sollte. Die Errichtung gleichfalls gemeinschaftlich völlig und gänzlich der französischen Regierung sollte vornehmlich der Vollstreckung zustellen werden, deren Anteil und der zur Schiffahrt erforderlichen Arbeiten bestimmt wurde. Der rechte Theil der zum rechten Rheinufer gehörigen Hälfte ward angewiesen, um die Detachement des Kreuzfahrers zu ergänzen, und dem Herzog von Mecklenburg, Schwerin, dem Fürsten von Löwenstein, Wertheim, dem Fürsten und Grafen von Stollberg, dem Fürsten von Neudorf und dem Grafen von Salm-Reinhard bestimmte Renten zu reichen. Sollte sich ein jädelicher Ueberschuß von Einkünften ergeben, so sollte er zur Aufweitung Abdringung der Last dienen, mit welcher das Octroyrecht besetzt wird. — In Gemäßheit dieser Bestimmungen wurde am 5ten August 1804 zwischen dem französischen Staatsrath Ereret und dem kaiserköniglichen Minister Grafen von Reuß eine ausständliche Convention unterzeichnet, und am 1. October noch durch einen Nachtrag ergänzt.

Diese Uebereinkunft wurde zwar, da sich sehr viele Einreden dagegen erhuben, am 11ten Mai 1805 von dem Kaiser nur bedingungsweise bestätigt, und dem Kurierkanzler weitere Unterhandlungen zur Pflicht gemacht. Allein die folgenden Ereignisse gestatteten diese nicht mehr, und so blieb es in der Hauptsache bei den verabredeten Bestimmungen. Die Auflösung d's Rheinbundes und die Eroberung des linken Rheinufer's entsetzten die beiden Regierungen, die bisher die Detroingefälle bezogen hatten, aus deren Genuß, wogegen dieselben den deutschen Höfen, die am Rheinufer Länder besaßen oder erhielten, zufielen, welche Höfe aber auch die Verbindlichkeit übernahmen, die Dispositionen des Reichsdeputationschlusses in Betreff der zu bezahlenden immerwährenden Renten bei gesetzlicher Kraft zu erhalten.

Rheinweine s. Weine.

Rhetoren und Grammatiker werden mit griechischen Kunstausdrücken die Redekunstverständigen und Sprachkundigen genannt. Von Beiden soll hier nach einander, aber in umgekehrter Ordnung, gehandelt werden, und zwar von den Grammatikern mit Uebergehung der Einzelheiten, über die bereits der Art. Philologie einige Auskunft gibt. — I. Grammatiker oder Philologen hießen die Sprachgelehrten bei Griechen und Römern der Vorzeit. Ihr Fach war eine sehr viel umfassende Wissenschaft; denn ihr Gebiet umschließt die Geheimnisse fast aller Wissenschaften, verbreitet sich über alle Felder der Gelehrsamkeit, und läßt sich auf Erörterung einer jeden Frage ein. Ihr Gegenstand ist der ganze Reichthum der in Schrift vorhandenen Geisteswerke jeder Gattung. Nichts, was zu deren vollständigem Verständniß und ihrer allseitigen Verbeutlichung dienen kann, ist von ihrem Gebiet ausgeschlossen. Hauptsächlich aber beschäftigten sich die ältesten Grammatiker mit Erklärung und Beurtheilung älterer Dichter, die zum Unterricht der freigebornen Jugend in den athenischen Schulen gehörte. Anfangs hießen diejenigen, welche sich mit Erklärung der Schriftsteller und mit Sprachkunde abgaben, Kritiker, nachmals Grammatiker. Bei den Römern hießen die Ausleger der Dichter anfänglich auch Literatoren. Ferner unterschied man Grammatiker oder Literatoren von Grammatisten oder Literaten, welchen keine so gründliche Gelehrsamkeit zugeschrieben wurde. Grammatistik nämlich hatte es mehr mit Anfangsgründen und Vorkenntnissen, Grammatik aber mit Verständniß und Erklärung aller Schriften zu thun. Die ersten sprachwissenschaftlichen Beschäftigungen treffen wir unter den Sophisten an, die mehr als andere Urwissenschaftsforscher seit Perikles Zeitalter in ihren Schulen sich mit auf Geschmacksbildung und auf Schärfung des Prüfungsgeistes abzielender Erklärung der Dichter und vor allen des Homers abgaben, und ihren Scharfsinn an größten Theils selbstgesuchten Schwierigkeiten übten. Dabei lehrten sie die Sprachgesetze selbst genauer bestimmen und sorgfältiger beobachten. Indesß erwarben sich auch des Sokrates Jünger, besonders Platon, Verdienste um die Erklärung der Dichter. Als Urheber der Kritik und Grammatik wird Aristoteles genannt, welcher (oder, nach Strabon's Angabe, Kallisthenes und Amarrhos) Hand an eine Uebersetzung der homerischen Gedichte für Alexander den Großen legte und sie von fremden Zusätzen zu reinigen suchte. Doch vor ihm soll nicht nur schon Pisistratos Homers Gesänge, deren einzelne Theile noch in keiner gehörigen Verbindung standen, in die Ordnung gebracht haben, in welcher sie jetzt stehen, sondern

auch Synäthos aus Ehos, Antimachos aus Kolophon, Theagenes aus Rhegion, Stefindrotos und Hippasos aus Ehasos, Glaukon und einige Andere der Erläuterung des Homeros, ihre Bemühungen gewidmet haben. Ob nun gleich schon bisher Einige theils auf Erklärung, theils auf Entfehlung besonders der Dichter erspriessliche Bemühungen verwendet hatten, so wurde doch die Sprachwissenschaft und Kritik vornehmlich durch die alexandrinischen Sprachforscher ausgebildet. Seitdem nämlich Alexandria die Heimath der Wissenschaften geworden, beschäftigte man sich auch mit Darstellung der Gesetze der griechischen Sprache, ingleichen mit Bestimmung gewisser Vorschriften für die Auslegung der Schriftsteller und für die Erklärung altthelliger Sagen (Mythen) und mit Beurtheilung der Lesart und der Vorzüge einzelner Stellen oder ganzer Bücher. Als das erste Zeitalter daher wird angenommen das der alexandrinischen Grammatiker (s. Alexandrinisches Zeitalter), welche nicht nur über die Zänftigung der alten Schriftsteller, die als Geschmacksmuster gelten sollten, entschieden, sondern auch einige Schriften derselben durchsahen, durch mannichfaltige Bearbeitungen erläuterten, die heilige Sagenlehre (Mythologie) aus einander setzten und deuteten, Wörterbücher über einzelne oder über mehrere Schriftsteller verfertigten, die Lehrsätze der Sprachlehre zusammenstellten, und endlich, was das Geschäft der höhern Kritik ist, die Schriften selbst und deren Fehler und Vorzüge würdigten. Um Bemerkungen verschiedener Art am Rande der Bücher anzudeuten, brauchten die Grammatiker verschiedenes kritische Zeichen und Merkmale. Auch wurden zu verschiedenen Dichtern verschiedene Zeichen beigelegt. Ueber diese Zeichen handelten Diogenes aus Kyzikos und Suetonius. — Unter den Grammatikern dieses Zeitalters zeichnete sich durch Arbeitsfleiß und durch die Menge seiner Schriften aus Didymos von Alexandria zu Augusts Zeiten. Er soll 4000 Bücher geschrieben haben (woher er den Zunamen *Συδαιχρυπας*, d. i. der mit dem Siegfleisch bekam), und er verdient einen Platz unter den eigentlichen Kritikern; nur darf man ihn nicht aus den ihm beigelegten kurzen Anmerkungen zu Homeros beurtheilen. Auch werden verschiedene Zünfte von Grammatikern erwähnt, als deren Stifter galten Zenobotos aus Ephesos zu den Zeiten Ptolomäos I. (280 v. Chr.), Aristophanes aus Byzanz unter Ptolomäos II. (200), Aristarchos aus Samothrake (170 v. Chr.), Krates aus Mallos (blühend zu Pergamon unter Ptolomäos Philometor), Kallimachos Battades aus Kyrene (270) u. A.; in gleichen ihre Lehrfolgen. So folgte dem Aristarchos im Lehramte Ammonios, der nicht zu verwechseln ist mit einem gleichnamigen Alexandrinischen Grammatiker, dem Verfasser eines Werkes über sinverwandte Worte, der um das Jahr 389 n. Chr. aus Alexandria geflüchtet seyn soll. Zur auszeichnenden Standestracht der Grammatiker gehörte ein Mantel. — Das zweite Zeitalter umfaßt den Zeitraum der neo-platonischen Philosophen, welche diese Gegenstände des Forschens für wichtig genug hielten, um denselben ihren Fleiß zu widmen. Die Kritiker und Grammatiker dieses Zeitalters waren gemeinlich mehr mit den Gedanken der Schriftsteller und mit dem Inhalt ihrer Schriften, als mit Worterklärung und mit den Sprachgesetzen beschäftigt. Zwar gaben sich die ältern Grammatiker (wie die Erläuterung des Heraklides aus Pontos über Heraklitos und Demokritos zu beweisen scheinen) ebenfalls mit Sachklärung ab; doch schei-

nen sich ihre Sachverklärungen bloß geschichtlich auf die Aussprüche der Schriftsteller selbst bezogen zu haben, und bloße Erläuterungen gelten zu seyn, keine Erörterungen; wie der Fall mit dem jungen Epiktetos vermuthen läßt, welcher, da ihm im 12ten oder 14ten Jahre seines Alters ein Sprachlehrer Hesiods Götterentstammung erklärte, auf die Frage nach dem Ursprung des Chaos (des Wästen und Leeren in der Welterschöpfung), von diesem mit dem Rath abgefertigt wurde, ihn an die Philosophen zu wenden. Dagegen sahen die Grammatiker diesen zweiten Zeitraum weit mehr auf Sachverklärung. In allem schloßworte der Geist ihres auf Religion gegründeten urwissenschaftlichen Lehrbegriffs durch. Doch hatten die Meisten die Eigenthümlichkeit und das Wesen des griechischen Alterthums nicht durchschaut. Den Anfang kann man machen mit Plutarchos von Chazonea (100 n. Chr.), dem jedoch verschiedentliche kritische und grammatische Schriften beigelegt werden, die seiner unwürdig sind. — Das dritte Zeitalter endlich umfaßt die Periode der Grammatiker, die fast alle Mühe machten und die besonders fleißig ältere Verfasser ausplünderten, indem sie entweder Wörterbücher aus verschiedenen ältern dergleichen Schriften sammelten, oder über die Mundarten handelten, oder aus einigen wenigen Schriftstellern Regeln über die Reinheit des attischen Ausdruck gaben, oder Bemerkungen an den Rand der Handschriften setzten. In diesem Zeitalter sind sehr viele grammatische Werke übrig, bei deren Würdigung in Ansehung ihres Gehalts und ihrer Brauchbarkeit nicht einzig das Talent ihrer Verfasser, deren Angaben überhaupt nicht zu trauen ist, sondern vielmehr die Reinheit der Quellen, aus denen sie schöpften, in Anschlag kommt. — An diese schlossen sich an die Griechen, welche, aus ihrem Vaterlande geächtet, zuerst in Italien den Eifer zu den griechischen Wissenschaften weckten und nährten, zu Ende des 14ten und besonders im 15ten Jahrhundert. S. hierüber C. J. Jagemanns Geschichte der freien Künste und Wissenschaften in Italien, 3. Thl. 3. B. Es gibt einige im 15ten und 16ten Jahrhundert gemachte Sammlungen der griechischen Grammatiker. Vorzüglich zu bemerken sind Fruchtborn und Lustgarte (bei Aldo zu Venedig 1496 fol.) und Alexanders Helladio Lehrlese der griechischen Sprache. — Von den Römern war früherhin, wie griechische Gelehrsamkeit überhaupt, so auch die Sprachkunde nicht gehegt und nicht gepflegt; vielmehr schien sie den Meisten nur ein überflüssiger Zeitvertreib, den Vaterlandsfreunde sogar sittenverderblich, so lange nämlich der Staat immer noch roh und kriegerisch war, und man noch kein Bedürfnis feinerer Geistesbildung empfand. Indes erwachte es doch durch Bekanntschaft mit den Griechen bald bei Mehrern, und es ließen selbst die vornehmsten Männer des Staats, ein Scipio Africanus und Caj. Cäsar, die Beförderung griechischer Gelehrsamkeit als deren Beschirmer eifrigst sich angelegen seyn. Die ersten lateinischen Sprachmeister, Livius Andronicus und Ennius (236 — 166 v. Chr.) Halb-Griechen, die sowohl der dichterischen als ungebundenen Rede sich bedienten und in beiden Sprachen Unterricht ertheilt haben sollen, begnügten sich mit Dolmetschung archaischer Werke und mit Vorlesung etlicher lateinischer Aufsätze. Erst zur wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Sprache und den dazu nöthigen Hülfswissenschaften wurde bei den Römern durch den Zufall hervorgebracht, daß der griechische Kritiker und Grammatiker Krates aus Mallos, Zeitgenossen Aristarchs und Lehrer des berühmten Sto-

stets Pandit, bald nach dem Tode der Stadt) als Privatlehrer des P. Ernst nach Rom kam, und als er von Zeit zu Zeit viele Worte Unterricht bei den Römern auf et Uebriens bestritten, da grüßte der Hochachtung wurde, auch er noch seinem ganzen Umfange der Wissenschaft aufgebracht hatten: 1

en Jahr
an dem
jögerte,
früheren
suedte,
Minder
Wegst
Sprache
in römische

Die Wandert der lateinischen Sprache unter dem Einfluß der griechischen zur Pöcher, und Hochsprache. Hierauf wurde die Sprachkunde immer beliebter, und kam zu größerem Vortheil, so daß selbst die angesehensten Männer als Schriftsteller darüber auftraten, und es bald mehr, bald weniger Schulen von Bedeutung zu Rom gab, die Sprache lehrten oder so gut beyzubringen, und ein so hohes Ansehen erlangte, daß Valentinus Zepherus von Marc Elorius für 25 319 Ediz. als Elias gekauft und in kurzem freigelassen wurde, 2 u. 3. 300 31106 oder, von einem sehr reichen römischen Mitter um einen Jahr gehalten von 12.333 Ediz. gebungen, Vieles Unterricht gab. In auch die in die Provinzen war die Sprachkunde gebrungen und es lehrten im Auslande, namentlich im eiserneiten Gallien, einige der bekanntesten Lehrer, unter denen Celsus Cicer, Jacobus und Cyprianus Quibus genannt werden. Der letztere lebte noch, als er bereits altertümlich und erblindet war. Mit dem Zuwachs an Weisheit war in lateinischer Sprache ward auch die Muttersprache, römische Philosophie und ethisches Wissen immer mehr ein Organ stand geübten stehend. Cassiodorus hat die ersten lateinischen Grammatiker aufgeführt in einer besonderen Schrift de Distributio Grammatica, wo man Nachrichten über Leben und Schriften derselben findet. Die noch vorhandenen Schriften der spätern lateinischen Grammatiker stehen in der Sammlung des Eliseo Valli (Neuen 1605 4.). Der Johann und Friedrich beschäftigten die Grammatiker in dem Vorrede, von peridoligen Staatsbürgerd'äten und andern Vollen frei zu sein, auch nachdem sie nicht nur die Herrscher, sondern auch Bürger, der Schulen an und unterstützten sie auch ihren Mitteln. So führte Valentinus der Jüngere seine Landeskunde auf, eine Schule zu errichten und erbot sich, den dritten Theil der Kosten zu tragen. So wie in den frühesten Zeiten der Unterricht in der Grammatik und in der Kunst gemeinschaftlich von einem und demselben Lehrmeister erteilt wurde, so lehrten die alten Grammatiker auch als Uebersetzer die Metapher, und viele haben sich in beiden Fächern als Schriftsteller bezeugt gemacht, auch als sie schon beide Wissenschaften geübt, bestritten sie doch noch die Grammatik den Unterricht in gewissen Wortarten: sie gab Unterricht vor, wie in der Verantwortung vorgelegter Fragen, in Zusammenfassungen, Vorreden, Charakter Schilderungen und mehr dergleichen, was jedoch zu Costen Zeiten schon abgenommen war; aber in dessen Jugend hatte noch ein gewisser Petrus einm Tag um den andern grammatische Redebeiträge oder Schulfreden gehalten, jezt früh, diese Nachmittags. In früheren Zeiten waren auch wohl unmittelbar aus der Schule stark Grammatiker vorzüglich gebildet, Ardour hervorgegangen, die gleich gerichtliche Adelen zu führen unternahmen. — II. Uebereiten hießen die Metapher, und eben so oder Prosessoren bei den Römern der Vorzeit, So wie die Sprache an und

für sich auf Naturanlage beruht, so muß auch die Redekunst ihren Natur-
 ursprung haben. Dieser Naturursprung ist zu suchen im Bedürf-
 niß, welches, so wie sich die Sprachfähigkeit immer mehr entwickelte,
 zu absichtlicher Uebung die Menschen anregte und dadurch den ersten
 Antrieb zur Redekunst gab, die anfangs freilich roh und unbehüllich
 seyn mußte, indem man nur nothdürftig einige kurze Gedanken zu ver-
 stehen versuchte. Als er mit fortschreitender Vernunftentwicklung
 die Menschen durch Uebung der Rede mächtiger wurden, verlor sich im-
 mer mehr das Schwankende in der Rede, und es vermochte eine durch
 bestimmte Grundsätze bedingte Redekunst zum Daseyn zu gelangen,
 die einer Seits das Geschäft der Sprachwerkzeuge und des Gedächtnis-
 ses erleichterte, andrer Seits aber gemeinnützlich und ergötzlich war.
 Es begann aber eine Kunst der Rede mit Beobachtung. Da man
 nämlich in der Rede bemerkte, bald, daß etwas dem Zwecke derselben,
 der Ueberredung, förderlich, bald, daß etwas derselben hinderlich sey:
 so achtete man darauf, auf jenes, um es nachzunehmen, auf dieses, um
 es zu vermeiden; wobei der Erfindungsgeist von einer Bemerkung auf
 die andere geführt wurde. Aus den Bemerkungen dessen, was am meis-
 ten gefiel und den beabsichtigten Eindruck zu machen schien, deren im-
 mer mehrere durch Beobachtung des Gebrauchs und der Gewohnheit
 gesammelt und durch die Anwendung geprüft und bewährt wurden,
 bildeten sich später allgemeinere und umfassendere Kunstgesetze, bis
 man endlich das, was man wußte, zu lehren anfing. Zwar gering
 war, wie aller, so auch dieser Lehre Anfang, indes gewann sie durch
 die Beiträge Vieler nach und nach an Umfang und an Ausbildung.
 Die Erfindung der Redekunst wird, weil man im zart sinnigen Alterthum
 in allen Seelenvermögen und deren Aeußerungen die Offenbarung von
 etwas Göttlichem ahnte, von den Aegyptern und Dichtern dem *Thoth*,
Hermes oder *Mercurius* beigelegt; daher ihm auch die Zunge
 als das Mittel der Beredsamkeit geheiligt war. — *Pitheus*, des
Theseus Oheim, soll der erste gewesen seyn, welcher diese Kunst zu
 Erbgut im Musentempel lehrte, und eine Schrift darüber verfaßt ha-
 ben; was aber von einer so frühen Zeit unglücklich ist. Von denen,
 die einen spätern Ursprung annehmen, geben Einige den *Empedoc-
 les* (444 v. Chr.), der wohl den ersten Grund zur Rhetorik gelegt
 haben mag, als Erfinder derselben an, Andere den *Korax* und *Ti-
 sias* aus Sicilien, die, als nach einer in Sicilien entstandenen
 Staatsumwälzung sich viele Rechtsstreitigkeiten um vormaligen Besitz
 erhoben und man da das Bedürfnis eines zweckmäßigen Redevortrags
 vor Gericht fühlte, zuerst die Vorschriften dieser Kunst schriftlich abfaß-
 ten. Ferner schreiben Einige dem *Gorgias*, des *Empedocles* Schü-
 ler, aus *Leontini* in Sicilien, die Erfindung der Redekunst zu, weil er
 zuerst sich der mancherlei künstlerischen Figuren und Redebilder be-
 diente, welche den Vortrag gleichsam mit Flitterprunk ausschmücken
 und heben, und weil er zur bürgerlichen Beredsamkeit den hohen
 Schwung hinzusetzte. Noch Andre endlich erkennen als Erfinder der
 Rhetorik *Aristoteles* an, der, wenn man auf ihr Wesen sieht, die-
 selbe zuerst wissenschaftlich ausbildete. Auch werden zwei rhetorische
 Zünfte (Secten) erwähnt, deren Anhänger *Apollodoreer* und
Theodoreer hießen nach *Apollodoros* aus *Pergamon*, welcher
 zu *Apollonia* Lehrer des Kaisers *Augustus* war, und *Theodoros*,
 welchen der Kaiser *Liberius* zu *Rhodos* fleißig gehört haben soll. Beide
 lehrten abweichende Ansichten. Das Ziel der griechischen und römi-

schen Rhetorik war, daß sie dazu verhelfen sollte, alles und jedes so darzustellen, daß man den etwa möglichen Schein der Wahrheit für sich gewann. Obgleich die Rhetoriker die Tugend ihrer Wissenschaft sehr verschiedentlich angaben, so handelten sie doch indgemein von den Erfordernissen eines Redners, von der Erfindung der Ueberredungsgründe, ihrer Anordnung und Einleitung. Die Kunst des Redevortrags war zur Zeit des Aristoteles noch nicht wissenschaftlich behandelt. Es gab also erst eine Anweisung nur zur Redekunst, aber noch nicht zur Rednerkunst. Vor Aristoteles traten als Lehrer der Beredsamkeit Zenon aus Elea Nachfolger in der Dialektik (Ueberführungskunst), die Sophisten (Scheinweise oder Prunkgelehrte) auf, die von Unmaßung und Gefallsucht, so wie von Gewinnsucht und eigennütigen Absichten beseelt, durch die Gewandtheit über alles, auch unvorbereitet, zierlich zu reden, die Bewunderung der Menge auf sich zu ziehen und durch Ueberredungskünste sich Einfluß auf die Gemüther zu verschaffen suchten, zu einer Zeit, wo Reichthum, Leppigkeit und Sitten verderben und der Glanz öffentlicher Beredsamkeit, die vornehmlich zu Athen, von Gemeinherrschaft begünstigt, zu schöner Blüthe emporstrebte, zu einer solchen Kunstbesessenheit einluden; seit dem 84. olympischen Schaltjahr (Olympiade) oder 440 vor der christlichen Zeitrechnung. So wie nämlich immer und überall die Kunst, die nach innerer Naturanleitung zweckmäßige Schöpfungen hervorbringt, der Wissenschaft vorangeht; so ist auch die Beredsamkeit in der Ausübung frühern Ursprungs als die Lehre der Redekunst. Denn aus den Musterwerken der Redner, die bei den Griechen eigentlich selbst *Rhetoren* (*ῥήτορες*) hießen, zogen die Lehrer der Beredsamkeit, die später sogenannten Rhetoren, durch Vergleichung ihre Lehrsätze und Vorschriften ab und erläuterten sie durch aus denselben gewählte Beispiele. Und zwar pflegten die ältesten Rhetoren die Erzeugnisse aller bemerkenswerthen Redner durchzugehen und dasjenige auszuzeichnen, was sie in einem jeden Gelungenes und Schönes gefunden hatten, was sie aber Fehlerhaftes aufgefunden hatten, aufzustecken, und zu erinnern, daß man so etwas nicht nachahmen dürfe. Ein Belag hierzu ist Aristoteles, welcher eben so wie Gorgias aus vielen Rednern ohne Unterschied, was ihn das Vortrefflichste dünkte, auserlesen hat, ohne sich auf eine abgeschlossene Zahl derselben zu beschränken. Allein diese Verfahrensart wandelte sich um zu den Zeiten der Ptolemäer. Da standen nämlich zu Alexandrien zwei geistreiche und vorzüglich gelehrte Kunstrichter auf, die alexandrinischen Grammatiker Aristophanes und Aristarchos. Diese stellten aus der sehr großen Menge Redner nur zehn attische Redner, deren Leben in einem angeblichen Werke des Plutarchus beschrieben ist, als auserlesene Muster der Nachahmung auf, die dann auch die spätern Rhetoren einzig anpriesen, zerarbeiteten und aus denen sie ihre Lehrbegriffe schöpften. So wie die Rednerkunst älter ist als die Rednerwissenschaft, so wurde dagegen jene von dieser überlebt; denn längst war jene im Leben untergegangen, als diese noch immer — bis zu den Zeiten des Kaisers Theodosius des Großen — in ihren Anweisungen geläuterte Vorschriften aufstellte. Nur 150 Jahre blühte zu Athen die Beredsamkeit in der Ausübung, und senkte, wie alles Edle und Große, zugleich mit ihrer Pflegerin, der Freiheit des Staats, in deren Gefolge sie, auch wieder jene schirmend, gewesen, wellend das Haupt. Sodann richtete sie ihren Gang durch Kleinasien, Rhodos, wohin Aeschines landesvertrieben die Beredsamkeit brachte,

und durch andere Eilande; durch welche Wanderungen sie aber ihre ursprüngliche Anmuth einbüßte und durch die Sitten des Auslandes verflücht wurde. So entstand der Unterschied der attischen, asiatischen und rhodischen Redner. Dem attischen Styl war eigen die harmonische Gestaltung des Ganzen durch sparsame Vertheilung des Schmuckes mit einsichtsvoller Mäßigung und Vermeidung zu sehr absehender Stellen. Der asiatischen Beredsamkeit war eigen Fülle in der Ausführung und Ueberladung mit Redebäumen in der Ausschmückung. Auch pflegte bei den asiatischen Rednern, besonders bei denen aus Lykien und Karien, der Ton gegen den Schluß der Rede fast gesangsartig zu werden; welche singende Aussprache Isidor an seinem Schüler Dionysios aus Miletos als eine Landesangewohnheit tadelte. Zwischen beiden Gattungen soll die rhodische Beredsamkeit das Mittel gehalten haben. Endlich wurde die Beredsamkeit durch griechische Lehrer nach Rom verpflanzt, wo ihr ein neuer Lichttag aufging. Aber auch hier trat, nachdem sie den Gipfel der Vollkommenheit erreicht, der Wendepunkt ein, wo sie von ihrer Höhe merklich herabzusinken begann. Denn da die Freimüthigkeit im Reden verstummen mußte, so ward auch für nichts mehr geachtet der einzige Hebel der Staatsverwaltung, der Zauberstab, wodurch einst Städtegründer und Gesetzgeber unskäte und rohe Völkervorden zum Bunde bürgerlichen Lebens vereint, für die Zwecke der Menschheit gewonnen und entwirrt hatten; durch dessen Allgewalt einst Kriegswuth erstickt, Empörungen gedämpft, wodurch Unschuldige auf dem Hochgericht und in Ketten gerettet, und das allgemeine Wohl gefördert worden war. Es würde zu weit führen, wenn wir den geschichtlichen Faden länger abwickeln und sämtliche Rhetoren der Reihe nach mustern wollten. Wir verweisen daher der Kürze wegen auf von Blankeburgs literarische Zusätze zu Sulzers Theorie der schönen Künste. 2. Bd. S. 535 bis 559. Art. Redekunst, wo die Rhetoren aufgezählt werden; und über die zur Geschichte der Beredsamkeit und Redekunst gehörige Literatur auf Ehr. G. v. Murr Bibliotheca rhetorica in dessen Journal zur Kunst und Literatur, 10r Thl. S. 93 ff. Unsere Absicht ist hier nur, noch einige Hauptzüge zusammenzudrängen zu einem Bilde vom Wesen und Wirken eines Rhetors oder Sophisten, in so fern sich ein solcher als Rhetor ankündigt. Denn die ältern Sophisten erwarben sich um die kunstmäßige Bearbeitung der Beredsamkeit unverkennbare Verdienste durch Errichtung von Rednerschulen, und es gab eine Zeit, wo nur die Sophisten öffentlich die Beredsamkeit lehrten und theils durch Unterricht darüber und durch Uebungen, theils auch als Redekünstler oder Prunkredner (von den Lateinern genannt *declamatores*) durch rednerische Vorträge und eigenes Beispiel die Jugend zur Wettkampfung nach dem Ruhm der Beredsamkeit aufmunterten. Zur Auszeichnung der Sophisten gehörte ein purpurfarbner Mantel, der gewissermaßen ihre Amtskleidung war. Es durfte aber zu Athen ehemals Niemand, zumal kein Fremder, sich diesen Mantel zulegen, ohne Anerkennung der Sophisteninnung und ohne die Weihe nach sophistischem Gebrauch erhalten zu haben; und in der Folge erließen auch römische Kaiser einschränkende Gesetze gegen die Lehrfreiheit von unberufenen Redelehrern und gegen unbesugte Ausübung der Prunkredekunst. Es hat jene Weihe Aehnlichkeit mit den neuern Doctor-Promotionen. Zu dieser Feierlichkeit gehörte außer andern geheimen Gebräuchen, daß man in ein öffentliches Bad

geführt wurde, wie heut zu Tage, obgleich in einem andern Stuns, ein Prüfling im Schwimmbad. Nach dem Bade nahm der so Getaufte den Mantel an, Kraft des Aufsehens der damaligen Vorsteher der Beredsamkeit zu Athen, welchen er für diese Erlaubniß beträchtliche Promotionsgebühren zu entrichten hatte. Mit dem Mantel zugleich erhielt der Eingeweihte Würde und Ehrennamen eines Sophisten; nämlich zu den Zeiten, wo dieses kein Schimpfname war. Die, welche auf diese Weise den Rang eines Rhetors erworben hatten, gaben sich dafür aus, die Redekunst zu lehren, und stellten zu diesem Zwecke mit ihren Schülern mannichfaltige Uebungen im mündlichen Vortrag an; und zwar zuvörderst in der Abwechslung und Reichhaltigkeit des Ausdrucks, in bald gedrängter, bald ausführlicher Erzählung (die lateinischen auch im Uebersetzen aus dem Griechischen), hauptsächlich in Preisreden, die in Uebertreibung des Lobes bestanden, wo dann Gefallsucht leicht zu Ueberschreitung des Schicklichen und zu Ueberladung mit Redeschwulst verleitete, oder auch in Reden zu Herabwürdigung berühmter Männer, in Versuchen, das Nützliche und Nothwendige oder auch das Nachtheilige und Entbehrliche gewisser Einrichtungen fürs gemeine Leben zu zeigen, mährchenhafte Sagen zu bewahrheiten oder geschichtliche Thatsachen als unglaubhaft darzustellen. Seiner Hauptabsicht nach bestand aber der rhetorische Unterricht in Anweisung zu Führung von Rechtshandeln, weil bei diesen alles durch Reden vor Gericht ausgemacht wurde. Man sann sich daher bedenkliche Rechtsfälle aus, für und wider welche sich dann gleichsam ein Spiegelgefecht erhob. Dabei kam es hauptsächlich auf folgende Fragen an: was für eine Gattung der Behandlung die schicklichste sey, worauf als Hauptentscheidungsgrund man zu sehen habe und was etwa für Angriffe und Einwürfe des Gegners zu erwarten seyen. — Diejenigen sowohl, welche in Rednerschulen dergleichen Uebungsreden über erdichtete Fälle hielten, als auch deren Zuhörer hießen *Scholastiker*. Endlich kam dieser Name in Betrachtung. Die rhetorische Kunstausweisung der Sophisten bestand meistens in Kniffen, wie man den Gegner theils durch gewisse Blendwerke eines geschminkten und sinnnehmenden Vortrags, theils durch arglistige Verwänfteleien und Spitzfindigkeiten bedören und berücken könne. Dafür bedungen sie sich einen gar ansehnlichen Ehrensold aus, der in der Regel vorausbezahlt wurde. Wir bestätigen dies durch ein charakteristisches Beispiel. Pythagoras aus Abdera (nach Andern von Tejos), der an vielen Orten herumziehend, besonders aber zu Athen, mit vielem Beifall und Gewinn lehrte, war der erste, welcher ausdrücklich zu lehren versprach, durch Redekunst gewinnen Unrecht gleich dem Recht, wiewohl er in dieser Geschicklichkeit noch von seinem Schüler Euathlos übertroffen wurde, welcher dieselbe um 10,000 Drachmen (gegen 2139 Thlr.) von ihm erlernt haben soll. Doch bezahlte er nur die Hälfte des bedungenen Lohns im voraus; die andere Hälfte aber wollte er vertragsmäßig an dem Tage bezahlen, wo er den ersten Prozeß gewinnen würde. Nachdem derselbe ziemlich lange den Unterricht des Protagoras benutzt und auch in der Beredsamkeit es weit genug gebracht hatte, und als er dessen ungeachtet die Führung keines Rechtshandels unternahm, so daß es den Anschein gewann, als wolle er seinen Lehrer um den rückständigen Lohn kürzen, faßte dieser den vermeintlich schlauen Plan, seinen Schüler um den bedungenen Lohn zu verklagen. Als er, um den Prozeß einzuleiten, sich mit ihm vor Gericht gestellt hatte, hub er also an:

„Wisse, thörichter Jüngling! daß du mir in beiden Fällen das, was ich verlange, zu geben verbindlich bist, das Urtheil mag für oder wider dich ausfallen; denn im erstern Falle bist du mir es kraft des Urtheilspruches schuldig, weil ich gewonnen habe; im andern Falle aber vertragmäßig, weil du gewonnen hast.“ Hierauf entgegnete Enathlos: „Deinem doppelgehörten Angriff hatt'ich ausweichen können, wenn ich die Führung meiner Sache nicht selbst übernommen hätte; aber es macht mir mehr Spaß, wenn ich dich auch in der Beweisführung abtrumpfen kann. Wisse daher auch du, altkluger Lehrer! daß in keinem von beiden Fällen du, was du verlangst, von mir erhalten wirst; denn entweder wird die richterliche Entscheidung zu meinen Gunsten ausfallen, und dann bin ich dir nichts schuldig, weil das Recht mir zuerkannt ist; oder es wird die Entscheidung wider mich ausfallen, und dann bin ich dir wieder nichts schuldig, weil ich nicht vertragmäßig gewonnen habe.“ Die Richter verschoben in der Verlegenheit die Entscheidung auf ewige Zeiten. Noch besser verstand sich auf die Duntelschneideret des Protagoras Schüler Prodikos. Dieser nahm von jedem seiner Jünger 2250 Thlr. und für eine Prunkrede von jedem seiner Zuhörer 11 Thlr. 6 Gr. Zugleich soll, wie Aristophanes in den Wolken anführt, Hyperbolos für den Unterricht in des Rechts Ausfichten sammt der höchsten Beschwörungskunst 1350 Thlr. in Golde bezahlt haben. Doch wie änderten sich die Zeiten auch hierin! Die lateinischen und griechischen Rhetoren erhielten zuerst einen 3333 Thlr. betragenden Jahresgehalt vom Kaiser Vespasianus; und nachher ertheilte Antoninus der Fromme in allen Ländern seines Reiches den Rhetoren Aemter und einen Gehalt von 2000 Thlr. Die Rhetoren wurden nämlich von jener Zeit an wahrscheinlich deshalb besoldet, weil schon seit einiger Zeit die sitzigen Aeltern der Schuljugend ihnen den sauerverdienten Lohn schmälereten. Denn vertrauten jene, im bessern Falle, ja einem der angesehensten Rhetoren, z. B. dem Quintilianus (s. d. Art.), ihre Lieblinge an; so glaubten sie, die in andern Fällen Verschwender waren, daß dieser mit einem Schulgelde vom höchstens hundert Gulden für das ganze Jahr überflüssig bezahlt sey, wovon der überbringende Sklav noch etwas abzwachte. Die Rhetoren hatten entweder irgend wo eine bleibende Stätte, oder sie waren unstät. Man hielt es nämlich für einträglich und rühmlich, nach dem Vorgang der alten Barden auf seine Kunst zu reisen und sie in vielen Städten und Gegenden zur Schau auszustellen. So trieben es die ersten Sophisten, von denen die Kunst der neuerfundenen Beredsamkeit zum größten Ansehen bei den Leuten gebracht wurde, Protagoras, Gorgias, Prodikos, Hippias aus Elis, Thrasymachos u. A., die, wo sie ihre Ankunft ankündigten, daselbst die Jünglinge den einheimischen Lehrern, deren Unterricht jene unentgeltlich haben konnten, adspensstig machten, daß sie um vieles Geld den andern suchten. Zuerst durchzog Prodikos von Julis auf dem Eiland Keos, blühend um das 86ste olympische Schaltjahr, mit zur Bewunderung ausgearbeiteten Prunkreden die Städte, und setzte Aller Gemüther durch den Zauber der Rede in Erstaunen. Viele wurden zur Nachahmung durch Ruhmsucht angetrieben, um durch die Kunst übertriebener Beredsamkeit die Bewunderung auf sich zu ziehen. Sie beeiferten sich, ihre Rede mit den ausgesuchtesten Bildern zu verzieren und überall die feinsten Wendungen anzubringen. Mit dergleichen Prunkreden durchzog Theopompos alle Städte Griechenlands, und Diobor Goldmund (*Χρυσόστομος*) wetteiferte an vielen Orten in Italien und Asien als Prunkredner um

den Vortrag. Als Apollonius von Rhodien sammelte in allen Städten, die er besuchte, Reden um sich. Logogon wurden unter hundert fertige Reden ausser nach von Demosthenes von Ort zu Ort geleitet, und sie durch die vornehmsten Redner in Athen und durch Protagoras mit häufiger Anwesenheit, verglichen und anordnet sind, in der That die besten von ihm gesammelten. (Nicht aber die Demosthenes im Ort, von dem Sophisten) Reden trugen auch die, welche öffentliche Reden versuchte anstellten, fremde Reden vor, z. B. Demosthenes zu Rhodos eine Rede des Demosthenes. Nach ein Beispiel der Rhetoren habe diese Erwähnung, nämlich, daß sie auch Reden für Andere schrieben, wie die Professoren auf einigen Universitäten die Sermonen für die Herren, die in ihrer Kunst die Wissenschaft erlangen wollen. Valerius war der Erste, der zu Latein Reden geschrieben hat. Er hat eine Rede des Epistates errang. Epistates sehr oft aber seine Gegner den Vortritt. Epistates bewies, durch eine ihm selbst besetzte Rede des Epistates Volkrates zur Befreiung ausgerufen, die Verurteilung des Epistates, der es verurteilt hatte, eine ihm von Epistates zu gebrauchen. Dieses hat bewirkt, daß man nicht damit einen etwas, und Manches fanden damit in in Ruf, daß sie vollen. Endlich verfiel diese Wissenschaft in verdorben viele großen Männer schrieben sich. Neben Schrift ist zu sein des Sophisten Demosthenes Sophisten schrieben. Hier, z. B. die Art. Medelmann und Medelmann.

Das ist eine sehr schwere Krankheit, die so mit der Zeit hat, daß sie von schweren Krankheiten ist den von ihm gehalten worden ist. Jedoch hat sie ein den beiden wohl erweisen. Sind nämlich die Zeichen

schmerzhaft in den Gelenken und wie in den Knochen zu fühlen, so sind die rheumatischen mehr in den Muskeln, sie verursachen gewöhnlich keine Entzündung. Anzeichen, Abwesenheit irgend einer Wärme, wie man dies in der Nacht bemerkt; die Entzündung, die durch den Rheumatismus hervorgebracht wird, ist zwar sehr schmerzhaft, dabei aber sehr günstig, sich wieder zu verlieren, oder andere Folgen zuzulassen, als eine Schwäche, größere Schwäche, besonders wohl auch lähmungsartigen Zustand des leidenden Gliedes. Wenn der Schmerz und ihre Wärme von inneren Ursachen vorzüglich, und zwar durch eigene Schwächen Conditionen verursacht, so wird der Rheumatismus durch äußere Ursachen, unter denen die Entzündung oben steht, vorzüglich erzeugt. Bei allen diesen Verhältnissen bietet aber die Heilbarkeit immer noch groß genug, besonders die des chronischen Rheumatismus. Denn eben so wie in der Nacht unterscheidet man einen akuten und chronischen Rheumatismus. Dieser dauert eine kurze Zeit, wird bald in diesem, bald in jenem Gliede, dem Kopfe; der Hand, den Füßen u. s. w. gefunden, und wird von dem gemachten Namen der Fluss genannt; aber er tritt sich in einem Gliede fest und kann dann leicht in den chronischen übergehen, wenn nicht bei Zeiten ähnliche Mittel angewendet werden; deswegen kommt auch wohl Fieber hinzu, oder es findet sich in dem Verlaufe anderer Fieber vorzüglich im Hals etc. Diese Zusammenziehung von Fieber und Rheumatismus wird rheumatisches Fieber genannt, und von einigen Ärzten als eigenständige Fieberart angesehen. Es wird dabei zu den letzteren, wenigstens grübellos sein Fieber gerechnet, so lange es nicht in ein schmerzhaftes übergeht.

bisweilen aber scheint es auch nur den Anfang oder das erste Stadium eines Nervenfiebers auszumachen. — In manchem Frühlinge und Herbst, oder auch im Frühling, nassen, sehr veränderlichen Sommer und Winter, wo die Gelegenheit zur Erkältung besonders leicht und häufig ist, mischen sich solche rheumatische Schmerzen beinahe allen acuten Krankheiten bei und man sagt sodann in der ärztlichen Kunstsprache, man habe es mit einer rheumatischen Constitution zu thun. Finden sich zu einer und derselben Zeit sehr viele, die an rheumatischen Uebeln leiden; so sagt man wohl auch, diese Krankheit herrsche epidemisch. — Alles dies sind Umstände, in welchen sich der Rheumatismus nur noch mehr von der Sicht unterscheidet, die immer sporadisch, und nur auf einzelne Familien und Individuen sich verbreitet. Dagegen nähert sich der chronische Rheumatismus, der aus dem acuten bei Vernachlässigung desselben und den alten fortwirkenden oder neu hinzukommenden Ursachen zu entstehen pflegt, der Sicht viel mehr, und man kann sogar zugeben, daß derselbe bisweilen in sie übergehe. Anhaltender, bestiger, bald ein wenig nachlassender, aber bald wieder in derselben Heftigkeit zurückkehrender Schmerz, wodurch die Verriethung des leidenden Theils nicht nur für den Augenblick gestört, sondern bisweilen gänzlich gehemmt wird, ohne alles Fieber und ohne sonstige Zufälle, auch ohne die in der Sicht so gewöhnlichen Verdauungsbeschwerden, — dies ist das Auszeichnende dieses Uebels, das oft Jahre lang anhält, ja wohl bisweilen, wie die Sicht, habituell wird und schwer wieder ganz gehoben werden kann. — Sogar setzt man den Rheumatismus gewöhnlich nur auf die äußern muskulösen Organe; indessen hat man bisweilen bemerkt, daß durch denselben auch einige innere Theile, insbesondere die serösen Häute, die Pleura, das Peritonäum, die Hirnhäute ergriffen wurden; und es kommen solche Beobachtungen beim epidemischen Rheumatismus und der rheumatischen Constitution nicht selten vor; es werden diese Krankheiten gewöhnlich falsche Entzündungen genannt, weil sie sich auf eine ähnliche Weise, wie die Entzündungen der ergriffenen Theile, äußern und auch wohl in der That bisweilen in dieselben übergehen. — Auch rechnen einige Schriftsteller manche andre Schmerzen und überhaupt einen jeden, dessen anderweitige Ursachen unbekannt sind, zu den rheumatischen; eine nie zu billigende Erweiterung dieses Begriffs! — Nicht eben schwierig ist die Behandlung des acuten Rheumatismus. Ein wärmeres Verhalten überhaupt und insbesondere des leidenden Theiles, die Anwendung von schweißtreibenden und die Hautausdünstung befördernden Mitteln (Hollunderbläthen und andre thecartige Aufgüsse, Liqueur Mindereri, vinum antimoni Huxhami, mixtura simplex etc.) und ein dadurch erregter bedeutender und allgemeiner Schweiß sind gewöhnlich hilfreich und hinreichend. Nur ist es nothwendig, daß der Kranke nach dem Schweiß vorzüglich sich sehr sorgfältig vor einer neuen Erkältung hütet. — Sind die rheumatischen Schmerzen an einem Theil nur bemerklich, so ersetzt ein Vesicatorium alle diese Mittel. Bei sehr heftigen Schmerzen, Neigung zur Entzündung, oder wirklich eingetretener, so wie, wenn innere Theile ergriffen sind, müssen Blutigel so nahe als möglich an den leidenden Theil gelegt und auch wohl bisweilen andere antiphlogistische Mittel in Gebrauch gezogen werden. — Einreibungen, vorzüglich sehr flüssige, nasse, vermehren häufig die Schmerzen und sind aus diesem und andern Gründen zu widerrathen. — So leicht ist denn aber die Cur des chronischen Rheumatismus keineswegs. Die wirksamsten Mittel und ein anhaltender Gebrauch derselben ist hier nothwendig, und doch widersteht die Krankheit auch diesen nicht selten.

der Lärken entodktert.

Rhombus heißt in der Mathematik ein geschobenes Viereck, das zwei stumpfe und zwei spitze Winkel hat. Durch die Diagonale wird ein Rhombus stets in zwei gleiche Theile getheilt, sein Inhalt aber wie beim regelmäßigen Viereck durch Multiplicirung der Höhe und der Grundlinie gefunden.

Rhone, ein Hauptfluß von Frankreich. Sie am Wallis am Furlaberge, durchläuft den Genfersee und h lang die Gränze zwischen Frankreich und Savoyen. U berschwindet der schon sehr mächtige Strom fast gänzlich dem er sich mit furchtbarem Getöse in einen Weisentriß so eng ist, daß die einander gegenüberstehenden Klippen Entfernung haben. Einige tausend Schritt unterhalb läuft die Rhone fast 60 Schritt weit obliq unter dem Non wird sie, nachdem sich die *Saone* in sie ergo

ihren äußerst schnellen Lauf zeichnet sich die unter den europäischen Klaffen aus. Sie enthält mehrere Stimmen, Arzen in das mittlere

lektre

die Rhm genannt, ein Schiffe im Donau dem Kreuzberge bei Bischofsheim auslau-bergische und westlich ins Südtische hinliche Weilen lang ist. Sie hat mehrere Quellen, Fu da die bedeutendsten sind. Der höchste r Kreuzberg, 12 222 Seifen über dem

em Griechischen (*ῥυθμός*, *rhythmos*) an Bedeutung durch den etwas unbestimmten tend geworden ist. Wollte man vermuthen Gebrauches sey der eigenthümliche zu finden, so würde man irren. Die begreift gewöhnlich einige Zufälligkeiten, alle, neben dem wesentlichen, dem die re Zeit, welche das Wort nicht erfand, ließen Gebrauch besanden. und es gehet in einem ähnlichen Wort seine wahre Besch, welche der Erfinder bezeichnen wollte, nicht hinlänglich sonderte, nur unvollständig man zwei verschiedene Verse hört, z. B.

eilende Boten, Segler der Lüfte,

und

Rahabsh, der Herr der Erde,

und man fragt: worin, abgesehen vom hört man richtig antworten: im Rh Wort verweidend, sagen wohl: im S unrichtigen Uebertragung. Denn S des Zeitgehaltes einer Sylbe mit dem Maß einer Sylbe unrichtig, so widerstre mus, von welchem es also ganz verf

hinlängliche Verdenf- ludehnung oder Läng- rden. Man könnte irsmaß nennen, denn irarten ihre Länge n die Gelehrten haben p h m u s gegeben. - E : der Rhythmus sey Wechselwirkung bestimm on. Mag, wenn man f it. Ist es mehr um

Definition zu thun, so findet man vielleicht am besten

des Wortes, indem man ähnliche Dinge damit ver-

hen man schon deutliche Vorstellungen hat. Wer etwas Kenntniß von Musik besitzt, der weiß, was man einen musikalischen Gedanken nennt. Man behält eine solche kurze Melodie leicht, und erkennt sie im Constat wieder, der Constat mag sie in derselben Harmonik oder in einer andern, in der ersten Bewegung oder in

der Gegenbewegung, ja sogar auf einem einständigen Instrumente, der Pauke oder Trommel, wiederholen lassen. Was in einem solchen musikalischen Gedanken nicht der Harmonie angehöret, sondern sogar in einständigen Klängen noch den Gedanken darstellt, so daß der Hörer ihn überall wiedererkennt, das ist der Rhythmus. Denken wir uns z. B. die bekannte Melodie des wallensteinischen Reiterliedes, so ist ihr bloßer Rhythmus, abgesehen von dem harmonischen Verhältniß der Töne:



dem Liniensystem sehr be-
tr. Art verständlich sich solche
die und daß man etwas
wenn er auch nicht wor
wird, zeigen die Crom-
Converhältniß sind, und
l. Hiermit wäre für die
it. Wer etwas klarer in
Rhythmus recht schick-
itfigur, denken. Wie
Sangen verbundene Theile
it, so nennt man die zu
it im Raum, sondern im
rnommen werden, einen
der Figur mit dem des
beider leicht bewußt wer-
7 Reitfigur, was weniger

gewöhnlich, aber nicht weniger ist. *«Citas per, als wenn man das Tief und Höhe des Tones, von Ton der Farbe, von Configuren, oder andern verschiedenen und dennoch verglichenen Dingen spricht. Wen die Sache noch gründlicher erörtern wünscht, der versteht es ohne Zweifel, durch Vorkenntnisse vorbereitet, ohne weitere Erklärung, wenn wir sagen: Rhythmus sey sinnliche Anschauung der Einheit in einer Reihe von Momenten, oder mit weniger Worten: Rhythmus ist Form der Evolution, oder im Gegensatz von Harmonie: Rhythmus ist sinnliche Erscheinung der Einheit in der Succession, Harmonie dasselbe im Simultanen. Jede Erklärung sagt dasselbe, nur für einen verschiedenen Gesichtspunkt, aus. Am anschaulichsten ohne Zweifel wird die Vorstellung von Rhythmus, durch die oben erwähnte Verzeichnung desselben in Noten. Man denkt das Liniensystem von den Noten weg und der reine Rhythmus steht jedermann vernichtlich und unzweideutig vor Augen. Es ist ein Glück für uns, daß wir eine so leicht faßliche und brauchbare Verzeichnungswaise der Tonrhythmen in unserer Notierung haben. So gut hatte man es vor Alters nicht, und wir selbst besitzen diese Vortheile kaum seit ein Paar Jahrhunderten. Denn es gehöret nicht wenig dazu, etwas, das der Sinn vernimmt, so gänzlich in Begriff aufzulösen und auf den Verstand überzutragen, daß es dieser durch vollständige Zeichen ganz unzweideutig, wieder durch Verwirrung des Verstandes, an den Sinn eines Andern bringen kann; und gewöhnlich führen erst viel unvollkommener Versuche und eben so viel Verirrungen zum Ziel. Kaiser Carl der Große ließ die geschicktesten Sänger zu dem kirchlichen Gottesdienst berufen, gleichwohl war es un möglich, was bei uns leicht ist, ihnen die Melodien der römischen Kirche durch Verzeichnung deutlich zu machen. Sie mußten selbst nach Rom, um dort zu hören.*

Das man allenfalls in allen Zeiten von rhythmischen Verhältnissen bezeichnen, war das, was sich freilich zunächst darbietet: der allgemeine Unterschied von lang und kurz. Um das Lang zu bezeichnen, bediente man sich des Striches (—), für die Kürze des Häkchens (∪), das weniger lang und mehr lang (z. B. ♪ und ♫) fühlte man wohl dur-

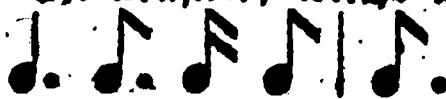
ch, allein man erhob dieses Gefühl nicht zur Deutlichkeit und deswegen gelangte man nicht dahin, diesen Unterschied der Längen und Kürzen zu bezeichnen, so wie wir jetzt in einem ähnlichen Falle die feineren Unterschiede der Farben nicht mit Bestimmtheit bezeichnen, weil uns eine feststehende sichere Skala dafür fehlt. Wie wir diese Farbenunterschiede bloß durch den Augenschein auffassen, so mußten die Sänger damals die Unterschiede unter den Längen und unter den Kürzen durch eigenes Hören auffinden. In vielen Melodien trifft es nun allerdings, daß nur eine Art von Längen und nur eine Art von Kürzen darin vorkommt, und diese bezeichneten sich am leichtesten mit den angenommenen Zeichen der Länge und Kürze, wie denn auch ihr Rhythmus im Gesang am wenigsten zu verfehlen war. Der Rhythmus z. B.

— ∪ — ∪ | — ∪ — ∪ | — ∪ — ∪ | — ∪ —

Frommer Grab, ach hätte ich nimmer mit dem Schwerte dich verkauft, gehört zu dieser Gattung. Man fand in solchen Rhythmen die Dauer der Länge zwei Kürzen gleich, dasselbe Verhältniß ließ sich auf den Rhythmus:



anwendend, da diese Gattungen der Rhythmen die häufigsten waren, so setzte sich bei den Theoretikern die Meinung als ein Grundgesetz fest: Jede Länge sey gleich zweien Kürzen. Wo nun in einem Rhythmus eine Länge zu bezeichnen war, da bezeichnete man sie mit dem üblichen Zeichen (—) und schrieb ihr in allen Fällen den Gehalt von zwei Kürzen zu. Eben so rechnete man von allen Kürzen ohne Unterschied zwei auf eine Länge. Die Musiker, welche wohl fühlten, daß die Längen in der Figur



ganzen andern Gehalt hatten als in dieser



miewohl beide metrisch auf dieselbe

Art (— ∪ ∪ | —) bezeichnet wurden, behaupteten zuweilen, man müsse zwischen Lang und Lang unterscheiden, und zwischen Kürzen sey auch ein Unterschied zu machen; allein weil man damals keine Notengehaltzeichen hatte, sondern den Gehalt der Töne aus den Sylben der Verse schließen mußte, so glaubten sie ihren Satz so zu erweisen, daß sie auf den verschiedenen Zeitgehalt der Sylben aufmerksam machten, die wenig Consonanten haben, z. B. Ruh, und in welchen deren viel sich vereinigen, z. B. Strumpf. So versahen sie es freilich im Beweis ihrer Behauptung, und die Metriker (oder Grammatiker), die mit jenen oft darüber, nach Marius Victorinus Versicherung, stritten, machten ihren Satz immer mehr geltend: jede Länge sey gleich zweien Kürzen. Man darf sich über diese Beharrlichkeit der alten Metriker nicht wundern, denn miewohl wir jetzt, seit länger als einem Jahrhundert, in unsrer Notirung eine sehr passende Bezeichnung für die Dauer der Zeitmomente im Rhythmus haben, so beharren dennoch unsre neuen

Metriker so unterrichtet auf ihren Strichen und Häkchen und auf dem Satz von der zweiseitigen Länge, als ob eine Erfindung wie unsre Drucknoten gar nicht in der Welt, und Rhythmen von andern als zweiseitigen Längen noch nie erhörte Dinge wären. Betrachtet man alte Verse nach dem Satz von der bloß zweiseitigen Länge, so bekommt man Rhythmen zu sehr, gegen welche unser Gehör sich etwas empört, z. B.

D. I. in Wästelichen Übersetz:



laublichere. Die Metriker vermerken aber das Geringsere durch die moderne Erfindung des Tactes, und verdrängt habe, indem er sie einseitig und langweiliger — meinen sie — sey es mit der alten Musik ihre Tactlosigkeit habe sie sich in schöner Zeit durch die Wunder bewirkt, welche alte Schriftsteller ihr berichten. Der gelehrte Weichow hoffte, diese Tactlosigkeit wiederholen, und der neuen Welt den Weg zu ihnen. Sein griechisches Concert, das er gab, that auch wirklich ungewöhnlichen Effect, und ist, als der gelehrte und übrigen sehr verdienliche. Sieht ein Unbefangener einen solchen, an z. B. den eben erwähnten

In grünaubigen Buchstaben.

so fällt es ihm sogleich auf, daß der Vers selbst ganz unverständlich ist:



so würde er den Schreiber ausschelten und die Stelle sogleich auf diese Weise:





berichtigen, jedermann würde ihm auch hierin bestimmen. Wenn man nun den Sylbengehalt eines Verses findet

--- u u | - u - u | - u - u u | - -

ist es nicht natürlich, ihm eben so zu verstehen, wie der Musiker, und nicht gleich dem weniger unterrichteten Schreiber, besonders wenn der Vers z. B.

Schon waren die goldnen Erdäme, freudlos das Erwachen,
die Meinung des Musikers rechtfertigt? Bis werden uns mithin an


Ist die Thesis der Arsis an Zeitgehalt gleich (, ) , so entsteht ein gleiches Metrum (gerader Tact); ist hingegen die Thesis der Arsis ungleich, und also kleiner (denn ein Größeres könnte nicht aus dem Kleinern hervorgegangen scheinen), z. B. , so entsteht das ungleiche Metrum (ungerader Tact). Wer die Ansichten tiefer anseht

! Hervorgehen des
is. Der Charakter
ist beidseitig, und
, welches letztere
leich, und nur
en. So entsteht
ie Kraft außer
these aus sich
ibetischer und
g auf die erste
auf die ihm an
vielleicht die

Denke sich die gewöhnliche Ansicht eines ungeraden Tactes: 

Die Viertelnote ist hier die Antithese der halben; man löse man aber diese in Viertel auf, (); so ist die zweite Note Antithese der ersten, und die dritte zeigt den erwähnten doppelten Charakter in ihrer doppelten Beziehung. Dieses Hervorbringen der dritten Note zeigt, warum nur die Zahl drei den ungeraden Tact ausfüllt, nicht eine andere der ungeraden Zahlen. Denn wollte man fünf entstehen lassen, so würden sich diese fünf in zwei Reihen theilen, wo die Zwei und die Drei, also die beiden ersten Verhältnisse, wiederkehrten. Im geraden Metrum ist Arsis und Thesis sich gleich. Man kann diese beiden rhythmischen Bestandtheile Hauptmomente nennen. Jedes dieser Hauptmomente kann sich nun nochmals in Satz und Gegensatz zerlegen:

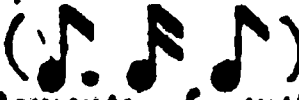


und wir nennen diese rhythmischen Bestandtheile Momente zweiter Ordnung. Da die Hauptmomente sich gleich sind, und die Momente zweiter Ordnung ebenfalls unter sich, so findet unter Momenten derselben Ordnung kein Unterschied der Länge und Kürze Statt. Erst, wenn Momente beider Ordnungen vermischt werden ()

man bemerkt, dass diese Momente verschieden sind, wenn sie sich in Momenten derselben Ordnung bewegen, unterscheiden also ihre Arsis und Thesis nicht die Länge, sondern bloß durch den Accent, der auf das erste (Arsis) fällt. Man nennt sie daher accentirte Momente. So geben z. B. unsere Kirchenchoräle. Rhythmen, die sich in Momenten verschiedener Ordnung bewegen, und die Momente zugleich nach Längen und Kürzen (nach Quantität) unterscheiden. Diese heißen deswegen quantifizirende Rhythmen, und gehören der größte Theil der alten Verse. Die beiden Hauptmomente des geraden Metrums können sich auch ungleich zerlegen:



und so entsteht ein gemischtes Metrum (der Sechachteltact). Daß diese Zerlegung auch in lauter Achtel geschehen könne, begreift sich leicht, und eben so, daß das erste Achtel durch stärkere Markirung leicht in

ein punktirtes () übergeht. Mischen sich nun beide Ordnungen der Momente, so entstehen mancherlei Formen des Rhythmus, welche hier zu bemerken sind, wegen ihrer sonderbaren Verknüpfung mit den Metrikern:




- die bacchische Form, bei den Metrikern - -
- die erste päonische Form . . . - u u
- die ionische Form - - u
- die kretische Form - u -
- die vierte päonische Form . . . u u u
- die choriambische Form - u u

Kam z. B. der aus solchen Formen bestehende Vers vor:




Well schimmert im Mondesstrahl sanft walzende Meerfluth,
so bezeichnen die Metriker sie nach ihrer zweizeitigen Länge so:



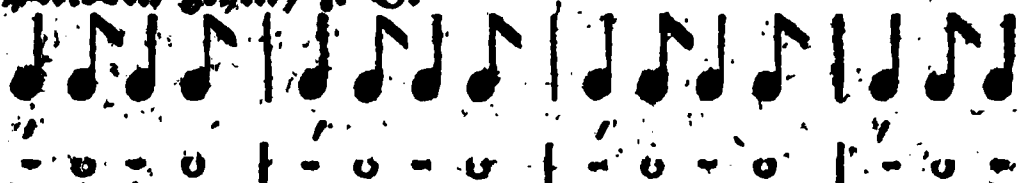
und behaupten, die Alten haben sie auf diese Art vernommen, bei der Großmutter werde nicht von der Enkelin tanzen gelernt haben. Dieser gelehrten Behauptungen wegen war es nothwendig, zu zeigen, daß die Formen, nach welchen wir Rhythmen messen, nicht der neuen Musik angehören, sondern im Wesen alles Rhythmus gegründet seien, d. h. mithin — um bei dem beliebten Gleichniß zu bleiben — Großmutter und Enkelin dieselbe Lehrerin hatten: die Natur. Das ungerade Metrum hat drei Hauptmomente: () welche in zwei Unter-

momente zerlegt, das molossische Metrum geben, in der Musik dreivierteltact. In drei Momente zweiter Ordnung zerlegt bildet es ein Metrum, welches wir das tripsodische nennen, und das dem Neunachteltact gleich ist. Zieht man die beiden ersten Momente zusammen

() , so entsteht das trochäische Metrum, oder der Dreiachteltact.

Welches Maß irgend einem Rhythmus eigenthümlich sey, ist natürlich nicht eher bestimmt vernommen werden, als bis in seine Verlauf die Hauptarsis zurückgekehrt ist. Die Hauptarsis aber ist sich erst nach mehrmaliger regelmäßiger Rückkehr als Hauptarsis zu wahren, denn die Arsis, welche wiederkehrend vernommen wird, kann auch den Momenten späterer Ordnung angehören. Die Hauptarsis kehrt erst nach einer gewissen Zahl von Hauptmomenten zurück, und die Regel, nach welcher sie wiederkehrt, heißt in der Musik der Tact. Es zeigt sich also, daß der Tact ebenfalls in dem Wesen des Metrums gegründet, und keinesweges, wie die gelehrten Metriker meinen, eine Erfindung neuerer Zeit ist, um mehrere Stimmen ohne Verwirrung zugleich hören lassen zu können. Vermuthlich ist der abwechselnde Gebrauch beider Fälle beim Gehen auch eine Erfindung neuer Zeit, u

die Bewegung mehrerer Soldaten neben einander anschauen lassen zu können. Die Abtheilung von einer Haupttasche zu der andern nennt man in der Metrik bekanntlich einen Tact, wir nennen sie im Allgemeinen eine metrische Periode. Wie eine Melodie durch mehrere Tacte gehen kann, so kann ein Rhythmus, z. B. ein Vers, durch mehrere Perioden gehen, z. B.

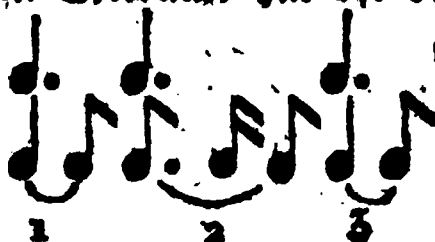


Armes Herz, von namensloser Kummerthat gepeiniget, und so wird also die metrische Periode zum Versmaß (s. d. Art.) Die Abtheilung von einer Unterzeile bis zu der andern nennt man in der Metrik einen Fuß, wenigstens ist dieses der ursprüngliche reine Begriff davon. Anschaulicher erklärt man sich den metrischen Fuß als die Form, nicht der ganzen Periode, sondern eines einzelnen Hauptmomentes derselben. So hat die Periode des gemischten Metrums in der trochäischen Form zwei Füße:



in metrischer Bezeichnung - , -

und heißt deswegen Dipodie (Doppelfuß). Die Periode des tripodischen Metrums hat oft drei Füße:



in metrischer Bezeichnung - , - , -

und heißt deswegen Tripodie. Ursprünglich, wie gesagt, war dieses die wahre Bedeutung des Wortes Fuß, und in diesem Sinne gibt es nur folgende Füße:



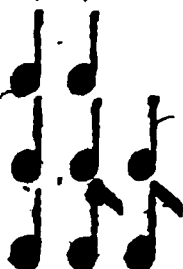
Pyrrichus, metrisch bezeichnet

Tribrachys

Daktylus

Trochäus

welche als wahres Maß der Periode und als Formen dieses Maßes gelten können. Das unaufgelöste Moment () kann man nur ungenügend zu den Füßen rechnen und eben so folgende:



Spandus, metrisch bezeichnen

Molassus

Daktylus (der schwere)

erhalten. Wenn diese wahr
 ist, wiewohl sie noch jetzt
 schon seit langen Zeiten
 und hierdurch Verwirrung
 Man bemerkt nämlich die
 langen Sylben mehr, als
 zweigerte nun die Zahl der
 alle möglichen Zusammen-
 men unterschied. Man setzte
 mehr Sylben fort, und wer
 Schriften von Klopstock,
 beurtheilen will, muß sich
 diese Zusammensetzungen

- u u - Antibacchius.
- u u u - Ictius.
- u u u - Anapaest.
- u u u Amphibrachys.
- u u u Daktylus.

Dieseselbige Maße sind sechzehn:

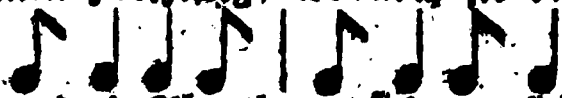
- u u u u - Dispondeus.
- u u u u u Proclausmaticus.
- u u u u u } erster
- u u u u u } zweiter
- u u u u u } dritter } Epitritus.
- u u u u u } vierter
- u u u u u } erster
- u u u u u } zweiter
- u u u u u } dritter } Iamb.
- u u u u u } vierter
- u u u u u } sinkender
- u u u u u } steigender } Ioniker.
- u u u u u Choriamb.

man diese, nach einer
 der ursprünglichen
 Art. So geriß man
 and falschen Sylben



vor auf glühendem Vorgehret,
 über dessen Gesang kein Zweifel entstehen kann, theilen die gelehrten
 Kritiker so:

und jede Länge ist ihnen zweizeitig, wodurch sie die Wundermelodie



erhalten, von welcher das Alterthum sich entzückt gefühlt haben soll. Ueberhaupt ist es merkwürdig, daß die Gelehrten einstimmig von der Bewunderung wiederhallen, mit welcher das Alterthum die damaligen Rhythmen gebre habe; gleichwohl sind eben diese Gelehrten über nichts unernster, als über diese Rhythmen selbst, die jeder anders aufstellt, alle aber so, daß, wie sie selbst bekennen, unser verwöhntes Ohr die Schönheiten nicht vernimmt. Es wäre einer Untersuchung werth, wie man von der Schönheit einer Melodie entzückt werden kann, deren Gesang der einen Classe der Hörer unvernünftig, und von der andern unvernünftig ist. Diese zusammengesetzten Füße haben in Beziehung auf Rhythmus wenig Sinn und wenig Brauchbarkeit. Läßt man aber diese Beziehung ganz weg, und betrachtet diese Art Füße als prosodische Compositionen, so bekommen sie ihre wahre, ihre eigenthümliche Bedeutung. Der prosodische Gehalt einer Sylbe nämlich ist von dem metrischen durchaus zu unterscheiden. Der metrische Gehalt einer Sylbe ist genau bestimmt durch ihre Stelle im Rhythmus. Die Sylbe Schön + B. ist im Rhythmus



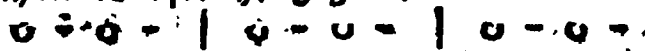
dreizeitig; bei



ist sie zweizeitig, und in



Schön, wie des Morgens er glühen die Pracht ist sie unvollkommen. Anders ist es mit dem prosodischen Gehalt. Dieser zeigt kein bestimmtes Maß einer Sylbe, er betrachtet die Sylbe außer dem Rhythmus und ohne Verhältniß. So bestimmt er bloß Länge und Kürze im Allgemeinen. Die Sylbe Schön + B. ist prosodisch nur lang überhaupt: wie lang, bestimmt nicht die Prosodie, sondern das Metrum. Diese zusammengesetzten Füße kann man also als prosodische Wortformen (Wortfüße) betrachten, welche durch die rhythmische Bedeutung ihrer Silben zu Wortrhythmen werden. Dabei geschieht es nicht selten, daß die prosodische Form eines Wortes einen andern Namen haben kann als dessen metrische: so ist z. B. die prosodische Form des Wortes: fortwanderten, ionisch (- - o o), am Schluß des iambischen Verses hingegen:



Aus theurer Heimat Waterhaus fortwanderten,

ist die metrische Form die iambische (- - o o). Die geschickte Stellung der Wortfüße in einem Vers ist eine der Hauptbedingungen zu dessen Schönheit, und man kann die Wortfüße nicht ungeschicklich den Notenfiguren vergleichen, welche der Componist in einem Bogenstrich verbunden haben will (s. d. Art. Wortfuß). Schon vor alten Zeiten haben die Theoretiker rhythmische Verse von metrischen unterscheiden wollen. Indessen blieben ihre Erklärungen dunkel, was gewöhnlich der Fall ist,

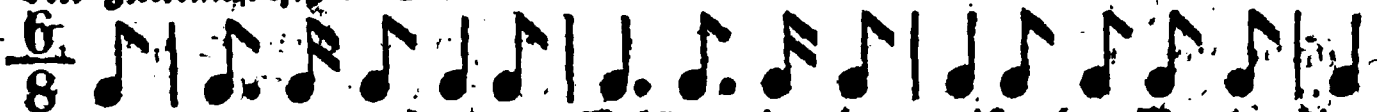
wenn man von dunkeln Gefühlen redet, denen kein reeller Gegenstand entspricht. Es ist unmöglich, einige zusammenhängende Sylben zu sprechen, ohne einen Rhythmus hören zu lassen; jedes mehrsyllbige Wort ist ein Rhythmus, jede Prosa besteht also aus rhythmischen Sätzen, deren jeder sein Metrum hat. Der Unterschied des Verses ist nur dieser, daß die rhythmischen Sätze im Verse durch ein und dasselbe Metrum verbunden sind; z. B. im Verse:



Wie dem Zwillington des Balzhorns wechselt, so fröhlich, so über Doppelsatz, sind die Rhythmen durch das fortgehende gemischte Metrum verbunden; im prosaischen Satz:

Zwei Balzhörner wurden abwechselnd von zwei Singstimmen unterbrochen, sind ebenfalls Rhythmen, aber kein ununterbrochen gleichförmiges Metrum, welches sie verbindet, und darum ist der Satz kein Vers. So kann eine Declamation höchst wohlklingend seyn; aber so lang sie, nach Gebühr, nicht aus der declamatorischen Scale in die harmonische Scale tritt, ist sie kein Gesang. Wenn im Verse das Metrum wechselt, so kann es wenigstens nicht eher geschehen, als bis der Vers das nun geendete Metrum fixirt hatte; im prosaischen Styl hingegen soll das Metrum nie so lange gleichförmig fortgehen, daß es sich fixiren könnte. Welcher reelle Begriff kann nun wohl jenen sogenannten rhythmischen Versen zum Grunde liegen, deren Schatten neuerlich wieder zur Rettung mancher Theorien heraufbeschworen werden? Das einzige Reelle dabei ist die Unbekanntschaft der Theoretiker mit dem Gesang der von ihnen als rhythmisch proclamirten Verse. So sollten vor einiger Zeit die Galliamben dergleichen gefesselte Rhythmen seyn, weil aus ihrer krausen metrischen Bezeichnung:

- - 0 | 0 - | 0 - | - 0 0 | - 0 0 | 0 0 - |
kein Metrum und kein Gesang zu vernehmen war, wovon indessen, werden galliambischen Vers



Ein streuender Quell von Wohlklang in begeistender Melodie, hört, Keins von beiden vermischt. Auf ähnliche Art werden sich alle sogenannten rhythmischen Verse entweder in ein bekanntes Metrum, oder in Prosa auflösen. Will man accentirte Verse unter rhythmischen verstehen, so hat die Sache Sinn; allein der accentirte Vers hat Metrum, wie jeder, nur nicht durch Quantität, sondern durch Accent bestimmt. Hat man sich von dem wahren Wesen des Rhythmus überzeugt, so sieht man leicht, daß die alten Metriker, oder wie man sie auch nennt, Grammatiker, einen falschen Weg einschlugen, indem sie Rhythmen und Verse durch Maße messen wollten, welche nicht durch Zerfallung rhythmischer Momente, sondern durch Sylbenzusammensetzungen entstanden waren. Unter diesen Grammatikern waren vorzüglich berühmt der Grieche Hephästion, und unter den Lateinern Marius Victorinus, Diomedes, Priscian, anderer Schriftsteller, wie Dionysius, Aristides, Quintilianus, nicht zu erwähnen, welche durch andere Schriften ebenfalls bekannt sind. Nach manchen Vorarbeiten, besonders der Engländer Bentley und Daves, erwarb sich der schon erwähnte Leipziger Philolog Hermann das Verdienst, mehrere Irrthümer jener Grammatiker aufzudecken und die Metrik wissenschaftlich zu behandeln. Seine vorzüglichsten Werke sind: *De Metris*, Leipzig 1796, und *Handbuch*

der Welt, nicht von. Es sollte die Grundfrage des Abstrahirens bestehen und in den Werken der alten Naturforschenden, dem oder nach ihrem Gange aus ihrer Verwirrung wiederherstellen. Allein so räthselhaft auch kein Kunst dabei ist, so wenig gelang es ihm, die das wahre Wesen des Abstrahirens einzubringen, weil er durch das Unvollständige, die neue Welt zu sein die sich eigentlich verschieden sind durch die Einwirkung des Lichts verlorde, von dem wahre Ding ab gelöst wurde. Seine Fehler zeigen, zu welchem unrichtigen Resultat man sich verirrt, wenn man sagt, die der Welt mit dem Licht ergriffen von außen, durch beschriebene unvollständigen Vorwissen auszuweisen zu bestimmen. In diesen beschriebenen Vorwissen geht die vollständigkeit der Sache von der hoch zuverlässigen Länge. Das einzige Verdienst ist die, aber im Allgemeinen unvollständig gegebene Theorie des Abstrahirens bekannt worden, nach welcher der Licht, wie in der alten Optik, so auch in den alten Verfassungen, als unvollständig und unvollständig vorhanden nachgewiesen wird. Die Hauptfehler darüber sind: Unvollständigkeit und Unvollständigkeit, von A. B. C. in der Abstrahirenden Optik, Bewegung 1. 2. und 3. 4. und 5. Mittel von bestimmten Punkten, sowie 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168. 169. 170. 171. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 182. 183. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 222. 223. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233. 234. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 241. 242. 243. 244. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253. 254. 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. 274. 275. 276. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 295. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313. 314. 315. 316. 317. 318. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 325. 326. 327. 328. 329. 330. 331. 332. 333. 334. 335. 336. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 343. 344. 345. 346. 347. 348. 349. 350. 351. 352. 353. 354. 355. 356. 357. 358. 359. 360. 361. 362. 363. 364. 365. 366. 367. 368. 369. 370. 371. 372. 373. 374. 375. 376. 377. 378. 379. 380. 381. 382. 383. 384. 385. 386. 387. 388. 389. 390. 391. 392. 393. 394. 395. 396. 397. 398. 399. 400. 401. 402. 403. 404. 405. 406. 407. 408. 409. 410. 411. 412. 413. 414. 415. 416. 417. 418. 419. 420. 421. 422. 423. 424. 425. 426. 427. 428. 429. 430. 431. 432. 433. 434. 435. 436. 437. 438. 439. 440. 441. 442. 443. 444. 445. 446. 447. 448. 449. 450. 451. 452. 453. 454. 455. 456. 457. 458. 459. 460. 461. 462. 463. 464. 465. 466. 467. 468. 469. 470. 471. 472. 473. 474. 475. 476. 477. 478. 479. 480. 481. 482. 483. 484. 485. 486. 487. 488. 489. 490. 491. 492. 493. 494. 495. 496. 497. 498. 499. 500. 501. 502. 503. 504. 505. 506. 507. 508. 509. 510. 511. 512. 513. 514. 515. 516. 517. 518. 519. 520. 521. 522. 523. 524. 525. 526. 527. 528. 529. 530. 531. 532. 533. 534. 535. 536. 537. 538. 539. 540. 541. 542. 543. 544. 545. 546. 547. 548. 549. 550. 551. 552. 553. 554. 555. 556. 557. 558. 559. 560. 561. 562. 563. 564. 565. 566. 567. 568. 569. 570. 571. 572. 573. 574. 575. 576. 577. 578. 579. 580. 581. 582. 583. 584. 585. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 592. 593. 594. 595. 596. 597. 598. 599. 600. 601. 602. 603. 604. 605. 606. 607. 608. 609. 610. 611. 612. 613. 614. 615. 616. 617. 618. 619. 620. 621. 622. 623. 624. 625. 626. 627. 628. 629. 630. 631. 632. 633. 634. 635. 636. 637. 638. 639. 640. 641. 642. 643. 644. 645. 646. 647. 648. 649. 650. 651. 652. 653. 654. 655. 656. 657. 658. 659. 660. 661. 662. 663. 664. 665. 666. 667. 668. 669. 670. 671. 672. 673. 674. 675. 676. 677. 678. 679. 680. 681. 682. 683. 684. 685. 686. 687. 688. 689. 690. 691. 692. 693. 694. 695. 696. 697. 698. 699. 700. 701. 702. 703. 704. 705. 706. 707. 708. 709. 710. 711. 712. 713. 714. 715. 716. 717. 718. 719. 720. 721. 722. 723. 724. 725. 726. 727. 728. 729. 730. 731. 732. 733. 734. 735. 736. 737. 738. 739. 740. 741. 742. 743. 744. 745. 746. 747. 748. 749. 750. 751. 752. 753. 754. 755. 756. 757. 758. 759. 760. 761. 762. 763. 764. 765. 766. 767. 768. 769. 770. 771. 772. 773. 774. 775. 776. 777. 778. 779. 780. 781. 782. 783. 784. 785. 786. 787. 788. 789. 790. 791. 792. 793. 794. 795. 796. 797. 798. 799. 800. 801. 802. 803. 804. 805. 806. 807. 808. 809. 810. 811. 812. 813. 814. 815. 816. 817. 818. 819. 820. 821. 822. 823. 824. 825. 826. 827. 828. 829. 830. 831. 832. 833. 834. 835. 836. 837. 838. 839. 840. 841. 842. 843. 844. 845. 846. 847. 848. 849. 850. 851. 852. 853. 854. 855. 856. 857. 858. 859. 860. 861. 862. 863. 864. 865. 866. 867. 868. 869. 870. 871. 872. 873. 874. 875. 876. 877. 878. 879. 880. 881. 882. 883. 884. 885. 886. 887. 888. 889. 890. 891. 892. 893. 894. 895. 896. 897. 898. 899. 900. 901. 902. 903. 904. 905. 906. 907. 908. 909. 910. 911. 912. 913. 914. 915. 916. 917. 918. 919. 920. 921. 922. 923. 924. 925. 926. 927. 928. 929. 930. 931. 932. 933. 934. 935. 936. 937. 938. 939. 940. 941. 942. 943. 944. 945. 946. 947. 948. 949. 950. 951. 952. 953. 954. 955. 956. 957. 958. 959. 960. 961. 962. 963. 964. 965. 966. 967. 968. 969. 970. 971. 972. 973. 974. 975. 976. 977. 978. 979. 980. 981. 982. 983. 984. 985. 986. 987. 988. 989. 990. 991. 992. 993. 994. 995. 996. 997. 998. 999. 1000.

Es ist notwendig, das wahre Wesen des Abstrahirens zu bestimmen, und die Natur der Sache zu durchschauen, und auf die Natur der Erscheinung zu merken gemacht ist, die Natur der Erscheinung durch eine Mischung von Ursachen angeordnet, so das in der Zeit nicht nur das Licht, und die Natur der Erscheinung begründet dazu sich zu finden scheint. Es ist notwendig, das wahre Wesen des Abstrahirens zu bestimmen, und die Natur der Sache zu durchschauen, und auf die Natur der Erscheinung zu merken gemacht ist, die Natur der Erscheinung durch eine Mischung von Ursachen angeordnet, so das in der Zeit nicht nur das Licht, und die Natur der Erscheinung begründet dazu sich zu finden scheint.

eine positive, Aufschwung. Dies
 ist durch das Gesetz der Beschaffenheit
 ihm Kants Lehre von dem Causa-
 u begründen sucht, ihrem Begriff
 Begriff in dem ersten Elemente
 na überhaupt die philosophische
 dem Gebäude mehr zum Eingang,
 las in der Musik Harmonie und
 Raum als Symmetrie und Ge-
 e erste Dimension des Raumes
 der Succession angehört; die
 Raute, also dem Zugleichem
 dern der Reflexion), so begriff
 . Höhen, Säulen) von Eurythmie
 von Symmetrie die Rede ist.
 der im Raume kriechende Rhyth-
 ordene Harmonie; so sagt man
 wenn man von Aufklärung eines
 e bloß die Zeit im den Raum,
 Licht, in einem intellektuellen
 ist führt, Architektur ist die Mu-
 ; und die Rhythmen des Raumes
 er consequent bleiben will, jenen
 nen, sonst vermischt es in seinem
 in liegende Begriffe. Al,

Mialto, eine veraprinte Urtheil in Venedig (s. den Art. Venez-
 hie).

schon weil er die Dichter in Vespersch nahm; stets volle Häuser. Diese Beschäftigung reizte ihn denn noch und noch, mit eignen Erzeugnissen, wie der eifrigen Fran, aufzutreten. Ja er wurde so lüden, den Belcebuth zu verbanen, zu welchem Ende er die Sciofaca des Aruch mit einigen Abänderungen wählte und auf das Theater zu Venedig brachte. Aber dieser Versuch schien doch, dem Erfolg nach, abereilt; denn unter lautem Murren des Publicums konnten nur vier Acte aufgeführt werden, zu nicht geringem Verdruß des redlichen, eifrigen Mannes. Willkommen war ihm daher die Gelegenheit, die sich ihm durch einen italischen Fürsten bot, eine Schauspielergesellschaft für den Herzog von Orleans in Paris zu errichten, und sein inlader empfangliches Vaterland zu verlassen. Im 2den Mal 1716 trat er mit seiner Gesellschaft auf dem Theater Hotel de Bourgogne auf. Er und seine Familie, von seinen beiden Frauen besonders die zweite Elena Valenti, und später sein Sohn Franz, genoßen durch die Feinheit, Bewandtheit und Lebendigkeit ihrer Darstellungen allgemeinen Beifall. Sein erster Aufenthalt in Paris dauerte zwölf Jahre bis zum Monat März 1729. Am 2den Januar 1728 trat sein Sohn zum ersten Mal in Watvoux Paris, bei überraschung auf, den Zuschauern vom Vater deutlich und verbindlich anzusprechen, bei welcher Gelegenheit folgendes Madrigal erschien:

Pour ton fils, Lello, ne sois point allarmé!
 Il n'a pas besoin d'indulgence;
 D'un heureux coup d'essai le porteur charmé
 N'a pu lui refuser toute sa bienveillance.
 Pour ses succès futurs cesse donc de trembler,
 Quo nullo crinale no l'agies,
 Si ce n'est d'avoir dans la suite
 Un généreux rival, qui pourra l'égalor.

Jahren war Nicoboni unerm
 Romagnese, auch seinem E
 und Brüdern gemäß Kou
 fürste, die auch deshalb ein
 skitalische aromatische Ueber
) eigentlich mimische Urban
 die in der sogenannten comu

gewesen zu sein scheint. Sie sind nicht eigen
 Mercurie bekannt gemacht. Außer dem immer
 mit mancherlei Schicksalen wiederkehrenden in
 ctus, der sich doch nicht ganz banen ließ,
 das Zurückge jezogene Charakterschilderung:
 Frau, der Freigebige wider Willen, der Frau
 wüger wider Willen, der unzeitig Aufrichtig
 der Spieler, der Argwohnische, der Nachlässig
 seiner idealistischen Sittlichkeit mehrere unter
 enthält auch eine Geschichte des italischen i
 lateinischen Komödie an, mit einem Verzeich
 gedruckten italischen Tragödien und Komödien
 schon Bemerkungen über die verschiedenen Th
 ist es von einem so fleißigen und achbildeten
 war, viel eingestreute gute Bemerkungen und
 seine Kunst. Auch sechs Kapitel über die L
 seiner Muttersprache heraus, so wie sein Col
 Er machte sich also ganz um die Bühne sehr verdient. Im Jahre

1179 hat er eine fröhe Entlassung, die er mit einem Jubelgeschrei dem 1000
 Ivers erdicht, und lebt darauf in Parma. Aber wenn ihn vielleicht
 das diesem Geschick eignen Verdrießlichkeiten vom Theater entfernt habe
 den, so zog von seiner Liebe dazu doch noch stärker zurück, und so ging
 er nach ungefähre zwei Jahren wieder nach Paris, um allgerneinem Beifall,
 wie er ihn früher genossen, empfangen. Im Jahre 1738 machte
 er mit seiner Familie wieder einen kleinen Ausflug in die Provinz, um
 wissen zu sehn, ob um etwas Schrollen zu geben, oder zur Erholung und
 zum Vergnügen. Im März 1737 kam er aber wieder nach Paris. Wie
 lange sie dort geblieben, ist nicht ganz auszumitteln. Der Hofa ver-
 ließ im Jahre 1750 das Theater gänzlich, und lebte 1753 in Italien
 im Schooße seiner Familie. — Erwägt man die gleichzeitigen und jede
 fern Erhebungen die auf unsere Zeiten herauf im Verhältniß zu der
 Wohlthat des Publicums, so sieht man wohl, daß Nicoboni nach
 manchen Schwankungen, welche aus seiner Eigenschämlichkeit im gebornen
 oder kleinern Erren mit der Volkshämlichkeit hervorbrangen, durch den
 Gang der Zeit doch eine Richtung entfaltete, welche wieder durch
 manchen Fall, und W hindurch die herrschende geblieben ist. Freilich
 aber zeigt der vorstehende Bescheid an diesen steten Eitungen
 wählend, an dem rührenden Drama und dem bürgerlichen Trauerspiele,
 daß auch hier, wie vielleicht im übrigen Europa, die eigentliche Poësie
 ganz vorüber ist, und nur noch in einzelnen Bemühern abklingt und
 erdämmert. Italiener, Franzosen, Spanier und Engländer theilen
 dies mit uns Deutschen, nur daß der gründlichere deutsche Geist viele-
 leicht nach ihren Schwankungen, in welchen er begriffen ist, oder ei-
 nem Verfallszustand zu finden geeignet seyn möchte, wenn nicht überdies
 der Klugeiß eine andre Richtung und eine andre Eohäre, als die der
 Kunst, ihm anzuweisen hat, worauf manche Zeichen wohl hinführen
 möchten.

RICHARD I., König von England, war ein Sohn Heinrichs II.
 und Eleonoras von Aquitan. Wegen seiner Tapferkeit und Kühnheit er-
 hielt Richard den Beinamen Löwenherz. Bald nach seiner Thron-
 bestigung (1189) verheiratete er sich mit Adalg Philipp von Frankreich
 zu einem Kreuzzuge gegen Saladin. Ehe Richard noch das
 gelobte Land erreicht, starb er noch manche That aus; er befreite seine
 Schwester Mathilde aus der Gefangenenschaft des Königs Lausred
 von Sicilien, und eroberte die Insel Cypern, deren König Isaac

Bisletto geschlagen wurde. Darauf in bald
 er seinen Heideknecht durch die Eroberung
 manche ritterliche That. Da aber bald nach
 Philipp ausbrach, auch hier, wie immer, die
 Länder und Franzosen sich zeigten, so begab
 er sich (1192). Durch einen von die Rüste
 , wurde er hier von seinem persönlichen Feinde,
 in Oesterreich, gefangen genommen, und
 , ausgeliefert, der Richard so lange fest hielt,
 Karl Eiders löste. Bei seiner Zurückkehr
 vom Bruder Johann auf dem Thron, den
 er, worauf er gegen Frankreich sich rüstete,
 rufen hatte. In der Schlacht bei Bifford
 wurde aber bald darauf bei der Belagerung
 a Vitrifschuß getödtet (1199). Die ritterlichen

Epöen und Abentener dieses Königs haben Dichtern und Romanziers

selben Hof zu vielen Erddüngern und Fildern gegeben. Edele in Deutschland ihm wiederstehendes Widerstand hatte er nach dem Tode von Hubertus gegen die Deutschen in Poitovna und durch die Unterstützung der Baronen in Caillon gegen Edward VI. zugezogen. Einmal Verordnung auch wurde ihm freigegeben zu Salisbury, zu Fines des Porgis seines Vaters, beizutreten, um dadurch seine Reue anzudeuten über das pflichtwidrige Verhalten, das er bei der Thronbesteigung gegen sich erlaubt hatte; jedoch wurden seine Einsprüche, gleichfalls auf seinen Befehl, zu Chatham, sein Herz zu Hagen überdient, weil wie er sagte: die Besetzung des ersten Ortes durch ihn Unbilligkeit nicht bedingt von ihm verstanden, die des letztern aber durch ihre Unbilligkeit sein Herz sich auf immer erworben hätten.

Richard II., König von England, Sohn des schwarzen Prinzen und Königs Edwards III., geboren 1367, starb 1399 in seinem 32ten Jahre bei dem Tode seines Vorfahren des letzten der selben wie oben unter der Zeitrechnung des englischen Volks, welcher das Andenken des selbstmüthigen Vaters dieses Königs vererbte, und von ihm sich zu erben erwartete, die latter haben Erbschaften ererbten würden. Die oberste Staatsgewalt war zu dieser Zeit in den Händen der drei Obersten des innern Raths, nämlich Johannes des Saunt, Herzog von Lancaster, Edmund, Herzog von Lancastr, und des Thomas von Woodstock, nachmaligen Herzogs von Gloucester. Von dem verstorbenen König war nicht ausdrücklich eine Regentenschaft bestimmt worden, aber auf Verlangen des Hauses der Gemeinen wurde ein Rath von neun ausgewählten Personen zur Verwaltung der höchsten Gewalt angesetzt. Im frühesten Jahre des Königs Richard II. verlor er unter Feinden mit Frankreich und Schottland, deren Folgen ein höchstliches innerer Unruhe war, welcher durch die zum öffentlichen Dienst erforderlichen Ausgaben veranlaßt wurde. Durch das unglückliche Verloren eines Gemeinwerts der Hofkammer anwuchs, erkrankte ein Jünger, Thomas Mowbray, seinen mit einem Hammer; angeblich verbrannt sich dadurch die Flamme des Hofes über die Freundschaft des Königs, und von dort in alle benachbarten Landesherrschaften, so daß ein Corps von 10000 Mann auf die Straße der Hofkammer. Der Zweck dieser Maßregel war nicht die Abschaffung einer drohenden Gefahr zu bewirken, sondern auch die Land

von der weltlichen Freundschaft, in welcher die niedrigen Klassen gehalten waren, so wie auch Jäten von nachlässigen Anhängern, welche die Ehre der Krone anstießen, und eine allgemeine Freundschaft zu bewirken, sich unter den Jünglingen verbrannt: sich London näherten, sondern sie eine Freundschaft an

den König, der eine Unterredung mit ihm führte. Ein Einverständnis durch ihm befohlen, mit ihnen am Hofe der Krone zu verweilen. Als er sich aber in seinem Posaunen näherte, erboten sie ein so wildes Verhalten, daß er mit seiner dadurch in Furcht gesetzt die Gleitung zurückzuziehen, ohne ihren Wünschen zu gehorchen. In der Nacht darüber hielten sie in London ein, verbrannten mehrere öffentliche Gebäude, begannen viele Verordnungen und andere Ausschweifungen, und verbrannten allgemeine Rathen. Am folgenden Tage, auf die drei Häuser der Hofkammer und andre vornehmliche Personen umgebracht hatten, gingen sie nach Wiltshire, wo der König sich befand, und dort wurden ihnen, um sie zu bestrafen, ausgesandte Freundschaften, und eine völlige Verzeihung für alles begangenem zugezogen. Nach diesen

Bewilligungen zerstreuten viele der Auführer sich wieder in ihre Wohnungen, nur ihr Hauptanführer Wat Tyler blieb an der Spitze der krenischen Insurgenten zu London zurück. Diese begegneten dem Könige, als er am Tage nachher mit einem kleinen Gefolge ritt, nach 20,000 Mann stark, in Smithfield. Hier redete Wat Tyler den jungen Richard mit der größten Unverschämtheit an, und machte die übertriebensten Forderungen, aber der Lordmayor Walworth von London sog sein Schwert und durchbohrte ihn. Als der Wenter befragt über den Fall ihres Anführers da stand, ritt der König mit einer, bei einem 25jährigen Jünglinge bemerkenswerthen Geistesgegenwart allein, auf sie zu, sagte ihnen, daß er ihr Anführer seyn wollte, und führte sie wider ihren Willen in die benachbarten Gegenden. Nicht lange nachher erschienen der Lordmayor und andre Königlichegenante an der Spitze einer starken Armee gegen andre Insurgenten, welche so bestrast wurden, daß sie auf ihren Faleen um Gnade bittin. Richard bewilligte ihnen dieselbe unter der Bedingung, daß sie augenblicklich auseinander gehen sollten, und entließ sie mit denselben Freiheitsbriefen, die er den vorigen ertheilt hatte. Inzwischen hatte sich die Fackel der Empörung auch über andre Theile des Königreichs, besonders über Norfolk und Suffolk verbreitet, wo manche Grausamkeiten vollbracht wurden; aber die Auführer wurden sogleich durch Gewalt unterdrückt. Als alles ruhig war, sog Richard an der Spitze von 40,000 Mann, die durch ein von den Anhängern der Front veranlaßtes Aufgebot zusammengerufen wa-

er alle von ihm ertheilten Freiheitsbriefe widerrufen hatte, Commissionen an die Auführer zu verhören, was wurde. Es wurden, als gewöhnlichen Gewaltthaten ein Entschuldigter und verdächtigter Vermittler wurde durch die gegen dasselbe verfahren vorher. So sehr das Verfahren von Klugheit zeugen mochte, so wenig erregten Erwartungen. Eine reisende Gesellschaft zu einer verei bei jungen Königen so gewöhnlich mal da ein schwacher Verstand und führungen seiner Lieblings Preis gaverheirathete er sich mit Anna, Tochter ließ er sich verleiten, dem Großregal abnehmen zu lassen, weil er sich henkungen, die Richard an Hbflinge i Krieg mit Frankreich und Schott: des Herzogs von Lancaster beun e von Richards Regierung. Schon mächtigen Onkel des Königs wegen

Hochverraths vor Gericht zu stellen, als die Gefahr eines bürgerlichen Krieges eine Ausöhnung veranlaßte. Als der Waffenstillstand mit den beiden feindlichen Königreichen verlossen war, ging Richard mit einer großen Armee nach Schottland, und verwüstete ohne Widerstand die Gegenden um Edinburg und Perth. Unterdessen machte eine schottische Armee einen verheerenden Einfall in England, und wechselseitige Verwüstungen waren die einzige Frucht dieser Feldzüge. Richards vorzüglichste Lieblinge waren Michael de la Pole, Graf von Suffolk und Kampfer, und Robert de Vere, Graf von Oxford, und seine Verschwendung

gegen sie in Gütern und Würden, die er ihnen gab, war ohne Bränken. Den letztern machte er zum Herzog von Irland mit voller Souveränität auf Lebenszeit. Als der Herzog von Lancaster in Spanien abwesend war, stellte sich des Königs jüngerer Onkel, der Herzog von Gloucester, ein Mann von heftigen Eiten und gefährlichem Ehrgeiz, an die Spitze einer gegen die Lieblinge Richards gerichteten Partei, und verwickelte einige große Lords und des Haus der Gemeinen in seine Pläne. Auf sein Ansuchen wurde eine Anklage wider den Kanzler dem Oberhause übergeben. Obgleich der König sich mit seinem Hofe nach Eltham begab, so ward er doch genöthigt, seinen Minister zu entlassen, der darauf seiner Ehre für verlustig erklärt, und zur Gefangenschaft verurtheilt wurde. Das Parlament beraubte sogar den König seines ganzen Ansehens, und zwang ihn, einen Regenthschaftsrath aus vierzehn Personen bestehend, und auf ein Jahr mit der höchsten Staatsgewalt versehen, anzuordnen. Natürlich mußte der 31jährige Richard, der nun ganz in einem Zustand der Unthätigkeit gefest war, mit

Wach häufigen Berathschlagungen auf seinem er 22. zu Nottingham ein Council seines Reiches, welches die Frage über die Regenthschaft, die er gezwungen hätte geschickelt. Man erklärte die Commission für eine Rechte, und alle bei derselben Anwesende eblig. Kaum war der Herzog von Gloucester nachrichtig, als sie sich bereit machten, ihn zu hängen. Sobald also der König nach London kam sie in Hertings Park an der Spitze einer ne Botschaft an Richard, und verlangten die sionen, welche sie für Vertheidiger angaben. Da tgegensetzen konnte, so schworen die Anwesenden r König mußte versprechen, sie vor ein Gerog von Irland zusammenzulassen indessen einig dacht, und eilte auf London zu, ward aber schon

Die siegreiche Partei schon sehr alte, die über, und bei dem folgenden Parlament wurden d dem Council des Königs angeklagt und verurtheilt, in sich demüthigt hatte, wurden hingerichtet, verfuhr man nachher gegen andre Freunde r, welche zu Gunsten Richards in dem von

dem niedergeworfenen Berichte gesprochen hatten, wurden alle des Hochverraths für schuldig erklärt, und in ewiger Gefangenschaft verurtheilt. Ueberdies machte die gloucestersche Partei sich durch diese Strenge und diesen Mißbrauch ihrer Gewalt selbst verhasst, denn als (1359) Richard in dem Regenthschaftssaal eintrat, und mit entschlossenem Tone verlangte, die Regierung selbst zu führen, da widerstande sich Niemand, und er vertrieb den Herzog von Gloucester mit seinen Anhängern, und besetzte die von ihnen verwalteten Stellen mit andern Personen. Zugleich machte er eine allgemeine Amnestie, und die Erlassung aller, durch das letzte Parlament gemachten Auslagen bekannte. Einige Jahre später bildete sich unter dem Herzog von Lancaster eine der gloucesterschen entgegengesetzte Partei, wie welcher Richard sehr glücklich auf dem besetzten Fuße lebte. Der Krieg mit Frankreich ward nachlässig und von häufigen Waffenstillständen unterbrochen geführt; dagegen besuchte der König an der Spitze eines Heeres 1364 Irland, um die Angelegenheiten dieses Landes auf einen festen Stand zu setzen. Er ließ sich

Walden) und sehr darauf noch
 von York, die Regenschiff führte,
 es war? vertraut er die Fische
 ; und ließ mit diesem Reiche er
 baldich sein bekannter Reder in des
 so macher er sich doch durch seinen
 bei der Felle verächtlich, denn er
 bei Maßhalten und Vergeltung
 des seine Vertraulichkeit und ver-
 einer lieblicher freudiger Bewer
 ihm Der unruhige Herzog von
 , ankammit durch seinen Ladel,
 und das seinen Hochschiffbandes,
 wolle des Herodes geschick, ließ

Der König auf den Reich seiner Vertrauten, den Herzog und zwei sei-
 ner Vertrauten, die Grafen von Arundel und von Warwick, gringen
 schwen. Der Graf von Arundel wurde des Hochverrats schuldig er-
 kannt, und ohne Bingericht, der Graf von Warwick und sein Bruder,
 der Erzbischof von Canterbury, wurden gleichfalls schuldig betunden, je
 einer Verbannung verurtheilt, und der Herzog von Gloucester ward
 nach Calais ins Exil geschickt, von wo er aber des Königs Befehl
 bezog, daß er am Schloß von Windsor sein Reich erlangen solle,
 daß er erwidern wolle, und wirklich ist es beworben, daß er so
 fort ward. Ein Streit zwischen dem Herzogen von Hereford und York
 soll waren verdrüßlicher Neben, die der Könige von Richard geschick das
 den sollte, war die Ursache des Todes dieser Regierung. In beiden
 Herzoge foderten sich, mit Bewilligung des Königs, zum Zweckworte,
 oder Richard selbst kam Irland zu dem, verbannte die beiden
 Vertrauten, und gab York auf Lebenszeit, und Hereford auf zehn
 Jahr, die so über auf seine Verabredung wurden. Johann von Beaufort,
 Herzog von Lancaster, dessen Eide und Erbe der Herzog von Hereford
 war, ward ohne Richards Bewilligung, die großen Missethaten,
 veranlaßt den Herzog von Hereford, während der König gerade einen
 Feldzug in Irland unternommen hatte, von Frankreich aus in Fort-
 schritt zu landen. Es verbanden sich mit ihm die Grafen von Norfolk
 berland, Rich. Neville und andere, und er foderte von so der Eide
 von so aus York, das Herzogtum Lancaster, welches Richard schon
 der Herefords Landung hatte einziehen wollen. Der Regent des Königs
 York, der Herzog von York, schickte sich, statt Warwick zu lassen,
 zu Herefords Partei. Der König, davon benachrichtigt, landete zu
 Wulford Heath, und ließ von York verlasten, ehe er nach North-Wales
 hi, um von da sich nach Frankreich zu begeben. In einer Zusammen-
 kunft mit Heinrich von Hereford eingeladen, ward er auf dem Wege
 dahin von bewaffneten Leuten überfallen, und nach Flint-Castle gebracht.
 Von dort führte ihn sein Nebenadler (denn dasse bekannte sich Henry
 und Wolingham), Herzog von Hereford, sehr öffentlich nach London,
 Heinrich wurde mit den lautesten Freudenbezeugungen empfangen,
 aber dem unglücklichen Richard

— stuf niemand zu: Gott segne ihn!

Rein trübe Welt hat ihn weggenommen hier!

Der Staub wird auf sein bangs Haupt gestreut! *)

*) No man eried; God ave him!

No joyfull tongue gave him welcome home!

But dust was thrown upon his spued head.

Seine Entthronung war beschloffen, und ihr voraus ging die erzwungene Entfagung seiner Krone. Fünfunddreißig Anklageartikel waren gegen ihn aufgesetzt, von denen viele übertrieben, falsch und läppisch waren, obgleich andre wirkliche Beschuldigungen von Grausamkeit und stbler Regierung enthielten. Der Einzige, der für Richard sprach, war der Bischof von Carlisle; doch der edle Mann mußte mit eigener Gefängnisstrafe büßen, und Richard wurde (30sten September 1399) feierlich entsetzt. Heinrich trat sodann auf, verlangte die Krone, die ihm zugestanden ward, und erklärte, das Leben des unglücklichen Fürsten, den er des Thrones beraubt hatte, zu schonen. Hierauf ward Richard nach Pomfort in Schottland zu sicherer Verwahrung geschickt; allein das gewöhnliche Schicksal der in ältern Zeiten entsetzten Könige erwartete ihn. Man hat keine gewisse Kunde von der Art seines Todes, aber nach der gemeinen Meinung ward er von seinen Wächtern mit Hellenbarden erstochen. Wahrscheinlicher ist es jedoch, daß man ihn hatte verhungern lassen, denn als man seine Leiche zur Schau ausgestellt hatte, waren keine Spuren einer Gewaltthat an ihm bemerkbar gewesen. Er starb ohne Nachkommen im 34sten Jahr seines Alters, und im 13ten seiner Regierung. N. P.

Richard III., König von England, geboren 1450, war der jüngere Sohn Richards, Herzogs von York. Bei der Thronbesteigung seines Bruders Eduard IV. wurde er zum Herzoge von Gloucester ernannt. Während der Unruhen in der frühern Regierung Eduards hing er fest an ihm, und diente ihm mit großer Treue und vielem Muth. Er theilte die wilde Gemüthsart seines Geschlechts, und man beschuldigt ihn, Theil an dem nach dem Treffen von Tewksbury geschehenen Morde des Prinzen Eduard von Wales gehabt zu haben, auch der Anstifter, wo nicht gar der Vollbringer der Ermordung Heinrichs IV. im Tower gewesen zu seyn. Mit dieser Blutgier vereinte er die feinste Politik und Berstellung. 1473 heirathete er Anna, Wittve des erwähnten Prinzen von Wales, und Tochter Nevilles, Grafen von Warwick. Sein älterer Bruder, Clarence, hatte die andre Tochter geheirathet, und darüber entstand wegen der Theilung des Vermögens zwischen ihnen ein schrecklicher Streit. Richard, welchem Clarence hinderlich in seinen Berggründerentwürfen schien, verstand sich mit den Feinden seines unglücklichen Bruders zu Anklagen, welche das Verderben des letztern zur Folge hatten. Nach mehrern ruhmvollen Kriegsthaten in Schottland ward Richard bei Eduards IV. Tode, 1483 zum Protector von England ernannt. Er ließ sogleich seinen Nefsen, den jungen Eduard V., zum Könige erklären, und schwur ihm den Eid der Treue. Die Nation wurde gerade jetzt durch zwei große Factionen getheilt, von welchen die eine aus den Anhängern der Königin Mutter, unter Leitung ihres Bruders, des Grafen Rivers, und ihrer Ebnne erster Ehe, des Marquis von Dorset und des Lords Richard Grey, bestand. An der Spitze der andern befanden sich der Herzog von Buckingham und Lord Hastings. Beiden schmeichelte der Herzog von Gloucester, so lange er die geheimen Plane seiner Ehrsucht verfolgte. Sein Vorsatz war, sich von allen, welche durch Bande des Bluts mit dem jungen Könige verbunden waren, zu befreien, und deshalb ließ er, nachdem er Abends zuvor, begleitet von dem Herzoge von Buckingham, einem Gastmahle bei Rivers mit dem Lord Grey und Sir Thomas Vaughan beigewohnt hatte, am andern Morgen die drei letztern verhaften, schickte sie nach dem Schlosse Pomfret, und verabschiedete alle Hofleute und Diener des Königs. Bei der Kunde hiervon suchte die Königin Mutter mit ihrem

und Edwards zweitem Sohn, Herzoge von York; eine Zuflucht in der Westminsterkirche. Da es aber zu des Protectors Zweck nöthig war, beide Prinzen in seiner Gewalt zu haben, so beredete er zwei Prälaten, die Königin zu vermahnen, den Herzog von York gegen die heiligsten Versprechungen seiner Sicherheit herauszugeben. Mit Buckingham und Hastings Zustimmung ließ er die Gefangenen zu Pomfret ohne weiteres Verhör hinrichten, und an dem Tage, wo dies geschah, hielt er im Tower eine Berathschlagung, ließ während derselben ein Aufrehrgeschrei erheben, worauf eine Menge Bewaffneter hereinstürzten, sich des Erzbischofs von York, des Bischofs von Ely, des Lords Stanley und des Lords Hastings, welchem die Verwahrung der drei Ersten übertragen war, bemächtigten. Hastings wurde sogleich hingerichtet, weil er, obgleich unversöhnlicher Feind der Königin und ihrer Partei, doch den jungen Könige und seinem Bruder mit ganzer Seele ergeben war. Nach diesem Kühnen und blutigen Anfange war der Protector dem Ziele seiner Wünsche nahe. Der nächste Schritt hiezu war die Erklärung, daß Edwards Kinder unehelich wären, und dies geschah, indem er eine früher vollzogene heimliche Heirath jenes Königs mit Eleonore Talbot, Tochter des Grafen von Shrewsbury, und Witwe eines Lords Butler, vorgab. Da nun hiedurch, wenn es auch bewiesen war, die Kinder von Richards älterem Bruder, dem Herzoge von Clarence, ihrer vorzüglichen Rechte zum Thron nicht beraubt werden konnten, so machte er einen Angriff auf die Ehre seiner eignen Mutter, gab vor, daß sie Eduard IV. und den Herzog von Clarence mit Andern gezeugt hätte, und ihrem Gemahl bloß bei Richards Erzeugung treu gewesen wäre. Durch einen Doctor Shaw, den Bruder des Lordmayors von London, wurden diese Beschuldigungen sogar auf der Kanzel vorgetragen, und der Herzog von Buckingham hielt nachher eine Rede vor dem Stadtrath und den Bürgern von London, rühmte ihnen die Ansprüche und Tugenden des Protectors, und fragte sie: ob sie den Herzog von Gloucester zum Könige wählen wollten? Niemand antwortete, und Buckingham wiederholte voll Verdruss seine Frage nochmal. Da riefen zuletzt einige bestochene Stimmen: Gott segne den König Richard. Dies wurde als allgemeine Volksstimme angenommen. Buckingham und der Lordmavor gingen zum Protector, und boten ihm die Krone an. Erst stellte er sich erschrocken und besorgt, dann schätzte er seine Anhänglichkeit an seinen Nefen, und seine Abneigung, eine solche Last auf sich zu nehmen, vor, schloß endlich mit der Annahme des Dargebotenen, und ward den 27ten Juni 1483, als Richard III. zum Könige erklärt. Von dem jungen abgesetzten Könige und seinem Bruder hörte man nachher nichts weiter, und wahrscheinlich wurden sie auf Befehl ihres Onkels im Tower umgebracht. Das gänzliche Verschwinden eines Jünglings, der als König anerkannt war, ist eine Thatsache, die keiner weitem Auslegung bedarf; und wenn sein jüngerer Bruder auch wirklich wunderbarer Weise entflohen, und, was nicht glaublich ist, der unter der nächsten Regierung bekannt gewordene Perkin Warbeck war, so bleibt doch Richards verbrecherisches Verfahren immer dasselbe. Seine Regierung fing er mit Belohnungen derer, die er zu seinen Werkzeugen gebraucht hatte, und mit Bemühungen an, sich die Volksgunst zu erwerben. Mit einem glänzenden Gefolge besuchte er mehrere Städte des Reichs, ließ sich zu York noch einmal krönen, und ernannte hier seinen einzigen Sohn zum Prinzen von Wales. Aber die ganze Nation war voll Abscheu gegen seine Tyrannei, und bald wurden Entwürfe gemacht, ihn wieder von dem Throne, dessen er sich angemast hatte,

zu fürchten. Weil man die beiden Prinzen im Tower nicht glaubte, und nach einem Ansehen umherblickte, richteten sich alle Augen auf Heinrich, Grafen von Richmond, der von Seiten seiner Mutter von der Lancasterischen Linie des Hauses Lancaster stammte, und aus England entflohen war. Richards erste Gefahr aber entspann sich aus der Unzufriedenheit seines großen Riverebrechers, des Herzogs von Buckingham, der, entweder weil er sich nicht genug belohnt glaubte, oder weil er fürchtete, ein Opfer der Eifersucht des Königs zu werden, sich gegen diesen mit mehreren Mißvergünstigten im südlichen und westlichen England in eine Verschwörung einließ. Richard, von dem Complotte benachrichtigt, bot Truppen auf, um es zu dämpfen. Die Verschworenen beschleunigten, auf die Kunde hiervon, ihre Maßregeln, und erhoben zur nämlichen Tage im October 1483 in verschiedenen Gegenden die Fahne des Aufruhrs. Eine ungewöhnliche Fluth verhinderte den Herzog von Buckingham, über die Savern zu gehen; und sich mit seinen Bundesgenossen zu vereinigen. Plötzlich von seinem Gefolge verlassen, mußte er die Flucht ergreifen, und verbarg sich in dem Hause eines alten Bedienten. Er ward verrätherischer Weise ausgeliefert, und zu Salisbury ohne Verhör hingerichtet. Die andern Verschwornen zerstreuten sich, und suchten ihr Heil in der Flucht. Zur nämlichen Zeit kam der Graf von Richmond, welcher mit einer Flotte von St. Malo ausgelaufen war, um sich mit seinen Freunden in England zu vereinigen, und von einem heftigen Sturm überfallen wurde, an der Küste an, kehrte aber, da ihm nur ein Schiff übrig geblieben war, ohne zu landen zurück. Hiedurch schien nun Richard mehr auf dem Throne befestigt, und er benutzte seinen Vortheil, indem er ein Parlament zusammenrief, in welchem mehrere heilsame Gesetze gegeben; besonders aber die Nachkommenschaft Eduards IV. für unehelich erklärt, und Richard den nebst seinen Nachkommen die Krone bestätigt ward. Zugleich unterhandelte er mit dem Hofe von Bretagne wegen Auslieferung des Grafen von Richmond; aber dieser entging der Gefahr durch die Flucht in das Gebiet des französischen Königs. Der Tod seines Sohnes, des Prinzen von Wales, war mitten in seinem Elend ein harter Schlag für ihn. Seine Gemahlin folgte ihrem Sohne bald, und der allgemeine Unwille gegen Richard schrieb diesen Todesfall einer Vergiftung zu; ohne daß jedoch ein Merkmal solches Verbrechen da war. Um die Heirath zwischen Elisabeth, der ältesten Tochter seines Bruders Eduard, und dem Grafen von Richmond zu verhindern, entschloß er sich, selbst diese Prinzessin zu heirathen, und die Königin Mutter ward in ihrer einsamen Lage vermocht, dazu ihre Zustimmung zu geben. Da diese Verbindung für das Interesse des Grafen höchst nachtheilig war, so eilte derselbe zu einer neuen Unternehmung gegen England, und landete im August 1485 mit einer kleinen Armee zu Milfordhaven. Richard, welcher nicht wußte, in welcher Gegend er seinen Feind erwarten sollte, war in der äußersten Bekürzung, welche durch den Argwohn gegen die Treue der Edeln, die seinem Aufgebot folgten, vergrößert wurde. Unter den letztern war Lord Stanley, welcher Margaretha, die Mutter Richmonds, zur Gemahlin hatte. Als Richard nun von der Annäherung seines Nebenbuhlers Kunde erhielt, zog er mit einem betraute 15,000 Mann starken Heere zu Felde, und traf zu Bosworth in Lincolnshire den Grafen von Richmond, der nur 6000 Mann hatte, aber insgeheim des Beistandes von Stanley, der ein besonderes Corps von 7000 Mann befehligte, versichert worden war. Die Schlacht ward am 23ten August geliefert, und mitten im Treffen fiel Stanley mit seinen Truppen über

die Flanke der Königlich Armee her, und sicherte Richmond den Sieg. Richard stürzte voll Verzweiflung sich gegen seinen Rivbemerber, erschlug den Fähndrich desselben, und wollte Richmond selbst anfallen, als er der Menge der Angreifenden unterlag. Mit dem Tode ihres Heersführers waren seine Truppen gänzlich geschlagen. Sein Leichnam wurde auf dem Felde gefunden, ganz entkleidet und nach Leicester gebracht, wo er begraben wurde. So fiel dieser gebihrte-Kürst im 35sten Jahre, nachdem er zwei Jahre und zwei Monate den Thron, der ihm so viele Verbrechen und so viele Sorgen kostete, behauptet hatte. Er besaß Muth, Bredsamkeit und Talente, welche einen rechtmäßigen König geziert hätten; aber diese Eigenschaften wurden durch Grausamkeit, Verstellung, Treulosigkeit, und durch eine verderbliche, unbegrenzte Ehrsucht besetzt. In der Erscheinung war er klein, mißgepaltes, vom abschreckendem Auzern; aber vielleicht hat auch der Unwille gegen seine Gemüthsart seine Körperlichen Fehler vergrößert. Sein Andenken lebt in den Sagen des Volks als dasjenige des abscheulichsten Tyrannen, der je auf dem englischen Throne saß. N. P.

Richardson (Samuel), war der Sohn eines Bäckers in der Grafschaft Derby, und wurde 1689 geboren. Da seine beschränkten Vermögensumstände ihm nicht erlaubten zu studiren, so widmete er sich, nachdem er die Schule verlassen, der Buchdruckerkunst, um dadurch sich eine literarische Bahn zu brechen, und seinen Hang zur Lectüre zu befriedigen. Er ist der Schöpfer einer Art moralischer Romane, die in seinem Vaterlande sowohl als im Auslande bald großes Aufsehen erregten, und ihrem Verfasser das Andenken der Folgezeit und ein bedeutendes Einkommen einbrachten. Durch letzteres sah sich Richardson in Stand gesetzt, selbst eine ansehnliche Druckerei zu errichten, und durch die Herausgabe und den Druck mehrerer periodischen Schriften sich nach und nach ein ansehnliches Vermögen zu erwerben.

Die vorzüglichsten
Richardson, sind meh-
rern die Kritik at
heit tadelt, die ga
doch auch nicht u
der darin enthalte
und Situationsjeh
einen Charakter
seau der England
Ruhm zu nahe zu
Parallele ist, wov
drei Genannten m
überhaupt das sine
len verschiedener M

des Individuum für sich als ein abgeschlossenes Ganzes begriffen und erfasst werden muß, wenn man zu einem klaren Resultate darüber gelangen will. Unter den mehreren deutschen Uebersetzungen, die Richardson's Werke erlebt haben, gehört die des in sich vollendetsten von allen, der Clarissa von Kosegarten in acht Bänden, zu den besten; unter dem Haer von Nachahmungen, die gewöhnlich nach dem Erscheinen irgend eines bedeutenden Werks in der schönen Literatur ans Licht zu treten pflegen, verdient die von Musäus unter dem Titel: Grandison der Zweite, gelieferte, am meisten Erwähnung. Richardson starb 1761 am Schläge, und hinterließ den Ruhm eines rechtschaffenen, wahlthätigen und arbeitsamen Mannes.

Richelieu (Armand du Plessis, Cardinal, Herzog von). Unter die größten Staatsmänner, die Frankreich, ja vielleicht jedes andre Land gehabt hat, gehört dieser in die Geschichte seines Landes und seiner Zeit, so mächtig eingreifende Mann. Er wurde 1585 in Paris geboren, und erhielt schon im ersten Jahre das Bisthum Luçon. Sein Vaterland war durch den vortrefflichen Heinrich IV. und dessen nicht minder weislichen Minister Sully aus langer Anarchie und Verwirrung endlich wieder zu Ruhe, Wohlstand und Ordnung gekommen. Zu früh für die Welt endete Heinrich, sein noch unmündiger Sohn Ludwig XIII.

er, Maria von Medicis, Normänderin. Welches so in Eunst zu setzen, daß sie ihn zum ersten erhob. Die Verwirrungen, die sich lief, ihr stetes Anneigen an das kaiserliche als spanisches Linie, der Einfluß Salignac's aber die Großen und das Volk gegen durch die Weisheit Heinrichs und Sully's als neue in Anarchie. Die Ermordung des Verbannung der Königin ist aus der Geschichte so, daß Richelieu endlich 1619 zum Medicis und ihrem Sohn Ludwig XIII. lange dauerte, da Marie auf's neue sich in verkehrten, der Richelieu's Benehmen zu wird nicht entgehn, daß dieser zwischen steht, von keiner eigentlich geliebt, von beidern brauchbar betrachtet, allerdings einen le ganze gewandte Klugheit eines Kopfes, war, um in so mißlicher Lage nicht allein gen zu können. Als durch seine Vermittlung Mutter und Sohn erfolgt war, führte Rath ein, an die Stelle des gestürzten Ennetabels de Lignes, und bald Spitze der ersten Verwaltungsweige des reinerminister, die bisher getragene Maske richsam nur als das Mittel zu seiner Er- zu können, und zu spät bereute Marie n sie in ihrem Verderben ihm hatte ange- ben bemerkt worden, daß die Handlungs- für das Anneigen an die kaiserlich- ted, eine Heilung, die der des gesamm- das gewohnt war, die Häuser Habsburg küssen zu denken. Fast alle Könige von V., hatten den Grundsatz eines festen Ent- ichtigen Herrscherthums befolgt, und Ri- milder zu eigen. Er war daher kaum zu , als er unverhohlen die Tendenz seiner in nichts weniger bestand, als die Macht ch völlige Unterdrückung der Vorrechte und Unterthanen im Innern, durch Untergra- t Habsburg, jenseit der Pyrenäen sowohl uschränkter, furchtbarer Höhe zu erheben. e Kraft seines Ministers, begünstigte diesen Plan, während er im Innern selbst mit m; Widerwillen den Mann betrachtete und tes er nicht eingesehen, daß ohne ihn er selbst

nichts mehr. Der erste Schritt, den Richelieu, der unterdessen Cardinal geworden war, that, war, die Königin vom Hofe wieder zu entfernen. Er brachte es dahin, daß sie 1631 nach Compigne verwiesen, ihre Anhänger theils ihrer Stellen beraubt, theils in die Bastille gesetzt wurden. Dieses und die Unterdrückung, und fast gänzliche Beraubung der Vorrechte des Parlaments und der Geistlichkeit erbitterten nicht minder Hohe als Niedere, gegen die despotische Verwaltung des Cardinals, und der Unwille brach, gesteigert durch Factionen, in mannichfache Empörungen und Verschwörungen aus, die aber, durch die energischen und klugberechneten Maßregeln des Cardinals nicht nur immer wieder gedämpft wurden, sondern selbst zur Beförderung seines Plans mit halfen, und nach und nach die Macht des Königs zu einer völlig uneingeschränkten machten. Die Partei der Reformirten (Hugonotten) war seit lange in Frankreich ein der königlichen Gewalt mächtig widerstrebender Körper, und die blutigen Aufstände, die Frankreich unter mehreren vorübergehenden Regierungen erlebt hatte, waren sämtlich aus dem Kampf dieser für bürgerliche und Gewissensfreiheit strebenden Menge gegen die herrschende weltliche und kirchliche Macht entstanden. Zwar hatte Heinrich IV. Weisheit und Milde die erbitterten Gemüther vereint, zu Ungeheures war aber geschehen; und zu kurz war des guten Königs Regierung, um den unter der Asche fortglühenden Funken ganz zu ersticken. Nur zu oft war der Kampf um Religionsfreiheit für die Großen, und selbst für die Prinzen des königlichen Hauses das Schiboleth ehrgeiziger oder anderer politischer Absichten gewesen, und die eine oder andre Partei des Reichs; Catholiken sowohl als Reformirte, waren immer, je nachdem sie ergriffen wurden,

schwer. Dieser mächtige, steten, und die Haupt-Hugonotten Königreich ausschließend reichend, den diese Waf-felle; mit jenen durch-enden, diese so berühm-chenien com-Angriff so als ein Mu-licht in der agerten Ste-; lange Zeit zu erobern; sie nicht im zuschneiden, in den Be-und endli-ich dem Fall rei, geleitet rlcans und in; Mont-

morency endete auf dem Schaffot, obgleich alle Stufen Reichs, und selbst die königliche Familie sich für ihn verwendeten. Nicht minder glücklich unterdrückte Richelieu die Unternehmungen der Herzoge von Lothringen, Guise, Bouillon und mehrerer anderen, und selbst die, denen der König im Geheim wohlwollte, und die er sogar unterstützte, mußten vor der Macht des allgewaltigen Ministers sich beugen, und darunter mit dem Leben das Unterfangen büßen, sich ihm widersezt zu haben, wie das Beispiel von Einqwart zeigt, der kurz vor Richelieu's Tode (1642) eine Verschwörung ansteltete, von der man nicht ohne Grund glaubt, daß Ludwig XIII. sie begünstigt habe. Indem der Minister auf solche Art die Macht seines Königs, der, sonderbar genug, ihn inniglich haßte, und doch nicht entbehren konnte, ja gleichsam vor seinem Diener in steter Furcht lebte — im Innern des Reichs aufs Höchste hob, was er auch bemühte, sie außerhalb auszubreiten. Sein Benehmen während des 30-jährigen Kriegs ist aus der Geschichte Deutschlands bekannt. Der Mann, der in dem seiner Verwaltung anvertrauten Lande die Protestanten aufs bitterste verfolgte, gebrauchte alle Künste der Politik und selbst die Macht der Waffen zu ihrem Schutz in Deutschland, bloß um das so gefürchtete Haus Oesterreich zu demüthigen. Von ihm empfing der schwedische König, der edelmächtig in Deutschland anwand, jede ist er selbst nicht gefährlich für Frankreich, indem der Sieg Gustav Adolfs dem sein, in ihm eine noch gefährlichere Art bald zu erblicken, da er die Lauf seiner Siege die Unterstützung des Ministers Absicht auf dem Rume zu bauen. Der von ihm unternommene war erst nach seinem Tode geendet Besitz von Catalonien und Roussillon, in Spanien war mit sein Werk. Aber der spanische Halbinsel, auch im Hause Oesterreich zu schwächen, und irch ihn an den Herzog von Nevers. w's ins Auge, so wird daraus hervor als Mensch war, wie er als Staatsficht, und, während man ihm den monarchische Macht Frankreichs auf haben, sieht man sich genöthigt, dem schlichtigen, und sehr oft ohne alles ann zu verabscheuen, und nicht vernterung, die er den Künsten und Wisa leß, so wie die Territorial- und Macht Königs, das aufzumiegen, was als u starb am 1ten December 1642, nach ehabe hatte, den Tod der Königin Marie, seiner Hauptgegnerin, zu erfahren, die wenige Monate vor ihm zu Wien in unwürdiger Dürftigkeit starb. Sein Nachfolger im Ministerium war Mazarin, ihm ähnlich in vielen Dingen, und von ihm selbst zu diesem Posten vorgeschlagen. Kaum ein halb Jahr nach seines Ministers Tode trat auch Ludwig XIII. von der Bühne, und unter seines Nachfolgers langer, glänzender, gepriesener, aber weder für Frankreich, noch ein ander Land wohlthätiger Regierung entwickelten sich erst alle Keime, die Richelieu gesät hatte.

Micheaux (Louis Francois Armand de Vleesch, Herzog von), Marschall von Frankreich, Mitglied der französischen Akademie, so wie auch der Akademie der Wissenschaften, wurde zu Paris den 2ten März 1668 geboren. Durch seine schöne Besoldung, durch die Erbkampten seines Vaters, und durch seine wichtigen Einträge mußte er sich bei Hofe, besonders bei der Herzogin von Bourgogne, wo er 1713 zuerst eingeführt wurde, sehr einzuschmeicheln. Indessen wurden doch seine Verdienste durch und durch auch bei den Herzogin nicht abgelehnt, und des lieblichen von Richelieu der französischen Hofdamen, welche er dierwegs erlittet war, wurde er Adjutant. Dieser berühmte Richelieu's einnehmende feste Manieren, und eine gewisse großmüthige in Fuldern für wohl gelehrt, weil er sich nach dem Tode Ludwigs XIV. dem Kaiser Regent, wo er um den Bergung gegen eines Duells mit einem Grafen von Courmander ward, wurde er nach der Besoldung

gebrocht. Kaum war er wieder frei, so mußte er abermals dabin zurück, weil er beschuldigt ward, an den Plänen des spanischen Befehlshabers Desfleurs gegen den Regent's Tod genommen zu haben. Um ihn aus dieser dritten Gefangenschaft zu befreien, verweigerten sich zwei Prinzen, die sonst Nebenbuhlerinnen waren, nämlich Mademoiselle de Eberlois und Mademoiselle de Valois, die Tochter des Herzogs von Orleans. Indessen hinterließ diese letzte Gefangenschaft einen tiefen Eindruck auf Micheaux's Gemüth: er gab seine Bergung und seinen Intriguen zwar nicht auf, aber er bemühte sich doch von jetzt an, auch in größern Verhältnissen sich zu zeigen. In keinem andern Jahre erwarnte ihn die französische Akademie zu ihrem Mitgliede. Er hatte demals noch nichts weiter als Liebesbriefchen geschrieben, und verstand keine Epide von der Cypriade. Rouselle, Camille und Desfleurs machten ihm jeder eine Intrigue, woraus er sich das Beste aussuchte, und sich damit überließ. Dagegen zeichnete er sich bei der Belagerung von Philippsburg (1731), und in den Schlachten von Erlangen, von Fontenoy &c. durch Muth und Tapferkeit dreis mehr aus. Wegen der Vermählung des Dauphins mit der Prinzessin von Sachsen wurde er 1736 zum Ambassadeur an dem betöbent Hofe ernannt, wo er einen außerordentlichen Aufwand machte. Nichts gleich aber wohl der verschwenderischen Pracht seines Vorgängers als Briandot in Wien, wo er sogar nicht bloß seine, sondern auch die Pferde seines Gefolges mit Silber so beschlagen ließ, daß in der Kaiserstadt abfallen waren Eben so prächtig und verschwenderisch er nochmals zum Gouverneur und General in Sena er Staats eine so hohe Achtung, daß Sena des Senats errichtet wurde schall erhoben, die Belagerung von dem bricht war. Er zeigte hier seine abgeschlossenes Vertrauen ge große Sorgfalt für das Wohl der den 2ten Juni 1738 genommen aber die Franzosen in Deutschland der Marquise von Pompadour zu

er zur Bewilligung für seinen Sohn vorschlug, anmerkte ihr der Herzog, diese Verbindung würde ihm überaus viel Ehre machen, weil aber sein Sohn mit dem kaiserlichen Hof verwandt wäre, so glaubte er, nicht dorthin willigen zu dürfen. Der Abschluß einer so ehrenvoll vermittelten, aber im Grunde nachtheiligen Convention für Frankreich mit den condamnirten Hülfsstruppen des Königs von Preußen unter dem Oberbefehl des Herzogs von Soubise (Kaiser Erben des Herzogs von Burgund 1757), gab dem Hauptverwandten zu keiner Zurückberufung. Durch seinen Beschlus von Hannover, den er nachher davon ließ, suchte er die Entschädigungen und Gelderpressungen, die er sich in jenem Lande erlaubt hatte, zu vermindern. Auch seinen Soldaten, denen er mit großem Verlust vorgesang, erlaubte er nach christlichlicher Art, in Deutschland Plünderungen und Unruhen anzuheben. Eines der größten Verdienste Micheletts zu der Zeit war es immer fern zu halten, daß er Ludwig XV. eine Befolgung der Preussenen, die der Minister Comte Aiguillon wollte, widerrath. Uebrigens war das ganze Leben abhängt, wie der Anfang desselben, eine Kadei, ohne ein Fortschritt nach einem andern Ziel, als zu gefallen und zu genießen. Einmal wurde die Eitelkeit in Paris und ganz Frankreich befrucht, da er zu seiner Zeit der Tonangeber war. Bis in sein höchstes Alter verstand und liebte er die Kunst, Wider zu verfahren, und sie wieder zu demselben, wenn sie sich auch von ihm berogen sahen. Unter der Regierung Ludwigs XVI. stand er freilich in keinem bedeutenden Ansehen, aber sein hohes Alter und sein Rang schützten ihn doch immer vor der Verachtung. Er verheiratete sich drei Mal, zuerst 1713 mit einer Herzogin von Noailles, das zweite Mal (1734) mit einer Prinzessin von Lothringen-Guise, und zuletzt in seinem letzten Jahre mit einer Frau von Noailles. Die Mémoires du Maréchal de Richelieu sind unter seiner Aufsicht und Leitung von Coulanges zusammengetragen. Das Voltaire stand er in einem vertrauten Briefwechsel. Er besaß die Cassefort, das Glück und die Talente eines großen Staatsmannes, aber mit allem dem und manchen andern liebenswürdigen Eigenschaften konnte und wollte Michelet nichts weiter als ein geschätzter Hofling sein. Bis zum letzten Augenblick seines Lebens befreite er sich, dem höchsten Reichthum zu gesehen. Als eine Dame zwei Tage vor seinem Tode ihm sagte: sein Reichthum wäre noch recht schön, antwortete er ihr: daß sie kein Reichthum für ihren Ewigel hätte. Er starb den 2ten August 1768, im 75ten Jahre seines Alters.

1717 (1707) erster Oberster
 von Jahren der Revolution
 überdies nach Russland,
 von Paul I. und dem jetzt
 und, und von ihnen zu
 Er nahm endlich russische
 von Odessa ernannt,
 Thätigkeit
 die größten Verdienste um
 seinen Handel so auszu-
 hat. — Nach der Rück-
 falls dahin zurück. Er
 seinen Rückkehr Ludwigs
 zum Principalminister

ernannt, in welcher Eigenschaft er auch den zweiten Frieden mit den Ministern der vier großen Mächte unterhandelte und abschloß.

Richter (Jean Paul Friedrich). Wir wünschten uns einen Theil des herrlichen Humors, der über diesem wahrhaft genialen Dichter von dem ersten Blitz seiner geistigen Fulgurationen an geschwebt hat, indem wir von ihm zu sprechen gedenken. Denn das Gleiche wird überall am besten vom Gleichen erkannt. Aber wie uns diese Gabe, die man (im Vorbeigehn gesagt) so wenig kennt, daß man sie an unserm Dichter selbst hin und wieder geläugnet hat, ganz abgeht, so wird es uns eben so wenig helfen, ein Jahr lang, in der noch lange nicht gezeitigten Puppenhülle des akademischen Raupenstandes, über dem Haupte des Treppischen, dem Leibe nach dem Himmel um sechzehn Treppenkufen näher als er, in Leipzig, das gerade seine äruksten Bewohner dem Himmel am nächsten placirt, gewohnt zu haben. Wir glauben darum, den besten Ausweg gefunden zu haben, wenn wir den genialen Humoristen abhigen, in einem freilich gar nicht in dieser Absicht ausgesprochenen Worte von seinem Dreifuß selbst den Standpunkt zu bestimmen, von welchem wir sein Bild in dem richtigsten Lichte erblicken. So gehen wir also zuerst von dem Unfrigen mit kurzen, dürren Worten seine

Sachsen-Hildburghausen aus eigener Bewegung mit dem Titel eines Legationsraths, und vom damaligen Fürsten Primas mit einer ansehnlichen jährlichen Befoldung ausgestattet, welche letztere ihm nach den öffentlichen Blättern der edelmüthige König von Bayern zu gewähren sich anheischig gemacht hat. Hier in Bayreuth, der von ihm in sei-

nen Schriften nicht selten verherrlichten Hauptstadt seines Geburtslandes, mag er in einem von dem Zauber der Liebe mit lauter Rosenketten umspinnenen Ehestande mit einer Gattin, die mehr ist als alle Lianen und Ebiennetten, die beste Gelegenheit finden, die Probe zu machen, ob das Exempel, das er in seiner Levana berechnete, ein richtiges Facit gibt oder nicht. Mehr wissen wir nicht über sein äußeres Leben zu sagen, und da wir nirgends angemerkt finden, ob und welche akademische Lehrer unser Autor in Leipzig gehört habe, so müssen wir auch diese interessanteste Notiz vorenthalten, können auch, weil wir überhaupt gar nichts von seinem akademischen Leben weiter vernommen haben, nicht bestimmen, welchen hymettischen Honig diese Biene des herrlichen Fichtelgebirgts von der Heide der leipziger Ebene eingesammelt habe *). Vielleicht ist jedoch gerade hier ein passendes Plätzchen, um wenigstens die wichtigsten seiner Schriften zu nennen, wobei wir seiner zahllosen Aufsätze in den fliegenden Blättern unsrer Zeitschriften gar nicht gedenken wollen. Sein erster humoristischer Ausflug waren die gebildeten Prejette (Berlin 1783), dann folgte die Auswahl aus den Teufelspapieren (1788), ferner die unsichtbare Loge (1793), Hesperus (1795), Quintus Fixlein (1796 und 1800), biographische Belustigungen unter der Gehirnschale einer Kiste, Blumen-, Frucht- und Dornenstück (1796), der Jubelsenior, das treffliche Campanerthal mit seinem satirischen Anhang (1797), Bakungenesien (1798), seine Briefe und bevorstehender Lebenslauf (1799), Titan (1800-1805), seine Flegeljahre (1803-1805) u. s. w. Im Jahr 1804 trat er mit dem ersten bedeutenden Werke von philosophischer Tendenz, der Vorschule der Aesthetik, auf. Zu ihm gesellte sich (1807) die freundliche Levana, ein rechtes Buch für Mütter, und, nachdem er sich aufs neue an dem schönen Stilleben seines Fiebels erquält, hat er, außer seiner Friedenspredigt, noch in Mars und Phobus Chronowechsel im Jahr 1814, im Felde der politischen Zeitgeschichte mit dem gewohnten Glücke sich versucht. — Ueber unsern trefflichen Jean Paul ist viel gesprochen und geschrieben worden, und wenn wir mit dem breslauer Museum deutscher Künstler und Gelehrten anfangen, wo er ins V. Stück, wenigstens in dem vorgesezten Portrait, nicht getroffen ist, wie wir aus eigener Ansicht versichern können, so möchten wir eine hübsche Gallerie Schriften und Aufsätze über ihn manhaft zu machen im Stande seyn, wenn wir auch die mannichfaltigen Recensionen seiner Schriften in unsern Literaturzeitungen mit ihrem Aprilwetter voll Sonnenschein und Regen (Lob und Tadel) nicht erwähnen wollten. In seiner freilich ziemlich beschränkten Manier hat am ausführlichsten Franz Horn über ihn lobpreissend sich ergossen, und wie es scheint, in seiner Latona, so wie früher in seiner Geschichte und Kritik der deutschen Poesie und Beredsamkeit sich so erschöpft, daß er in seinem neuesten Werke (ble schön Literatur Deutschlands während des achtzehnten Jahrhunderts) nur noch in das letzte allgemeine Stoßgebet und Herzenseuffzen: „Richter ist der reichste und gewöhnlichste aller Dichter des achtzehnten Jahrhunderts,“ ausbrechen kann. Auf diese Vorgänger können wir unsre Leser verweisen, wenn sie alles Gute und Böse, was von unserm Autor gesagt werden mag, vollständig haben wollen. Aber etwas müssen wir doch auch noch hinzuthun, um unsern Artikel nicht allzudürftig unter seine ältern und jüngern Brüder einzu-

*) Bekanntlich gibt es eine Heidebienezucht, d. h. Bieneustöcke, die, wenn die Heide (arica) blüht, in die breiten Flächen der Heidegegenden wandern portirt werden, um von da angefüllt wieder zurückzukehren.

schieden; wobei wir übrigens freilich glauben, unsre Armut und Blöße mit dem angeführten Reichthum und Schmuck dieser Vorgänger hinlänglich bedeckt zu haben. Wir haben versprochen, den trefflichen Autor sich selbst Recht und Urtheil sprechen zu lassen, um allen Schein der Parteilichkeit zu vermeiden, und so wählen wir die merkwürdige Stelle aus „dem Billet an meine Freunde statt der Vorrede,“ vor dem Bettelkästen des Quintus Girlein S. 7, die wir mit einer andern gleichen Inhalts im Titan vertauschen würden, wenn wir diesen gerade bei der Hand hätten. Zu Ruß und Frommen derer, denen vielleicht gerade der arme Schulmann abgeht, setzen wir sie ganz her. „Ich konnte nie mehr als drei Wege, glücklicher (nicht glücklich) zu werden, auskundschaften. Der erste, der in die Höhe geht, ist: so weit über das Gewölke des Lebens hinauszubringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Weinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kinderhäuschen liegen sieht. — Der zweite ist: — gerade herabzufallen ins Gärthchen, und da sich so einheimisch in eine Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchennest heraussteht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Weinhäuser und Stangen, sondern nur Aeblen erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum, und ein Sonnen- und Regenschirm ist. — Der dritte endlich, den ich für den schwersten und klügsten halte; ist der, mit den beiden andern zu wechseln.“ In dieser Stufen-

Geister und Charaktere seine Stelle an, und wie er, was er S. 15 sagt, le zulezt bestimmte sich nicht hinter die Gardinen thun lassen. „Lann er ge des genialen Glucks nig verschieden von mir denheit verbieten sollte, mitten unter der Schym zu denken, daß wenn rtrauben auch fertig werer siedet.“ — Wir haln Deutschland, unsrer o., daß man das aufvom Liebenden bestellte und gleichsam stehendem und darüber die Treus t hätten; sollten wir auch gerathen, und so wännes herrliche Wort Jean allem aufmerksame Leser. e Humor deutscher Kunst

und Art erst im Jean Paul vollständig erschienen sey, und daß selbst Hippel nur Vorspiel und ankündendes Wetterleuchten zu dem humoristischen Gewitter war, das mit unserm Autor befruchtend über dem 18ten Jahrhundert aufgegangen ist. Und wie? wenn denn gerade Humor das Mittelst zwischen den beiden Neuesten wäre, das unser Held oben nach Ort und Stelle deutlich genug bezeichnet hat? „Unter allen Gärten,“ schreibt der tolle Friedrich im Wilhelm Meister, „soll ein guter Humor der engschmuckte Gast seyn,“ und wenn auch der Humor, der hier gemeint wird, eine andre Species ist, so gilt dies doch auch von

dem herrlichen Humor unsers Autors. Man hat Humor als die mittelste Drillingschwester des Komischen und Satirischen (s. d. Art. Humor) bezeichnet. Wir wollen nicht in Abrede seyn, daß etwas Wahres darin sey. Allein ganz trifft die Erklärung den Nagel nicht, und wir möchten überhaupt Humor lieber für den rechten Vater der Satire und des Komischen halten und denken, in den beiden letztern kündige sich die Abhängigkeit vom Object; vom Einzelnen zu deutlich an, als daß wir sie zu Gattungsbegriffen erheben könnten, was der Humor gewiß ist. Der Humor (wir wollen hier ein Mal den Aristoteles nach dem Homer machen, und es ist ja ohnehin schon eingestanden, daß wir unsre Theorie von unserm Autor selbst erst abstrahirt haben), der Humor ist uns eine von den mannichfaltigen Weltansichten, die wir aber sehr gern zum Range jener höchsten und vornehmsten erheben möchten, deren es nach unserm Selben vornehmlich drei gibt. Wir fahren, obiges Bruchstück des Billets für unsern Zweck commentirend und anwendend, fort: wenn es eine helle, sonnenreiche Region am Parnass gibt, in welcher wie auf den Eisgipfeln der höchsten Gletscher um die Zeit des längsten Tags, noch ehe der Schimmer des Abendroths verglommen ist, schon das Morgengold des neuen Tags wieder anfliegt, und alles in einem reinen, klaren, ewigen Lichtäther schwimmt, so gibt es eine mittlere Region, wo Lichter und Schatten in geschiedenen Massen einander gegenüber stehn, und sich an einander nur ein desto grellerres Daseyn erschaffen, bis in der untersten Region, in den dumpfigen Thälern, endlich der mühsame Werkeltag mit seinen Schatten selbst in den lichtesten Tag hereinfällt, und die Sonne, wo sie erscheint, fast beständig nur im Aufgehn und Untergehn begriffen ist. Die mittlere Region ist uns der Humor, und wir verstehen, dankt uns, die Erklärung der Vorschule der Aesthetik vom Humor, daß er die Anwendung des Endlichen aufs Unendliche, des Verstandes auf die Idee sey, hier am besten. Der Humor schwebt wie ein singender Vogel zwischen Himmel und Erde, und wenn er das eine Auge zum Himmel wendet, so ruht das andre mit Wohlgefallen und nicht ohne Lüsterheit auf der Erde (die Nachtigall unterbricht ihre schmelzendsten Töne, um den Warm, der unter den gefallenen Blättern rauscht, zu haschen). Unter seinem Hohlglase wird alles zu solchen beidseitigen Gestalten und der Heitere steigt nach jeder Sprosse, die ihn dem Himmel näher brachte, auf einer andern auch wieder eben so weit zur Erde herunter. Der Himmel ist der Correctionswinkel der Erde, aber die Erde streckt auch ihre Arme aus, um den Himmel zu umfassen, und sein Bild in dem Wasser ihrer Ebenen feucht und verklärt zurückzuwerfen. Er macht das Größte zum Kleinsten, und erhebt wieder das Kleinste zum Größten und aus diesem scharfen Lichte und Schattengegensatz, der alles durchdringt und erfüllt, erklärt sich Inneres und Aeußeres, Form und Inhalt des Humoristischen (seine Schlaglichter und Schlagschatten, all seine Ecken und Spitzen und wunderlichen Combinationen, unter welchen ja doch die des Himmels und der Erde selbst am Ende die allerwunderlichste ist) die Neigung desselben zum Satirischen wie zum Komischen u. s. w. — Dieser Geist des Humors, unverkennbar ist er der herrschende Planet, unter dessen Einfluß jede Jean-paulsche wissenschaftliche Pflanze emporgewachsen ist, und der Form und Inhalt, vom himmelanstrebenden Titan bis zum „warmen Lerchennest“ des Fizelein oder seines nicht unwürdigen Nachbruders Kibel bestimmt. Unser Autor stellt sich, wie angeführt, selbst dem siegenden Dictator an die Seite, der sein Kriegstheater zum Hausstheater umzustellen weiß, worauf seine Kinder einige

gute Stücke aus dem Kinderfreund aufführen. — Ich wüßte hiernach gar nicht, wie nar die „Hundspostage“ und „Extrablätter“ und „Habenmuster“ und „Appendix“ — so manchem Orthodoxen ein großes Aergerniß, mit der ganzen utopischen Geographie von Haarhaar und Flachsenfingern u. s. w. fehlen konnten, und wie man diese Arabeskenverzierung für etwas anders als für die natürlichste Einfassung des Humoristischen ansehen möchte. — Eben so ist es nun ganz in der Ordnung, daß der Flug dieses freundlichen Vogels oft aus der höchsten Höhe der Empfindsamkeit, wo in Aetherdunst und Sehnen alles zu verrinnen schien, auf einmal in die Niedrigkeit des gemein Komischen herabfällt, wie der lehte Sphärenton einer Lerche auf der schmutzigen Scholle endet, wo sie sich niederläßt. — Die Anekdotensammlungen kennen wohl kaum eine echt humoristischere als jene von Thales, der die Augen zu den Sternen gerichtet, inmitten in die Grube fällt, die schon längst seinen Tritten entgegengeklafft hatte. — Wenn unser Autor, eben als

jene Weiden und Hollundertrauben denken
 es nicht einmal für sich behalten konnte,
 aller Jean-Paul'schen Schriften, daß sie
 die Erde nicht aus den Augen verlieren
 Thaglichkeit und Wollust der freundlichen
 an ihre

Dabei
 en des
 ie Verft
 t (jene
 jene al
 Anschu
 t, Strü
 Genauig
 gedehnt
 zu wer
 Hittlich
 hen Wi
 einabe

Hyymnen hat, und wenigstens ein gut
 ator selbst in seiner Aesthetik gegeben hat.
 uch zum Beweise unsrer Behauptung mit
 chen Formen sich versucht, und wie mb
 in den Vorwurf der Verschwendung ma
 , die gern in ihrer Ueberfüllung an allem

Eckel empfinden, die Wiederholung der lieblichen Perlenkette seiner
 Männer und Frauen in verschiedenen Gewändern vorrückten. Es ist
 merkwürdig, wie Jean Paul in dem Gebiete der Kunst und der Wis-
 senschaft seinen humoristischen Einstand mit einer königlichen Freigebig-
 keit bezahlte hat, und von seiner Friedenspredigt bis zu seiner philoso-
 phischen Levana und der Vorschule der Aesthetik und seinen Teufelspa-
 pieren und Blumen-, Frucht- und Dornenstücken — welche eine große
 Bahn auf dem Felde der Autorschaft hat er nicht schon zurückgelegt?
 Er begann in dem herrlichen Frühling der Jugend mit dem heitern
 Spiele der Kunst, und das männliche Alter sah ihn im Gebiete der
 Wissenschaft, selbst der Politik seine schimmernden Flügel schlagen, aber
 doch auch immer wieder zu den heitern Regionen der Kunst zurückkeh-
 ren. Seine Levana ist ein Strauß der herrlichsten Erziehungsblumen,
 und (wenn wir auch zugeben, daß in dieses Bouquet sich da und dort

manche Wissen, wohl auch schädliche Blumen eingewickelt haben) wenn uns überhaupt jedes philosophische Werk unser Jean Paul nicht ein müßiges Stück Arbeit als ein von einer Idee getragenes und geheimes Ganzes ist, so wird der Eilige darin nichts weiter sehen, als die natürliche Schwärze des Humoristischen, und es eben nie vergessen, daß gerade hier der Erdgeist sich notwendig einbringt, und die Flügel der Pflanze mit seinem lastenden Staube niederzieht. — Die Natur versucht jedesmal verschiedene Wärfel, ehe sie den rechten trifft, und wir wollen uns freuen, es noch ericht zu haben, daß sie uns im J. P. einen Humoristen gab, um den uns selbst die Unzuländer beneiden müssen. Wenn wir bedenken, wie fein glücklicher, immer neuer König selbst unter der Last der vielseitigsten Bekräftigung nicht erlahmt, sondern gerade aus allen Fächern des menschlichen Wissens sich Honig für seine Bienen zu sammeln weiß, auch zugeben, daß manches auf diesem Weg gefunden, nur Futterbrei ist, und nie zum Heilen, durchsichtigen Honig sich auflösen kann, so müssen wir einen Seitenblick bewundern, der nur schon beinahe ein Drittel Jahrhundert mit dem größten Rechte die Aufmerksamkeit des Publicums erregt hat, und eben nur wir anders als mit dem echt humoristischen Wunsche schürfen, daß ihm der Himmel noch lange seinen Hummel auf Erden schenken möge, ehe er ihn aus diesem Wolken- und Sternenhimmel in das Empyreum des himmlischen Lichts hinstößt! M. 17.

Richteramte. Der Jubegriff derjenigen Personen, welche von der Staatsgewalt zur Ausübung der Gerichtbarkeit niedergesetzt sind, die bei das Gericht; die das Gericht bildenden Individuen heißen Gerichtspersonen. Man kann diese schiedlich in Haupt- und Nebenpersonen unterscheiden, je nachdem ihr Adäquatheit gedacht werden ordentliche und zweckmäßig wird (Secretaren, u. s. w.). Ist der Richter ein Collegium, in welche Schäfte des Richters nach nach der Stimmenmehrheit den. — Da der, welcher dazu befugt ist, als er in barkeit waltet, und zur Ausübung des Richteramtes fähig ist, so müssen im System die zwei Fragen; wie entsteht, wie weit erstreckt sich, wie erlischt die Gerichtbarkeit? und wer kann Richter seyn? unauflöslich nach einander beantwortet werden. Allein in einer lexicographischen Darstellung bildet die Beantwortung der erstern den beiondern Artikel **Gerichtbarkeit**; dabei hieher bloß Eigenschaften des Richters, abgesehen von dessen Competenz, gezogen werden können. — Das Richteramt ist ein hoher Beruf im Staate. Auf guter schlesinger Rechtspflege beruht der ganze Credit, sie ist die erste Bedingung aller Staatsoperationen. Eben deswegen ist es oder auch heilige Pflicht der Regierung, dafür zu sorgen, daß nicht nur ein dazu gänzlich untaugliches Individuum das Richteramt nicht ausübe, sondern, daß auch jegliches seit dann von den Verhandlungen entfernt werde, wann entweder aus den Verhältnissen derselben zu den Parteien oder aus andern Thatsachen ein bestimmtes Interesse dieses zu einer ungleichen Justizverwaltung erhelten muß. Dadurch entsteht der Unterschied zwischen einem unfähigen und bloß verdächtigen Richter. Die Handlungen des erstern sind schlechthin ungültig. Dapin gehören nach der Natur der Sache und den für

ganze Deutschland geltenden Gesetzen: 1. Verstandlose; Taube und Stumme; 2. Blinde, aber nur, wenn sie es bei der Uebertragung des Amtes schon waren; 3. infamirte Personen; 4. Weiber und 5. alle, welche noch nicht das gehörige Alter haben. Ernennet ihn der Regent speciell, so kommt auf das Alter nichts an. Sonst aber muß er auf jeden Fall 20, oder wenn die Parteien zustimmen, wenigstens 18 Jahre alt seyn. Endlich 6. jeder in so fern, als er über seine eigne oder eine von ihm als Anwalt vertheidigte Sache zu erkennen hat. Aus diesem Grunde sollte man denn auch die Gerichtsbarkeit eines Justitars, als eine abgetretene, in Sachen des Gerichtsherrn für incompetent halten. Allein fast überall ist das Gegentheil angenommen. Ist ein Richter nicht unfähig, aber doch der Partei verdächtig, so sind seine Handlungen nicht ungültig, aber die Partei kann ihn recusiren. Selbst ein Collegium kann recusirt werden, wenn es sich als solches verdächtig gemacht hat. Uebrigens können die Verdachtsgründe mannichfaltig seyn. Ein Fall dieser Art ist, wenn der Richter in Sachen seiner Angehörigen erkennen will. — Fast man nun die Gründe, aus welchen so eben unter gewissen Umständen Personen für zum Richteramt unfähig oder

lichter erklärt worden sind, zusammen, wenn der Staat annimmt, sie könnten hieraus folgt als erste Pflicht für die Vorurtheile, die ihn etwa in Hinsicht auf die Parthei eingenommen haben, frei macht, fallsches Mitleid, gleiche Berechnung auch durch fortgesetztes Studium sich zu verschaffen strebt. Unbestechlich sind die Cardinaltugenden des Richters sich über das Feld theoretischer nach sich seine Entscheidungen leer, ohne den Geist des Prozeßes, den er im verschiedenen ist nicht die Function der Gerichtsordnung, von der nach dem Inhalt der sächliche Prozeß, hat in dieser. Dies führt zu den besondern Pflichten nur aus den Gerichtsordnungen ergebt aber auch mit den Rechten eines Richters in die allgemeinen und besondern gehört, daß, was der Richter innerlich und mit Beobachtung der gesetzlichen Glauben hat; daß die Parteien seinen und er nöthigenfalls sich deswegen ist jeder, welcher seiner Gerichtsbarkeit

untergeben ist, ihm Achtung zolle. Und zwar entscheidet hier kein Stand, keine Würde der Partei, kein Verhältniß, ob jemand Kläger oder Beklagter ist, als Partei ist jeglicher immer Privatperson, die hier zu einem Subjecte, welches Staatshoheitsrechte ausübt, im Subordinationsverhältniß steht, und die Achtung nie vergessen darf, welche sie jeder Staatsbehörde schuldig ist. Beleidigungen, welche dem Richter in seinen Amtsverrichtungen zugefügt wurden, kann er selbst bestrafen, sobald die Vorfrage, ob eine Handlung beleidigend sey, nicht aus höhern Gründen bloß von der Entscheidung des obern Richters abhängt. En.

Nichtpfennig ist ein Gewicht, das beim Münzweken und Probieren der Metalle gebraucht wird. Er wird aus capellirtem Silber in viereckiger Form gegossen. Eine Mark Silber von 8 Unzen oder 16 Loth enthält 65,536 Nichtpfennigtheile oder 256 Nichtpfennige.

Nichtsteig. Es heist eine der ältesten Anweisungen zum Prozeß, die im vierzehnten Jahrhundert ausgefertigt wurde. Es gibt deren zwei, nämlich: den Nichtsteig des Landrechts und den Nichtsteig des Lehnrechts. Als Verfasser dieses Nichtsteigs (dessen Benennung wohl von richten, weisen, zeigen herkommt) wird bald ein gewisser **Carlensbald Hermann von Desfeld** genannt. Der Nichtsteig des Lehnrechts, der eine Sammlung von Gesetzen und Verordnungen **Carls des Großen** und **Friedrichs I.** über diese Sache enthält, hat sich länger bei den Richterhöfen in Gebrauch erhalten, als der Nichtsteig des Landrechts.

Niedel (**Friedrich Just**), ein zu seiner Zeit auf die deutsche Literatur nicht unbedeutend einwirkender Schriftsteller, war 1748 zu **Wisselbach** im **Erfurtischen** geboren. Nachdem er das **Gymnasium** zu **Weimar** besucht hatte, studirte er zu **Jena** Philosophie und Rechtswissenschaft. Er ging sodann nach **Leipzig** und **Halle**. **Meyer** und **Klop**, deren Bekanntschaft er machte, gewannen ihn für die schönen Wissenschaften und deren Theorie. Bei seiner Zurückkunft nach **Jena** wurde er **Magister**, und las und schrieb einige Jahre hindurch mit allgemeinem Beifall. Nach Wiederherstellung der **erfurter** Universität im J. 1768, wurde er dahin berufen, und bewies viel Thätigkeit. Da aber der Erfolg seinen Erwartungen nicht entsprach, und sein lebhafter Geist sich nach einem weitem Wirkungskreis sehnte, folgte er gern einem Rufe, den er 1772 nach **Wien** erhielt, als **Lehrer** der schönen Künste und Wissenschaften an der **kaiserlichen Kunstakademie**. Er nährte die glänzendsten Hoffnungen. Aber nur zu bald sah er auch diese untergehn. Schon seine Sitten und sein Betragen fielen zu sehr gegen das ab, was man von ihm erwartet hatte. Ueberdies aber stellte man ihn der **Kaiserin** als einen vollkommenen **Atheisten** vor. Er wurde daher abgesetzt, und verfiel allmählig in **Noch** und **Dürftigkeit**. Seine Kraft war gebrochen; was er schrieb, verminderte nur seinen Ruhm, statt ihn zu vermehren. Wenige **Edle** unterstützten ihn, namentlich **Gluck**. Später zwar bewilligte ihm **Maria Theresia** eine kleine Pension, und nach der **Kaiserin** Tode nahm der **Fürst Kaunitz** ihn als **Vorleser** in seine Dienste, aber seine durch früheres Studiren, nachherige Leiden, und ein wildes Leben zerrüttete Gesundheit ließ ihn nur kurze Zeit dieses Glückes genießen. Seine **Hypochondrie** artete nach und nach in völligen **Wahnsinn** aus, an welchem er im **St. Marcuspital** 1785 starb. Von seinen Werken (5 Bände, **Wien** 1786, 87), die keinen bleibenden Werth haben, ist seine **Theorie** der schönen Künste und Wissenschaften das wichtigste.

Niedinger (**Johann Elias**), geboren zu **Ulm** am 16. Febr. 1698, einer der berühmtesten **Ebnermaler** und zugleich **Kupferstecher**. Er hatte die **Jagd** gelernt, bekam einigen Unterricht im **Zeichnen** von seinem Vater, der ein **Schreiber** war, und späterhin auch im **Malen** von einem **Mahler** Namens **Rasch**. Seine **Darstellungen** der **Thiere**, mit dem **Pinsel** und mit der **Radiernadel**, besonders seine **Jagdstücke**, sind vorzüglich. Die **Charaktere** der **Thiere**, vorzüglich der **wilden** und **reisenden**, stellte er mit einer bewundernswürdigen **Genauigkeit** dar. Seine **Landschaften** waren **wild** und **romantisch**, aber seine **menschlichen Figuren** nur selten **geschmackvoll**. **Niedinger** starb am 10. April 1787. Auch seine beiden **Söhne**, **Johann Jacob** und **Martin Elias**, haben sich als **Maler** und **Kupferstecher** bekannt gemacht.

Nienzi, eigentlich **Nicolaus Sabrini**, verdient durch sein fast **romantisches** Unternehmen, das **ausgeartete Rom** wieder zu seiner **altrepublikanischen** Verfassung und **Sitte** zurückzuführen, **Erwähnung**.

Von geringen Kellern geboren (sein Vater soll der Inhaber eines Wirthshauses, die Mutter eine Wäscherin gewesen seyn), mußte Gubriani im Anfang des 14ten Jahrhunderts sich bald zu einem Mann des Volks zu machen. Mit lebhaftem und umfassendem Geiße ausgestattet, erwarb er sich Wissenschaften, besonders Geschichte und Alterthumskunde, und der Druck, unter dem sein Vaterland von den Großen und dem Adel gehalten wurde, erweckte in dem feurigen jungen Mann die Idee, einen Umschwung der Dinge herbeizuführen. Als öffentlicher Notarius angestellt, erwarb sich Rienzi durch Rechtschaffenheit, Uneigennützigkeit und fast schwärmerische Beredsamkeit bald die Liebe der geringern Volksklassen so sehr, daß man ihn auserkor zum Sprecher der Gesandtschaft, die Rom's Einwohner damals an Papst Clemens VI. nach Avignon schickten, ihn zu bitten: seinen Sitz wieder nach Rom zu verlegen, und den Bedrückungen einiger übermächtigen Großen ein Ende zu machen. Clemens, der selbst nichts mehr wünschte, als die seinem eignen Ansehen lästig fallende Anmaßung des römischen Adels zu beschränken, hörte mit Vergnügen den lebhaften Vortrag Rienzi's und schenkte ihm seine Bewunderung und Zuneigung. Mit Versprechungen des päpstl. Hofes reichlich ausgestattet, kehrte die Gesandtschaft zurück, da aber Clemens seine derselben erfüllte, der Druck des Adels immer lästiger wurde, so äußerte sich die Volksstimme mehr und mehr unüberhoren. Rienzi wußte diesen günstigen Moment aufs trefflichste zu benutzen; nicht allein durch mystische Reden, sondern auch durch eben solche Bilder, die er öffentlich an das Volk hielt und vorzeigte, erhitze er die Gemüther immer mehr, wobei er sich jedoch sehr in Acht nahm, unmittelbar den Adel anzugreifen, der in sorgloser Ruhe das Treiben Gubriani's als das eines närrischen Menschen betrachtete. Endlich glaubte dieser, daß der Zeitpunkt gekommen sey, der zur Ausführung seines Unternehmens am schicklichsten wäre. Das Volk hing mit schwärmerischem Enthusiasmus an ihm, die Vornehmsten der adeligen Familien waren theils in ruhige Sicherheit gewiegt, theils mit ihrer zahlreichen Dienerschaft außerhalb Rom auf ihren Gütern; da versammelte (1348) er das ganze Volk, exaltirte es durch eine gewaltige Anrede, ließ sich zum Volkstribun ausrufen, und vertrieb die erschrockenen Adligen, die seine Würde nicht anerkennen wollten, und auf keinen Widerstand gefaßt waren, aus Rom. Herr jetzt der neuen Republik, die er unter der Oberherrschaft des Papstes zu verwalten vorgab, beschäftigte sich Rienzi, Gesetze zu geben, seine Verwaltung einzurichten, und alles so wohl zu ordnen, daß nicht allein die Bewohner Roms mit ihrem Tribun aufs äußerste zufrieden waren, sondern auch Clemens VI., und selbst mehrere auswärtige Fürsten den glücklichen Emporkömmling ihres Beifalls und ihrer Freundschaft versicherten, einige sogar Bündnisse mit ihm schlossen. Die Weisheit und Gerechtigkeit, mit der Rienzi dies alles betrieb, erwarb ihm auch bald im Auslande solchen Ruf, daß wichtige Streitsachen von mehreren entfernten Orten ihm zur Entscheidung vorgelegt wurden, und es eine kurze Zeit lang schien, als wolle die alte Stebenbügelstadt durch die Leitung eines einzigen Mannes wieder zu ihrem alten Glanz sich emporschwingen. Doch nur zu bald schwand dieser vorübergehende Schimmer. Rienzi, berauscht von dem Glück, das aus dem Staube niedriger Abkunft zu solcher Höhe ihn emporgehoben, vergaß die Mäßigkeit und Klugheit, mit der er sein Werk begonnen, und überließ sich bald den Eingebungen eines lächerlichen Stolzes. Statt wie bisher, den nicht unbedeutenden Anhang des Papstes mit schmeuender Rücksicht zu brachten, fing er an, ihn zurückzusetzen; mancherlei Bedrückun-

gen, die er sich gegen das Volk erlaubte, entsagen ihm dessen Liebe, am weitesten weg hierzu bei einer Trabantenfahne, mit der er anfangs zu umgeben. Sein steigender Uebermuth brachte die auswärtigen Höfe gegen ihn auf, sein Eitelkeit legte ihn in Gefahr. Es geschah es, daß nach kurzer Herrschaft die vertriebenen Adeligen, von dem ersten Schreck sich erholend, ihre Kräfte sammelten, und eine Gegenrevolution bewerkstelligten, die damit endigte, daß Niang aus Rom vertrieben wurde. Kaiser Carl IV. in Deutschland suchte Niang zu beschützen, daß er sich ihm entgegen bewiesen hätte. Durch die den Streit beizulegen, der zwischen dem Kaiser und dem Papste entstand, machte Niang, sich die Gunst des ersten zu verschaffen, sich jedoch auf nichts ein, sondern schickte ihn zum Papste Clemens. Wahrscheinlich dürfte ein zweites Gefängnis erwartet haben, hätten nicht die erneuerten Ansuchen um sein Geschick gesehnet. Clemens VI. war gestorben, Innocenz VI. glaubte am besten für Niang in Rom wenn er Niang gegen sie schickte. Von dem Papste wurde er noch immer großer Anzahl der römischen Einwohner wegen, vertrieb Niang noch einmal die Adeligen, und seinen Senator ernannt. Da er aber durch das erfahren ist weiser geworden war, und durch übertriebenen Aufstand sich die Gemüther des Volks immer mehr entfremdeten, diese neue Herrschaft abermals nicht lange, und kurz in der Oberherrschaft des Papstes aufhörte, die sich diesmal das Volk

Stadte vertrieben, verfolgt und der jetzt in ihm nur einen Unterdrücker sah, wurde aber endlich eingeholt, und von der Stadt befreit. Da schon es, als wolle noch einmal das Volk eine Stunde lang sprach er zu dem Hauptmann und Bewunderung, ihn umstand, nach er ihm gehorchen, oder ihn vernichten; aber es des Hauses Colonne, der mächtigsten unter und der gefährlichsten Gegner des Senators d. Unglücklichen, dessen Zeichnam nun ein Spiel wurde, die ihn auf das schrecklichste verurtheilte. Dies war das Ende eines Mannes (1353), der das Leben und begünstigt hatte, und der Zeit, einen glänzenden Abgang würde genommen, auf der, gleich einem vorübergehenden Wetter.

Niesen nennt man solche Menschen, die sich durch ihre ungemessene Größe auszeichnen, im Gegensatz der Zwerg, die wegen ihrer Kleinheit zu den Abnormitäten des Menschengeschlechtes gehören. — Daß wegen mancherlei Abweichungen von einer einfachen natürlichen Lebensart die Menschen heute nicht mehr die Größe erreichen, wie ehemals, ist zu glauben. Daß es aber vormalig ganze Nationen von Niesen und Giganten, die alle übrigen Menschen an Größe und Stärke übertrafen haben, gegeben hätte, wie in der heiligen Schrift und den Dichtungen der Griechen und Römer gelehrt wird, ist sehr zu bezweifeln.

Niesendetten werden hinunter die Grabhügel genannt, die man noch hin und wieder in Deutschland, besonders an den Ostseelüken und auf der Insel Rügen findet. Sie sind gemeinlich mit Gold- und

Steinsachen ringsum eingefaßt, und man findet oft in ihnen irdene Töpfe mit metallenen Spangen, Ringen, feiernen Opfermessern, Streitbeilen und dergleichen Dingen. Schreiber dieses war an den pommerischen Küsten und auf Rügen mehrmals gegenwärtig bei Aufgrabung solcher Riesenbetten, die dort richtiger Hünengräber heißen, und erstaunte über die Nettigkeit und selbst Zierlichkeit der Arbeit der aus Feuerstein gemachten Opfermesser und Streitbeile, die in manchen dieser alten Grabhügel sich fanden. Nicht immer finden sich jedoch solche irdene Töpfe oder Urnen in den Riesenbetten, häufig sind sie ganz leer, und so viel mir bekannt, hat man niemals eiserne Waffen darin gefunden; ein Umstand, der auf das hohe Alter dieser Grabmäler schließen läßt.

Riesendamm und Riesenweg auf der westlich von Schottland liegenden Insel Staffa. Die merkwürdigsten Säulen sind auf der Südwestseite; das ganze Ende der Insel ruht auf Reihen von natürlichen Pfeilern, die größtentheils über funfzig Fuß hoch sind, und in natürlichen Säulengängen stehen, die sich nach dem Laufe der Buchten oder Landspitzen richten. Sie ruhen auf einem festen Grunde von unebnen Felsen. Ueber sie ist die Lage, die an den Boden oder die Oberfläche der Insel reicht, von ungleicher Dicke, so wie das Land in Hügel aufsteigt oder in Thäler abfällt. Jeder Hügel, der unten über die Säulen herabhängt, macht einen großen Fronton. Verschiedene davon sind über sechzig Fuß von der Grundfläche bis an die Spitze dick, und erhalten durch den Abfall des Hügel an den Seiten fast die völlige Gestalt der Frontons, die in der Baukunst üblich sind. Man geht längs des Ufers auf einem zweiten Riesenwege fort, von dem jeder Stein völlig regelmäßig aus einer gewissen Anzahl von Seiten und Winkeln bestand, bis man auf die Oeffnung einer Höhle zukommt; die vermuthlich die prächtigste ist, die je von einem Reisenden beschrieben ward. Man kann sich kaum einen größern Anblick vorstellen, als einen solchen Raum, der an jeder Seite von Säulengängen unterstützt wird. Sein Dach besteht aus den untern Theilen von abgebrochenen Säulen, aus deren Winkeln eine gelbe troppsteinartige Materie ausgeschwitzt ist, die die Winkel genau bestimmt. Ihre Farbe zeigt eine ungemein schöne Mannichfaltigkeit. Die ganze Höhle erhält Licht von außen, so daß man bis an ihr tiefstes Ende hineinsehen kann. Die Luft, die durch die beständige Ebbe und Fluth in Bewegung gesetzt wird, ist rein und völlig frei von den feuchten Dämpfen, die sonst gewöhnlich die natürlichen Höhlen erfüllen. Die Wegweiser nennen sie die Höhle des Rhinn oder Rhinn-mac-coul, den der Uebersetzer des Ossians Fingal nennt. Wie freut man sich, hier das Andenken des Helden erhalten zu finden, an dessen Daseyn wie an der Echtheit des ganzen Gedichtes man in England selbst zweifeln wollte. Doch genug von den Schönheiten von Staffa, deren genauere Beschreibung jetzt folgen soll. Die kleine Insel Staffa liegt auf der Westküste von Mull, ungefähr drei Seemeilen Nordost von Jona oder der Columbill. Ihre größte Länge beträgt ungefähr eine englische Meile, und ihre Breite eine halbe Meile. Auf der Westseite der Insel ist ein kleiner Busen, wo Boote gewöhnlich landen. Nicht weit davon gegen Süden zeigen sich die ersten Säulen, die nur klein sind, und anstatt aufrecht zu stehen, auf der Seite liegen, und jede für sich einen Zirkelschnitt ausmachen. Weiter hin kommt man bei einer kleinen Höhle vorbei, über der die Pfeiler, die hier etwas größer werden, in allerhand Richtungen liegen. An einer Stelle vorzüglich ist ein kleiner Haufen, der den Rippen eines Schiffes sehr ähnlich ist.

Wenn man an der Mühle vorbeigekommen ist, welches man nur zur Ebbezeit ohne ein Boot thun kann, so sieht man die erste Reihe von Pfeilern vor sich, die aber nur halb so groß sind als die folgenden. Dieser Stelle gegenüber liegt eine kleine Insel, die auf hochländisch Boc-Schala, oder vielmehr Bnachalle oder der Hirte genannt wird, und von Staffa bloß durch eine einige Faden breite Durchfahrt getrennt wird. Die ganze Insel besteht aus Pfeilern, über denen keine andere Lage beständig ist. Sie sind noch immer klein, allein sie haben die

Schiffen vor sich, man sieht auf der neuen Insel Die erste Abtheilung

Aber dem Pfeilern, deren hier erwähnt wird, ist sich überall gleich, und besteht aus unächtigen kleinern Pfeilern, die sich nach allen Richtungen biegen und senken, und dies oft so unordentlich, daß die Strime sich bloß zu senken scheinen, nur eine schalenförmige Gestalt anzunehmen. In andern Stellen stehen sie regelmäßig; jedoch immer, ohne die Lage vom großen Pfeilern zu unterbrechen, deren Stumpf durchgehends eine gleichförmige und unregelmäßige Form annehmen. Wenn man von hier weiter längs der Küste forgeht, so kommt man um das nämliche Ende der Insel Que na stark, oder die Wasserrabenbühle (cormorant souvo). Hier hebt sich die Lage unter den Pfeilern sehr hoch. Die Pfeiler über denselben sind viel niedriger, als an dem nordwestlichen Ende der Insel, aber nur auf einer anstehlichen Höhe. Weiter hin geht ein Dusen ist, die hier nur eine Viertelmeile breit ist, vorzüglich jenest eines kleinen Tharischweides, sind zwei kleine Absätze von einer Lage befindet, die der Lage über ihm unächtigen kleinern Pfeilern besteht, die id, und sich nach allen Richtungen überbiegen. W...

Der Stein, aus dem die Pfeiler bestehen, ist eine grobe Art von Basalt sehr gleich kommt; in dem, die man im schmutzig braun, da der in

Miesengebirge. In den höchsten und ansehnlichsten Grubberg am Quatz an, in Niederschlesien, geht die mit bis in das Fürstenthum Schlesien von Oberrheinische Gebirge. Der Edelstein Miesengebirge genannt

in einem Bogen bis Kupferberg am Hoherstuf. Es hat eine fast gleiche Höhe von 3000 Fuß über der Meeressfläche. Oben auf dem Rücken dieses Gebirges erheben sich die beiden Sturmhauben und die Schneekuppe. Der dritte Strich des Miesengebirges beginnt im Fürstenthum Münsterberg, und geht durch die Fürstenthümer Merse, Jägerndorf, Troppau und Teschen bis an die Jablunka. Dieser Strich wird auch das mährische Gebirge genannt. Hier ist der sogenannte Kessel der Teufelsgrund, Teufelswiese und Johanniskraut zu bemerken. Nach letzterem geschieden zum Johannistage viele Wallfahrten, weil man seinem Wasser heilende Wunderkräfte zuschreibt.

Riga, die Hauptstadt des ehemaligen Herzogthums Livland, an der Düna, einem Nebenarm der Düna. Die Stadt hatte mancherlei Schicksal. Im Anfange des 13ten Jahrhunderts gehörte sie dem deutschen Orden; gegen das Ende desselben Jahrhunderts kam sie unter polnische Oberherrschaft; 1621 eroberte sie Schwedens großer König Gustav Adolph; endlich im Anfange des 18ten Jahrhunderts kam

der Stein, aus dem die Pfeiler bestehen, ist eine grobe Art von Basalt sehr gleich kommt; in dem, die man im schmutzig braun, da der in Miesengebirge. In den höchsten und ansehnlichsten Grubberg am Quatz an, in Niederschlesien, geht die mit bis in das Fürstenthum Schlesien von Oberrheinische Gebirge. Der Edelstein Miesengebirge genannt in einem Bogen bis Kupferberg am Hoherstuf. Es hat eine fast gleiche Höhe von 3000 Fuß über der Meeressfläche. Oben auf dem Rücken dieses Gebirges erheben sich die beiden Sturmhauben und die Schneekuppe. Der dritte Strich des Miesengebirges beginnt im Fürstenthum Münsterberg, und geht durch die Fürstenthümer Merse, Jägerndorf, Troppau und Teschen bis an die Jablunka. Dieser Strich wird auch das mährische Gebirge genannt. Hier ist der sogenannte Kessel der Teufelsgrund, Teufelswiese und Johanniskraut zu bemerken. Nach letzterem geschieden zum Johannistage viele Wallfahrten, weil man seinem Wasser heilende Wunderkräfte zuschreibt.

Riga, die Hauptstadt des ehemaligen Herzogthums Livland, an der Düna, einem Nebenarm der Düna. Die Stadt hatte mancherlei Schicksal. Im Anfange des 13ten Jahrhunderts gehörte sie dem deutschen Orden; gegen das Ende desselben Jahrhunderts kam sie unter polnische Oberherrschaft; 1621 eroberte sie Schwedens großer König Gustav Adolph; endlich im Anfange des 18ten Jahrhunderts kam

Er nach des jüdischen Carl's unglücklichen Triage unter russischen Geßeln, wo sie auch sterben geliebten. In dem Feldzuge von 1812 wurde sie von dem preussischen Corps eingeschlossen, aber durch den Rückzug des großen Armees aus Russland wieder befreit. Im April 1813 richtete eine durch den Übergang entstandene Ueberschwemmung in der Stadt und Gegend, an Brücken, Schiffen und Vorräthen einen Schaden an, der auf 30 Millionen Rubel geschätzt wurde. — Riga hat über 40,000 Einwohner, ist der Sitz mehrerer Landesregierungen und eine der bedeutendsten Handelsstädte, da von hier aus die meisten Erzeugnisse von LITHUANIEN, ESTLAND, WIRTHENLAND u. s. w. zur See verschifft werden.

Riganduon ist ein kleines Landholz im ganzen oder vorwärts, socht, von lebhafter Bewegung, das gewöhnlich aus zwei Theilen besteht. Ein Compositum Riganduon soll Erhaben dieses Landes gemein sein, der bei Bakstein häufig angewendet wird. Bekannt ist, daß es den geschwulstigen französischen Conterclagen das Bad de Riganden auch vorzuzieht.

Righini (Dietrich), einer der ersten unter den neuern italienischen Componisten. Er war zu Bologna im J. 1776 geboren, und aus einer ehrbaren, aber verarmten Familie. Das ausgezeichnete Talent, welche der Knabe besaß, bewog seine Eltern, ihn zum Studium der Rechte zu bestimmen, welches damals, besonders treffliche Lehrer besaß, auszuüben zu heißen. Doch der Schlangenschmerz, so wie sein Talent für die Künste wurde. Weil man ihn aber zu lange Courten für seine Stimme ihre Schwäche, und der Leere, die sprang, erzielte etwas Bräunen und Demut, so die Wien, wohin er sich einige Zeit darauf begab, in der berühmten Schule, zur wahren Befähigung fand. Dese größern Beifall erhielt seine Organmethode, so daß er bald einer der geschicktesten Organisten in der musikalischen Fakultät war. Zum Lehrer in der Compagnie soll er den berühmten Vater Mozart gehabt haben, wovon sich jedoch in seinen Werken keine besondere Spur zeigt. Als Componist hatte er außer einigen kleinen Stücken und Concertarien nur zwei französische Opern bekannt werden lassen, als ihn der letzte Kaiser von Wien zu seinem Capellmeister ernannte. Ihm wurden sehr beliebt, in denen (*Il convito di Pietra* und *la vedova scaltra*, beide gegen 1780 geschrieben) erkannte man zwar den geistreichen Meister, und besonders den trefflichen Sänger; das Ganze geschick jedoch nicht ausgezeichnet, was auch natürlich war, da das Komische mit ihm stark war, und er darüber weder Erfindung, noch die geschickte Laune, Länge und Reichheit besaß. Seine opera *commedia*, die er zwar noch in Wien geschrieben, aber erst in Wien vollendet zu haben scheint, *il convito*, *ovvero il convito di Pietra*, zeigt schon die erste Richtung, die sein Geist genommen, die würdige Gattung, für welche er von Natur bestimmt war, und in welcher er einem großen deutschen Vorbild (Mozart, dessen Werke in Wien den ersten Eindruck auf ihn machten), mit eigenem schicklichem Talent, und mit beharrlicher Liebe und Sorgsamkeit nachstrebte. Derselben folgt seine *Arminia* (1785), und seine *Comedien* zu *Metastasio's Alcide al bivio* (1789), welche von ihm damals und 1790 in Lodovico, Wien, Leipzig u. mit vollem und verdienstlichem Beifall aufgeführt wurde, der ihn in Deutschland bekannt machte. Dort zeigt er sich in der Gattung und Werke, welches er von aus an immer mehr liebte, mit größerer Meisterlichkeit. Die besten eines Kunstmanns über diese Art und Gattung sprechen: „Righini's Opera, die er für den des

Zeit seiner Reise an (schick, mischia Armida, Alcide, Arlanza, Atalanta, sein Enea nel bosco, Tigranes, in selva incantata, und Garzenjammo liberata sind eigentlich keine Opern, sondern Concertmusik. Die größern und ausgeführtern Stücke desselben gehören zu dem Herrlichsten, was jemals von Besang für Concerte geschrieben worden ist. Vor allem ist das Terzett, Quartett, Quintett, kaum von einigen; die rechte eigentliche Vokarie aber von keinem einzigen Componisten trefflicher bearbeitet worden als von ihm. (Er setzte letztere für den berühmten und damals blühenden ersten Bassisten des königlichen Theaters zu Berlin, Fischer.) Für die Bühne haben seine Charaktere zu wenig Bestimmtheit, Begränzung und Individualität, seine ganze Schreibart geht zu sehr in die Breite, er sucht sich überall, wo er etwas Neues zu sagen hatte, ganz ausreden; auch haben die an sich trefflichen Ausführungen bedeutender Scenen und Situationen zu wenig Verschiedenheit gegen einander, und überhaupt zu wenig von dem, was sie einander unterordnen und erst als Hauptgruppen eines dramatischen Ganzen vereinigen sollte. Aber als Concertmusik betrachtet, und von Orchestern und Sängern gut ausgeführt, gewähren seine Operncompositionen einen unbeschreiblichen Genuss, und werden als Lieblingswerke gebildeter Kunstfreunde und als Fundgruben für Concerddirectoren und vorzügliche Sänger noch lange bestehen, bil-

den ihre Hauptstücke alles in sich, was man sehen kann: einen ruhenden, und doch natürlichen, schon verflochtenen weiserhafte Behandlung der Instrumenten, immer obligat, nie zerstreut immer effectvoll und nie den Besang ig, schönes Verhältnis der Ideen gewidige, edle und großartige Harmonie, it bedeutender und energischer Sätze; Bedänge, überall Benutzung der grössten jeder gebildeten Menschenstimme, als u." Dem Charakter nach gehören zwischen als der italienischen sie er, den gediegenen Ernst und die

dem Flusse der italienischen Melodie vermählt; keiner steht Mozart so nahe als er, keiner besitzt diese Solidität und Gründlichkeit der Ausführung. Nächstdem hat er sich das größte Verdienst um den Besang in Deutschland erworben, nicht nur durch seinen bis zum Ende seines Lebens erhaltenen trefflichen Besangunterricht, sondern auch durch seine Lehrgesänge für den Besang und seine herrlichen Liedercompositionen. Von der ausgezeichneten Schule Nighini's zeugt seine berühmteste Schülerin, die ehemalige Demoselle Fischer, Tochter des vorhin genannten Bassisten, jetzt Madame Bernier in Wien, ungeachtet diese in ihrer Stimme neuerlich sehr verloren hat. Seine Söhlkinnen (1803) dürfen keineswegs unbekannt seyn, welcher sich zu einem guten Sänger ausbilden will; sie sind gründlich, lehrreich und doch sehr geschmackvoll, sie vereinigen das Solide der alten Meister mit der Anmut und dem guten Geschmack unsers Zeitalters. Seine zahlreichen Lieder, Canzonetten, Duetten u. mit Begleitung des Pianoforte sind durch eine sehr ausdrucksvolle, anmutige und gefangreiche Melodie, welche durch stehende Harmonie getragen wird, ausgezeichnet, einfach und ungekünstelt, ohne trocken und hoch zu seyn, und für eine von der Natur begünstigte und gebildete Stimme ungemein anziehend.

des Deutschen
 Lichtni habe in
 Bemühtlichkeit,
 großem Glück
 den Deutschen
 die Conversa-
 und allenfalls
 nicht zu hoch
 illen ließ, und
 cht herrschende
 ste, und nicht
 it Nighini nur
 Deutschen Kai-
 790 ausführte,
 gin Lulse. von
 Der Zweck er-
 der überreichen
 eifer allerdings
 loss in Berlin
 rlich im eigent-
 nd ihm seinen
 Ausführungen
 d scharf, ohne
 ebensumständen
 der des Königs
 seiner angeführ-
 tes, eingezo-
 schgethan. Im
 einmal wieder
 tadt am 10ten
 egtriffen. Mit
 er des genann-
 ten Kirche sel-
 weh. Er liegt
 : ist 5676 Fuß,
 idriger als der
 Fuße liegen 10
 r 150 Sonnen-
 nd Oberer am
 oben gegen den
 oben hingegen
 hme Kasanien;
 der berühmteste
 sichten. Wenn
 man nur fahle
 ut. Der Name
 ge) herkommen.
 kugel nach dem
 in immer Klet-
 Art zu schließen
 große Fläche zu
 ach den Regeln
 an er- auf eine

gleichen Thiergattung vorhanden, so ist kein Zweifel, daß, da aus gleichen Ursachen gleiche Wirkung erfolge, die Neuseeländer längst in das Romadenische übergegangen, die erste Stufe der Cultur erstiegen ha-

den wähen, anstatt daß sie jetzt noch wirklich bedauernswürdige rohe Naturmenschen sind. Daß diese zahmen Hausthiere von den wilden Rassen abstammen, ist eben so gewiß, als sie so leicht wieder in ihren natürlichen wilden Zustand zurücktreten, wie die großen Eennen (Steppen- große Landstriche mit Gras bewachsen) in Südamerika beweisen, wo sich eine ungeheure Menge wilden Rindviehes befindet, das bloß vom dem zahmen Vieh abstammt, welches nach der Entdeckung von Amerika dahin gebracht worden, da sich in diesem ganzen Welttheil vorher kein einziges Stück befand, und die sich jetzt in der Wildheit bei günstigem Klima und überflüssigen Futter so erstaunlich vermehrt haben, daß sie größtentheils bloß um der Häute willen gejagt und getödtet werden, da das Fleisch in so großer Menge nicht benutzt werden kann. Unter dem wilden Rassen unterscheiden sich besonders der Auerochse und der Büffel als die beiden Extreme, zwischen denen die andern Rassen mitten inne stehen. Unser zahmes Rindvieh gleicht mehr der ersten Gattung, denn ob es schon auch zahmes Büffel-Rindvieh gibt, so ist doch dieses von unserm gewöhnlichen überall verbreiteten Rindvieh sehr verschieden, besonders verlangt diese Büffelart durchaus ein warmes Klima, wie in Ungarn und Italien ist. So ließ der verstorbne sächsische Minister, Graf Einsiedel, vor 20 Jahren dergleichen Büffelvieh aus jenen Gegenden auf sein Gut Wolfenburg kommen, wo viele Versuche, dasselbe einheimisch zu machen, und vielleicht eine vorzüglichere Gattung Rindvieh durch Vermischung zu erzeugen, gemacht worden, der Erfolg aber nicht entsprechend gewesen ist. Die zahme Rindviehzucht, durch so viele Länder unter alle Himmelsstriche verbreitet, mußte natürlich eine große mannichfaltige Verschiedenheit der Rassen erzeugen; je nachdem Futter, Klima und Lebensart der ursprünglichen Natur dieser Thiere zuträglich war oder nicht, so ist beinahe in jedem Lande eine besondere Race entstanden. In Europa besonders hat man polnisches, ungarisches, ukrainer, moldauer, schweizer, tyroler, holsteiner, friesisches, vogtländisches und eine Menge andrer verschiedner Rassen. Das in jeder Provinz von alten Zeiten her einheimische Rindvieh nennt man Landvieh. Wenn also von Landvieh gesprochen wird, so fragt sich's, von welcher Provinz die Rede ist, denn eine jede Race ist in ihrer Provinz Landvieh. Da natürlich immer eine Race vorzüglichere vor der andern hat, so suchen die nach Verbesserung strebenden Landwirthe Zuchtvieh von diesen vorzüglichern Rassen zu erhalten; allein da hier größtentheils die Ursachen nicht vorhanden sind, die diese Rassen nach und nach erzeugt haben, so sind diese Versuche im Anfange von keinem günstigen Erfolge. So z. B. war das schweizer Vieh vor vierzig Jahren diejenige Race, nach welcher so viele Landwirthe in Deutschland strebten; da dieses Rindvieh aber seine gewohnten fetten Alpenweiden hier nicht vorfand, so war der Nutzen dieses schweizer Viehes Anfangs geringer und schlechter als der vom Landvieh, und viele Landwirthe gingen sogleich wieder davon ab. Es wurde zum Sprichwort: „Wer schweizer Vieh halten will, muß auch schweizer Futter haben.“ Da aber doch mehrere den Versuch nicht sogleich aufgaben, so gewöhnte sich nach und nach das von der ersten und den folgenden Generationen gezogene Vieh immer mehr und mehr an die hier gewöhnliche Fütterung und Lebensart, und so ist die davon abstammende Race jetzt viel vorzüglicher und geschätzter als das ehemalige Landvieh; der Beweis davon ist, daß man überall unter den wohlhabenden Landwirthen diese bessere Rindviehrace antrifft, was sonst der Fall nicht seyn würde. Besonders hat sich aus der Erfahrung gezeigt, daß das dadurch entstandene Vieh

stark. Rindvieh der dritten und vierten Generation die vorzüglichste
 beste Rindviehrace dieser Gegenden geworden ist. Diese Gattungs-
 race ist dadurch entstanden, daß Landlöhne mit schweizer Ochsen begattet wor-
 den sind. Indem nicht jeder Landwirth im Stande war, schweizer
 Röhre kommen zu lassen, so konnte er doch von denjenigen, die derglei-

Verdauungsproceß in Düngung verwandelt werden. Ungeachtet das Thier
 einen großen Theil des Futters als Nahrung in sich aufgenommen, so

nach
 als
 Dün-
 nungen,
 die der
 werden
 von der
 und
 folgen-
 den ist,
 diesen
 zu treib-
 en sind,
 kann
 solchen
 gründe
 en der
 Mittel
 ist ein,
 jed die
 be die
 Grunde

in Weideweidung geübt, gleich
 r einen geringen Ertrag, geben
 für man viel mehr Futter, und
 leben; wenn die Weiden in
 den bedau oder als Weiden be-
 grünet wird. Die Stallfüt-
 terung, weil alle Exkremente
 nicht auf der Weide verloren
 ist der derselben eine größere An-
 den kann. Die Stallfütterung
 Wenn das Weiden ergrünet
 im Stoppelweide, das sonst nicht
 Weiden das letzte Mal gemäht
 ist, so wie junger Nach-
 weiden, und das Vieh vom We-
 dahn treiben dieses nennt man
 er, wenn das Vieh das ganze
 we. Die halbe Stallfütterung
 , es geht zwar einige Dünge-
 e Menge Weidenfutter, die sonst
 re Vieh halten, wenn man diese
 re Düngeung als bei der gan-
 ng nicht ganz verloren, die auf
 kommt diesen doch einigermaßen
 igen von weiden Weiden ge-
 fütterung halten kann, so kann
 wo die ganze Stallfütterung der
 „ Grundweiden des rationellen
 ist? Die halbe Stallfütterung
 lages zugleich weiden.“ Dieses
 schied zwischen Weiden und
 Stallfütterung erfunden wurde,
 beide, und fütterte es hernach,
 und so ist es noch überall, wo
 Stallfütterung ist der Weide
 wird das Vieh schlechtdingst
 und halbe Stallfütterung unter-
 r. Bei dem Weiden wird
 die des Weiden ausgetrieben
 mit diese halbe Zeit, vom We-
 ppengrad die erste Weide nach,
 Zeit ganz im Stalle gehalten;
 e Vieh aber das ganze Jahr
 schlechtes bei Weiden, den je-
 stallfütterung verbindet. — Wel-
 Vieh selbst gezogen, oder es
 so man die Weiden sehr hoch
 der Ställe, da ist Verlust bei
 wenn dasselbe Futter, das für
 die weiden wird, so giebt es
 weder umgekehrt auf dem Lande
 re eines schlechten Viehstammes
 viel vorzüglicher, folglich gute
 Viehzucht überall so verbreit-

ter ist, leicht zu haben sind. Will man hingegen den schlechten Viehstamm durch gute Zuchtschafe selbst veredeln, so sind dazu eine Reihe

den. Den größten Unterschied in dem Geldertrage gibt jedoch eine Kuh in einer volkreichen Stadt und auf dem Lande. Bei Verpachtungen auf dem Lande wird für eine Kuh jährlich 8, 10, 12 bis 15 Thaler gerechnet, nachdem die Viehrace ist, und halblängliches und gutes Futter dazu gegeben wird. In großen Städten hingegen gibt dieselbe Kuh im Durchschnitt ebenfalls einen Thaler, jährlich also 40 bis 45 Tha-

Der Ertrag, und dieser Unterschied liegt bloß in dem verschiedenen Preise und Verkaufe der Milch. In Ebaers „Grundsätzen des rationellen Viehbaues“ 4ter Theil, Seite 227, wird der Selbstertrag von einer mittlern Kuh nach dem Preise der Butter bestimmt. Es wird angenom-

der Märklers, daß nämlich
 nicht mehr kostet, als woher
 soll der Grund davon liegen.
 Es unerschien man sollte es mar-
 k fragt sich wieder: Warum
 Preis des Futters verschieden?
 ? — Diese werden sich über-
 an eine Schulerias Aufnahmepost
 frei aufstellen. Der eigentliche
 Grund ist, daß ein unerschicklich
 ist auch an und für sich nicht
 könnte als nicht und Besten
 der Danksagung unerschicklich
 als indig ist, infolgedessen
 durch die Concurrenz der als
 groß, daß die Productionspreis
 Wert
 ist eine Art: kritischen Wen-
 aber geschulisch aus. Bezeich-
 ne das erste Wort, oder die
 Refrain, wiederholen. Fünf
 der umgekehrt, kommen darin

297.

1). Die strengen Verbote gegen das
 idigung des allgemeinen Landfriedens
 uft des Landesbrechens. Das feine,
 unerschicklich verdrängte die strenge beim-
 ähnlich achteten fremden Ritterstam-
 nischen Schärkel. Frankreich hatte
 über das Leben der Männer, bei die
 auf dem Lande oder bei feillichen
 er wurden, und den Rittersold nicht
 en Wagnissen und Gefahren des Lebens
 in den Hallen des Waffens ruhen und
 hier sind endlich endlich herabgedrückt
 — Die Schulerias gehten zu
 re, sie versammelten die Ritter aus
 in, der Oberhöflich und guten Rufes
 Tugend und Tapferkeit, und Hans

des Adels Schick, 1100 1170 1180 1190

„Der so behielt in strengster Zucht.“

„Sanz Deutschland bekam daraus Kunde.“

„Wann es stand über all desto was.“

„Weil der Adel so redlich was.“

Doch hörte auf dem Burgen und an den fürstlichen Höfen mit der Kampfs-
 lust die Schaulust nicht auf. Weil aber selbst die Päpste, die an er-
 zerblicher Tugend keine Freude hatten, und ihr Wort gern überall geltend
 machen wollten, dem, der im Turnier fiel, kein Grab in geweihter Erde

*) In allen Schriften aus jener Zeit finden wir geschrieben: „Der Kün-
 niger, nicht das Turnier,“ Auch Schönböck in seiner Geschichte des
 Deutschen schreibt hier Thurnier.

den Mehrere Abenteuer, die um den Kampfreis sich bewerben wollten, kehrte in die Stadt. Sie waren theils in weisse Kleidung, theils als
 Römer verkleidet, und
 strotzte als Cyrenen. Bei
 seitigen Ausforderung bey
 die Sieger den Preis
 Dantze der Hochzeitstibel
 Vater hatte keine Sorge
 als stille Zuschauer zu
 die rüstige Hand nach ihm
 anlegen. Wie prächtig
 halten ward, so blies
 Thurners nach alten
 Zeit recht wohl, und
 thut in einem Gebiete,
 genzburg zum Reichstag
 Manchem Ritter
 Wien gezogen, und

Sie riefen sich die
 im römischen Reich Einigkeit,
 Das wiederum auch mit der Zeit
 Durch Kaiserliche Majestät
 Und Häupter mit weltlichem Rath
 Bestandlicher der Thurnier,
 Das bei Fürsten und Adels Bie
 Fremden und Tugend bild und wach,

1777 ff.
 dass dessen
 in die 2500
 von dem
 osthilfliche
 d. Scharen
 re. Unterfah
 gestellt wur
 von West
 in Morium
 n. Geban
 des Decem
 1777 ff.
 n. itzt die
 st. n. mar
 Enen oder
 sch. des bel
 abeln hatte.
 it nach auf
 n man von
 n durch ei
 s. Fuß loth
 sche Meilen
 ist der An
 fer mit den
 n, und auf
 Forts ver
 oder den

Vernachlässigen der Hauptstadt zu streng-wirtschaftlichen Interessen in den letzten Jahrzehnten die Aufmerksamkeit der Japaner, welchen diese einzige Hauptstadt nicht nur den Sitz der Regierung, sondern auch den Mittelpunkt der Handelsgeschäfte bildet, die den Ausgang des Landes gebildet. Die Hauptstadt bildet nicht nur den Sitz der Regierung, sondern auch den Mittelpunkt der Handelsgeschäfte, welche aus Brasilien nach Portugal gehen. Zudem wurde auch die japanische Flotte, welche 1710 unter Kommando von Shimadzu sei über den Pazifik, zum erste reise Pointe. Die Stadt liegt sehr bedeutend auf einer vorstehenden Anhöhe nördlich des Berges von Santa Catarina. Sie hat sehr schön nach der Natur geordnet Häuser, und ihre catholische Kirche hat mehr von europäischen als von japanischen architektonischen Charakter. Die alte Kirche vor dem Palast, welche angeblich 1600 erbaut wurde, und die Propädeuten sind auch, wo die Catholiken einen Hof haben in ein der wichtigsten Punkte hinter einem kleinen Hügel vom Meere durch große Felsen, deren Ansehung ist die größte Wichtigkeit, ist den letzten Jahren zerstört. Sie besteht aus einem Minarett, welche auf gemauerten Felsen auf der Ostseite von dem Meer über ein ganz hohe an der Straße liegenden Höhe, wo sich eine große Steinmauer befindet, und von wo aus dieselbe weiter in die Stadt geführt wird. Die Hauptstadt, vorher schon eine Handelsstadt sehr wichtig, erkrankte in der neuen Zeit dadurch eines großen Pests und zahlreicher Epidemien, dass die portugiesische Familie von Portugal sich dahin begab. (S. d. Art. Portugal.) Die Verderblichkeit der Hofe- und der Regierungs-Verfahren aus allen Ländern, die den Hof des gleichen, und die schlimmen Einwirkungen von Nichtern, Beamten, Handwerkern und Kaufleuten haben die Bevölkerung außerordentlich vermehrt. Die Bevölkerung ist nach dem Verluste der Portugiesen und nach der Vertreibung der Portugiesen aus dem Lande und nach dem Einbruch der Pests und ist eine sehr schnelle Vermehrung europäischer Kultur gebracht. Die von dem König angeordnete Errichtung der Religionsschulen, die zur Förderung des Fortschritts und der geistlichen Bildung der Einwohner gethoben wurden, die Errichtung einer Akademie mit der Unterstützung der Wissenschaften, welche der Regierung den Einwandern ertheilt und des Königs Sohn, das schreibend, durch die Verbesserung der Colonie in den Verhältnissen des Landes erzeugt worden ist, (während der neuen Hauptstadt der Reich von Portugal, Brasilien und Siam eine glänzende Colonie). Die Bevölkerung derselben erreichte bisher die Zahl von 40.000 Seelen; dieses hat sich aber durch die Drogenschandigkeiten, die so groß auch Rio Janeiro ist, doch eine gewisse Abnahme gebracht und Fremder nach Siam weihen werden, was aber bei der Größe des Landes weder so befürchtlich, noch so ungesund ist, als in andern Ländern.

Wie sich eine große Steinmauer befindet, und von wo aus dieselbe weiter in die Stadt geführt wird. Rio Janeiro, vorher schon eine Handelsstadt sehr wichtig, erkrankte in der neuen Zeit dadurch eines großen Pests und zahlreicher Epidemien, die portugiesische Familie von Portugal sich dahin begab. (S. d. Art. Portugal.) Die Verderblichkeit der Hofe- und der Regierungs-Verfahren aus allen Ländern, die den Hof des gleichen, und die schlimmen Einwirkungen von Nichtern, Beamten, Handwerkern und Kaufleuten haben die Bevölkerung außerordentlich vermehrt. Die Bevölkerung ist nach dem Verluste der Portugiesen und nach der Vertreibung der Portugiesen aus dem Lande und nach dem Einbruch der Pests und ist eine sehr schnelle Vermehrung europäischer Kultur gebracht. Die von dem König angeordnete Errichtung der Religionsschulen, die zur Förderung des Fortschritts und der geistlichen Bildung der Einwohner gethoben wurden, die Errichtung einer Akademie mit der Unterstützung der Wissenschaften, welche der Regierung den Einwandern ertheilt und des Königs Sohn, das schreibend, durch die Verbesserung der Colonie in den Verhältnissen des Landes erzeugt worden ist, (während der neuen Hauptstadt der Reich von Portugal, Brasilien und Siam eine glänzende Colonie). Die Bevölkerung derselben erreichte bisher die Zahl von 40.000 Seelen; dieses hat sich aber durch die Drogenschandigkeiten, die so groß auch Rio Janeiro ist, doch eine gewisse Abnahme gebracht und Fremder nach Siam weihen werden, was aber bei der Größe des Landes weder so befürchtlich, noch so ungesund ist, als in andern Ländern.

Nipponfikunde und Nipponistik kommt von dem holländischen Nippon, die Bedeutung. Die Nipponistik ist die Wissenschaft von der Geographie oder Bevölkerungslehre Nippons, so wie sehr sie die Eigenschaften und die Nipponistik die Wissenschaft von der Naturgeschichte, welcher der seinen Jahreszeiten die erste Erde erweist, sondern die Wissenschaft der Erörterung der Nipponistik oder zur Beschreibung der Erde Nipponistik. Der Nipponistik nimmt also immer eine entsprechende Stelle ein, und muß sich ganz nach dem Nipponistik oder Nipponistik richten, ohne im Grunde sich Nipponistik Nipponistik u. dgl. zu erlauben.

Ripperda (Johann Wilhelm, Herzog von), ein merkwürdiger politischer Abenteurer, wurde in der Provinz Brabant 1687 von adeligen Aeltern geboren. Er wurde als Katholik von den Jesuiten in Ebn erzogen; aber da er eine Protestantin er sich zu dieser Religion. Einige Zeit kaiserlichen als Oberster bei der Infanterie 1715 von den Staaten zur Abschließung Spaniens geschickt worden war. Als er Philipp V. in Genua gekniet hatte, trat er zurück, und blieb in Madrid. Er ließ und legte auf königliche Kosten, jedoch im Manufaktur an. Nach dem Tode seiner ersten Frau 1721 mit einer castilischen Dame von zwei Söhnen zeugte. Er stieg schnell auf und wurde 1725 nach Wien gesandt, um ein feierliches Hofe zu vermitteln. In eben dem Jahr mit den Bevollmächtigten des Kaisers den wurde bei seiner Rückkehr nach Madrid für seine Dienste dadurch belohnt, daß er zum Herzog von Ripperda und zum Grafen der dritten Klasse ernannt ward. Er wurde auch zum Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten bestet. Nachher wurden ihm noch das Kriegs-, Marine- und Finanzwesen anvertraut; so daß er alle Macht eines Premierministers, nur noch 1726 ward er von allen Schloß Segovia eingesperrt Mittel zu entkommen, und nach England, wo er bis 1730 die protestantische Religion in Ruhe verleben zu wollen. veranlaßte ihn mit dem zu treten, zu Folge deren er sich in Vercos, wo dajumal Rukey sig aufgenommen, und ihn nicht der barbarischen Staat Festungen dieser Krone in Wien selbst anzufallen. Er in Lagerung von Ceuta zu dem schen Glauben übergetreten zum Beschlohaber der zu Der König von Spanien, widerrief das Patent, wozu ernannt hatte. Dieser Abste Wahren die Hoffnung eines Kunst einer spanischen Armee seine Entwürfe. Freilich be und brachte auch der Befehl einen Unfall gemagt hatte; bald nachher von spanischer Seite erfolgter Ueberfall der Wahren in den Laufgräben zwang ihn, die Belagerung gänzlich aufzugeben und die Flucht zu ergreifen. Im Hemde kam er nach Triest, und wurde dort Hofe so kalt empfangen, daß er schon darauf bedacht war, nach einem andern Lande hinzuziehen, als sein Vorfall entdeckt, und er vor den Kaiser gebracht wurde. Von der grausamen Gemüthsart des kaiserlichen Barbaren durfte der unglückliche Abenteurer nichts Geringeres als den

leb. erworben. Er verheiratete sich indessen so gewandt und flug, daß er nach einer kurzen Gefängnißstrafe wieder in Freiheit gesetzt wurde.

und, in seinem Harem zu Marocco, eine neue Religion; er machte jedoch eben zu bringen, und dieser hatte der jüdischen und mohamedanischen daß er auf einer Seite den Wajellen ließ, auf der andern Seite ein Messias geschaffen, zu bewirken der ratgeblichen Meinungen Viele selbst soll sich das Vergnügen habe gemeinschaftlich mit ihm zu in Ungnade gefallen seyn, denn von den Zinsen der Gelder lebte, Europa untergebracht, und wahr- Mittel erworben hatte. Beson- , die er zur Zeit seines Aufstehens er erworben haben. Bis ans Ende

den Geist, der ihn auf so manche Dinge geleitet hatte, und starb (1737) zu Tervan, nachdem er noch vorher des Königs Theodor von Neuhof zur Erlangung der Krone von Syrien mit bedeutenden Geldsummen unterstützt hatte.

Rifalé wird in der Baukunst der Theil eines Gebäudes ge- nach nur dem übrigen etwas hervortreten bedeckt ist. Man findet der Gebäude, sondern auch an ist aber so weit hervor, daß zu so heißen sie alsdann Flügel.

ist bezeichnet man in der Musik Stimme pausiert, von den andern werden; hter aber versteht man oder sonst eines Tonstücks, der ilet wird, the noch die concertihauptgedanken und Sätze des Ritornell wird dann, nachdem iberholt. Bei Opern, besonders itornello's sehr häufig, oft bis rdnas zwischen dem der Arie ist ein zu großer Zwischenraum) sie ganz wegzulassen, thut da- ies z. B. bei mehreren Arien in chon der Fall ist. Die An- s muß jedoch ganz dem Genius keine Regel hierüber geben läßt, t von großer Wirkung ist, wo Ein allzulanges Ritornell oder

int. Präsident der nordamerikan- esbederung nützlicher Kenntnisse, kann), ein Zögling der Natur, gehoben durch das eigne Talent und Wissenschaft. Seine Vor- ch zu Anfang des 17ten Jahrh

hundreds in Nordamerika nieder, und trieben meist geringes Gewerbe. Er selbst war geboren am 8ten April 1732 in der Provinz Pensylvanien, dreizehn deutsche Meilen nordwärts von Philadelphia, in der kleinen Stadt Germantown, die ihren Namen und Ursprung einer schwäbisch-Deutschen Colonie verdankt, welche der Rechtsgelehrte Pastorius aus Weinsheim im J. 1682 über den Ocean führt. Rittenhause ward von seinen Aeltern zum Landbau bestimmt, und genoss daher auch nur nothdürftigen Unterricht. Aber schon als Knabe verräth er einen denkenden Geist und große Anlagen zur Mathematik und Mechanik. Er zeichnete als Ackerknecht mathematische Figuren auf seinen Pflug, und serfertigte bei der Feldarbeit hölzerne Uhren und künstliches Schatzwerk. Seine immer mehr hervortretende Neigung zu mechanischen Wissenschaften und die Rücksicht auf seinen schwächlichen, dem Ackerbau nicht gewachsenen Körper vermochte endlich die Aeltern, ihn zu einem Uhrmacher in die Lehre zu thun. Auf den rechten Pfaden verpflanzt, entwickelte sich sein Talent bewundernswürdig schnell. Bald hatte er das Handwerksmäßige seines Gewerbes begriffen, und dürstete nach edlerer Nahrung. In freien Augenblicken und in den Stunden der Nacht las er mathematische Schriften (namentlich Newtons Principien), und drang, ohne Beihilfe, in die höhere Mathematik und Analysis ein. Der Sternenhimmel und ein Buch wurden seine Lehrer in der Astronomie, die für den

*) Orrery (gewöhnlich Planetarium genannt) ist eine Maschine, welche durch Nadelwerk die Bewegungen der Planeten und alle Erscheinungen unseres Sonnensystems darstellt. Der englische Physiker Desaguliers gab diesen Maschinen zuerst jenen Namen, weil Lord Orrery die ersten in England fertigen ließ und sie in Aufnahme brachte. Man hat Orreries von 18 bis zu 1000 Pf. Sterl. an Werth. Die reichen Engländer treiben damit große Pracht, und stellen sie in ihren eleganten Bibliotheken als vorzügliche Schaustücke auf. Zum anschaulichen Unterrichte in den Anfangsgründen der Astronomie sind sie ein treffliches Hülfsmittel.

ward im J. 1769 von der philosophischen Gesellschaft in Philadelphia, deren Präsident damals Franklin war, nach Morriston in der Grafschaft Montgomery geschickt, um dort den merkwürdigen Vorübergang der Venus vor der Sonne zu beobachten. Die Resultate davon, und andere astronomische Bestimmungen, die er auf der selbstgebauten Sternwarte zu machen Gelegenheit fand, kritischen volle Sätze, und wurden vom John Smith (in den amerikanischen philosophischen Transactionen) ausführlich und mit ungemeinem Beifall beschrieben. Auch im setzen strengen Beobachtungen auf der Sternwarte des Stadthauses in Philadelphia zeigte er sich als einen gewandten praktischen Astronomen. Wehmals wurde er in den nordamerikanischen Provinzen zur Besichtigung der politischen Grenzen gebraucht, wo da, wo man keine Maßstäbe annehmen kann, nicht durch gerade mathematische Linien, fast mit der Schärfe der Gradmessungen bestimmt werden. Besonders zeigte er die Grenzen von Pennsylvania fest, und endete dadurch manchen langem bestigen Streit mit den benachbarten Staaten und Landbesitzern, wobei er eben so viel Ungelegenheiten als Friedensliche bewies. Das Vertrauen seiner Mitbürger übertrug ihm 1777 die wichtige Stelle eines Schatzmeisters von Pennsylvania, die er zwölf Jahre hindurch mit seltenem Gewissenhaftigkeit und mathematischer Ordnung verwaltete. Selbst die höchste Direction des Münzwesens in den vereinigten Staaten wurde ihm 1792 übertragen; allein seine zunehmende Schwäche verbot ihm, dies Amt nach drei Jahren niederzulegen. Im J. 1792 wurde ihm die hohe Auszeichnung, an des verstorbenen Franklin Stelle zum Präsidenten der nordamerikanischen Gesellschaft der Wissenschaften gewählt zu werden. Eine kurze, aber bestige Krankheit endete sein allgemeines Kraut. sein verdienstvolles Leben am ersten Juni 1798, in einem Alter von 84 Jahren. — Des Freiherrn von Zach monatliche Correspondenz, 2c. Bd. 7., enthält Nittenhouse's Biographie mit dem Bilde des ehrenwürdigen Alten. Sein Gesicht ist ein wahrer Spiegel des ruhig betrachtenden Geistes und der edlen Herzenshaftigkeit.

reichste und thatvollste Thede, daß er sein Leben nicht ihm verdanken wir zunächst Galvanismus, der vorher ungegahnt wurde. Er hat ihm ab gezeigt, daß „den Lebnis und begleite,“ wo das Thor einer neuen Welt in Ausdruck für eine Entschluß wünschen kann. In solch Nitter aber nur durch zahlreich niemand mehr voltaische Ideen, niemand mehr Stoffe

und organische Theile in die Schule gebracht, als er. Zu seinen Versuchen hat er von je einem Paar Sinnorgane eines bestimmt aufzuopfern. So ein Auge für Lichtversuche, ein Ohr, eine Nasenhöhle, die Zungenzitze für galvanische Versuche. Nur er konnte ein System der electrischen Körper entwerfen. Wenn sein Buch hierüber nicht die gewünschte Abhandlung hat, so muß man bedenken, daß dessen Druck einige Jahre dauerte, während des er unaufhaltsam weiter arbeitete. Seine Beiträge zur nähern Kenntniß des Galvanismus enthalten einen Schatz von Versuchen und Erfahrungen, die in alle Zweige der Natur eingreifen. In

O l t b e r t s Annalen der Physik, in **W o l f s** Magazin der Naturkunde hat er Wichtiges über Electricität, Wasserzersetzung, Magnetismus verschiedener Metalle, über Metalle, Metalle, Metalle u. s. w. Ackergelegt. Endlich stieg er in immer höhere Gegenden, nahm den von ihm sogenannten Siderismus, oder das Vermögen, entfernte Gegenstände, besonders Metalle und Wasser unter der Erde zu empfinden, und auf kleine Metallmassen selbst geistig zu wirken, wissenschaftlich mit dem berühmtesten Metallfühler **C a m p e t t** vor. Kaum im Begriff, eine solche Versuche und Theorie über diesen Gegenstand, der so wesentlich für den **M e s m e r i s m u s** verschwiefert (oder vielmehr mit ihm eins) ist, mitzutheilen, hörte sein durch physikalische und chemikalische Versuche halb zerstörter Leib auf, weiter einer nichts berücksichtigenden Lebensart zu fröhnen. — Er war geboren den 16ten December 1755 zu **C a m b r i** **H a i n g u** in Schlesien. Er studirte Medicin, lebte gegen das Ende der Neunziger in Jena, wo er sich vorzüglich mit seinen galbanischen Arbeiten beschäftigte, übrigens in ziemlich kümmerlichen Umständen, die solche Gelehrte pflegen. Es war doch eine Zeit, wo er vom Herzog von Gotha Unterstützung erhielt. Dasselbst blieb er bis 1805, wo er einen Ruf als Mitglied der Akademie zu **M ü n c h e n** erhielt, und nun erst hätte anfangen können, ohne Sorgen zu leben. Allein ein vorläufiges aus Noth regellos geführtes Leben, wenn dazu noch eine unkluge Heirath mit einer ungebildeten Person kommt, ist nicht wieder ins Geleis zu bringen. Noth und Verdruß wütheten daher fort mit ihrem gewöhnlichen Verschleicher, der Uebertäubung mit geistigen Getränken einer Seits, und anderer Seits magten Versuche Sinne und Glieder ab, tiefes Nachdenken und geniale Bücher mit ihren gewöhnlichen Begleitern, dem Unverstand, dem Neid und der Verfolgungssucht, schwächten das Nervensystem so, daß kein Organ mehr für das andre arbeitete, und sie aus einander fielen in einem Alter, das dem Manne das Kräftigste ist. Er starb am 23ten Januar 1810 zu **M ü n c h e n**. Unter den münchener Akademikern war er der fleißigste, unter den Physikern von ganz Europa der tüchtigste, unter den Lebensmenschen der unachtmungswürdigste. — Möge seinen Kindern vergolten werden, was er der Welt geleistet hat, ohne den Lohn dafür empfangen zu haben! O m.

Rittergüter sind diejenigen Landgrundstücke, welche als Lehen von dem Adel besessen werden, und die vermöge der Lehnverfassung nur unter das Besizthum eines Adelligen kommen können. In manchen Gegenden Deutschlands, z. B. in Sachsen, gibt es unter den Rittergütern noch die Verschiedenheit der Schrift und amtsässigen; letztere stehen in Rechtsachen unter dem Amte als erster Instanz, erstere unmittelbar unter der Landesregierung. Die Vorrechte der Rittergüter in den verschiedenen Ländern Europa's und selbst Deutschlands, sind sehr von einander abweichend, und über die Entstehung ihrer Freiheiten und Besondern Rechte vergleiche den Art. Ritterwesen und Lehnwesen.

Ritterorden, s. d. Art. Orden.

Ritterpferde. Als im Mittelalter die Ritterschaft des Reichs und die freien Vasallen, vermöge der Lehnverfassung, gehalten waren, dem Reichsoberhaupte, oder wenn sie Lehleute eines Reichsvasallen waren, diesem Heerfolge zu leisten, wurde die Anzahl der von ihnen zu stellenden Kriegsmannschaft bestimmt, und solches unter dem Ausdruck Ritterpferde begriffen. Diese Obliegenheit der Lehnsträger gegen die Lehnherren blieb, als in der Folge die Einrichtung des Kriegswesens sich änderte; die sonst aber wirklich unter dem Namen Ritterpferde gestellte Kriegshülfe wurde in eine Geldabgabe verwandelt, die den einmal

eingeführten Namen bezieht, da sie für die eig. persönliche Leistung der Trugschwerte erhoben wurde.

Ritterschlag (s. d. Art. Ritterwesen, und Reichsritterschaft.)

Ritterschlag ist die eigentl. feierliche Handlung, durch welche officiell einem Prosasire gethanen Ehrlages auf den Rücken ein Indiv. zum Ritter erhoben wurde. Der, welcher solches verrichtete, mußte

mit der kaiserlichen Würde bekleidet seyn, so wie der, an dem es vollzogen zu werden haben, von edler Abkunft seyn, 16 ausgehoben haben mußte. Die deutsche Kaiserin Elisabeth eine Anzahl junger Ritter zu ihrer Thronbesteigung. Die Kammer Dolderg, sich um das Reich verdient gemacht hatte, Ehre, daß wenn bei einer Thronbesteigung es scheitern wollte, der Reichserbe vorher in kein Dolderg hat damit dieser Jahre des Ritterschlags empfangen könne.

Ritterspiele, Turniere. Diese Kampfspiele verdanken ihre Entstehung und Erhaltung dem Mittelalter, und dem dichten Zeitalter insbesondere dem der Cavallerie, dessen romantisch-heroischer Charakter sich gleich, auch durch Thoren der Kaiserin sich in Freudenjahren der den Augen seiner Kaiserinnen auszuzeichnen. In Frankreich, wo zuerst sich der Geist des Ritterthums entwickelte, und von da über die andern Länder sich verbreitete, wo zuerst nach dem Umsturz der römischen Welt unter dem neuen Volk eine Nationalpoesie sich bildete, und die in-geantlich kräftigen Gemüther des Volks begeisterte, entstanden auch die Ritterspiele, die bald allgemein, und von den andern Völkern gleichfalls angenommen wurden. Es war natürlich, daß der jugendlich lebendige Sinn des Mittelalters, der an wissenschaftlicher und geistlicher Bildung damals noch keinen sonderlichen Reichthum finden konnte, sich sehr hingegenen mühen mußte zu einer Erziehung, die so ganz ihm gemäß war, und nichts konnte der Kräfte anmüthiger und erhabender finden, als Proben seiner Tapferkeit und kriegerischen Gewandtheit, die im ersten Kampf gegen den Feind so oft er bewiesen hatte, auch vor den Augen seiner Freunde, des allen vor den Augen der Dame darzuliegen, der es gelungen war, seinen Helden und runden Sinn unter ihr künftiges Joch zu bringen. Der Charakter jener Jahrhunderte, die mit Recht als das Heroenalter des christlichen Mittelalters betrachtet werden, war ein interessanter

und edler, und in allen Umständen schimmern diese schönen vorherrschende Merkmale hervor, in jener Zeit in dem oft blauen eine Vortrefflichkeit und ein hohes Ereignissen wieder verstand, das in. Im 12ten Jahrhundert erst als in Deutschland eine weite wurde nun die Art dieser Spiele, n, bestimmte. Könige und Fürsten jeder Abtheilung — denn in jener Zeit noch keinen dritten Stand, schland endlich zu bilden Anfang, genug, mit unter die Verpflanzung zu werden — konnten der Herr eines großen Landes e großen Volkmenge und einer

abwühenden Verfassung von Herren und Frauen, sich in ritterlicher Geschicklichkeit mit dem ärmsten Ritter zu messen und diesem den Dank oder Lohn freitig zu machen, den der Anordner des Turniers für den Sieger in diesem Kampfspiel ausgesetzt hatte, und der gewöhnlich von den Fürstentöchtern oder sonst andern durch Schönheit oder Ansehen ausgezeichneten Frauen ausgetheilt wurde. Ein solcher Dank oder Lohn bestand mehrentheils in kostbaren oder seltenen Waffensücken, mitunter auch in von der Hand der Dankaustheilerin verfertigten kriegerischen Schmuck, als Feldbinden und dergleichen. Veranlassung zu diesen Ritterspielen, die nicht allein von Königen und Fürsten, sondern auch von Grafen, Rittern und Städten gegeben wurden, und die sehr kostbar und prachtvoll waren, gab irgend eine für das Land oder für den, der es veranstaltete, freudige Begebenheit. Es wurde dann gewöhnlich eine Zeitlang vorher bekannt gemacht, damit Entferntere sich gleichfalls einfinden konnten, und der Zusammenfluß von Menschen aller Art, Alters und Geschlechts war oft sehr groß. Gewöhnlich dauerte ein solches Turnier mehrere Tage, und Lanz- und Schmausersien wechselten mit diesen kriegerischen Ergänzungen ab. Nach den Gesetzen der Ritterschaft mußte ein Theilnehmer am Turnier vorher seine edle und freie Geburt (Ahnenprobe) darthun, auch unbescholtener und reiner Sitten seyn. (In mehreren alten Statutenbüchern, besonders in Rixners's Turnierbuch, finden sich die Gesetze der Ritterspiele aufgezeichnet.) Der Kampf selbst wurde zu Roß mit Lanze und Schwert in voller Rüstung geführt, und endete sehr oft blutig. Dies sowohl als der Mißbrauch, der in der Folgezeit mit den Ritterspielen getrieben wurde, bewog mehrere Päpste, sich dagegen zu erklären, und sie endlich zu verbieten. Dennoch dauerte ihr Gebrauch noch eine Zeit lang fort, bis endlich wiederholte Befehle des päpstlichen Hofes, die sogar die Uebertreter mit Kirchenstrafen belegten, das häufige Entstehn des Briefadels, vor allem aber die seit Maximilian I. und seit Anwendung des Pulvers im Kriege veränderte Kriegsverfassung und der dadurch sich so sehr ändernde Zeitgeist, dem Rittershume und diesen Spielen ein Ende machte. In Frankreich, Deutschland, England und Spanien waren die Ritterspiele am meisten im Gange; in dem erstern Lande, dem sie wie oben bemerkt, ihre Entstehung danken, endeten sie auch zuletzt, und noch Heinrich II. fand seinen Tod 1559 durch die Hand des Grafen Montgomeroy in einem Turniere. Minder streng in Ansehung der Geburt war man übrigens bei Gelegenheit der Zulassung zu den Turnieren in Frankreich als in Deutschland.

Rittersprung (Vorritt). Unter die besondern Rechte, und Freiheiten der Oberlausitz gehöret das Recht des Vorritts, das dieser Provinz vom Kaiser Ferdinand I. im J. 1544 zugetheilt wurde, und das darin bestand, daß ein Vasall dieses Landes sein auf dem Fall stehendes Lehn- und Rittergut ohne weitere Anfrage beim Lehnsherrn und ohne dessen Genehmigung veräußern dürfe. Nach dem Gesetz durfte dies aber nur geschehen zu einer Zeit, wo der Vasall noch so bei Kräftekräften war, daß er in voller ritterlicher Rüstung einen Strohensattel besteigen, und vor den von dem Lehnsherrn abgeschickten Commissarien herumreiten konnte. Wenn ein solcher Fall eintrat, so wurden zu diesem Rittersprung oder Vorritt mancherlei Veranstaltungen getroffen. Eine völlig neue Rüstung wurde angefertigt, diese sowohl als das besteigende Pferd vorher von den Commissarien gehörig geprüft und untersucht, und darauf den folgenden Tag unter Vorausrückung von vier Trompetern das Probefstück von dem Vasallen abgelegt. Noch in dem Jahren 1777 und 1778 wurde zu Bautzen diese Ceremonie vollzogen.

Ritterwesen, Ritterorden, Ritterpoesie, Ritterepo-
 phe, Ritterromane. Ritterwesen, oder wie wohl würdiger gesagt
 werden sollte, Ritterthum schranken wir hier auf seine alterthümliche Be-
 deutung ein, und unterscheiden es von dem, was allerdings wohl als
 Fortsetzung jenes anzusehen ist, aber vielleicht zu ihm sich auch nur ver-
 hält, wie so manches Epäre zu seinem Trübem. Wir haben auch
 jetzt noch eine Ritterschaft, noch ein Ritterthum in mancherlei Form
 und Gestalt. Nicht nur aber das Theater sehen wir von Zeit zu Zeit
 den Geist des alten Ritterthums in mancherlei Miniaturbildern, während
 seiner Entfaltung, schreiten. Auch außerdem noch hören wir von
 Ritterepik (S. 287) — die aber schon längst in tothem Metall erstarrt
 sind; von einer Ritterschaft, die statt dem fahrenden Kaufmann
 am Wege aufzuklären, friedlicher gesinnt und policirter, selbst bürger-
 liche Nahrung und Handhabung treibt; von Burgen und Schloß-
 fern, die auf nichts weniger eingerichtet sind, als vor dem Feind zu
 verbergen und zu verschließen. Allen diese Ritterschaft, in ihrem
 wunderlichen Aufzuge, mit mancher Maske des alten Harnisches auf
 ihrem modernen Gewande, und ihre bestäubten, Halbverfressenen Verga-
 mente in die sentimentale Brieftasche eines zeitgemäßen Stügers ge-
 packt, näher zu beschreiben und zu charakterisiren, das überlassen wir
 dem Diplomatiker, dem geistreichen neuen Staatsrechtsgelehrten und —
 kommen vielleicht hin und wieder nur des Contrasts wegen darauf zurück,
 doch — uns vermählend gegen die Beschuldigung, als hätten wir hierbei die
 Vergleichung, die Sankel zwischen dem alten und dem neuen König an-
 stellt, vor Augen gehabt. Wir gehen in jene schöne, alterthümliche Zeit,
 die wunderreiche Blüthenzeit der christlichen Aera, zurück, wo das Leben
 noch nicht härter der Kunst zurückblieb, und die Kunst bloß die Natur
 zu copiren suchte, um ihre Ideale schön und vollendet hinzustellen. —
 Wie die Zeiten und Länder im Geiste und Charakter der Kunst und
 Poesie sich ausdrücken, so spiegeln sie sich nicht weniger im Leben, im
 Thun und Bestreben der Menschen ab, und um die edeln Geister einer
 Zeit und ihr Leben und ihre Individualität zu begreifen, muß man die
 geheimnißvoll bildenden Kräfte der äußern Zeitverhältnisse kennen, und
 genau in Rechnung bringen. Den Schlüssel, um den lieblichen Zau-
 ber, der das Ritterthum so verherrlichend umgibt, ganz vor uns aufzu-
 schließen, gibt darum jene merkwürdige Zeit, die vielleicht fast zwei
 Jahrhunderte nach der oblligen Auflösung der weströmischen Weltherr-
 schaft im 5ten Jahrhundert — dem eigentlichen Schlußpunkt der alten
 Zeit — sich entfaltend, bis zu dem Licht, aber Kälte bringenden
 16ten Jahrhunderte dauerte, und unter dem Namen des Mittelal-
 ters hinlänglich bekannt ist, verbunden mit der Rücksicht auf Charak-
 ter und Art der dabei interessirten Länder, um darnach die einzelnen
 Schattirungen im Ritterthume bestimmen zu können. Ritterthum ist
 die Blüthe, die der Baum der Menschheit im Thun und Wirken in
 dieser Zeit getragen hat, und darum die schönste, bezeichnendste Eigen-
 thümlichkeit des Mittelalters. Denn der Geist eines Zeitalters wird
 doch vornehmlich nach dem Treiben und Thun der höher Gestellten und
 Vornehmern in ihm geschätzt, und jede Periode hat ihren repräsentiren-
 den Adel. — In den Zeiten des Heidenthums, dessen Tendenz zum
 sinnlichen Genuß und zur irdischen Liebe unverkennbar ist, könnte die
 Menschheit in ihren ersten Repräsentanten keine höhere Helden aufstel-
 len, als die, mächtig durch die Tapferkeit ihres Arms oder die Ge-
 wandtheit des Geistes, nicht ohne eine gewisse natürliche Unschuld, die
 jener Jugend der Welt eigenthümlich seyn mußte, sich zu Herrschern

entworfenen), um von der Mitwelt genannt und geehrt, von Ueberfluß und Pracht umgeben, ein heiteres, genußreiches Leben zu führen; und, wenn der schönste Kampf des Ritterthums das Grab des Heilandes galt, so opferten sich die edelsten und gefeiertsten Helden Griechenlands für das Brautbett des schönsten Weibes auf. Daher jene Rücksichtslosigkeit, mit welcher der Sieger das Weib nur als den Gegenstand seiner Lust betrachtete, und die Helden Homers die schönste Gefangene für bestimmt hielten, das Bett des Mächtigsten zu schmücken. Daher jene Ausartung des alten Geistes in der spätern abgeblühten Zeit in sinnliche Wollust und Ausschweifung. Daher, daß alles geistige Leben, wo es öffentlich erschien, nur in Kunst und Poesie sich ausdrücken konnte, sonst aber in Mysterien und in den Geheimnissen der Philosophie sich verbergen mußte. Wir geben es gern zu, daß das Heidenthum ein nothwendiges Product jener Jugend der Welt war, und daß selbst in dieser Sinnlichkeit der alten Welt jene Kindlichkeit, die in der schönsten Periode damit sich zu verbinden mußte, ein köstlicher, reizender Zug ist. Aber eben so nothwendig war es auch, daß das Heidenthum solche Früchte im Leben bringen mußte, die unter dem griechischen Himmel am schönsten reiften, aber unter den nachbesenden Römern, selbst da, wo sie als Patriotismus und Selbstaufopferung für die welchherrschende Stadt erschienen, nicht zu jener heitern Ausbildung gelangen konnten. Die fast in Caricatur ausgeartete Weichlichkeit und Herrschergebste Persiens und des übrigen Morgenlands können wir nur als Rahmen oder Arabeskenverzierung dieses großen Zeitgemäldes gelten lassen. — Mit der neuen Aera, die durch das wunderbare Zusammentreffen der durch Christenthum in geistiger Hinsicht so geheimnißvoll bewirkten Revolution und jenes völligen Umsturzes der alten Thronen und Herrschaften durch das Einströmen germanischer Völker stark und unverkennbar bezeichnet ist, entwickelte sich ein völlig neuer Charakter der Menschheit, ein neues, völlig verschiednes Leben, im reinen Gegensatz zu jenem der alten Zeit, und wir wissen nicht, ob wir sagen sollen, dieser Geist sey bereits in unsern Tagen von dem staatsklugen, halb innerlichen, halb äußerlichen, höchst verständigen Menschen- und Zeitgeist unsrer Mitwelt, der für die Sinnlichkeit des griechischen Heidenthums zu unnatürlich, und für den heiligen Enthusiasmus des Mittelalters viel zu kalt und gemein ist, abgelöst worden oder nicht. So viel ist gewiß, daß wir im Besahungsfalle eben nicht Ursache haben würden, uns des Tausches zu erfreuen, indem hier augenscheinlich alles auf Erstorbendheit und Reife mit allen Gebrechen des hohen, sich selbst vergessenden Alters hindeutet. Im andern Falle müssen wir wenigstens bekennen, jener Geist der alten christlichen Aera sey für uns nicht viel besser als ein verlorenes Paradies, und das ritterliche Thun und Wesen unsrer Zeit nur ein leeres Spiel, wo nicht gar ein castrum doloris des schon längst zu den Seligen Uebergegangenen. — Das Christenthum hatte die Mysterien aufgeschlossen, der Tempel der Mythologie stürzte zusammen, der delphische Dreifuß verstummete, und das, was vorher nur als geheime Lehre und Glaube von wenigen Eingeweihten mehr geahnet als erkannt worden war, wurde nun öffentliche Volkslehre, Volksglaube. Dies entschied über Sinnes- und Denkart der Menschheit in der folgenden Periode, und gab ihr eine ideale, höhere Richtung, die freilich eben so oft in Ueberspannung und Schwärmerci ausartete, als die Sinnlichkeit des Heidenthums in Wollust und Sybaritismus. Es war dem Gemüthe der Sinn für den Himmel aufgegangen. Die heilige Geschichte stellte in einer Reihe der idealsten Bilder das innere Leben der Welt, und

Gottes, so zu sagen, sinnlich dar. Die Zeit der Symbole und der Dichtung war vorüber; das in so manchen lieblichen Anklängen der alten Zeit Angedeutete war wirklich erschienen; und der Sohn Gottes hatte selbst auf Erden gewandelt, nicht wie in den Theophanien der alten Zeit, nur symbolisch und sinnbildlich, sondern in wunderbarer, eigentlicher, wesentlicher Vereinigung mit einer menschlichen Natur, mehr um zu wirken, als um zu lehren, mehr um zu seyn als um geahnet zu werden. Der Sinn für einen anfänglichen, seligen Zustand des Menschen, aus welchem er nur durch eine höchst traurige Verblendung gefallen war, ging wieder auf. Was die alte Welt in der Gegenwart und in der gesunkenen irdischen Wirklichkeit gesucht, oft künstlich nachgebildet, und so sich immer weiter von ihrem Ursprunge entfremdet hatte, das suchte man nun da, wo es doch allein zu finden ist, in der Zukunft und im Ideale; und wenn der Heiland das flammende Schwert des Cherubs, der das Paradies bewachte, zerbrochen hatte, so war die Eroberung der heiligen Stadt und des Landes, das die Füße des Göttlichen geweiht hatten, die schönste Offenbarung des zur Seele der Menschheit gewordenen Glaubens; und die Kirche stand da als der eigentliche Vorhof des Himmels, durch den allein der Weg in die Heimath mythisch war, das schönste Kleinod der Zeit und das wahre Palladium des Lebens, nicht Vorbild, sondern wirkliche Vorhalle, durch die schon das Licht des Paradieses hereinleuchtete. Diese neue, ideale Ansicht, die als eigentliche Erfüllung eben so nothwendig auf die reale der alten Welt folgen mußte, wie das Symbol ohne den Gegenstand seiner Bedeutung ein leeres, trauriges Nichts ist, konnte sich nur langsam durch die Finsternisse der entstehenden Geister der alten Welt hindurcharbeiten. Endlich mußte ihr das römische Reich, diese größte und kühnste Ausgeburt des alten Geistes, Zeugniß geben, in der gewiß nicht ohne Wunder erfolgten Bekrönung seines größten Kaisers; und nun zu einem universellen Daseyn gelangt, wuchs sie groß und herrlich, bis sie in den Kreuzzügen ihren Exaltationspunkt erreicht hatte, und von da allmählig wieder sank, vielleicht zur Vollendung und als Schlussstein des Ganzen nichts weiter fodernd, als daß eine verständige, profaische Aera lehre, die oft genug verletzte Harmonie des Himmels und der Erde in einem allgemeinen Staaten- und Geister-Gleichgewicht herzustellen, wozu in unsern Tagen Anstalt gemacht zu werden scheint. — Sehen wir nun Ritterthum, wie wir oben bemerkten, als die Blüthe an, die die That und Kraft der Menschheit in dem Zeitalter derselben getrieben hat, so darf es uns nicht wundern, daß, was das allgemeine Element war, Glaube, Ehrfurcht gegen die Kirche, ein lebendiges Ringen nach einer unsichtbaren Welt, ein schöner, idealischer Schwung, der erste Charakterzug des Ritterthums war. Fürst und Unterthan, Hohe und Niedrige, ergriffen mit Begierde das Wort vom Himmel. Die Kirche war das Licht, das Allgemeinmenschliche in dieser Zeit, und so konnte auch der Rittergeist in nichts andern sich vorzüglichlicher und bezeichnender aussprechen, als in Ehrfurcht gegen die Kirche, in heiliger Scheu vor diesem wunderbaren Heiligthum, dem vom Himmel gefallenen Bilde der pessimantischen Göttin, in Schutz und treuem Dienste, der Kirche in allen Nothen, Gefahren und Anliegen geleistet. Wir sehen dies als den ersten, hervorstechenden Zug des Ritterthums an, und wenn Geistliche überall das ganze Institut leiteten, und Schwert und Ross des Ritters erst weihen mußten, so war dies der natürlichste Zoll, der der Kirche entrichtet werden mußte. Daß die Kirche, als sie ausartete, nicht mehr das belebende Princip für das Ritterthum seyn

konnte, wie vorher; daß überhaupt dann die Elemente, die zur schönsten harmonischen Vereinigung bestimmt waren, aus einander gingen, und sich feindlich theilten, ist bekannt; und wenn die Kirche ihre heilige Bestimmung vergaß, so setzten die Ritter nicht weniger ihre Pflichten aus den Augen, und so kam zuletzt, daß Kirche und Ritterthum, durch tausend Beziehungen geschwisterlich vereinigt, jetzt in dem unselbstigsten Zwiste befangen sind, und gerade niemand die Kirche weniger schätzt und ehrt als unser Adel. — Indes gestaltete sich nun auch das Ritterthum nach der Individualität seiner Zeit, seiner Länder und anderer zufälligen Umstände auf eine eigenthümliche Weise, und der Einfluß dieser Ursachen verdient hier vorzüglich bemerkt zu werden. Wir meinen dieses, wenn die Geislichkeit und die Sängereimittelalter das Höchste im Gebiet des Wissens und der Speculation erreichten, und dem Geiste ihrer Zeit gemäß, durch Errichtung jenes künstlichen theologischen Lehrgebäudes, das unsern ungläubigen Zeiten bis diese Stunde ein unerklärliches Räthsel ist, ihren höchsten Triumph feierten; so meinen wir, was die Menschheit in jener Periode Großes und Herrliches in That und äußerer Kraftäußerung, und da diese eben auch nur, wie Speculation jener Zeit, auf die ideale Lebensansicht gerichtet war, was die Menschheit damals für den Glauben und das Christenthum durch That und Handlung habe leisten können, das sey durch das Ritterthum geleistet worden. Aber um nun dem Ritterthum gerade die eigenthümliche Gestalt zu geben, die es hatte; es gerade in der Gestalt erscheinen zu lassen, in welcher es erschien, dazu wirkten so viele besondre Umstände mit, und selbst diese Gestalt war nach den verschiedenen Himmelsstrichen und Gegenden, unter welchen das Ritterthum auftrat, höchst verschieden und mannichfaltig. — Das Ritterwesen, als dieses besondere, individuelle Zeitproduct, verdankte seinen Ursprung der eigenthümlichen Bildung und Weise germanischer Völker, von welchen überhaupt die äußere Form aller öffentlichen Einrichtungen in der christlichen Zeit ausgegangen ist. Vielleicht ist der Ursprung davon schon in der Eigenähnlichkeit der alten germanischen Kriege zu suchen, von welcher auch das Lehnswesen und der Erbadel sich ableitet. Schon Hermanns Kämpfe waren mehr Ritter, als eigentliche Kriegszüge. Wen Helt und febllicher Muth trieb, der zog aus, den Schwächern zu bekämpfen. Ihm schloß sich eine Schaar an, die dem Ruf des Führenden folgte, und die Natur deutscher Biederkeit und Treue machte es nicht über sich gewinnen, von dem, dem einmal das Wort gegeben war, sich so bald loszusagen; so wie es eben aus dieser Weise des deutschen Geistes folgt, daß kein Freier, die solche Ritterzüge führten, bei aller Verschiedenheit der Abkunft, sich unter einander als ebenbürtig ansahen, und den Dienenden entgegensetzten. So entstanden bei dem tiefen Gefühl für Freundschaft und Bundestreue, das dem Germanen Charakter war, bald überall einzelne Verhältnisse und Verbindungen mit engern und weitem Abstufungen an, wie die Funken des freien Geistes da und dort aufleuchteten, so bildeten sie auch sogleich einen Kreis um sich, den sie erhellten. Das alte homerische Wort: Einer sey Herr! bewährte sich vom Anfang an in der deutschen Nation auf eine sehr bestimmte Weise, und der Gegensatz des herrschenden Geistes und der dienenden Beschränktheit trat wohl in keinem andern Volke schärfer und durchgreifender und in mannichfaltigern Gestalten hervor. Durch die hohe, uralte Ehrfurcht für Stämme und Familien kam man bald in dem Glauben an Erblichkeit des Geistes, und dieser Glaube rechtfertigte sich wieder in dem edeln Feuer der Racheiferung, mit welchem der Sohn den Tugenden

den eines berühmten Vaters nachstrebte, so daß sich frühzeitig die Nation in Herren und Knechte mit mancherlei Schattirungen, vom Herzog bis zum freien Mann mit seinen Leuten herab, theilte, und schon Karls des Großen Kaiserwürde war nichts anders als der größte Ring, der die zahllosen Ringe der Herzoge, der Grafen, der adeligen Freien u. s. w. zusammenfaßte; Alles eins in dem ehrenden Namen der Ritter. Wie dieser eigenthümliche Geist germanischen Volksthum sich überallhin ausbreitete, wohin der Strom der großen Völkerwanderung sich ergoß, so wiederholte sich auch in Spanien, im südlichen Frankreich, in Italien das nämliche und mit dem Lehnswesen und dem Vasallenverhältniß fand auch der Begriff davon, das Ritterwesen, überall Eingang. — Daß nun, was jeder weiß, der Name Ritter vom Reiten herkomme, und daß man, wie plunkliche Chronikenschreiber angemerkt, in Deutschland erst in den Kriegen mit den leichtberittenen Ungarn, Avarn, besser mit dem Pferde bekannt worden sey, daß die, welche ihre leichtbeweglichen Feinde mit gleichen Waffen, nämlich zu Pferde, angriffen, nun Carballate, Chevaliers, Cavaliers und zu deutsch Ritter genannt worden seyen, daher auch der Ursprung des Ritterpferdes, das möge der Vollständigkeit wegen noch hier stehen. Lieber bemerken wir noch, daß der Ritterstand, wie die Natur selbst ihn als ein Ganzes hinlänglich ausgezeichnet hatte, das sich in allen seinen Theilen, so verschieden an Größe und Bedeutung, und Rang sie seyn mochten, in dem Begriff des Herrschens gleich war, nun auch sich selbst äußerlich als ein Ganzes konstituirte, und dazu vielleicht manches aus einer niedrigeren Sphäre, z. B. den Handwerkszünften und Mönchsorden, borgte, und früh vorbereitet, als abgeschlossenes Institut erst seit dem 11ten Jahrhundert bestand, und bis zu seiner Vollendung fortdauerte. Jede Seite des Menschengestes arbeitet sich durch die herrlichen Epochen eines freien Ergusses zu bestimmten Formen hinan, und so nothwendig und unvermeidlich ihm dies ist, so gewiß bereitet er sich auch allemal in diesen Formen sein Grab, und über dem Abgeschlossenen und Fertigen wölbt sich die Puppenhülle des Lobes. So wurden jene natürlichen Scheidungen der Mündigkeit und Unmündigkeit, der Echtheit und Unechtheit, der Unbescholtenheit und der Befleckung, die den Stand schändete, im Ritterthum nach und nach auf bestimmte Formen und Gesetze zurückgebracht. Der gewöhnliche Gang der Ritterbildung fing mit dem Buben oder Pagen an, der am Hof eines andern Ritters die Anfangsgründe ritterlicher Tugenden erlernte. Im 14ten Lebensjahre wurde der Bube zum Knappen, und wartete der Pferde und Waffen seines Meisters, ihn selbst zu Pferde begleitend, und im 21ten Lebensjahre ward der Knappe gewöhnlich unter Feierlichkeiten zum Ritter geschlagen. — Der Zweikampf, dasjenige Gottesurtheil, das das ehrenvollste und ritterlichste schien, entschied über ihre Streitigkeiten; Wappen kamen auf, die Ahnenprobe wurde auf sehr genau bestimmte Gesetze zurückgeführt u. s. w. — Hier aber müssen wir noch einmal auf eine frühere, damals mehr im Vorbeigehn gemachte Bemerkung zurückkommen. Der Ritterstand war der herrschende, und darum repräsentirende Stand. Ihm gehörte also auch das Beste, das die Länder trugen, und in seinen Schlössern, die mit ihren Pflegen und Befestigungen der Ahnherr als seinen Antheil an der Beute, statt des entehrenden Soldes, ritterlich erworben hatte, mußten Pracht, Reichthum, heiterer Lebensgenuß nicht weniger als die schönsten Blumen der Kunst und Liebe zu finden seyn. So war der Ritter auf seinem Schlosse unumschränkter Herr; so führte er, ein Kaiser im Kleinen, mit seinen Nachbarn blutige Fehden; so artete, vom

Bewußtsein der Unbeschränktheit zu weit verließ, wiewohl Ritter zum
 Man betrübter aus, der dem fahrenden Kaufmann am Meere aufstauerte
 Kloster Anstalt, die es mit großen Summen
 in Deutschland; wo, der Natur der gentilen
 , die Freiheit des Einzelnen noch unbeschränkter
 war, und oft unter schwachen Fürsten zu mancher
 Aber eben, weil er der Herrschende war, so jag-
 tet er alles das in seinen Kreis, was ihm als den
 schönsten konnte. Nicht nur die glänzendsten
 in ihm, wenn er ausjog. Fern von der Arbeit
 , wenn er auf seiner Burg hauste, die Ritter-
 er die genüßreiche Betrachtung seiner blühenden,
 an heiteres Gaudium, wo der Wein in weichen
 Umfang des Minnesängers frohlich hindurch-
 er wieder aus mit seinen Gefolgen, jetzt in dem
 seines Lehensherrn oder den eigenen, jetzt zum
 wo alles, was Pracht der Erde geben kann,
 feste sich drängten, und der Dank, aus dem
 aus empfangen, die herrliche aber eben beschwingen
 i Eifers war. — So erscheint uns der Ritter-
 Vermeser der irdischen Herrlichkeit, als der Aeo-
 en Lebensgenusses, der seinen Lebensart seiner
 II nur der Kreis besitzen und genießen will, und
 nicht in gemeiner Weise, sondern mit jener
 der Bedeutung, der natürliche und unerschöpf-
 tes ist, so sehen wir im Ritter die Blume der
 Jüubere seiner Zeit, die ja im Kreise eines Volk
 wie im Reichthum der Wiese der harte Garten-
 Neben wir nun aber diese Eigenthümlichkeit
 im Einfluß, den die durchs Christenthum völlig
 auf dasselbe äußern mußte, so sehen wir ganz
 , bedeutungsvollen Züge des Ritterthums her-
 n unwillkürlichen Key ertheilen. Hieraus ero-
 e Ehedoctrine, die vorkommt aus Comrao-
 Pflicht) und Balanzerie bestand,
 e im Kreise eines solchen Lebens nicht fehlen,
 ste, was die Erde bringen mag. Aber nun war
 (ne stänliche Liebe des Heidenthums); nun war
 Ansicht sublimer, und so entstand jene jarte
 Winne, wo der Ritter nur durch Kreuz und Rines Tdosen geführte
 Stöße des Wohlgefallens seiner Dame sich zu versichern krebte; wo er
 Gott und seiner Dame sich empfahl, wenn er ins Gefecht zog, und mit
 jüchtiger Eile und kindlicher Ehen von jedem unreinen Beglängen sich
 zurückhielt. — Dies der eigenthümliche Geist des so weit verbreiteten
 Ehedoctrine. — Nahe hiermit hing jenes zweite Hauptgesetz alles Ritter-
 thums zusammen: Schächer des schwächern Geschlechtes zu seyn, und die
 Frauen, selbst unbewehrt, in dem Arm des Ritters Wehr und Waffe
 zu jeder Zeit finden zu lassen, Balanzerie. — Ebenbüher trübete
 sich auch der eigenthümliche Geist der Ritteradventurer. Abenteuer
 suchte überall der Held, der Mächtige, der Herrschende. So jogen die
 Helden der Argos dem goldenen Vliehe nach, und die des Homers kämpf-
 ten vor Ilum. Aber der christliche Ritter zog für das Kreuz oder für
 die jüchtige Liebe seiner Dame, oder für den lieblichen Weibrauch des
 Ruhms, ununter mit Glauben im Herzen, aus in ferne Lande. Es

bog sich durch seine erbittertesten Kämpfe ein Strahl von Höflichkeit und Rechtlichkeit, und er besetzte sein Schwert, wenn er von dieser Scheidelinie abwich, etwa im Vortheil der Waffen gegen seinen Feind; er zu Pferd, dieser zu Fuß war u. s. w. — Endlich fällt nicht weniger hier in die Augen, wie gerade Chivaliere mit ihrer unendlichen Pracht und ihren feinen jareen Bestimmungen die eigentlichen Ritterfeste seyn mußten, und wie die einzelnen Gesetze derselben, die eben so sinnreich als unverletzlich waren, meistens nur aus diesem Geiste des Instituts erklärt werden können. — Alles dies wurde durch den romantischen Geist des Zeitalters (siehe den Art. Romantisch) in den Ländern der Romantik noch bestimmter ausgebildet, und bekam dadurch unstreitig jenes bunte, reiche, farbige Gewand, das im Ganzen des Ritterwesens nicht verkannt werden mag, so wie gerade diese bunte Mannichfaltigkeit der Charakter der Romantik ist. Indes gilt dies doch zunächst und hauptsächlich von den romantischen Ländern bloß, und z. B. in dem nordischen Ritterthum führt uns die erwähnte Mannichfaltigkeit weit weniger. — Erblicken wir hiernach im Institut des Ritterthums ein großes, bedeutendes Glied in der Kette des menschlichen Seyns und Thuns in der christlichen Aera, so glauben wir wenigstens keinen Hauptpunkt in unserer Deduction ganz unberührt gelassen zu haben. Es ist uns nur noch übrig, einiges über die Geschichte des Ritterwesens im Allgemeinen zu bemerken, und dann in einem kurzen Anhang Andeutungen über einige Gegenstände mitzutheilen, die nicht zum Wesen des Ritterthums gehören, aber doch aus demselben hervorgegangen, und durch dasselbe vielfältig bestimmt worden sind, Einfluß des Ritterthums auf die angrenzenden Sphären der Poesie und Kunst. — Wie alle Ketten nicht sogleich zu Blüthen, und alle Blüthen nicht sogleich zu Früchten werden, sondern der Kreis des Jahrs in bestimmten Abstufungen vom jungen Grün des Frühlings bis zum fahlen Gelb des Herbstes die mannichfaltigsten Zustände durchläuft; wie dieselbe Pflanze im Süden anders gedeiht, als im Norden, und im fruchtbaren Erdreiche stuppiger emporsproßt als unter Dornen und auf Felsen; so sehen wir auch das Ritterthum, von einer schönen kraftvollen Kindheit beginnend, eine herrliche Reife und Vollendung späterhin erlangen, bis es nach durchlaufenem Ringe, wie alles Zeitliche, wieder seine Endschafft erreichte, und dabei eigenthümliche Farben und Gestaltung annehmen von den verschiedenen Ländern und Verfassungen, unter und in welchen es blühte. — Ritterromane nicht nur, sondern die Geschichte selbst führt uns in die Zeiten Karls des Großen zurück, um die ersten blühenden Zeiten des Ritterthums, vielleicht sein fabelhaftes Heldenzeitalter zu sehen. In allen alten Nitterepopdien erscheint Carl der Große mit seinen zwölf Hairs als das Haupt des Ritterwesens, und an ihn schließt sich die Geschichte des fabelhaften Arthus mit der Tafelrunde, so wie der eigenthümliche Fabelkreis der Amadisse an. Allein überall ist es offenbar, daß man sich noch auf fabelhaftem Boden, in der Zeit; da die Geschichte noch ungewiß ist, befindet — vergleichbar der Ungewißheit griechischer Geschichte vor der Rückkehr der Herakliden. Aber wer mag die N. k. n. d. e., die Ferragus, die Rinalde von Montalban u. s. w. für durchaus unhistorische Personen halten? oder den armen Erzbischof Turpin, sey er oder ein anderer der Verfasser der Chronik, die seinen Namen trägt und die einzige Quelle für diesen Kreis ritterlicher Poesie aus Karls des Großen Geschichte ist, beschuldigen, nicht einmal das, was die Sage erhalten hatte, wiedergegeben habe? — Dasselbe gilt von den Rittern des heiligen Graals und dem König Arthus; dasselbe von den

den Großen, oder Arthur sich unerschrocken als großer Zeitbegabener in der Dämmerung des Morgenroths walteten genau unterscheiden zu können, den Sagen von Carl dem Großen; die Hingefes im Kampf gegen die Zinbro es viel höhern Kampfes gegen die Sa en Sagen von Arthur dieselbe im Kampf ht des nordischen Heldegeistes, durch gewiesen wurde; in den Dichtungen; des toßen, ernstem Gemüthe des Nordländers, schlichte; und in den Annalen, die wterlebens in einzelnen Unternehmungen er Uebergang von der; fabelhaften; Zeit; es Ritterwesens, bis zur eben; sicheren; n, ausgebildeten Blüthenzeit des reifen manche Großthaten geschähen, und die n den Kriegen der Kaiser, in Frankreich die bürgerlichen Kriege in Spanien mit Vorbildungen des viel Höhern, das da vom Jahre 1095 bis gegen 1270) ein er Ruf des Kreuzes rief den Ritter aus einem würdigen Schauspiel seiner That ern, die heilige Stadt zu gewinnen, das stimmung ein herrliches Ziel; und mag lle diese kostbare Kraft an eine Chimäre och die Idee, welcher gehuldigt ward, n wir ja doch auch nach dem wundero l alle Helden, die Europa erobert hatten, i in darauf folgenden Abenteuern wieder den unwiderstehlichen Tribut bezahlend), schreit hier nur bestimmt zu; sey, die n, ohne sie jedoch behaupten zu können. oben, aber nichts desto weniger, soll der n. — Hier in den Kreuzzügen wurden i ritterlichen Helden auf einem kleinen worten, hier nahmen sich Kaiser und Kö-

nige das Kreuz, und schwächeten zum Theil, vom Unglück des Kriegs verfolgt, in Jahre langer, schimpflicher Gefangenschaft; hier geschähen Thaten, wie sie ein Tasso nur treu nachzubilden brauchte, um das Höchste zu zeichnen; hier wurden im Kampf und in der Waffenruhe alle ritterlichen Tugenden, Glaube, Gehorsam, Selbstbeherrschung, reinge Minne, u. in ihrem höchsten Glanz geübt, und wenn das heitere Reich der Fabel, der Zauberei und Steerei verschlossen und verschwunden war, so stand hier die klare, helle Wirklichkeit, der Kampf der ganzen christlichen Ritterwelt für Glauben und das Grab des Herrn, so nahe dem Reiche des Wunderbaren, und Ungläublichen, daß es unsrer gemeinen Zeit nicht zu verdenken war, wenn sie das Schlechteste und Erbärmlichste zusammenscharrte, um den Glanz dieser wunderreichen Periode für ihre blinden Augen in die nöthige Dämmerung zu hüllen, und die Bedeutung der Kreuzzüge ihrem Unglauben begreiflich zu machen. — Hier können wir nun die Behauptung nicht zurückhalten, daß uns als die schönste, ritterlichste Blüthe, in welche unfer so vielen andern die Kreuzzüge aufgingen, die Ritterorden erscheinen, gleichsam das Allerheiligste des Ritterthums, in welchem sich

der Geist des Ritterwesens noch idealisch auflebte. Ihre aufeinander stieß, von, stieß während der Kreuzzüge d. h. in dem heiligen Lande, waren welche die drei frühesten, der Johanniter, der Tempel, Hospitaller und der deutsche Orden (heute d. St.) am berühmtesten waren. Während Mitte, sich unter festen, strengen, idealisch-reinen Gesetzen verbunden zur Befreiung kranker Glaubensbrüder, und zum Schutz der vom Sarajenenübermuth Bedrückten; mit den Dienern der Kirche zugleich in Fraternitätsbündnis getreten, und nun nur Schritt vor Schritt dem wachsenden Mächternacht des Islams weichen, und noch im Weltkriege umgebenen Muth Wunder der Tapferzeit thugend — der That durch den kühnen, zum Herrschen bestimmten Ritter gewißert durch das sanfte Licht des Glaubens, der christlichen Demuth, des allerwundersamen Gehorsams gegen des Ordens Befehle, und nun von Königen und Königen mit Liebe gepflegt, beliebt mit weiten Herrschaften und Ländern, ja als im Osten das Feuer des heiligen Kampfes schier wüthete, war, in den kalten Norden wandernd, um das Kreuz mit dem Schwerte zu vertheidigen, gewiß, dies ist die Krone des Ritterthums, und noch jetzt ehrt die Welt diese hohe Stellung, indem sie nicht besser ihre Helden belohnen zu können glaubt, als wenn sie, diesen Tugenden nachgebildet, Orden stiflet und die Kreuze derselben ihren Kämpfern als Ehrenzeichen ertheilt, ob auch die Sache vergangen ist, doch im Namen noch das Untergegangene ehrend. — Vor den Kreuzzügen war indeß der Geist des Ritterwesens in den verschiedenen Ländern höchst verschieden gewesen. Anders der französische Ritter in seiner Reichthums und Bewandtheit, in sehr romantisches Gewand sich kleidend,

ist erbebend. Anders der spanische und seiner ersten Beharrlichkeit, Raube das Ziel überschreitend. — ist und Ungeschlossenheit, aber immer festen, unerschütterlichen Treue, Anigkeit, konnte leicht seinen Nachkommen. Wie lieblich schwebte einzelnen Elemente in einander, stilltauch die Nationen gegenseitig Vorzügen aller überallhin war das selbst die hohe Cultur des Morgen- der Sarajenen theilte den Christen manche rauhe Seite an ihnen ab, illige Form, so daß die feine Sitte re ausgebildetste Edevalerie erst von k. Nur freilich, die schönste Knospe in sich, der das Herzblatt zernagt en konnte, sondern die brennendste gleichen Todtenfarbe des Verwel-

band näher, als das schöne frische Grün des jungen Blattes. Und so schon war bald nach den Kreuzzügen das Ritterwesen jenen, und vielleicht durch jene Beschmelzung der Individualitäten zu einem schönen harmonischen Bild in der ersten Zeit den Grund gelegt zu jener allmählig wachsenden Gemeinheit und Plattheit im Ritterwesen, die schon im dem barocken Treiben der fahrenden, d. h. Abenteuer suchenden, Ritter sich aussprach und bald nach den Zeiten der Reformation, nicht ohne Wirkung des unlängst erst erfundenen, Ruch und Tapferkeit des Arms leicht ersetzenden Schießpulvers immer weiter überhand nahm, bis jetzt wohl nur der Name des alten Ritterthums noch übrig, der

Geist aber längst entflohen ist. Hehr und im Geist der alten Zeit, gleichsam ein trauernder Riesenschatten über dem Grabe des eingesunkenen Ritterwesens, steht der edle Götze von Berlichingen mit der eisernen Hand im 16ten Jahrhundert da, und diese Erinnerung an ihn sey ein würdiger Schlußstein unsers redlich gemeinten Wortes über Ritterthum, nicht ohne nächste Veranlassung des herrlichen Denkmals, das der Dichter der Deutschen dem großen, unbefiegten Ritter für alle Zeiten in seinem herrlichen Erbauungsspiele gesetzt hat. — Machen wir nun noch in einem kurzen Anhang von dem Befagten Anwendung um Ritterpoesie, und zwar in ihren beiden Hauptarmen, der Ritterepoë und dem Ritterromane zu bestimmen. Wo das Ganze und der Geist der Zeiten so viel gethan hat, um einen Stand zu erheben, und ihn mit dem Abflüchsten der Erde, gleich als das geliebte Schöpfung und den Erstgebornen auszustatten, da darf auch die holde Gabe der Poesie nicht zurückbleiben, und ein Achilles soll auch seinen Homer finden, der ihn auf den Flügeln des Gesangs auf die Nachwelt trägt. Daß nun der Geist der Poesie in der Periode des Ritterthums größtentheils romantisch war, und nur im Norden einen eigenthümlichen Geist aus der alten Zeit mit herübergenommen hatte, glauben wir unter dem Artikel Romantisch zu zeigen. Wir bemerken hier nur noch, daß die Troubadours im südlichen, die Trouvers im nördlichen Frankreich, und die Minstrels (Ministrors; ministeriales, Hofleute) in England keinen würdigeren Gegenstand ihrer Lieder finden konnten, als die Thaten der Ritter, auf deren Schlössern sie immer willkommen waren, und die gastlichste Aufnahme fanden. Ja wie Ritter in allen heitern Stücken des Lebens die Palme zu erliegen wußten, so nahmen sie selbst Harfe und Guitarre, und sangen dazu von ihrer Minne, und von ihren Thaten. In der Provence entstand ein Cour d'amour, der bei den poetischen Wettkämpfen der Ritter entschied, und in Spanien ließ der Ritter, der im Kampfe mit gewaltiger Rechts das Schwert zu schwingen wußte, die zarten Galten der Liebe unter dem Fenster der Geliebten ertönen. Hier erging sich die Poesie in echtromantischem Gewande, und liebliche Wechselgefänge (tensons), Schäferidyllen (pastourelles), poetische Gespräche (sirventes), Sonette und dergleichen, waren nur Variationen der, Liebe und Ritterlichkeit athmenden, Romantzen, flatternde Blüten und Blumenkränze am herrlichen Baume der Romantik. Ernster und größer war die Ritterpoesie Englands, Deutschlands und besonders der Nordländer. Im Nibelungenlied, der Ilias und Odyssee des Nordens, weht ein Geist, geheimnißvoll, heroisch, erhaben, grotesk, wie die Berge und Thäler des Nordens selbst mit ihrem unendlichen Schnee und gefahrvollen Wildbahnen. Aber immer ist es nur Ritterthum, besonders Ritterthaten und Abenteuer, die darin besungen werden. — Doch eine merkwürdige Eigenthümlichkeit erhielt die Ritterpoesie durch das Fabelhafte, Wunderbare, das die Kindheit des Ritterwesens, wie wir oben bemerkten, auszeichnete, und Poesie that auch hier wie überall das Ihrige, um die Ungewißheit noch größer zu machen, und das Geschichtliche noch weiter hinein in die Dämmerung des Fabelhaften und Wunderbaren zu rücken. So kamen die abenteuerlichen Dichtungen von Riesen und Zwergen, von Feen und Zauberern und Zauberinnen in den Kreis der Ritterpoesie, und wir mögen wohl zugeben, daß die äußere Veranlassung zu den Feenmärchen von den Arabern kam, aber wir behaupten dessen ungeachtet, daß, wenn auch dies nicht gewesen wäre, die Ritterpoesie sich selbst diese Dichtungen geschaffen haben würde. Ja mögen auch Provenzalen und

Spanier, und die südlichen Deutschen ihre morgenländischen Zampaläfte von den Arabern entlehnt haben, so dünkt uns, sind doch die Dichtungen vom Zauberer Merlin, von den Niesen und Zauberinnen des Nordens u. gewiß, unabhängig von dieser Quelle, aus dem eigenen Boden hervorgehoben. Der Geist des Christenthums zu dem Wunderbaren der Zeiten konnte wohl kaum für Poesie ein andres Resultat geben, und gewiß, diese Mythologie war die einzig mögliche in einer christlichen Ritterpoesie, offenbar anders unter den nordischen und anders unter den südlichen Völkern ausgebildet. Hierdurch aber begründet sich zugleich auch ein auffallender Unterschied zwischen der Ritterpoesie von den frühern Jahrhunderten, und der von den Kreuzzügen, wobei jedoch nicht zu übersehen ist, daß dem sinnvollen Dichtergemüth auch der reingeschichtliche Grund dieser letztern nicht genügt und darum, dem Geiste einer sehr gläubigen Zeit angemessen, auch in die poetischen Darstellungen der Kreuzzüge das schöne Farbenspiel jener Mythologie herübergenommen wurde, wenn, wie sich von selbst versteht, in die Epopöie der Kreuzzüge, so auch sogar in den seiner Natur nach nie über eine idealisirte Wirklichkeit sich erhebenden Roman, — Wir unterscheiden als die beiden Hauptarme der Ritterpoesie, Epopöie und Roman, und wir werden unter dem Artikel Roman zeigen, daß wir Epopöie überhaupt als schönen, phantasiereichen Traum des Möglichen, Roman aber als die idealisirte Abspiegelung des Wirklichen, jene darum vorzugsweise als die Dichtung von dem jugendlich aufblühenden Leben eines Zeitalters, das, wie das Kindesalter nach Odthe, immer mehr verspricht als es hält, diesen aber zunächst als das dichterische Bild von dem Fertiggewordenen, in seiner Art Vollendetem anzusehen haben. Was nun aber Ritterepopöie und Ritterroman im Allgemeinen betrifft, so stehe hier in Beziehung auf die vorhin gemachte Bemerkung die ziemlich barocke aber ernstlich gemeinte Behauptung, daß alle eigentlichen Ritterromane wohl nur a potiori diese Benennung erhalten haben, und sie in der That nichts weiter sind, als früherhin in poetischem und später in prosaischem Gewande ausgeführte Epopöien, vielfältig an die Ilias und Odyssee und die damit zusammenhängenden epischen Dichter erinnernd. Die Ritterromane sämtlich, einige von den Kreuzzügen ausgenommen, die festen Grund und Boden haben, aber dafür auch der poetischen Bedeutung ermangeln, schweben auf der schmalen Gränze zwischen Fabel und Dichtung, zwischen Wunder und Wirklichkeit, und nehmen überall einen epischen Charakter an, so daß in der That nur die Form entscheidet, ob man Epopöie oder Roman anzunehmen habe. Was sonst Roman war, hat die neuere, fruchtbare Allerpöpsie in Epopöie verwandelt (man denke an Ariingers Doolin von Mainz, den Huon de Villeneuve im 13ten Jahrhunderte als Roman gab), und das Merkwürdigste dabei bleibt immer, daß noch kein Aesthetiker, von Blankenburgs Versuch über den Roman an bis auf unsre Zeiten, im Stande gewesen ist, dem Ritterroman seine rechte Stelle anzuweisen. Dies rechtfertigt unsre Behauptung, und zerhauen wir also nur den Knoten und sagen: über die jugendliche Periode des Ritterwesens floß Roman und Epopöie in Eins zusammen; allein über die Blüthenzeit desselben in den Kreuzzügen schied sich zwar Epos und Roman etwas genauer, indeß, wenn jenes allein in Tasso's unsterblichem Werke die Palme ersiegte, so konnte der Roman, ein dichterisches Bild der selbst höchst wundervollen Geschichte der Kreuzzüge, doch auch hier kaum ein selbstständiges Seyn erringen, und mußte durch Fabel und Märchen sehr nahe an die Sphäre wie des Epos so.

er allen Romane führen. Besonders haben uns die ersten, aus
 sich aus irgendwelchen Ritterromane mit ihrem gefälschten Helden und
 herrlichen Poesie und bewegenden Darstellung und Schönheit des Dicht-
 erdenks aus Zeit von einem Ritterromane aus der Dichtung des
 en, wenn nur das dem Roman Erzählung in ihrem die von den
 thungen, und die wohl zu sehr derjenigen Ritterromane von H. A. Grotz
 in („Ulrich von Montfort, Lancelot, Artur der Große, Alexander
 das Parthianer“) auszeichnet werden — Wir können uns freilich, nur aus
 Zweckes über das herrliche Abenteuer der Kreuzzüge, die sie andere
 Deutsche in diesem Felde weit besser sind zurückzuführen soll nur
 zu das schon gedachte deutsche Jerusalem von Torosato Lasso, das
 der Hand, das den Namen seines Verfassers nicht in dem Munde
 es unendlichen Volks anständig gemacht hat. Das es aber noch von
 Ritterromane gibt, deren Zahl gegen ist, das geht aus dem, was
 unter dem Obstand und Etwas und Tugend der Poesie, das zwei
 das Roman und Erzählung bestehende Werke der Dichtung von den
 in, jugendlichen Zeiten des Mittelalters an, und alle drei Dichtungen
 unter welcher ursprünglich in poetischem Gewande geartet, aber hindurch
 geht, in Probe überlegt die jählichen Etagen der Ritterromane. Die
 l aus der Geschichte der Poesie jenseit der Geschichte des Romans,
 und wir erwarten, es ist die Kunde darüber, daß auch in dieser Hinsicht
 es nicht
 gefassten
 daß nur
 er, aus
 den E
 n oben,
 inwieweit
 wohl am besten gegeben, wenn wir den Fabelkreis der einen Ritterro-
 mane ungetreulich geschichtlich zu bestimmen suchen. — Nach König der
 erdlichen Poesie bleibt uns für den Ritterroman ein deutscher Ossi-
 antenroman übrig, der von König Richard, von Carl dem Großen
 an, und von den Arabern. Der Name nicht wie E. Grotz
 gewesen, welchen wir als den ersten anzuordnen haben. Die Dichtung war
 in die so ziemlich gleichartig. Aber das ist gewiß, daß sie drei auf sich
 es unendlich verschiedenen Fabelkreise darstellen, und wohl auch jeder
 zum andern Punkte angereicht, obgleich sie in der Folge noch wunderbar
 wie als die Bahnen der neu entdeckten Planeten in einander verflochten
 zu werden. Wir können uns nicht bezeugen, daß wenigstens das erste
 in beiden Fällen sich an etwas Historisches angeschlossen, und in dieser
 Hinsicht gerade die Dichtung vom König Richard, der Tafel
 runde und dem Eder Merlin der Vorzug des Alters. Die
 Geschichte des Königs Richard, eines Königs Westsachsen, und der
 zwei Ritter, des Lanzelin vom Ere, des schottischen Ritters Rowland
 : II, die sämtlich wieder durch ihren Abenteuer besonders hervorgehoben
 in Stoff gegeben haben. Das, was zunächst das einzige Merkmal
 : diesem ganzen Wortkreise ist, kommt zunächst darauf zurück, daß
 : ihrem Kampf zwischen den Römischen und Angehörigen (von 1144
 : 1145) aus dem Reich Englands Richard der Löwenherz der Fran-
 kreich und das letzte war, der seinem das Land seiner Mitter, daß
 es noch ihm den Resten zu Theil wurde, bedauerte. Verfaßt die
 eben in diesem Fabelkreise der völlig eigenständlichen Dichtungen
 an J. Grotz Merlin, dem Helden der Feen und J. Grotz
 in einer andern Bedeutung, als die der den südlichen Ländern, einer

Wonne des Lebens von einer schuldlosen, christlich-französischen Jungfrau, eigentlich dem Becher, aus welchem die trank, nachher aber, weil er in den Wald gekommen war, mit dieser gleichbedeutung an die biblische Geschichte an von diesem Fabelkreis datirt sich vom Jahr von Meister Basse; und sehen wir em er spielt, und nehmen dazu die noch bei welchem dem südlichromantischen Wagen aus der Provence haben, so werden Eigenthum der Normandie und England nach dem nordischen und deutschen weite Coplus faßt die Mitternachte von Paladinen, seinen zwölf Palas; und wenn rlich anschließt, nämlich an Carlo des punkt in der Geschichte des Mittelalters, was Ferrei, ritterlicher Heidenmuthung diese Zeit beitragen konnten; und rische Sterne, z. B. die Schlacht von blich, durch den lieblichen Zauber einer Kreuzzügen mit des Morgenlands strophischen Phantaste gehoben. Die älteste urprünglich fabelhafte Chronik, als deren Vorfahren, der Erzbischof zu Rheims, e aber höchst wahrscheinlich noch später hin sie von vielen verlegt worden ist, zu n aus dieser Quelle schöpft man erst ruzige schon beendigt worden wären, geunderts, und nun folgten die sinnreichen em großen Fuß; von Dzier dem Montalban; die vier Hatten decaup, Doolin von Mainz, Moer in welchen allen der stoffige Geist des der Araber eine bedeutende Rolle spielt als Frankreich der Schauplatz dieses Romantische Dichtung gerade in ihm den ster Ariosto in seinem römischen Roland. — Noch viel fabelhafter und historisch er Fabelkreis der Amadis, der viel nd gehört, und wenn ja die französische eitung der Amadis von Gallien im 13ten n will, so sind doch die folgenden Nachb Gricchenland, der Florismars aor, der Florestan, der Esplan ntes Don Quixote und dem hochnoth innerlich, rein spanischen Ursprungs. In t, alles unhistorisch, fabelhafte Könige etagne u. s. w. Man kann kein großes n, an welches diese Dichtungen sich an die Romanendichtung mehr ins Judenthüm Privatabenteuer herabgestiegen zu seyn, dichte und Verfassung nur als Himer. — Wir wollen nicht vergessen, daß außer e der Spanier ihre herrlichen Romanzen

v., daß Deutschland seine bildens Rache, Parcial, verbindenden Zwischenblättern bilden. Aber wir müssen den gerechten Wunsch wo ein ernstes Streben die at, auch die herrliche Blau, die in der letzten Hälfte d'cramer- und schlenid darum verachtet wurde, dieser gemäß unterdienten

Man.
 Periode des Mittelalters, und der Geist, der auf gründenden Staaten und Schwung annahm, der bisher denn die Periode die gewordenen europäischen die Blüthe der Ritterzeit die Kreuzzüge zu ihrem it war; von da an auch sich aufehrte, Durch Rezeit hervorgegangen, und Europa's. Die Religion den Welt bloß haltenden und die Brust des rauhen o manche hohe That entzischer Abkunft eigne Keulim Volke beschränkt, doch hums, der für die Ehre in so mancher, fast ans kann wir die Ritterzeit als hten, so erfassen wir es zten, lebendige Phantasie, die Zeichen dieser Zeit, so ultur da nicht die Rede, sicht der Dinge. Daß in dieser Geist sich eher erngland, Schweden, ist beileiche Art. Schon in dem ines Unterganges. Nicht isfahrer nach dem Orient e, und der reine Geist des ndern Motiven, als der läubigen fähete; doch ist

ed begreiflich, daß diese Abstufung auch wieder nur nach und nach bemerkbar wurde, so wie stets im Gang der Geschichte ein allmähliges Verschmelzen Statt findet, und nicht eher können wir das Aufhören der Zeit des Ritterthums annehmen, als bis durch Einführung Schießpulvers eine neue Ordnung der Dinge gegründet wurde, obgleich schon früher der eigentlich belebende Geist dieser Zeit gewichen war. Zuletzt, bei seinem oblligen Scheiden, bei dem oblligen Uebergang des Mittelalters in die neuere Zeit, stammte der Geist der Ritterzeit und des Ritterthums noch einmal in einem echt dem

sehen, echt ritterlichen Manne an, so wie eine verblühende Lampe zuletzt noch einmal hell aufzuleuchten pflegt; wir meinen Obg von Verhöhnungen. Er war der letzte Ritter aus der Ritterzeit; um ihn her eilte schon alles mit gewaltigem Schwunge zu neuer Gestaltung, Obg aber stand fest wie ein altes Steinbild mit männlicher Kraft, und suchte die Vergangenheit zu halten, so lange bis der Andrang der Zeiten auch ihn zertrümmerte, sein Grab gleichsam die Gränzmark der romantisch-poetischen Heroenwelt unsrer Vorfahren bezeichnete, an deren äußerstem Ende er gleich einem erhabenen Scheidepfeiler steht, und die dadurch, daß sie einen solchen Charakter noch in ihrem letzten Aufblüh hervorbrachte, doppelt schön und ehrenwerth uns erscheint. F. G.

Rituale ist die römische Kirchenagenda, die die vorgeschriebenen Ceremonien enthält, die beim catholischen Gottesdienst beobachtet werden. Mehrere Mönchsorden hatten und haben noch zum Theil ihr eigenes Rituale.

Rivarol (Antoine), wurde 1757 zu Bagnols in Languedoc geboren, wo sein Vater Gastwirth war. Anfänglich Soldat, änderte Rivarol jedoch bald Stand sowohl als Namen, und trat unter der Benennung: Abbé Parcieux, als Hofmeister auf; allein ein Verwandter der Familie Parcieux zwang Rivarol, diesen angenommenen Namen wieder fahren zu lassen. Der Zufall führte ihn endlich nach Paris; hier gab er einen versificirten, gegen des Abts de Lille Gedicht die Gärten, gerichteten Dialog heraus, der Kobl und die Aube betitelt. Dieses, nebst noch mehreren andern kleinen Sachen, verhalf ihm zur Mitredaction an dem berühmten Mercure de France. Als die Revolution ausbrach, verließ Rivarol 1790 sein Vaterland, und ging erst nach Hamburg, dann nach Berlin, wo König Friedrich Wilhelm II. und Prinz Heinrich (Bruder Friedrichs II.) ihn mit besonderer Güte aufnahmen. Nichts desto weniger bedauerte Rivarol doch oft die Entfernung vom Vaterlande, und mehrere seiner an seine Freunde gerichteten Briefe zeigen die Sehnsucht, die er darnach empfand, die aber ungefüllt blieb, indem er 1801 zu Berlin starb. Rivarols Charakter geborte übrigens nicht zu den sehr lobenswerthen; Eitelkeit und Eigenliebe waren hervorstechende Züge desselben, und seine Satire artete nur zu oft in Bosheit aus, wie unter andern die von ihm verfaßte Parodie von Athaliens Traum bezeugt, ein Werk, in welchem er mehr hämisch als witzig die bekanntesten und berühmtesten Schriftsteller und Schriftstellerinnen seiner Nation angreift. Ein Beweis seiner Eitelkeit ist, daß er sich nicht selten seiner Geburt schämte, und häufig sich für den Abkömmling und Verwandten irgend einer alten Familie ausgab. Die wichtigsten seiner Werke sind: 1. eine Uebersetzung von Dante's Hölle, die jedoch nur in sehr wenigen einzelnen Theilen den großen Italiener wiedergibt; 2. Brief an Necker, über die Wichtigkeit religiöser Meinungen und Moral, und 3. sein Almanach großer Männer, worin er gleichfalls mehrmals seiner giftig belkenden Satire freien Zügel läßt. Eine Abhandlung von ihm: Sur l'Universalité de la langue Française, welche einem französischen Wörterbuche, wozu er den Plan entworfen hatte, zur Einleitung dienen sollte, wurde 1784 von der berliner Akademie gekrönt. F. G.

Rivarol (Pierre Joseph von), geboren zu Saint-Gingoul im walliser Land den 29ten März 1711, Sohn von Etienne de Rivarol, zeigte von Jugend an viel Neigung zur Mathematik und Mechanik, aber ganz den Wünschen des Vaters entgegen, welcher eine obrigkeitliche Stelle im walliser Land bekleidete, und ihn zu demselben Posten be-

Almanche. Allein sein mathematisches Genie erlaubte ihm nicht, diesem Wunsche des Vaters zu folgen. Als er sein eigener Herr geworden war, widmete er sich dem Studium der Mathematik und Geschichte. Seine ersten Proben enthielten neue Ideen über die Theorie der Uhrmacherkunst. Seit 1740 hatte er dem berühmten Physiker Daniel Bernoulli eine Uhr übergeben, die sich ohne fremde Behülfe jeden Tag von selbst aufzog. Dieser Gelehrte beobachtete sie drei Monate hindurch, fand den Mechanismus eben so hinreichend, als einfach und gründlich, und stellte ihm darüber ein Zeugniß vom 13ten Dec. desselben Jahrs aus. Acht Jahr darauf kam Rivaz nach Paris, und legte der Akademie der Wissenschaften nach seinen Grundsätzen gearbeitete Uhren vor. Der darüber erstattete Bericht vom 18ten August 1749 meldet, daß Rivaz in seinen Penduluhren Alles vereinigt habe, was zur Genauigkeit der Zeiteintheilung beitragen konnte. Diese höchste Genauigkeit kam vorzüglich von einer Erfindung Rivaz, wodurch der Pendel mit der möglichst geringsten Reibung geführt wurde. In einem Memoire machte er seine ganze Theorie systematisch bekannt. Im J. 1752 ging er auf Bitten der Madame Danican, Eigenthümerin der Bergwerke von Pons-

deren Benutzung, und

ergebens versucht. Rivaz

Wunsch völlig entsprach.

schäftigte er sich mit einem

rabens und Schneidens im

1. Diese Erfindung machte

irch sie wurde die Arbeit

kann mittelst dieses Werk-

kniffen; vertieft oder im

nachbilden. Er vereinigte

mus er geheim hielt, mit

er in einem Werke den

i Fontenod vorstellte, und

ertheilte aus, einer oliven-

Polen sehr geschätzt und

als Porphyr, Agat und

hnutten werden kann. Zu

zurück. In Bern wurde

ja verbessern, die damals

n Rath befragt. Bei der

, die gewöhnliche Art der

hof von Turin machte von

s im Tarantaise Gebrauch.

nd endete seine Laufbahn

ralischen Studien hatte er

s der Geschichte gewidmet.

streit über die Glaubwür-

Übermischung der the-

im walliser Lande im J.

10, wie Spanheim, hob

t sie in einer nach seinem

ie herausgegebenen Schrift

(theodonna etc.) mit dem

in ihrer Gallia Christiana,

ne historisch-kritische Ab-

rupen. An derselben befin-

bet sich auch ein Roccell des fasten vom 7ten d
bert, als Beitrag zur Geschichte des Mittelalters
damals das Königreich Burgund ausmachten,
J. J. Rousseau geschätzt, und ehrenvoll in einem
erwähnt. Im J. 1743 verheiratete er sich mit
du Sag, Herrin von Lanas, und hatte viel
Ehe.

Rive, La, La Rive.

Rizzo (David), Dieser betrat
Königin Maria Stuart war der
in Curia. Von seinem Vater zu der
sich bald vortheilhaft in dieser Kunst o
seiner Jahren nach Rizza, um bei
Herzogs von Savoyen, ein Unterthan
aber bald so schlecht, daß Rizzo genöt
fersten Dürftigkeit, als Medienter bei
damals vom Hofe zu Rizza als Ges
wurde, Dienste zu nehmen. So kam
seyn sollte seiner schnellen Größe und f
lich schien auch in Schottland nicht d
sein Herr, durch manche Umstände bew
schiedete ihn, empfahl ihn aber als gese
sehr liebenden Königin Maria, die ihn
bei ihrer Capelle anstellte. Rizzo war
es ihm, dem von Natur schlauen und
lang, die besondere Gewogenheit seine
die, wie die Feinde Mariens behauptete
erstreckt haben soll, woran aber um so
Aeußeres nichts weniger als liebenswert
gewesen seyn soll. Doch sey dem wie si
lich stieg der Italiener in dem Wert
Reichthümer, mit denen sie ihn überhi
Schotten einen überzeugenden Beweis
gegen den Freyblug; worüber um so
und entrüstet wurden, da Rizza seines
hob, und zuletzt so weit ging, daß er
äußern Anstandes gegen die Monarchin
lungen des Hofes. Maria hatte d.
Darnley, vielleicht selbst nicht ohne
durch diese Wahl der Königin hoffen d
führt zu werden. Da er aber auch
gutmüthigen Monarchen seinen Anma

endlich Darnley's Stolz und Eifersucht, wozu
chten schottischen Großen nicht wenig beitrug
n, dem jungen König alles im gehässigen
nun beschloß, den Schasten aus der Welt zu
ser Barbarei war der Augenblick zur Ausfüh
da Rizzo in Gesellschaft einer Hofdame mit
mmer weilte. König Darnley, umgeben
prauten, unter denen ein gewisser Methwin
ie Person die Ausführung übernommen hatte,
zio wurde, trotz dem, daß die Königin ihn
erausgerissen und im Vorfaal niedergehoben,
lor Schreck und Zorn außer sich gesetzt. Marie

für seinen Armen feßte, damit sie dem Unglücklichen nicht beispringen konnte. So endete dieser im Sonnenschein des Glücks schnell emporgewommene Sünfiling, dessen vor ihren Augen verübte Ermordung Marrien in der Folge mit antrieb, dem ihrer unwürdigen Gemahl ein gleiches Schicksal zu bereiten. F. G.

Robert I., König von Schottland, verdient unter den vormaligen Regenten dieses Königreichs desselben bemerktesten Geschlechte hatte, jedoch ohne Erfolg. Robert wurde 1275 in England unter dem Heere Eduards I., dem ersten, geboren. Aber die Ansprüche der Königin Johanna, die für sein eigenes und Eduards I., dem ersten, verrathen waren, unrichtig zu erklären, dem Grafen Comyn, dem Könige Eduard dies oder sonst etwas Robert durchbohrte, und im Febr. 1306 durch Bruce's noch nicht nur durch größere Wagnisse gerechtfertigt werden, und Bruce belagerte sogleich das Schloß Dumfries, verhaftete die englischen Gerichtspersonen, die dort versammelt waren, behauptete seine Ansprüche an Schottlands Krone, und foderte alle Freunde seines Hauses zu seinem Beistande auf. Er stand bald an der Spitze einer Heeresmacht, mit der er bis Perth vordrang, denn die Engländer flohen allenthalben vor ihm. Zu Scoon in March wurde er feierlich in Gegenwart mehrerer Bischöfe, Edeln und Standespersonen gekrönt. Der König von England, höchlich über diese Begebenheiten entrüstet, befahl allen Truppen der nördlichen Grafschaften Englands, in Schottland einzufallen, und sich mit den Anhängern Cumming's von Badenoch zu verbinden, um diesen an dem Rebellen (so nannte er Robert) zu rächen. Deshalb ging der General Pymar von Balence, Graf von Pembroke, nach Perthshire, wo er im Junius bei Methren Bruce's Truppen überfiel und so gänzlich schlug, daß kaum der Anführer selbst entkommen konnte. Die Ueberbleibsel seines Heeres wurden völlig von Lord Lorn, dem Neffen Cumming's, geworfen, und Bruce mußte sein geringes Gefolge entlassen, und nach einer unbewohnten hebridischen Insel flüchten. Seine Familie theilte sein unglückliches Loos. Drei seiner Brüder und mehrere seiner vornehmsten Anhänger wurden als Verräther hingerichtet. Seine Gemahlin, seine Tochter und zwei Schwestern wurden gefangen und in den Kerker geworfen. Weder Freunde noch Feinde wußten von Roberts weiterem Schicksale etwas, als er plötzlich an der Spitze einer kleinen, aber äußerst entschlossenen Mannschaft auf seinem Gute Carrick erschien. Hier nahm er einen englischen Großen gefangen, der mit dieser Befugung beschenkt worden war, aber bei der Annäherung eines Commando's englischer Truppen zog er sich wieder in das Hochland zurück. Zugleich bereitete sich Eduard zu einem Heereszuge nach Schottland, um dies Land sich völlig zu unterwerfen, und der Cardinal-Legat an seinem

Hof that Robert und seine Anhänger feierlich in den Bann. Aber schon im Frühling 1307 kam der unerschrockene Robert mit verstärkter Macht aus seinen Gebirgen hervor, schlug den General Comar von

schlossen, daß er an der Spitze eines Heeres, gegen welches gar kein Widerstand möglich seyn würde, einen Angriff auf Schottland machen sollte, um dieses Land zu erobern. Wirklich kam Eduard im Juni 1314 mit einer so großen Armee, wie noch niemals eine von England aus Schottlands Grenzen überschritten hatte. Er ging zuerst nach Stirling, um es zu entsetzen. Das schottische Heer, viel aus alten geübten Truppen bestehend, erwartete des Bannock auf der Straße von Stirling, welches bei Schlacht vorausging, zeigte Robert einem feindlichen Anführer aus dem Heere bis auf das Kinn mit der Streitart spaltete. zum glücklichen Vorzeichen der großen Schlachtlicher durch Roberts weise Leitung die Schotten über die Engländer erschoten, und ihre Unabduard selbst entkam nur mit Mühe. Die Zahl war so groß, daß Robert keine Bewahlin, Hroester nebst andern hohen Personen, die ihm gerathen waren, auswechseln konnte. Der verfolgte seine Vortheile durch einen Einfall in

ngland, wodurch er die nördlichen Grafschaften ohne Widerstand ver-
 öffentete. 1785 sa-
 nach Irland den
 hast zu befreien.
 rsnorth gestung
 em er geschlagen
 nds innere Strö-
 m des Verlustes
 lbst einen Friede-
 der die päpstlich
 vollen, so verwa-
 nmal einen We-
 achte einen verh-
 urde freilich ein-
 schlossen, Robe-
 nd nach Eduard
 nd fiel in Engla-
 nmaligen Kriege
 imlichen Jahr
 in England alle
 nd die Unabhän-
 ugleich wurde d
 bt; aber schon
 t, nachdem er
 en Namen in
 Reicheit und Ei-
 nem Range unt

Robertson
 dmete sich anse-
 ar so groß, da-
 ig, und schon d
 ne Victoria mori-
 euen Eifer für
 ine nachher im
 er Geschichte wa-
 rre, und die Un-
 eisen ihm einen
 eit an. Seine
 ines Verfassers
 upland von Eur-
 ob verdient mit
 er Regierung bei
 doch hat man di
 ersuchungen
 ine andern Wei-
 en. Robertson
 nd Prinzipal der
 kleidete hatte. 1806 erschien eine aus dem Englischen übersezte Bio-
 graphie Robertsons in Frankreich von Pmbert.

Robespierre (Maximilian Joseph), geboren zu Arras im Jahr
 1759, war der Sohn eines Advokaten, der ein unordentliches Leben
 führte, sein Vermögen durchbrachte, und dann in der Welt herumwan-
 derte. Man hat erfahren, daß er sich in Amerika niedergelassen hat.
 Sonst scheint man nichts mehr von ihm gehört zu haben. Da der junge

Robespierre auch seine Mutter verloren hatte, so nahm sich der Bischof von Arras, von Sanzié, seiner an, und bewirkte, daß er ins Collegium Louis le grand zu Paris aufgenommen wurde. Auch hier noch unterstützte er ihn ferner, indem er ihm durch den Abbé Proyart Gelder zukommen ließ; und der Canonikus Aimé gab ihm die Tafel. Eben diesen Geistlichen verfolgte Robespierre während der Revolution. Damals schon zeigte Robespierre einen verschlossenen Charakter, studirte aber gut, und einer seiner Lehrer, der ein enthusiastischer Bewunderer des Abmergräbe war, lobte seinen Hang zur Unabhängigkeit und Gleichheit, wodurch der in ihm liegende Keim des republikanischen Geistes nicht wenig entwickelt wurde. Robespierre studirte hernach die Rechte, ward Advocat, und ließ sich in seiner Vaterstadt nieder, um zu practiciren. Hier bekam er einen sonderbaren Prozeß unter Händen. Die Schöffen der Stadt St. Omer hielten aus altem Wahne die Blitzableiter für schädlich, und wollten sie nicht dulden. Robespierre ergriff die Partei dieser Erfindung, und gewann seinen Prozeß (1783). Merkwürdig ist in seiner Vertheidigungsschrift das große Lob Ludwigs XVI. Im folgenden Jahre trug er zu Amiens den Preis für die beste Schrift über die Beantwortung der Frage davon, woher es komme, daß die Schande der Strafe eines Verbrechers auf seine Familie zurückfällt. Allwählig wurde seine Sprache entschiedener, er griff verschiedene Mißbräuche an, sein Charakter sprach sich aus, und sein Republikanismus wurde eifriger. Er wurde daher zum Deputirten der Amtmannschaft Arras bei den Generalstaaten ernannt (1789). Während der ersten Session des gesetzgebenden Corps gelang es Robespierre nicht, der Nation eine günstige Meinung von sich beizubringen. Zwar zog er die Aufmerksamkeit durch mehrere Reden auf sich; z. B. über das Erbrechen der Briefe, über die Druckfreiheit, über vorgebliche Verschwörungen (ein Thema, über welches er beständig sprach), über das Bekleiden der Stellen, über das Recht, Krieg anzukündigen und Frieden zu schließen, u. s. w. Auch widersetzte er sich dem Grundsatz der Unverletzlichkeit der Person des Monarchen; dennoch behauptete er damals, die monarchische Regierung sey die einzige, die einem so großen Staate als Frankreich zukomme. In einem kritischen Werke, das zu jener Zeit unter dem Titel: Les grands hommes du jour erschien, wird er geschildert als ein petit homme roide et apprêté, petit esprit sec et pointu, petit caractère inquisitionnaire et acariâtre, also als ein bloß kleinlicher Mensch, der keine Feinde, aber auch keine Bewunderer habe, und wenn er etwas auffallendes sagte, andern nachredete. So wenig Selbständiges und Gefährliches erkannte man noch in ihm. Sogar Mirabeau, dem er sich gern anschloß, soll ihn damals noch verkannt und wenig auf ihn gehalten haben. Zu bemerken ist es auch noch, daß er in jener Session auf die Abschaffung der Todesstrafe drang, also als ein Philanthropist erschien. Er betrug sich noch sehr mäßig im J. 1791, und zum Theil auch noch im J. 1792. Man wollte ihn zum öffentlichen Ankläger beim Criminalgerichte ernennen. Robespierre schlug diese wichtige Stelle aus. Aber damals schon hatte er sich mit Marat und Danton verbunden, nahm lebhaften Antheil an der Jacobinergesellschaft, und gab ein Journal unter dem Titel: Der Vertheidiger der monarchischen Constitution, heraus. Er ward nun zum Mitgliede des Convents ernannt, und hier fing sein fürchterliches Leben eigentlich an. Sobald er im Convente saß, brauchte er keine Mäßigung mehr, äußerte sich als der ärgste Republikaner, verfolgte den König auf die wüthendste Art, drang auf seine Hinrichtung, und verwarf al-

schließen hatte, war nun auch aufgereg, und beschloß laut zu werden. Am 27ten Juli 1796 entspann sich zufolge eines geheimen Einverständnisses zwischen mehreren Mitgliedern der Versammlung eine unerwartete Abhandlung, worin das Verfahren des Wohlfahrtsausschusses heftig gerügt wurde. Robespierre und seine beiden Collegen, Couthon und St. Just, waren überrascht. Sie wollten zwar sprechen, allein man überhörte sie. Robespierre wollte die Bühne bestiegen. Sogleich erscholl im Saale das fürchterliche Geschrei: Herunter mit dem Tyrannen! Er ließ einige Drohungen aus, allein sie wurden nicht mehr gefürchtet. Es wurde gleich ein Anklagedecret gegen ihn angefertigt, und von der Bühne mußte er sich mit seinen beiden Gefährten, Couthon und St. Just, mit seinem jüngeren Bruder und Lebas vor die Schranken begeben. Schon am vorigen Tage soll etwas von dieser heimlichen Verabredung im Convente laut geworden seyn, und Couthon seinem Oberherrn gerathen haben, gleich zur Verhaftung und Hinrichtung der Verdächtigen schreiten. Dies hatte Robespierre nicht gewollt, und dies scheint

seinen Untergang beschleunigt zu haben. Robespierre's Verbrechen
 erregten unter sich eine ungeschriebene Tyrannei nicht selten. Einmal
 Zeit vorher ward ein Mädchen, Namens Cecilia Regault, in Robes-
 pierre's Wohnung ergriffen, die, wie man erzählte, ihn erwidern wollte,
 nach zwei Wochen bei sich harte. Robespierre hatte die Strafkammer. Sie
 mit ihrer ganzen Familie hinrichten zu lassen. Indessen ist diese Ver-
 schöpfung sehr zweifelhaft, und vertheidigt heute verurtheilt. Robespierre
 habe dem Urtheil, daß man ein unbekanntes Mädchen, die ihn auf-
 suchte, in seiner Wohnung ergriffen hatte, dazu denocht, um sich das
 Urtheil eines von drei Vätern verfolgten Staatsmannes zu geben, und
 sich dadurch zur Tugend erporzuschwingen. — Das Verbrechen von Ro-
 bespierre's Anklage im Nationalconvent verdrängen sich in Paris, und
 ede die Sitzung in Ende war. Die Gemeinde der Stadt, die ihn er-
 geben war, versammelte sich im Marchais, ließ die Strafkammer lösen
 den; und versammelte eine Menge Bewaffneter auf dem Arcyplatz
 vor dem Marchais. Grange, die die Nationalgarde befehligte, rückte
 mit derselben gegen den Convent an. Allein der Haß gegen den Tyrann
 war größer als so laut, daß er nicht that, um denselben zu retten.
 Robespierre wurde also im Conventual vertheidigt, wobei er sagte:
 Die Gattung triebverbrechen; die Republik ist vertheidigt! Man führte ihn
 zum Laurentiner Gefängnisse; allein hier weigerte sich der Richter nach
 König oder Verurtheil, ihn aufzunehmen. Rob wurde er von seinem Ver-
 hangt wegnommen und zum Marchais geführt. Da die Gemeinde
 beschloß ihren Einzug, so wurde geschrien, man möge ihn gegen
 den Convent vertheidigen. Allein während erklärte ihn der Convent
 in der Nacht, und Verurtheil bekam Befehl, ihn zu verurtheilen. Seit solch
 Robespierre mit einem Beschlusse eine Anklage vertheidigert haben.
 Prudhomme erzählt hingegen in dem von ihm herausgegebenen Diction-
 naire historique, ein Mandat, Namens Weiss, habe sich in dem
 Reichthum hinweggebracht, und da er Robespierre in einer Zeit bemerkt
 habe, auf demselben geschrien. Von da wurde der nun ohnmächtige
 Tyrann zum Wohlbedertrauch im Conventhause gebracht, und
 wurde hier auf einen Tisch gelegt, wo er in der vernichteten Lage, die
 sich nur denken läßt, bis zum andern Tage liegen blieb. In den
 Schmerzen seiner Wunde und dem darauf erfolgten Fieber gestirbt sich,
 um ihn zu erlösen, die Schwadungen der Aufhebenden und die Vertheid-
 seiner vorigen Collegien und Anverwandten. Am folgenden Tage, als
 den 8ten Juli, um 8 Uhr Nachmittags wurde er mit 22 seiner Ver-
 schuldigen zum Plazepode geführt. Sein Gesicht war ganz erloscht
 und seine Augen fast zugeschlossen. Da der Zug vor seinem Hause vor-
 drang, so ließ das Volk den Thoren davor sich halten. Ein Weib
 sangt vor denselben her, und rief: Dem Tod machet mich der Freude
 , der du von allen Gattungen
 auf dem Kaiserthron ist der Dem-
 sein Mund bedeckt, wodurch
 es sichtbar wurde. Dieser ließ
 vor unter dem Fels des (Kerch-
 prunks so erloscht im Frank-
 e als, 6 Fuß 2 Zoll hoch, und
 verloschene Augen. In seinem
 Kopf gewalt, ein wertwürdiger
 , und Nachlässigkeit im August
 in. Die Verurtheilten waren Neben
 des den Fingerringen an die
 n. Er hatte von Natur ein

freischende Stimme, allein durch sein Bemühen hatte er das Rauhe derselben sehr gemildert. Er declamirte gut, besaß aber übrigens keine Beredsamkeit. Was er über Tugend, Laster und Verschöndrungen oft vorbrachte, war eitles Geschwätz. Ueberhaupt war er ein mittelmäßiger

sonnte
erlegte
irgend
als ein
surpa-
lumpf-
einer
ismus
selang.
„bat
, und
Hülfe
tischen
bestän-
d, um
werden,
bloßer
fannu-
er im
, und
er mit
mliche
is an,
nt der
lootse,
, Sit-
Tod!
er, ero-
l. Er
n Pat-
Lodes-
n einer
nd den
Frank-
Robes-
er die
das an
ierre's
t min-
sieben,
es hin-
Nicht-

platz geschleppt.

D. 9.

Robinson, Robinsonaden. Seit dem zweiten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts machte die Erscheinung einer Menge Schriften, deren Inhalt die wunderbaren und seltsamen Abenteuer einzelner, auf wüsten Inseln einsam lebender Menschen war, großes Aufsehen in der Lesewelt, und es kam bald dahin, daß in Deutschland, wo, wie bekant, eine größere Leselust herrscht als irgendwo, ein solcher Ueberfluß von dieser Art Romane existirte, daß er nur von der Menge der

nach ihm Tode werdenden mystischen und Ritterromane überwogen wurde. Die Veranlassung zu dem Entstehen dieser sogenannten *Romanse* haben die kaislichen Bedienten eines englischen Offiziers, *Seilkirk*, gegeben, der durch Schiffbruch im 17ten Jahrhundert auf eine Insel (angeblich *Juan Fernandez*) im Südamerikanischen Ozean verschlagen wurde, und dort als unheimliche Einsiedler viele Jahre lebte, bis endlich sein glückliches Geschick ein Schiff ihm zuführte, auf dem er in sein Vaterland zurückkehrte, wo dann bald darauf eine sehr aus Romanische gezogene Schilderung seines Lebenslaufes von *Daniel Defoe*, unter dem Titel: *Robinson Crusoe* herausgegeben wurden, die 1701 zu Leipzig, in 2 Theilen, in einer deutschen Uebersetzung erschienen, und dann in Deutschland eine Menge Romane unter dem Titel *Robinson* zur Folge hatte. Auf welche Art *Crusoe* die Abenteuer *Seilkirk* zu einem baldwärtigen und unermesslichen Liebesbuch für Kinder bearbeitet hat, ist unter dem Artikel dieses verdienstvollen Schriftstellers erzählt worden. Es erlebte nicht allein in Deutschland verschiedene Auflagen, sondern wurde auch in mehrere fremde Sprachen übersezt. Nur vorübergehend lag auch das Werkung der vielen nach dieser Geschichte gebildeten Romane, die zum Theil die lächerlichsten Uebersetzungen enthalten.

Jacques Donatien de Vimeur de, aus einer im Juli 1725, trat im sechzehnten Jahr als ein *St. Simon*, und machte im k. k. Erbprinzen und *Papern* mit, unter Aufsehung und die im *Elisabeth* an der Spitze einer kaislichen *Generaladjutant* des *Duc d'Orléans* und bestand sich wie dem letztern in der ist *Oberster* eines *Infanterieregiments*, in

seinem 20sten Jahre, commandirte er es in der Schlacht von *Kaufeld*, und erlitt zwei schwere Wunden. Bei der Belagerung von *Magisch* wurde ihm die Commandirung dieses Orts am linken Ufer des *Woods* mit 24 *Stenadiercompagnien* aufgetragen. Als *Brigadier* der *Infanterie* und *Ritter* des heil. *Ludwig* belagerte er *Wiedon* unter dem *Marshall de Richieu*, und fiel, trotz des englischen *Artillerie*schusses, in die *Städten*. Mit 4000 Mann im J. 1757 ins *Halberstädtische* beordert, nahm er die *Festung Regenstein* mit 12 Kanonen ein, und die preussische *Paraden* gefangen. In der Schlacht von *Crowels* führte er eine *Brigade* an, welche nicht weit anders der *französischen* Armee dem *Heere* des *Prinzen Ferdinand* *Widerstand* leistete. Das Jahre 1758, 59 und 60 waren *Zeugen* seiner *Thaten* der *Kaiserzeit* und *tauchischen* *Klugheit* dieses *Feldherrn*. Als *Oberster* des *Regiments d'Avignon*, zwang er, an der Spitze der *Stenadiere* der *Armee*, den *General Luckner*, sich in die engen *Löcher* von *Soulinhäuser* zurückzuziehen. Das *denselben* *Stenadieren* bedrängte er den *Nachtrab* des *Prinzen Ferdinand*, bei dem *Aufzuge* desselben von *Sachsenhausen* nach *Leipzig*. Er vereinigte sich mit dem *Corps* von *Sartoris*, und zwangte und schlug durch einen *vermeinten* *Angriff* eine *Division* von 10.000 Mann, wo der *Prinf* *Krifer*, ihr *General* *gerichtet* und die *Artillerie* *erobert* ward. In der Schlacht von *Roßbach* unterstützte er die *Bewegungen*, die den *plötzlichen* *Nachzug* *erzählten*. *Nothmann* war *Feldmarschall* und *Generaladjutant* der *Infanterie*, als er noch den *Nachtrab* hatte, den *Prinzen Ferdinand* in *Furcht* zu halten. Bei der Schlacht von *Jilmsdauen* bedrängte er den *rechten* *Flügel* der *Armee*, machte seinen *Nachzug* in *Ordnung* und ohne *Verlust*, und mußte sich während des *ganzen* *Feldzugs*

einer an Macht überlegenen Armee furchtbar zu machen. Im J. 1780 schiffte er als Generallieutenant der Hilfstruppen, die man nach Nordamerika schickte, sich mit 5000 Mann bei Rhode-Island aus, nahm eine furchtgebietende Stellung, rettete des Königs Marine, und zwang den englischen General Clinton, seine Position zu respectiren. Nachdem er die aus Frankreich lang erwartete Verstärkung erhalten, stieß er vor Neu-York zum General Washington, besörderte die Uebergabe dieser und der Stadt Gloucester, und nöthigte mit der Armee der Allirten 8200 Engländer, das Gewehr zu strecken und 22 Fahnen und 180 Kanonen auszuliefern. Dieser Sieg entschied die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich ward er vom König zum Ritter seiner Orden und zum Oberbefehlshaber der Provinz Picardie ernannt. Im J. 1789 commandirte er in dem durch Volksunruhen bewegten Elsaß, stellte die Ruhe wieder her, und schützte die Städte vor den Plünderungen des Pöbels. Als Commandeur der Nordarmee stellte er im J. 1790 alle Befestigungen dieser Gränzlinie her, und bildete zu Dünkirchen, Maubeuge und Sedan drei verschanzte Lager, die vom Feinde respectirt wurden. Ludwig XVI. erhob ihn damals zum Marschall von Frankreich. Bald darauf erklärte die Nationalversammlung dem deutschen Kaiser den Krieg, ohne auf eine solche Unternehmung vorbereitet zu seyn. Rochambeau fand in allen seinen Planen Widerspruch; man machte ihm andere, die er als obllig abgeschmactt erkannte, aber doch anzunehmen sich genöthigt sah. Dumouriez, der ins Ministerium gekommen war, fand in seinem Entwurf des Feldzugs Mittel, Rochambeau zu Lille zu lassen, während er alle andre Generale in Thätigkeit setzte. Durchdrungen von Mißmuth, legte nun Rochambeau das Commando nieder. Im J. 1804 ernannte ihn der Kaiser Napoleon zum Mitglied der Ehrenlegion. Nach 50 Dienstjahren zog er sich in seine Heimath zurück, wo er 1804 gestorben ist. Ms.

Roché (Sophie la), geborne von Gutermann, eine der geistreichsten Schriftstellerinnen der Deutschen, die unserer Literatur und unserer Nation stets zur Zierde gereichen wird. Sie war am 6ten Dec. 1731 zu Kaufbeuren geboren. Ihr Vater Gutermann, (Edler von Guttershofen *), ein sehr gelehrter Arzt, der sich durch große Reisen Menschenkenntniß und seine Bildung erworben hatte, erzog sein erstes und liebstes Kind, Sophie, mit zärtlicher Sorgfalt, und legte es schon früh darauf an, den Sinn für Wissenschaft und Kunst in ihr zu wecken. Als Kind von zwei Jahren trug er sie in seine Bibliothek, wo er sie durch die schönen Verzierungen der Einbände und Titelblätter zu belustigen suchte, und es dadurch auch so weit brachte, daß sie schon im dritten Jahr vollkommen lesen konnte. Ihre frühe Lesekunst benutzte der fromme Vater nur für die Bibel, welche Sophie schon als fünfjähriges Kind zum ersten Mal durchgelesen hatte. Im zwölften Jahr hatte sie sich in des Vaters Bibliothek eine so genaue Localkenntniß erworben, daß sie jedes Buch, das derselbe verlangte, sogleich zu finden wußte, und der Vater sie im Scherz zu seinem Bibliothekar machte, welchem Posten Sophie mit Ehren vorstand. Während der Vater so den Sinn für Wissenschaft bei dem Kinde erregte, gab die

* Sie war also nicht erst durch ihre nachherige Vermählung mit la Roche adelig geworden, sondern auch von angeborenem Adel. Sie hatte übrigens noch elf Schwestern, die alle früher als sie starben, und einen Bruder, Jacob Immanuel (geb. 1744), der wenigstens im J. 1805 noch in Wiberach lebte.

Spezielle Studien zum Stoffwechsel und zur Entwicklung des Kindes

1911
1912
1913
1914
1915
1916
1917
1918
1919
1920
1921
1922
1923
1924
1925
1926
1927
1928
1929
1930
1931
1932
1933
1934
1935
1936
1937
1938
1939
1940
1941
1942
1943
1944
1945
1946
1947
1948
1949
1950
1951
1952
1953
1954
1955
1956
1957
1958
1959
1960
1961
1962
1963
1964
1965
1966
1967
1968
1969
1970
1971
1972
1973
1974
1975
1976
1977
1978
1979
1980
1981
1982
1983
1984
1985
1986
1987
1988
1989
1990
1991
1992
1993
1994
1995
1996
1997
1998
1999
2000
2001
2002
2003
2004
2005
2006
2007
2008
2009
2010
2011
2012
2013
2014
2015
2016
2017
2018
2019
2020
2021
2022
2023
2024
2025

läbde, nie mehr die Künste und Wissenschaften, die Bianconi sie gelehrt, zu zeigen, und dieß Gelübde hat sie, auch nach Wielands Zeugniß, treu gehalten, ein schöner Beweis, daß Eigenliebe und Eitelkeit ihrer Seele fremd waren. — Ein stiller, zurückgezogenes, nur den Wissenschaften und der Lectüre gewidmetes Leben wurde nun ihr Loos. Mit zwei ihrer Schwestern und ihrem einzigen Bruder kam Sophie nunmehr nach Biberach in das Haus ihres Großvaters Gutermann, Senators und Hospitalmeisters daselbst. Nach dem Tode desselben führte sie mit den genannten Geschwistern ihre eigne Oekonomie eine Zeit lang und bezog dann das Haus Wielands, der damals Prediger zu St. Maria Magdalena daselbst war, später aber Senior des dortigen Ministeriums wurde. Auf welche Veranlassung sie in dieses Haus kam, ist nicht bekannt; doch kann man die ziemlich nahe Verwandtschaft des gutermanschen und wielandschen Hauses als hinreichenden Grund annehmen, da nämlich Wielands Gattin und Sophiens Vater Geschwisterkinder waren. In diesem Hause nahte eine neue Epoche für Sophiens Bildung heran. Denn hier war es, wo sie den jungen Wieland kennen lernte. Dieser machte sie mit den besten Erzeugnissen der deutschen Literatur bekannt, noch sorgfamer vielleicht, als Bianconi sie die der Italiener hatte kennen gelehrt. Natürlich war es, daß bei diesen gemeinschaftlichen Beschäftigungen beider Herzen sich finden mußten; sie schlossen ein schönes Freundschaftsbündniß, das um so dauerhafter seyn mußte, da es auf gegenseitige Liebe und Dankbarkeit, Hochachtung und Verehrung gegründet war. Sophie sollte Wielands Gattin werden. Mit diesem Entschlusse verließ Wieland sie im Herbst des Jahrs 1750; Sehnsucht nach der Geliebten trieb ihn im Juni 1752 nach seiner Vaterstadt zurück. Aber hier zeigte sich kein Nahrungszweig für ihn. Er war also gezwungen, seine Geliebte abermals zu verlassen und reiste im October 1752 nach der Schweiz zu Bodmern, wo er acht Jahre lebte. Während dieser Zeit trennten Mißverständnisse aus den edelsten Beweggründen diese Liebe, und als Wieland im Jahre 1760 nach Biberach zurückkam, um dort die Stelle eines Rathes der Stadt anzutreten, fand er das Ideal seiner platonisirenden Phantasie als die Gattin eines andern. Ihre Liebe war getrennt, nicht so ihr Freundschaftsbund, der, in der Jugend geschlossen, noch im hohen Alter beider Freude war; er dauerte 56 Jahre hindurch. Wie viel sie Wieland verdanke, hat sie selbst oft genug laut gesagt; durch ihn ward auch Julie von Bondeli ihre Freundin; ein Glück, das sie oft gepriesen hat. Das Schicksal hatte Sophiens Hand dem Herrn von La Roche bestimmt, den sie während Wielands Abwesenheit kennen lernte, und aus Verdruß, Gehorsam und Verehrung heirathete. La Roche's eigentlicher Name war einst Frank von Lichtenfels. Diesen deutschen Namen hatte der berühmte hürmainzische Minister, Graf Stadion, sein vorzügliches Obner, nach damaliger Suche zu französisiren, in La Roche umgeändert. (Man vergl. J. J. Bernings Reise durch Oesterreich und Italien 1 Th. S. 61.) Als er Sophien ehelichte, war La Roche mainzischer Hofrath und führte die Oberdirection über alle Besitzungen der gräflich stadionschen Familie in Schwaben und Böhmen. Sein Aufenthaltsort war das gräfliche Residenzschloß Warthausen in Schwaben. Er war ein edel und freidenkender Mann, der, fern von Vorurtheilen, sich nicht scheute, die Wahrheit offen zu sagen, wenn auch damit Gefahr verknüpft war. Dem Pfaffen thum hatte er einen unversöhnlichen Haß geschworen, und diesen scheute er sich nicht, in seinen Briefen über das Mönchs wesen,

Die viel Aufsehen erregten, und von vielen Protestanten, ja selbst von einigen Catholiken mit Beifall aufgenommen wurden, laut zu bekennen. Wenn ihm daher Winkelmann in seinen Briefen an Berendis als einen ehrwürdigen Treiber schildert, so liegen die Gründe dieses Lobels zu klar vor Augen, als daß sie einer nähern Erörterung bedürften. La Roche war bei andern Vorjagen ein ganz ausgezeichneter Geschäftsmann, der aber vielleicht darin zu weit ging, daß er nur auf Staatsgeschäfte Werth legte, und sich dabei, wenigstens dem Schein nach, gegen alles, was Empfindung hieß, auflehnte. Dennoch entstand dadurch zwischen ihm und seiner zart fühlenden Gattin, die ihren Mann kannte, kein Mißverhältniß, sondern stets herrschte in ihrem Cirkel Eintracht und Freude, obgleich jeder seinen eignen Gang wählte. Sophie, die bisher fast nur in gelehrten Cirkeln gelebt hatte, kam durch La Roche in die Familien des deutschen Adels; durch den bedeutenden

Ministerialrath ihres Mannes bekam sie Gelegenheit, die
 einen Mannes kennen zu
 der Lectüre erlangte Me
 zu begründen und
 it ununterbrochenem E
 hell, vorzüglich reich a
 ch dreimonatlichen Fleiß
 können. Noch mehr blühte sie an
 fen Station. Nach dem Tode Sta
 eschätzers, wurde La Roche in kurz
 nach Coblenz berufen. Während zehn
 Ufern des herrlichen Rheins verlebte,
 bekam sie Gelegenheit, auch den Fürstenstand, seine Tugenden, seine
 Fehler, seine Freuden und seine Leiden näher zu betrachten; hier knüpfte
 sie Freundschaftsbündnisse mit vielen bedeutenden und vortreflichen Men-

in dem ho
 hen mußte.
 so viel ist
 achswesen,
 in nur an
 Genuß der
 mit ihrem
 n Offen
 W. 1807,
 ie gewesen,
 uf loderte.
 ehrt hatte,
 npfand sie
 Jünglings,
 res Gatten
 nur das
 th zu Ber
 die freu
 bei sich in
 lichte. Die
 ihr nicht;
 zehntägigen
 Sie wurde
 gewünscht
 Stunde von

seinen Untergang beschleunigt zu haben. Uebelgerath konnten Verwicklungen unter solch einer ungesetzlichen Tyrannie nicht fehlen. Einmal
 Zeit vorher ward ein Mädchen, Roseme Lucie Regault, in Robes-
 piere's Wohnung ergriffen, die, wie man sagte, ihn erwidern wollte,
 nach zwei Wochen bei h. J. harr. Robespierre hatte die Freusamkeit, sie
 mit ihrem ganzen Familie harrischen zu lassen. Indessen ist diese Ver-
 schöderung sehr zweifelhaft, und verschiedne Leute verwarpen, Robespierre
 habe dem Befehl, daß man sie unbekanntes Mädchen, die ihn auf-
 suchte, in seiner Wohnung ergriffen habe, dass denocht, um sich das
 Ansehen eines von den Pöbeln verfolgten Staatsmannes zu geben, und
 sich dadurch zur Diktatur emporzuschwingen. — Das Verbot von Ro-
 bespiere's Anlagte im Nationalconvent überdruete sich in Paris, nach
 der die Bewegung zu Ende war. Die Freunde der Stadt, die ihm an-
 gegeben war, versammelte sich im Rathhaus, ließ die Feuerglocke läu-
 ten, und versammelte eine Menge Bewohrer auf dem Marktplatz
 vor dem Rathhaus. Genet, der die Nationalgarde befehligte, rückte
 mit Vertheidern gegen den Convent an. Als die Stadt gegen den Tyrann
 sich so laut, daß er nichts that, um demselben zu fern.
 Robespierre wurde also im Conventuale verhaftet, wobei er rief:
 Das Sauer erwidern; die Republik ist verlohren! Man führte ihn
 zum luxemburger Gefängnis; allein dies weigerte sich die Richter auf
 Angst oder Veracht, ihn aufzunehmen. Man wurde er von seinem Ver-
 bange weggenommen und zum Rathhaus geführt. Da die Freunde
 dankt ihm sich hatte, so wurde geschossen, man wollte ihn argen
 den Convent vertheidigen. Man unterdessen erklärte ihn der Convent
 im die Acht, und Barras bekam Befehl, ihn zu arrestiren. Hier soll h. J.
 Robespierre mit einem Pistolenschuß eine Kugel durchschlagen haben.
 Freddewitz erzählt hingegen in dem von ihm herausgegebenen Diction-
 naire historique, ein Handbarn, Roseme Lucie, habe sich in dem
 Reichthum hingehängt, und da er Robespierre in einer Gasse bemerkt
 habe, auf demselben geschossen. Von da wurde der nun obdachlose
 Tyrann zum Abhildungsanstalt im Conventuale gebracht, und
 wurde hier auf einen Tisch gelegt, wo er in der vernünftigen Lage, die
 sich nur denken läßt, bis zum andern Tage liegen blieb. In dem
 Schwitzen seiner Wunde und dem darauf erfolgten Fieber geküht sich,
 um ihn zu erlösen, die Schwämmern der Anstaltenden und die Verdien
 seiner vorigen Collegen und Barrasdem. Am folgenden Tage, als
 den 2. des Juli, um 4 Uhr Nachmittags wurde er mit 10 seiner Ver-
 schuldigen zum Platzgefängnis geführt. Sein Gesicht war ganz erloscht
 und seine Augen fast verschwunden. Da der Zug vor seinem Kopf von-
 bringung, so ließ das Volk dem Forten daiselbst Hilfe haben. Ein Weib
 sangte vor demselben her, und rief: Dem Tod wochte mich vor Freude

, der du von allen Couronen
 auf dem Marktplatz ruh der den-
 fern Wunde bedeckt, wodurch
 es schickat wurde. Dieser Kopf
 ist unter dem Peite des Reich-
 gronnet so einträglich in Frank-
 alt, 3 Fuß 2 Zoll hoch, und
 verlohrenen Augen. In seinem
 gut geküht, ein würdevolles
 und Nachsichtes im Ansehn
 n. Ein Keudartes keine Rem-
 von den Jüngern an die zu
 t. Er hatte von Natur ein

kreischende Stimme, allein durch sein Gemähen hatte er das Rauhe
 eigens keine
 drungen oft
 mittelwärtiger
 ziren konnte
 h widerlegte
 r, übrigens
 eder als ein
 tter Usurpa-
 sein stumpf-
 in, in einer
 Despotismus
 rade gelang.
 hat, „hat
 enken, und
 t der Hülfe
 Despotischen
 in unbestän-
 geltend, um
 zu werden,
 als bloßer
 n Versamm-
 sobald er im
 igogie, und
 platzt er mit
 isf nämliche
 Abbeis an,
 seit mit der
 die Elostse,
 sbren, Sit-
 e und Tod!
 Heuter, ero
 Moral. Er
 rführten Pat-
 zur Todes-
 he von einer
 st, und dem
 ei in Frank-
 sollte Robes-
 wofern er die
 e. Was an
 Robespierre's
 r nicht min-
 n vollziehen,
 hhaufes hin-
 zum Nicht-

platz geschleppt.

D. 4.

Robinson, Robinsonaden. Seit dem zweiten Decennium des
 achtzehnten Jahrhunderts machte die Erscheinung einer Menge Schrif-
 ten, deren Inhalt die wunderbaren und seltsamen Abenteuer einzelner,
 auf wüsten Inseln einsam lebender Menschen war, großes Aufsehen in
 der Lesewelt, und es kam bald dahin, daß in Deutschland, wo, wie
 bekannt, eine größere Leselust herrscht als irgendwo, ein solcher Ueber-
 fluß von dieser Art Romane existirte, daß er nur von der Menge der

nach ihm Mode werdenden puffsindsamem und Ritterromane überwogen wurde. Die Veranlassung zu dem Entstehn dieser sogenannten Robinsonaden haben die seltsamen Schicksale eines englischen Matrosen, Sellirk, gegeben, der durch Schiffbruch im 17ten Jahrhundert auf eine Insel (angeblich Juan Fernandez) im südamerikanischen Meere verschlagen wurde, und dort als ungewollter Einsiedler viele Jahre lebte, bis endlich sein günstiges Geschick ein Schiff ihm zuführte, auf dem er in sein Vaterland zurückkehrte, wo dann bald darauf eine sehr ins Romantische gezogene Schilderung seines Lebenslaufs von Daniel Defoe, unter dem Titel: Robinson Crusoe herausgegeben wurden, die 1722 zu Leipzig, in 4 Theilen, in einer deutschen Uebersetzung erschien, und dann in Deutschland eine Menge Romane unter dem Titel Robinson zur Folge hatte. Auf welche Art Campe die Abenteuer Sellirks zu einem belehrenden und unterhaltenden Lesebuch für Kinder bearbeitet hat, ist unter dem Artikel dieses verdienstvollen Schriftstellers erzählt worden. Es erlebte nicht allein in Deutschland verschiedene Auflagen, sondern wurde auch in mehrere fremde Sprachen übersetzt. Nur vorübergehend dagegen war die Wirkung der vielen nach dieser Geschichte gebildeten Romane, die zum Theil die lächerlichsten Uebertreibungen enthalten.

Rochambeau (Jean Baptiste Donatien de Vimeur de), aus einer adeligen Familie, geb. den 1sten Juli 1725, trat im sechzehnten Jahr als Cornet in das Cavallerieregiment St. Simon, und machte im österr. Erbfolgekriege die Feldzüge in Böhmen und Bayern mit, unter Anführung des Marschalls de Broglio, und die im Elsaß an der Spitze einer Compagnie. Sehr jung ward er schon Generaladjutant des Duc d'Orleans und des Grafen Clermont, und befand sich mit dem letztern in der Schlacht von Maucaux. Als Oberster eines Infanterieregiments, in seinem 22sten Jahre, commandirte er es in der Schlacht von Laufeld, und erhielt zwei schwere Wunden. Bei der Belagerung von Mafrecht wurde ihm die Berennung dieses Orts am linken Ufer der Maas mit 24 Grenadiercompagnien aufgetragen. Als Brigadier der Infanterie und Ritter des heil. Ludwig belagerte er Mahon unter dem Marschall de Richelieu, und stieg, trotz des englischen Artilleriefeuers, in die Gräben. Mit 4000 Mann im J. 1757 ins Halberstädtische beordert, nahm er die Festung Regenstein mit 14 Kanonen ein, und die preussische Garnison gefangen. In der Schlacht von Crevelt führte er eine Brigade an, welche nebst zwei andern der französischen Armee dem Heere des Prinzen Ferdinand Widerstand leistete. Die Jahre 1758, 59 und 60 waren Zeugen neuer Thaten der Tapferkeit und tactischen Klugheit dieses Feldherrn. Als Oberster des Regiments d'Auvergne, zwang er, an der Spitze der Grenadiere der Armee, den General Luckner, sich in die engen Pässe von Sachsmünster zurückzuziehen. Mit denselben Grenadiere drängte er den Nachtrab des Prinzen Ferdinand, bei dem Rückzuge desselben von Sachsenhausen nach Cassel. Er vereinigte sich mit dem Corps von Stainville, und umringte und schlug durch einen vereinten Angriff eine Division von 10,000 Mann, wo der Graf Fersen, ihr General, getödtet und die Artillerie erobert ward. In der Schlacht von Klostercamp unterstützte er die Bewegungen, die den glücklichen Ausgang entschieden. Rochambeau war Feldmarschall und Generalkinspector der Infanterie, als er noch den Ruhm hatte, den Prinzen Ferdinand in Furcht zu halten. Bei der Schlacht von Fillinghausen befehligte er den rechten Flügel der Armee, machte seinen Rückzug in Ordnung und ohne Verlust, und wußte sich während des ganzen Feldzugs

einer an Macht überlegenen Armee fürchtbar zu machen. Im J. 1780 schiffte er als Generalleutnant der Hilfstruppen, die man nach Nordamerika schickte, sich mit 5000 Mann bei Rhode-Island aus, nahm eine fürchtgebietende Stellung, rettete des Königs Marine, und zwang den englischen General Clinton, seine Position zu respectiren. Nachdem er die aus Frankreich long erwartete Verstärkung erhalten, suchte er vor Neu-York zum General Washington, beforderte die Uebergabe dieser und der Stadt Gloucester, und nöthigte mit der Armee der Briten Hans Engländer, das Gewehr zu kriechen und 20 Fahnen und 20 Kanonen zu vereinigen. Er schied die Unabhängigkeit der

König zum
 ein Kardinal
 Volksunruhe
 die Städte
 Nordarmee
 der, und die
 Lager, die es
 mals zum
 Personalersatz
 solche Unternehmung vorbereitet zu seyn. Rochambeau fand in allen seinen Plänen Widerspruch; man machte ihm andere, die er als oblig abgeschmackt erkannte, aber doch anzunehmen sich genöthigt sah. Dumouriez, der ins Ministerium gekommen war, fand in seinem Entwurf des Feldzugs Mittel, Rochambeau zu Hilfe zu lassen, während er alle andre Generale in Tüchtigkeit setzte. Durchdrungen von Wismuth, legte nun Rochambeau das Commando nieder. Im J. 1808 ernannte ihn der Kaiser Napoleon zum Mitglied der Ehrenlegion. Nach 50 Dienstjahren zog er sich in seine Heimath zurück, wo er 1809 gestorben ist. M.

Koch (Cordie la), geborne von Gutermann, eine der geistreichsten Schriftstellerinnen der Deutschen, die unserer Literatur und unserer Nation stets zur Zierde gereichen wird. Sie war am 5ten Dec. 1731 zu Kaufbeuren geboren. Ihr Vater Gutermann, Edler von Guttershofen^{*)}, ein sehr gelehrter Arzt, der sich durch große Reisen Menschenkenntniß und seine Bildung erwerben hatte, erzog sein erstes und liebtes Kind, Cordie, mit jährlicher Sorgfalt, und legte es schon früh darauf an, den Sinn für Wissenschaft anzuwecken. Als Kind von zwei Jahren trug er sie in er sie durch die schönen Verzierungen der Einzu belustigen suchte, und es dadurch auch schon im dritten Jahr vollkommen lesen konnte. benutzte der fromme Vater nur für die Bibel; ein fünfjähriges Kind zum ersten Mal durchgelesenen Jahr hatte sie sich in des Vaters Bibliothek einig erworben, daß sie jedes Buch, das derselbe finden würde, und der Vater sie im Scherz machte, welchem Posten Cordie mit Ehren bei Vater so den Sinn für Wissenschaft bei dem J

*) Sie war also nicht erst nach ihrer nachherigen Vermählung mit la Koch ablig geworden, sondern auch von angebornem Adel. Sie hatte drei groß noch ein Schweftern, die alle früher als sie starben, und einen Bruder, Jacob Zimmernann (Jst. 1744), der wenigstens im J. 1805 noch zu Göttingen lebte.

Wald und dem Schabstocher der Tuche wurde auf dem Pöcherdungen ins Feld oder in den auf blumigen Acker, schmückte sie die Erde pflanzten, welche sie dann unter die Erde steckten. Eodens Vater war von König als Eodensvater und Tuzan der andern Orden, und hier fand sie im höchsten Jahr zu höherer weltlichlicher Ausbildung den P. Wiccolet aus Bologna, den damals Bischof von Augsburg und dem Hause der

zu führen, die erste Eodens zur Maria. Dem Geist seiner Väter war er, mochte er sie zu großen Kenntnissen lehren und dem andern laut Wahn aus ihr machen; er war daher nicht nur bei allen ihren Freuden und jugendlichen, sondern nahm auch selbst den edelsten Theil an der Geschichte ihrer Erziehung, indem er sie mit dem besten Dichtern seiner Nation und mit den Denkwürdigsten Menschenkinder und die alte und neue Welt durch die besten Bücher bekannt machte. Er fand eine so geliebte und edelste Eodens, daß er sie mit Eodens zu Eodens Vater sprach: O, Eodens ist ein Engel! Das wunderbare Wortes sprach sich dann mit ihm über die schrecklichen Freuden ihre geliebten Tugenden. Aber nicht lange war es ihr vergnügen, sich dortin zu freuen; denn im August des Jahres nach dem ersten Eodens die Tod ihrer Mutter, die im selben Jahr ihres Alters verstorben, viel zu früh für die Letzte, die sie durch die Mutter und geliebte Freunde gewohnt war. Nach diesem Unglückstand wußte die der Vater die Verbindung seiner Tochter mit Eodens im nächsten Jahre vollzogen zu sehen. Er verließ daher mit demselben auf ein ganzes Jahr nach Tuzan, um selbst die Form zu kennen, in welche der Todestrich noch seiner Zukunft einwirken sollte. Nachdem diese Zukunft erfüllt war, arbeitete man nun an den Tugenden des Eodens, der aber leider nie in Eodens kam. Da Eodens, als Zeilinger ein ertrugte Eodens, in Tuzan, wo er unterdessen Ludovicus die Wirtin seines Admirs von Polen geworden war, war seiner künftigen Tugenden sich selbst Religionen nicht wert, oder sich darauf bestand, daß alle Kinder eodens werden sollten, Eodens Vater hingegen die Tugenden durchaus lottensich haben wollte. Es ward durch diesen Religionen, in welchem keine von beiden nachgeben wollte, die Verbindung zu einem Mann geschieden, den Eodens lud und ertrug, und er dessen Verlust sie nicht ertragen konnte. Wiccolet verließ ab, so den Tag nach seiner Abreise wußte Eodens in Gegenwart des Vaters alle Freuden und Freuden, die sie von W. hatte, verdrängen. Sein Volk und im vollen Eodens geschieden, seinen Rang verdrängen und die Freuden an demselben gewinnen. Tuzan konnte sie bei der wenigsten sich keine Vater zeigen, oder das Tugend an den Freuden konnte dadurch auf Eodens Eodens nicht verdrängen; ihr nicht wehren, daß sie wenn auch nicht eodens, doch einmahl in ihrem Zimmer dem Tugend wußte. Eodens oft gab sie den Eodens, den sie wegen der Tugend von dem Mann, dem sie so viel verdankte, empfand, durch die Eodens zu erkennen, als Eodens Leben in der Eodens ein Tugend zu verdrängen. Tugend Eodens ward aber für Eodens der Eodens erklärt und konnte, wahrheitlich auf Eodens Eodens der Eodens, nicht anders werden. Da man sie auch das verdrängen, so hat sie noch in dem Tugend ihres Vaters in ihrem Tugend der

habde, nie mehr die Künste und Wissenschaften, die Bianconi sie gelehrt, zu zeigen, und dieß Gelübde hat sie, auch nach Wielands Zeugniß, treu gehalten, ein schöner Beweis, daß Eigenliebe und Eitelkeit ihrer Seele fremd waren. — Ein kühles, zurückgezogenes, nur dem Wissenschaften und der Lectüre gewidmetes Leben wurde nun ihr Loos.

Mit zwei ihrer Schwestern nach Viterbo Senators und Hospitalin sie mit den genannten E und bezog dann das Haus Maria Magdalena bafenerischerin wurde. Auf ist nicht bekannt; doch gutermännchen und wunehmuen, da nämlich Aferkender waren. Inphiens Bildung heran. Land fenaen lernte. IDeutschen Literatur beka die der Italiener hatte sen gemeinschaftlichen E sie schlossen ein schbnes seyn mußte, da es auf tung und Verehrung ge werden. Mit diesem Jahr 1750; Sehnsuch nach seiner Vaterstadt i zweig für ihn. Er war lassen und reiste im D er acht Jahre lebte. A den edelsten Beweggrü 1760 nach Viterbo zur Stadt anzutreten, fan als die Gattin eines a Freundschaftsbund, der ter beider Freude war; Wieland verdanke, hat auch Julie von Bonpriesen hat. Das Schi Noche bestimmt, den f und aus Verdruß, Geh eigentlicher Name war

schon Namen hatte der berühmte churmainzische Minister, Graf St adion, sein vorzügliches Obner, nach damaliger Suche zu franzsien, in la Roche umgeändert. (Man vergl. J. J. Gernings Reise durch Oesterreich und Italien 2 Th. S. 61.) Als er Sophien ehelichte, war la Roche mainzischer Hofrath und führte die Oberdirection über alle Besigungen der gräflich stadionschen Familie in Schwaben und Böhmen. Sein Aufenthaltsort war das gräfliche Residenzschloß Warrhausen in Schwaben. Er war ein edel und freidenkender Mann, der, fern von Vorurtheilen, sich nicht scheute, die Wahrheit offen zu sagen, wenn auch damit Gefahr verknüpft war. Dem Pfaffenthum hatte er einen unversöhnlichen Haß geschworen, und diesen scheute er sich nicht, in seinen Briefen über das Adnachswesen,

Die viel Aufsehen erregten, und von vielen Protestanten, ja selbst von einigen Catholiken mit Beifall aufgenommen wurden, laut zu bekennen. Wenn ihn daher Winkelmann in seinen Briefen an Berendis als einen ehrstüchtigen Treiber schildert, so liegen die Gründe dieses Tadelns zu klar vor Augen, als daß sie einer nähern Erörterung bedürften. La Roche war bei andern Vortzügen ein ganz ausgezeichneter Geschäftsmann, der aber vielleicht darin zu weit ging, daß er nur auf Staatsgeschäfte Werth legte, und sich dabei, wenigstens dem Schein nach, gegen alles, was Empfindung hieß, auflehnte. Dennoch entstand dadurch zwischen ihm und seiner zart fühlenden Gattin, die ihren Mann kannte, kein Mißverhältniß, sondern stets herrschte in ihrem Cirkel Eintracht und Freude, obgleich jeder seinen eignen Gang wählte. Sophie, die bisher fast nur in gelehrten Cirkeln gelebt hatte, kam durch La Roche in die Familien des deutschen Adels; durch den bedeutenden Wirkungskreis ihres Mannes bekam sie Gelegenheit, die Angelegenheiten der großen Welt wie des gemeinen Mannes kennen zu lernen, und dadurch ihre auf dem Wege der Lectüre erlangte Menschenkenntniß durch selbstgemachte Erfahrungen zu begründen und zu berichtigen. Dabei setzte sie ihre Studien mit ununterbrochenem Eifer fort. La Roche besaß eine treffliche Bibliothek, vorzüglich reich an Werken der Engländer. Sophie setzte sich durch dreimonatlichen Fleiß in den Stand, dieselben in der Ursprache lesen zu können. Noch mehr benutzte sie die ausgezeichnete Bibliothek des Grafen Stadion. Nach dem Tode Stadions, seines großen und edlen Beschäzkers, wurde La Roche in churtriersche Dienste als Staatsrath nach Coblenz berufen. Während zehn Jahre, die Sophie hier an den Ufern des herrlichen Rheins verlebte, bekam sie Gelegenheit, auch den Fürstenstand, seine Tugenden, seine Fehler, seine Freuden und seine Leiden näher zu betrachten; hier knüpfte sie Freundschaftsbündnisse mit vielen bedeutenden und vortrefflichen Menschen. Aber das Schicksal wollte, daß ihre Familie sich von dem hohen Standpunkte, auf dem sie bisher gewesen war, zurückziehen mußte. Noch liegen die eigentlichen Gründe hiervon im Dunkeln; so viel ist aber gewiß, daß die oben erwähnten Briefe über das Mönchswesen, welche La Roche geschrieben, seinen Sturz besörderten. Von nun an lebte Sophie, die sich wegen dieses Unfalls durch den Genuß der Freundschaft, der Wissenschaften und Natur leicht tröstete, mit ihrem Gatten ein stilles Privatleben, anfangs zu Speier, dann zu Offenbach in einem freundlichen Hause, von dem Böttiger (Z. M. 1807, 5) sagt, es sey ein Tempel der Euphrosyne und Sophrosyne gewesen, wo täglich die kleine, aber fromme Opferflamme grade auf loderte. Hier starb im Jahr 1789 ihr Gatte, der sie geliebt und verehrt hatte, und um den sie innig trauerte. Noch größern Schmerz empfand sie über den Tod ihres Sohnes Franz, eines lebenswürdigen Jünglings, der im Jahre 1791 früh dahin starb. Seit dem Tode ihres Gatten und ihres Sohnes war innere und äußere Trauer ihr eigen; nur das Glück, noch einen Sohn, Carl von I. R. (Geheimer Bergrath zu Berlin), zu besitzen, nur seine Briefe und der Gedanke an ihn, die freudige Hoffnung, ihn und seine Familie noch vor ihrem Tode bei sich in Offenbach zu sehen, erheiterten sie zuweilen einige Augenblicke. Die Erfüllung dieser letzten Hoffnung gewährte die Vorsehung ihr nicht; denn am 18. Febr. des Jahres 1807 ging sie, nach einer zehntägigen Krankheit, ein in die Wohnungen des ewigen Friedens. Sie wurde (wie sie es in ihrer Reise von Offenbach nach Schönebeck gewünscht hatte) auf dem Kirchhof zu Bürgel, einem eine halbe Stunde von

Offenbach am Ma
Sohnes, beerdigt
wandel ist bei al
nur eine Stimme,
fanden sich bei ihr
edler Menschheit,
gefühlvollste Saiten
gern vergaß, um
scheiden, aber nie
lig, küßte sie ten
wunderung zugleich
und Benehmen in
Bewegung und G
schäfte zeigte sie A
keit und die felt
war ihr eigen. E
Zeit eine Ausnahm
belehrender und is

Gegenstände zu berühren und so durch Abwechslung zu ergötzen und durch heltern Witz zu beleben. Der Verlust eines großen Theils ihres Vermögens konnte sie nicht niederbeugen; selten äußerte sie ihrem Schmerz darüber, so wie sie überhaupt in Freud und Leid mäßig war; nur der Verlust ihrer Lieben beugte sie heftig darnieder. Gastfreundschaft übte sie im hohen Grade und ermüdete nicht darin, obgleich sie sehr häufig in Anspruch genommen wurde; denn Reisende von hohem und Mittelstande, aus Vaterland und Ausland besuchten sie und machten gern Umwege von mehreren Meilen, um die berühmte Sophie von la Roche zu sehen und graphie noch einige Bemerkungen bei. Sie haben, und einer Frau von den so viel erfahren, so hatte, konnte es an G Frau ferner, die die mei nicht nur oberflächlich, si werden, ihre Werke durch nehmen als belehrend zu m schichte und Naturlehre, geschichte; alles, was n enthusiastisch; die Worc sungen, wenn sie dieselb dern mehr in einzelnen E n, kannte.

ig studirte, machen. So wie nun diese Wissenschaften zur Ausschmückung der Werke dienen, so waren auch die in denselben gezeichneten ist aus den Lebensverhältnissen; in denen sie selbst gewes sie zeichnet in denselben meistens die, mit denen sie Ubrung gekommen war, läßt die Leute handeln und rer zu handeln und zu reden gewohnt war, d. h. mit steter die edelste Tugend. Daher herrscht in allen ihren Werken aus reiner, frommer weiblicher Sinn. Vorzüglich gelangt ane und Familiengeschichten in Briefform, oder in der inwoh. Gernest in Deutschland mit Glück eingeführt

Kurzen Biog
ls Schrift
ten geschrie
würdigen Les
nnen gelernt
ehlen; eines
d Kenntnisse
nicht schwer
ben so anges
en. Naturges
id Staaten
t, liebte sie
n Beschäftig
tsfange, son
nsth vorzüg
wissenschaft,
ander davon

Richardson'schen Manier. Fast in allen sind die Charaktere gut und mit Kenntniß des menschlichen Herzens gehalten. Poetische Kraft und Fülle der Phantasie wird man nur selten in ihren Schriften vermissen und sich gern in die idealische Welt der Schriftstellerin hineinerkennen. Ton und Styl sind edel, einfach und lebhaft, aber dabei nur ihr eigen, und unterscheiden sich Himmel weit von den aller andern Schriftsteller und Schriftstellerinnen; sie sind eine unmittelbare Folge ihrer durch Natur, Erziehung und Lebensumstände bestimmten, individuellen Art zu empfinden und zu denken. — Ihre erste Arbeit war: die Geschichte des Fräuleins von Sternheim (1771). Sie entstand durch einen Zufall, wie viele ihrer Werke, indem Sophie sich durch diese schriftstellerische Beschäftigung über die Trennung von ihren Lehrern zu erheben suchte. Sie that dies auf Anrathen eines ihrer würdigsten Freunde; des Predigers Brechter, den Sophie sich nachher bei der Schilderung von wackern Geistlichen oft zum Muster nahm. Wieland begleitete dies Werk mit einer Vorrede. Hierauf folgten dann mehrere Werke, von denen die vorzüglichsten folgende sind: Rosaliens Briefe, mein Schreibetisch, Pomona, Rosalie und Cleoberg, Briefe an Lina, Briefe über Mannheim, Geschichte der Miß Loni, Erscheinungen am See Onaida, moralische Erzählungen, neue Erzählungen, Fanny und Julie, Freunde und Freundinnen von zwei sehr verschiedenen Jahrhund. und die Kadebelantschaft. Das Ichme Bild der Resignati
 schreibungen u. a.
 lusinens Son
 dieser Schrift ihr
 nicht. Wertwürdig
 vor 35 Jahren in
 gabe ihrer Sternb
 hines vom liter
 graphie dieser m
 Materialien dazu
 vorzüglich in dem
 angebrachten Bri
 surt im Neu
 137. Länger ver
 er sie erst zu Off

dann bis zu ihrem Tode in ihrer Nähe war. Bruchstücke aus einer Lebensbeschreibung, die Sophie im Jahre 1800 einem Freunde in die Feder dictirt haben soll, stehen im Morgenblatt vom Jahre 1808, Nr. 149, und Berichtigungen dazu ebend. Nr. 314. Ein gezeichnetes Bildniß Sophiens, in dessen Zügen zarte Weiblichkeit mit mütterlich sanftem Ernst gepaart erscheint, findet man vor dem 5ten Stück des Neuen deutschen Mercur vom Jahre 1807, in welchem Stück Böttiger S. 3. ff. ihr ein Andenken gestiftet hat, und vor Melusinens Com
 merabenden.

no. 140 d.

Rochepouart (Françoise Athenais de), Schwester der Abteiffin von Fontevault und des Duc de Meremart und Blonnoe und Prinzen von Lonnay. Ebarente, war anfangs bekannt unter dem Namen Madame de Lonnay. Ebarente. Ihre Schönheit zeichnete sie weniger aus, als ihre angenehme, heitere und natürliche Gemüthsart. Sie wurde an den Marquis de Montespan verheirathet, welcher ihr ansehnliche Partien aufopfert, aber mit Uadank belohnt

wurde. D
 sie in ihre
 eine liebend
 nachten zu.
 Sie-mücht
 Er rücht
 Marquise I
 nach. Laune
 ihn zu groß
 Herz; aber
 Launen sie
 heit im. Ehy
 samkeit, al
 oder sie viel
 bezeugungen
 Beweggrän
 wollte sie d
 dem nur u
 Walliere vi
 dann von
 XIV. befal
 alt, zu Bo
 von Natur
 gen, als
 Neze zu lo
 sie auf and
 ihrer Zuge
 genwart, u
 Vertrauen,
 reich um,
 und als sie
 darauf fan

ihm den Marschallstab verlieh. In den letzten Jahren ihres Lebens
 sah sie auf den Verlust ihrer Kunst handhaft hin. Die Religion stärkte
 ihr Empfindungen der Reue und selbst der Demuth ein. Als ihre nie-
 drigsten Diensthofen ihr die schuldige Ehrerbietung verkündeten; bezeigte
 sie eine Art Freude, und empfing diese kleinen Demüthigungen als eine
 Abbüßung für ihre vergangne Größe mit Vergnügen. Der Vater de la
 Tour aus dem Ordenshause, ihr Beichtvater, verlangte, sie müchte an
 ihrem Gemahl schreiben, daß er mit ihm zurückkomme, oder sich an ei-
 nem Orte, den er ihm anweisen wolle, verborgen halte. Der Madame
 de Montespan gekannt, sagt der Duc de Saint-Simon, wird dies
 wohl für das heldenmüthigste Opfer halten. Und sie brachte es, ohne
 zur Vollbringung genöthigt zu seyn. Der Marquis de Montespan ließ
 ihr sagen, daß er sie weder empfangen, noch ihr Etwas vorschreiben,
 noch von ihr reden hören würde. Indes trauerte sie um seinen Tod
 wie eine gewöhnliche Witwe. Nach und nach widmete sie sich ganz dem
 Arney; arbeitete für sie mehrere Stunden des Tags an groben Stü-
 cken, und ließ die sie umgebenden Weiber für sie arbeiten. Ihre ehe-
 mals mit Delicateffen und Ueberfluß versehene Tafel ward einfacher;
 sie verwehrte ihre Fasten und Gebete. Ihre Büßungen waren anhal-
 tend. Ihre Hemden und Betttücher waren von grober, ungebleichter
 Leinwand, aber unter gewöhnlichen Hemden und Tüchern verborgen.
 Sie trug beständig Armänder, Kniebänder, und einen Gürtel mit

sternem Stacheln, und ihre Sprache war gleichfalls die einer Wäscen-
den. Die Schrecken des Todes quälten sie so, daß mehrere Frauen des
Rechts bei ihr wachten. Sie legte sich bei öftnen Vordängen und vie-
len brennenden Wachskerzen nieder, und ließ ihre Küsserinnen plan-
dern, essen oder spielen, um sich wach zu erhalten. Wären unter ihrem
Völkchen und Bedrängnissen konnte sie doch nicht das Kauffere einer
Königin vorlegen, dessen sie sich zur Zeit ihres Glücks angemacht
hätte. Sie hatte in ihrem Zimmer einen einzigen Kestuschel, wo sie die
Goldkronen der Großen, der Prinzen und Prinzessinnen empfing, ohne
sich über sie zu lassen, und ohne ihnen das Geheime zu geben. Keine, die
ihre eignen waren, und welche eine feine Schicklichkeit und treffende Soule
des Königs erhöhen, milderten, was ihr Hochmuth hartes haben konn-
te. Sie erhielt ihre Schönheit und Gesundheit bis zu den letzten Ta-
gen; indess hielt sie sich immer für krank, und erriet Mal bis zum
Sterben. Diese Unruhe unterhielt in ihr den Reichthum am Willen;
und auf diese Kosten nahm sie jeden bis acht Personen mit sich, um
ihre die Zeit zu vertreiben. Das letzte Mal, als sie nach Bourdon-
ging, begabte sie auf zwei Jahre die Pensionen der Wohlthätig-
sten, die sie zu geben pflegte, weil sie überaus war; daß sie nicht zu-
rückkommen würde, und sie hatte sich nicht erküsst. Sie hatte von
ihrem Gemahl einen Sohn, der unter dem Namen Duc d'Anjou
bekannt ist, dessen Nachkommenschaft 1757 in seinem Enkel endigte.
Sie hielt sehr wenig auf den Vater de la Chaise, den sie eine *chaine*
de commodité nannte. Es war vielleicht Vorurtheil in dieser Gerings-
schätzung; denn dieser Jesuit sprach zu Ludwig XIV. mit männlicher
Freundschaft.

Die.

Rochefoucauld. Die schon im 11ten Jahrhundert in der Ge-
schichte Frankreichs vorkommende Familie der Rochefoucaulds hat meh-
rere sich im Gelehrten, im Kriegs- und im geistlichen Stande aus-
zeichnende Mitglieder aufzuweisen. Wir bemerken hier nur ein Paar
daron, die in der neuen Geschichte Frankreichs mit auftreten. 1. Louis
Alexandre, Herzog von Rochefoucauld, Pair des Königs,
war Mitglied der Versammlung der 1789 zuerst zusammenkommenden
Notabeln, und war der erste von ihnen, die sich zu Gunsten des
dritten Standes erklärten; er brachte die Abschaffung des Schenkungs-
rechts im Vorschlag. Er war zugleich ein eifriger Verfechter der Ver-
fertigung des Decrets über die geistli-

chen und Mitglied des Departement-
s großen Antheil an den Entschens-
o wie im Juli 1790 an der Absehung
im Juni desselben Jahrs sich so freche
de zu Schulden kommen lassen. Aber
guten einer gemäßigten Staatsverfas-
suld zu führen. Seine Vorsicht, sich
ziehen, daß er seine Stelle niederleg-
n dem währenden, durch die Jacobin-
s den 11. Sept. 1790 im selben Jahre
latin wurde dasselbe Schickal gehabt
auf dem Wege, wo die Wörder ihm
zuvoorgeit. Nichtsdestowen, Kreis-
waren die hervorstehenden Charaktere
2. Der Cardinal von Rochefou-
Jorigen, war Erzbischof von Bour-
er Generalstaaten. Bis im Anfange

des Jahr 1792 blieb er in seinem Vaterlande, und verfocht mündlich und schriftlich die Rechte seines Standes und der gesetzmäßigen Verfassung. Als in dem genannten Jahr aber die Anarchie völlig überhand nahm, und auf dem gestürzten Throne des Schreckenssessels errichtet ward, verließ er Frankreich und ging nach Deutschland, wo er 1799 zu Münster starb.

Rochelle, eine Dement der untern Charente Durch die Revolution in Wohlstand verloren; Frankreich, herbeigeführt Könige aus dem Hause Bourbon, spielte diese hatten, eine bedeutende Melieu's (f. d. Art.) der Catholiken kam, wol Frankreich entschieden wozu von Rochelle flüchtete Amerika, dort vor der ein neues Vaterland zu suchen, das ihnen erlaubte, Gott zu verehren nach ihrer Ansicht. Die Bildnisse von Canada und Florida boten diesen Unglücklichen die gesuchte Freistadt, deren Nachkommen mit im Freiheitskrieg der vereinigten Staaten von Nord-Amerika fechtend; ihren übers Meer zu ihrer Unterstützung gesendeten ursprünglichen Landskuten die Ideen von Menschenrechten wieder mittheilten, die nachher im Mutterlande (Frankreich) so furchtbar, blutig zum Ausbruch kamen, und dem Beobachter die ewig vergehende Neuwelt auch hier erkennen ließen.

Rochester, eine weitläufige die größten Kriegsschiffe hier schiffen in England. Sie ist der Sitz zum Parlament, hat 6000 Einwohner. Ueber den Fluß fährt längste nach der Londoner in so gleichsam als Vorstadt Eda Marine mit großen Werften, und wichtigen Magazinen.

Rochester (John 1680, war ein Mann, geistreiche Schriften he Gottesläugnern, welche sich frühzeitig in die glückliche, die Fähigkeit er schon als 12jähriger Gedichte felerie. Er der lichen, kam zurück und na fen nicht ohne Auszeichnung Lebensweise, und schwächer der Blüthe seines Lebens hat, sind seine Satiren Gedichte sind zu voll von Obscenitäten, als daß sie des Lesens dürften gewürdigt werden. Kurz vor seinem Tode ließ er den Bischof von Salisbury kommen, um als reuiger Sünder ersehen zu können; seine Ver-

1638 und gestorben und durch einige inner von denjenigen en; denn er fürzte Sein Lehrer war so zu fördern, so daß Karls II. durch ein Frankreich und Itaer führte die Wafin der erehrenbsten t. so sehr, daß er im, was er geschrieben herausgamen; seine

ch eine Schrift von demselben Bischöfe
W. L.

gleich sachten, weimarischer Hofrath und
1719, daselbst geboren 1770. Er zeigte,
in seinen Kinderjahren viel Talent für
lang zu dieser Kunst gab auch seinen
er Künste und der practischen
thätigen Antheil nahm er gleichfalls an
schen Zeitung, die bei Breitkopf im
auch seine tonkünstlerischen Arbeiten hat
Anzahl von Schriften im Gebiete der
s Romandichter sich bekannt gemacht.
an einer ansprechenden Gemüthlichkeit,
tuer, selbstschaffender Erfindungskraft.
ungen dieses Dichters leiden mehr oder
nden Breite und Redseligkeit, und er
Strom von Sentenzen. Obgleich bei
Originalität und Vollendung Anspruch
wohl seine Charakterschilderungen inter-
essanter gehören.

1731), auf Rokahn. Dieser um die Ja-
war 1731 den 22ten October zu Berlin
seiner Erziehung auf der Ritterakademie
ten Jahr trat er in Kriegsdienste, und
seinem König in den 7jährigen Krieg.
er 1754 in die Winterquartiere nach
diesem Feldzuge seinen einen Arm ge-
ellert kennen, und wurde von diesem,
Kriegers schätze, mit mehreren der da-

Das folgende Jahr rief Rochow
zweite Verwundung ihn des Gebrauchs
, so mußte er die Kriegsdienste ver-
seine Güter, wo er fortan dem Landw-
ndlichen Schulunterrichts lebte, der da-
rde. Er schrieb selbst ein Werk: Der
r Kinder der Landleute, in dem
zum Unterricht anzugeben. Da das
so suchte Rochow nunmehr seine Boro-
n, und ließ sich die Verbesserung der
äußerste angelegen seyn, welches rühm-
besten Erfolge gekrönt wurde; denn nicht
er wohlthätige Einfluß seines Wirkens
ondern die Nachahmung desselben trug
die erfolgende Landschulerverbesserung
taaten größtentheils mit als sein Werk
inderschriftsteller zeichnet er sich gleich-
ener Kinderse und fand verdienten
how in allen seinen Verhältnissen ein-
ziehungen für die Aufnahme des Land-
falls höchst lobenswerth. Mit Gellert
schien Verlebung und auch seine wär-
Bose, fand mit Gellert, von dem sie
pfel. Als warmer Anhänger seines Ab-
selbenthaten der Brandenburger, ließ

Rochow bei Halenberg unweit Fehrbellin ein Denkmal errichten, zum Andenken der einst auf diesen Feldern geschlagenen Schlacht zwischen dem großen Churfürsten und den Schweden. Rochow starb am 16ten Mai 1805, betrauert von allen, die ihn kannten, und hinterließ den Ruhm eines nützlichen und rechtschaffenen Mannes, der sein Leben dem Wohl der Menschheit gewidmet hatte.

am 14ten J
er Künste fa
bhafte Mogen
e Liebe zur
ler aus Gieb
ton Wesne sei
als Jahre 4
t von da sein.

Hier verlebte er zwei Jahre theils in Rom, theils in Venedig, und verfertigte ein großes Gemälde, den Alexander vorstellend, welchen weinend den Leichnam des Darius mit seinem Purpurmantel bedeckt. Nach seiner Rückkunft nach Berlin veranlaßte ihn der Tod seines Vaters im Jahr 1756 zu zwei großen allegorischen Gemälden, welche er nebst einem großen Altarblatte der Marienkirche zu Berlin schenkte. Ähnliche Geschenke erhielten auch an vier allegorische Gemälde Helden. Diese Arbeiten u. Kennt, woher ihm häufig Bilder für eine griechische und seine Manier, welche schmähte, machten es ihm den zu fertigen; die weiße radirt worden. Von dieser Beilagen, worin jedes Bild Liebe machte er als ein aus der brandenburgischen ner Zyklen hat er einige f Sellerts Blätter radirt. Z allen die liebsten. Er sei Christuskopf, der noch 1799 fter für alle seine Christusl bewegen gewesen, eine Aufel liches Werk, das Rode's beweist. Unter den auferstehenden Frommen hatte er eine Gruppe seiner eignen Verwandten angebracht. In den Schlössern zu Potsdam u. s. w. sieht man mehrere von Rode ausgeführte Deckengemälde.

Röderer (Pierre Louis), ehemals ein ausgezeichnetes Mitglied der constituirenden Nationalversammlung, nachher bei der Administration des pariser Departements angestellt. Während der Schreckenszeit unter Robespierre verdächtete Röderer überpolitische Gegenstände in seinen Schriften ein tiefes Stillschweigen; als der Tyrann aber gestürzt war, sprach er desto lauter im Journal de Paris. Als Anhänger der Constitution von 1791 wurde er von den Royalisten sowohl als Jacobinern gleich gehaßt. Nach der Revolution vom 18ten Brumaire trat er in den Erhaltungssenat, dann in den Staatsrath. Darauf wurde ihm der öffentliche Unterricht übertragen, bis er 1803 die Senatorie Caen erhielt. Er war stets ein Anhänger Napoleons, der ihn als seb

dem Kaiser und bei seiner Rückkehr zum Vize ernannt. Jetzt lebt er wieder als Privatmann.

Abflug (Kloos), f. Schweiz.

Rodney (George Rodney), ein berühmter Seeheld, wurde 1718 geboren, und widmete schon früh sich dem Seewesen. Rodney zeichnete sich durch Muth und Eifer bald sehr vortheilhaft aus. 1751 ward er Commodore, und 1760 Admiral. In diesem Jahre commandirte er die Unternehmung gegen Havre de Grace, welches er im Angesicht der französischen Flotte bombardirte. 1761 wurde er nach Martinique geschickt, das er im folgenden Jahre einnahm. Zuel, hatte die Regierung in Beweise seiner Dienste ihn mit dem Rathorden geschmückt, dennoch wurde er nach Abschluß des Friedens 1763 wieder eben nicht sonderlich belohnt, und erhielt bloß die Stelle eines Gouverneurs des Inselviceroydoms zu Grenada. In diesem Posten gerieth Rodney bald in große Verlegenheit. Sein häuslicher Haug zum Evid hatte sein kleines Vermögen verzehret, und ihn in Schulden gestürzt. Da er nicht bezahlen konnte, entzog er sich den Verfolgungen seiner Gläubiger dadurch, daß er nach Frankreich ging. Die traurige Lage, in der er sich hier befand, wurde durch die Unterstützung des Marschalls Byron erleichtert, der edelmüthig genug war, obgleich Rodney alle Anerbittungen, in die Dienste der Krone Frankreich zu treten, verwarf, seine Schulden zu bezahlen, und ihm so den Rückweg ins Vaterland zu bahnen. Er wurde zum dem König von England durch den Herzog von Chaulps empfangen, und erhielt das Obercommando der westindischen Flotte, mit der er dem belagerten Gibraltar zu Hülf eilen sollte. Im Januar 1762 eroberte er eine bedeutende Anzahl spanischer Transportschiffe, acht Tage hernach schlug

er die Flotte, bestehend von Don Juan Das edelmüthige Verrathen, das demnach hatte zur Folge, daß kein eines bessern Lookes in Spanien im Langara verschaffte aber dem on Provision und Kriegsbedarfs (Wal) lieferte Rodney der Grafen von Munchen auf 1, die zwar den Ruhm der britanischen Flotte aber entscheidend war

den. Bei Rhode-Island traf er noch einmal auf die französische Flotte, griff sie aber nicht an, da sie eine zu vortheilhafte Stellung hatte. Sein Unternehmen im December 1762 gegen die Insel St. Vincent mißlang zwar, doch glänzender fiel der Angriff auf die Inseln St. Lucia, Martin und St. Kitts aus, die er im Februar 1762 eroberte, wobei 159 Kaufschiffschiffe, eine Linienschiff von 30 Schiffen und mehrere Kriegsfahrzeuge in die Hände der Engländer fielen. Auf diesem Sieg folgte die Uebergabe der holländischen Colonien Essequebo, Demerara und Berbice, so wie im März der Insel St. Barthelémy. Sein glänzender Sieg war jedoch drei im folgenden Jahre (1763) am 1sten April über die französische Flotte unter Commando des Grafen von Brasse erfochten auf der Höhe zwischen St. Domingo und den heiligen Inseln. Die Franzosen verloren fünf Linienschiffe erster Größe, darunter das Admiralschiff Ville de Paris, und Brasse selbst wurde gefangen. Für diesen Sieg ernannte ihn sein König zum Vize und Baron des Reichs mit dem Titel; Rodney von Rodney-Stolle, das Parlament aber gewährte ihm eine lebenslängliche Pension von 2000 Pfund Sterl. Von da an lebte Rod-

daß er aus Rache gegen den Hof die Neuerungen wider die Geiſtlichkeit begünſtigen würde; aber der Cardinal entfernte ſich von ihnen, und verließ die Verſammlung. Kurze Zeit nachher, da er als Urheber

der in dem Altkindschuttmantel unruhigen geistlich angeklagt war, zog er sich in den in Deutschland gelegenen Theil seiner Besitzungen zurück. Er zeigte sich da frei von Bitterkeit und wohlthätig gegen Unglückliche, die er unterstützte. Er starb zu Ettymheim dem 7ten Februar 1803. Als ungeschätzter Beschützer von Gelehrten hatte er den Abbe Le Vaux an sich gezogen. Seine Unterhaltung war lebhaft und aufgeweckt, er sprach über Alles mit Warmth, und wenn seine Jugend durch einige Werthungen bezeichnet war, so hatte das Unglück und das Alter keine Zeit zur Reife gebracht, und sein Herz saute, wohlwollend und erbaulich, geklimmt.

Roßr (Spanisches P) ist ursprünglich aus Indien, Spanien und Sardinien zu uns gekommen. In den beiden letztgenannten Ländern vornehmlich in den feuchten Weinbergen, wird es gepflanzt, und erzieht dicke, hohe und glatte Stängel, die gegen zehn Ellen hoch werden, und Stäbe, Pfähle, Pfosten u. dgl. abgeben. Auch die Stuhlmacher, Weber und andre Handwerker verbrauchen das Packrohr in großer Menge. Die Stengel werden stück- oder bundweise verkauft. Die von der ersten Größe, welche vollkommen wohl proportionirt sind, kosten selbst in Holland 30 Schilling und mehr Gulden das Stück.

Roland (Jean Baptiste de la Platiere), geb. zu Nîmesfranche bei Lion, verließ im 17ten Jahr das väterliche Haus, und begab sich nach Rouen, dort die Handlung zu erlernen, und einmal nach Indien zu gehen, welches Vorhaben ein Lieblingswunsch seiner Seele war, weswegen er sich auch dem Willen seiner Aeltern entzogen hatte, die ihn zum geistlichen Stande bestimmeten. Seine schwächliche Gesundheit erlaubte ihm jedoch nicht seinen Plan auszuführen. Bei dem Manufac-

Geschäften
st als Auf-
l beim An-
Erdre De-
de Lion als
bn. Seine
der er beim
Stellen im
ward Ro-
t, welchem
in Undank
er sich nicht
zu sagen,
noch mehr
; bald dar-
eder aufge-
n, die durch

die Jacobiner herbeigeführte Anarchie zu unterdrücken, so wie die Bekanntmachung mehrerer von ihm vorgeblich in den Tuilerien gefundenen Papiere, wodurch viele ins Unglück geriethen, machten ihn aber bald sehr verhaßt, und er wurde mit den Girondisten zugleich geächtet. Vorher schon, gleich nach der Hinrichtung des Königs, hatte er seine Ministerstelle niedergelegt. Den Verfolgungen der Bergpartei zu entgehen, entfloß Roland nach Rouen, wo er den Schmerz hatte zu erfahren, daß seine Gattin, die ruhig in Paris geblieben war, das Schaffot bestiegen habe (vergl. den folgenden Art.). Unschlüssig, ob er sich nach Paris begeben solle, um auf der Stelle, wo das Blut seiner Gattin geflossen war, ihren Mördern entgegenzutreten, und sie aufzufordern, auch sein

Blut zu vergießen, oder sich selbst den Tod zu geben, wählte er endlich das Leben, und erlief sich den 15ten November 1793 mit einem Stock gegen auf der Landstraße unweit Rouen. Man fand bei ihm einen Zettel, worin er sich als einen Mann schildert, der sein Leben dem allgemeinen Besten gewidmet habe, und der gestorben sey, tugendhaft, wie er gelebt. Der bekannte Brissot hat Roland als einen weitem Eatschilder, doch dürfte diese Parallele eben nicht passend seyn. Mehrere von ihm verfasste Schriften in das Fabrik- und Handelswesen einschlagend, zeugen von den Kenntnissen ihres Verfassers.

Roland (Marie Johanne Philonon), die Gattin des Doriaen, was die Tochter eines Kupferstechers zu Paris, der zwar als Künstler sich auszeichnete, durch Verschwendung aber seine Vermögensumstände verrieth. Sie war im Jahr 1754 geboren, und erhielt eine ausgezeichnete wissenschaftliche Erziehung und römischen Geschichte hat Publizismus beigebracht, und sie Staatsveränderung in ihrem Vaterland mehrere Herabsondige abgelehnt. Sie, den Bewerbungen Rolands widmete Dedication seiner Briefe genommen hatte. Sie gab ihm ihre Briefe mit ihrem Gatten fort, verschickte sie zu bearbeiten. Als Roland ein Minister erhielt, erbitterte sich für politische Laufbahn. Mit unermüdeten den Geschäften seines Departements und versammelte wöchentlich mit Staatsmännern, von denen er antrat wurden. In diesem Treiben Geschlecht gehörende Zurückhaltung maßung ging bald so weit, daß sie sich darüber zu beschweren Ursache mit ihrem Gatten jenseits, z. B. D'Amouris. Als endlich Roland gestürzt wurde, fiel auch sie als ein Opfer der Gegenpartei am 18ten November 1793 unter der Guillotine im 38ten Jahre ihres Alters. Der königlichen Familie, am meisten der unglücklichen Marie Antoinette, hatte sich Madame Roland immer sehr abgeneigt gezeigt, und der Brief, den sie im Namen des Convents an den Paß schrieb, beweist, mit wie weniger Zurückhaltung sie ihre Anmodungen geltend machte. Uebrigens bleibt dieser geistreichen Frau der Ruhm umfassender wissenschaftlicher Kenntnisse, von denen ihre vielfachen Schriften und Aufsätze ein rühmliches Zeugniß geben. Sie würde sich, hätte sie vor gelehrtem Stolz und Eitelkeit sich zu bewahren gewußt, durch ihren gebildeten Geist und ihre schöne Gesalt Anspruch erworben haben, in die Reihe der lebenswürdigen und achtungswerthesten Frauen aufgenommen zu werden. Von der Unabhängigkeit ihres Gatten war sie so fest überzeugt, daß, als sie das Schaffot bestieg, sie den Umstehenden versicherte: „Ihr Gatte werde sie nicht überleben.“ Der Erfolg bewies die Gerechtigkeit ihres Vertrauens. Noch im Kerker, wenig Tage vor ihrem Tode, schrieb sie ihr Leben nieder, so wie mehrere die Revolution betreffende Aufsätze. Die Grandbassigkeit, mit der sie das Bürgerthum bestieg, machte sie selbst ihren Gegnern achtungswerth.

Roland (Rutland), ein in alten Ritterbüchern und Gesängen eine große Rolle spielender fabelhafter Held und angeblicher Verwandter

Kaiser Karls des Großen. Es wie König Arthur mit seinen Rittern von der Tafelrunde (s. d. Art. Arthur), so spielt auch Carl mit den zwölf Palladinen in den alten Romanen und der Heldenepik eine Hauptrolle. Roland gehörte zu jenen Palladinen, und soll bei einem Rückzug Karls aus Spanien in den Pyrenäen, in Roncesvalles von den Basken erschlagen worden seyn. Die berühmtesten Gedichte, welche die Thaten des Roland (wiewohl nicht ausschließlich, selbst nicht hauptsächlich) besingen, sind Bojardo's Orlando innamorato und Ariost's Orlando furioso.

Rolandssäulen, Nutlandsbilder, sind steinerne, größtentheils roh und übel geformte Bildsäulen, die man hin und wieder in deutschen Städten auf freien Plätzen, Märkten u. dgl. aufgerichtet antrifft, und die gewöhnlich einen gewappneten Mann, ein Schwert in der Hand tragend, vorstellen. Der Sage nach sollen diese Säulen ihren Namen von dem im vorigen Artikel erwähnten Helden Roland tragen, dem zu Ehren sie errichtet worden wären; doch ist dies nur Sage, denn abgerechnet, daß die Deutschen, besonders die Sachsen, wohl eben nicht werden gekonnt gewesen seyn, einem Feldherrn ihres großen Drängers Carl Säulen zu errichten, so trieb auch Roland, wenn er existirte, der Kunde nach nie sein Wesen in Deutschland, sondern verrichtete seine Thaten in Frankreich und Spanien. Gewisser ist, daß diese Bildsäulen, deren Entstehung über dem noch aus späterer als des großen Carl Zeit, sich herschreibt, mit den Reichbildern einerlei Bedeutung haben, die man an den Grenzmarken verschiedner Städte findet. Ein solches Reichbild (von Reich, Wolf, d. h. Stadt oder Ort und Bild) ist nämlich ein Zeichen der Gerichtsbarkeit, und bedeutet, daß die Stadt ihre eigne Gerichtsbarkeit und Statuten habe, und wie weit sich solche örtlich erstreckt. Hieraus erklärt sich auch, warum jene Säulen mitunter die Reichsinsignien an sich tragen. Der Name Roland = oder Nutlandsäulen, rührt aber wohl von dem im Zeitenslauf mißverstandenen Wort: Rüge, Rüge her, welches so viel als Gericht ehemals bedeutete, daher der Name wohl Rüge-landsäulen seyn muß, d. h. eine Säule, die einen besondern Gerichtsbezirk bezeichnet.

Rolle (Johann Heinrich); war zu Quedlinburg 1718 geboren. Unter der Leitung seines Vaters, der in der Folge Musikdirector zu Magdeburg war, lernte Rolle sehr früh die Anfangsgründe der Musik. Schon in seinem 13ten Jahr componirte er, im 14ten erhielt er die Stelle eines Organisten in der Peterkirche in Magdeburg. 1736 ging er nach Leipzig, die Rechte zu studiren, da aber sich bei seinem nachherigen Aufenthalt in Berlin sein Geschmac auf die Musik wandte, so widmete er sich ganz diesem Fach, und trat als Kammermusikus in königliche Dienste. Ein bald darauf erhaltener Ruf nach Magdeburg führte ihn wieder in diese Stadt, wo er in der Folge die Stelle seines Vaters als Musikdirector erhielt, und im December 1785 starb. Die von ihm geschriebenen Oratorien, besonders sein Tod Abels, sein Abraham auf Moria, und andre Stücke, erwarben Rolle einen gegründeten und ehrenvollen Ruf als Kirchencomponist, und es kann mit Recht zu den bessern Meistern in diesem Fache gezählt werden.

Rolle, Rollenfach. Rolle nennt man in der Schauspielkunst überhaupt den Antheil einer bestimmten Person an der mimisch-darzustellenden Handlung, welcher einem einzelnen mimischen Künstler zur Ausführung übertragen wird, namentlich in so fern er dem Künstler

heißt, und seinem Studium über
 Zeichnung der einem Schauspieler
 zu übertragenden Reden oder Hand-
 lungen man von der Rolle eines Statisten
 selbst Statisten auf die Mitwirkenden
 als dem Begleiter
 eine solche d
 Fällen, als d
 unterordnen u
 wird, erforder
 ne Studire, so
 irworten sud
 ngen habe. I
 ht hinreichen
 daher zuerst i
 d seine Rolle
 als Einzelne l
 en in einem r

men, oder wenn sie sehr unbedeutend
 werden. — Uebrigens ist jedes
 s, sein bestimmtes Lebensalter u.
 der Charaktere besonders gezeichnet,
 nach dieselben Umstände von Natur
 ch, auf welches er selbst und die
 Unzweckmäßig, und das Talent
 alische Directionen im Allgemeinen
 und für dieselben einzelne Schau-
 t der Rollen, in dem oben zuletzt
 tern Worte des Vorhersprechenden
 edächtnisses, gewöhnlich mit far-
 was sich auf mimisches Spiel und
 s auszeichnet, und von den Re-
 odernisse einer Rolle: Reinlichkeit,
 selbst. T.

Kollenhagen (Georg), wurde 1542 zu Wernau in der Chur-
 mark Brandenburg geboren, widmete sich der Theologie, und lebte nach-
 her als Rector der Schule zu Magdeburg, woselbst er auch 1609 starb.
 Kollenhagen ist berühmt wegen eines von ihm verfaßten komisch satiri-
 schen Heldengedichts, das den Titel führt: Der Froschmäuseler
 oder der Frobische und Mause wunderbare Hofhaltung; der
 fröhlichen, auch zur Weisheit und Regimenz erzogenen
 Jugend zur am
 deburg 1595); i
 und Philosophie, der
 Dieses Gedicht ist ein
 Art.) und nähert s
 schen Heldengedicht a
 Die neueste Ausgabe
 deren Titel oben an
 dem sonderbaren Na-
 loch, der Jung
 Eine Nachbildung l
 unter dem Namen: Der neue Froschmäuseler, Eblm bei We-
 tte Hammer 1798. Ein mit Kollenhagens Froschmäuseler verwand-

nächlichen Litter (Magde-
 den Zustand der Politik
 it seiner Zeit gespottet wird.
 ra Homomachie (s. d.
 m andern bekannten satirisch
 inische Fuchs (s. d. Art.)
 von 1730. In der ersten,
 der Verfasser unter folgen-
 stinsholz; von Mause-
 per und Calmäuser.
 tengel geliefert worden,

tes, gleichzeitiges Gedicht ist: Der Welt beschrieben durch Valdebasar O Straßburg. 1622. Neu herausgegeben

Kollin (Charles), wurde am 2. Jan. 1622, wo sein Vater ein Handwerksmann war, der lange Kollin anfangs erziehen wollte, bekehrte aber in dem heranwachsenden Alter, und verschaffte durch seine Fürsorge, so daß er studiren konnte. Nach dem Fleiß unter dem damaligen Rector, welcher hatte, studirte er drei Jahre, und erhielt bald darauf die Stelle eines Lehrers. 1664 das Rectorat der Universität, den man ihm zwei Jahre nach einander thätig für die Aufnahme der griechischen Studiums. Als hierauf der Abt Bitter her des Collegiums zu Beauvais niederlegte, der sie bis 1712 verwaltete, in dem war, sie niederzulegen, da die Jesu die Lehre des Jansenius beschuldigten, um der Ausarbeitung seiner geschichtlichen schlich gegründeten haben. Kollin starb 1741. In welcher Achtung er nicht allein auch im Auslande und bei den Fremden, beweist sein vertrauter Briefwechsel. Die Werke, die ihn als historischen sind eine Geschichte der alten Aegyptier und Babylonier, und seine die der Gründung der Stadt bis zum Titium. Letzteres Werk ist durch seinen durch de Beau fortgesetzt worden. Auch ist eine Fortsetzung unter dem Titel: Reich erschienen, welche die Begebenheiten schluß des größten Theils der europäischen nannten beiden Werken verdient noch elwöhnung, die er unter dem Titel: die der schönen Wissenschaften, in 4 Bänden, 12. schrieb, und die auch in der Folge mit seiner alten und römischen Geschichte wieder neu aufgelegt wurde. Bastien gab zuletzt eine vollständige Sammlung aller Schriften von Kollin mit ihren Fortsetzungen von Erevier und de Beau in 60 Bänden heraus. Wenn auch Kollin nicht alle Forderungen befriedigt, die an einen klassischen Geschichtsschreiber gemacht werden können, so verdient er doch durch sein mehrtheils richtiges Quellenstudium und durch die Amuth seines Vortrags, zu den besten Historikern seiner Zeit und seines Volks gezählt zu werden.

Rom, römische Reich, Römer. Rom, diese ewige Stadt, wie sie so oft von Dichtern und Rednern genannt wird, an die, fast alles Große und Denkwürdige, das seit dritthalb Jahrtausenden geschehen, sich knüpft, und die erst mit dem Schwerte, dann mit dem mächtigeren Waffens des Glaubens lange Jahrhunderte hindurch den Erdkreis beherrschte, und vor ihrer Ruhestätte die Völker aller Zonen sich beugen sah — ist jetzt nur das Schattenbild ihrer ehemaligen Größe und Herrlichkeit; und zwischen den Kiesenrümmern des alten Roms weht und weht als irgendwo her Gedanke an die Vergänglichkeit irdischer

ungefähr auf der Stelle des heutigen dem Einfluß desselben ins mittelländern Hügeln, zu beiden Seiten der Stadt auf der Ostseite desselben. cinsische Berg, und am Sirone klinische Berg, das Forum che Berg. Eine zweite Bergreihe von Norden gegen Süden die Berge: Eblins; und dritte endlich der he Berg. Jenseit der Tiber lagen iculus. Schon vor Roms Grün- Die auf dem vatikanischen Berge Stadt Pallanxiom stand vielleicht ne Colonie aus Alba longa, dahin nd das eigentliche Rom nicht ganz. Stadt erhielt den Namen Roma, ner, der wohl erst nach ihr Rom, dem Flusse, der, wie Servius an die Ableitung von dem griechischen ie spätere Spielerei. Zwei Zeitrech- hr Romis an; nach der catonischen rronischen in das 73ste Jahr vor angenommene. Die Gründung der dadurch, daß Romulus mit einem ; Pflug um den palatnischen Berg h dieser Kirche einen Erdwall rings hielten füllten den innern Raum. Die Einwohnerzahl zunahm, und in Reichthum und Luxus wuthsen, el, öffentlicht Gebäude aller Art, en erhoben sich, und verließen Rom nen es nach und nach wieder herab- ier Größe versiegten. — Wir setzen iver gänzlichen Zerstörung durch die zweite bis zum Ende des zweiten die dritte bis zur Schlacht von e bis zur theilweisen Abbrennung regelmäßign Wiederaufbau oder te glänzendste, bis zum Tode Marc die sechste bis zum Regierungs-

antritt Constantins des Großen oder dem Jahr der Stadt 1059, ende- lich die siebente bis zur Wiederauslebung der Künste und Wissenschaften in Europa. — Nach dieser flüchtigen Andeutung eilen wir zur Geschichte Romis fort, bei der wir uns jedoch ebenfalls nur auf einen kurzen Ab- riß beschränken müssen. Ihrer Natur nach zerfällt Romis Geschichte in drei große Zeiträume; in dem ersten ist Rom Königthum, in dem zwei- ten Republik, im dritten Kaiserthum; die Unterabtheilungen werden wie in der Folge angeben. Erster Zeitraum, von Erbauung bis zum J. 245 der Stadt; Rom als Königthum unter sieben Königen. Ro- mulus ward erster König der neuen Stadt durch Wahl. Er nahm das etruscische Regierungszeichen an, zwölf Lictoren, die mit Weilen bewaff- nete Knutenbündel trugen. Aber seine und seiner Nachfolger Gewalt war so beschränkt, daß Rom schon damals eigentlich ein Freistaat war. Er bildete sich eine Art von Municipalverfassung, wahrscheinlich nach

der Verfassung der Mutterstadt.

1. sind: die Entstehung und innere
 2. Kampf und Fortbildung des Patrick
 3. des Volks und die darauf gegründete
 4. die religiösen Institute; endlich die
 5. Lebens, der Ehrentitel, der Ede, u.
 6. Die Reihe der etruskischen Könige u.
 7. die Colonie gründete, und die Zahl der Bürger durch Errichtung eines
 8. Afols und die Vereinigung mit einem Theile der Sabiner vermehrte;
 9. Numa Pompilius (39 — 80), der Schöpfer der römischen Staats-
 10. religion; Lullus Hostilius (80 — 114), der Alba besetzte, und
 11. den Grund zu Rom's Herrschaft über Latium legte; Nacus Martius
 12. (114 — 138), welcher die Colonie und den Hafen von Ostia anlegte;

13. Tarquinius Priscus (138 — 176)

14. blüheten Etruskern maß; Servius:
 15. merkwürdigste von allen, der Rom an die
 16. des stellte, und das Volk nach dem Be-
 17. wichtigen Institute, der Census und die
 18. wurden; endlich Tarquinius Super-
 19. Anmaßlichkeit strebend, durch seine
 20. erbitterte und vertrieben wurde, worauf
 21. trat. Schon in dieser Periode erkennt man
 22. sich, frei und stöhn emporkletterndes Volk
 23. ihre Hauptbeschäftigungen. Einsicht des
 24. im Privatleben. Zweiter Zeitraum

25. bis 727 der Stadt. Erster Abschnitt.
 26. zunächst in eben der Unbestimmtheit, wie
 27. gen, zwei jährlich gewählten Consuln u.
 28. der neuen Regierung hatte Rom einen
 29. Etruskern und Latincrn zu bestehen.

30. Patricier, welche mit Gewalt an sich
 31. hatten die Einführung von Volkstribunen
 32. welche keine Rechte und Freiheiten gegen
 33. dem entspann sich ein langwieriger Streit
 34. und den Patriciern, dessen Hauptmomenten
 35. bunen usurpiren bei dem Prozesse des
 36. Patricier vor das Gericht des Volks zu

37. so nachtheiligen Comitia tributa entstehen; 2. sie verlangen, daß die den
 38. Nachbarn entrißenen Ländereien unter das ärmere Volk vertheilt werden,
 39. wodurch die Ackerseuche in Anregung kommen; 3. der Tribun Publius
 40. Volero erweitert die Comitia tributa, und setzt die Wahl der Tribunen
 41. in denselben durch; 4. der Tribun C. Terentius Arsa sucht, die consu-
 42. larische Gewalt dadurch zu beschränken, daß er auf die Abfassung eines
 43. bestimmten Gesetzbuches dringt. Nach langem Widerstande der Patricier
 44. werden im J. der Stadt 350 wirklich Gesandte nach Griechenland ge-
 45. schickt, um die dortigen Gesetze zu copiren; und zehn Männer (Decem-
 46. viri), aus den Patriciern gewählt, und mit dictatorischer Gewalt be-
 47. kleidet, erhielten die Volkswacht, daraus eine allgemeine Gesetzgebung
 48. für Rom zusammenzutragen, welche unter dem Namen der Gesetze
 49. der zwölf Tafeln bekannt sind. Wiewohl die neuen Gesetze die
 50. rechtlichen Verhältnisse aller Bürger gleich bestimmten, so blieb doch die
 51. Staatsverwaltung in den Händen der Aristokraten, die von den Plebe-
 52. ren durch das Verbot der Heirathen streng geschieden blieben. Daraus
 53. erhoben sich neue Kämpfe, die zunächst die Abschaffung jenes Beiraths

nach achtzig Jahren erlangten die Plebejer. Während dieser Unruhen entstand das Volk in sich Rom in unaufhörlichen kleinen Kriegen. Um die Bevölkerung nicht herabzusetzen, ließ man die Besiegten freigelassen und oft auch die Besiegten der Staat ward völlig kriegerisch; man rief die Miliz ein, wodurch höhere Abgaben römischen Gallier geriet Rom an den römischen Staat erobert und eingeleitet, im J. der römischen Republik und setzte den Wiederaufbau römischer Städte endlich der erste plebejische Consul an allen Magistraturen Theil, an der Censur 403, an der Prätur 417, an der Consulat 427. So fand am Ende dieses Zeitraums des Adels und des Bürgerstandes Statt, und in gleichem Maße wuchsen die römischen Städte, die jetzt die glänzende Periode seiner römischen Zeit hatten die Sitten der römischen Freiheit und Röhmigkeit; eigentliche Cultur, Wissenschaften, Handlung, Schiffahrt, Ackerbau war noch die Hauptquelle des römischen Reichthums. Die ersten Jahre dieses römischen Reichthums zwischen den Plebejern und Patriciern von der Welt heimgeführt, welches römische Städte aus Etrurien veranlaßt. Ueber römische Städte mehrere Siege, wobei L. Manlius römische Gesetze bestimmten die Zinsen zum J. 409 wurde ein weiterer Handelsvertrag dem römischen Reichthum einige Jahre früher mit den Samniten bald ein fürchterlicher Krieg zwischen 412 bis 484 dauerte, Rom den römischen Reichthum, und dadurch den ersten Haupt-Richt legte. Dieser Krieg war die wahre römische Lehre die Römer zuerst die eigentliche römische römische mit den Nachbarn, den Latiniern gleich besiegt, diese aber wiederholt gegen die Römer auch mit den entferntern Latiniern bald freundschaftliche, bald feindselige

Verührung. In dieser Periode bildeten sich die Hauptideen über die römischen römischen Verhältnisse, in welche sie besiegte Völker mit sich setzten, weiter aus. Als nach Unterjochung der Samniten die Römer ihre römische Macht in Unteritalien befestigen wollten, riefen die Tarentiner (im J. Roms 473) den epiroischen König Pyrrhus gegen sie zu Hülfe, welcher trotz seiner itacronischen Kriegskunst zuletzt unterlag, und im J. Roms 479 Italien räumen mußte. Rom beherrschte jetzt ganz Italien, da 482 auch Tarent in seine Gewalt gefallen war. Sein Ruhm drang schon bis nach Aegypten, dessen König (481) eine Gesandtschaft dahin schickte, und um seine Freundschaft ansuchte. Das Hauptmittel, wodurch Rom seine Herrschaft über die besiegten Völker gründete und befestigte, war die Anlegung von Colonien römischer Bürger, die den eingenommenen Städten zugleich zur Befestigung dienten. Jede Colonie hatte ihre eigene, der römischen ähnliche Verfassung. Dies Colonien römische umfaßte allmählig ganz Italien. Zur Erleichterung der Verbin-

dung wurden große Heerstraßen angelegt. Italiens zu Rom waren mannichfach; Bürgerrecht (Municipia), andere hat coloniarum); die übrigen waren entweder tributigen (dediciti). Letztere wurden nicht. Schon hielt Rom auf dem Meere das Amt der Duumviri navales, zu welchen gehörten. Die Gerichtsverwaltung, so wie die Polizei und die Triumviri capitales. Die Helius Victor führte die Mahlkunst im brachte (462), den ersten Sonnensturz eine Bildsäule Jupiters gesehen. Die Kunde nach Rom; die Werke des 4. des Camillus beweisen die Fortschritte der Proben von Sittlichkeit, Nützlichkeit und Entartung vor. Dritter Mithum Rom den ersten Schritt zur Weltkriegen den furchtbaren Kampf mit Carthagerin. Das Wesentliche davon ist Hannibal, Fabius, Scipio, worauf wir verweisen. Der erste Krieg Siciliens und die Herrschaft des (von 490 bis 525 der Stadt) und Carthagerin auf Sicilien. Rom, macht, entriß ihnen 527 mitten im Uebermacht im adriatischen Meere die räuberstaat, und erhielt dadurch die Corcyra, Apollonia und andere griechisch unter römischen Schutz, und die Achaerinnen in Bezeigung ihrer Dankbarkeit sich zu entschädigen suchte, und von Ne wurde, den Iberus nicht zu überschreitigen Krieg mit den Galliern, der mit in Norditalien sich endigte. Kaum warbig, als der zweite punische Krieg dessen Heere der große Hannibal anführte Schauplatz des Krieges nach Italien. Nach großen Siegen unterlag endlich geachtet seines Menschenverlustes und Ende des Krieges viel mächtiger da Italien war bestigt; große auswärtige Herrschaft auf dem Meere gesichert. Verfassung geändert worden, hatte die Gewalt erlangt. Der Geist der Regier der Welt Herrschaft strebenden Staat durch die Vortrefflichkeit ihrer Heere Festigkeit und Schlaueit ihrer Staatskunst. Am Ende des zweiten punischen Krieges waren Sicilien, Sardinien, Corsica und Spaniens wenigstens das diesseitige, wie auch das diesseitige Gallien römische Provinzen; Carthago war ganz von Rom abhängig. Dagegen bildeten im Osten die macedonischen Reiche nebst den griechischen Republiken ein Staatenystem, dessen Verhältnisse in sich selbst sehr verwickelt, mit

nicht oder erst seit dem Kartholischen Kriege und Philipps Verbindung mit Hannibal entstanden waren. Von drei Mächten vom ersten Range, Macedonien, Syrien und Aegypten, waren die beiden ersten gegen die dritte verbunden, welche oder mit Rom in gutem Vernehmen stand. Die Mächte vom zweiten Range, der asiatische Bund, die Kräfte von Pergamon, die Republik Rhodus und andere kleinere, wie Athen, waren dem Rom seit dem Bündnisse gegen Philipp (223) Verbündete Roms; der asiatische Bund hingegen hing dem macedonischen Jarruche an. Syrien war wie Carthago zerfallen geblieben, als schon der Krieg mit Philipp von Macedonien ausbrach. Solange waren die Römer unglücklich, bis L. Quinctius Flaminus durch Frontonius und Feldherrn seines Roms Macht im Osten begründete. Nach der letzten entscheidenden Schlacht bei Cynoskephala (337) verlor Philipp seine Fremde und kam zurück auf Griechenland, deren Abhängigkeit von Rom gerade durch das Scheitern der Kräfte, welches Quinctius den Römern machte, am stärksten gesichert wurde. Ähnliche Verhältnisse, dergleichen das Carthago und Numidien in Unterwürfigkeit erhalten, führten jetzt auch in Griechenland und Macedonien die Kräfte, und wählten sich in der ihnen Angehörigen. Den Römern, besonders den stolzen Senatoren, wurde dies um so lässlicher, da das römische Heer nach drei Jahren bei ihnen verweilte. Der Frieden mit Philipp enthielt den Krieg zu einem größeren Kriege mit Antiochus, indem Rom von ihm die griechischen Städte zurückforderte, welche Philipp in ihnen besessen und Antiochus besetzt hatte. Der Krieg begann bereits 5. J., als Antiochus sich des syrischen Ueberlandes bemächtigte; er ward heftiger durch Hannibals Flucht in diesem stürmischen Kriege aus, den, und erstreckte sich auf See und zu Lande beide (334) zu einem Frieden und gänzlich von Rom die übrigen Kräfte in die Hände mit Philipp gemacht hatte; aber der hann, und Philipps Tod 5-6 vergrößerten den Ausdruck des Krieges das 3. J. Der Krieg mit Perseus von Macedonien, Philipps Sohn, regte Rom ganz Abhängigkeit an, und endete durch den Sieg des Paulus Aemilius bei Podium mit dem gänzlichen Untergang des Reichs. Die Eroberung Aegyptens durch Antiochus Ertobanus hatte Rom durch ein Schwere seines Befehlshabers Podium geschmeimt. Nach Macedoniens Eroberung verfolgte es seinen Plan zur Weltbeherrschung, und verschmähte dazu keine Mühe. Durch Jarrigum bewirkte es, daß Aegypten getheilt wurde; es bemächtigte sich der Vormundschaft von Syrien, und machte es wechsell. Jetzt sollte nach erfolglosen Verhandlungen auch Carthago vernichtet werden. Dies geschah in dem dritten punischen Kriege, welcher von 603 bis 608 dauerte. Gleichzeitig war diesem wurde ein neuer Krieg in Macedonien gegen Antiochus geführt, der sich an der Spitze der Völkergewaltigen gestellt hatte, aber schon 608 dem Metellus unterlag. Gleich darauf nahm der asiatische Krieg seinen Anfang, dessen Zweck die Auflösung des asiatischen Bundes war. Metellus endigte ihn mit der Zerückung Korinth im J. 607, und Griechenland und Macedonien wurden römische Provinzen. — Es hatte sich Rom in dem kurzen Zeitraum von 218 Jahren zur Fehere Herrschaft der Welt emporgeschwungen. Seine Kräfte waren das nicht so

machen. Es gelang, den Narben auf einige Zeit vorzubringen, indem man die Häupter der Volkspartei ehrenvoll entfernte. Während dessen wurde 626 durch M. Fulvius Flaccus die römische Macht im transalpinischen Gallien begründet, und schon 632 war der südliche Theil derselben römische Provinz. Im J. 631 trat Caius Gracchus als Volkstribun auf, erneuerte das Ackergesetz noch geschärft, und erregte noch gefährlichere Gährungen als sein Bruder. Er wollte den Richterstand zum Gegengewicht des Senats machen, und suchte seine Partei dadurch zu vergrößern, daß er vorschlug, den italienischen Völkern das römische Bürgerrecht zu ertheilen. Der Senat aber wußte ihn um die Gunst des Volks zu bringen, und seinen Fall zu bewirken. Im Jahr 633 ward auch er in einem großen Volksaufstande ermordet, und die Ari-

wurde das Feuer des gefährlichen Bundesgenossenkrieges angeschürt. Er trug nämlich darauf an, den Bundesgenossen das Bürgerrecht zu ertheilen, erregte aber dadurch so großes Mißvergnügen, daß er verrätherischer Weise ermordet wurde. Jetzt griffen alle Völker Italiens vom Tiber bis zum adriatischen Meerbusen zu den Waffen, um sich von Rom unabhängig zu machen. Die Gefahr war groß und dringend. Die Fasces wurden dem L. Julius Cäsar und M. Rutilius Lupus anvertraut, und unter diesen Consuln traten die größten Feldherren der damaligen Zeit auf. Cn. Pompeius, C. Marius, Q. Cæpio, C. Perperna, Valerius, Messala, Corn. Spina, L. Didius, M. Lentulus, M. Lucinius Crassus und M. Marcellus. Aber auch auf der Gegenseite fanden Männer von großem Talent, und nachdem der Krieg von

653 bis 656 mit abwechselndem Glück und größter Erbitterung geführt worden, konnte Rom ihn doch nur dadurch endigen, daß es die Forderungen der Bundesgenossen bewilligte, wodurch es aufhörte, ausschließlich Oberhaupt des Staats zu seyn. Zu dieser Nachgiebigkeit nöthigten des Mithridates Künste und die Zwistigkeiten zwischen Sulla und Marius. Diese brachen zu Anfang des ersten pontischen Krieges aus. (Man vergl. hierüber die Artikel Marius, Mithridates und Sulla.) Der Senat hatte dem Sulla das Commando übertragen, Marius verband sich (656) mit dem Tribunen Sulpicius, um es ihm zu entreißen. Sulla aber vertrieb ihn an der Spitze seines Heers aus Rom, stellte das Ansehen des Senats wieder her, und eilte seiner Bestimmung zu, nachdem er, um populär zu scheinen, seinen Gegner Cinna zum Consulat erhoben hatte. Die Folge davon war, daß während dieses Krieges, der von 656 - 659 dauerte, eine neue Pöbelanarchie in Rom ausbrach, die nach des Marius Tode nur noch ärger wurde. Im J. 671 kehrte der gekrümmte Sulla nach Rom zurück; ein schrecklicher Bürgerkrieg entstand, der erst 673 durch Sulla's Erhebung zur Dictatur beendigt wurde. Sulla suchte die demokratische Partei zu erdrücken, und gab in dieser Absicht die cornelischen Gesetze. Des Remillus Lepidus Versuch, ihm entgegenzuwirken, wurde vereitelt. Wichtiger war der durch den Demokraten Sertorius in Spanien angefauchte Krieg, welcher 632 mit dessen Ermordung endigte. Zugleich brach in Italien selbst der fürchterliche Krieg der Gladiatoren und Sklaven, und in Asien ein neuer gefährlicher Krieg mit Mithridates aus. Dazu kam, daß die Seeräuber mit großen Flotten die Meere heunruhigten, und Rom eine Hungersnoth drohte. Pompejus (s. d.) rettete den Staat, indem er die Seeräuber und dann den Mithridat besiegte. Kleinasien, Syrien und Creta wurden römische Provinzen, Armenien, Cappadocien, der Bosporus und Judäa wurden gänzlich von Rom abhängig; die Macht der thrakischen Völker war gebrochen. Jetzt konnte kein äußerer Feind mehr Rom

griechischen Künstler, Architekt, Pastellist, Zyperus, Kriton, Valerius Ceregronius und der große Steinbildner Diokletides. Aber das Fortwährende lag mit dem Luxus bald im Ungeheuren; der größte Theil des Volks, besonders der Vornehmer, war in Verschwendung, Wohlthat und Tadel aller Art verfallen. Gesetze dagegen fruchtlos waren. Der Ackerbau und die Handwerke waren Sklaven überlassen, die man grausam behandelte. Das gemeine Volk lebte trotz seiner Unmuth im Wohlstand, und war um so williger, sich von denen lehren zu lassen, die ihm Geschenke und Spenden zusammentrieben. Durch Geld war alles zu erreichen. Derselbe Zeitraum, Rom als ungetheiltes Kaiserthum, vom Jahre der Stadt 707 bis 1143 (oder 343 nach Chr. Zeit.). Die Thaten dieses Zeitraum in fünf Abschnitten. Erster Abschnitt. Octavian war 745 als Cäsar nach Rom zurückgekehrt, und fand jetzt 43 Jahre an der Spitze des Staats. Er war Rom's erster Kaiser, ohne diesen Namen zu führen. Zufrieden mit dem Beinamen Augustus, welcher ihm 707 ertheilt wurde, herrschte er mild und mit Beibehaltung der republikanischen Formen. Die Aemter, welche er in sich vereinigte, waren: das Consulat, die tribunische Gewalt, die Imperatorwürde und das Imperium proconsulare in allen Provinzen, endlich das Amt eines Magistrus morum und des Pontificis maxime. Den Schein der Usurpation zu vermeiden, ließ er sich die übliche Gewalt von Zeit zu Zeit erneuern. Der Senat bestand als Staatsrath fort. Die republikanischen Magistraturen wurden beibehalten, verloren aber ihre Wichtigkeit, dagegen wurden die Praefectur der Stadt und der Lebensmittel die ersten und wichtigsten Ämter, weil von ihnen die öffentliche Ruhe abhing. Es wurde eine Stadtrath (curia urbana) und eine Ludwache (cohortes praetorianae) errichtet. Die Statthalter der Provinzen wurden besoldet, und in ihrer Macht befestigt. Im Innern wurden Verbesserungen gemacht. Der Hass zwischen dem Staat und Privatwelt des Kaisers ergab sich von selbst; in der Folge wurden beide una. Die Grenzen des Reichs wurden erweitert, vornehmlich durch die Eroberung Aegyptens 740, Pannoniens 719, Arabiens 705, Adriens, Dardaniens und Noricums 740, und durch die übliche Unterwerfung des nördlichen Spaniens und westlichen Galliens 740. Dagegen trug die Abwehr unglücklich gegen die Deutschen. August's Nachfolger war sein Enkelsohn Tiberius (s. d.), welcher von 767-790 regierte. Unter ihm wurde durch die Jüdische macedonische der Deismus die Religion und Niedrigkeiten der ritter des Raths, der sich die Schwärze zeigen ließ. Seneca und Claudius (bis 807) waren, seit ein Schicksal. Unter letztem Britannien an, und zu Provinzen 1 Spanien 798, Judäa 797, und Arabien (von 807 bis 801), ein beschwerliche gewaltige Lorana, war der letzte Kaiser. Ihm wurde der größte Theil von dem Krieg in Armenien und gegen die Perser's Tod folgten so heftige Stürme, drei Regenten sich gewaltig der Zeit und Willkür, auf deren Befehl die christliche Literatur und Kunst war dieser Zeitraum, besonders die Regierung August's, das goldene Alter. Statt der Pollen beschäftigten

hatten, besonders den schönen, oder
 Förderung, wie Mäcen und Agrip-
 ten große öffentliche Bibliotheken
 Virgil, Ovid, Cornelius Gallus,
 13, Gratius Faliscus, Manilius,
 von Epigrammendichtern. In der
 ssius von Halicarnas allgemein ge-
 ruft sind, aber die Philosophen
 er und Bearbeiter; dahin gehört
 Jovin wegen seines *Stromaticum*.
 rius Flaccus erwähnt zu werden;
 die Rechtsgelehrsamkeit einen Q.
 und C. Trebatius Testa. Unter
 vers die Baukunst, die Bildhauer-
 nach Augustus' Tode sank die Litera-
 tur, und Schreibart und Sprache arteten aus. Doch zeichneten sich
 noch aus als Dichter M. Annäus Lucanus, Valerius Flaccus, Per-
 sius Flaccus und Petronius Arbitr, als Geschichtschreiber Vellius
 Paterculus, Diodorus von Sicilien, Nicolaus von Damascus und Ba-
 lterius Maximus, als Rhetoren und Philosophen M. und L. Annäus,
 Seneca und Epictet, als Arzt Aurelius Cornelius Celsus. Ueber die
 Neben des Cicero commentirte Asconius Pedianus, und in der Rechts-
 gelehrsamkeit zeichnete sich aus Masurius Sabinus, M. Cocceius Ner-
 va, Cassius Longinus und Sempronius Proculus. Die Künste gerie-
 then ebenfalls in Verfall. Immer mehr nahm das Sittenverderbniß
 überhand durch Schwelgerei und die unnatürlichsten Wollüste. Aus-
 länder und Freigelassene wurden die Vertrauten der Kaiser, und die
 Soldaten bildeten einen eigenen Stand, und dienten nicht dem Staate,

jeder abhängig von sich machten.

Vitellius Sturz befiel das Fla-

Er stellte das Reich her, indem
 öffentlichen Unterricht sorgte, die
 in Majestätis aufhob. Unter seine
 le dem Votaver Elbflis und die
 rich Agricola. Vespasian regierte
 us bis 83, dessen Bruder und
 betste Despot, bis 89. Unter ihm
 der Dacier, Decabalus, welcher die
 den Marcomannen, Quaden und
 Er wurde ermordet, und nun folg-
 Nerva (bis 85), Trajan (bis
 ominus Plus (bis 94), und
 hob die Schreckensregierung auf,
 le Industrie wieder; Trajan stellte
 und vergrößerte das Reich durch
 Armeniern und Parthern. Hadrian
 Reichs, und schärfte die Kriegs-
 rar Rom unter der friedlichen Re-

Marc Aurel beunruhigten große
 Latten, Parthern, und vornehmlich
 r seine Weisheit wußte die Wunden
 nde Zeitalter Roms. Die Staats-

gemäßigten, auf bürgerliche Frei-
 Die Staatswürden wurden zum Theil zu

Wesung und die Consule von
 beis gegründeten Monarchie.

leeren Ehrentiteln, und dagegen wurden eine Menge von Hoffstellen eingeführt, die immer mehr Macht an sich rissen. Italien ward in vi Provingen getheilt, denen Consularen vorstanden. Große Veränderungen bewirkten im Gerichtswesen das Edictum perpetuum; die kaiserlichen Befehle verdr

Kriegswesen fanden ihre Eintheilung in und Beredsamkeit, ten sich, durch A und durch Besoldi Dichter aus diesem aus, Juvenal, M Justinus, Curtius Jüngere; Philosophen Neuplatoniker; die Wasserbaukunst schen der Aeltere, über I lyän und Frontin; berühmte, in der S Britannien Antonin te waren Salvus canus, Terentius und noch berühmte Velusius Macianus ter Abschnitt.

fall des römischen 933-945), war ein

erkaufte er den Frieden; in Dacien und Britannien kriegten seine Fel herrn glücklich. Nach seinem Tode erfolgten große Erschütterungen. Pertinax regierte nur drei Monate, und M. Didius Julianus der das Reich meistbietend erkaufte, nur zwei Monate, worauf das Heer in Aegypten den Septimius Severus, das Heer in Syrien den Pescennianus Niger zum Kaiser wählte. Ersterer behauptete die und herrschte bis 965. Er bekämpfte die Parther und Britannen. El tracalla (bis 970) war ein Tyrann; ihm folgte bis 971 sein Nördl Macrinus; Helioagabalus, ein schamloser Wollüstling (bis 975 Alexander Severus (bis 988), ein trefflicher Fürst. Nach ihm herrschte sein Nbruder, der Ehrayste Maximinus, (bis 991), den den militärischen Despotismus aufs höchste trieb. Während er in Elack in Deutschland kriegte, wählte der Senat den alten Gordian zum Kaiser, und nach dessen Tode den Maximus Pupienus und binus. Die Prätorianer ermordeten sie, und rief dian zum Kaiser aus, der bis 997, so wie M. T us bis 1002 regierte. Dann regierten Trajanu von den Gothen erschlagen); Trebonianus Ga Nemilius Nemilianus (drei Monat); P. Lic rianus (bis 1011); P. Licinius Gallianus (b n sich fast alle Statthalter zu Kaisern aufwarfen, und id Perser über die Römer siegen; M. Aurelian (1023), der die Alemannen und Gothen schlug; D ianus (bis 1028), der alle verlorenen Länder wied te, die Senobia gefangen nahm, und Dacien freiwill andius Tacitus (bis 1029), Probus (bis 1035 und guter Fürst; M. Aurelius Carus (bis 1036)

W. Aurelius Numerianus (bis 3037), ein gebildeter und sanfter Fürst. Ihm folgte Diocletian (bis 3058), welcher den W. Valerius Maximilianus zum Mitregenten erwählte; außerdem nahm er noch den C. Galerius, so wie Maximian den Flavius-Constantinus Chlorus zum Gehilfen an. Diese theilten das Reich un-

beschadet seiner Einheit, und widerstanden nicht nur den Barbaren, gris. Beide
 1 den Mor-
 alerius er-
 und Ma-
 Länder sei-
 ulosigkeiten
 raum war
 rschte Mi-
 Rechtsfa-
 amer mehr
 ie drücken-
 enten, der
 amen gänz-
 d geriethen
 nahmen sie
 anus Rau-
 anerkannt-
 merken die
) Spartia-
 l und Pul-
 toten. Red-
 inus Min-
 lenius und
 us Plinius
 onicus ein
 den Land-
 die vatali-
 us Paulus
 n war die
 itt. Son-
 das Ehr-
 Der mili-
 Constanti-
 rgevalt ge-
 onstantin,
 n Kriegen
 erte zuerst
 Elsar Ju-

I. anus, bis 3174 unter beständigen Kriegen mit den Barbaren. Sein Nachfolger war Julian (bis 3116), ein talentvoller, lasterfreier Fürst, der aber zum Heidenthum zurücktrat. Nach ihm regierte Jovian bis 3117, Valentinian I. im Occident bis 3128, Valens im Orient bis 3131, unter dem die Hunnen nach Europa kamen, Gratian und Valentinian II. im Occident, ersterer bis 3136, letzterer bis 3145, dann Theodosius bis 3147 im Orient, bis 3148 über das ganze Reich. Er theilte das Reich, das fortan in dem morgenländischen oder oströmischen und in dem abendländischen oder weströmischen Kaiserthum getrennt blieb; man sehe die Geschichte

Des ersten unter Augustinern, die Geschichte des letztern unter verschiedenen Kaiserthümern. Aus diesem Zeitraum waren noch folgende Schriftsteller: Claudius als Dichter; Aufonius Florinus als Historiker; Curtius und Rufus als Philosophen; Valerius als Redner; Symmachus, als Consul; Hieronimus dichter. Vegetius Schrift vom Kriegswesen, und Macrobius ward ein altschöner Nachfolger des Varro und Gellius. Victor und Ferrus schenkte dem Zoographen von Rom. Von jenen an artete die römische Sprache durch Verwischung und Barbarei immer mehr aus, bis sie endlich ganz in den romanischen Sprachen verschwand, und eben so fand die Declinatur.

R o m, auch noch jetzt die werthvollste, lehrreichste, interessanteste Stadt der Welt, verdient es vor allen, daß wir uns länger bei ihr verweilen, und sie so richtig und unvollkommen es auch die Schwächen dieses Werks nur zulassen, kennen lernen, wie sie war, als sie die Welt beherrschte, und wie sie jetzt ist, zwar nur ein Schatten von sonst aber immer noch dem vollen Prunkten durch unzählige Erinnerungen und einige Reste für Kunst und Wissenschaft. — Das alte Rom war, wie wir schon im vorigen Artikel angeführt haben, auf mehreren Hügeln gebaut, die jetzt wegen des vollen Schutts, womit die Thäler ausgefüllt sind, kaum mehr bemerkbar sind. Das Gebirge der Cornelianen besteht sich dem gegen Nordwesten, die Latio, welche 100 Faden davon sich und vorwärtige Thier ergoß, größtentheils gegen Westen. Die niedrigen Hügel des Ceruus geben die Stadt höchsten Ueberschneidungen gegen Ost und die Volsungge Hügel waren nachher zu verschiedenen Zeiten sehr verfallen. Wir sprechen hier von der Augustinischen Periode. Nachdem im Leben Aurelianus die Bevölkerung der Stadt nach ihrer letzten Erweiterung durch diesen Kaiser auf 30.000 Fuder (8 1/2 Meilen), wolle wir jedoch 15.000 Fuder lesen zu wählen glaubten, da Plinius den Umfang in den Zeiten vor Aurelian auf 12.000 Fuder (2 1/2 Meilen) angibt. Damit stimmen auch die Angaben neuerer Reisenden überein. Die Bevölkerung mag damals gegen drei Millionen Menschen betragen haben; die Zahl der Bürger war nie über 200.000. Schon Romulus baute die Stadt mit einer Mauer, oder belagerte einen Erdwall umgeben. Von den vier Thoren, die er anlegte, dem carmentalischen, vaticanischen oder saturnischen, viminalischen und argiletischen, erhielt sich nur das carmentalische. Diese Mauer lief vom vaticanischen Berge unter dem orientlichen Hügel bis an die Tiber; dann stieg sie sich über denselben den Abhang zwischen der Tiber und dem vaticanischen Berge aus, schritt auf der andern Seite des Palatinus von dem Bergem Esquilus, Viminalis und Quirinalis über dem Capitol. Die ganze, die hoch ungleichförmig, und als die genannten Berge, und Viminalis ein, lief weiter von nach der Tiber zu, ging dann über den Hügel, wo sie im Triangel bis auf die Höhe fortgeführt, diese von dem übrigen Berge ist geraden, nach dem südlichen Ende der Tiber die ganze Mauer der Wohnungen parallel der Vordere der Stadt wurde größtentheils im Verfall. Wo aber an der Höhe der Tiber die Mauer fort, und zog sich dann von der Höhe herab. Der punctus sagittae, das Mars-

an, au
 und
 e Ebei
 aber i
 ortging
 zog si
 in in e
 ann ar
 das i
 lmfang
 von denen noch mehrere
 also Rom hatte mehrere
 Die unterste und älteste
 Aventinus in das Thal
 ücke führte vom Markte
 weil der feierliche Auf-
 ischen Bücher vom Ja-
 steinerne Brücke Roms,
 de in Erdmütern. Auf
 von der Ost- die andre
 Ponte di quattro capi),
) genannt. Eine vierte
 führte vom Marsfelde
 ilus. Von der fünften

Brücke, Pons vaticanus oder triumphalis, welche vom Marsfelde nach
 dem Vatican führte, sieht man noch Ruinen bei dem Heiligengeistho-
 spitale. Die älteste Brücke, Pons aelius, die jetzige schöne Engelsbrücke,
 führte eben dahin nach der Meles Hadriani. Außerhalb der Mauer,
 oberhalb des pincischen Hügel, lag die siebente Brücke, Pons Milvius
 (jetzt Ponte molle), von M. Aemilius Scaurus nach des Sulla Zei-
 ten erbaut. Die Straßen Roms waren selbst nach dem Wiederaufbau
 der Stadt unter Nero sehr unregelmäßig; die öffentlichen Plätze, deren
 es eine große Menge gab, unterschied man in areas, Vorplätze von
 Palästen und Tempeln, camp, freie mit Rasen bewachsene Plätze, die
 theils zu Berathschlagungen des Volks, theils zu öffentlichen Aufzügen,
 theils zu Waffenübungen der Jugend und zum Verbrennen der Leichen
 dienten, und in fora, welche gepflastert waren, und entweder zu Zusam-
 menkünften des Volks zum Abthun mancherlei bürgerlicher Geschäfte
 oder zum Verkauf verschiedner Waaren oder zur Fierde dienten. Unter
 letztern waren das Forum romanum (s. dessen besondern Artikel)
 und das Marsfeld die vornehmsten. Die älteste Eintheilung Roms
 machte Etruvius Tullius; er theilte es in vier Quartiere, welche er
 Tribus urbanae nannte; sie hießen Tribus subarrata, collina, esquilina
 und palatina. Sie blieb bis auf August, welcher die Stadt in vierzehn
 Regionen theilte, deren Namen wir hersehen, weil die Beschreibung des
 alten Roms gewöhnlich danach abgehandelt wird: 1. Porta Capena, 2.
 Coeli montium, 3. Isis et Serapis oder Menots, 4. Via sacra, nachher
 Templum pacis, 5. Esquilina cum colle et turri Viminali, 6. Alta
 semita, 7. Via lata, 8. Forum romanum, 9. Circus Flaminius, 10.
 Palatium, 11. Circus maximus, 12. Placina publica, 13. Aventinus,
 14. Trans Tiberim. Wir wollen bei dem Wenigen, worauf wir uns
 beschränken müssen, dieser Eintheilung nicht weiter folgen, sondern uns
 begnügen, die merkwürdigsten öffentlichen Gebäude und Denkmäler an-
 zuführen. Zu diesen gehören die Tempel, Theater, Amphitheater, Str-

aus, Naumachien, Posten, Basiliken, Bäder, Gärten, Triumphbogen, Ehrensäulen, Cloaken, Wasserleitungen, Grabmäler u. s. w. Wir beginnen mit den Tempeln. Von dem Capitol, der Burg und dem Haupttempel Jovis, das dem Jupiter Capitolinus geweiht war, so wie von dem Pantheon ist in eignen Artikeln geredet, weshalb es genug ist, sie hier genannt zu haben. Nächstdem waren die merkwürdigsten der Tempel des Aesculap, auf der dem Gotte geweihten Tiberinsel, jetzt die St. Bartholomäuskirche; der Tempel des Antoninus und der Faustina in der Via sacra, jetzt die Kirche St. Laurentii in Miranda; der kostbare Apollotempel, welchen August mitten im Palatium von weißem Marmor erbaute, um darin die sibyllischen Bücher aufzubewahren; er enthielt außer vielen Kostbarkeiten eine schöne Bibliothek; und diente den Dichtern zum Versammlungsort, welche darin ihre Werke vorlasen; der Tempel aller Kaiser (Templum Caesarum), der die kaiserlichen Bildsäulen der Kaiser enthielt, denen allen einst ein Blitz die Köpfe abschlug; der Tempel der Dioskuren auf dem Forum romanum unter dem palatinischen Berge, der Kirche S. Maria Liberatrice gegenüber, den beiden Jünglingen zu Ehren erbaut, die in der Schlacht am See Regillus den Römern den Sieg erkämpfen halfen, und die man für Castor und Pollux hielt; der Tempel der Göttin Ceres (der Saat) unter dem Palatinus, den Servius Tullius erbaute, Nero aber in seinen goldenen Palast zog, und mit durchsichtigem capadocischen Marmor belegen ließ; der unter dem Namen Templum Dianae commune berühmte Bundestempel, den auf Servius Tullius Veranlassung die gesammten lateinischen Städte erbauten, und auf dessen einer Säule die Bedingungen jenes Bundes eingegraben waren, gelegen auf dem Aventinischen Berg bei der Kirche S. Prisca; der Tempel des Janus auf der Tiberinsel bei der heutigen Sixtusbrücke, einer der schönsten des alten Roms; der Tempel des flavischen Geschlechts, in welchem Domitian begraben liegt, auf der heutigen Piazza Grimana noch vorhanden; der Tempel des Hercules und der Musen, erbaut in der neunten Region vom M. Fulvius Nobilior, der hier die aus Ambracia mitgebrachten Musen aufstellte; der Tempel der Ehre und Jugend in der ersten Region, vom M. Marcellus erbaut, und von den Marcellern mit den Denkmälern ihres Geschlechts verziert; der Tempel des Jupiter Stator, vom Romulus angelobt, als einst die Seinigen schon zu fliehen anfangen, aber erst nachher am Abhange des Palatinus erbaut; der Tempel des Jupiter tonans, von August mit vieler Pracht auf dem ersten Absatz des capitolinischen Berges erbaut; der Tempel des Jupiter Lacaonius, ein schöner Tempel auf der Tiberinsel, von dem später die ganze Insel Lacaonia hieß; zwei Tempel der Isis und des Serapis; der Tempel der Juno Moneta, an der Stelle des niedergedirnen Hauses des Manlius auf der Burg des capitolinischen Berges erbaut, weil der Göttin die Erweckung der Besatzung bei dem Ueberfall der Gallier zugeschrieben wurde; der Tempel der Libertas, vom Gracchus in der 13ten Region erbaut und von Asinius Pollio hergestellt, der in seinem Atrium die erste öffentliche Bibliothek anlegte; der Tempel des Mars auf der Ostseite des appischen Weges vor der Porta Capena in der ersten Region, in welchem der Senat den Feldherren, die um die Ehre des Triumphs ansuchten, und den feindlichen Gesandten Audienz gab, und auf dessen Trümmern die Kirche della Palma steht; der Tempel des Mars Ultor, von August mit großer Pracht erbaut, als er die von den Parthern eroberten Legionsadler zurück erhielt; der kostbare Minerventempel, den Domitian auf dem Forum des Nerva erbaute; ein anderer Tempel des

rde erbaute, August aber
 jedens, einß der schäbste
 auf der Starfarr in der
 jerusalemischen Tempels,
 keine enthielt, unter Lamo
 Tempel der Göttin Salus,
 iswachte; der Tempel des
 er nachher die ~~Tempel~~
 Tempel der Sonne, den
 von dem noch viele Kati
 mien diesen besonders der
 Eifer der Communiten
 aus und Roma, den Ha
 reit lag; der Tempel des
 Mars an der Eadsorge
 Heiligthümer, die Ancilien,
 wurden, und viele andre.
 nur bloß den kaiserlichen
 ist auf dem palatinschen

Berge erbaut und gab der sechsten Region der Stadt den Namen.
 Die Hauptseite war nach der Via sacra gekehrt, und Linden davor ge
 pflanzt. Im Bezirke des Palastes selbst lag der Tempel der Vesta und
 der ungleich vorzüglichere des Aesculo, den August zum Haupttempel vom
 Rom zu erheben suchte. Die folgenden Kaiser erweiterten und verschö
 nerten diesen Palast, bis Nero ihn abbrannte. Dieser erbaute ihn wie
 der, aber so weitläufig, daß er nicht nur den ganzen palatinschen
 Berg, sondern auch die Ebenen zwischen diesem und dem celsischen und
 esquilinischen Berge, ja selbst einen Theil von diesem einnahm. Dabei
 war er mit Edelsteinen, Gold, Silber, Statuen, Gemälden und Kost
 barkeiten aller Art so reich ausgeschmückt, daß er den Namen domus
 aurea mit Rechte führte. Die folgenden Kaiser beraubten ihn aber nicht
 nur dieser Kostbarkeiten, sondern Vespasian und Titus ließen auch viele
 Nebengebäude abtragen. Den Hauptpalast verschönernte darauf Domi
 tian; unter Commodus brannte ein großer Theil nieder, er wurde aber
 von diesem und den folgenden Kaisern wieder hergestellt. Zur Zeit Theo
 dorichs bedurfte er neuer Reparaturen, später aber führte der unglück
 liche Bau unter seiner eignen Last zusammen, und jetzt stehen auf seiner
 Stelle der farnesische Palast und Garten und die Villa Esada. Unter
 dem Theatern waren das Theater des Pompejus, des Cornelius Fal
 bus und des Marcellus die vorzüglichsten. Pompejus erbaute sein Thea
 ter nach seiner Rückkehr aus Griechenland, und schmückte es mit den
 vorzüglichsten und berühmtesten griechischen Statuen. Eine Wasserlei
 tung brachte Wasser in alle Theile desselben. Um es vor dem Niederr
 reißen zu bewahren, baute er in seinem Bezirk einen prächtigen Tempel
 der Venus Victrix, und heiligte dadurch das ganze Gebäude. Es
 faßte 40 000 Menschen. Erst Caligula endigte den Bau; schon früher
 hatte Tiberius die Scene erneuert; ein gleiches that später Claudius;
 der Kaiser Theodorich ließ es wieder aufbauen. Jetzt sieht man
 noch wenige Ueberreste bei dem Palaste Ursini. Das Theater des Val
 bus, dieses Lieblings des August, lag auf dem Marsfelde; das Theater
 des Marcellus endlich ließ August seinem Neffen Marcellus zu Ehren
 erbauen; es faßte 22 000 Menschen, und wurde von Vespasian erneuert.
 Noch sind schöne Ruinen davon zu sehen. Auch Amphitheater waren
 Rom mehrere, unter denen das Amphitheater des Titus das merkwür

digste war. Wir haben von diesem Riesenbau in dem eignen Artikel Coliseum gesprochen. Eben so ist von dem Circus maximus und dem Circus des Caracalla schon in dem Artikel Circus die Rede gewesen. Außerdem aber hatte Rom noch viele andre Circi; unter diesen verdienen genannt zu werden: der Circus agonalis in der neunten Region, der Circus Aurelius in den Gärten des Heliogabalus in der fünften Region, der Circus Flaminius in der neunten Region, einer der größten und ansehnlichsten, auf dessen Ruinen jetzt die Kirche St. Catharinae Faularorum und der Palast Raffeï stehen, der Circus der Flora in der sechsten Region, auf der jetzigen Piazza Grimana, wo die ägellofen Floralien gehalten wurden, endlich der Circus des Nero, in der vierzehnten Region, in der Nähe der jetzigen Peterskirche, und der Circus des Callist, von dem man beim collinischen Thore noch Ueberreste sieht. Ohne bei den Raumbauten zu verweilen, die einen eignen Artikel haben, gehen wir zu den Porticis weiter, unter denen folgende die vornehmsten waren: der Porticus Argonautarum, auch Neptuni, Agrippae oder Vipsanil genannt, den M. Vipsanius Agrippa im Jahr 729 erbaute, und mit der Geschichte der Argonauten ausmalen ließ. Er stand auf dem Marsfelde, von einem Lorbeerhain umgeben, und wahrscheinlich rühren von ihm die Marmorsäulen her, die man noch jetzt auf der Piazza di Pietra sieht; der prächtige Porticus der Europa auf dem Marsfeld, wahrscheinlich von August erbaute, und mit der Geschichte der Europa ausgewahlt; der Porticus Hecatonstylon in der neunten Region, von seinen hundert Säulen so genannt; der Porticus der Livia in der dritten Region, den August erbaute, Nero aber niederreißen ließ; der Porticus des Metellus, von Metell, dem Macedonier, zwischen den von ihm erbauten Tempeln des Apollo und der Juno in der neunten Region angelegt, und mit den aus Macedonien mitgebrachten Statuen geziert; der Porticus Milliarensis, der tausendsäulige, von dem noch Spuren in dem Garten des Herzogs Muti zu sehen sind; der Porticus der Octavia, von August, und der Porticus Pola, von M. Vipsanius Agrippa erbaute; der Porticus des Pompeius, von seinen Säulen auch der corinthische genannt; Pompeius ließ ihn bei seinem Theater anlegen, und schmückte ihn mit goldgewirkten Tapeten; endlich der Porticus der Sonne (P. Solls), welchen Aurelianus erbaute. Unter den Basiliken (s. d. Art.) war eine der schönsten die Amilische, auf der Nordseite des Forum romanum vom Paulus Aemilius erbaut; außerdem nennen wir die Basilica Cassi, oder Lucii auf dem Esquilis, die prächtige Basilica Julia auf der Südseite des Forum romanum von Julius Cäsar, und die Basilica Portia, die älteste, von Cato Censorinus erbaute. Die Zahl der öffentlichen Bäder, die zum Theil großen und weitläufigen Palästen glichen, und mit großer Pracht ausgestattet waren, war in Rom ungemein groß. Einige zählen 22 warme und 856 kalte Bäder, außer 880 Privatbädern. Mäcen und nach ihm Agrippa legten die ersten öffentlichen Bäder an, die aber später von denen des Caracalla und diese wieder von den Diocletianischen, deren Ueberreste noch vorhanden sind, übertroffen wurden. Auch an prächtigen Gärten war Rom reich. Den ersten Platz nahmen die Gärten des Lucullus in der neunten Region ein; nächst diesen waren berühmt die Gärten des Asinius Pollio, des Julius Cäsar, des Mäcenas, des Heliogabalus und andre. Von den Triumphbögen sind die berühmtesten der Triumphbogen des Constantian in der vierten Region, von dem noch Ruinen vorhanden sind; der Triumphbogen des Drusus auf der appischen Straße, aus welchem das jetzige Thor S. Sebastian erbaute seyn soll; der Triumphbogen des

Kirchenstaats, die Residenz des Papstes, und dadurch Jahrhunderte lang die Hauptstadt der Christenheit, und noch gegenwärtig die Hauptstadt der Kunstwelt, hat jetzt einen Umfang von 13 italienischen Meilen, und zählt 150,000 Einwohner. Sie wird von der Tiber in zwei Theile getheilt. Die Kirchen, Paläste, Landhäuser, Plätze, Straßen, Springbrunnen, Wasserleitungen, Alterthümer, Ruinen, alles verkündigt in dieser Stadt ihre alte Herrlichkeit und ihre letzte Größe. Wir beschränken uns darauf, die merkwürdigsten Denkmäler kurz anzuzeigen. Unter den Kirchen nimmt den ersten Platz die bewundernswürdige Peterskirche ein, vielleicht das schönste Gebäude der Welt. Bramante begann den Bau; aber den größten Theil der Zeichnungen lieferte Michel Angelo, der die ungeheure Kuppel darauf setzte, die bis zur Spitze des Kreuzes 68 Toisen hoch ist. Später arbeiteten mehrere andre Architekten daran; Maderni endlich vollendete die Fassade und die beiden Thürme. Der ganze Bau währte über ein Jahrhundert, und kostete 45 Millionen römische Thaler. Ehe man zu diesem prächtigen Tempel gelangt, bieten sich dem Auge dar: der große Vorplatz, der kreisförmige Porticus des Ebevaliers Bernini, die beiden Springbrunnen, der ägyptische Obelisk, die Fassade, die Mosaik von Giotto, La Nacelle genannt, unter dem Porticus, dem größten Thor gegenüber, das große Basrelief Bernini's.

Christus vorstellend, welcher Petrus befehlt, seine Herde zu hüten endlich die beiden Ketterskulpturen an den beiden Enden des Porticus Constantia von Bernini und Carl der Große von Cornacchini. Der Verein dieser verschiedenen Meisterwerke macht auf das Gemüth ein unaussprechlichen Eindruck. Die Harmonie und die Verhältnisse, welche im Innern des erhabnen Tempels herrschen, sind von der Art, daß so ungeheuer er auch ist, das Auge doch alle Theile ohne Verwirrung und Mühe unterscheidet. Erst wenn man sie einzeln genauer untersucht, erst wenn man über ihre Dimensionen, insofern man alle Gegenstände u-

gezeichnet hatten. Besondere der ungeheure Baldachin über den Säulen von 120 Fuß Höhe und erstaunlichste Werk das Kreuz auf derselben ist 40 Fuß hoch um 39 Fuß höher, als auf derselben eine der schönsten Hauptstadt der alten Welt herrlichen Mosaikarbeiten, die die köstlichen Marmorwerke, die Mausoleen, die neuen Ganzen nicht übereinstimmen und bewundert zu werden. In diesen Kirchen Roms die Kirche der Santa Maria Maggiore erbaut, ist die Pfarrkirche allen andern vor, un-

ist ihr werden die Päpste gekrönt. Man sieht hier mehrere Säulen von Granit Wert - antique und vergoldeter Bronze, die zwölf Apitel von Rusconi und Legros; am meisten aber bewundert man die in ihren Verhältnissen unvergleichlich schöne Capelle Corsini. Die Architektur derselben ist von Alexander Galilei, das Altargemälde ist ein nach einem Gemälde von Guido gefertigte Mosaik; und der schönste Porphyr sarcophag, welchen man unter der Statue Clemens XII. sich ward im Pantheon gefunden, und enthielt, wie man vermutet, die Asche des M. Agrippa. Das Schiff der Kirche S. Maria Maggiore wird von vierzig ionischen Säulen aus griechischem Marmor getragen

der Juno Lucina genommen worden; die Decke aus Peru vergoldet. Man bewundert hier auch den aus einem antiken Porphyr sarcophag hier nach Fontana's Zeichnung gebaute und byzantinische V.; die mit Marmor und Edelsteinen geschmückte Capelle Sforza von Michel Angelo, und die de la Porta und Algardi's. Auf dem Platz ist eine corinthische Marmorsäule, die man für ein Werk hält. Die größte Kirche in Rom nach St. Petrus Paolo fuori della mura, auf dem Wege nach der Stadt, ist wegen ihres Alters, das bis zu Theodosius als eine Menge prächtiger Säulen, einen schönen kostbaren Marmor, Inschriften, die Bildnisse des Petrus bis auf Benedict XIV., und schöne Bronzen der Kirche außerhalb der Stadt besitzt. Die Kirche des geknechteten Petrus enthält die Leiche, von Michel Angelo. Die St. Agneskirche

ingen von Marmor und vollendet von
 Meistern; besonders mit neuern Bild-
 schnitten; ein wunderbares Relief vom
 es; ihrer Gemälder beraubt, und bloß
 vorstellt. Die Basilica des heiligen Ste
 enthält die Statue des tödtlich-verwund
 nem Schüler Agassus und Bernini's
 finden sich die Catacomben, die zu Be-
 Agneskirche vor der Porta Flaminia
 sten vor vorhine als Schiffsrümpfen
 hinsten Säulen Roms angesehen werden
 sich eine Wüste des Erblich von Ve-
 rwerk. In der St. Augustinkirche
 von Raphael, den Propheten's-Bildern
 et von Lanfranchi. Das Kloster befin
 mit dem Namen d'Angolica, und war
 Cardinals' Passionel. Anastasius
 ihrer Kunstwerke wegen auszeichnet
 St. Cecilia, S. Andrea della Valle,
 Marienkirche, La Rotonda genannt; in
 racci und Rengs begraben liegen, und
 blung wir hier um so mehr unterlassen,
 man 343 zählt, Wertwürdigkeiten den
 alten. Unter den vielen Palästen Roms

ein ungeheures Gebäude, in welchem
 die kostbarsten Denkmäler des Alterthums und die Werke der größten
 neuern Meister aufbewahrt werden. Hier befindet sich das Museum
 Pio-Clementinum, von Clemens XIV. angelegt und Pius VI. erweitert
 und vermehrt, und die berühmte vaticanische Bibliothek, welche
 70,000 Bände u
 den Franzosen er
 die heidelberg
 rückgegeben wor
 ren, bewundert
 mählde, und die
 besten von Kapl
 Bericht von Mi
 quinzinalischen Pa
 feiner gesunden Li
 Residenz gewähl
 ren Fohntän neu
 wandelt worden.
 der Palaß der ap
 Marcuspalaß, i
 fen ist der barbi
 nen Stuhl erbaut.
 schönsten Werke des Caravaggio, die Malereien des großen Saals, ein
 Meisterwerk Peters von Cortona, und mehrere andre kostbare Gemählde;
 unter vielen Bildhauerwerken bewundert man den schlafenden Faun;
 eine griechische Statue, so wie die herrliche Gruppe der Atalante und
 des Meleager; eine Juno, einen kranken Satyr von Bernini, die Büste
 des Cardinals Barberini von demselben, und die Büsten des Marius,
 Sulla und Scipio Africanus; die Bibliothek soll 60,000 gedruckte Bände
 und 9000 Handschriften enthalten; dabei ist ein Cabinet von Medail-

die kostbarsten Denkmäler des Alterthums und die Werke der größten
 neuern Meister aufbewahrt werden. Hier befindet sich das Museum
 Pio-Clementinum, von Clemens XIV. angelegt und Pius VI. erweitert
 und vermehrt, und die berühmte vaticanische Bibliothek, welche
 70,000 Bände u
 den Franzosen er
 die heidelberg
 rückgegeben wor
 ren, bewundert
 mählde, und die
 besten von Kapl
 Bericht von Mi
 quinzinalischen Pa
 feiner gesunden Li
 Residenz gewähl
 ren Fohntän neu
 wandelt worden.
 der Palaß der ap
 Marcuspalaß, i
 fen ist der barbi
 nen Stuhl erbaut.
 schönsten Werke des Caravaggio, die Malereien des großen Saals, ein
 Meisterwerk Peters von Cortona, und mehrere andre kostbare Gemählde;
 unter vielen Bildhauerwerken bewundert man den schlafenden Faun;
 eine griechische Statue, so wie die herrliche Gruppe der Atalante und
 des Meleager; eine Juno, einen kranken Satyr von Bernini, die Büste
 des Cardinals Barberini von demselben, und die Büsten des Marius,
 Sulla und Scipio Africanus; die Bibliothek soll 60,000 gedruckte Bände
 und 9000 Handschriften enthalten; dabei ist ein Cabinet von Medail-

len, Bronzen und edeln Steinen. Der Palast Borghese, von Bramante erbaut, ist weitläufig und von schöner Architektur; der Säulengang des Hofes ist prächtig. Dieser Palast enthält eine zahlreiche Sammlung von Gemälden, seltenen Bildhauerverken, kostbaren Tischen und Geräthen von schöner Arbeit, aus rothem Porphyr, blumichtem Alabaster u. s. w. Der obere Saal ist unvergleichlich; die großen Landschaften von Ver-net, womit er geziert ist, sind von solcher Wahrheit, daß man beim Eintritt sich in die freie Natur versetzt glaubt. Der Palast Albani, dessen Lage eine der angenehmsten ist, besitzt eine ansehnliche Bibliothek, eine große Menge von Gemälden, und eine Sammlung von Zeichnungen von Caracci, Polidoro, Lanfranchi, Spagnoletto, Eignant u. s. w. Der Palast Alessandri, einer der größten in Rom, ist von ganz einfacher Architektur, und enthält mehrere seltne Handschriften, Medaillen, Gemälde u. s. w. und ein kostbares Mobiliar. Im Palast Colonna findet man eine reiche Sammlung von Gemälden der ersten Meister; alle Zimmer sind damit geziert, aber vornehmlich die Gallerie, die zu den schönsten von Europa gehört. In dem Garten sieht man die Ruinen der Bäder des Constantin und des Tempels des Sonnengottes. Der Palast Aldobrandini besitzt das schönste Denkmal der alten Malerkunst, bekannt unter dem Namen der aldobrandinischen Hochzeit, ein herrliches Frescogemälde, in welchem die Zeichnung bewundernswürdig ist. Der große Palast Farnese von Michel Angelo erbaut, ist in einem eignen Artikel beschrieben. Nicht weit davon liegt der Palast Corsini, wo die Königin Christine wohnte, und 1689 starb. Er enthält eine ansehnliche Bibliothek. Der Palast Giustiniani besaß auch eine mit verschiedenen sehr geschätzten Statuen und Bildhauerarbeiten gezierte Gallerie; ihre Hauptzierden waren die berühmte Statue der Minerva, die schönste, welche von dieser Göttin vorhanden ist, und das Basrelief der Amalthea, welche den Jupiter säugt. Diese Schätze sind von Napoleon durch einen Scheinkauf erworben worden, und auch in Paris geblieben. Im Palast Spada sieht man die Bildsäule des Pompeius, an deren Fuß Cäsar unter den Dolchen seiner Mörder fiel. Noch sind auszuzeichnen, der Palast Costaguti wegen seiner schönen Frescogemälde; Ehigi, wegen seiner schönen Architektur, seiner Gemälde und Bibliothek; Mattei wegen seiner vielen Statuen, Reliefs und alten Inschriften; der weitläufige Palast Pamfili, von Borromini erbaut, wegen seiner herrlichen Gemälde und innern Pracht; Pamfili auf dem Plage Navona, mit einer Bibliothek und Gallerie; Rospiigliosi auf dem Quirinal u. s. w. Unter den Palästen Roms, welche den Namen Villa führen, bemerken wir die Villa Medici, auf dem Berg Vincio, wo einst die Gärten des Lucull prangten; sie enthielt eine Menae von Meisterwerken aller Art, aber die Großherzoge Leopold und Ferdinand ließen die schönsten Stücke, unter andern die Niobe des Scopas, nach Florenz bringen. Dennoch bleibt dieser Palast sehr sehenswerth. Unter dem Porticus der Villa Negroni sind die beiden schönen Statuen des Sella und Marius, sitzend auf der Sella curulis. In dem weitläufigen Garten, der drei Miglien im Umfang hat, sind unter den Ruinen einiger Häuser sehr schöne Frescogemälde gefunden worden. Die Villa Mattei auf dem Berge Celio besitzt eine herrliche Sammlung von Statuen. Die bemerkenswertheften sind: eine kleine Statue in consularischer Kleidung, die man für den Cicero hält; ein großer Kopf des Jupiter Serapis, die Brustbilder des Brutus und der Porcia; die Statue der Livia Drusilla; ein sehr schön gearbeiteter Adler, ein colossaler Alexanderkopf; ein Satyr, der dem Silen einen Dorn aus

Dem Fuße steht eine Reiterstatue Antonins des Frommen; ein bronzenes Kopf von Johann von Bologna; ein schöner Tisch von grauem Porphyrt, und mehrere antike Basreliefs. Die Villa Ludovisi auf dem Berge Pincio, unfern den Ruinen des Circus und den Säulen des Pallast, hat anderthalb Miglien im Umfang, und besitzt kostbare Kunstdenkmäler, unter andern die Aurora von Guercino, eine alte Gruppe des Senators Caprius und seiner Mutter (oder vielmehr der Phädra und des Hippolyt), eine andre der Arria und des Plautus, und den Raub der Proserpina von Bernini. Die Villa Borghese bei Montepincio eine herrliche, aber ungesunde Lage. Man übersieht von ihr den größten Theil der Stadt und der Gegend bis nach Frascati und Tivoli. Sie hat einen Garten mit einem sehr ausgedehnten Park, welcher drei Miglien im Umfang hält. Der Palast ist so prachtvoll und das Innere mit so viel Reichthum und Eleganz verziert und meublirt, daß man ihn als das erste Gebäude von Rom, nach dem Capitol, besonders wegen seiner reichen Sammlung von Statuen ansehen kann. Die merkwürdigsten sind: der kämpfende Gladiator, Silen und ein Faun, Seneca in schwarzem Marmor, oder vielmehr ein Sklave bei den Bädern, Camillus, der Hermaphrodit, der Centaur und Cupido, zwei Faunen, welche die Föhre spielen, Ceres, ein Aegyptier, eine Statue des jungen Nero, die Büsten des Lucius Verus, Alexander, der Faustina, des Merus; verschiedene Reliefs, unter denen eins den Curtius darstellt; eine Urne, deren Bildwerk Bacchusfeste vorstellt; eine andre von den drei Grazien getragne Urne; zwei Füllhörner u. s. w. Die Facaden sind mit alten Reliefs bedeckt. Die Villa Pamphili vor der Porta di S. Pancrazio, auch Belrespiro genannt, hat eine angenehme Lage und sieben Miglien im Umfang. Die Architektur ist von Algardi, wird aber von den Kennern getadelt. Im Innern sieht man einige gute Bildhauerarbeiten. Sowohl von dieser als von der Villa Borghese gibt es weitläufige Beschreibungen. Die Villa Albani auf einer Anhöhe, welche Tivoli und die Sabina beherrscht, ist ein Tempel des Geschmacks und der Pracht. Der Cardinal Alexander Albani, der tiefste Kenner und gründlichste Beurtheiler der Schönheiten des Alterthums, hat ungeheure Summen darauf verwendet, und binnen fünfzig Jahren die herrliche Sammlung zusammengebracht, welche man hier findet. Das Gewölbe der Gallerie ist von Mengs gemacht, und ein Muster von Eleganz. Wegen ihrer herrlichen Aussicht verdienen die Villa Lante und die Villa Corsini genannt zu werden; in der Villa Doria, sonst Alghati, welche Raphael bewohnte, sieht man drei Frescogemälde dieses großen Meisters. Die Villa Farnese enthält die Ueberreste des Palastes der römischen Kaiser. Das Capitolium besitzt so viele und große Merkwürdigkeiten aller Art, daß es unmbglich ist, sie hier anzugeben. (S. Capitolium.) Wir begnügen uns anzuführen: Die Reiterstatue Marc Aurels vor dem Palast, die gefangnen Könige im Hofe; die Schiffsschnäbelsäule; und im Innern die colossale Statue des Porphyros, das Grabmal des Severus, die Centauren von Basalt, die schöne Alabaster säule, endlich das Meisterwerk in Mosaikarbeit, das vormals dem Cardinal Furetti gehörte; die drei Tauben auf dem Rande eines mit Wasser angefüllten Schiffes, welche Plinius beschreibt. Eine Hauptzierde der öffentlichen Plätze Roms sind die Springbrunnen. Man bewundert vornehmlich die Fontaine auf der Piazza Navona, die prachtvollste von allen; sie wird von einem Obelisk überragt, und ist mit vier colossalen Statuen geziert, welche die vier Hauptflüsse der Welt darstellen. Die Fontaine Pauls V. bei der Kirche di S. Pietro in Montorio

und vier die hebräische, griechische, syrische und arabische Sprache lehren. Von andern Collegien, wo wissenschaftlicher und Sprachunterricht ertheilt wird, ist besonders merkwürdig das Collegium de propaganda fide mit seiner reichen Bibliothek und seiner sehr vortheilhaften Buchdruckerei, in welcher die Schriften von 30 verschiedenen alten und neuen Sprachen, (von den Franzosen gerandt, aber wieder zurückgegeben) gesunden werden, ferner das Collegium Clementinum, das Collegium Romanum und das Collegium Nazarenum, verschiedenes Institut für den Unterricht in den morgenländischen Sprachen; das ungarische und das deutsche Collegium u. s. w. Unter den Akademien und gelehrten Gesellschaften Roms sind die wichtigsten die Akademie der römischen Geschichte, der Geographie, der Kirchengeschichte, der römischen Literatur, der Medicin u. s. w. Die beiden ersten Theater sind das Theater Alberti und Argentino, auf welchen herausgebrachte Opern und Ballets gegeben werden; den zweiten Rang nehmen die Theater, das in Vassie und di Capronica ein, auf welchen man komische Opern, Lustspiele, und zuweilen Trauerspiele gibt. Im letzten Ränge stehen La Pace und La Palla corda, wo Opern, Ballets und Possenstücke für das Volk gegeben werden. Aber nur kurze Zeit im Jahre sind sie geöffnet. Wir fügen hier Elyse eine Angabe der feierlichsten Festen und andern Feste hinzu, die an diesem Orte haben. Dahin rechnen wir die Kreuzerhebung im St. Petrus u. s. w.; ferner sind im Ruppel von St. Peter am 2. von Sao Racketen, welche an Engelsburg abgebrannt wird, kein Wasser die ungeheure Anwesenheit und Wirkung der davon in einem eignen auf Ghibi's meisterhafte Schil mit einigen vermischten Gemein- bis zum October sehr ungesund; der Fremde zumal ist gefährlichen Fiebern ausgesetzt, denen er leicht unterliegt. Diese *aria cattiva* macht, daß während der genannten Monate ganze Quartiere der Stadt unbesetzt bleiben; ja nach dem Berichte eines Reisenden von 1783 sind die Quartiere der Porta del Popolo, des Quirinal, des Monte Cenci, Transverere, die Gegenden hinter dem Vatican und der Porta Angelica gänzlich verlassen, und dienen Hirten mit ihren Herden und einigen Landleuten zur Wohnung und Zuflucht; so daß man gewöhnlich zwischen den Ruinen des neuen und des alten Roms zu unterscheiden hat. Der unter dem Namen *Strocco* bekannte Epidemie lähmt die Spannkraft der Muskeln, ohne jedoch weiter gefährlich zu seyn. Die Schwindsucht hat in Rom einen pestartigen Charakter, indem sie sich dem Befunden nicht allein durch den Gebrauch der Kleidungsstücke und Möbeln, sondern auch durch die Wohnung mittheilt. Selbst durch die Bücher kann sie fortgepflanzt werden. Das Wasser ist von sehr ver- schlechteren Güte. Die Fontaine von Trevi gibt das gesundeste Wasser; dagegen ist das Wasser aus den Thermen des Diocletian und aus der Fontaine des Pionico schädlich, und von allen Tischen verbannt. Die Straßenbeleuchtung fehlt. Man zählt in Rom die Stunden bis 24, wie in mehreren italienischen Städten. Der beliebteste Spaziergang ist der Corso. Von 22 bis 24 Uhr ist er mit Fußgängern und Equipagen

ang als in
am Fron-
ehlich die
nischen Ca-
angehalten
Feierform
ng. auf der
kt, in der
abgegeben,
p. w. die
f. mir, wie
der schließen
vom Julius

bedacht: So viel von dem herrlichen Rom, das zwar nicht mehr das
 über sich sagt, aber dennoch den Beschauer bei jedem Schritte mit
 Bewunderung und Staunen erfüllt. „Diese Luft, die man athmet,
 sagt Dupuy, ist die Luft, die einst Cicero mit so bereichern, die Es-
 sassen mit so mächtigen und furchtbaren Worten erschütterten. Auf
 diese Erde ist so viel Blut geflossen! Auf die Erde sind so viel Thränen
 geflossen! Horaz und Vergil haben hier ihre schönen Verse recitirt!“ Und
 wir beschließen: „Die Umwälzungen, deren von Frankreich ausgegangene
 Erschütterungen Europa durchzuckten, haben nur dazu gedient, den
 alten Ruhm des ewigen Roms zu erneuen und zu befestigen.“

11. Roman. Indem wir diesen wichtigen Artikel beginnen, möchten
 wir erst mit dem Dichter der Griechen vor dem Anfang der großen
 Geschichte, die er über Hellas Krieger vor Troja hält, zur himmlischen
 Höhe gehn, daß sie uns leite durch die zahllosen Schaaren dieser Dicht-
 zungen; und den Faden der Einheit finden lasse, der unter dem Na-
 men des Romans so verschiedene Elemente aus Himmel und Erde,
 aus Statia und Athene, von dem casalischen Quell und aus den trü-
 ben; sturzbegenden Bewässern eines verbrannten Scheins oder einer aus
 Gemüthsregung weggeworfenen Phantasie vereinigt. Wir kennen keine Ge-
 gend der Dichtung, die so vielfältig angebaut, so höchst verschiedene
 Früchte getragen hätte; und eine Charakteristik davon, wie sie hier ge-
 führt wird, kann höchstens nur in einer Generalkarte bestehen, in wel-
 cher des großen Umfangs wegen manches einzelne übergangen werden
 muß. Doch wollen wir keineswegs den niedrigsten Maßstab anlegen
 und gedenken; unsre Forderungen hoch genug zu spannen, und schon
 dadurch die Masse des in dies Gebiet Gehörigen ziemlich beschneiden
 zu können. — Wir bemerken vor allen Dingen, daß wir den Roman
 durchaus dem Gebiete der Poesie vindiciren, Poesie aber keineswegs als
 eine Dienerin der Laune und
 Verkürzung angesehen wissen wol-
 lend, sie als die zweite Hal-
 fe (und in diesem Sinne ist A-
 wort) nach unserer Ansicht mit-
 tel; beide aber nur in dieser W-
 dung darstellen. Die Poesie b-
 leben aus, und so gewiß der
 näher ewigen Wahrheit und B-
 so notwendig mußte er ihm
 form und Gestalt einpflanzen.
 beis würde alles zu freudloser,
 wenn nicht die Schönheit
 ter; des Rosengewirben der Schönheit würde alle Bedeutung des Le-
 bens in Schaum und Duff zerrennen, wenn nicht die Wahrheit ihre
 Negativschwingen ablässe, und dem Ueberfliegen Grenze und Ziel setze;
 und so muß Poesie der Wissenschaft und diese jener zur Controle
 dienen; und beide können, nicht ohne freyen Willen unter ein Joch ge-
 zwungen, irrt der wunderbare Finger der Liebe. — Dies im Vorbel-
 gehr ein Beitrag zur richtigen Schätzung aller Poesie und zur Wider-
 legung jener gemeinen Ansicht der Kunst, die in ihr nur ein Gegen-
 stift, wie gesagt, gegen die Langeweile und ein gefälliges Spiel in dem
 Erunden der Beschäftigungslosigkeit erwartet. Ein ernster Beruf ist der des
 Dichters, und nur jener seltsame Geist des Abgrunds, der so oft die
 Wissenschaft zum Brodstudium erniedrigt hat, und in ihr nur das
 Handwerkzeug zu irdischem Erwerb erblickt, hat auch Poesie bloß als

eine freundliche Gauflerin und ein geliebtes Freudenmädchen gebildet. Der Dichter ist so gut ein nothwendiges Glied der Menschheit als der Philosoph, und beide haben den herrlichen Gottesdienst des innern, geistigen Lebens, und dienen am unsichtbaren Altar des höhern, göttlichen Menschen, der erst Licht und Freude in das Dunkel des Realen und des Irdischen trägt. — Wir halten hiernach jene stehhafte Romanlectüre, die ohne alle Form und Inhalt es sonderlich genau zu nehmen, nur immer nach dem neuesten greift, und keine andre Forderung macht, als daß nur das Herz gekitzelt, (gerührt, wie sie es nennen), und mit einem Wechsel von Gestalten übersättigt werde, um ihn wieder zu vergessen, für eine Art geistiger Unzucht und Wollust, und können unsern Abscheu gegen die sowohl, welche für diesen Zweck in Federn in Bewegung setzen, als gegen jene, die mit Begierde nach dieser dargebotenen Speise langen, nicht stark genug ausdrücken. Wir haben die traurige Erfahrung erleben müssen, daß ein Zeitalter durch solche Ausschweifung sich so entnerven und entkräften konnte, daß es am Ende an Vermögen fehlt, selbst dies Spiel noch fortzusetzen, und nur noch Kraft übrig geblieben ist, die mühsamen Nachfrüchte einer Wochenschrift, eines Tagblatts mit seinen Zugromanen nach verlässigtem Maßstabe und keinen Heldengedichten von drei bis vier Seiten zu genießen. So lange Romanlectüre nicht ernster genommen, so lange der echte Roman nicht mit Liebe studirt wird, so lange nicht das ernste Ulysseschwert des geläuterten Geschmacks das Verlangen aller jener Schatten, von dem Opferblut zu trinken, mit Gewalt zurückweist, bis etwa mitunter einmal ein Geher Ciresias erscheint; so lange halten wir jene Romanenfluth mit ihrer wässerigen Unterhaltung für eine wahre Siftnischung, die das edelste Blut der Menschheit verderbt und unter allen Triebfedern zur Entnervung und Verweichlichung der Menschheit wohl die gefährlichste und verderblichste ist. — Doch wir kehren zu unserm eigentlichen Zweck zurück. Daß der Roman dem Gebiete der Poesie angehöre, ist nicht bloß von uns, sondern sehr oft gesagt worden, und wird auch wohl von jedem zugegeben. Ja es ist allgemein angenommen, daß jene fehlerhaften romanhaften Darstellungen wirklicher Charaktere aus der Geschichte mit Recht immer als Halbromane und mithin als sich selbst vernichtende Versuche anzusehen seien. Denn wo die Geschichte als solche sich noch immer der Dichtung gegenüberstellt und nicht ganz in den Aether dieser aufgelöst und aufgelöst ist; da wird weder dieser, noch jener Nutzen geleistet, und statt Licht herrscht eine unerfreuliche Nebeldämmerung, in welcher weder für Wahrheit, noch für Schönheit ein reines Resultat gewonnen werden kann. — Fragen wir nun aber, welchem Gebiete der Poesie der Roman angehöre, so ist auch darauf bald geantwortet, nämlich dem epischen, aber freilich da, wie wir unter Romantisch bemerkten, episch im weitesten Sinne eine ungemein viel umfassende Bedeutung haben kann und alle Dichtungsarten, die geschichtlichen Inhalts sind (bei weitem die größte Hälfte der ganzen Poesie), begreift, und auch das Dramatische mit einschließt, so ist mit jener Antwort noch zu wenig erklärt. Wir bestimmen sie näher also: Roman gehöret in die Sphäre der eigentlich erzählenden Poesie, d. h. derjenigen epischen Dichtungsart, die die Begebenheiten als geschehen und vollendet, nicht, wie die dramatische, als gegenwärtig und in der Gegenwart entstehend darstellt. Und dieses große Gebiet können wir nun in die zwei Hälften: Heldengedicht und Roman mit ihren kleinern Geschwistern, der Romantze, dem Märchen, der Fabel, der Novelle u.

L. J. Schiller. Das leuchtet wohl auf dem ersten Blick ein, daß ein
 großer Unterschied zwischen Heldengedicht und Roman ist und man braucht
 das Nachwort zu lesen, um im Allgemeinen sie bei der ersten Betrachtung
 voneinander unterscheiden. So viel liegt wenigstens gleich im An-
 der Hand, daß ein Roman in Versen und ein Heldengedicht
 Gedichte sind, und daß es also wohl einen tiefern Grund das
 warum die Dichtersprache diesem und die Prosa jenem un-
 ter ist. Aber um Mache, wenn auch der Unterschied zwischen
 Roman und H. G. Schiller als völlig und keine gebracht
 ist, so hat man doch Heldengedicht und Roman bei weitem
 gehörig absondert und in ihrer Verschiedenheit dargestellt.
 In dem und diesem unge Warte als Friedens- und Kriegsdichtung
 präliminieren darüber verstand. — Poesie, und insbesondere epische Poesie
 (auf sie schranken wir uns hier ein) ist nichts anders als der ver-
 schiedene Ausdruck, in welchem sich die Menschheit in den verschiedenen Epö-
 chen ihrer Geschichte abbildet, so daß dadurch nicht eine eigentliche
 Geschichte derselben geliefert wird, sondern der Dichter als Schöpfer
 (soverein) gleichsam über der Wirklichkeit steht und ihr das Ideal vor-
 hält, das sie anstrebt, aber nicht welchem sie wirklich in der Wirklich-
 keit gurechtet. Nur wollen wir hier sagen: selbst wenn auch der epo-
 sische Dichter (und es mag die beim Heldengedicht das Bewußtliche
 sein) einen geschichtlichen Stoff zum Grunde legen hat, so ist die
 Kunst und Wahrheit, die von ihm gefordert wird, nicht äußere, schein-
 bare, sondern innere und edlere, die dem Einzelnen nachweist, wo
 es im Allgemeinen einzuwirken ist, oder vielmehr in Kraft verfaßlich,
 der Harmonie aus dem eignen Wesen das nöthige innere Leben ruft,
 was der Stoff der Geschichte vollstätt nur etwas roher und unan-
 geordnet in seiner Evidenz völlig unabhängig hervorgebracht hat. Es
 heißt ein Gedicht, ein Märchen, ein Drama sehr gemein ausleben, wenn
 man dabei fragt: ob's wahr? ob's wirklich geschehen? Selbst bei dem
 eigentlich historischen Stoff ist dieses Historische immer nur etwas Zu-
 fälliges. Aber dagegen muß Poesie etwas Bild des menschlichen Lebens
 und Lebens in dem Farben und Zügen der Zeiten und Völker, welchen
 sie anzuheben, sey, und, was in ihrem Innern
 seine Hand nicht in der Kunstlichkeit hat, in
 dem, in der Geschichte, idealischen Ausbildu-
 ngswelt der Menschheit, jedoch so, daß
 auch die Farbe und Eigenschaftlichkeit des Vol-
 kes ist. Das erklärt uns merklich in
 der Betrachtung der Geschichte, daß alle diese
 Punkte zusammenzufassen, die folgende Geschichte
 nicht verschieden gegenüberstellt, so wie es bei
 dem Einfluß der Poesie auf die Geschichte an-
 sichtlich in nichts geringem besteht, als daß
 der Mensch, strebendes Bewußt der Menschheit in
 ihm, gleichsam als das Resultat der verschiede-
 nen anstellt. Wir sind darum auch überaus
 dankbar für die verschiedenen Fächer der
 hier noch vorhanden in dem Sinn gekommen ist,
 strebenden Beschreibungen der Menschheit in den
 ihres Epöen hervorgehoben werden. Leid (das
 und noch zu dem vollen Vorkommen, die wir machen) thut es und,
 nur durch Gedanken nicht weiter anstreben und so vor
 Scher zu lassen. Denn wir sind stolz genug, all auf sie
 zu sein.

ist für neu, sondern auch für sehr folgenreich
 man trägt der Frühling, andre Blumen der
 ist die Idee des göttlichen Nimm im Schooße
 andre die des sterbenden Erlösers. In der Ge-
 oder Zeitalters, das einen bestimmten Epus
 at, scheiden sich vorzüglich zwei Hauptperioden
 Kindheit bis zur Blüthenhöhe, die Zeit der
 re lebendigen Thätigkeit und Kraftäußerung,
 und Begebenheiten — die zweite, von die-
 dem allmähligen Untergang und Ende der
 ligen und Genusses des Erzeugenen; die Zeit
 Kräfte und Elemente der Handlungen als die
 zorschein kommen und sich aufschließen; wo
 erkämpften Besitzes und verungener Sicher-
 der Kunst und der Wissenschaft, der Freude
 und allmählig in dem verweichlichenden Strom
 it und zerfällt. Jener ersten Periode gehört,
 dem Gedicht mit der Epik, der Romanze,
 Dieser

der in
 ie, wo
 schließt
 anen,
 soll teki
 und
 erste,
 telle in
 ch diese
 öffentl
 rden;
 in.

fortschreitend das Heldengeisalter, mehr
 urch eigentlichen Charakter ausgezeichnet. Hier
 lomp auf die Erde wieder. Das Reich der Gei-
 h in seiner ganzen Größe und Herrlichkeit auf-
 dheit geht in eine schöne, große Erfüllung.
 abel des Heldengedichts, und daraus lassen sich
 esseiben am besten erklären. Ohne die Na-
 en kann es gar nicht gedacht werden. Der
 muß gedrungen und wenn auch nicht so rasch
 et reicher und mannichfaltiger als im Roman

egen, wenigstens müssen die Charaktere nicht eigentlich psychologisch,
 sondern historisch, nur in Thaten und Handlungen entwickelt werden.
 Nicht das Leben, die stufenweise Bildung der Menschheit, denn diese
 erschwindet selbst in dieser Epoche über dem Handeln, sondern das
 Thun, das Wirken und Leiden derselben (in dieser Epoche die Eigen-
 hämlichkeit derselben) ist seine Epäre. So wird das Heldengedicht
 er idealisirende Spiegel der Heldenperiode eines Volks; so er-
 heint in ihm die Menschheit in ihrer lebensvollen, herrlichen Thätig-
 eit, in ihrem nach dem Größten strebenden Ringen; so kann das Hel-
 engedicht nur in der schönen Sprache der Jugend und Phantasie, der
 poetischen, gedacht werden. — Die Kämpfe sind aber gründige.
 Das Weiterleuchten der Jugend hat den Himmel gereinigt. Ein heitres
 tag geht auf, und die Menschheit erlebt ihr salomonisches Zeitalter

Der Ruhe. Der Besitz ist gesichert; im Schutz desselben entfalten sich ungestört die Keime und Knospen zu schönen bestimmten Blüten und Früchten. Hier entwickelt sich nun erst der Charakter der Menschheit. Die Verhältnisse der Stände scheiden sich ab, ohne sich feindlich gegenüberzustellen. Zur Ruhe gelangt, kann nun das Verwundte sich heilen, und eine fast chemische Scheidung der Elemente zu Stande bringen. Der Verstand wird allmählig mächtig über die Phantasie; die Wissenschaft; Schwiegermutter. Weisheit beleidigt nicht selten das zarte Geschlecht; die Wander hören auf; die Orakel schweigen; die Götter und Göttergötter gehen in den Olymp zurück, weil ihr Wert auf Erden erschöpft ist, und nun sich selbst überlassen werden kann; die Wirklichkeit, das kalte Ernst einer strengen Causalität, der höchstens manchmal dem Zufall seine Rolle überläßt, macht sich geltend; die Poesie wagt sich gar nicht an das, was geschieht, wagt, weil es standhaft dem Zauber der Phantasie widerstrebt; sie muß sich ganz in ihr eigenes Gebiet flüchten, und da einen eignen Garten sich erziehen, in welchem sie nur die Blumen der Wirklichkeit verpflanzt und zur Blüthe bringt. — Dies ist das Gebiet des, nothwendig profaischen (*absit in villa verba*) Romans, und wenn hiernach der Roman durchaus keine aus der Wirklichkeit entlehnte Fabel haben darf, so ist sein Hauptgeschäft: Charakterzeichnung der Menschheit. Jetzt gilt nicht mehr, die Darstellung einer allgemein menschlichen Begebenheit, sondern die dichterische Verherrlichung der Menschheit selbst. Individuelle Bildungsgeschichte derselben, Leben und Schicksale eines Einzelnen von seiner Geburt bis zu seiner vollendeten Bildung, an und mit welchem aber der ganze Baum der Menschheit nach seinen mannichfaltigen Verzweigungen in der schönen Stillstandszeit seiner Reife und Vollendung, bedauert wird, Lehrjahre des Jüngers, bis er zum Meister erhoben ist, das ist der Roman. Das Wunderbare ist ganz aus seinem Gebiete verbannt, und darum haben wir gewiß nicht mit Unrecht die Ritterromane (s. Art. Ritterthum) in die Region des Heldengedichts, wenigstens auf, wenn nicht über die Gränze verwiesen. Die Darstellung muß sehr nahe an das Gebiet der Reflexion streifen. Er ist Copie des Gewordenen mit der Erklärung der Art und Weise, wie es geworden ist, indess das Heldengedicht Bild der werdenden Menschheit ist. In ihm müssen also mit Vollständigkeit alle Data zur Erklärung der ungelassenen Ereignisse und Begebenheiten gegeben seyn. An der Stelle des Wunderbaren steht in ihm höchstens der Zufall. Ihm kommt darum eine gewisse Breite, eine Gedehntheit mit Recht zu, so wie er eben deshalb von viel größerem Umfang ist, als das Heldengedicht. Er ist in der Reflex der Menschheit in der Ruhe, in dem heiteren Stillstand eines zur Vollendung und dadurch zu einem gewissen typischen Reichthum des Lebens gelangten Betrachters. — Wir erklären eben hieraus die meisten übrigen Eigenthümlichkeiten des Romans, wie die Menschheit, die er copirt, selbst über das poetische Leben hinweg ist und alle Kräfte der Prosa mit Macht hervorbrechen, bis endlich alle Poesie in derselben untergegangen ist, so kann der Roman durchaus nur in der Sprache der Prosa gegeben seyn, und liebt wohl überhaupt vor allen jene ruhig fließende, edle, nicht ungeschmückte, aber höchst durchsichtige und biegsame Sprache, die wohl keiner vollendeter und unübertroffener gebraucht hat als derjenige, dem es überhaupt vorbehalten war, im Roman die Palme zu erheben, dem unsterblichen Goethe in seinem Wilhelm Meister. — Eben so kann es nicht schwer seyn, von hier aus die mannichfaltigen Formen des Romans (Briefform, Dialog u. s. w.)

zu realisiren, da Gottheit der Form und der Gestaltung das Eigen-
thümliche dieser Gattung ist. — Wir glauben ferner hierin den besten
Schlüssel zum richtigen Verständniß jenes gehaltvollen Wortes, das im
Wolhelm Meißner im 3ten Theil über Roman, dem Drama gegenüber,
gesagt wird, und das wir uns nicht versagen können, hieher zu setzen:
„Im Roman sollen vorzüglich Gesinnungen und Begebenheiten
vorgestellt werden: im Drama Charakter und Thaten. Der Ro-
man muß langsam gehen, und die Gesinnungen müssen, es sey auf
welche Weise es wolle, das Vordringen des Ganzen zur Entwicklung
aufhalten. Das Drama soll eilen, und der Charakter der Hauptfigur
muß sich nach dem Ende drängen und nur aufgehalten werden. Der
Romanheld muß leidend, wenigstens nicht im hohen Grade wirkend
seyn; von dem dramatischen verlangt man Wirkung und That. Grand
dison, Clarisse, Pamela, der Landprieester von Wakefield, Tom Jones
selbst sind, wo nicht leidende, doch retardirende Personen, und alle

ungen gemodelt,
steht ihm, und
oder unterliegt
Insicht, als daß
; daß selbst-Be-
gebenheiten un-
tri kann. Nebe-
ich alle jene ne-
den Dichterwerk
st nach mensche
m Büchern des
daß sich alle die
m Ganzen zum
Individualität
ne sehr wichtige
nicht wenig We-
und Volk vor-
n die Griechen

hres Homers und die Engländer ihres Chaffpeare's sich rühmen konn-
en. Wir meinen, es ließe sich kaum noch ein herrlicheres Dichterwerk
denken; die Menschheit habe kaum noch eine schönere Apotheose ihrer
elbst feiern können, als, nachdem Homer sie in der Herrlichkeit des Epas
n dem Zitalter ihres Heldenalters verklärt hatte, nun auch noch in dem
schönen, glanzvollen, mit Lorbeeren geschmückten Schalter ihres erlauchtesten
friedens, über ganzen, herrlichen harmonischen Ausbildung, ihres schön-
ten, römenschlichen, mit dem Zauber des Ideals belebten Charakters
von dem; den erst die Nachwelt ganz begreifen wird, sich geschildert zu
ehen. Aber freilich müssen wir auch hier, und könnte unser Wort doch
ie Gewalt eines kräftig bannenden Zaubers haben, um das profanum
olgens abzuhaken, freiwillig-bekennen, daß wir es für eine der schwer-
ien Aufgaben halten, ei-
uß es dazu nicht genug
um Schrecken und zur
aben, so wenig als ein
Manier a la Fontaine
m Ende die strengste po-
loman's verdienen. Ebe-
elbst poetischer Fluch al-
te uns einer gewissen Lü-

am Tage
ebenheiten,
refunden zu
ntimentales
jugendhafte
amen eines
r, sondern
jemähdien,
in, um die

ausführlich Leben des Lesers zu überlegen, auf jeden vorzuziehen, sich selbst unerschrocken darzustellen, die, fast die reine Idealtät der Menschheit zu geben, mit all ihrem Reizen es nur zur Darstellung jenes Glanzes und bunten, brennenden Farbenbild bringen können, das dem gewöhnlichen Geiste gerade schmeckt, und kein schwermüthiges Ideal ist. Der wahre Romanautor muß nicht nur die innersten Fäden der herrlichen Menschennatur erschöpfen haben, sondern auch (und das erst macht ihn groß) ein helles, lebendiges Bild von der wahren Natur und mannigfaltigen Gestaltung menschlicher Charaktere in ihren verschiedenen Abfassungen vom Strafe bis zum Liede, und von dem Vornehmen bis zu dem Gemeinen, von dem Gemüthlichen bis zum Bestialen in der Erde tragen. — Wir wissen es wohl, daß es auch jene bunten Farbenbilder gemeiner Indemerkenswerthe geben muß, die den Pöbel ergötzen,

großen, kunstvollen Gemälden des geistlichen. Wie wissen es, daß der böse Geist des Unheils ist, und in der Gemüthlichkeit des geistlichen zuweilen Feld findet, um mit seinen verführerischen der Abenteurerlust und Burchheit, im Gewand der Unschuld nur desto gefährlicher nahestehenden scheinlichen Romane (die wahren von Luß mit der verführerischen Sprache) das zu geistigen Selbstbesetzung und Wohlthun auch für sie in unserer Lebens freien Platz, und als was in den Theorien einiger Geisteswissenschaftlichen Menschen nachgebildet Schwestern werden war. — Nichts desto weniger geben die mannigfaltigkeit der Romane zu, und wie groß schließt der Homers die schlaue Mannichfaltigkeit in der Weise liegt; wie vom Erhabenen zum Kleinen die zahllosen Abstufungen abwärts unendlich viele, durch welche dem einzelnen Individuum, die er als Kunstwerk notwendig ist. Die Verhältnisse der Menschheit sind überaus wie dem Roman zur Epikure angewiesen er und mannichfaltiger als in jeder andern. In der wunderbarsten Mannichfaltigkeit in der weitesten Beschränktheit mit den höchsten vornehmsten Stände erheben sich unter der Hand der übrigen Vortheile der Zeit gar bald zu glanzvollen, so wie zu einem glänzenden, abgeklärten Ziel überfliegenden Lebensgenuss erheben. Die freie, lebendige Bahn, ohne jedoch, gewalt und dem Brode dienen, jenseit Bedenkliche leicht mit ihnen verbindet. Die Liebe schlingt sich und höchst verschiedenen Farben durch alle höchst tragisch und eben so oft komisch und Die freie, ungehinderte, dem Stand der Zeiten es recht erzieht und doch erschöpfend zu genießen, und Landliebe gar gut zu ihrem Zwecke der Erde reichen sich friedlich die Hand, und jedes hat, umzuwandeln und einzuwechseln, in fremde Länder führt den für seine erzieht in neue Situationen, so wie diese friedlichen der Zeit dem Ganzen an eigenhämlich

so entstehen dem freilich ganz neu in der Kunst, der philosophischen, der satirischen, der Reiseromane etc. sein die einzelnen Farben höchst verschiedenen Handblättern bis zu den größten Abwechslung in Rücksicht der Größe.

Wenn Jean Paul und alle seine Sibel in einen kleinen runden, aber so läßt uns dagegen ein Stütz die höchsten Glanz und von der Welt erblich edeln und sanften Bilde aber in seinem Meisterwerk deutscher Geist durchgearbeitet aufsteht, so können (Heine) die sächliche Blut und Menschheit im Urdinghells in ihrer den brennendsten Farben einer sächlichen. — Um noch Einiges über die wichtigsten Erscheinungen in seinem zu bemerken, bähnen wir uns den kungen, die wir zum Theil schon ist es, daß wir bei dem herrlichen in der alten Zeit im Gebiet der eine Spur von Roman antreffen, ige liegt, daß, zur Befätigung unren Ordnung, nach welcher der Kol, die wenigen unbedeutenden Anla noch sich hören ließen, zu einer nicht unter ihnen schon längst keine ar ist es Ordnung des ewigen Weltlichsten Gaben nicht verschwendertlich einer Periode zur Vollendung konnte harte in seinem Herosmüller ein ~~Wahrheit~~, daß es selbst in die zweite diesem Feuer mit hinübertrahen, und es gefestern Nichts gelangen konnte, was ist, dabei aber Ursache genug ers sich zu begnügen. Wollen wir einer Theorie der Urzungenziehung fallen die sogenannten milchischen lechischen Wolke kein Schatten wohnt in besten gehaltenen dieser Romane, der Liebe des Daphnis und der von der Verf. dieses aus eigener Anl geschmackloferes und erbärmlicheres der, bis zum Eitel gemoher kritisch ern noch weniger davon zu finden ei der oblligen Unbedeutendheit dieses apt, und des Apulejus goldner Est dnen Kalbe der Deutschen eine Ver der christlichen Aera war offenbar das umgekehrte, und wenn das und Kreuzzüge keine ehrenwerthen Romanzen gefunden hat, so sollte denen Periode erst jene reinmensch-

liche und allgemeine Bildung erhält einer genügenden Ruhe die Individuen ungehindert entfalten sollte. Von kein das wir oben entworfen haben, im neuesten Zeit, und erst im 18ten Jahr Ruhe und seinen Frieden erhalten, nicht, bloß seine That und äußeres Phantasie des Dichters zu dergleichen Romans ist, veranlassen kann. (In die Kriege, und die die ganze gebildeten der letzten Jahre, scheint auch daz zu seyn.) Ja wir glauben nicht Vaterland zu sprechen, wenn wir behaupten, daß die organisierten Deutschlands mit der schließlichkeit seiner Bewohner für reich, ohne andere entbehrende und beif, der Zeit in seiner schönsten nicht aus diesem allen schließen, daß Stande gewesen sey, die Blüthe des zu bringen, und daß diese Dichtung uns in dem Gebiete der Poesie ereung in der unsterblichen Schöpfung unsere Nicht auf einmal bringt die Natur d dera sie macht in der Regel verschiede eine gelingt. So reich und hochbegab mit dem Roman. Wir sehen die Mü

nun sehr gern den edelmüthigen Brit
im Roman ge
das Flare, derel
Miguel de Ce
en Edlen, Don
17ten Jahrhun
das Charakteris
r, das über de
arbeit jeden Be
m höchst würdi
rhebt. Indes d

m es auch unstreitig erst hervorgegangen ist, Bee
ungen der Ritterromane den Todesstreich zu ver
Eberub, der nicht von der Thür des zugeschlusse
dengedichtes weichen darf, damit jene Mißgeburten
nd so konnte es freilich nicht in die eigentliche
nerren. Indem der mannhaftige Ritter zum Schug
ch und unermüdet Wache hält, muß er unwill
eines großen Schöpfers dienen, und — eben da
schäfling, aufs schmählische zu Grabe bringen;

und es steht nun als die schöne, wunderliche Brücke da, auf welcher
man in das Gebiet des wahren Romans eintreten kann, als der Vor
läufer, der den Weg reinigt, damit das Bessere Raum und Bequem
lichkeit finde. — Auf diesem gereinigten Wege wandelten nun zuerst die
Engländer, und auch diese erst in der Mitte des 18ten Jahrhun
derts, von wo also eigentlich die Geburtszeit des Romans zu datiren ist.
Samuel Richardson, ein Buchdrucker, trat mit seiner Pamela
hervor; ihr folgte die so allgemein gefeierte Clarissa, und zum Schluß

Wohl ist das Beste in seinem Stande zu erheben, ohne jedoch nur sein vorübergehendes Werk erreicht zu haben. Noch steht er aber auf dem Standpunkte einer beschränkten, heiligen Lebensansicht und über den beiden Fäden der moralischen Erzählung geht ihm die edle Treue und Würde ab, und seine Charaktere sind am Ende nicht als vollkommene Tugenden und Laster. Neben diesen Romanen, die der ersten Fassung angehören, erschienen nicht ohne die Absicht, den gefürchteten Ruf des Richardson zu beeinträchtigen, die höchst französischen, komischen Familiengemälde des Wälfings Heinrich Züdling, sein Tom Jones (6 Bände), Amelia (3 Bände), und Jakob Andrews, Neben mit dieser Kenntnis des menschlichen Herzens verfasste Dichtergemälde des häuslichen Lebens. Zu ihm geführte sich der launige, humoristische Streif in seinem Life and opinions of Tristram Shandy (9 Bände), der als Vorbild in seinen empfindsamen Reisen nicht weniger Vorfall fand. Was ihm aber erfüllte Oliver Goldsmith den Preis der englischen Romanen, die dieser durch seinen Landprediger zu Wakefield, in welchem ein schönes Leben der Darstellung und Vorfälle, mit idyllischer, beinahe idyllischer Charakterzeichnung sich versetzt, und dessen Ebbare überhaupt nur zu klein und in der That bloß Ornatur ist, um dem Höchsten im Bedeet dieser Dichtung sich gleichzustellen. — Unsere uns gewiß in beständiger Erinnerung bleibenden Nachbarn, die Franzosen, mochten wohl die Wärme scheuten, sich den Ernst zu verschaffen, den die höhere Romanendichtung fordert, und besser gefielen ihnen ihre Billie et was vults, ihre liebevollsten Erzählern, ihre Wälfchen der alten Mittel Hand, in gewiß hat auch ihr Volk mit seiner glänzenden Oberfläche ohne Tiefe kaum Stoff und Gehalt zu einer schönen, gediegenen, seelenvollen Charakterzeichnung. Wüßte doch selbst le Sage zu spanischen Helden seine Bruchstücke nehmen, um seinen Gilblas de Santillan, seinen Escornantillo Gonzalez geben zu können. Dem Himmel sey Dank, daß bei den Vorfahren wenigstens Voltair's Candide, Zadig, Micromegas u. s. m. noch der verspielt sind. Marmontel's und Florian's Erzählungen sind doch für uns nicht weiter als Bücher, aus welchen wir ein rothe Lichte

n können. Rousseau in seiner Behauptung etwas ganz anders als Romanendichtung

die auf die französische Philosophie ist geworfen hat, ist wohl Pevens geworden nicht die höchste ist. Wir kennen den Frau von Sade; wir ehren man an von Sade. Aber sind wir irgend eine mit behaupten, seine vorzügliche unter, verdankt doch das Beste aber und ihre Corinne sey doch vollkommen. Von Italien, Spanien (das bald durch seinen Cervantes auf eine portugiesische Nation thun mocht) kommt

aus dem höhern Grund der eigentlich poetischen Bestimmung dieser Volk für den Roman nicht weiter erwartet werden, obwohl auch Metastasio in den Novellen seines Bocaccio geleistet hat, was man nur verlangen konnte. Aber mit edelm Eolge wenden wir uns zu unserm Volk, denn es in seiner herrlichen Bescheidenheit und bei seiner oh ängstlichen Sorgfalt für innere harmonische Ausbildung des Menschlichen gelungen ist, den Roman zu vollenden und in seiner ganzen Herrlichkeit darzustellen. Wir wollen, um uns vor allen Widersetzungen zu bewahren, dies bestimmt ausführen, und so mit der schönsten Empfindung, die

e dieser
lebend
ihm d
len, di
ndlich
en und
der A
bildeten
Dieffai
sche W
ht entf
und A
begrab
er weif
es alh
um dei
im. E

Dichter, der nun fast ein halbes Jahrhundert
Parnasses ist. Er gab zuerst in Werthers L
gemählde (fast nur eine Novelle), die erste wahre
man. Hier ist schon Charakterschilderung in hoher
folgte nun das, was wir mit inniger Ueberzeugung
Gebiete des Romans nennen, Wilhelm Meisters
welchem der Dichter, wie jeder sinnige Leser ahnete,
Selbstbiographie es bestimmt aussprach, ein neues
Sinne dichterisches Bild des Edelsten und Besten
hat. Dies Werk umfaßt wirklich alle Stände und
nisse der Menschheit, in das Rosenlicht der schäbster
naturgetreuen Ideale getaucht, und (was es uns u

Frauen
wahre
nd Last
ändigkei
schste Er
Götze
r, gera
de man
luf des
deutlich
at, den
en, der
öffnet.
geschel e
, ein bl
hste Fr
Herbstbl
Bahlvere
hiens,

daß es kaum eine größere und durchgreifendere Wert
geben kann, als gerade dies Buch und sein ganzer
Heiligkeit der Ehe kann ja selbst die Bande der Natur überwältigen
muh ihr werden alle Helden und Heldinnen des Stücks zum Opfer ge
bracht. Wir können nicht unphändlichen über diese höchsten Bieder

n, deren Z
 aboll Wahr
 ans der R.
 heorie, um
 unsrer M
 oder Theil
 Es gab ein
 erkannt w
 ius derselb
 bührt, hern
 indes hat
 ma auch u
 gnet hat
 ihn vor
 Einfluss d
 wie einen
 le Theil er
 ie am näch
 großen a
 das nur

kräftige Florentin sein. Die seines herr-
 unvollendet auf die Nachwelt kommen-
 nd steht die Unerreichbarkeit des vollend-
 ben dadurch am meisten mitgewirkt zu-
 achäfer nicht allzugroß wurde. M. 1. 15
) einer der berühmtesten spanischen Feld-
 ie Spanier seit 1868 gegen Napoleon
 Plane gegen die Bourbons in Spanien
 Armeekorps von 10 bis 12,000 Mann
 essen Spitze der General-Romana stand;
 des Marschalls Bernadotte untergeord-
 u und seines ganzen Corps Namen ihre
 von. Diese Erklärung war, aber nur
 und durch die Umstände gerechtfertigt
 le Unterdrücker seines Vaterlandes ras-
 Insel Fähen benützend, zu derselben
 wte Stationisten englischen Seeräuber
 langte engl. Transportschiffe, um sich
 niffen. Diese erschienen, und glücklich
 Mannschaft mit Zurücklassung weniger
 i weiten Entfernungen, in denen sie ge-
 nen herbeigezogen werden können, auf
 thsborg ein. Er langte, wirkungslos
 nach einer günstigen Fahrt zu Coruña
 ermüdet beschäftigt, die Spanier gegen-
 führen. Er gab zuerst die Idee an,
 ie unter dem Namen Guerillas so be-
 um mit ihnen alle Heerstraßen zu beun-
 der Franzosen zu erschweren. Sehr
 lese Weise ein leicht zu entflammendes
 an den Krieg nicht gewöhnt, schlechte
 waren, und die gegen die kriegerischen
 sollten, mit dem möglichst besten Er-
 längbar geführt Romana der Ruhm,

sowohl dadurch als durch seine persönlichen Dienste einen wichtigen Antheil an der Behauptung der Unabhängigkeit Spaniens zu haben. Weniger in der Gunst der Junta, die nur zu oft von Privatrücksichten geleitet wurde, als im vollen Vertrauen der Engländer führte Romana zwar nie ein zahlreiches Armeecorps an, aber auch so machten ihn sein unversöhnlicher Franzosenhaß und die unbegrenzte Anhänglichkeit der Seinigen furchtbar. Er war eben im Begriff, im Anfang des J. 1812 aus Portugal gegen die Franzosen, die neue Vortheile errungen hatten, zu marschiren, als er, von den unaufhörlichen Strapazen erschöpft, starb. Romana war nicht nur ein tapftrer, umsichtiger, patriotischer Feldherr, sondern auch ein sehr gebildeter Mann, der mit einem einfachen Aeußern Feinheit des Geistes und ausgebreitete Kenntnisse verband. Er hatte zwei Jahre in Leipzig studirt, und war mit der Literatur, namentlich der alten, mehr als oberflächlich bekannt.

Romanische Sprachen heißen diejenigen Sprachen, welche sich in den zum römischen Reiche gehörigen Ländern Europa's, wo die lateinische Sprache eingeführt war, zur Zeit des Verfalls und Untergangs des weströmischen Kaiserthums in dem Munde der Landesbewohner und einwandernden Barbaren bildete. Sie sind ein Gemisch der lateinischen Sprache und der verschiedenen Sprachen der Barbaren, jedoch erscheint in allen das Lateinische als Grundlage und Haupttheil, nur nach Verschiedenheit der Völker verschieden modificirt und umgestaltet. Diese Sprachen sind die italienische, portugiesische, spanische, französische (im Norden Langue d'Oïl, im Süden Langue d'Oc) und die rätische oder romanische im engern Sinn.

Romantisch. Romantische Poesie. Das Wort selbst deutet offenbar auf südlichen Ursprung und auf jene wunderbare Zeit hin, in welcher die neuere Geschichte der südlichen Völker ihr schönes idealisches Jugendalter gelebt hat. Wie Roman den Namen erhielt von der romanischen Sprache (Romanzo), jener Entstellung der lateinischen Sprache durch Wörter aus den Sprachen der eingewanderten Völker, die den Uebergang bildete zu den neuern südlichen Sprachschwestern, so ist unstreitig auch dieses Wort demselben Grunde entwachsen, wenn auch die Sache selbst schon vorher da war. Der Name einer Sache entsteht immer da erst, wo der damit bezeichnete Gegenstand zu seiner Blüthe gelangt; und so wird die Bedeutung des Romantischen auch am besten durch Betrachtung jener schönen, wundervollen Zeit gefunden werden, in welcher im Süden von Europa mit den neuen Sprachen der Geist und das Wesen einer neuen Aera sich entwickelte, and ziemlich schnell eine Blüthe entfaltete, die nun auch schon längst wieder untergegangen ist. Doch ehe wir zu diesem freundlichen Geschäfte uns wenden, wollen wir einen Mißbrauch rügen, der mit dem Worte romantisch, das überhaupt eins der Lieblings- und Modewörter unsrer Zeit ist, getrieben wird. — Mit romanhaft wird es oft verwechselt, und so soll und muß es denn oft im guten und größtentheils im schlimmen Sinne alles vom Gewöhnlichen abweichende, das Idealische, das Phantastische, das Seltsame, das Verschrobene bezeichnen. So gebraucht man es von Charakteren, von Physiognomien, und meint ihnen damit nicht allemal etwas Schmei-elhaftes nachgesagt zu haben. — Es ist eine sehr schlimme Eigenschaft der Rede des Volks, daß sie, nicht ohne eine gewisse Heimtücke, manchem Worte von einem Nebenbegriff, den es allenfalls veranlassen kann, die Hauptbedeutung gibt, und es dadurch in einen schlimmen Ruf zu bringen weiß. Darüber geht oft gar die eigentliche Bedeutung ganz verloren, und der Gegenstand muß den für ihn

gehabten Ausdruck ertheilen, der mit dem Geiste der gemeinen Rede beunruhigt und verderbt worden ist. Romantisch in dem vorerwähnten Mißbrauche ist ein auffallendes Beispiel davon, und nicht unbedeutend kann es seyn, die eigentliche und ursprüngliche Bedeutung desselben bestimmter hervorzuheben, und besonders den großen, würdigen Gegenstand, für welchen es der natürlichste und passendste Ausdruck, ins Licht zu setzen. Von da aus wird sich dann von selbst lehren, in welcher Bedeutung es übergetragen, auch von andern Dingen, z. B. von Landschaften, Charakteren u. s. w. verstanden werden müsse. — Wir eignen dieß Wort der Kunst, zunächst der Poesie zu, und meinen, daß damit, nach der ersten und ursprünglichsten Bedeutung, eine jener schönen Formen bezeichnet werde, in welchen die Kunst zu den verschiedenen Zeiten der Geschichte aufzutreten ist und geblüht hat. Sind auch die Formen und besonders Bekalren, in welchen die großen Heiligthümer der Menschheit,

und vornehmlich die Dichtkunst gewiß auch mehrem, im Gange der Geschichte sich zu vollzogen und Zeiten und Individuen unendlich eäumen verglichen werden können, die alle sich ausblühen, aber stets anders und bald in bürlichkeit: so dürfte es doch nicht schwer seyn, rigkeit ein Geis der Einheit zu finden, und fünf oder drei Hauptarten zurückzuführen, welchen trirungen mehr oder weniger nahe verwandt der Kunst (und wiederum begreifen wir uns zu d, dankt uns, wenn wir uns zumal auf europä anken, sehr bestimmte Anzeichen davon gegen ing der Bildung zwischen schöner Einfachheit) erhabener Mannichfaltigkeit (dem , schöne Mannichfaltigkeit, berührt aufgenommen zu haben. Jede dieser drei gro- m-großen Tableau der Geschichte durch einen tet; und wenn die erste unter den idealischen be erreichte, so gehört die zweite aufsteigung der er- Nordens und der damit verwandten des alten ie dritte hat sich augenscheinlich in dem schwa- ibart, den sich Poesie in und nach dem Nibe- Eäden von Europa errogen hatte. Diese letzte de Kunst. Schon in ihrer herrlichen Ein- elbst unter dem weiten, immer reinen Himmel e Poesie. Nicht das Gigantische, das Unge- de Charakter derselben, sondern das Edle, das n schönen, hellen, durchsichtigen Gewande. Berge und Wälder und karmischen Werra.

ißvolle Nebelhimmel des 9
die neuere Zeit in ihrer ma
isch, voller Kufen und a
die Engen menschlicher M
m, ernstern, furchtbarem Li
und doch auch wieder ni
Dichtung! recht eigentlich d
wie die Länder, in welchen
welcher der Norden mit l
n südterbin in Berührung
bewegtes Gemälde ihus |

Beiß unter dem milden, süßlichten Himmel der
den Schilder der gewaltigen Herzoge und Gra-
zelt ist ein glänzendes Hofpaar, in Gärten und
selbst gemacht hat, das Turnier beendet, die
in Ritter vertheilt von den Händen der schön-
das prächtige Wohl wird gehalten, süße Munde
regt unermessbar Wohl und Wohl wie mit dem
f. — Siehe, da erscheint der Troubadour, die
n der Hand, Ritter und Damen begreifen mit
1 Haß, er stimmt die Saiten, alles lacht
schreien von seinem Munde die Tharen des gro-
ren Rolands, des Königs Arthur, der gefeiert
die Frühlingssonne jauchert sein Lied einen bun-
garten hervor — Fern haben sich in erzhaltel-
e schaffen im kalten, unwirkbaren Norden freunde
, von Drachen und Ungeheuern besetzt, aber
den Labrynthengänge einzufragen ist, mit un-
erhaltend in den Zauberbanden Arwidens. Auch
id der Schwärze thut sich auf, in ihm leuchtet
ke Sonne, Gold und Edelgesteine wachsen da-
- Doch jetzt führt den Ritter sein schlagendes
lechtsgerührt, diesen stürzen vor seinem Schwerte,
ren durchbricht sein unberegter Degen, er vern-
er Feinde. Der Eifer zieht sie in emsigem Wä-
der, Ritter dem Ritter gegenüber, erhebt sich
auf, den die Sonne beschirmt. Schon wollen

beide ermatten, und ermattend noch kämpfen, da erscheint die Geliebte,
von beiden in gleicher zauberhaften Liebe verehrt, der Haß entflohn. Ihr
Anblick vereinigt die erhitzten Kämpfer in dem einen Wunsch, das
Klicke zu ergreifen und festzuhalten, und wie reißt nun das abenteuer-
liche Schicksal die Suchenden so weit aus einander, daß sie wohl nie
wieder zusammenkommen werden! Neue Kämpfe, neue Verwicklungen,
England und Welshland, Aethiopien und Spanien, Arabien und
Deutschland, überall hin trägt der Hippogriff der Dichtung mit Wun-
derbeile, und reich und unerschöpflich mannichfach verwickeln die Fäden
des Gewebes sich, wie die Blumen eines bunten Blumensträußchens im
Frühling, unzählbar dem Auge des Beschauers, als das Auge, umarmen
wilde des bunten Farbenspiels, sich genähert hat. in dem ewigen Wech-
sel der Gestalten selbst Einbeit zu finden. — Merkwürdiger Geist des
romantischen Dichtung, hervorgegangen aus dem Geist der Zeiten und
der Länder, da sie blühte. Wann? Wo? Woher? aber im Zauber

die Züge desselben. — Das
1 Einne, es ist das Romant-
desselben; dieses aber ist der
geißt von den Bergen, Länd-
Eiden. — Wie jede Jahr-
undtschaft der Erde, von des
1, einfachen Flächen Jüngern,
Wälder und dem schneebedeckten
1, ihren arbeitschen Charakte-
re Charakter hat sich immer
1, gedrückt, so wie auch aus
1, in den Eisblumen des
1, ohne, liebliche, bunte Wä-
1, 1

nigfaltigste ist nicht der Charakter jener südlichen Gegenden Frankreichs und Spaniens, welchen die romantische Dichtung eigenthümlich ist? Welch eine Heppigkeit und Fülle, die weit über die Einfachheit Griechenlands und die brennenden Flächen des untern Italiens (denn die Lombardei gehört mit in den Länderkreis des Romantischen) sich erhebt, und von dem Wilden, Grotesken des Nordens mit seinen Schrecken und düstern Nebeln und ewigem Schnee eben so weit entfernt ist. Wenn im Norden die Stur gleichsam nichts weiter ist als eine große Wildbahn, wo der fähne Jäger gelockt wird, mit dem Ur und dem Elen sich zu messen; wenn griechische Landschaft in ihrer edeln, herrlichen, alles schimmernden Reizes entkleideten Einfachheit von selbst zur idealischen Lebensansicht hinleitet, und Veranlassung wird, das Leben geistiger zu nehmen: so sind die schönen, freundlichen Gegenden der Provence, Gasconiens (das alte Königreich Aquitanien), die reichen, mit allen Gaben der Flora und Pomona gesegneten Küsten Spaniens, so sind selbst manche Gegenden im südlichen Deutschland liebliche Gärten, in welchen das Leben von selbst zum Spiel und Genuß wird. Eine milde, warme Luft das ganze Jahr hindurch, in den heißen Monden von der Nähe des Oceans, oder von den plätschenden Silberbächen der nahen Gebirge abgekühlt, unter einem fast immer heitern Himmel, die Aepfel der Hesperiden prangend in duftenden, schattengebenden Wäldern, die Erde, ohne viele Bearbeitung zu erfordern, in Ueberfluß gewährend nicht nur, was der Leib bedarf, sondern auch, was ihn erquickt und ergötzt, bunte, zerstreute, reizende Abwechslung überall, zahllos wie die bunten Blumen der Wiese, kann da Lebensgenuß und Lebensansicht anders als romantisch, d. h. sinnlich weich, reinlich und zierlich in einem schönen, bunten Farbenspiel des Genusses werden? — Gesang und Saitenspiel zu dem Geläute der weidenden Heerden, die zu hüten und zu wahren, statt Nähe, selbst Spiel und Unterhaltung gewährt (Uebungen in ritterlichen Kämpfen zum Scherz und im Ernst), Minnelust und Sinn für eine Poesie, die so bunt und lieblich und sinnlich ist, wie die Landschaft selbst: (ein fast wolküstiges Spielen mit Glauben und Christenthum), das sind die natürlichen Recorde aus der Menschenwelt zu dem harmonischen Spiel der Natur. Das ernste Schicksal der griechischen Tragödie, die düstere, nebelige Norne und Walküre der Nordländer wird hier zur Zauberei und Geerei (die Liebe zum Minnedienst). Die schönste Blume des Lebens ist ein Ritterthum, abenteuerlich, bunt und mannichfach im Gemisch des Geistigen und Sinnlichen, des Keellen und Ideellen; und mehr ein liebliches Spiel als düstres, schneidender Ernst. — Wir finden in jeder Poesie romantische Partien. So ist die Odyssee, der Ilias gegenüber mit den Abenteuern ihres Helden, mit ihrer Kirke und Kalypso im höchsten Grade, obwohl griechisch, romantisch; so sind die mythologischen Dichtungen von den Cyclopen, den Arimaspen, den Eräen, den Hesperiden (nur mit vorherrschendem griechischen Geiste romantisch). So fehlt es dem nordischen Fabelkreis gar nicht an den reizendsten romantischen Einzelheiten. Aber eigenthümlich erst vorherrschender Charakter ist das Romantische in den provenzalischen Dichtern und in dem Mythenkreise der eigentlichen alten Ritterromane, der unstreitig dem Süden von Europa eigenthümlich ist, und von da erst sich weiter ausgebreitet hat. Dieser romantische Geist herrschte von Italiens Alpen, von Limosiniens Rebenhügeln, über die Pyrenäen hinüber bis an die Meeresgränzen des von den Mauren besetzten Spaniens; Christ und Araber lebt in ritterlichen Spielen und Thaten, Herzog und Ritter zu lauter Festen; ein König zieht, von

Thron verstoßen, wie zum Fest, mit Rittern und Damen und Dichtern hinaus ins freie Feld, in den grünen Wald, wohnt unter Zelten, und vergißt unter Spiel und Gesang, unter dem herrlichen Laubdache schützender Räume, den Verlust der Krone, und kehrt nur mit Wehmuth auf den dornenvollen Königsstuhl zurück. — Ueber die Geschichte dieser Romantik können wir nur in wenigen Andeutungen uns noch erklären. Vieles hierher Gehörige ist unter den Artikeln: Mittelalter, deutsche Poesie und ähnlichen, bereits angeführt worden. — Nach den Zeiten Karls des Großen, unter seinen schwachen Nachfolgern, machten sich die Großen des Reichs immer unabhängiger. Die schönen burgundischen Königreiche entstanden. Die Grafen von Provence, von Toulouse galten oft mehr als der König, den sie wohl auch befehdeten. Die Hofhaltung in der Provence war eine Zeitlang die sorgfältigste Pfliegerin alles ritterlichen Thuns und Wesens. Ganz Frankreich, besonders im Süden, ein buntes Blumenbeet voll der schönsten und mannichfaltigsten Herrscherblumen. — Die Kreuzzüge, die gerade in jenen Ländern die meiste Theilnahme fanden (selbst das romantischste Gemälde in der ganzen Geschichte) kamen hinzu, und so finden wir in Frankreich die schönen Dichtungen von Carl dem Großen, seinen Párs, seinen Kämpfen mit den Mauren erfunden und ausgebildet. Wie lieblich ist dies schöne Blumengewinde von Meister Ariosto in seinem rasenden Roland mit allem unendlichen Reichthum und Zauber der Romantik ausgestattet! — In Spanien verschaffte der Kampf der Christen mit den Mohren, das allmähliche Aufkommen christlicher Königreiche, der romantischen Poesie Funder und Nahrung. Selbst die ganze Geschichte dieses Kampfes ist, wie es das ritterliche Volk, das ihn bestand, immer bis in die neueste Zeit herab gewesen ist, im höchsten Grade romantisch. — Aber nun ging Romantik auch nach England, nach Deutschland über. Dort (in England) wurde doch noch, aber offenbar, weil England durch die Normandie mit Frankreich so nahe verbunden war, der Mythos vom fabelhaften König Uterpendragon, dem Erneuerer des heiligen Graals, von Arthus, echt romantisch ausgebildet, und gab selbst der südlichen Romantik seine Dichtung vom Zauberer Merlin ab. Aber in Deutschland konnte, und auch dies bloß im südlichen, in Schwaben, durch die Minnesänger die einem andern Klima gehörige Pflanze des Romantischen kaum noch zu einer echt nationalen Ausbildung gelangen. War doch Deutschland schon im Besitz einer besondern Sprache, so wie einer eigenthümlichen Poesie, der herrlichen nordischen. — Unsere Zeit nun gleicht in Bezug auf Poesie einem großen Stapelplatz, einer bunten Messe, auf der man Griechen und Franzosen und Engländer und Scandinavier, jeden in seiner eigenthümlichen Tracht und Weise umherwandeln sieht. Wir haben kaum ein anderes Verdienst um Poesie, als daß wir das, was in dem Gange der Zeit allmählig und periodenweis sich entwickelte, in eine Periode vereinigt, die zerstreuten Strahlen in einen Focus gesammelt, und so, ohne etwas Eigenthümliches zu besitzen, die Geister der Vornwelt heraufbeschworen haben. So sehen wir denn neben der Griechheit, neben dem mit dröhnendem Schritte auftretenden Riesengeist nordischer und damit gewiß verwandter echt germanischer Poesie, auch die heitere, frische, apyge Romantik lieblich verschwifert mit jener umherwandeln. Daß wir auf diese Weise wohl am besten geeignet sind, Aristoteles nach den Homeren zu seyn, und Kunstkritiken zu machen, und den Geist der Waaren als fluge Kaufleute besser zu verstehn, als mancher Künstler selbst, liegt am Tage. Aber möchte sich nicht auch sehr natürlich daraus bi

weisen lassen, daß unsre Kunst bloß liebliche Nachblüthe sey, und wenigstens der Originalität entbehre, wie groß auch das Haschen nach und das Reden von Originalität unter uns seyn möge? — Wir brechen hier ab, um zur Romanze überzugehen, aber bringen erst noch unsern sinnvollen L. Tieck unsern herzlichsten Dank für die Keinheit und Lieblichkeit, mit welcher er Romantik, die seinem Gemüthe, wie keinem in unsern Tagen aufgegangen ist, unter uns eingeführt hat. M-1-r.

Romanze, die eigentliche Dichtungsart der romantischen Poesie, fast gleichbedeutend mit Ballade, wie schon oben unter diesem Worte bemerkt ist. Ehe wir in das Besondre dieses Artikels eingehen, sey es erlaubt, eine Art genetische Eintheilung der verschiedenen Dichtungsarten zu versuchen, und überhaupt unsre Ansicht von Kunst mit wenigen Zügen anzudeuten. Wenn lyrische Poesie auf die Darstellung eines Zustandes beschränkt ist, epische und dramatische aber Begebenheiten, Handlungen zeichnet, so ist jene erstere nothwendig beinahe nur plastisch, diese beiden hingegen producirend und organisch bildend. Hieraus ist es nun wohl leicht erklärt, aus welchem Grunde lyrische Poesie gerade in der Blüthenzeit, und besonders in der ersten Epoche eines Kunstzeitalters vor der Musik, der sie noch ganz nahe steht, wenig emporkommen kann, und erst gegen das Ende eines Kunsteyclus mehr Breite und Land gewinnt, wogegen fast alle Poesie in ihrem Beginnen episch-dramatisch ist, denn hier kann weder Musik noch Malerei nach oder auch nur nahe kommen. Sagen, Märchen, Heldengeschichten sind darum unter allen Völkern der Anfang, und größtentheils auch die höchste Blüthe der Poesie gewesen. Aber freilich nach der Individualität jedes Erdtheils, in welchem die Blume der Dichtkunst ausblühte, hat sich auch dies individuell und mit besondern Eigenthümlichkeiten entwickelt. — Nehmen wir Epos hier als das Gattungswort für alle Dichtungsarten, welchen geschichtlicher Stoff zum Grunde liegt, so ist es erlaubt, epische Poesie im engeren Sinne, und dramatische als die beiden nothwendigen und allgemeinsten Arten desselben zu betrachten. Epos ist also entweder wirkliche Darstellung der Begebenheit (Drama) oder Erzählung (Heldengedicht) u. s. w., und zwischen diesen beiden Polen bewegt sich der ganze Kreis der historischen Dichtung, entweder dem einen oder dem andern näher tretend, und zugleich dadurch unendliche Mannichfaltigkeit der Dichtungsarten begründend *). Wir haben wohl kein Drama, das in allen seinen

*) Die Ausdrücke Epos, episch, dramatisch sind zur Zeit noch so wenig genau geschieden und so verschiedentlich erklärt worden, daß es wohl jedem, der darüber spricht, erlaubt seyn muß, diese Worte in seinem eignen Sinne zu gebrauchen. Scheint aber nicht wirklich das Bedürfnis eines Gattungsworts für episch und dramatisch, die offenbar einen gemeinschaftlichen Gattungsbegriff haben, hinlänglich begründet? — Scheint ferner nicht am Ende jene gerügte Unbestimmbarkeit darin einen nothwendigen Grund zu haben, daß episch und dramatisch sich wirklich wie positiv und negativ zu einander verhalten, und also, indem sie nothwendig einander suchen, doch auch eben so nothwendig sich wieder scheiden? — Etwas, das vielleicht einen überraschenden Aufschluß über diese dunkle Partie, so wie Bestätigung für die gegenwärtige Ansicht gewährt! Die alte nothwendige Eintheilung der Poesie in dramatische, epische und lyrische bliebe übrigens unangetastet, so wie sich lyrische Poesie von hieraus recht füglich als den Indifferenzpunkt jener beiden deduciren ließe. — Hätten wir dann unter dem Art.

Thellch Drama wäre, und kein Heldengedicht, das nicht in einzelnen
 Partien selbst wieder dramatisch würde. — Das Epos (nach der engeren
 Bedeutung) in seinem ruhigen, edlern, hellen Gange war dem griechi-
 schen Boden eigenthümlich, und Aeschylus nannte mit Recht seine Dramen
 die Nachkommen Homers. Weit dramatischer, größtentheils tragisch,
 ist die nordische Poesie, und der glückliche Versuch, den unser Goethe
 mit den Sigurdssagen gemacht hat, sie zu dramatisiren, ist ein Be-
 weis für unsere Behauptung. Wie vollendet dramatisch ist das Nibel-
 lungenlied! und was zum Verständniß des göttlichen Gedichtes nöthig
 ist, liegt auch schon alles im Kreise desselben, und geht wirklich vor
 unsern Augen vor. — Wie nun das Romantische zwischen griechischem
 und nordischem Geiste nach unserer obigen Ansicht in der Mitte steht,
 so scheint nur Romanze (um nun zu unserm Vorhaben wieder zu-
 rückzukehren) die Frucht zu seyn, welche epische Poesie in dem südlichen
 Europa im schönen Zeitalter des Ritterthums allein bringen konnte
 und wirklich gebracht hat. — Wenn nordische Poesie in einzelne große,
 ungeheure Sagen zusammengeht, wenn das griechische Epos fast einzig
 in dem großen aber einfachen Cyclus des trojanischen Kriegs sich be-
 wegt, und überall eine edle, würdige Simplizität im Rath der Olymp-
 gottbewohner wie im Schlachtgerühl der Helden vor Troja offenbart;
 so ist die romantische Epik in unzählige kleine Blüthen und Blumen auf-
 gegangen, durchgängig mit lyrischem Ausdruck, und das der Grund
 des unendlichen Reichthums an Romanzen. Das größte Epos des Sü-
 den bleibt immer des Ariosto herrlicher Blumengarten; aber ist er et-
 was anders als eine köstliche Perlschnur der lieblichsten Romanzen,
 sinnvoll und künstlich angereicht? und selbst des Tasso göttliches Gedicht
 von Jerusalem's Eroberung löst sich in eine Reihe schöner kleiner epi-
 schen Dichtungen auf, durch welche sich nur der rothe Faden der Ver-
 ehrung für das herzogliche Haus, das ihn beschäftigte, hindurchzieht. —
 Dies giebt uns, dünkt mir, die beste Theorie der Romanze. Sie ist
 episch (im weitern Sinne des Wortes), aber zwischen dem Heldenge-
 dicht Homers und den nordischen Sagedramen in der Mitte liegend.
 Sie verhält sich auf der einen Seite zu dem Heldengedichte, wie die
 Novelle zum Romane, auf der andern Seite hat sie das Gedrängte,
 Rasche der dramatischen Darstellung, und ist ganz aus der Individua-
 lität der romantischen Bildung hervorgegangen, mit welcher sie auch
 den Ursprung ihrer Benennung gemeinschaftlich hat. Zu rein und hell,
 zu licht und fröhlich ist die Romantik, als daß sie zu dem Ernst und
 dem Ungeheuern der nordischen Poesie sich erheben könnte; aber auch
 zu sehr auf Genuß berechnet, zu sinnlich, zu bunt und gaukelnd, als
 daß sie die idealische Einfachheit und Dauer, den ruhigen, stillen Fluß
 des griechischen Heldengedichts sich aneignen könnte. So entstanden
 jene lieblichen Gedichtsblumen, deren Knoten schnell sich knüpft, oft
 plötzlich in eine unerwartete Verschlingung hineingeht, aber eben so
 schnell ist er auch wieder gelöst, und die leichte Welle des Gesangs
 hüpfet zu einem neuen Gegenstand über. — Unter den Fenstern seiner
 Dame, zur sanften, wollüstigen Guitarre singt der Dichter sein Lied;
 seine Liebe, wie sein ganzes Leben, ist ein lieblicher Wechsel von Weh
 und Lust, von Genuß und Ruhe, ein heiterer, milder Abend um ihn,
 und ein kindlichlüstern Herz in ihm, so wird die Klage der Liebe zum

Romantisch nicht Hellenik als Epik im engern Sinne, nordische
 Poesie als dramatische und Romantik als lyrisch, epische bezeich-
 nen können? Sit venia verbis!

Ich überwegten, in künftigen Erzählungen hinstrebenden Gesange von des
 Ritters, Trane, bis in den Tod, von dem Blümlein Wanderschön, und
 wir haben, eine Romanze, in ihrer schönsten und natürlichsten Aeußerung
 aus der Classe der zarresten und rührendsten, eine Romanze der Liebe,
 der Reichtigkeit, der Bedrängtheit, Mannichfaltigkeit, und über dies alles
 das schone, schwellende Licht des Südens, ausgebreitet, das sind die
 Haupteigenschaften der Romanze. Sie ist Erzählung einer Bege-
 benheit und in Form und Inhalt romantisch, durch die lieblich-
 sten Reime und Assonanzen- und Consonanzgewinde und die Zauber-
 sarten, abenteuerlicher Gegenstände sich hindurchschlingend. In dieses
 Gewand kleidet sich hier alles, jede Empfindung, die angeregt, jedes
 Gefühl, das ausgesprochen werden soll, vom Erbslichen bis zum süßen
 Gaukelspiel der Liebe herab. — So verschieden jedoch das Heldengedicht,
 das Drama seyn kann, so verschieden kann auch die Romanze seyn, komisch,
 tragisch, selbst die Satire und die Ironie ist nicht ganz davon ausge-
 schlossen, aber alles im Geiste des Romantischen, schön in bunter Man-
 nichfaltigkeit. — Ohne dies näher zu erörtern, da es leicht von der
 Theorie des Heldengedichts und des Drama's abstrahirt werden kann,
 und zu weit führen möchte, indem hierin auch der Aufschluß über den
 verschiedenen Geist der Romanze bei den verschiedenen Völkern, die sie
 ansahen, zu suchen ist, sagen wir nur noch weniges über die Ge-
 schichte. Spanien ist das Hauptland der Romanze, und in dem Kampfe
 mit den Mohren, der Jahrhunderte lang dauerte, und statt das
 Bild eines allgemeinen, zusammenhängenden Streits zu gemähren,
 selbst höchst romantisch an die Guerillas der neuern Zeit erinnert, und
 in einzeln Rittersüge zerfällt, mochte der reichste und schönste Stoff zu
 zahllosen Romanzen gegeben werden. Der einzige Alfons de Fuentes,
 welcher einen Reichthum herrlicher Romanzen hat er nicht geliefert! In
 dem alten Frankreich fehlte es nicht an ähnlichen Gesängen, wenn gleich
 nicht unter dem Namen der Romanze. In dem ältern und neuern
 England, floß der Strom dieser Dichtung ebenfalls sehr reichlich. So
 bei jeder Nation aus dem Kreise der Romantik. Aber in der neuern
 Zeit, wo allmählig die Schätze aller Nationen allen gemeinschaftlich
 geworden sind, und selbst die Orangengärten des Südens im Norden
 ausblühen, wo der Geist der Poesie höchstens durch das ganz allgemei-
 ne Weimort modern bezeichnet zu werden verdient, und ohne ein ei-
 genständliches zu seyn, wie gesagt, in der Nachbildung der Dichtungs-
 arten aller Völker und Länder eine gewiß nicht zu verachtende Universalität
 sich erworben hat, in der neuern Zeit, und zwar besonders in derjenigen
 Nation, die ohne Zweifel jetzt allen übrigen die Dichterpalm e entrissen
 hat, in der Deutschen, ist kaum eine Dichtungsart schöner ausgebil-
 det und sorgfältiger und mannigfaltiger geübt worden als die Romanze.
 Unübertroffen stehen Schiller, und noch höher der Stolz des deut-
 schen Parnasses, Gbthe, in ihren Balladen und Romanzen da, ob-
 gleich nicht zu verkennen ist, daß, wenn der Erstere eigentlich roman-
 tischer ist, der Letztere auch in der Behandlung dieser Dichtungsart jene
 griechische Einfachheit und Idealität offenbart, die so unverkennbar der
 Hauptzug in dem ganzen geistigen Wirken dieses großen Mannes ist. —
 Und wem sind neben den ältern Romanzen eines Bürger, Stoll-
 berg, Wähler Wähler u. A. die köstlichen Gaben eines Tieck, Fr. Schlegel,
 A. W. Schlegel unbekannt? — worüber dann leicht die Unzahl
 schlechter Romanzen aus den Federn des neuern Dichterschwarms ver-
 gessen werden mag.

M - i - r.

R o m b e r g. Aus dieser berühmten Künstlerfamilie, welche

in zwei Brüdern, Anton (dem Ältern), Virtuosen auf dem Fagotte, und Heinrich Romberg, Musikdirektor zu Münster und Virtuosen auf der Clarinette, abstammend, und noch 1792 zu Bonn verbunden der Kunst huldigte, sind vorzüglich Bernhard und Andreas Romberg, Bruderskinder, berühmt geworden, Bernhard Romberg, Sohn Antons, als der erste jetzt lebende Virtuos auf dem Violoncell (geb. 1770); Andreas, Heinrichs Sohn, vorzüglich als Conserveur und Violinist. Beide theilten ihre Jugendschicksale; beide waren Mitglieder der trefflichen churkölnischen Hofcapelle in Bonn, als der Ausbruch der französischen Revolution sie nöthigte, mit ihrem Fürsten zu fliehen. Beide gingen im October 1793 nach Hamburg, wo sie im Orchester des Schröderschen Theaters angestellt wurden, und bis 1795 lebten. In diesem Jahre traten sie eine Kunstreise über Deutschland nach Italien an, von welcher sie im J. 1797 nach Hamburg zurückkamen. Sie trennten sich zuerst, als Bernhard 1799 Hamburg zum zweiten Mal verließ, und über England und Spanien nach Lissabon gieng, und dann 1801 als Professor des Violoncells an dem Conservatorium zu Paris angestellt wurde. Von da kam er zwar 1803 wieder nach Hamburg zurück, nahm aber im J. 1805 eine Stelle in der königlichen Capelle zu Berlin an, wo er noch jetzt sich aufhält. Ueberall ward des lebenswürdigen Bernhards genaue Leichtfertigkeit auf dem Violoncell gepriesen, und eben sowohl die Fertigkeit seiner Hand, als der geschmack- und gefühlvolle Ausdruck des Künstlers bewundert, der keine Schwierigkeit scheut, aber auch keine sucht, und überall sein Instrument als ausgebildeter Meister mit der bewundernswürdigsten Mannichfaltigkeit beherrscht. Uebrigens ist er auch Componist, und hat selbst mehreres mit seinem Vetter Andreas zusammen gearbeitet. Von seiner Composition sind mehrere Concerte, Quartetten und Duetten, und eine Oper *Ulysses* und *Circe* bekannt, die aber wenig Beifall gefunden hat. Andreas hat dagegen durch seine Instrumentalstücke, besonders seine Sinfonien, Quatuors und Quintuors, durch des reizendsten Melodiensflusses und der interessantesten Modulation, das musikalische Publicum in Deutschland eben so, als sein Vetter durch sein Violoncellspiel bezaubert. Am meisten nähert er sich hier dem großen Haydn. Weniger allgemeinen Beifall hat er als Gesangscomponist (namentlich durch die Composition schillerscher Gedichte, z. B. *Die Glocke*, *Der Nacht des Gesangs* etc., mit Begleitung des Orchesters) erhalten; hier hört man nur zu oft den Instrumentalcomponisten, und seine Declamation ist mitunter sehr fehlerhaft. Im J. 1809 überreichte ihm die Universität zu Kiel das Diplom eines Doctors der freien Künste, insbesondere der Musik, mit einem sehr schmeichelhaften Schreiben. Auch er hat sich auf mehreren Reisen als Violinspieler von der diegensten Ausbildung bekannt gemacht, und ist kürzlich an Spohrs Stelle als Musikdirektor nach Gotha gegangen. Außerdem ist aus jener Familie noch ein jüngerer Bruder Bernhards, Anton (geb. 1777), als aber Virtuoso auf dem Fagott und auf der Violine bekannt.

Romelien, Rum-El, das ehemalige Thrazien, jetzt eine bedeutende Statthalterschaft des türkischen Reichs, der ein Beglerbeg (erst der Fürsten) vorsteht, welcher zu Sophia Hof hält. Romelien von hohen, schroffen Gebirgen (Hämus, Rhodope) durchschnitten, und stößt an das schwarze Meer und den Archipelagus. Constantinopel (s. d. Art.) liegt innerhalb des Bezirks von Romelien.

Römer ist die Benennung des Rathhauses der Stadt Frankfurt am Main. Der Name schreibt sich her von den ehemaligen Besitzern dieses Gebäudes, einer Familie Römer, die im Jahr 1405 das Gebäu-

de an den Stadtmagistrat verkaufte, der es zum Rathhause einrichtete. Bedeutung erhielt in der Geschichte der Römer dadurch, daß, als noch des alten deutschen Reichs Verfassung bestand, in ihm die Conferenzen über die Wahl der deutschen Kaiser und Könige gehalten wurden, zu welchem Endzweck verschiedene, eigends dazu eingerichtete Gemächer und Säle daselbst befindlich sind. (Die eigentliche feierliche Wahl am dazwischen festgesetzten Wahltag fand in der sogenannten Wahlcapelle in der St. Bartholomäuskirche Statt.) In Fabers topographischer Beschreibung von Frankfurt am Main findet sich eine genaue Beschreibung des Römers; Götthe gibt in dem ersten Theile seiner Autobiographie eine dichterisch schöne Beschreibung dieses Gebäudes.

Römermonate, s. Reich (deutsches).

Römerzinszahl oder Indiction, wird gewöhnlich in dem Calendern angegeben, und bei manchen, besonders Notariatsgeschäften, zu festerer Bestimmung der Zeitrechnung angeführt. Wahrscheinlich wurde diese Art der Zeitberechnung von Constantin I. eingeführt, an die Stelle der bis dahin gebräuchlichen Jahrrechnung von Erbauung der Stadt Rom. Der Römer Zinszahl, die ihren Namen trägt von einer Abgabe, welche Roms Bewohner an den Quinquennalien, oder fünfjährigen Festen, die seit Augustus in Rom gefeiert wurden, zu entrichten hatten, ist ein Cyclus von drei Mal fünf Jahren, der bei uns aber nicht von Constantin, sondern von drei Jahren vor Christi Geburt an gerechnet wird, und zwar auf folgende Art: Es wird zu der laufenden Jahreszahl, wenn der 15te September schon gewesen, außerdem zur Zahl des vorherigen Jahres, die Zahl 3 addirt, so daß z. B. jetzt zu 1815 3 gerechnet wird, also 1818 entsteht, welche Zahl mit 15 dividirt die Zinszahl gibt, $1818 \div 15 = 121 \frac{3}{15}$. Es ist daher das Jahr 1815 das dritte Jahr der 121sten römischen Indiction. Da man aber gewöhnlich die Anzahl der Indictionen wegläßt, so heißt es bloß: im achtzehnhundertfünfzehnten Jahr nach Christi, oder im dritten der Römer Zinszahl. Vermolge der Notariatsordnung von Kaiser Maximilian I. von 1512 mußte bei gerichtlichen Instrumenten, außer dem Jahr Christi, der Römer Zinszahl und das Regierungsjahr des deutschen Kaisers allemal angeführt werden.

Römische Curie ist die gemeinschaftliche Benennung der mit Handhabung der Gerechtsame und Oberaufsicht des Papstes über die catholische Christenheit beschäftigten Regierungsbehörden zu Rom. Das einträgliche Recht der Verleihung und Bestätigung geistlicher Aemter und Pfründen wird durch die Dataria verwaltet, welche die Bittschriften der Competenten annimmt, die Bescheide des Papstes abfaßt, und die Einkünfte des Papstes für Pallten, Spolien, Präbenden, Annaten u. s. w. bezieht. Durch die Geschenke, Sporteln und Gebühren, welche das Heer der Officianten bei dieser Behörde ernähren müssen, gehen Millionen nach Rom, von denen ein Theil der apostolischen Kammer zufließt. Davon, daß der Cardinalprodatarius als Chef der Dataria auf die Verleihungs- und Confirmationsbullen das Datum schreibt, hat diese Behörde den Namen. Schwieriger und mannichfaltiger sind die Geschäfte der Rota, d. h. des Oberappellationstribunals, welches über alle die Rechtsfachen und Händel erkennt, die nach dem canonischen Rechte vor den Gerichtshof des päpstlichen Stuhls gehören. Bei dieser Behörde findet eine collegialische Verfassung und Berathung unter den zwölf Prälaten Statt, aus denen sie besteht. Sie heißen Auditoren des heiligen apostolischen Palastes, weil sie ihre

Stungen höchstens zwei Mal im Palaste des Papstes halten, und diesen in ihrer Mitte stets einen Deutschen, einen Franzosen und einen Spanier haben. Den Namen *Conclave* (Kloß) führt dieses Conclave, weil auf dem Flecke, wo es zuerst errichtet worden war, im Mittelalter ein rundes hölzernes Schloß stand. Einem sehr ausgezeichneten Hofe hatte in gläubigern Zeiten das Amt des Cardinal-Prætorum *incurat*, welcher in Aufsicht aller der Reichsstände, Provinzen, Städten, Festen und verbotenen Tieren nachsahen in Geschichte, diplomatisch und diplomatisch, bei denen der Papst sich das Recht der Intervention und Intervention vorbehalten hat (daher Reservationen). Under diesen Behörden, deren Wirkungskreis sich über die ganze katholische Christenheit erstreckt, gibt es zu Rom noch mehrere juristisch nach einer Regierung des Kirchenstaats beschriebene Behörden, wie die *Sancta Romana* oder das päpstliche Obergericht, in dem der Cardinalprocurator präsidirt; die *Regnum dignitatis*, um für Erzbischöfen niedrigeres Justizcollegium von zwölf päpstlichen Prälaten; in dessen Sache der Cardinalprocurator oder Justizminister des Papstes abt die apostolische Kammer, in der zwölf Prälaten unter dem Vorsteher des Cardinalkammerlings arbeiten, das Personal der Kirchen und die Domänen des Papstes verwalten und alle die Einkünfte einschreiben, welche der Papst als Landesherr und oberster Bischof des Kirchenstaats, wie auch von Kirchen und Ländern, die außer diesem Staate unmittelbar unter ihm stehen, und Erbe von ihm nehmen, erhalten muß, bezahlen; und eine Menge von Gouvernoren, Præfecten, Procuratoren u. s. w., in deren Händen die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung sind. Die Ausveräußerung der Güter, Reichthümer und Decret, welche vom Papste unmittelbar oder von diesen Behörden ausgehen werden, nur die Verden, welche der Cardinalsecretär der Cammer ertheilt, ausgenommen, geschieht durch die päpstliche Kanzlei, das in Beschäftigung unter dem Vicarier von 22 Secretären, welche Hunderte Schreibern beauftragt werden, werden von Clerikern verfertigt, und der Papst um einen noch geringeren Preis förmlich verkauft. Bei dem päpstlichen Secretär; diese Zahl ist aber nicht getriebene Maßzahl etwas ein

höchsten 10000. Die päpstliche Staats- und Kirchenrat des Papstes ist das Collegium der Cardinale, welche er, wenn es ihm gut dünkt, zusammenberuft, um sich mit ihnen über die innern und äußern Angelegenheiten seines Staats und der katholischen Kirche zu berathen. Die Sitzungen dieses höchsten Senats, unter dem alle übrigen Regierungen abgehalten zu Rom stehen, werden *Consistorien* genannt, und sind von dreifacher Art. *Medicines Consistorium* hält der Papst wöchentlich in jedem Monate zwei Mal, nachdem er vorher jedem besetzenden Cardinale Privataudienz gegeben hat. In diesen Sitzungen werden Bischöfe gewählt, Päpste ernannt, kirchliche und politische Angelegenheiten von Wichtigkeit verhandelt und über die Bittschriften und Petitionen der vom Consistorium beauftragten Congregationen (s. den Art.) Beschlüsse gefaßt; auch geben von hier die Selig- und Heiligensprüche aus. Verschieden von den genannten Consistorien sind die *Paläestinesen*, dadurch, daß ihre Verhandlungen hauptsächlich auswärtigen Angelegenheiten betreffen, und zur Kenntniß der fremden Befehlshaber dienen. Die öffentlichen Consistorien hingegen werden selten gehalten, und sind nur Ceremonialversammlungen, in denen der Papst

Besandtschaften empfängt, und wichtige Beschlüsse, z. B. Canonisationen, Ordensstiftungen u. s. w., feierlich proclamiren läßt. In der Regel nehmen alle zu Rom residirenden Cardinale an den Consistorien Theil, doch darf keiner dabei erscheinen, den der Papst nicht jedesmal ausdrücklich dazu einladen läßt. Der Papst präsidiert bei diesen Sitzungen stets in eigener Person, und gegenwärtig sind allemal der Cardinalsstaatssecretär, welcher päpstlicher Minister des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten ist, und die Cardinalpräsidenten der zur römischen Curie gehörigen Behörden. E.

Römischer Kaiser, s. Reich (deutsches).

Römischcatholische Kirche heißt diejenige christliche Religionspartei, welche den Bischof von Rom als ihr sichtbares Oberhaupt anerkennt, zum Unterschiede von der griechischen Kirche, die sich auch eine catholische, d. h. allgemeingeltende nennt, aber keine Befehle vom Papste annimmt. An Ansehn und Umfang übertrifft die römischcatholische Kirche, welche, Rußland und die Türkei ausgenommen, bis zur Reformation die allein herrschende in Europa war, noch jetzt alle übrigen. Sie hat mehr Befenner als die protestantischen Kirchen zusammen genommen, und ihr beständiges Bemühen, sich auch auf Kosten der griechischen Kirche zu vergrößern, hat nach und nach beinahe zwei Millionen Anhänger des griechischen Ritus in Europa unter die geistliche Oberherrschaft des Papstes gebracht. Vergl. d. Art. unitäre Griechische u. Nicht geringern Eifer verwendet sie, weil nach ihrem Lehrbegriffe außer ihrem Schooße kein Heil ist, auf die Bekehrung der Protestanten, welche die Hauptaufgabe der Jesuiten war. Doch hat der Geist unserer Zeit diesem Zwecke des Papstthums so kräftig entgegenge wirkt, daß nicht nur die Catholiken, welche in protestantischen Ländern leben, gelernt haben, sich der verhassten Proselytenmacherei zu enthalten, sondern auch die freieren Ansichten der Protestanten von Religion und Kirchenthum das stille Bekenntniß unzähliger Catholiken geworden sind. Dies zeigt sich besonders in Deutschland, wo der Einfluß Josephs II., das Schwanken der Episcopalverhältnisse, die aufgeklärte Denkungsart einiger Erzbischöfe, und hauptsächlich der lebhaftere literarische Verkehr unter den Catholiken selbst eine Opposition gegen das römische Wesen gebildet hat, und in Frankreich, wo der Papismus durch die während der Revolution in Umlauf gekommenen politischen und religiösen Meinungen einen harten Stoß erhielt. Ueber die Lehre, Verfassung und Geschichte der römischcatholischen Kirche ist das Nöthige in den Artikeln Catholicismus und Papst gesagt. E.

Römischer König, s. Reich (deutsches).

Römische Kunst, s. die Artikel Baukunst, Bildhauer der Römer, Musik (Geschichte der), römische Litteratur und Steinschneidekunst. — Was die Malerkunst betrifft, so fand sie unter den Römern erst zahlreichere Freynde und Bewunderer, als Marcellus die seltensten und schönsten Gemälde als Beute aus Syracus nach Rom brachte. Früher hatte sich der römische Ritter Fabius mit dem Beinamen Pictor (504 vor Chr. Geb.), durch seine Gemälde in dem Tempel der Fortuna, den Ruhm des ersten römischen Malers erworben. Ferner zeichnete sich als Maler unter den Römern der tragische Dichter Marcus Pacuvius (starb 131 vor Chr. Geb.), vornehmlich durch sein Gemälde des Hercules in dem Tempel desselben, aus. Auch Acellius und der stumme Quintus Pedius (um die Zeit Christi) lieferten gute Gemälde unter den Römern. Ludius, der unter August lebte, malte zuerst Landschaften auf Mauern. Bald nach August verfiel die Maha-

rei unter den Römern. Plinius nennt sie eine zu seiner Zeit dem Vortrage nahe Kunst. In Mählern war zwar kein Mangel, aber die Kunst selbst war aufgeartet, und befand sich in einem Zustande der Niedrigkeit, denn selbst die besondre Vorliebe eines Hadrian und Antonin sie nicht emporheben konnte.

Römische Literatur. Sie zerfällt in vier Epochen: 1. vom zweiten punischen Krieg bis auf Cicero; 2. von da an bis zum Tode Augustus, das sogenannte goldne Zeitalter, wiewohl schon einige frühere Autoren dazu gerechnet werden; 3. von da an bis zu Trajans Tode, das silberne Zeitalter; 4. von diesem Zeitpunkte an bis auf Rom's Ueberwindung durch die Gothen, das eiserne Zeitalter. Wir umfassen zuerst die poetische Literatur der Römer, da die Poesie, wie in allen Sprachen, auch hier der Prosa voranging. Ursprünglich war die Poesie in Rom nicht einheimisch; sie war eine künstliche Pflanze, die theilweislich griechischen Mustern, späterhin auch der Rhetorik und der Schule ihr Daseyn verdankt. Die ersten Versuche in der Poesie waren die Atellanen (fabulae Atellanae), ursprünglich von den Oskern

gelebte Schauspiele, die bald in Possenspiele ausarten, welche die ungen Römer nicht in die Hände der Schauspieler kommen ließen, sondern selbst aufführten. Sie hatten einige Aehnlichkeit mit den Comedien der Griechen. Auch die folgenden Versuche waren mit wenigen Ausnahmen dramatisch. Livius Andronicus, ein gefangener Grieche aus Tarunt, gab zuerst über 500 J. nach Rom's Erbauung dem Römern die Odyssee, und machte sie zuerst durch lateinische, aus dem griechischen übersezte oder nachgebildete Trauerspiele und Lustspiele mit dem dramatischen Reichtume der Griechen bekannt. Ihm folgte Naevius, der auch ein historisches Gedicht über den ersten punischen Krieg schrieb, die beiden Tragiker, Pacuvius und Attius, vorzüglich aber Ennius, der erste epische Dichter und Begründer der römischen Poesie, den auch spätere Schriftsteller, besonders Cicero und Virgil, nachschätzten. Er schrieb römische Annalen in achtzehn Gesängen, ein

misches Gedicht, Scipio, sechs Bücher Satiren oder Saturen, mehrere Lustspiele und Trauerspiele u. von Fragmenten da sind. Ein Zeitgenosse, welchem wir noch einundzwanzig römische Komödien in der römischen Sprache, dabei verschmäht er nicht die Komödien, von welchem wir aus Ennius kennen, und Terenz, ein anderer, welcher sich durch eine gebildete Sprache, so wie durch griechischen Charaktergemähl

ihnen die weitere Komödie (Comedias Palliatae). Dagegen brachte Asinius Gallus auf das Theater (Comediae Terentianae), ein Nachbild der ältern griechischen Komödie; ein großes Talent zur Satire, deren Schöpfer er unter den Römern wird. Wir sehen aus dem Besagten, daß die Römer keine ausgezeichnete Schaubühnen hatten, und daß ihre Dramen meistens Uebersetzungen oder Nachbildungen griechischer Werke waren. Die Mimen (römische Komödien) des Laberius und Scaevola kennen wir zu wenig, um ihnen einen bedeutenden Rang anzuweisen; doch werden sie gerühmt. Auch die spätern Tragiker aus dem augusteischen Zeitalter, um diese gleich hier in ihrer natürlichen Ordnung aufzuführen, ein Asinius

Plautus; die Stärke ist die schiffsmäßige. Dann Esch's fünfundvierzig r. Wenanders des Dialogs Ordnung sei drei Komiker (Cornelius) Anders römisch und nach ihm

Pollio, ein **Varius** mit seinem **Thyestes**, ein **Dold** mit seiner **Medea**, werden zwar gepriesen; allein die Ursachen sind leicht zu errathen, warum man im Gegentheil glauben muß, daß die Tragödie auf römischem Boden nie gedeihen konnte. Wir dürfen nur an die im Triumph aufgeführten Könige, die dann im Kerker verschmachteten, an die Gladiatorenspiele und Thiergefechte denken, um dieses erklärbar zu finden. Bei einem solchen Volke konnte man nie eine künstlerische Harmonie, eine aristotelische Reinigung der Leidenschaften, das Ziel der attischen Tragödie, erwarten. Das einzige Probestück der tragischen Poesie aus einer spätern Zeit ist uns in den zehn Trauerspielen des **Annius Seneca** aufbehalten, die man aber, wohl nicht mit Unrecht, mehreren Verfassern zuschreibt. Sie sind vielmehr monströse Declamationen, die, ohne alle innere Wahrheit, aus den Schulen der Rhetoren herkommen, und mit ihrem Bombast nur den größten Sinn bestechen können. **Lucretius**, welcher unter den frühern Dichtern Roms eine ganz neue Bahn betrat, schuf nach dem Systeme des **Epikur** ein philosophisches Gedicht über die Natur der Dinge in sechs Büchern, welches er mit poetischen Farben reichlich geschmückt hat. Auch er ging von dem Geiste aus, den mehrere wissenschaftliche Gedichte der Griechen athmen. Er ist allerdings ein begeisterter Darsteller der Natur, nicht ohne Originalität, aber auch nicht ohne Härten und Dunkelheit. In einer andern Gattung zeigte sich **Catull**, nämlich im leichten Liede und in der Elegie, auch in Epigrammen. Er hat oft viel eigenthümliche Feinheit der Empfindung, auch glückt ihm der gefällige Scherz. Indessen nimmt er es, wie die meisten erotischen und satirischen Dichter der Alten, mit der Sittlichkeit des Ausdrucks nicht zu genau, welches im Geiste der damaligen Zeit und in der herrschenden Ansicht vom zweiten Geschlechte seine Entschuldigung findet. Welt reiner und sanfter erscheint **Tibull**, welchem wir mit **Quintilian** den ersten Rang unter den Elegikern zuerkennen möchten. Er behandelt die Liebe am wenigsten roh, und zeigt überhaupt wahres Gefühl ohne gesuchte Kunst. — Mit dem Zeitalter des **Augustus**, welches nun beginnt, offenbart sich in der römischen Literatur ein neuer Geist, da die Freiheit der Republik gänzlich verschwunden war. **Augustus** selbst und **Mæcenas** unterstützten die dichterischen Talente. Der erste dieser begünstigten Dichter ist **Virgil**, welcher in seiner **Aeneide** ein eigentliches Nationalepos, die Landung des **Aeneas** und die Gründung seiner Herrschaft in **Latium**, aufgestellt hat. Wiewohl der Dichter sein eignes Werk selbst vernichten wollte, so ist doch sein Streben zum Großen nicht zu verkennen, indem er nach einem hohen Vorbilde seinen Zeitgenossen eine neue **Ilias** erschaffen wollte, die freilich nicht so erzwungen werden konnte. Dennoch zeigt er in seiner Darstellung vaterländisches Gefühl, gebildeten Kunstsinne und reine poetische Sprache. Weit gelungener in seiner Art ist das Gedicht vom Landbau. Hier hat er in der Form eines Lehrgedichts und in einer vollendeten Sprache seine Ansichten und Gefühle vom Landleben niedergelegt, nachdem er in einem frühern Versuche der **Eclogen** oder **Hirtengedichte** dieselbe Liebe zur Natur und zum Landleben ausgesprochen hatte, wiewohl er dabei oft allegorisiert, indem er, sich von seinem Muster, dem **Theokrit**, entfernend, bisweilen selbst die Person eines Hirten annimmt. Wenn wir im **Virgil** den vorzüglichsten epischen und didactischen Dichter der Römer anerkennen, so erscheint **Horaz** als ein Liebling der lyrischen Muse, als ein Priester der Muse selbst, wiewohl man über den größern oder geringern Grad seiner poetischen Selbstständigkeit bei dem Verluste seiner griechischen Vorbilder

nicht sicher genug urtheilen kann. Doch bewegt sich seine Ode oft ganz frei im Gebiete der Lebenskunst; dann drückt er die edelsten Empfindungen, wie es einem Römer geziemt, kraftvoll aus. In manchen Oden ist er ganz Patriot, auch athmen manche seiner Lieder eine eigne Anmuth. Eben so achtungswerth zeigt sich dieser Dichter in einer ganz andern Sphäre, nämlich in der Satire, einer den Römern eigenthümlichen Gattung, welche überhaupt den Charakter ihrer Literatur zu bestimmen scheint. Auch in den meisten Epoden und Episteln stellt er mit spielender Heiterkeit und gewandter Virtuosität mehr das Ungereimte, als das Schändliche dar, wiewohl auch dieses aus seinen Lebensgemäßen nicht ausgeschlossen ist. In das augusteische Zeitalter fallen noch unter den Elegikern, die wir besitzen, Propertius und Ovid. Als erster Priester der griechischen Elegie betritt Propertius den heiligen Hain des Callimachus und Philetas, um in hellenischen Ehrentönen italische Dörfer zu feiern; er läßt unter der verzehrenden Gluth der Sinnlichkeit doch eine gewisse ernste Hobeit hervorstrahlen, wenn er auch in Gedanken und Ausdruck nicht selten gezwungen ist. Dem Ovid läßt sich das ruchtbarste poetische Talent und die größte Leichtigkeit der Versification nicht absprechen; nur coëttirt er zu oft mit seinem Ueberfluß, und wirft in seinen elegischen Klagen unmännlich. Das eigenthümlichste seiner Gedichte sind die Fasti, oder die poetische Beschreibung der römischen Feste und ihres Ursprungs; das mißlungenste sind wohl seine einundzwanzig Heroiden. Ovid ist der Schöpfer dieser verrufenen Dichtungsgattung. Diese sogenannten Briefe haben zu viele Einförmigkeit, und sind zu sehr mit verliebten Klagen angefüllt, um Würde und innere Wahrheit zu haben; sie sind mehr als rhetorische Spiele zu betrachten. Ueber die übrigen Werke dieses Dichters, namentlich über seine Metamorphosen und erotischen Poesien s. d. Art. Ovid. Von den andern Dichtern, die dieser Zeit angehören, ist wenig zu sagen. Einige geschätzte Elegiker, wie Pedo Albinovanus, oder Cornelius Gallus, sind uns fast gänzlich verloren gegangen. Ein Gedicht über den Aetna, welches dem vom Quintilian gelobten Cornelius Severus beigelegt wird, hat wenig schöpferische Kraft, und die Lehrgedichte des Graecus Faliscus über die Jagd (Cynogeticon), so wie des Manilius über die Astronomie behaupten bei gelungenen Einzelheiten einen höhern Werth durch ihren Stoff, als durch ihre Form, die, wiewohl nicht zu ihrem Vortheil, an den Alexandrinismus der griechischen Poesie innert. Das dritte Zeitalter nach dem Tode des Augustus beginnt mit dem Phaedrus, einem Nachahmer des Aesop, welcher mehr seiner Sprache, als seiner Erfindung und Behandlung wegen gelobt zu werden verdient. In dem dunkeln Persius zeigt sich schon der entartete Geist der römischen Poesie. Er sowohl, als der spätere Juvenalis, rechnen ihren Unwillen über die Schlechtigkeit ihrer Zeit mit unverhaltenem Grimm aus, haben aber in so fern mehr moralischen als ästhetischen Werth. Wenn wir bei den Hauptern dieser spätern Poesie verweilen, bei dem Lucan, welcher durch die Besingung des Bürgerkriegs zwischen Cäsar und Pompeius zum historischen Heldengedicht zurückkehrte, oder bei dem schwülstigprunkenden Statius, welcher eine Ehedröde und den Anfang einer Achilleide dichtete, um von den Kleinern zu schweigen, so finden wir einen durchgängigen Mangel an schöpferischer Phantasie und eine Kälte, die sich und uns vergebens mit rhetorischen Feuerwerken zu erwärmen sucht. Dabei war ihnen die edelste poetische Welt und selbst der Sinn für republikanische Freiheit längst untergegangen. Bei so überspannten Naturen, wie die Römer

waren, konnten nur Dichter, wie Statius, oder der Epigrammatische
 Martialis (welchem wir übrigens Witz und Keichthum der Erfin-
 dung nicht abirechen können) ihr Glück machen. Indessen bewahrt
 Lucan bei allen Fehlern der Anlage und bei einer oft unverständigen
 Schwermüthe dennoch einen überraschenden Adel der Fiktion, Kraft
 des Ausdrucks und glückliche Darstellung der Charaktere. Valerius
 Flaccus, welcher den Argonautenzug nach dem Vorbilde des Statius
 aus Apollonius d'Argos, zeigt mehr am Ciceron, durch Gelehrsamkeit zu
 gewinnen, als Originalität und Frische des Coloris, und Titus
 Livius, im großen Verdorren Vergils, welcher den zweiten punischen
 Krieg zum heroischen Stoff wählte, gilt bloß als historischer Dichter. —
 Die der vierten Periode angehört sich der Verfall der römischen Poesie
 immer mehr. Die vierundzwanzig Fabulae des Lucianus oder Lucianus
 sind in einem dicken gebrauchten Epick; dagegen gehören sich
 das Gedicht des Nemesis über die Jagd, und die hohen Elogien
 des Calpurnius wenigstens durch jämliche Reindheit und Leichigkeit der
 Sprache aus. Lucan macht in seinen Epigrammen und sogenannten
 Jollen, besonders in seinem Gedichte auf die Wölfe, gleichsam die
 Aehnlichkeit zwischen der alten und neuen Welt; nur Claudian er-
 scheint in dieser ebenen Zeit fast mit einer Wunder. Wenn er auch von
 rhetorischen und epigrammatischen Auswüchsen, von der Euche, durch
 Gelehrsamkeit zu kommen, nicht frei ist, so steht er doch über seiner
 Zeit und nützt sich oft zu einem blühenden Kunstkol. Seine Gedichte
 haben zum Theil gelegentliche Veranlassungen; andre sind kleine Epos-
 sionen, unter denen der Wand der Proserpina und eine Wagniswacht,
 beide unvollendet hervortragen. Auch zwei größere satirische Gedichte,
 67 Epigramme und andre kleine Gedichte rechnen ihn unter der Krone
 d'epigrammatische aus. Wir schließen diese Reihe mit dem Ausilius No-
 wacianus, welcher seine Carmina nach Gallien in elegischem Ver-
 stände nicht ganz verdienstlos besungen hat, und mit zwei christlichen
 Dichtern, dem Prudentius und Sedulius, in welchen wir fast
 nur moderne Klänge und die ersten Kerne der Kirchengedichte finden. —
 In der profanischen Literatur der Römer, die im Ganzen noch höher
 zu setzen ist als die poetische, gehören die Beredsamkeit, die
 Redekunst, die Philosophie und die Rechtsgelehrsam-
 keit die Hauptstücke aus, in welchen sie sich ausgezeichnet haben.
 Nachdem die Römer als Eroberer in die griechische Welt eingetreten
 waren, nachdem sie den Wissenschaften überhaupt mehr Ehre gewid-
 met, als Lehrer der Beredsamkeit
 wurden, als Lehrer der Beredsamkeit
 wurden Sprache und Literatur eben-
 so unentbehrlich, wie wohl sie zwei Mal
 um wurden, bald aber legte man
 sie theoretische Anweisung mit Frühen
 um sich auf öffentliche Reden vor-
 zugsweise immer der Betrugpunkt bei
 en Rednern kennen nur Viele bloß dem
 welchen ihnen andre Schriftsteller er-
 und Leibesweg, Libanius Grae-
 fonderd aber Licinius Crassus,
 Cäsar selbst. Das vorzüglichste
 ist sich Cicero, von welchem wir
 in vorhandenen Reden die schönsten
 , sondern welche auch in gedruckten

betorischen Werken als Lehrer auftrat, und überhaupt an der Ord-
 nung der profanen Literatur der Römer den entscheidendsten Antheil
 hatte. Im Zenith der Augustus, nach dem Tode des letzten Ver-
 eckerts der römischen Freiheit, mußte freilich die freie Beredsamkeit
 erstummen; doch waren auch die Werke dieser und der späteren Po-
 ete von jenem alten Meister mehr oder minder durchdrungen. Als dem
 ehren Hauch der römischen Beredsamkeit kann man die Lobrede auf
 den Trajan vom jüngern Plinius ansehen, welcher sich auch als
 geschicklicher Redner zu Rom Aufsehen erwarb. Die Schwäche der nun
 anj davorstehenden Rednerkunst kann man am besten aus Fronto
 und manchen dem Plinius nachgeahmten pompejanischen Versuchen
 späterer Redner, namentlich des Claudius Mamertinus, des
 Lumenius, Nazarius und des Vacutus Drepanius beur-
 theilen. Noch ist Quintilian, ein Zeitgenosse jenes Plinius,
 als die letzte Erlöse rhetorischer Bildung, theils durch Unterrichts, theils
 durch eigenes Beispiel, zu nennen. Wir haben noch unter seinem Na-
 men 19 größere und 145 kleinere Declamationen oder Uebungsreden.
 Er selber aber ist sein Verdienst als Redner und Grammatiker. In sei-
 nen 12 Büchern de Institutione oratoria verbindet er mit geschmack-
 voller gründlicher Anweisung zugleich die Anführung und Charakteris-
 rung der besten Muster. Früher schon im blühendsten Zeitalter der rö-
 mischen Literatur hatten, nächst dem Cicero, Celsus und Teren-
 tius Varro durch ihre grammatischen Schriften wirkte, eine
 wissenschaftliche Kenntniß der Sprache zu begründen, und ihr dadurch
 eine feste Basis zu geben. Varro, der gelehrteste Sprach- und Al-
 terthumsforscher seiner Zeit, schrieb ein Werk über die lateinische Spra-
 che, welches ursprünglich aus 24 Büchern bestand, von welchen aber
 nur noch sechs vollständig übrig sind. In rhetorischer Hinsicht sind
 noch die bürgerlichen Rechtsfälle (Controversiae) und die Empfeh-
 lungsreden (Suasoriae) des Marcus Tullius Cicero zu nennen, vorzüglich
 aber ein schätzbare Dialog über die Ursachen der gesunkenen Beredsam-
 keit, welcher von den Meisten dem Quintilian zugeschrieben wird.
 Spätere Grammatiker, d. h. Lehrer der Sprachkunst und der Literatur
 überhaupt, von den Zeiten der Antonine an sind Aulus Gellius,
 Zenobius, Nonius Marcellus, Pomponius Festus,
 Macrobius, Donatus, Priscianus, Diomedes und Cha-
 risius, die theils durch grammatische
 mentare über ältere Autoren und da-
 mense aus denselben für den Plebejeren
 vertrat der römischen Sprache und
 sich die Literatur ihrer Geschichtschrei-
 ber und durch sie ausgebildet hat. Di-
 ren dieß treuere Verzeichnisse wichtiger
 1. den der Oberpriester (Pontificalium
 Wohnung, und durch Verzeichnisse de-
 ren Vorfällen im Tempel der Romer-
 den. Fabius Pictor, Albinus
 's, Celsus, Gannius, Valeriu
 waren die ersten Geschichtschreiber der
 der Kunst. Erst in der herrlichsten Zei-
 ter auf. Wer konnte nicht die Lebendig-
 keit, wechmäßige Schreibart des Jul-
 vürdig erscheint er in den Nachrichten
 im gallischen und bürgerlichen Krieg.

man freilich hier und da etwas Gezwungenes; indessen hat er eine große Sorgfalt auf die Erzählung und auf die Schilderung der Charaktere verwendet, und zeigt überall Gedankenreichtum und tiefe Beurtheilungskraft, so daß er nicht zu seinem Nachtheile mit seinem Vorbilde, dem Thucydides, verglichen werden darf. Livius ist, wenn wir die verloren gegangene Universalgeschichte des Trojus Pompeius ausnehmen, der Historiker vom größten Umfang, und verdient in der Erzählung und rednerischen Form (*lactosa ubertas*) vollkommen genannt zu werden, wiewohl ihm Asinius Pollio nach dem Quintilian eine gewisse Patavinität (das Fremdartige seiner Vaterstadt) vorwarf. Seine Geschichte ging von der Ankunft des Aeneas in Italien bis auf das Jahr 744 nach Roms Erbauung, von welcher aber verhältnißmäßig nur wenige Bücher noch übrig sind. Diesen drei Mustern der Geschichtschreibung zunächst steht mit seinen Biographien vorzüglicher Feldherren Cornelius Nepos, wenigstens durch die Reinheit des Ausdrucks. Es ist zu beklagen, daß ein geschichtliches Hauptwerk von ihm untergegangen ist. — Unter dem Drucke des Despotismus entartete jetzt selbst die Geschichte, die von den Römern so wohl angebaut war; dies zeigt die geschraubte declamatorische Sprache des Bellejus, von dem wir einen kurzen Abriß der römischen Geschichte haben, in welchem er sich die niedrigsten Schmeicheleien erlaubt hat. Noch mehr zu tadeln ist Florus. Auch er brachte die römische Geschichte in einen Auszug; doch verirrte sich sein schwülstiger Styl oft zu weit über die Grenzen der Prosa, der unwürdigen Schmeichelei nicht zu gedenken. Valerius Maximus ist in seinen Erzählungen von denkwürdigen Männern mehr Compiler und Anekdotensammler; Eueton beschränkte sich bei seinen übrigen grammatischen und rhetorischen Arbeiten auf bloße Biographien der Kaiser, die übrigens durch innern Gehalt anziehend sind. Ueber diese Zeit, zu deren Verfall der Philosoph Seneca wohl am meisten beigetragen hat, erhob sich Tacitus durch echt römische Gesinnung, durch Geistesiefe, und durch jene Kraft des Ausdrucks, welche oft nachgeahmt, aber selten erreicht worden ist. Man kann mit Recht sagen, daß in ihm der Dichter, der Philosoph und der Geschichtschreiber vereinigt erscheinen. Nach dem Traian verschwinden die bedeutenden Schriftsteller, da die griechische Literatur wieder ihre Rechte behauptete, und die römische Geschichte selbst von mehreren Griechen bearbeitet ward. Justin trägt vielleicht die Schuld, daß wir durch seinen Auszug die allgemeine Geschichte des Trojus Pompeius in 44 Büchern verloren haben. Die Unkunde der römischen Geschichte selbst war bei den Imperatoren so weit gekommen, daß Eutrop nach dem Befehl des Kaisers Valens einen kurzen Abriß der römischen Geschichte entwerfen mußte. Vom Aurelius Victor ist wenig zu sagen, und so dürfen wir den Verlust seines Hauptwerks vom Ursprunge des römischen Volks, welches nur bis auf das erste Jahr nach Roms Erbauung geht, nicht zu sehr bedauern. Weit höher steht Ammianus Marcellinus, welcher, freilich in einer barbarischen Schreibart, dem Forscher oft reizende Aussichten öffnet und durch gesundes Urtheil, so wie durch Mannichfaltigkeit des Stoffs, den Leser ergötzt. Desto weniger Lob verdienen die sechs sogenannten Schriftsteller der Kaisergeschichte (*Scriptores historiae Augustae*), der Spartianus, Capitolinus, Trebellius, Vopiscus, Gallicanus und Lampridius. — Wenn wir oben sagten, daß sich die Römer auch in der Philosophie ausgezeichnet hätten, so ist dieses Lob dahin einzuschränken, daß sie die von den Griechen gemachten Erfindungen zum Theil in einer populären

Sprache verbreiteten, und daß die angesehensten Staatsmänner in der blühendsten Periode Roms Freunde und Verehrer der Philosophie waren. Unter den ältern Römern müssen auch in dieser Hinsicht besonders *Laelius*, der jüngere afrikanische *Scipio* und *Lucullus* rühmlich erwähnt werden. — Von der erhabenen Begeisterung des *Lucretius*, wiewohl er einem feindseligen System huldigte, von der Lebensphilosophie des *Horaz*, welcher übrigens den *Epicurismus* eine tolle Weisheit nannte, ist bereits an seinem Orte gesprochen worden; allein durch die Einführung der höhern sittlichen Philosophie der Griechen hat sich *Cicero* auch hier ein unsterbliches Verdienst um die Bildung seines Volks erworben. Er verlor sich zwar nicht in den labyrinthischen Gängen der Speculation, aber er kehrte zu ihr im Glück und Unglück stets zurück, und stellte sie in seiner classischen Sprache dar. Ursprünglich ein Platoniker, ging er doch oft zur Sittenlehre der Stoiker über, oder, wo ihm der zu strenge Ernst derselben mißfiel, zum *Aristoteles*. Nur *Epicur* mit seinem System war ihm zuwider, da er dessen Nachtheile für den Menschen, besonders für den Staatsbürger, vollkommen einsah. Zugleich findet man in seinen Werken viel Lehrreiches über die Geschichte der alten Philosophie, z. B. in seinen *tusculanischen Untersuchungen*. Die Philosophie, wiewohl bisweilen selbst von den Kaisern wie früher vom ältern *Cato* verfolgt, fand stets ihre Liebhaber in Rom, und fast jede ihrer Schulen zählte Anhänger daselbst; allein sie trat mehr in der mündlichen Unterhaltung, in der Schule und im Leben selbst, als in Schriften hervor. Früher hatte die ältere Akademie und die Schule des *Epicur* die meisten Freunde gehabt; späterhin flüchteten die unterdrückten Geister zur *Stoa*, die mit ihren pomphaften Sentenzen selbst auf einige Dichter einwirkte, z. B. auf den *Lucan*. Der Philosoph *Annäus Seneca* aus dem Zeitalter des *Nero*, von welchem wir, außer andern Werken, zwölf philosophische Schriften besitzen, gefiel sich vor Allen in künstlich zugespitzten Sätzen und in blendenden Antithesen. Aus der vierten Periode der römischen Literatur ist nur *Apulejus* zu nennen. Die bekannteste seiner Schriften ist seine Erzählung vom goldenen Esel. Er war Platoniker, und selbst in dem lieblich erzählten Märchen von der Psyche finden wir einen Widerschein platonischer Ideen. — Der Briefstyl steht mit der *Beredsamkeit* in Verbindung, und so enthält die römische Literatur allerdings auch einige Sammlungen musterhafter Briefe. Die Briefe des *Cicero*, deren Zahl an das Ungeheure gränzt, sind größtentheils über wirkliche Vorfälle an die größten Männer der damaligen Zeit geschrieben, mit aller Reinheit und Eleganz, jedoch ohne Künstelei. Sie enthalten zuverlässige Materialien zur Geschichte seiner Zeit, und sind gleichsam die letzten Denkmale der Republik. Die Briefe des jüngern *Plinius* sind mit derselben Feinheit und Eleganz geschrieben, sie machen uns ein liebenswürdiges Bild von dem Verfasser. Doch sind sie fast zu elegant und scheinen weniger einer wirklichen Veranlassung, als einer gewissen Autoreitelkeit ihr Daseyn zu verdanken. Die 124 Briefe des *Annäus Seneca* an den *Lucilius* beziehen sich größtentheils auf die stoische Philosophie; sie sind mehr ihres Stoffs als ihrer Form wegen merkwürdig, welche die bekannten Fehler seiner Schreibart nicht verläugnet. Noch sind die Briefe des *Symmachus* aus dem Ende des 4ten Jahrhunderts und die des noch spätern *Sidonius Apollinaris*, der auch als Dichter nicht unbekannt ist, zu nennen. In den ersten erkennt man einen nicht unglücklichen Nachahmer des jüngern *Plinius*; die letzten dagegen tragen die Schuld ihres Zeitalters, wiewohl sie

durch ihren Inhalt interessiren. — Mit den Dichtern berühren sich die mythologischen Schriftsteller der Römer. Der römische Götterdienst war dem griechischen zwar einigermaßen verwandt, aber keineswegs so völlig einerlei damit, wie Manche annehmen; aber die heroische Mythologie der Griechen war durch die Dichter in Rom eingeführt worden, und knüpfte sich durch nichts an die nationalen Erinnerungen an. So schöpften auch die römischen Mythographen meistens aus griechischen Quellen, und haben daher wenig Eigenthümlichkeit. Den einheimischen Götterdienst der Römer lernt man besser und vollständiger aus ihren antiquarischen und historischen Schriftstellern kennen. Hygin, dessen Zeitalter nicht sicher bestimmt werden kann, hat uns eine Sammlung von 277 mythologischen Erzählungen gegeben, die nicht unwahrscheinlich für Skizzen alter Trauerspiele gehalten werden. Ein Astronomik- und Poetikon desselben Schriftstellers erläutert die dichterischen Sternbilder. Eben so ungewiß ist das Zeitalter des Fulgentius, von welchem wir drei Bücher mythologischer Fabeln haben. Und so wäre denn auch dieser Kreis geschlossen, wenn wir etwa den Lactantius Placidus aus einem sehr späten Zeitalter hinzusetzen, welcher einen Auszug aus Ovids Metamorphosen geliefert hat. Am schicklichsten läßt sich hier noch Petron, ein Zeitgenosse des Nero, anführen, weil auch er durch sein Satyricon, in welchem er das Sittenverderbniß seines Zeitalters mit Witz und Lebendigkeit darstellt, und durch eigene eingewebte poetische Versuche mit den Dichtern zusammenhängt. — Auch als Mathematiker, Geographen, Aerzte und Oekonomen empfahlen sich die Griechen den Römern. In der Mathematik hatten sie zu einer wissenschaftlichen Erdmessung und Sternkunde den Grund gelegt, und die Medicin gab ihrem Erfindungsgeiste einen weiten Spielraum. In allen diesen Gattungen, wenn man die ökonomischen Kenntnisse ausnimmt, erwarben sich die Römer kein eigenthümliches Verdienst. Unter den mathematischen Schriftstellern ist Vitruv der Zeit wie dem Werthe nach der Erste. Er war selbst Architekt, und so ist sein Werk über die Baukunst noch immer sehr schätzbar. Frontin behandelte die Wasserleitungen, Vegetius das Kriegswesen (da die Anwendung der Mathematik auf die Kriegskunst bei den Römern besonders Beifall finden mußte) und nach ihm schrieb Firmicus Maternus eine Mathesis in acht Büchern, die aber eigentlich Astrologie ist, wie ein Werk des Julius Obsequens über die Wunderzeichen. — Als Geographen sind Pomponius Mela und Vibius Sequester zu nennen. Der letzte lieferte ein nicht uninteressantes Namensverzeichnis der Flüsse, Seen, Berge, Wälder etc. Auch Tacitus, der Beschreiber des alten Germaniens, bleibt hier Tacitus. — Die Aerzte wurden erst seit dem Cäsar und Augustus bei den Römern geachtet. Die acht Bücher des Celsus von der Medicin, welche nur einen Theil einer großen Encyclopädie ausmachen, sind ihres Inhalts und ihrer Schreibart wegen sehr bedeutend. Aemilius Nacer und Aulus Apulejus (von dem vorigen verschieden) schrieben über die Kräfte der Kräuter. Vom Scribonius Largus und Marcellus Empiricus besitzen wir unbedeutende Schriften über die Arzneimittel, und vom Serenus Sammoniacus, einem Günstling des Kaisers Severus, sogar ein medicinisches Gedicht. — Mehrere ökonomische Werke der Römer sind uns verloren gegangen. Unter dem Namen des ältern Cato besitzen wir ein Werk vom Ackerbau. Wichtigere sind die drei Bücher des gelehrten Varro über die Landwirthschaft, die überhaupt viel Be-

lehrendes enthalten. Auch die Werke des Columella und Palladius über die Landwirthschaft, die zum Theil eine dichterische Einkleidung gewählt haben, sind mit Ruhm zu nennen. Der berühmte Schweizer Aulojus, welchem man ein schlecht geschriebenes Werk über die Kochkunst beilegt, findet hier wohl am schicklichsten seinen Platz. — Noch sind einige Schriftsteller übrig, die man, wie jenen Varro, Polyhistoren nennen möchte. Außer dem Celsus schrieb der ältere Plinius eine Naturgeschichte, in welcher er zugleich die Kosmographie und Geographie, die Medicin und Kunst mit einem Aufwande von Gelehrsamkeit, doch in gezwungener Schreibart, behandelt. Er hat uns an einem Beispiele gezeigt, was die Römer mit ihren unermesslichen Hülfsmitteln für die Erweiterung menschlicher Kenntnisse hätten leisten können. Einen Auszug daraus machte Solinus. Endlich schrieb Marcianus Capella im 5ten Jahrhunderte in einer barbarischen Sprache eine Art von Encyclopädie in neun Büchern unter dem Titel Satirikon (wegen ihres gemischten Inhalts), in welcher er mehrere Wissenschaften mit ihren vornehmsten Lehrsätzen behandelt. — Bei einer Uebersicht der römischen Literatur finden wir, daß die eigentliche Blüthe derselben nur kurz gedauert, nämlich vom Cicero an bis auf den Tod des Trajan, daß die Prosa eine höhere Stufe erreicht hat, als die Poesie, in welcher der Erfolg nach den Gattungen verschieden war, und daß bei allem Guten, was man von römischer Kunst und Wissenschaft sagen muß, die Griechen den Römern an Zahl sowohl als an innerer Vollendung überlegen sind. Viel-

römische Recht ein hochwichtiger Gegenstand seyn. 1. Der Geschichtsforscher durchgeht die weite Zeit des Römerreichs, er zeigt, wie das Recht unter den Königen, in der Republik und unter den Kaisern beschaffen war; jede Periode hat für ihn gleiches Interesse. 2) Unter den Königen zeichnet sich der Nationalcharakter der Römer durch Eiferheit und Strenge aus, das Land derselben war eigentlich eine einzige

Stadt, der rechtliche Zustand höchst particular. Die Könige sprachen dem Volke das Recht, und ihre Aussprüche hatten Gesetzeskraft. b) Mit dem Beginnen der freien Republik änderte sich diese Lage der Dinge. An die Stelle der Könige traten Consuln, aus dem Gebiete der Stadt ward ein orbis romanus, und aus dem rohen Volk ward ein verfeinertes, verderbtes. Das Privatrecht der Römer erhielt hier sein Fundament durch die zwölf Tafeln, an welche sich das durch die Edicte der Prätores und die Theorien der Juristen begründete Gewohnheitsrecht angeschlossen. Die Comitialgesetze hingegen bekräften immer mehr das öffentliche Recht, und vor den Zeiten des Liberius gingen nur wenig Senatsschlüsse das Privatrecht an. c) Als im Römerreiche, zur Zeit, wo die Cultur den höchsten Gipfel erreicht, unter dem Namen eines Augusts oder Cäsars Monarchen auf lebenslang auftraten, da bildete sich in den Constitutionen allmählig eine neue Rechtsquelle aus. Vorzüglich zeichnen sich die ersten Jahrhunderte der kaiserlichen Regierung durch die reiche Ausbeute der Juristen aus, welche nunmehr den kräftigen Stoff Rechts immer mehr und mehr wissenschaftlich zu verarbeiten anfingen; dahingegen man in den letzten Jahrhunderten sich mehr bemühte, die so fast bis über das Maß menschlicher Fassung angeschwollene Jurisprudenz zu fixiren. Der erste Versuch der Art geschah durch das Citirgesetz Valentinians III., worin bestimmt war, welche Schriften der ältern Juristen unter der großen Menge derselben in den Gerichten citirt und zur Entscheidung der vorkommenden Rechtsfälle den Gesetzen gleich gebraucht werden sollten. Ein zweiter bestand in Sammlungen von Constitutionen nach Gestalt eines Codex. Ein dritter waren zwei im sechsten Jahrhunderte nach Christus fast zu gleicher Zeit veranstaltete Compilationen des praktischen römischen Rechts. Die erste die der Westgothen in Toulouse (Trovialum Alarici), die zweite die der Griechen in Neu-Rom oder Constantinopel unter Justinian I. 2. Den praktischen Juristen interessirt zunächst die erwähnte Compilation Justinians, welche man gewöhnlich unter dem Ausdrucke römische Recht im engern Sinne versteht, und die im dreizehnten Jahrhunderte die Benennung Corpus juris civilis erhielt. Sie besteht aus folgenden Werken: a) aus den Institutionen, einem kurzen, am 21sten Nov. 533 bekannt gemachten, am 30sten Dec. aber erst mit gesetzlicher Kraft beliebenen Lehrbuche, vorzüglich des Privatrechts, nach einem sehr einfachen und faßlichen System; b) aus den Pandecten, welche ein weitläufiges System des ganzen römischen Rechts, zusammengesetzt aus den Schriften der classischen Rechtsgelehrten, enthalten, am 16ten Dec. 533 bekannt gemacht worden sind und am 30sten Dec. gesetzliches Ansehen erhalten haben (s. d. Art.); c) aus dem Codex repetitae praelectionis (im Gegensatze eines frühern von 529), d. h. einer Sammlung kaiserlicher Gesetze seit Hadrian, ebenfalls eingefügt in ein System des ganzen römischen Rechts, ähnlich dem der Pandecten und promulgirt den 16ten Nov. 534; d) aus den Novellen, d. h. neuen, größtentheils in griechischer Sprache abgefaßten Gesetzen, welche Justinian erst nach Vollendung dieser Sammlungen zur Verbesserung des darin enthaltenen Rechtssystems in den Jahren 535 — 559 zu geben für gut fand (s. d. Art.). Der Anhang, welcher zu diesen vier Theilen hinzukommt, rührt nicht von Justinian her, und hat weder praktischen noch großen historischen Werth. Bei der Wiedereroberung Italiens hatte Justinian jene Sammlungen dahin geschickt, und sie durch ein Edict sowohl in den Gerichtsbrauch als in die Hörsäle der Rechtsschule zu Alt-Rom eingeführt, wo sich solche unter der Herrschaft der

Langobarden und der fränkischen Krönige erhielten. Als endlich im zwölften Jahrhundert die Wissenschaften in Italien wieder aufzubühen begannen, so erwachte auch die Liebe für diesen Zweig alter Wissenschaft. Talentvolle Männer, von ihren Erläuterungen zu dunkeln Stellen Glossatoren genannt, trugen dieses Recht auf den neu gestifteten Universitäten vor und fanden, indem sie die praktische Seite desselben herauszuheben mußten, viele Zuhörer, in ihr Vaterland zurückgekehrt, Theilen daselbst schon bekannte Lehren immer mehr und mehr bei Reich 1495 bei Errichtung des die Beobachtung des römischen Gesetzgeber hingegen, welchen das spätere in dem Schacht des römischen nach, Wird dieser daher die neuen enthaltenen Bestimmungen einverleiben? Etwa die Zeitbestimmten Schranken für Usucap Einreden? die willkürlichen Sines zum Theil nicht mit sich einig in Festsetzungen über Emphyteuse? einer Ruhmredigkeit angeklagt aus und einiger Testamente? die curse? die justinianische Ordnungen neuer Aftenerbesetzungen? Di den? die allgemeinen Eide für Klage wegen Verletzung über die ähnliche? gewiß nicht. Wohl a me, von den Dienstrechten, die träge, der Testamente, der Servituten, der Rechtsprüche, so wie von den Bedingungen und andern Nebenbestimmungen der Verträge und Testamente, die Lehre von der Ausübung der Rechte, vorzüglich des Eigenthums und der Dienstrechte oder vom Besitze u. s. w. mit wenigen Abweichungen zu machen können. Denn auf diese hat eben so wenig ge- Willkür als besondere politische oder jütliche Verfassung. In ihnen weht der freimüthige Geist der Geschlechter Scipio, Cicero, Julius Cäsar u. A.; ein Geist, den sich sch-feudalisch beherrschten deutschen Stämme nicht haben geben können. Nur dem Römer gelang es, von der heiligen Sphäre des Eigenthums die nachtwandelnde Polizei zu entfernen, die Freiheit des Handels und Wandels aufrecht zu erhalten. Hiermit sind die wilden Zweige, welche sich aus der Zeit des Barbarismus in den deutschen Rechten fortgepflanzt haben, unvereinbar. Die deutschen Fürsten wissen dies. Schon ist durch den wiener Vertrag vom 8ten Juni 1815 die Aufhebung der Nachsteuer durch ganz Deutschland verheissen. Andere Auswüchse wird die Bundesacte selbst nicht. — Möchten doch die erhabenen Monarchen vor allem die Investitur bei Alloden einer Revision unterwerfen! Nur durch eine solche Reformation können die Namen deutscher Helden, die jetzt unter dem Schlachtfeldern zürnen, besänftigt werden. Co.

Römische Sprache. Die altlateinische und römische Sprache sind verschieden. Aus der ersten, deren Spuren man noch in den Gesetzen der zwölf Tafeln findet, und die bald so veraltet war, daß man zu Cicero's Zeiten die Gefänge der Saller (Priester des Mars)

nicht mehr verstand, wiewohl sich nach der Einführung der jüdischen Religion, nicht ohne Einfluß der griechischen Sprache, die römische. In Rücksicht ihrer Mundarten theilt sie sich in den vorwärts verordneten, rusticus und peregrinus. Die erste Mundart war in Rom selbst, die zweite auf dem Lande, die dritte in dem Provinzen gewöhnlich. Wenn wir nach die Originen des lateinischen Satzes decken, würden wir über die älteste Bewohner Italiens, also auch über die Entstehung der lateinischen Muttersprache mit Gewissen entscheiden können. Jetzt ergibt sich aus den verstreuten Nachrichten der Alten nur so viel, daß die Oenoteres, die Arkader, oder vielmehr peloponnesischen Ursprungs gewesenen Iapyger, die Ausoner (unter diesen die Oskier und Volscier), die Etrusker oder Sabiner, die Tyrrhener (Etrusker, Herrensaker), von denen die Zeichenschrift und das Prädikat der lateinischen Sprache ausging, endlich die Umbrier als Hauptursache Italiens anzunehmen sind, denen sich die alten Latiner oder die sogenannten Aborigines anschloßen. Die dritten verbanden sich die Etrusker unter dem Namen, deren Zahl aber zu unbedeutend war, um einen entscheidenden Einfluß auf die lateinische Sprache zu gewinnen, wiewohl die Herrschaft an die Fremden kam. Wichtigere sind in dieser Rücksicht die griechischen Colonien von Euboiern, Lokern und Doriern, die im nördlichen und südlichen Italien wohnten, und ihre Pflanzung, selbst den bürgerlichen Gebrauch ihrer Sprache, aber ihre Abwandlung hinaus in Italien verbreiteten. Nothwendig machte Vorkommen in die lateinische Sprache übergeben. Lehre der altgriechischen Sprache findet man das Etruskische, das Oskische und Volscische erwehnt, welches wohl nur verschiedene Dialecten gewesen seyn mögen. Das Oskische erhielt sich später noch in den sogenannten Nationen. — Mit der Eroberung von Euboiern und Etrurien, von Macedonern und Achaern mußte die griechische Sprache den Römern immer bekannter, und so der Einfluß der griechischen Sprache auf die Bildung der römischen noch bedeutender werden. Auch haben wir in der Abkunft vieler Wörter sowohl, als in der Aberration dieser Sprache häufig Spuren griechischer Abkunft, und gerade die ältesten römischen Autoren, z. B. Plautus, Livius, Lucius, selbst Catull, haben viele Griechisches.

Romulus, der Begründer und erster König und dessen erster König. Wie bei allen großen Männern des weit entlegenen Alterthums, ist auch die Geburt und Abkunft des Erfinders des Römertums mit mystischem Dunkel umgeben. Seine Mutter, Rhea Silvia, war eine Tochter des Numitor, Königs von Alba, und eine von den Priesterinnen der Vesta, die, der Abstinenz heiliges Feuer wachhaltend, in strengster Keuschheit ihre Tage verleben mußten. Sie war von ihrem Ehemann Marsus, der ihren Vater des Thrones beraubt hatte, zum Tode verurtheilt worden, und durch die Güte des Königs Numitor von ihr befreit worden. Sie hatte jedoch einen Sohn, Romulus, den sie heimlich in den Tiber warfen, und der durch die Güte der Wölfe, die ihn aufzogen, zu einem großen Mann wurde. Die Geschichte des Romulus ist in der That eine Fabel, die nur die Thaten des ersten Königs von Alba, die die Gründung Roms betrafen, enthält. Die Geschichte des Romulus ist in der That eine Fabel, die nur die Thaten des ersten Königs von Alba, die die Gründung Roms betrafen, enthält.

Nach
er ver
eigen
ab des
Frucht
a, die
), gab
Kinder.
. Auf
in den
s war

den. Hier soll, der Sage nach, eine Wölfin sie gefunden und so lange gefäugt haben, bis der Zufall einen gutmüthigen Landmann, Fa-
 kulus mit Namen, herbeiführte, der die Kleinen aufnahm und erzog.
 Bei ihm verlebten Romulus und Remus ihre Jugendzeit unter
 den Beschäftigungen der Jagd und wohl auch des Raubes. Als in
 der Folge der jüngere, Remus, einst von den Dienern des Amulius
 gefangen wurde, sammelte sein beherzter Bruder eine kleine Schaar
 unternehmender Gefährten, mit der er so glücklich war, da unterdeß
 seine und seines Bruders vornehme Abstammung bekannt geworden,
 nicht allein seinen Bruder zu befreien, sondern auch dem Amulius den
 unrechtmäßig besessenen Thron zu entreißen, und seinen alten Großva-
 ter Numitor wieder einzusetzen. Nach Vollendung dieser That beschloß
 Romulus in Verbindung mit seinem Bruder, selbst eine Stadt zu grün-
 den, und den Plan dazu sollen ihm bei einem feierlichen Opfer die
 Götter durch den Flug von sieben Adlern angezeigt haben. 752 Jahre
 vor der Geburt Christi, nach Andern 754 Jahre war es, als solcher
 Gestalt Rom erbaut wurde. — Die Einigkeit, die aber bisher unter
 den beiden Brüdern geherrscht, endete bei diesem Unternehmen; der
 Ehrgeiz oder der Jähzorn des Romulus ließ ihn seine Hand mit Bru-
 derblut bes Flecken, und Remus fiel unter seinen Streichen nach der
 Angabe der mehresten Geschichtsforscher; einige andere aber lassen ihn
 sich flüchten vor dem Zorn des Bruders, über die Alpen gehen und
 den Stifter von Rheims werden. — Um seine Stadt zu bevölkern,
 reichte der kleine Haufen Getreuer, die dem Romulus hieher gefolgt
 waren, bei weitem nicht hin, und der Gründer der Jahrtausende lang
 weltbeherrschenden Roma sah sich genöthigt, um seiner Stadt Einwoh-
 ner zu verschaffen, sie zu einem Asyl für jeden heimatlosen Flüchtling
 zu machen. Männer wurden zwar dadurch gewonnen, an Frauen
 fehlte es aber bald den römischen Bürgern, und ihre freundlichen Be-
 mühungen um die Töchter der Nachbarstädte wurden von den auf die
 Gründung und den Wachsthum der neuen Stadt eifersüchtigen Vätern
 der Verlangten zurückgewiesen. Da entschloß Romulus sich zu einem
 Gewaltstreich, um seinem Volke Frauen zu verschaffen. Er veranstal-
 tete ein religiöses Volksfest, und lud dazu die Sabiner (vergl. d.
 Art.) mit ihren Frauen und Töchtern ein. Sie kamen unbesorgt, aber
 mitten im Feste wurden die Unbewaffneten überfallen, die Frauen und
 Mädchen ihnen entrissen, und jeder Römer eilte, sich mit einer Haus-
 genossin zu versehen. Erbittert griffen die Sabiner zu den Waffen.
 Es kam zum Krieg zwischen beiden Völkerschaften, das Flehen der Ent-
 führten stiftete aber endlich Friede, und Rom gewann durch die Ver-
 einigung mit dem Volke der Sabiner bedeutenden Zuwachs. Mehrere
 glückliche Kriege, die stets mit Volks- und Länderanwachs für den jun-
 gen Staat endeten, befestigten seine Fortdauer, und in dem sieggekron-
 ten Muth der ersten Römer verkündete sich bereits das Glück und das
 Gewicht, das diese Stadt einst erlangen sollte. Romulus herrschte als
 König streng und gewaltig, zu streng vielleicht für seine sich ihm frei-
 willig unterworfenen Unterthanen, und sein plötzliches Verschwinden er-
 regt die nicht ungegründete Vermuthung, daß er durch die Hand Ei-
 nes derselben fiel. Der Sage nach soll er gen Himmel zu der Schaar
 der Götter gestiegen seyn, nachdem er sein Werk vollendet, die ewige
 Stadt gegründet hatte; und bis zur Annahme der christlichen Religion
 verehrte in eignen Tempeln das dankbare Rom die Gottheit seines
 Gründers. Möglich ist auch, daß er vom Blitz erschlagen wurde, denn
 sein Verschwinden soll während eines Gewitters geschehen seyn, das

beraufzog, als er sich außerhalb der Stadt bei den Sämpfen von Caprea befand, um sein Heer zu mustern. Romulus hatte ungefähr 39 Jahre regiert, einige 50 gelebt, und die zwar rohen, aber für die Umstände passenden Verordnungen und Gesetze, die er seinem Volke gab, zeugen von seiner Herrscherfähigkeit. Sein Nachfolger in der königlichen Würde war Numa Pompilius (s. d. Art.), der mit Recht als der zweite Stifter Roms betrachtet werden kann, da er es war, der ihm feste Gesetze und Sitten gab. Als Romulus starb, soll Rom nach einer kurz zuvor von ihm veranstalteten Zählung zwischen drei und viertausend wehrhafte Männer gehabt haben.

Rondeau, s. Ringelgedicht.

Ronsard, eigentlich Roussard, (Pierre du), wurde geboren zu Poissonière 1524 und war Frankreichs erster neuerer Odendichter von Bedeutung, der seine Werke in der damals noch sehr uncultivirten Landessprache schrieb. In seiner Jugend wurde er als Page von dem Herzog von Orleans an den König Jacob von Schottland übergeben, wo Ronsard einige Jahre blieb. Als er in der Folge nach Frankreich zurückkehrte, wurde er von seinem Beschützer (Orleans) angestellt und folgte bald darauf dem bekannten Lazarus Baif zum Reichstage nach Speier. Durch diesen wurde ihm auch der Geschmack an den schönen Wissenschaften mitgetheilt, und Ronsard studirte nun eifrig die alten Dichter; er selbst aber wurde bald von seinen Landsleuten als der Fürst der Dichter anerkannt. Die Könige Heinrich II., Franz II., Carl IX. und Heinrich III. erkannten und ehrten sein Verdienst, und die Stadt Toulouse schenkte ihm, hingerissen von Bewunderung, eine massive silberne Minerva von bedeutendem Gewicht, die der Dichter wieder seinem König Heinrich II. verehrte. Auch die schottische Maria ehrte und achtete Ronsard und beschenkte ihn mehrmals. So ausgezeichnet damals Ronsards Talent erhoben wurde, so sehr ist es von neuern französischen Kritikern, besonders von Malherbe herabgesetzt worden; aber mit Unrecht, denn sie beachten nicht die Zeit, in der Ronsard lebte, und die Rohheit der damaligen Sprache. Man hat von ihm Oden, Hymnen und Schäfergedichte. Ronsards Eitelkeit, die oft ins Lächerliche und Uebertriebene fiel, hat nicht wenig dazu beigetragen, seinen Nachruhm zu schmälern. Als er 1585 starb, begleitete seinen Leichnam das ganze Parlament, und der Cardinal Duperron sprach die Leichenrede.

Roquelauze (Gaston Jean Baptiste, Marquis und Herzog von), war Pair von Frankreich und Ritter mehrerer königlichen Orden. Früh in Kriegsdienste getreten, wurde er 1642 in der Schlacht bei Honnecourt verwundet und gefangen. Nach seiner Auswechslung wohnte er als Maréchal de Camp den Belagerungen von Gravelines (1644) und von Courtrai (1644) bei. Zum Generallieutenant erhoben ward er zum zweiten Mal bei Bourdeaux verwundet. König Ludwig XIV. ernannte ihn hierauf zum Herzog und vertraute ihm das Gouvernement von Guienne an. Roquelauze war ein sehr geistreicher und witziger Mann, und eine Menge seiner oft scharfen Repliquen und Scherze haben seinen Namen in Frankreich fast berühmter gemacht, als die Dienste, die er seinem König widmete. Eine Sammlung seiner Einfälle erschien in der Folge unter dem Titel: Momus français, aber sie enthält so vieles Platte und Gemeine, daß man ihr deutlich ansieht, sie sei aus anderen als der vorgeblichen Quelle entsprungen. Roquelauze starb 1683 zu Paris.

Rosa (Salvator), einer der berühmtesten Maler und Kupferste-

cher Italiens, zugleich auch ein geachteter satirischer Dichter, war der Sohn eines Landmessers, und zu Kenella im Königreich Neapel 1615 geboren. Einen Theil seiner Jugend soll er unter Räubern verlebt, und die rauhen, wilden Gegenden, die er mit seinen Genossen durchstreifte, und in denen er sich mit ihnen verbarg, sollen ihm den Stoff zu seinen schauerlich romanhaften Schilderungen gegeben haben. Die grauenvollsten Wildnisse, vor denen auch der muthigste, kräftigste Mensch unwillkürlich zurückbebt, waren ihm die willkommensten, und er füllte sie mit Gruppen von Schäfern und Räubern, von Soldaten und Banditen aus, wodurch sie so charakteristisch und anziehend wurden. Wenn auch seine Zeichnungen nicht immer gleich correct waren, so herrscht doch in ihnen viel Leben und eine bewundernswürdige Leichtigkeit und Manichfaltigkeit. Nicht das Liebliche und Sanfte, bloß das Schauerlich-wilde, das Entsetzliche sprach ihn an, und nach seinen mahlerischen Darstellungen hätte man auf ein finsternes, melancholisches Gemüth schließen müssen. Aber Rosa war ein fröhlicher Mensch, reich an Wit und einer lustigen satirischen Laune. Die letztere offenbarte sich auch in zwei seiner Gemälde, von denen das eine die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens, das andere aber die Göttin des Glücks darstellt, wie sie ihre Gaben an Unwürdige vertheilt. Dadurch zog er sich wichtige Feinde zu, weshalb er sich von Rom nach Florenz begab, wo er sich durch mehrere Werke den Beifall des damaligen Herzogs erwarb. Er kehrte nachmals wieder nach Rom zurück, aber seine bitteren Spöttereien über mehrere seiner Kunstgenossen, besonders über Bernini, vermehrten die Anzahl seiner Gegner, wiewohl er auch durch seine geselligen Talente und manche lebenswürdigen Eigenschaften sich viele Freunde erwarb. Sehr übel empfand er es, als er wegen seines beißenden Witzes von der römischen Akademie ausgeschlossen wurde. Als diese Akademie nachher einem Künstler, der nebenher Chirurgie trieb, den Zutritt verweigert hatte, behauptete er, „das sei sehr unrecht, denn man bedürfe durchaus eines Wundarztes, um alle die Arme und Beine, welche die Mitglieder der Akademie in ihren Gemälden verrenkt hätten, wieder einzurichten.“ Selbst auf seinem Todtbette verließ ihn seine Schalkhaftigkeit nicht. Mit seiner Aufwärtlerin hatte er bis an sein Ende vertraut gelebt. Sein Beichtvater meinte, er müsse sie heirathen, wenn er anders ins Paradies kommen wolle. „Meinetwegen,“ antwortete Rosa, „wenn man doch ohne Heirath nicht hineinkommen darf.“ Er starb 57 Jahre alt, zu Rom. Von seinen Gemälden sind von englischen Künstlern sehr viele in Kupfer gestochen. Die beste Ausgabe seiner Satiren erschien zu Amsterdam (1769 in 4).

Rosalie nennt man in der Musik, wenn ein kleiner Satz von wenigen Tacten, anstatt mit andern Sätzen abzuwechseln, unmittelbar in allen seinen Stimmen auf eine höhere oder tiefere Stufe versetzt wieder erscheint. Die Wiederholung in der Octave wird nicht dahin gezählt, weil hier keine wahre Transposition in andere Intervalle Statt findet, und die Harmonie und der ganze Satz im Grunde derselbe bleibt. Man darf auch mit den Rosalien nicht die contrapunktischen Nachahmungen verwechseln, wobei keine Versetzung aller, sondern nur einer und der andern Stimme Statt hat, und die harmonische Form immer verändert erscheint. Man mißbilligt die Rosalien (welche in ältern Musiken öfter vorkamen), weil sie Armuth an Erfindung verrathen, viel Einförmigkeit mit sich führen, und in der Harmonie statt der schönen Modulation in sanften Uebergängen, einen auffallenden Sprung in eine andere Tonart enthalten. Sie können nur in seltenen Fällen, wo

etwa Ueberraschung oder etwas Komisches oder eine Steigerung der Empfindung oder ein scharfer Contrast auszudrücken ist, erlaubt werden.

Rosbach, ein zwischen Merseburg und Reiffensels gelegenes Dorf, an dem Flüßchen Geißel, berühmt geworden durch die daselbst im Laufe des siebenjährigen Krieges am 5ten Nov. 1757 gefochtene Schlacht zwischen den Preußen und Franzosen und der combinirten Reichsarmee, in welcher die erstern unter Anführung ihres Königs Friedrichs II. einen vollständigen und glänzenden Sieg über die letztern gewannen. (S. Siebenjähriger Krieg.)

Abshlaub (Andreas), wurde zu Lichtenfels den 21sten Oct. 1768 geboren, erhielt den ersten wissenschaftlichen Unterricht in seinem Geburtsorte, kam 1779 auf das Gymnasium zu Bamberg und fing im Jahre 1787 im Herbst an, sich der Medicin zu widmen. Nachdem er auch die Universität Würzburg besucht hatte, wurde er den 15. Juli 1795 in Bamberg zum Doctor promovirt. Im J. 1796 ward er außerordentlicher, im Jahre 1798 eben daselbst ordentlicher Professor der Therapie, so wie zweiter Lehrer am dasigen allgemeinen Krankenhause, und im Frühlinge 1802 ging er als ordentlicher Lehrer der Medicin, Hospitalarzt und Director der medicinisch-klinischen Schule auf die neu errichtete Universität Landshut, wo er noch lebt. — Schon während seiner Studienjahre in Bamberg machten John Browns Elemente der Medicin einen so tiefen und bleibenden Eindruck auf ihn, daß er diese Lehre seit dieser Zeit nicht nur begünstigte, liebte, sondern recht eigentlich in ihr lebte. Ja man kann ihn als den rüstigsten Verfechter derselben ansehen. Er war einer der ersten, der sie in Hörsälen und Schriften predigte, von ihr das so lang ersehnte Licht in der Arzneiwissenschaft erwartete, sie aber freilich nicht rein, sondern an vielen Orten modificirt darlegte. In diesem Geiste hielt er seine akademischen Vorträge, die sehr häufig besucht wurden, weil die Lehre vorbereitete Geister fand; in diesem Geiste sind auch seine zahlreichen Schriften geschrieben, die vorzüglich bei ihrer Erscheinung mit großer Liebe aufgenommen und sehr schnell verbreitet wurden. Der Fall der Erregungstheorie, die in wissenschaftlicher Hinsicht der bei weitem über ihr stehenden vielseitigen naturphilosophischen Ansicht, und im practischen Wirken dem wieder auflebenden rationalen Empirismus Platz machen mußte; ferner die Strebigkeiten, in die er mit sehr geachteten Gelehrten gerieth, und die nicht immer mit würdiger Humanität geführt wurden; seine Hinneigung endlich zu mystisch-religiösen Ansichten, die denn doch in der That in einer empirischen Doctrin schlechterdings keine Ausbeute geben können; alle diese Umstände verdunkelten seinen Ruhm in der neuesten Zeit und brachten ihn in der gelehrten Welt beinahe in Vergessenheit, als er in einer Vorrede zu Ringsees später anzuführenden tentamin und einem Sendschreiben an Dr. Marcus über den Typhus Werke versprach, die das Ganze der Medicin umfassen sollen. Bis jetzt sind folgende erschienen: 1. Fragmentum de febri, Bamberg 1795, 66 S. 8. (seine Inauguraldissertation); 2. Grundlinien der medicinischen Theorie nach John Brown, in Marcus Prüfung des brownischen Systems 1. St. S. 1—36; 3. Ueber die wahre und falsche Schwäche der Aeltern und Browns directe und indirecte Schwäche mit einem Blick auf die vermehrte Stärke; von der Diät in Krankheiten u. s. w. in Weiskards Magazin der verbesserten Arzneik. 1. B.; 4. Untersuchungen über Pathogenie, 2 Bde. Jrfst. 1797, 98, 8. 2te veränderte Auflage, 3 Bde. ebendas. 1800, 1801; 5. Von dem Einflusse der brownischen Theorie in die practische Heilkunde, Würzburg 1798, 8. 2

8. *Magalein zur Vervollkommenung der Medicin*, 30 Bde. Frankfurt 1798—1803; 7. *Commentatio de scholis clinicomedicis sine ac regulis cum pos. med.* Hamburg 1800, 8.; 8. *Lehrbuch der Neurologie*. Bamberg 1801, 8. Wien 1801 und 2, 8. (Nachdruck); 9. *Ueber Medicin, ihr Verhältnis zur Chirurgie, nebst Materialien zu einem Entwurfe des Polyzins der Medicin*, Frankfurt 1802, 8.; 10. *Untersuchungen über den Nutzen einer medicinerrichteten und klinischen Schule*, Landshut 1803, 8.; 11. *Hygiea*, eine Zeitschrift für öffentliche und private Gesundheitspflege von Nagl und Abichlaub, 4 Hefte, Frankfurt 1803—5, 8.; 12. *Wort an das bayerische Publicum*, in welchem er eine durch landesherrliche Magistratspersonen offenbar veranlassete große Vasoctilung höchster Personen aufdeckt, Landshut 1803, 8.; 13. *Erster Entwurf eines Lehrbuchs der allgemeinen Jarris und ihrer Präcedenz*, Frankfurt 1804, 8.; 14. *Zeitschrift für Jatrochamie*, B. 1. St. 1. Frankfurt 1804, 8.; 15. *Brown's sämtliche Werke*, 3 Bde., Kft. 1806, 7, 8.; 16. *John Brown's* in von dessen Sobne Dr. R. E. Brown, *Ueber* von Dr. A. L. Andraens an Jo 18. *Lehrbuch der J* 1. und 2. Abtheil. C. W. Hufeland in S. 9—21; 20. *Pr* pocratics et Browniana later ac consuetudo et motus de experientia, Nürnberg 1813; 21. *Dr. A. Abichlaub an Dr. A. Fr. Marcus*, ein Sendschreiben über den Lappus, Landshut 1814, 8. B. P.

Roscius (Quintus), von Geburt ein Gallier, war einer der größten Schauspieler des alten Rom und Zeitgenosse des Cicero, der ihn seiner Freundschaft würdigte und stets mit Bewunderung von ihm spricht. Wir haben noch eine Rede Cicero's, worin er diesen Künstler gegen Senatus vertheidigt. Nicht minder als Cicero schätzten Sulla und Piso ihn, und der Senat gewährte ihm einen Jahresgehalt von 20,000 Lihren. Er war so außerordentlich in seiner Kunst, daß das erhabene Rom nicht aufhören konnte, ihn zu bewundern. Sein Name wurde sprichwörtlich jedem Verwunden beigesetzt. Daß Roscius den Gebrauch der Masken auf dem Theater eingeführt habe, ist eine falsche Meinung; er fand sie bereits vor und bediente sich ihrer nach dem Gebrauche der Zeit. Er starb ungefähr 61 Jahre vor Christi Geburt.

Roscoe (William), ein berühmter, wahrscheinlich noch lebendes englischer Schriftsteller, von niedriger Herkunft, verdankt seinem unermüdeten Fleiße und seinen glänzenden Talenten einen dauernden Ruhm. Nur durch Erzwang konnten seine Veletra ihn dahin bringen, etwas Schreiben und Rechnen zu lernen, aber desto eifriger las er alle Dichtwerke seiner Nation, die ihm nur in die Hände fielen. Als Schreiber bei einem Advocaten in Liverpool angesetzt, legte er sich auf das Studium der lateinischen Sprache, wobei er von einem zwar experientia schen, aber schwachen Gelehrten, Franz Holden, unterrichtet wurde. Darauf fing er auch mit der französischen und italienischen Sprache an, und machte in der Kenntniß der ligiera und ihrer Literatur außerordentliche Fortschritte. In seinem sechszehnten Jahre schrieb er ein wahrhaftiges Gedicht, betitelt: *Woun's Pleasant*, welches von hohem Dichtertalent zeugte. Sodertdin ward er wirklicher Bediende eines Advocaten in Liverpool, Namens Riswall, und um diese Zeit entspann sich zwischen ihm und William Enfield, dem Verfasser der *New En-*

cyclopaedia (10 Vol. in 12 1809 — 11), und dem als Schriftsteller, Dichter und Herausgeber fremder Werke so berühmten Doctor Aikin eine innige Freundschaft. 1773 trug er hauptsächlich dazu bei, zu Liverpool eine Gesellschaft zur Ermunterung der Maler- und Zeichenkunst zu errichten, und mit großem Eifer und mit vieler Begehrsamkeit nahm er sich der Abschaffung des Sklavenhandels an; besonders geschah dies von ihm in einem sehr schönen Gedichte: die Grausamkeiten in Afrika (the Wrongs in Africa, 2 parts. 1788, 8.) Die französische Revolution fand in ihm einen eben so warmen Freund als Bewunderer, und er schrieb mehrere Volksgesänge und andere poetische Stücke zur Verbreitung des Freiheitsinnes, von denen sich besonders das unter der Aufschrift: Nationen seyd frei (Nations be free)! und ein anderes, betitelt: die weinbedeckten Hügel (the vinecovered hills) auszeichnen. 1797 legte er seine Advocatur nieder, ward nachher Banquier zu Liverpool, darauf Repräsentant dieser Stadt im Parlament, wo er in Verbindung mit der foxischen Partei trat, obgleich er höchst selten in den Parlamentsdebatten seine Talente entwickelte. Bei der darauf folgenden Wahl wurde er von seinen Mitbürgern nicht wieder gewählt. Außer den angeführten und andern zum Theil bloß ein temporäres oder britisches Interesse habenden Schriften hat sich Roscoe besonders durch seine Lebensbeschreibungen Lorenzo's von Medicis und des Papstes Leo X. (The life of Lorenzo de Medici, called the Magnificent, 2 Vol. 1795, 4, 2nd edition 1796, 8 und The life and Pontificate of Leo X. 4, Vol. 1805, 4.) auf die ruhmvollste Weise als biographischer und historischer Schriftsteller hervorgethan.

Roscommon (Wentworth Dillon, Graf von), ein bekannter englischer Dichter aus einer irländischen Familie, geboren 1633. Er studirte zu Caen, machte eine Reise durch Italien, um dort die Kunstwerke des Alterthums zu studiren. Hernach ward er als Stallmeister bei der damaligen Herzogin von York angestellt, und starb den 17ten Jan. 1648. Er hat wenige, aber schätzbare Gedichte hinterlassen. Er ist, wie Pope von ihm rühmt, aus dem sonst dichterreichen Zeitalter Karls II. der einzige, der die züchtigen Musen liebte. Die Engländer verdanken ihm in der artistisch-didaktischen Dichtkunst das erste Meisterstück in dieser Gattung (Essay on translating verses), worin er die Kunst zu übersetzen in einem edeln, correcten und männlichen Styl und auf eine eindrucksvolle Weise vorträgt. An der Errichtung einer englischen Sprachakademie wurde er durch den Tod gehindert. Die bekannteste und neueste Ausgabe seiner Werke erschien zu Glasgow 1753 (Earl of Roscommons poetical Works. 8).

Rose, ein Blumengeschlecht, welches zur fünften Ordnung der zwölften Classe (Icosandria Polygynia) gehört. Die Zahl der Gattungen, deren Willdenow 39 anführt, wird von Andern auf hundert und mehr angegeben; außerdem hat die Kunst eine Menge von Spielarten erzeugt, die sich mehr oder weniger von der Grundgattung entfernen und die Bestimmung der einzelnen Gattungen ungemein erschweren. Alle Gattungen bringt man unter zwei Familien, je nach dem die Früchte beinahe kugelförmig oder eiförmig sind. Zur ersten gehört die pimpinellblättrige Rose, die Zimmt- oder Zuckerrose, die schwefelgelbe Rose, die gelbe Rose, die provenzer Rose, die weichhaarige Rose; zur zweiten die hundertblättrige oder gemeine Gartenrose (*R. centifolia*, die schönste von allen, welche, da man wegen ihrer starken Fülle keine Frucht von ihr erhält, durch die Wurzel vermehrt wird), die Zucker- oder Essigrose, die damascener Rose, die wohlriechende oder Weinrose, die Noosrose, die

Wolfsrott, die weiße Wolle, die gemeine wilde Wolle (Bogenwolle). Es ist dem, daß die Wolle zu dem schönsten Färben unserer Wännen gehört. Sie ist das Rohmaterial und das Material, welches liefert zu dem weichen und zu dem harten Färben gehört, wie sie nur haben. Die Wolle sind das bedeutendste Handelsartikel. Die Wolle von Devon (nicht Leeds in West) wird zu einem Wollstoff nach fremden Ländern am häufigsten gehandelt. Man führt sie nach Japan, wo sie in manchen Gegenden aus Gold ausgewogen werden.

Wolfe (Georg), war einer der bedeutendsten englischen Staatsmänner, Mitglied des Parlaments, Schatzmeister des Königreichs, Vizekönig von Irland, Mitglied des Ausschusses, einer der ältesten Mitglieder des Privy Council, und Gouverneur des britischen Ostens. Er ist ein Beispiel vollendeter Tüchtigkeit und Rechenschaft. Durch seine Thätigkeit in das prächtige Leben als Admiralität auf einem Kriegsschiffe wurden seine Fähigkeiten dem verstorbenen Prinzen von Cumberland bekannt, durch den er dem Lord North empfohlen wurde, und von diesem eine Anstellung bei der Schatzkammer erhielt. Auf dem britischen Kontinent wurde er sich auch als Feldherr im J. 1744, da unter seiner Leitung die Lordschäfer des Oberhauses (Journals of the House of Lords) in die Handschriften übernahm. Von diesem Zeitpunkt an war er fast immer in öffentlichen Angelegenheiten beschäftigt, und die verstorbenen Prinzen für die Welt bereit die höchste Achtung für ihn, wogegen auch seine eigenen berühmten Staatsmänner nicht weniger aufrichtig und eifrig standen war. Im Jahre 1753 wurde er Sekretär des Privy Council von North, der ihm eine große Sammlung von Pächtern, Manuscripten und Urkunden vermochte. Seine weiteren, hauptsächlich nur für sein Vaterland Interesse habenden Arbeiten bei der Zeit eine letzte Untersuchung des Nachschubs der Einkünfte, des Handels und der Manufakturen (A Detail Examination into the Increase of the Revenue, Commerce and Manufactory of Great Britain, 1753, & eine neue Auflage mit Zusätzen 1761) und Bemerkungen über den Handel zwischen England (Observations on the Historical Works of Mr. Fox, 1773, &) gewährt die auch für das Ausland Tüchtigkeit haben.

Wolfe (rotte und weiße). Unter dieser Meinung werden in der Geschichte Englands die vierzig Kämpfe verstanden, welche die Kaiserin Katharina und Peter über sieben Jahre hindurch um den Thron führten, und worin zur Verrücktheit ihrer Partei jedes eine 100,000 Mann, jedes eine weiße Wolle im Feld führte. Die Kriege, die nicht allein die Würde des englischen Adels, sondern auch mehr als ein hundert hundert Personen der königlichen Familie das Leben kosteten, gelten zu bedeutend in die Geschichte Englands ein, um hier nicht mit mehreren Zügen näher angeordnet zu werden. Nach Menschen, aus der Geschichte Englands bekannt, die weiter keine Erweiterung der Verfassungen und Kämpfe waren unter drei noch einander folgenden Königen, besonders unter dem letzten derselben, Kade, die Macht gestärkt werden. Die Freiheit des Handels stand in Gefahr wie das Glück ihres Handels stand in Gefahr. Frankreich im Besitz davon; aber bald nach dem, der in so mancher Hinsicht ruhmwürdig ist, gingen sich alle drei für England so herrlich durch den wackeren Kampf, der zwischen dem Kaiser und dem Kaiser war. Beide Kaiser waren in Edward III. es war aber das von York gewonnen aus

Richard II., Edwards Nachfolger. Als dieser Prinz, schwach und schwankend, durch Heinrich von Bolingbroke Thron und Leben verlor, kam das Haus Lancaster an die Regierung, und hierdurch entspann sich der oben erwähnte Kampf, der mit der blutigstigen Wildheit geführt wurde. Heinrich von Lancaster wurde von Edward IV., einem York, wieder vom Thron gestossen und ermordet, und die Ehne Edwards des von ihrem Vater ererbten Purpurs wieder von Richard III., ihrem Onkel, beraubt, der aber auch nicht lange des ungerechten Besitzes sich erfreute, sondern bald darauf in einer Schlacht blieb. Ganz besonders ist in diesen Kämpfen der Arm einer vergeltenden Rache zu sehen. Edward IV. hatte seinem Ehrgeiz und seiner Herrschbegierde das Leben eines Bruders geopfert, ein anderer Bruder, Richard III., vertilgte die alte Schandthat, rächend durch eine neue Edwards Nachkommen. Mit Richards II. Tode (1399) hatten diese Gräuelszenen ihren Anfang genommen, sie endeten sich erst in etwas, als Heinrich von Richmond, nachheriger König Heinrich VII., 1485 den grausamen Richard in der Schlacht bei Bosworth erschlug, und es ihm, einem Lancaster, glückte, durch eine Verbindung mit Elisabeth von York die beiden feindlich getrennten Häuser zu vereinen; doch zeigte sich auch hier, daß ein tief gewurzelter Haß nicht so leicht schwindet, denn gänzlich endete der Kampf der weißen und rothen Rose erst unter dieses Königs Nachfolger, Heinrich VIII., der, wie schon sein Vorfahr, unter der Benennung: aus dem Hause Tudor, einer Seitenlinie der Lancaster, den Thron besaß. Wie aber auch unter den Tudors sich bald darauf wieder der Same zu blutigen Zwistigkeiten entwickelte, ist aus der Geschichte der Nachfolger Heinrichs VIII., besonders der unglücklichen Maria von Schottland, hinlänglich bekannt. Aber nicht allein für die Glieder der beiden nach der Königskrone strebenden Häuser York und Lancaster und für die Partei nehmenden Großen war der Kampf der beiden Rosen höchst traurig, sondern auch für das Allgemeine. In der wilden, fast ein Jahrhundert ausfüllenden Verwirrung ging der kaum erst ausblühende Wohlstand der Bewohner Englands verloren, mit ihm die äußerliche Macht des Staats, und die reichen und schönen Besitzungen der Krone Englands in Frankreich waren in dieser betäubten Zeit fast bis zur Unbedeutenheit herabgesunken. Aber noch überwogen wurden diese Uebel von der Sittenverwilderung, wozu die Gräuelszenen dieser Bürgerkriege die Nation gestürzt hatten, und die sich nur langsam wieder verwischen ließ, durch die Kraft einiger folgenden Regierungen.

Rosenblät, s. Hans Rosenblät.

Rosenholz (Rodiser Holz). Zwei Holzarten führen diesen Namen. Die eine kommt von den Antillen, sieht gelb oder braungelb aus, riecht wie Rosen und wird zu Tischler- und Ebenistenarbeiten angewandt. Die andre kommt aus der Levante, von Rhodus und Cypern und scheint die Wurzel eines Baums zu seyn. Aus diesem Holze, welches wie Rosen riecht und bitter schmeckt, bereitet man das Rosenholzöl, auch braucht man es zu allerlei Wohlgerüchen.

Rosenkranz besteht aus einer Schnur, an der eine Anzahl Kügelchen von verschiedener Größe angereiht sind, die zur Abzählung der Gebote dienen. In der catholischen Kirche ist der Rosenkranz von Dominicus de Gusman, dem Stifter des Dominicanerordens, eingeführt, und nach dem Vater noster und Ave Maria eingerichtet worden. Es sind nämlich im Rosenkranz immer zehn kleine und eine größere Kugel funfzehn Mal befindlich; bei den Kleinern wird ein Ave Maria,

Jhren des 1571 bei Le-
 e Papst Gregor XIII.
 n die christliche Kirche
 uch die asiatischen Völk-
 fen bedienen sich einer
 blung ihrer Gebete. Bei
 heiligter Erde von Me-
 c-

er einer geheimen Ge-
 Belt etwas davon geah-
 derts unerwartet durch
 Theil - die sonderbarsten
 ithielten: Zweck des ge-
 allgemeine Verbesserung
 Wohlfahrt der Staaten
 waren aber nur leerer
 ie zu allen Zeiten nur
 genauere Untersuchung
 den Klyfen der Men-
 ns der Weisen, der alles
 ns in der Folgezeit un-
 war, zu dessen Stifter
 istian Rosenkreuz
 unter den Brahmanen,
 ist wo sonst im Orient
 id Kunst erlernt haben
 uservählten wieder mit-
 der Rosenkreuzer
 begonnen. Der eigent-
 ürste Valentin An-
 , der im Anfange des
 lebte, und der wahr-
 a von Nettesheim
 a ihm die zu seiner Zeit
 erabgewürdigte Religion
 rzen lag, wie seine zahl-
 reweisen. Doch ist diese
 untern Bundes macht,
 in seinem Leben, so weit
 ist. So viel ist aber ge-
 er, wie bereits erwähnt,
 bekannt wurde, bald
 h bei Charlatanen und
 dieses Schiboleths zu
 ten Hälfte des vergange-
 i Orden and des Rosen-
 Menschen einzunehmen,
 Jesuiten und deren an-

geblich geheime Machinationen, so wie die mystischen Betrügereien des
 sogenannten Grafen Cagliostro (vergl. diesen Artikel) Veranlassung
 gaben, doch verscholl auch dies bald und gänzlich, als die Welt durch
 das nebulöse Gewebe sah und des bekannten Schröpler trauriges
 Ende in Leipzig eintraf, über dessen Thun und Treiben wir auf den
 Art. Schöpfer verweisen.

Rosenmüller (Joh. Georg), ein durch Gelehrsamkeit und Verdienste achtungswürdiger Theologe unserer Zeit, wurde am 18. Decemb. 1735 zu Ummerstadt im Hildburghausischen geboren, wo sein Vater Schulmeister war. Nachdem er erst zu Nürnberg und dann auf der Universität zu Altdorf, unter schwerem Drucke der Armuth, seine Studien betrieben hatte, versah er an mehreren Orten Hauslehrerstellen. 1767 wurde er Prediger an der Neustädter Kirche in Hildburghausen, 1768 Pfarrer in Heßberg, 1772 Pfarrer in Königsberg, 1773 aber ordentlicher Professor der Theologie in Erlangen, womit er nachher noch das Amt eines Predigers in der Altstadt verband. 1783 ging er als erster Professor der Theologie, Consistorialassessor, Superintendent und Stadtpfarrer, wie auch Pädagogarch nach Gießen. 1785 aber wurde er als Professor der Theologie und Superintendent nach Leipzig berufen, mit welchen Aemtern er nachher noch die Würde eines Consistorialassessors und die Canonicate von Zeitz und Meissen vereinigte. Am 14. März 1815 starb er. Rosenmüller gehörte zwar nicht unter die selbstständigen Köpfe, die in dem Felde der Wissenschaft neue Bahnen brechen; aber er war ein Gelehrter von ungemeiner Gründlichkeit und Ausbreitung des Wissens, von hellem und sicherem Blicke, gewissenhaft und unermüdet in seinen Untersuchungen, ausgerüstet mit einer seltenen Lehrgabe, und überall auf die praktischen Zwecke der Erkenntniß hinstrebend; wobei er nicht, wie es in der Zeit seiner Blüthe unter den Theologen Sitte war, durch Paradoxe und kühne Abweichungen von dem Lehrbegriffe zu glänzen suchte, sondern mit Vorsicht, Mäßigung und Consequenz auf dem Grundsätze der unmittelbaren Offenbarung verharrte. Dieser Charakter bewährt sich in allen seinen zahlreichen Schriften, sowohl in denen, in welchen er den Zweck des Volks- und Jugendunterrichts und der Erbauung bezieht, als in seinen wissenschaftlichen Compendien, in seinen exegetischen und historischen Untersuchungen und in seinen Scholien über das Neue Testament, welche zu verschiedenenmalen wieder aufgelegt wurden, und sehr viel zur Beförderung des planmäßigen und gründlichen Bibelstudiums in Deutschland beigetragen haben. Seine Predigten, von denen mehrere Sammlungen gedruckt sind, zeichnen sich durch fruchtbare Benützung des Textes, deutliche und faßliche Darstellung, wohlgedachte Anordnung und herzliche Sprache aus. Als akademischer Lehrer suchte er die wissenschaftliche und praktische Bildung der Studierenden miteinander zu verbinden; besonders zahlreich wurden seine Vorlesungen über populäre Dogmatik und Moral besucht. Im Consistorium war er oft ein muthvoller Vertheidiger der ihrer Lehre wegen Angefochtenen, und bewirkte eine gemilderte Verpflichtung der Schullehrer in Rücksicht auf die vorzutragende Religionslehre. Besondere Verdienste erwarb er sich durch die Beförderung einer bessern Liturgie, durch das unter seiner Leitung redigirte Leipziger Gesangbuch und durch die von ihm, in Verbindung mit dem Bürgermeister Müller gestiftete Rathsfreischule. Er war außerordentlich arbeitsam, pünktlich und sparsam mit der Zeit. Sein sittlicher Charakter zeichnete sich durch Wahrheitsliebe, Sanftmuth, Duldsamkeit, Dienstfertigkeit, Gefälligkeit, Uneigennützigkeit und heitere Gemüthsart aus. Mit dem hellsten Verstande und gründlicher wissenschaftlicher Bildung vereinigte er innige Religiosität.

Rosette (Raschid), eine Stadt in Aegypten, mit einem Hafen nahe an den Nilmündungen. Bei den Alten hieß sie Metelis, vielleicht auch Canopus, obgleich man das heutige Abu Kir, ein mittelmäßiges Dorf, meist für jenes alte und prächtige Canopus hält.

griechische und koptische Kirchen
ren. Es ist der Stapelplatz zwi-
denn alle Waaren, welche dem
gebracht werden. Die Stadt hat,
welcher sie liegt, als auch durch
gebauten Häuser, ein sehr heiteres
er Marktplatz, auf dem meistens
nicht nur schön erbaut und durch
auch in ihren offenen Läden dem
Genuß bieten. Die Lebensbedürf-
leberfluß zu haben; nur das Was-
naten müssen sich die Einwohner
zu den Merkwürdigkeiten der Ge-
lange Ohren hat, daß sie diesel-
on ihrer Wurzel sie noch drei Zoll
h merkwürdig ist Rosette besonders
s der Franzosen geworden.
in der sogenannten Rosettenform
it). Auch Corallen in Rosetten-
alle goldnen oder silbernen Ber-
se tragen, werden R o s e t t e n

genannt.

in berühmter Musiker und Componist.
in Böhmen geboren, widmete sich Ro-
seiner Angehörigen, aber gegen seine
de, und erhielt, nachdem er in Prag
n seinem neunzehnten Jahre die Weibe
Vorliebe zur Musik aber, die schon früh
, und die auszubilden er in Prag Gele-
geistlichen Stand noch unerträglicher;
der Tonkunst zu leben. Durch Ver-
Rosetti erworben hatte, und die sein
usik ehrten, gelang es, ihm in Rom
de zu verschaffen, und nun trat Rosetti,
Reisen zugebracht und sich ganz seinem
als Capellmeister in fürstlich waller-
1789 erhielt er an des berühmten We-
Capelle nach Schwerin, die damals
Rosetti nahm den Antrag an, lebte aber
, daselbst 1792. Der große Haydn
mehrern seiner Compositionen, die alle
, auszeichnen, ahmt er diesem großen
die vorzüglichsten seiner Tondichtungen

s. Die Meinung, als habe Rosetti
seinen ursprünglich deutschen Namen Rosler aus Eitelkeit in einen
italienischen verwandelt, ist ungegründet und beruht auf einer Verwech-
selung mit einem Musiker Rosler, der gleichfalls ein Böhme war
und die Schwachheit hatte, sich mitunter Rosetti zu nennen.

R o s i n e n. Weinbeeren, die entweder an der Sonne getrocknet sind
und süß schmecken, oder im Ofen gedörrt und einen etwas säuerlichen
Geschmack haben. Die ersten heißen Zibeben, die andern Corinthen.
Von jenen gibt es verschiedene Sorten. Calabreser Rosinen
sind fette Beeren von sehr gutem Geschmack, die in Menge von Ves-
sedere zum Handel gebracht werden. Spanien liefert ebenfalls eine

große Menge Koliken.

Weinbergtrauben des Uley, O Valencia; ferner aus O de Terra sind die in et welche stark nach dem No einem Zuckerfuchsen. Es Auswahl in dieser Dist verführt. Die besten (so lange Koliken) setzen sich und haben dabei einen s gere Carrung ist leichter nicht so schwachhaft. O

Kommen die besten aus Languedoc und Provence, z. B. die Judis, Piccardenrosinen, Madagascarenen; auch andere Sorten kommen von Roulan, Madagasc, Perinas u. s. w. Die Levante liefert eine Menge Sibenben. Die bekanntesten sind die schwarzischen, welche man auf der Stelle in schwarze Farbe und rothe Korobung unterrichtet. Geringer sind die von Livorn. Die Kasins de Damas sind platte lange Koliken von der Größe eines Fingerhutes, die aus Syrien, besonders von Damascus kommen und in den Apotheken verbraucht werden.

Kostkoliken, so viel als Schismatiker. Man bezeichnet in Russland damit eine Religionssecte, die sich selbst Starowjerz, d. h. Altkirchliche, nennt und die vom Patriarchen Nikon in der russisch-griechischen Kirche gemachten Verbesserungen verweist, und überhaupt sich in Aufsehung der Ausübung religiöser Bedenke von ihren Lands- und Glaubensgenossen werflich trennt, da sie sich rühmt, in steter Wirt die wahre Art, reiner Gottesverehrung zu haben. Unter Peter dem Großen erlitten die Kostkoliken mannichfache Verfolgung und Drangsal, doch blieben sie — wie und immer der Fall in solchen Angelegenheiten gewesen ist — ihrem Glauben treu, den sie oftmals mit schmäblichem Tod bezeugen mußten. Catharina II., baldsammer als ihre Vorfahr, gab den Kostkoliken Religionsfreiheit. Viele Kostkolikenhäuser, so wie ein großer Theil der Bevölkerung Sibiriens, bekennen sich zu dieser Secte.

Kosmarin, ein bekanntes wohlrückendes Gemäch von gemäßigtem, bitterm und scharfem Geschmack, das besonders im Süden von Europa wächst. Es wird nicht nur in der Küche und in den Liqueuren benutzet, sondern auch in der Medicin wegen seiner treckenden, zertheilenden und zusammenziehenden Kräfte gebraucht. Das aus den Wurzeln und Blättern dieser Pflanze bereitete Oel ist von durchdringendem Geruch, von Farbe weiß und klar.

Kopfschweif ist ein bei den Osmanen und Tartaren die Ehre der Rabaten darstellendes Kriegszeichen, das zugleich zur Bezeichnung des höhern oder niedern Grades des Armeensführers dient, denn je erhabener der Rang des Anführers ist, desto mehr Kopfschweife werden vor ihm hergetragen und vor seinem Zelte aufgestellt. So hat der Kaiser im Felde hundert, der Provinzverwalter fünf, die Cossaks einen, zwei, auch drei Kopfschweife als Ehrenzeichen. Dies kriegerische Zeichen soll dadurch den neuen Wäldern in Gebrauch gekommen seyn, daß einst in einer Schlacht, als sie bereits alle Rabaten verloren hatten, ihr Feldherr einen Kopfschweif auf eine Lanze steckte, die Schlägerinnen von neuem sammelte und aus einem herrlichen Sieg erlosch. Der Kopfschweif der Türken besteht aus einer Stange, an welcher ein oder mehrere Pferde-

ist man auf den u geringern aus Die Passoribus u eingetauchten, t bei der Ankunft welche man mit verfallenen Töpfen Pichdecken oder von Farbe aus, noch; die schlech und größer, aber Frankreich liefert,

aus Pferdehaaren geflochtene Zierathen herabhängen mit einem vergoldeten halben Mond geschmückt ist. Jed ein einzelner Felsen des Unterharzes bei dem Grafschaft Reinstein genannt, an dessen einer, kegelförmigen Spitze eine Vertiefung zu sehen ist, die dem Pferdehufe in ziemlich großer Dimension gleichet. Die Entstehung dieses Huftrittes geknüpft, ist von Romantikern mehrfach behandelt worden. Die Trappe gebt zu den schönsten und pittoresksten des

ganzen Harzgebirges.

Abfesselsprung ist ein Kunststück auf dem Schachbrette, das darin besteht, mit dem Springer in 64 Sprüngen oder Zügen die 64 Felder eines Schachbrettes so zu berühren, daß jedes nur Ein Mal getroffen wird. Dieses künstliche und höchst schwierige Spiel hat mehrere Mathematiker, unter ihnen den großen Euler, lebhaft beschäftigt; der Reichsanzeiger der Deutschen gibt zur Lösung dieses Problems in den Jahrgängen 1797 und 98 mehrfache Anleitung.

Rossoli (Rosoglio), ist eine feine Art Brantwein (Liqueur), der aus Trauben zu uns kommt. Für den besten gilt der turiner Rossoli. Jetzt wird auch in Deutschland, namentlich in Breslau und Danzig, Rossoli verfertigt.

Roß ist im weitesten Sinne ein jeder Metallkalk, welcher durch die Oxidation oder Calcination (s. letztern Art.) erzeugt wird. Es gibt demnach eben so gut Blei-, Zinn-, Kupferroß u. s. w. als Eisenroß, wiewohl wir mit dem Worte Roß ohne weitern Beifaz gewöhnlich den

Roß der Pflanzenroß nichts als Eisenroß meinen. Man nimmt ihn an den Getrockneten, an der Luft zu verfaulen sich erzeugt.

Der Dichter und witziger Kopf, der Küster an der Thomaskirche, widmete sich aber nachher der Poesie, und dort gab er seine witzige Leichtigkeit und Schalkhaftigkeit, wozu er zurückkehrte, in dem Scherzstücke, ein Schäferdrama in einem epischen Gedicht in fünf Gesängen, maligen Lehrer und Orakel verließen die Ausichten vor sich, hier die haude- und spenerische einem Jahre nach Sachse Bibliothekar in die Dienstadt hatte sich eine allerdings gebildet, welche die ungeheuren Kunstschicksale durch gleich ergelien zu müssen glaubte. In so ergötlichen Hanswurft über die Wirkung jämmerlich mit ihm zerfallen, und hatte

Diese brachte jetzt Weißens die Bühne, die Gottscheds Bei dieser Veranlassung des Teufels gegen Gottsched,

unfrettig sein wichtiges Werk, wiewohl wir gern gestehn, daß auch sie zumlich kraftlos ist, und von Gottschew leicht auf ihrem Urheber zurückzuwenden gewesen wäre, wenn diesem nur einiger Witz zu Gebote gestanden hätte. Statt dessen aber geberdete er sich unbeholfen und lächerlich, und erleichterte dadurch nur dem Triumph seines Gegners. Im J. 1760 wurde Kosack Obersteuersecretär zu Dresden, und erwarb sich in diesem Amte durch Fleiß, Ordnung und Redlichkeit allgemeine Achtung. Er starb 1765. Außer den genannten Werken besitzen wir von ihm Briefe nebst einer Abhandlung von deutschen Briefen, und vermischte Gedichte, unter denen sich auch seine berühmte Erzählung, die schöne Nacht, befindet, ein Hochzeitsgedicht, das ohne sein Vorwissen ins Publicum kam.

Kosack, eine Handels- und Seestadt des Großherzogthums Mecklenburg. Schwerin. Vom ostern Meer liegt Kosack ungefähr eine Meile entferne. Im Mittelalter

Im J. 1419 gründeten dahlbist u von Mecklenburg im Verein mit i sicht, der 1760 die von B ä h n e n faß die Stadt auch das Münzrei der Landesprodukte nach dem nori und Verkehr von Kosack ist jezt

Kosack wurde im alten Ko herab die öffentlichen Vorräge an Der Name entstand von dem erol die Abmer nach der ersten gewon zum Triumph und Andenken dief Rednerbühne schmückten, die bis

Kosack, auch Hrodwitth schon behauptet, Helena von

milie in der Mark Brandenburg, war Nonne Benedictinerordens zu Sanderheim, und lebte gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts. Ihre Lebensumstände sind wenig bekannt, desto mehr aber ihre Schriften, welche ihr einen großen Ruf der Gelehrsamkeit, besonders für die damaligen Zeiten, erworben. Kaiser Otto II. und die Abtriffin Gerberge von Sanderheim foderten sie auf, die Thaten Otto des Großen zu schildern, und sie that es in lateinischen Hexametern. Wir haben von ihr den Märtyrertod des heiligen Dionysius und Pelagius und der heiligen Agnes in Versen, eine Umarbeitung der Lustspiele des Terenz in Klostermanier und mehrere andere, auch historische Schriften (de constructione conobii Gaudershelmenensis, aber auch in gebundener Rede). Konrad Celtes gab zuerst ihre Werke gesammelt zu Nürnberg 1501 heraus; die neueste Sammlung besorgte Heint. Leonb. Schurfleisch zu Wittenberg 1705. Reibom, Buskemann, Hammerger und besonders Scherbach haben das Leben der Hrodwitth beschrieben.

Nota Notationsgericht u nennt, das nicht was geistliche P scheidet, und in hält, daß von i gen wird. Die drei Abmer sei la. Nota führen

r Hanse.

Albrecht ine Univer Ehedem be if Ausfuhr nde Handel

u, von der en wurden. , mit denen Carthager fortan die hatte.

wie Seidel

idlichen Fa

das höchste Appel lische Christenheit ge idern auch in allem, igen, betrifft, ent hbbchste Gewicht er Papstes ausgegan rälaten, von denen ittel Auditoris dol d daher, daß der

erichresantes mit Verworplaten in Befall von Aßern
 . (Ein anderer Grund diefer Benennung wird aber
 yämifche Curie angeführt.) Mit der päplichen
 auch diefes Gericht ergeht; jetzt aber ift es wieder
 u. (Vergl. römifche Curie.)

ede ift ein durch Kunft hervorbrachter Farbestoff,
 Kufen, woraus man den Purpur ausgeht hat, er
 kan unterwirft nämlich das nach dem Auslaugen des
 u Ueberbleibfel dem Schlämmen, zieht hernach, wenn
 andre grobe Theile fich gefest haben, die im Waßer
 Erde ab, läßt diefelbe fo lange ftehen, bis fie zu Bo-
 , trocknet fie dann und brennt fie im Ofen zu rotber
 ren Ornen fährt fie den Namen rotbe englifche
 ient den Oelmahlern zum Kaffeichen, den Tabaksfa-
 färben der fpanifchen Tabake u. f. w. — Der Ardbeif
 t ift eine schwere dunkelrotbe Erde, eigentlich ein rotber

mit Thonerde vermifchter Eifenalf, der befonders in England und bei
 uns um Wittenberg gegraben wird. Die gemeinere Art wird in der Me-
 dicin zum Pulverifiren, wie auch von Tischlern, Zimmerleuten u. dgl.
 zum Bezeichnen ihrer Arbeiten gebraucht. Die feinere Gattung, wel-
 che fich fpäter läßt, wird wie das Aardbeif in Holz eingefagt oder in
 länglichten Stücken fchachtelweife zum Handel gebracht. Radler u. A.
 gebrauchen es zum Zeichnen u. f. w.

Rotbes Meer, auch der arabifche Meerbufen, das
 Schilfmeer, und von den Türken Meer von Wella genannt,
 ift ein Meerbufen des indifchen Ozeans, der gegen 300 deutliche Meilen
 tief fich zwischen Arabien und die Küfte von Afrika hin erftreckt, bis
 zu der Afrika und Aßen verbindenden Landenge von Sueß. Wegen
 vieler Untiefen, Klippen u. dgl. ift das rotbe Meer schwer und möd-
 fam zu befahren. Gegen Süden, an feinem Eingang, wird es durch
 die Thranenpforte (Bab-el-Mandel) und die Infel Ormus
 faß gefchloffen.

Kochlauf ift ein rößlicher Hautausfchlag an einzelnen Theilen
 des menfchlichen Körpers.

Kochwölch nennt man eine Sprache, welche die europäifchen
 Sitten, Soldaten und Bettler unter fich reden, um nicht von Ka-
 bern verstanden zu werden. Sie ift ein Gemifch von gemeinem Ober-
 deutlichen, Jüdifchdeutlichen und felbftgemachten Wörtern, auch Verdre-
 hungen von Wörtern, um diefelben unkenntlich zu machen. Manche
 deutliche Wörter und Redensarten haben in diefer Sprache durch den
 Gebrauch der Manner eine ganz eigene Bedeutung bekommen; vorzüg-
 lich findet man viele Ausdrücke darin, befonders für diejenigen
 Wörter, welche das Handwerk in
 deraufweisen bezeichnen. Einige Redensarten und Wörter aus, die
 bräufchen, wie es nämlich von
 entlehnt find; ein ziemlich ficheres
 Jargon waren. Doch find die u
 schwer ift, die erste richtige Lesart
 herzustellen, noch schwerer, die
 Sprache heißt auch die jeniſche
 Men felbftändigen Sitten u. f.
 ter gemein dat, fehr verſchieden.
 befonders für den praftifchen Zus
 dienen Sachen und
 den jedoch die Re-
 ten Jüdifch. So
 an gefprochen wird,
 en die Erfinder des
 nift, daß es fehr
 Ausfprache wieder
 anzuhören. Die
 ift von der eigentli-
 che nur einige Wör-
 diefer Sprache ift
 en Wichtigkeit, um

Bei Beschreibung von Dialekten die näheren Umstände des Dialekts, die Art und Weise, wie derselbe geschah und überhaupt die Orthographie der Dialekte genau kennen zu lernen; denn der Dialekt pflegt, wenn der Dialekt mit ihm in dieser Sprache steht (was jedoch ohne Variation geschehen mag), verwandelt zu werden, sich leichter zu entdecken und zu verstehen. Daher bemühte man sich schon früh, Verschiedenheiten Dialekter zur Erlernung derselben in die Hände zu geben. Diese Bücher entstanden aus Mittheilungen eingeweihter Personen, denen man das Geheimnis ihrer Sprache entlockte. Schon im Jahre 1601 erschien eine Grammatik der rothwälschen Sprache, eine vollständige zu Frankfurt am Main 1755. & Im J. 1791 erschienen die von dem ehemals berühmtesten Mann Constanten Haus, der zu Paris am Redar verhaftet wurde, geschriebenen Notizen und Nachrichten im Druck. In den neuesten Zeiten aber ist die Kenntnis dieser Sprache durch die Bemühungen mehrerer aufmerksamer Juristen sehr bedeutend erweitert und allgemein gemacht worden. So lieferte der Amtsrichter Meier im Jahre 1797 einen Rathschlag über Tüde und Tüdebanden, worin sich auch ein Abschnitt, der über diese Sprache handelt, befindet, entstanden aus Vorstellungen, welche Meier bei Ausscheidung des berühmtesten Grade und seiner Hande machte. Dieser Rathschlag befindet sich in Nr. 32 des hannoverschen Magazins und ist voraus abgedruckt im Allgem. Mag. der Deutschen vom Jahre 1797, Nr. 110, 114, 119 und 120. Einige Verordnungen dazu stehen in Nr. 163 des Magazins von demselben Jahre. Das Buchdrückliche aber, was wir bis jetzt über diese Sprache kennen, ist in der von Dr. Völkler (ehemals zu Heidelberg, jetzt zu Freiburg) herausgegebenen Kettenmäßigen Geschichte der Mundarten an den beiden Ufern des Rheins, im Oberrhein und im Oberrhein enthalten, welcher der Verfasser eine Sammlung und Beschreibung teutscher Wörter angehängt hat. Da aber die in diesem Verzeichnisse vorkommenden, aus dem Hebräischen entlehnten Wörter und Phrasen oft entzerrt und unrichtig aufgeführt waren, indem Völkler seine Nachträge von Haus wegnahm, die nicht gedruckte Juden waren, sondern es mit einer Handschrift zu thun hatte, die nur aus Hebräen bestand; so hat sich ein Gelehrter (der sich Hr. unterzeichnet), der Mühe unterzogen, die aus dem Hebräischen entlehnten, in dem genannten Verzeichnisse befindlichen Wörter zu berichtigen. Seine Verbesserungen stehen im Allgem. Mag. vom Jahre 1793, Nr. 176 und 177; einige Nachträge dazu ebend. Nr. 27. Völkler gab sodann noch einen Nachtrag zu der oben erwähnten Geschichte der Mundarten heraus, indem er S. 327 die aus wohlgemeinern Sprachen im Magazins mitgetheilten Verbesserungen abgedruckt, und das Bestreben, die Fehler zu berichtigen, sich selbst richtig aufzufassen, (wie überflüssig er selbe zuwende Dank, da nicht alle Dialekte sich die verdorbenen Punkte, welche Völkler bediente, und vorzüglich da der Theil der die angegebenen Verbesserungen erstreckten Hebräischen entlehnten Phrasen und Wörter (nicht teutsch) sind, was also dieselben in Wichtigkeit zu erhöhen, und, um mit ihnen so können auch, wie der eigentliche Jude spricht. Vergl. die Erklärung des Herrn 1790, Nr. 104. In dem erwähnten Nachtrag gewesen; dennoch haben sich auch in

dem Hebräischen entlehnten Wörter eingeschrieben. Diese Unrichtigkeiten sind abermals verbessert im Allg. Mag. von 1818, Nr. 303 u. f. Man muß übrigens bei diesen Verichtigungen bemerken, daß sie die aus dem Hebräischen entlehnten Wörter nur unvollständig geben, nicht aber nach der ganz reinen Mundart der portugiesischen und italienischen Juden, eben so wenig nach der Sprache der hebräischen Hebräer. Beiderlei würde ungewißig sein; denn unsere deutschen abendländischen Juden unterscheiden sich in ihrer Sprache von ihren morgenländischen Glaubensgenossen so sehr, daß diese von jenen und umgekehrt gar nicht verstanden werden; noch weniger würde das gelehrte Hebräische für das Kochwälsche passen. — Noch einen wichtigen Beitrag zur Kenntniß der französischen Sprache hat geliefert Christensen (Judyrard zu Kiel) in seinem Alphabetischen Verzeichniß einer Anzahl von Räubern, Dieben und Vagabonden mit hinzugefügtem Signalements ihrer Person und Angabe einiger Diebsherbergen, entworfen nach den Auslagen einer zu Kiel 1812 und 1813 eingezogenen Räuberbande, Hamburg 1814, A. In diesem Werke liefert derselbe S. 34 — 54 Beiträge zum Diebs-Jargon, die vorzüglich darum interessant sind, weil diese Wörter, die aus Auslagen von in Norddeutschland, vorzüglich in Holstein und Westphalen, eingezogenen Männern geschöpft sind, beweisen, daß jede Dialektbildung ihren eigenen Jargon habe, und der norddeutsche sich von dem süddeutschen merklich unterscheidet. — Merkwürdig ist, daß in Waters sonst so trefflichem und vollständigen Werke: Litteratur der Grammatiken, Lexica und Wörterbücher aller Sprachen der Erde, vom Kochwälschen so wenig als vom Jüdisch-Deutschen gehandelt wird. — Die erste Entdeckung der Sprache anzugeben, ist sehr schwierig. Gewiß ist, daß man sie schon seit Carl V. Zeiten in Deutschland kennt, wo unter andern auch die Ordenbrüder, d. h. die abgedankten Soldaten, die als Bettler umherzogen, sich ihrer bedienten. Eben so schwierig ist die Angabe der Etymologie des Namens Kochwälsch. Gottsched, der oft unglücklich in Etymologien war, leitet ihn vom polnischen Kammergericht zu Kochweil her, weil dies so schlecht deutsch geschrieben. Weit wahrscheinlicher ist die Meinung Anderer, der Name komme vom italienischen cotto, gebrochen, so daß es eine verbroilte Sprache bedeute. Die richtigste Etymologie ist aus der Sprache kelt. In derselben bedeutet und Kothos eine Ferkelherberge; wälsch ist verbannt; Kochwälsch wäre also ganz eigentlich Bettler und Vagabonden. Die Dialekt und ihre Sprache Polakowischen zu nennen, d. h. ein Hebräisches Wörterbuch (weiß, Flug) und :). Sonst ist sie auch noch bekannt unter dem Namen Sauer Sprache.

u. m. d.
 ungerichte Wörter
 o getrennt als
 et katholischen
 in Gemäßheit der
 aus Kochweil
 I von Konrad III.
 e. Es bestand aus
 o aus dem Adel,
 li wurden. In se
 d einen aus dem

Grafen- oder Freyherrnstande gewählten Stellvertreter versehen. Schon seit Friedrichs III. Zeit war das Erbhofrichteramt ein Erbkammeramt der Grafen von Sulz. Nach Erlöschung des Mannstammes derselben kam diese Würde 1687 durch Heirath an die Fürsten von Schwarzemberg, bei denen sie bis in die neuesten Zeiten blieb. Unter dieses Gericht gehörten der bayerische, fränkische, bairische, schwäbische Kreis und ein Theil des niederrheinischen; doch waren das Erzhaus Oesterreich, die Churfürsten, Bamberg, Würzburg, Straßburg, die Pfalzgrafen, die Markgrafen von Brandenburg, die Herzoge von Württemberg u. s. m. von dieser Gerichtsharkeit ausgenommen. Die Prozessordnung glich der des Reichskammergerichts, nur war sie nicht mit so vielen Förmlichkeiten verbunden. Vor dem rotweillischen Hofgericht konnten alle Rechtsfachen, nur nicht geistliche und Ehesachen, verhandelt werden, und man appellirte von seinen Aussprüchen an das Reichskammergericht und den Reichshofrath. Die Wirksamkeit desselben wurde, bei dem Widerwillen der Stände gegen die kaiserlichen Landgerichte und bei den vielen ertheilten Exemtionsprivilegien, in den neuern Zeiten immer unbedeutender, bis es endlich 1803 aufgehoben wurde.

Rotterdam, Handelsstadt im Königreiche der Niederlande, in Südholland; an der Werno und Rotter gelegen, mit ungefähr 54.000 Einwohnern, einer Menge prachtvoller Gebäude, Schiffswerften, Fabriken und Manufacturen, und einem bedeutenden Handel, der sich jetzt wieder zu heben beginnt. Eine bronzene Statue des berühmten Erasmus von Rotterdam ziert eine der Canalbrücken der Stadt; und ist merkwürdig als ein redendes Zeichen des Ungeschmacks, denn sie stellt den berühmten Gelehrten in feiser priesterlicher Kleidung dar.

Rotunda (Rotonda), kann überhaupt ein jedes Gebäude genannt werden, das außen und innen rund ist. So ist z. B. das berühmte Pantheon zu Rom (s. d. Art.), das von Papst Bonifaz IV. der Jungfrau Marie und der Schaar der Märtyrer geweiht wurde, eine Rotunde, deren Inneres durch eine an der Decke angebrachte Oeffnung erhalten wird. Bei Tempeln, Gartensälen u. dergl. wird diese Form häufig angewendet, seltener zu Gebäuden, deren Nutzen auf das gewöhnliche Leben berechnet ist.

Nouch
zeichnete sich
tastie aus. I
fprochenen W
aber bald da
stem der Eyt
ausgegangen
widersehen,
damaligen W
glücklich den
gen, ward er
Juli 1794.
Kuthe erlitt
train, das er

Ne vous étonnez pas, objets charmans et doux,
Si quelque air de tristesse obscurcit mon visage;
Quand un savant crayon dessinait cet image,
On dressoit l'échafaud, et je pensois à vous.

Als Dichter ist Roucher berühmt geworden durch sein Gedicht: die Ronate, das er in zwölf Gesängen verfaßte, und das, wenn gleich

Kritiker es ziemlich hart beurtheilten, doch Knec-
urch die Zartheit der Sprache und Empfindungen.
schrieb Rouget noch eine Uebersetzung von Emichs
über die Natur und Ursachen des Ratto-
und eigene Dichtungen und Briefe, die nach-
kamen. Unter seiner Verlassenschaft fand sich auch
so: *Lucretius*.

kennt man den Mann, der den
a Welt Grundsätze und Sitt
atte dem Herzog von Orleans,
e Meinung vom ganzen mensc
lle Grundsätze der Religion us

Der-ehrlische Mann und der
und er war überzeugt, daß
benkte, nichts taugten. Er sch
nehmen, gefälligen Eigenschaf
iedlingen den Namen der Roi
ste darauf deuteten, daß sie

mit welchem er selbst
Daß sie nicht besseres werth wären, als gerädert zu werden, nicht als
gemeine Verbrecher, sondern als Hölle, die sich jede Handlung, zu
der sie ihr Vergnügen und Launen trieb, erlaubten, besonders wenn
Ihr Herr sich daran belustigte.

Rouen, die Hauptstadt der vormaligen Normandie, und jetzt des
Departements der unteren Seine, ist altnordisch gebaut, hat ungefähr
21,000 Häuser, und 87,000 Einwohner. Hier ist der Sitz der obern
Pretorialstellen des Departements, des commandirenden Generals der
25ten Division, und eines Erzbischofs. Zur Flußmündung können Schiffe
von 200 Tonnen hier anlanden. Die Schiffbrücke über die Seine fällt
und steigt mit der Ebbe und Fluth, obgleich sie gepflastert, und ganz
einer steinernen Brücke ähnlich ist. Sie ist 270 Schritte lang, und
1626 gedauert. Die Kathedralekirche, das 1809 in dem vormaligen Je-
suitencollegium gegründete Lyceum oder die Akademie, das prächtige,
vormalige Parlamentshaus, und die auf dem Marktplatz aux vauz
befindliche Bildsäule des 1430 hier selbst von den Engländern verbrannten
Königs von Orleans gehören zu den Werksamkeiten. Auch sind
hier viele Manufacturen und Fabriken von Baumwollenzug und
Leinwand, Casende, Wirtel, Mann, Leder, Wachstuch, Zuckerbäcke-
reien, Kassanerien, und Färbereien von Wichtigkeit, und die Stadt
treibt mit aus- und inländischen Producten und Fabricaten einen sehr
bedeutenden Handel.

Manuscript de l'Etat (Rouen). 10 der Verfasser und Componist
Symone Rouget war zu
Strasbourg, und verfertigte
Freunde, die sein poetisch-
Marselles Marsch oder
was zuerst durch die aus-
auf wurde. Die Wirkung
meisterhaft ist, war bei dem
Klopstock zu dem Ver-
sprach: „Durch Ihr Ge-

me, deren faches Sprüche

gewöhnlich in verächtlicher Sprache den Namen und Titel des Rabolds unter dem, so nur das Jahr und die Provinz anzeigt, wann und wo sie geschlagen worden. Es gibt Goldrupien und Silberrupien; die ersten betragen ungefähr 9 Lira an Gewicht, die letzteren gewöhnlich 28 Gr. — 100 000 Silberrupien machen etwa 1000, 1000 Lira oder eine Croze. Die Spanier rechnen demnach große Summen unter einem Collocationenamen, wie auch die alten Griechen thaten, welche nach Talenten hießen.

Roussseau (Jean Baptiste), einer der besten Dichter Frankreichs, der unter den 18ten Jährern seiner Nation noch immer die erste Stelle einnimmt. Er war der Sohn eines Schuhmachers, und im J. 1712 (nach Andern 1671) zu Paris geboren. Starb zu Brüssel den 27ten März 1761. Obgleich von niedriger Herkunft, genoss er dennoch eine vorzügliche Erziehung; er hatte sogar das Glück, ein Schüler Voltaire's zu seyn, wovon dessen Aufsätze er so Jahre arbeitete. Der Unterricht dieses großen Dichters wirkte in dem jungen Roussseau schon früh den dichterischen Geist, der ihm zu Theil geworden war. Als Jüngling versuchte er sich daher in kleinen poetischen Versuchen, die gewöhnlich und voll von Einbildungen waren. Er war kaum 20 Jahre alt, als schon die vornehmsten Männer ihn suchten und vorluden. Im J. 16's ward er bei dem damals nach Dänemark abreisenden französischen Gesandten Comte de Vaug, und in der Folge wieder bei der Marchese von La Harpe, als er nach England reiste, zu seinem Secretär. London schien Roussseau wohl zu gefallen, und der Kontrakt in dieser großen Stadt ward ihm noch angenehmer durch mehrere Freundschaftsbändnisse, die er daldort schloß. Sein genauer Freund ward dardeloff Et. Formont, der die Vorzüge des jungen Dichters einsehen, und ihnen Oertheilung widerfahren ließ. Bald darauf kam er zum Finanzdirector Roussou, den er liebte und schätzte. Ihm folgte er überall, und im ruhigen Umgang mit diesem Manne trieb er die Wissenschaften, und vorzüglich die Dichtkunst, äußern Fleiß nicht achtend, den er sich hätte erwerben können durch mehrere Stellen, die man ihm damals anbot, vorzüglich durch die eines Secretärs d'Etat, die er aber alle verschmähte. In diesen Jahren hatte Roussseau den Titel seines Rades erreicht; die Ehre war ihm das Glück gänzlich gewichen; von nun an ward er ihm abhold, und war er des jetzt Gegenstand des Neides gewesen, so wurde er nun Gegenstand des Mitleids. Es erschien um diese Zeit auf der Bühne von Paris die Oper des Mouchon auf eine Art des Prologs dieser Oper die Cour gegen die Verfasser des Lertel der M. Ober Zweifel waren diese Verse von ihm, wie es an auf diese Plagen (es waren fünf an der Zahl) so anderer, die an Mitleid und Mitleid ihre Vorgänger das Paris und Versailles damit überschmeißen zu der eignen Klagen darüber müde, suchten endlich Werke zu entdecken. Keiner konnte davor, daß gleich er nicht es handelte L'anonette. Bestimmtes darüber ausmachen, und Roussseau wäre aus dardeloff glücklich glücklich, daß er sich begnügt zu klagen; und die Handlung, die er vollbrachte, wird die a seiner Edelkammer beschreiben, so wie sie dort ist wurde. Es lebte um diese Zeit ein Geometer, J. Paris. Diesen heißt Roussseau, aus welchen Gründen, weiß man noch bis heute nicht, zu verdrängen. Ein Schuhmacherssohn war das

Werkzeug, dessen er sich zur Ausführung seines Planes bediente. Willhelm Arnould d'Arle der Mensch, der sich dazu gebrauchen ließ, öffentlich und vor Gericht das falsche Zeugniß zu reden, er habe von Saurin diese Verse bekommen, und sie auf sein Geheiß ausgestreut. Die Unschuld dieses Mannes kam jedoch bald an den Tag; Saurin bewies, daß Rouffeau den Zeugen belogen, und am 7ten April 1713 ward der Dichter durch einen öffentlich angeschlagenen Beschluß auf ewig aus dem französischen Königreich verbannt. — Rouffeau ging nun nach der Schweiz. Sein Glückstern schien noch zu leuchten; denn er fand an dem Grafen du Luc, französischem Vosschafter bei der belgischen Eidgenossenschaft, einen Patron; doch nur zwei Jahre lang war es ihm vergönnt, dieses Glück zu genießen; denn als im J. 1716 der Graf als Bevollmächtigter nach Baden reiste, um dort mit dem Prinzen Eugen Frieden zu schließen, soberu dieser Prinz, der unsern Dichter im Besolge des Grafen kennen gelernt hatte, Rouffeau auf, ihn nach Wien zu begleiten. Der Graf wagte nicht, dem Prinzen seine Forderung abzuschlagen, und so kam Rouffeau nach Wien. Hier führte er ein höchst angenehmes Leben, aber nur drei Zeit mußte er schnell Wien verlassen, scheinlich jedoch, weil er an einigen E. Bonnesai auf eine der Courtesen I frau ging nach Brüssel, wo er in neu und zwar mit Voltaire, seinem eh geschätzte, und der ihn bewunderte hatte wigs des Grafen kennen gelernt don ward in Brüssel zum glündendsten Hass leumdungen äußerte. Dennoch verlor nicht; aber die größte Aufwacht, die er dort fand, und die freundschaftlichen Verhältnisse, in denen er dort war, konnten das Verlangen nach der Hauptstadt nicht verzeihen, das Rouffeau trug. Man wollte dies Verlangen in Paris befriedigen, und der Großprior von Vendôme hatte es in Verbindung mit dem Grafen von Breteuil sehr schon dahin gebracht, daß Rouffeau vom Königen des Reichs, dem Herzog von Orleans, ein Zurückberufungsschreiben erhielt. Dies befriedigte aber den ehrgeizigen Mann nur halb; er wollte mehr, er verlangte eine nochmalige Durchsicht seiner Prosodien, und eine öffentliche feierliche Zurückberufung. Die Sache ward dies einem Manne verweigert, der sich durch eine ebelfe Handlung geschändet hatte. Traurig über seinen misslungenen Plan ging Rouffeau nunmehr auf Arien, und begab sich im J. 1701 nach London. Hier gab er 1703 die Sammlung seiner Werke in 2 Bdn. q. heraus. Ein ansehnliches Vermögen, welches er sich dadurch erworben, ließ er der Handelscompagnie zu London. Diese war damals im Sinken, und Rouffeau kam gegen den Abend seines Lebens durch den Verlust dieser bedeutenden Summe so herunter, daß er nur noch von der mildthätigen Unterstützung einiger Freunde lebte. Der Notar Houes zu Paris und der Herzog von Armburg, an dessen Tafel er zu Brüssel speiste, waren es vorzüglich, die ihm sein Leben noch erträglich machten. Des Königs Günst verlieh er bald, da er in ein Journal einrücken ließ, Voltaire habe ihn beim Herzog verkleumdet, und ihn als den Verfasser der unglücklichen Verse genannt. Voltaire dachte zu klein, um diese Gelegenheit nicht zu benutzen, seinem Feind obilig zu seyn. Er beklagte sich über Rouffeau beim Herzog, und dieser tatlog ihm auf immer keine Wohlthaten. Nun war Brüssel dem Dichter ein unerträgliches Ort. Einige seiner Freunde ließen ihn,

um seinen Kummer zu lindern, heimlich nach Paris kommen, aber vergebens; sie konnten sein Exil nicht aufheben. Schon nach drei Monaten mußte Rousseau die Hauptstadt wieder verlassen, in der er abermals seiner Satire zum Schaden mächtiger Personen freien Lauf gelassen hatte. Am 3ten Febr. 1740 sah Brüssel den Dichter wieder, jedoch nur auf kurze Zeit. Der Tod raffte ihn im Frühling des folgenden Jahres dahin. Noch in der Sterbestunde behauptete er, nicht der Verfasser der schändlichen Verse gewesen zu seyn. — Rousseau's Werke sind mit Recht von Mit- und Nachwelt geschätzt. Wir besitzen von ihm: 1. vier Bücher Oden, deren erstes Buch Oden aus den Psalmen enthält. In dieser letzten Gattung ist Rousseau der erste Dichter der Franzosen. Reinheit und Eleganz des Ausdrucks, so wie ein edler und schöner Versbau sind darin mit trefflichen religiösen Gedanken gepaart; wenn gleich bisweilen der Sinn vernachlässigt ist, und ein bombastisches Wortgepränge in wohlthnenden Rhythmen den lyrischen Schwung ersetzen muß; 2. Cantaten. In dieser Dichtungsart, deren Schöpfer Rousseau ist, glänzt er vorzüglich; die Wahl der Gegenstände, die Gewandtheit, mit der er dieselben behandelt, verdient eben so viel Lob als der edle Ausdruck. Die Cantate von der Circe scheint unter allen die gelungenste zu seyn; 3. Briefe in Versen. Sie sind die am wenigsten gelungenen Werke des Dichters. Zwar fanden sie zu den Zeiten, als sie erschienen, ein allgemeines Interesse, da sie voll von sarkastischen Anspielungen auf Ort, und Zeitverhältnisse des Dichters sind, für oder gegen den ein jeder Partei genommen hatte; aber wir, die wir jetzt nur das Werk als Werk betrachten, können uns an diesen spöttischen Seitenblicken darin, an dem misanthropischen Ton, in dem sie geschrieben, an dem übertriebenen Scherz, der in ihnen herrscht, an dem incorrecten Styl derselben wenig ergötzen; 4. Allegorien. Sie haben zwar den Fehler der Incorrectheit, die in den Briefen herrscht, nicht, sind aber dafür langweiliger als die Briefe. Die Fiction ist zwar in manchen nicht schlecht, aber in der Mehrzahl doch gezwungen und höchst unwahrscheinlich; der Versbau ist einformig; 5. Epigramme. Sie sind nächst den Cantaten und Psalmen von Rousseau, das Beste, was er geliefert, wenn man die abrechnet, in denen sich französische Frivolität in ihrer vollen Glorie zeigt. In den übrigen herrscht angenehmer und leichter Witz, so wie Abwechslung und gute Wahl der Gegenstände; manches Sinngedicht ist eines Martial würdig; 6. verschiedene Poesien von geringem Werthe, unter denen jedoch manches Stück noch besser ist als 7. seine vier Lustspiele in Versen, und 8. seine zwei Lustspiele in Prosa. Zwar ist der Styl rein, aber die Intrigue ist so langweilig, wie der Dialog, der sich nur in einigen wenigen Scenen auszeichnet. Auch haben diese Stücke bei der Aufführung nie Glück gemacht; 9. die Opern, die Rousseau geschrieben, sind oblig seiner unwürdig; auch hat er sie selbst unterdrückt, und nicht in die Sammlung seiner Werke aufgenommen; 10. endlich haben wir eine Sammlung von Briefen in Prosa von ihm, worunter mehrere sind, die nur zu oft seinen zweideutigen Charakter verrathen. — Eine Ausgabe seiner Werke besorgte der Dichter, wie wir schon oben erwähnten, während seines Aufenthalts zu London 1723 in 2 Bdn. 4. Hierzu erschien auf Verlangen der Subscribenten, die alle Werke Rousseau's verlangten, ein diejenigen, welche Rousseau hatte unterdrücken wollen, enthaltendes Supplément aux Oeuvres de Mr. Rousseau, Londr. 1723, 8. (jedoch auch hierin finden sich die beiden verunglückten Opern nicht); zu Amsterdam kam 1726 eine etwas vermehrte Ausgabe

seiner Werke in 3 Bdn. 8. heraus. Endlich besorgte Segur, in Diensten des Fürsten von Thurn und Taxis, 1743 eine Ausgabe von Rousseau's Werken, 3 Bde. 4., und 4 Bde. 12. Die genannten Editionen enthalten nichts, als wozu sich Rousseau bekannte; die Couplets, welche ihn ins Unglück stürzten, finden sich nur in solchen Ausgaben, die gegen des Dichters Willen erschienen sind; da er nie bekant hat, er sey der Verfasser. Diese Ausgaben sind selten. Einige Proben dieser im höchsten Grade gemeinen Verse findet man in la Harpe Cours de littérature, (herausgegeben von Auger) T. IV. p. 178. ff. Ob Rousseau wirklich der Verfasser dieser oft sehr fehlerhaften Verse war, wird immer ein Räthsel bleiben.

2. 10. 8.

Rousseau (Jean Jacques), geboren den 28ten Juni 1712 zu Genf (starb den 2ten Juli 1778), eines reformirten Bürgers (Uhrmachers) Sohn, der jüngste von zwei Brüdern. Er kam schwächlich auf die Welt, und kostete seiner Mutter (einer sehr gebildeten Frau) das Leben, weshalb er auch seine Geburt sein erstes Unglück nannte. Rousseau sagt in seinen Confessions (die doch immer Selbstbekenntnisse einer eiteln Seele sind) von sich, daß er als siebenjähriger Knabe viel Religion gehabt, daß seine erste Lectüre von jener Zeit an Romane gewesen wären, worauf er aber doch bald eine bessere erhalten, und besonders den Plutarch liebgewonnen habe; im achten Jahre wußte er den Plutarch auswendig, und im zwölften Jahre hatte er bereits die meisten Romane durchlaufen; doch lernte er auch den Tacitus und Grotius, welche zwischen den Instrumenten auf der Werkstätte seines Vaters lagen, kennen. Fröh wurde sein musikalischer Sinn geweckt; als er das achte Jahr vollendet hatte, wurde er einem Pfarrer auf dem Lande zur Erziehung übergeben. Mit vierzehn Jahren kam er zu einem Graveur in die Lehre; denn diese Kunst entsprach seinen Anlagen und Neigungen; aber die despotische Härte seines Herrn verleidete ihm die Kunst. Er entlief, irrte in dem benachbarten Savoyen herum, und änderte aus Dürftigkeit die Religion. Man unterrichtete ihn in einem Kloster, aus dem er nach einiger Zeit entsprang, und nach manchen Abenteuern kam er endlich durch die Empfehlung eines savoyischen Landpredigers zu einer Frau von Warrens in Annecy, die ihn zu sich nahm, in Wissenschaften und in der Musik unterrichten ließ, und ihn wie ihren eignen Sohn liebte, wohl auch verzärtelte. Im 20sten Jahre ging Rousseau nach Frankreich, mit der Hoffnung, durch seine Kenntnisse in der Musik sich zu nähren. In Besançon sang er mit Beifall in einigen Concerten; man versprach ihm Beförderung, sobald eine Stelle erledigt seyn würde. — Inzwischen gab er einige Jahre lang zu Chambery in der Musik Unterricht, und ging dann seines fränklichen Körpers wegen nach Montpellier. Allein die Meeresluft war ihm nicht zuträglich; er kehrte zu seiner Wohlthäterin zurück, und blieb bei ihr bis 1742, in welchem Jahre er die Stelle eines Secretärs bei dem französischen Gesandten in Venedig erhielt. Nach achtzehn Monaten trennte er sich von demselben, ging nach Paris, gewann seinen Unterhalt durch Notenschreiben, und legte sich in müßigen Stunden auf Naturlehre und Chemie. Um diese Zeit bekam er einen Anfall von Steinschmerzen, welche Krankheit ihn nie verließ. Im Jahre 1750 gewann er die bekannte Preisfrage der Akademie zu Dijon (ob die Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften zur Verbesserung der Sitten beigetragen habe?) durch die paradoxe Behauptung, daß die Wissenschaften und Künste verderblich gewesen seyen. Es erschienen bald eine Menge Widerlegungen; in Spanien mischte sich sogar der Hof und die Inquisition in diese Sache.

In der Vorrede zu seinem *Marzif*, einem Lustspiele, vertheidigt er sich gegen viele Mißverständnisse. Hierauf brachte er seinen *Devin du village* auf das Theater, eine kleine Oper, wozu er die Musik selbst componirt hatte. Dies Stück fand allgemeinen Beifall, der Verfasser wurde von der französischen Nation fast angebetet. — Da er aber 1753 seinen berühmten Brief über die französische Musik herausgab, worin er die Unvollkommenheit derselben zeigte, gerieth alles in Aufruhr. Es erschienen in kurzer Zeit neue Widerlegungen. Sänger, Sängerinnen und Virtuosen, welche die Feder nicht führen konnten, legten sich auf Schimpfen, schmiedeten Pasquille und Gesänge auf ihn, und ließen ehrenrührige Kupferstiche auf ihn verfertigen. Man hing seinen Brief als eine Beute auf dem Theater auf, und es wurden sogar Leute bestellt, welche den Verfasser ermorden sollten. — Rousseau entfloß nach Genf. Durch seine Religionsveränderung hatte er sein Bürgerrecht verloren. Jetzt nahm er aber öffentlich die reformirte Religion wieder an, und wurde in alle Rechte eines freien Bürgers von Genf eingesetzt. Von da reiste er nach Savoyen, und hielt sich einige Zeit in Chambery auf. In dieser Stadt schrieb er seine Abhandlung über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen (*sur l'inégalité parmi les hommes*). Diese Schrift erregte noch mehr Sensation als die Beantwortung der Preisfrage. Er hielt den wilden und gesitteten Menschen gegen einander; — das Mein und Dein, Eigenthum und Reichthum, die daraus entstehende Obermacht und Ueppigkeit erklärte er für Quellen tausendfachen Elends, und voll Ekels vor dem gleißenden Wesen der großen Welt, in der sein Naturgefühl zum Spotte geworden, rief er seinen Brüdern zu: kommt in die Wälder und werdet Menschen; sie sollten sich selbst überlassen gleich den Thieren leben; das sey der Stand der Unschuld und die anerschaffene Einsalt. Eigenthum und Verträge haben die Menschen unglücklich gemacht; Eisen und Korn haben sie zwar gesittet gebildet, das menschliche Geschlecht aber zu Grunde gerichtet. — Voltaire schrieb über diese Schrift an Rousseau: man bekommt bei Ihrem Buche Lust, auf allen Vieren zu kriechen; in dessen ich bin über sechzig Jahr zu alt dazu; und überlasse diese natürliche Art zu gehen andern, die dessen würdiger sind, als Sie und ich. — Unterdessen hatte sich in Paris der Haß der Nation gegen ihn gelegt. Auf dringende Einladung kehrte er nach Frankreich zurück, aber nicht nach der Hauptstadt, sondern nach Montmorency. In dieser glücklichen Einsamkeit schrieb er die so einflußreichen Werke: a) den Gesellschaftsvertrag, b) die neue Heloise, c) und den Emil, durch die er so mächtig auf sein Zeitalter gewirkt hat. Seine politischen Schriften sind bis auf den heutigen Tag am meisten gemißbraucht worden; und man schreibt den beiden Abhandlungen über den bürgerlichen Vertrag und über die Ungleichheit unter den Menschen größtentheils die französische Revolution zu. Die Schrift: *du contrat social* wurde anfänglich der Catechismus der französischen Revolution, und wurde gleichsam als ein neues Evangelium angebetet. Unter allen rousseau'schen Schriften war gewiß diese am seltensten vorher gelesen und noch seltener verstanden worden. Auf einmal glaubte man in ihr den sichersten Wegweiser durch das Labyrinth der Revolution gefunden und die Grundlage zu einem neuen, unwandelbaren Staatsgebäude entdeckt zu haben. Rousseau's *Andenken* wurde dabei in jener Zeit auf alle mögliche Art geehrt. Am 25ten September 1791 veranstaltete man zu Montmorency deswegen ein ländliches Fest. Am 21ten October 1794 wurden seine Gebeine feierlich im Pantheon zu Pa-

ris beigelegt. — Während die Weltleute und die Gelehrten für und gegen seinen Gesellschaftsvertrag und seinen Streit über die französische Musik sprachen, erschien seine Julie (die neue Heloise), vor welcher er ganz unschuldige Mädchen warnte. Unter ganz unschuldigen Mädchen verstand er diejenigen, die nie einen Roman gelesen hätten, in deren Phantasie kein Funke von Leidenschaft gefallen wäre; die von Liebe nichts wußten, nur Abnungen trügen in ihrem lautern, für beschränkte häusliche Freuden sich aufbewahrenden Herzen; diesen verbot er seinen Roman. Julie und ihr Liebhaber wohnend am Fuße der Alpen, horchend auf die Stimme der Natur, da, wo sie vom hohen Gipfel herabspricht in ernster Majestät; beide voll wahren, warmen Gefühls, voll der Liebe, die vom Himmel in auserwählte Seelen kommt, und bleibt und duldet, bis sie mit ihnen dahin zurückkehrt, von wannen sie ausging; Julie und ihr Liebhaber machten in Frankreich, wo die Liebe leichtsinnig um den Punktisch flatterte, und in den Ländern, wo die Jungfräulichkeit noch etwas Heiliges war, einen sehr verschiedenen, aber gleich starken Eindruck; jeder fand sich in dem Buche, oder jeder deutete das Buch auf sich. — Endlich gab er im Jahr 1762, zunächst für eine Mutter niedergeschrieben, das berühmteste Erziehungswerk der neuern Zeit heraus: Emile, ou de l'éducation, in vier Bücher getheilt. In einem Briefe an die Marschallin von Luxemburg, datirt vom 2ten Juni 1767, gibt Rousseau folgendes als die Ursache der Herausgabe seines Emils an. Er hatte mit einer Haushälterin, welche er späterhin noch zur Frau nahm, fünf Kinder gezeugt, alle fünf aber in ein Findelhaus geschickt, mit so geringer Vorsicht zu einer künftigen Wiedererkennung, daß er nicht ein Mal die Tage ihrer Geburt sich aufgezeichnet hatte. Seit mehreren Jahren empfand er deswegen die kränklichsten Gewissensbisse, doch sein und der Mutter Gram deßhalb sey fruchtlos, und der Wunsch, seinen Fehler wenigstens einigermaßen zu vergüten, sey eine der Hauptursachen seines über Erziehung geschriebenen Werks (Vergl. le conservat. du Neuchateau 1800). Er hatte namentlich im Emil die spekulativen Wahrheiten der Religion von denen abge sondert, deren Einfluß auf unser Leben niemand läugnen wird; seine Hauptansicht war kurz folgende. — Sobald ihr mit unbefangener Seele den Schriften des Evangeliums euch nähert, werdet ihr die Majestät derselben empfinden. Der, welcher es verkündigt, war gewiß kein Betrüger, und die von ihm zeugten, waren es auch nicht. In seiner Lehre, in seinem Leben ist er mehr als Alle, die vor ihm waren, und sein Tod ist der Hingang eines in Menschheit gefüllten Gottes. Zugleich aber findet ihr in eben den Schriften Dinge, welche der Vernunft widersprechen. Könnet ihr die Schwierigkeit nicht lösen, so grübelt nicht, sondern bleibt in einem heiligen Zweifel; demüthigt euch vor der höchsten Weisheit, und bittet, daß sie euch erleuchte. Seyd desto eifriger und getreuer in Erfüllung alles dessen, was jede redliche Seele darin für gut und wahr erkennen muß. Ein unfreiwilliger Irrthum des Verstandes wird euch nicht auf ewig unglücklich machen; ihr werdet nach euern Thaten gerichtet. — Dies ist der Inbegriff dessen, was Rousseau zuerst seine Julie auf dem Sterbebette, nachher seinen Vicar aus Savoyen im Emil sagen läßt. Kaum war der Emil mit diesem Glaubensbekenntniß erschienen, so ließ das Parlament das Buch wegen der gewagten Urtheile über das Positive der Religion am 4ten Juni 1762 durch Senfers Hand zerreißen und verbrennen, und verurtheilte den Verfasser zum Gefängniß. Der Erzbischof von Paris verfolgte ihn mit einem Hirtenbriefe, und nannte ihn einen Gottlosen, einen Verführer. Rousseau ant-

worte: „nicht er sey der Gottlose; die Gottlosen seyen diejenigen, die sich Gottes Gericht anmaßen;“ zuletzt fragte er: „Ihr guten, unschuldigen Herzen! habe ich euch verführt?“ — Rousseau wollte nach Genf fliehen, aber auch seine Vaterstadt nahm ihn nicht nur nicht auf, sondern bedrohte ihn ebenfalls mit dem Gefängnisse, und ließ das einzige Exemplar des Emils, das sich dort vorfand, durch den Henker verbrennen. Er flüchtete nach Yverdun im berner Gebiete, und von da nach Mottiers-Travers, einem kleinen Dorfe in der Grafschaft Neuchâtel. Da er seit den Kinderjahren nie unter Protestanten gewohnt hatte, so war die Vereinigung mit der dasigen Gemeinde ihm desto angenehmer. Ihm gefiel ihr einfältiger Gottesdienst; er besuchte fleißig die Kirche des Orts, erbaute sich und Andere, gewann die Freundschaft des Predigers, und die Liebe der ganzen Gemeinde. Er bat um Zulassung zur Communion, und diese ward ihm gewährt. Die Geistlichen in Genf suchten seinen Namen von der Kanzel herab zum Gräuel zu machen. Er schrieb gegen diese Verleumdungen, und gegen das ungesetzmäßige Verfahren des genfer Senats in seiner Sache auf Anrathen seiner Freunde die berühmtesten Briefe vom Berge. Unterdessen blieb Rousseau mit ganzer Seele seiner Gemeinde zugethan, bekannte sich feierlich zur protestantischen Kirche, und begehrte zum zweiten Mal das Abendmahl, über dessen Verstattung man ihm Schwierigkeiten machte. Seine Briefe vom Berge, der Brief an den Erzbischof von Paris und sein dictionnaire physique portatif wurden in Paris den 19ten März 1763 öffentlich zerrissen und verbrannt. Die genfer Geistlichen suchten den Prediger in Mottiers gegen ihn einzunehmen, und die Gemeinde von ihm zu entfernen; von letzterer mußte er mehrere Mißhandlungen erdulden. Er verlebte hierauf in zwei Monaten auf der Petersinsel am Bielersee, wie er selbst sagt, Jahrhunderte; seinem Botanisiren daselbst verdankt man seinen Botaniste sans maître, und den guten Gedanken, die Jugend früh in die Botanik einzuführen. Er wurde aber auch hier nicht länger geduldet. Die Obern eines deutschen Cantons, von denen er Schonung erwartete, geboten ihm, in der rauhesten Jahreszeit, ihr Land binnen kurzer Frist zu räumen. Er bat umsonst um eine kleine Verlängerung dieser Frist, umsonst um ein Gefängniß, wo er ohne Schreibzeug, ohne irgend eine Gesellschaft, nur ungequält dem Tode entgegenharren dürfte. Man trieb ihn von sich, und überließ ihn der Gefahr, unterwegs unzu kommen. Seine Freunde bewirkten ihm einen freien Geleitsbrief nach Paris, wo die Philosophen, die es verdros, so viel Herz und so vollen Glauben in ihm zu finden, eben so grausam seiner spotteten, als die Geistlichen ihn verfolgt hätten. Billiger gegen ihn war der englische Philosoph Hume, der ihn mit nach England nahm. Rousseau näherte sich der brittischen Küste, schloß die reine Luft, betrat mit Jubel den Boden der Freiheit, fiel seinem Retter um den Hals, und begleitete ihn nach London. In London empfing man ihn mit aller der Schwärmerei, deren jene Nation fähig ist. Die Engländer drängten sich, ihn zu sehen; die Damen trugen sein Bild an ihren Arm bändern. Hume war ein guter, aber äußerst kalter Mann, welcher Rousseau's Enthusiasmus nicht begriff, und dessen Wärme nicht erwidern konnte. Rousseau wurde durch diese Gleichgiltigkeit seines einzigen Freundes mißtrauisch, einige, von leichtfertigen Engländern ausgestreute launichte Blätter gegen den aus Frankreich und der Schweiz vertriebenen Weltweisen bestärkten diesen Mißmuth, und so verzweifelnd an Rechtschaffenheit und Freundschaft ging er weg aus dem Lande, das er als seinen letzten Zufluchtsort angesehen hatte. Er kehrte unter einer

stillschweigenden Vergünstigung 1767 nach Paris zurück, wurde anfänglich vom neugierigen Volke überall umringt, nachher nicht mehr bemerkt; er sonderte sich immer mehr von der Gesellschaft ab, und ernährte sich zum Theil vom Notenschreiben, und sammelte Kräuter. Er ließ 1768 sein musikalisches Lexicon drucken, und bald darauf erschien sein Pygmalion, ein Melodrama, von ihm erfunden und vortreflich ausgeführt. Für mehrere Romane und Lieder setzte er schöne, einfache und rührende Melodien. Je älter Rousseau wurde, desto mehr wuchs seine Menschenscheu, und sein grämliches Wesen. Sehnsuchtsvoll wünschte er in irgend einem Winkel eine Stätte zu finden, wo er ruhig die Annäherung seiner letzten Stunden erwarten könnte. Sein Wunsch ward ihm gewährt. Der Marquis Girardin bot ihm an, auf seinem Landhause Ermenonville unweit Paris zu wohnen, wohin Rousseau im Mai 1778 zog, aber schon den 2ten Juli desselben Jahrs, als er eben von einem Spaziergange zurückkam, plötzlich starb; er war 66 Jahr alt geworden. Sein Körper wurde einbalsamirt, in einem bleiernen Sarg verschlossen, und innerhalb des Parks von Ermenonville, auf der sogenannten Pappelinsel beerdigt, in der Mitte des Teiches, welche der kleine See heißt, und dem Schlosse gegen Süden liegt. Ueber ihm ist ein ausgeschmücktes, ungefähr sechs Fuß hohes Grabmal errichtet. — Seit dem Jahre 1745 war Theresie le Basseur seine unzertrennliche Lebensgefährtin. Sie mußte sich in seine Launen zu schicken, andre Vorzüge besaß sie nicht. Um sie für ihre Treue zu belohnen, heirathete er sie 1768. Schon im Jahre 1748 hatte sie ihm das erste Kind geboren, welches er, so wie die folgenden vier, alle ins Findelhaus schickte. Als man in der Revolutionszeit das Andenken Rousseau's so hoch feierte, konnte es nicht fehlen, daß man auch seiner hinterlassenen Witwe ehrenvoll und dankbar gedachte; sie erhielt auf Barrere's Antrag am 21sten December 1799 von der Nationalversammlung einen jährlichen Gnadengehalt von 1200 Livres. — Locke und Rousseau (ersterer noch mehr), waren es vorzüglich, welche die Zeit, auf welche ihre Erziehungsmaximen Einfluß hatten, von dem Höhern immer mehr entfernten, und die Gemeinheit der neuen Erziehung einleiteten; obgleich nicht zu läugnen ist, daß auch vieles Gute von ihnen ausging; für ihre verkehrten Ansichten fanden sie aber die Zeit empfänglicher, daher das Uebergewicht der letztern.

W. L.

Roussillonweine, s. Weine.

Rowe (Elisabeth), eine bekannte Dichterin, Tochter eines dissentirenden (nicht zur englischen Kirche gehörenden) Geistlichen, Namens Walter Singer zu Frome in Sommersetshire, war 1674 geboren. Von Kindheit auf zeigte sie viel Hang zur Lectüre und Dichtkunst, schrieb im 12ten Jahre schon Gedichte, und übte sich in Musik und Malerei. In ihrem 22sten Jahre gab sie einen Band vernünftiger Gedichte heraus, und wegen ihrer körperlichen und geistigen Reize gehörte Prior, der englische Dichter, unter die Zahl ihrer Verehrer. Unsere Dichterin aber widmete einen großen Theil ihrer Jugendzeit der Erfüllung der Kindespflichten gegen ihren Vater, der ihrer Pflege bedurfte, und verheirathete sich erst 1710 mit Thomas Rowe (s. unten), mit welchem sie, obgleich er 12 bis 13 Jahre jünger war, sehr glücklich lebte. Nicht lange dauerte dies Glück. Ihr Mann, ein Verschwender, starb 1715, und hinterließ sie in einer sehr drückenden Lage, die nur ihr religiöser Sinn und ihre fromme Verzichtleistung lindern konnten. Am Ende ihres Lebens erinnerte sie sich seiner auf das Zärtlichste. Nach dem Tode ihres Gatten lebte sie zu Frome in stiller Zurückgezogenheit, welche

nur durch gelegentlichen Umgang mit ihren Freunden unterbrochen wurde. Ungeachtet ihrer strengen Frömmigkeit paßte sie doch durch das Annehmliche ihrer Sitten für die beste Gesellschaft, und wurde von allen, die sie kannten, geliebt und verehrt. *Mistress Barbauld*, eine englische Dichterin, sagt in einem Gedichte von ihr: Ihre ganze Seele war Einklang und Liebe. Außer der oben gedachten Sammlung von Gedichten gab sie noch die Geschichte *Josephs* und andere vermischte Gedichte heraus, die sich durch einen correcten melodischen Versbau, eine fließende, bilderreiche Sprache, und durch zärtliche und erhabene Empfindungen auszeichnen. Unter ihren prosaischen Schriften sind die bekanntesten: *Freundschaft im Tode in zwanzig Briefen von Todten an Lebende* (*Friendship in death, in twenty letters from the dead to the living*). Diese Briefe sind das Werk einer lebhaften, blühenden Einbildungskraft, und eines tief empfindenden, mit frommen Betrachtungen vertrauten Herzens, und sie verfehlen nie ihren Zweck, auf junge empfängliche Leser Eindruck zu machen. Sie sind in vielen Auflagen auch von andern religiösen und sittlichen Schriften der Verfasserin begleitet erschienen. Auch gab sie in drei Theilen ihre moralischen und unterhaltenden Briefe in Versen und Prosa (*Letters moral and entertaining in verse and prose*) heraus. Sie schrieb mit Leichtigkeit, aber ohne große Sorge für die Correctheit; dessen ungeachtet erwecken alle ihre Schriften eine hohe und günstige Idee für die Verfasserin. Auch unser *Klopstock* hat der letztern mehrere Male in seinen Gedichten, besonders unter dem Namen „der frommen Singer“ und auch sonst erwähnt. Ihr Gatte

Rowe (Thomas) stammte aus einer guten Familie, und war gleichfalls der Sohn eines dissentirenden Geistlichen. Er hatte, nachdem er eine vorzügliche Erziehung erhalten, zu *Leiden* studirt, sich sehr bedeutende Kenntnisse erworben, und würde als Schriftsteller sich sehr ausgezeichnet haben, wäre seiner Heirath nicht bald eine Zerrüttung seines Vermögens und seiner Gesundheit gefolgt. Eine zärtliche Ode an seine Gattin gehört zu seinen besten Stücken. Geschichte war sein Lieblingsstudium, und er wollte mehrere von *Plutarch* nicht dargestellte berühmte Charaktere des Alterthums bearbeiten, von denen aber nur nach seinem Tode acht von *Ehändler* herausgegeben sind. Er starb (s. oben) 28 Jahr alt, nach einem übrigens tadellosen Leben. Einige seiner dichterischen Arbeiten sind unter dem Titel: *Poems and translations*, mit seiner Gattin *Miscellaneous works* erschienen.

Rowe (Nicolas), geboren 1673 in *Bedfordshire*, ein vorzüglicher englischer Dichter aus einer alten Familie in *Devonshire*, wo sein Vater *John Rowe Esq.* ein Sachwalter von ausgebreitetem Rufe war. Nachdem der Sohn in einem Privatinstitut und auf der öffentlichen Schule zu *Westminster* vortreffliche Kenntnisse gesammelt, und selbst in lateinischer und griechischer Sprache Gedichte geliefert hatte, die Aufsehen erregten, wurde er in seinem 16ten Jahr von seinem Vater zum Studium der Rechtswissenschaften bestimmt. Als er 19 Jahr alt war, starb sein Vater, und jetzt lehrte er wieder zu seinem Lieblingsstudium, der Dichtkunst, zurück. In seinem 25ten Jahr lieferte er sein erstes Trauerspiel: die ehrgeizige Stiefmutter (*the ambitious stepmother*). Der Beifall, mit dem dies Stück bei seiner Aufführung, ungeachtet seiner jugendlichen Fehler, aufgenommen wurde, verleitete den Verfasser, sich in der Folge wenig um die Regeln der dramatischen Kunst zu kümmern. Diefen ersten Versuch folgte sein *Lamerlan* (aufgeführt 1702). Dies Stück hatte eine politische Beziehung, da durch den Tyrannen *Bajazet* der König *Ludwig XIV.*, als der größte Feind der bürgerlichen und kirch-

lichen Freiheit, und durch Tamerlan, der von dem Dichter in den vorzüglichsten Fürsten umgewandelt war, Wilhelm III. angedeutet wurde. In den Darstellungen beider herrschte viel Uebertreibung, aber der Zweck des Stücks und die vielen erhabenen, freien Gesinnungen erwarben ihm einen außerordentlichen Beifall. Während Wilhelms und der folgenden Regierung wurde es häufig bis 1710 aufgeführt. Darauf ward es politischer Ansichten halber auf mehrere Zeit nicht zugelassen. Aber durch die Thronbesteigung des Hauses Hannover kam auch dies Stück von neuem auf die Bühne, und wird gewöhnlich bei dem Jahresfest der Landung Wilhelms III. vorgestellt. 1703 erschien die schöne Büßende (the fair penitent) von Rowe, und dies ist eins der vorzüglichsten Stücke unsers Dichters, denn wenn auch die Intrigue von Massinger entlehnt ist, so behauptet es durch Schönheit der Dichtung und der Gesinnungen und durch Interesse der Handlung einen der ersten Plätze unter den englischen dramatischen Dichtungen. Diesen Stücken folgten mehrere, unter denen seine Johanne Shore gewiß eine der herrlichsten tragischen Dichtungen ist. Auch gab er Shakespeares Werke nebst einem Leben dieses großen Dichters heraus. Rowe trat auch mit Ruhm und Achtung in das öffentliche Leben ein. Unter dem Staatssecretariat des Herzogs von Queensbury bekleidete er die Würde eines Unterstaatssecretärs auf drei Jahre. Unter Anna's Regierung ward er nicht wieder angestellt. Er wandte sich (nach Pope) an den Schatzmeister, Lord Orford, um ein Amt zu erhalten. Dieser Minister fragte ihn: ob er spanisch verstände? Der Dichter verneinte es, weil er aber glaubte, daß er bei einer spanischen Gesandtschaft oder sonst dort angestellt werden sollte, so lernte er spanisch, und meldete sich wieder bei Orford mit der Anzeige, daß er dieser Sprache jetzt mächtig sey. „Da beneide ich Sie wirklich,“ versetzte Orford, „ietzt werden Sie den Don Quixote in der Landessprache lesen können.“ Doch hat man die Wahrheit dieser Anekdote von Seiten der Whigpartei, zu welcher Rowe gehörte, läugnen wollen. Georg I. ertheilte ihm bei seiner Thronbesteigung mehrere einträgliche Aemter, und er starb im December 1718, 45 Jahre alt. Er wurde in der Westminsterabtei beerdigt, und seine Witwe (er war zweimal verheirathet) errichtete ihm ein kostbares Denkmal. Rowe war übrigens ein Mann von liebenswürdigem Charakter, und ausgerüstet mit allen geselligen Tugenden. Unter Englands Tragikern gehört er zu denen des ersten Ranges. Seine Werke, die in dramatischen Stücken und andern vermischten Gedichten bestehen, sind unter dem Titel: Poetical Works of Rowe, 3 Vol., London 1719, 12. mit seinem beigefügten Leben erschienen. Außerdem hat Nicolas Rowe noch Uebersetzungen ins Englische von den goldenen Versen des Pythagoras, des ersten Buchs von Quillets Callipædie (einem Gedichte über die Erziehung) und von Lucans Pharsalia geliefert. P. N.

Roxolane, s. Soliman.

Rozier (Pilatre de), s. Aërostat.

Rubato tempo, in der Musik, kommt von dem italienischen rubare, rauben, und bedeutet eine eigne Art des affectvollen Vortrags, vorzüglich langsamer Stücke, bei welchen man in der Oberstimme den Geltungen mancher Noten etwas raubt oder entzieht, und sich also nicht streng an den Tact bindet, im Ganzen aber und in den untern Stimmen die Ordnung des Zeitmaßes genau beobachtet. Nach dem Tempo rubato werden manche Gänge beschleunigt, manche verzögert, und der Tact wird so im Einzelnen etwas verzogen, ohne daß doch im Ganzen die Einheit darunter leidet. Das Tempo rubato schön und

richtig bringen, erfordert viel Übung und feines Gefühl, und ohne sich auf Talent und Urtheilskraft verlassen zu können, ist es besser, sich streng an den Tact zu halten, als ungeschickt und unschicklich im Tempo rubato zu spielen. Ms.

Rubel ist eine russische Silbermünze, die 10 Grimen, oder 100 Kopeken enthält. Nach unserm Gelde beträgt der Silberrubel (zum Unterschied von den Papierrubeln) ungefähr 2 Thlr. 3 bis 4 Ggr. Es gibt auch Gold- und Kupferrubel, erstere sind jetzt sehr selten. 1654 wurden die ersten Rubel in Moskau geschlagen.

Rubens (Peter Paul), einer der größten Maler seines und aller Jahrhunderte. Sein Vater war ein adeliger Schöppe zu Antwerpen gewesen, und hatte sich zu Eclen, wo unser Künstler 1577 geboren wurde, niedergelassen. Nach dem Tode seines Vaters, der ihm eine wirklich gelehrte Erziehung hatte geben lassen, wurde Rubens Page bei einer Gräfin von Lalain. Er verließ aber diese Dienste, theils wegen der ausschweifenden Sitten seiner Gebieterin, theils um sich ganz seiner Lieblingskunst zu widmen. Otto Bernius, einer seiner Lehrer, liebte den edlen, hochherzigen Jüngling eben so sehr wegen seiner Tugenden, wie wegen seines Fleißes und seines bewundernswürdigen Talents, und weihete ihn in die Geheimnisse der Kunst ein. Bald ward Rubens größer als sein Meister, und auf des letztern Rath besuchte er, mit Empfehlungen des Erzherzogs Albrecht an den Herzog Vinzenz Gonzaga versehen, Italien, um dort seine Studien fortzusetzen. Der Herzog nahm ihn als Edelknaben in seine Dienste, worin er acht Jahre blieb, und von Mantua aus auch Rom, Venedig und Genua besuchte, an welchen Orten er häufig längere Zeit sich mit dem Studium und der Ausübung seiner Kunst beschäftigte. Wohin er kam, verewigte er sich durch seine schöpferische Meisterhand. In Spanien, wohin ihn der Herzog Vinzenz mit einem prächtigen Geschenk an den König Philipp IV. gesandt hatte, mahlte er diesen Monarchen und mehrere seiner Großen, studirte die dortigen Kunstschätze, und kehrte mit Ehren und königlichen Geschenken überhäuft, nach Mantua zurück. Benachrichtigt von der Krankheit seiner Mutter, eilte er von dort schleunig nach Antwerpen. Sie war schon todt, da er ankam, und vor Beerdigung darüber schloß er sich in die Abtei St. Michel vier Monate lang ein, wo er durch wissenschaftliche und künstlerische Thätigkeit seinen Schmerz zu zerstreuen suchte. Von der Rückkehr nach Mantua hielten ihn die glänzenden Versprechungen der Erzherzoge und die Liebe zu Isabella Brant, die 1609 seine Gattin ward, zurück. Er baute sich zu Antwerpen ein prächtiges Haus, welches er selbst von außen in Fresco mahlte. Die herrliche Rotunde, die er daneben aufführen ließ, schmückte er mit den kostbarsten Vasen, Büsten, Gemälden und Medaillen aus, und diesen ganzen Schmuck verkaufte er, obgleich er sehr große Reichthümer besaß, an den Herzog von Buckingham für 10,000 Pfund Sterling. Für die Kathedralkirche zu Antwerpen mahlte er übrigens jenes herrliche Meisterwerk, die Abnehmung des Heilandes vom Kreuz, und für die Jacobiten daselbst die vier Evangelisten, und außer diesen eine Menge der bewundernswürdigsten Werke, die seinem Namen die Unsterblichkeit sichern. Aber nicht alle Gemälde, die für die seinigen gelten, schuf dieser große Künstler selbst. Von vielen ließ er durch seine Schüler Figuren, Thiere, Landschaften und Blumen mahlen, und vollendete sie nachher durch seine Meisterhand. Daher ist es schwer, und nur sehr geübten Kennern möglich zu beurtheilen, was ganz Rubens Eigenthum, und was sein und seiner Schüler gemeinschaftliches

Werk ist. Selbst von den Scenen aus dem Leben der Königin Maria von Medicis, welche diese Fürstin durch ihn für eine Gallerie in ihrem Palast Luxembourg mahlen ließ, verfertigte Rubens nur zwei allein, die übrigen aber, seiner Gewohnheit gemäß, mit fremder Beihülfe. Mit größter, fast gleicher Geschicklichkeit malte er Landschaften, Bildnisse, Thiere, Blumen, Früchte und Geschlechter. Nur selten fehlte er gegen das Costume und gegen die historische Richtigkeit; denn innigst vertraut mit den größten Geschichtschreibern und Dichtern fast aller Nationen, Sprachen und Zeiten, vereinte er die sorgfältigste Beobachtung der Natur, der alten und neuen Kunst mit der scharfsichtigsten und richtigsten Beurtheilung. Vielleicht hat kein Mahler ihn in der Fertigkeit, die menschlichen Leidenschaften darzustellen, erreicht, gewiß hat ihn keiner übertroffen. Genau und mit der höchsten Feinheit und Richtigkeit bezeichnete er das Alter, das Geschlecht und den Stand seiner Figuren, und wußte jeder derselben, es mochten Götter oder Menschen, Helden oder Schäfer seyn, ihren eigenthümlichen Charakter zu geben. Weniger, als in den Gemälden Raphaels, herrscht in dem seinigen das Sanfte und Liebliche, aber die hochauflodernde Flamme der Begeisterung, welche in seinen Darstellungen sich so kühn, kraftvoll und lebendig ausspricht, setzt den Beschauenden in Erstaunen und Bewunderung. Allein dies Feuer, das ihn bei seinen Compositionen begeisterte, verbunden mit der Schnelligkeit der Ausführung seiner Werke, riß ihn manchmal so allmächtig dahin, daß er mehr auf den Schimmer, als auf die Schönheit der Formen sah, und zuweilen die Richtigkeit der Zeichnung der Zauberkraft seines Colorits aufopferte. Doch wird Rubens stets einer der größten, prachtvollsten Mahler bleiben, von Wenigen erreicht, von noch weit Wenigern, und von diesen nur in einzelnen Partien, übertroffen. Deshalb gebührt ihm auch mit Recht der Ehrenname des Fürsten der niederländischen Schule, welchen man ihm einstimmig und allgemein beigelegt hat. Daß ein solcher, mit allen Fächern des menschlichen Wissens vertrauter, mit einem schönen Aeußern, einer hinreißenden Beredsamkeit, einem Alles umfassenden Genie, den lebenswürdigsten geselligen Talenten und Tugenden, und mit einem tief dringenden Scharfblick, durch Natur und eigne Ausbildung reichlich ausgestatteter Mann auch auf dem politischen Schauplatze eine bedeutende Rolle spielen und nützlich seyn könnte, mußte der Erzherzog Albert, und empfahl daher noch auf seinem Todtenbette seiner Gemahlin, der Infantin Isabelle, sich in wichtigen Fällen Rubens Rath zu bedienen. Wirklich ward er seit 1627, wo er mit Carls I. Gesandten (gleichfalls einem Mahler, Namens Nicolaus Gerbier) zu Delft eine Friedensunterhandlung zwischen Spanien und England anknüpfen sollte, zu mehreren politischen Verhandlungen gebraucht. So schloß er mit dem englischen Kanzler Cottington 1630 einen Frieden zwischen Spanien und England ab, der von beiden Mächten genehmigt, und wofür er von beiden Monarchen königlich belohnt wurde. Schon früher hatte ihn der König von England, der ihn als Menschen, als Künstler und Unterhändler in gleich hohem Grade achtete, auf eine sehr ehrenvolle Weise zum Ritter geschlagen. Rubens führte unter allen diesen vielfachen Geschäften ein sehr einfaches, ordentliches Leben. Seine Nebenstunden widmete er dem Umgange mit einigen geistreichen Freunden, die zu ihm kamen; denn er selbst besuchte bloß Nothleidende, um ihnen wohl zu thun. Die übrige Zeit theilte er zwischen dem Studium und der Ausübung seiner Kunst und den Wissenschaften. Seine zweite Gattin mußte ihm oft zum Modell für Frauentypen die-

nen; aber nur dann, wenn das Bild seine Helena selbst darstellen sollte, malte er es so schön und reizend wie sie war. Mehrere Jahre vor seinem Tode konnte er wegen der Sichte und des Zitterns seiner Hand keine Werke von Wichtigkeit malen, und beschränkte sich deshalb auf bloße Staffeleigemälde. Er starb den 30sten Mai 1640 zu Antwerpen, wo er mit großer Pracht begraben wurde.

Rübezahl, der bekannte Volksname eines Berggeistes, welcher der Sage nach vormals im Riesengebirge hauste, und, je nachdem ihm die Laune anwandelte, bald als wohlthätiger Freund, bald als neckender Spuk sich den Bewohnern jener Gegend gezeigt haben soll. Musäus in seinen Volksmärchen der Deutschen hat zum Theil die Sagen und Erzählungen von Rübezahl, so wie den Ursprung des sonderbaren Namens dieses Berggeistes, mit Amuth und heiterer Laune dem lesenden Publicum vorgeführt.

Rubin, ein Edelstein, der nach dem Diamant am höchsten in Werth gehalten wird. Die Farbe des Rubins ist roth, von bald dunklerer, bald hellerer Schattirung. Die Feile kann ihm nichts anhaben, so wie er auch die größte Gewalt des Feuers unverändert aushält. Wenn der Rubin recht schön blutfarben ist, und über 20 Karat im Gewicht hält, so verliert er den Namen Rubin, und wird Karfunkel genannt. Man findet die Rubine besonders in den Ländern Ava und Pegu in Ostindien. Der Ballasrubin ist lichtroth oder rosenfarben, und fällt manchmal ins Orangengelbe oder Blaue. Er ist von allen der weichste; man findet ihn in Schlessien, Neuspanien und Brasilien. Der Spinellrubin ist von blasrother Farbe, und geschliffen von schönem und angenehmen Glanz; er kommt aus Böhmen, Schlessien, Ungarn und Brasilien. Am wenigsten geachtet wird der Rubicello (Petit Rubis), dessen bleichrothe, ins Gelbe fallende Farbe das Feuer nicht aushält. Er kommt aus Südamerika. Auch Sachsen liefert Rubine.

Rüchel (Ernst Friedrich Wilhelm Philipp von), königlich preussischer Generallieutenant, geboren 1754 zu Zizelow in Hinterpommern, betrat in seinem 18ten Jahre die militärische Laufbahn. Durch Lebhaftigkeit und Pünktlichkeit im Dienste erregte er Aufmerksamkeit, wußte sich 1781 bei Friedrich dem Großen, der ihn zum Quartiermeisterlieutenant und Hauptmann ernannte, und späterhin auch bei Friedrich Wilhelm II. so beliebt zu machen, daß ihm dieser 1789 die Organisation der Militärschulen übertrug. Während der preussischen Theilnahme an dem französischen Revolutionskriege zeichnete er sich besonders durch persönliche Tapferkeit sehr vortheilhaft aus, so daß er schon im Jahre 1793 zum Generalmajor und Ritter des rothen Adlerordens, und nach dem baseler Frieden zum Generallieutenant ernannt, und mit bedeutenden Gütern in Südpreußen beschenkt wurde. Auch das Vertrauen Friedrich Wilhelms III. behielt Rüchel in vorzüglichem Grade, doch ward er beschuldigt, 1806 am Tage der Schlacht von Jena sich mit dem von ihm befehligten Corps verspätet zu haben. Doch bewies er auch in dieser Schlacht, sobald er ankam, große Bravour, und sank nur zu bald von einer Flinten- oder Kartätschenkugel getroffen vom Pferde. Er wurde von den Franzosen gefangen, redigirte im Winter von 1806-1807, nachdem er losgekommen war, die Königsberger Zeitung, und beschäftigte sich mit der Organisation neuer Regimenter. Im Moniteur ward sein angeblich beleidigendes Betragen gegen französische Kriegsgefangene, besonders gegen den General Victor hart gerügt. Nach dem Frieden von Tilsit erhielt Rüchel den verlangten Abschied und eine be-

deutende Pension. Jetzt lebt er in Pommern auf seinen Gütern, und hat, gewiß zu seinem großen Schmerz, keine Anstellung wieder erhalten, als Preußen seine Wiederherstellung erkämpfte.

Rückenmark ist die hirnhähnliche Masse, die sich in dem Canale der Rückenwirbelsäule befindet. Es hängt auf der untern Fläche des Schädels mit dem Gehirn, das nach einigen Physiologen der neuern Zeit eine höhere Entfaltung und weitere Entwicklung des Rückenmarks selbst ist, zusammen, und erstreckt sich, in schnichte Hüllen eingeschlossen, durch das große Hinterhauptloch hindurchgehend, bis in die Gegend des zweiten Lendenwirbels, wo es sich mit einem stumpf abgerundeten Knötchen, an welchem noch ein spitzigeres hängt, endigt. Neuere Untersuchungen haben gelehrt, daß es wie das Gehirn aus einer Mark- und Rindensubstanz bestehe, und daß ein kleiner Canal sich in demselben befinde. — Es vereinigen sich in der ganzen Länge eine Menge Nerven mit dem Rückenmark; nämlich vier auf jeder Seite, wo es sich noch im Kopfe befindet, acht am Halse, zwölf am Rücken, fünf in der Lendengegend, und fünf am Kreuze. Da aber das Rückenmark nicht bis zum Kreuzbeine herabsteigt, so bilden die Nerven, die aus demselben hervorkommen, in der Höhle des Rückenmarks neben einander liegend, einen Strang, der Pferdeschweif (*cauda equina*) genannt wird. — Die Verletzungen des Rückenmarks sind desto gefährlicher, je näher dem Kopfe sie sind. Am Halse hat auch der geringste Druck den schnellsten Tod zur Folge, und man sagt dann, das Genick sey gebrochen worden. Verletzungen oder Ansammlung von Feuchtigkeiten in der Gegend der untern Wirbel erzeugt Lähmung der untern Gliedmaßen. B. P.

Rückläufig, in der Astronomie, wird die scheinbar rückgängige Bewegung (von Morgen gegen Abend) der Planeten und Cometen genannt. Bei den obern Planeten nehmen wir sie zur Zeit ihrer Opposition mit der Sonne, bei den untern zur Zeit ihrer untern Conjunction mit derselben wahr. Der Grund dieser Erscheinung liegt in der Stellung dieser Gestirne gegen die Sonne und Erde; von der Sonne, als dem Mittelpunkt ihrer Bewegung, aus gesehen, ist dieselbe immer rechtläufig. Nur von einigen Cometen weiß man, daß sie nicht bloß scheinbar, sondern wirklich sich rückläufig bewegen.

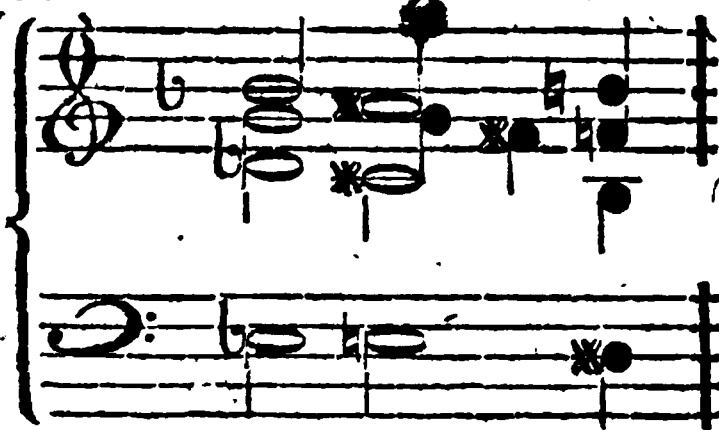
Rückungen oder rückende Noten in der Musik sind das, was man auch syncopirte Noten nennt, wenn auf den guten Tacttheil kurze Noten fallen, und der natürliche Accent dadurch gleichsam verschoben wird. Durch Rückungen (sagt K. P. E. Bach) wird die gewöhnliche Harmonie entweder vorausgenommen oder aufgehalten. Es gibt geschwinde und langsame, durch ganze und durch halbe Töne. Z. B.



Ms.

Rückungen, enharmonische, heißen diejenigen plötzlichen und unvermerkten Uebergänge aus einer Tonart in eine ganz unerwartete und fremde, welche durch den sogenannten enharmonischen Tonwechsel geschehen, wobei die doppelte Beziehung und Bedeutung der Note benutzt wird. Indem z. B. der Ton b (wie er als zum einem

halben Ton erniedrigtes *b* heißt) zunächst als *a* (als um einen halben Ton erhöhtes *a*) erscheint, rückt die Modulation durch diese veränderte Beziehung schnell in eine andere Tonart herauf, z. B.



Ms.

Rudbeck (Olaus), ein berühmter schwedischer Polyhistor, geboren zu Arosen in Westermannland 1630. Außer der Arzneiwissenschaft studirte er Musik, Mechanik, Malerei und Alterthümer, und erlangte schon als 21-jähriger Jüngling durch die Entdeckung der lymphatischen Gefäße, durch welche die ganze Physiologie sehr viel Aufklärung gewann, einen großen Ruhm. Seine über jenen Gegenstand herausgegebene Schrift (*nova exercitatio anatomica exhibens ductus hepatis aquosos*, Arosen 1653) ist auch enthalten im zweiten Theile von Wangelts *Bibliotheca anatomica*. Gleich nach seiner obigen Entdeckung gelangte der bekannte Thomas Bartholin zur richtigen Einsicht in das Geschäft der lymphatischen Gefäße, und es erhob sich zwischen den beiden Anatomen ein Streit über die Ehre der ersten Entdeckung, der von ihnen eben nicht mit großer Humanität und Mäßigung geführt wurde. Rudbeck behauptete indessen den Ruhm der ersten Erfindung. Nachdem er von einer gelehrten Reise nach Holland zurückgekehrt war, lehrte er zu Upsala die Botanik, legte einen botanischen Garten an, und wurde hernach Professor der Anatomie und zuletzt Curator der Universität. Er starb 1702. Sein bekanntestes Werk ist das sehr gelehrte, aber hypothesenreiche und seltene Werk: *Atland eller Manheim, Atlantica sive Manheim, vora Japheti posterorum sedes ac patria*, Upsal 1675 — 98, 3 Vol. fol. Was die Alten von ihrem Atlantica erzählen, das wendet Rudbeck in diesem Werke auf Schweden an, und behauptet, von großer antiquarischer und historischer Belesenheit unterstützt, daß Schweden die wahre Atlantis des Plato sey, und daß Griechen, Römer, Engländer, Dänen, Deutsche und verschiedene andere Völker aus Schweden abstammen u. s. w. Durch einen 1702 zu Upsala Statt gehaltenen großen Brand wurden andere wichtige Werke dieses Schriftstellers theils vernichtet, theils selten gemacht. Sein Sohn (gleichfalls Olaus), geboren zu Upsala, war der Nachfolger seines Vaters, und starb 1740. Er schrieb ein Werk über Lappland (*Lapponia illustrata* Ups. 1701), eine Ichthyologie (*Ichthyologia biblica*, ibid. 1705 — 22) und andere Sachen. Ein Dichter Rudbeck (E. J. oder gleichfalls Olaus), der 1756 zu Stockholm geboren wurde und 1777 daselbst starb, machte sich durch zwei schön versificirte heroisch komische Heldengedichte: die *Bo-rastade* in vier Gesängen (Stockholm 2te Ausgabe 1783) und *Neri* (ebendaf. 1784) bekannt.

Rüdesheimer, s. Weine.

Rudolph I., der Stammvater vieler deutschen Kaiser, und des noch regierenden österreichischen Hauses, der Wiederhersteller eines friedlichen Zustandes in Deutschland, wurde den 1sten Mai 1218 geboren. Er war der älteste Sohn Albrechts IV., Grafen von Habsburg, des

sen Besitzungen in der Schweiz lagen. Bei dem Tode des Kaisers Friedrich II. zeichnete er sich durch Muth und Geschicklichkeit aus. Nach seines Vaters Tode (1240) erbt er das unbedeutende Gebiet desselben, und suchte es, nach damaliger Sitte, durch kriegerische Unternehmungen zu vergrößern. Zu diesem Zweck unterhielt er ein kleines Heer, zusammengesetzt aus Abenteurern verschiedener Völker, und damit vertheidigte er sich gegen seine unruhigen Nachbarn und dehnte auf ihre Kosten seine Macht aus. 1245 erlangte er durch seine Vermählung mit der Tochter Burchards, Grafen vom Homburg oder Homberg (in der Schweiz), beträchtlichen Zuwachs an Macht und Gebiet. Einige Jahre nachher half er dem Könige Ottokar von Böhmen in seinem Kriege gegen die heidnischen Preußen. Durch Klugheit, Muth und Gerechtigkeitsliebe und durch den Schutz der friedlichen Bürger gegen die Raubgier der Edlen erwarb er sich schon damals die Achtung der Hohen und Niedern. 1273, als er gerade den Bischof von Basel belagerte, erhielt er die unerwartete Nachricht, daß er einstimmig zum deutschen Kaiser gewählt sey. Weder erstaunt, noch verwundert, denn nicht der große Mensch, sondern nur der fränkische Schwächling erstaunt und verwundert sich, wenn ihm Großes wiederfährt, nahm Rudolph die Krone an, und verordnete gleich, daß keine Verleihung von Reichslehen ohne Einwilligung der Churfürsten gültig seyn solle, und darauf foderte er, dieser Verordnung gemäß, von dem besagten Ottokar, der sich seiner Wahl widersetzt und sich selbst um die Kaiserkrone beworben hatte, die österreichischen Lande als Reichslehen zurück. Ottokar, damals einer der mächtigsten, kriegerischsten Fürsten Europa's, weigerte sich dessen. Aber Rudolph eilte muthig und schnell mit einem Kriegsheere nach Niederbayern, zwang den dortigen Herzog Heinrich, den Ottokar in sein Interesse gezogen hatte, seine Partei zu ändern, und drang dann in Oesterreich bis an die Mauern Wiens vor. Ottokar, überrascht durch die unvermuthete Gefahr, hatte zu wenig Macht, die österreichische Hauptstadt zu schützen, er beugte seinen hochmüthigen Sinn und ersuchte seinen Gegner um Frieden. Der ward ihm bewilligt unter den Bedingungen, daß er seiner Herrschaft auf Oesterreich entsagen, Rudolph als Kaiser anerkennen und ihm wegen Böhmen und Mähren huldigen sollte. Ottokar verlangte, daß der Huldigungsact insgeheim vollzogen werden solle. Rudolph willigte dem Anschein nach ein, die Ceremonie hatte unter einem Zelte Statt, dessen Vorhänge aber plötzlich aufgezo-gen wurden, und so war der König von Böhmen, vor Rudolph auf den Knien liegend, den Blicken der umstehenden Kriegsheere Preis gegeben. Ottokar konnte den erlittenen Verlust nicht verschmerzen, und brach 1277 den mit Rudolph geschlossenen Frieden. Dieser Krieg drohte, für den Kaiser gefährlich zu werden. Die Reichsfürsten betrachteten den Streit bloß als eine ihrem Interesse fremde Privatsache Rudolphs, und unterstützten diesen weit weniger als vorher; Ottokar hingegen hatte sich durch Bündnisse mit mächtigen Fürsten gestärkt. Im August 1278 trafen die beiden Heere auf dem Marchfelde in Oesterreich auf einander. Eine mörderische Schlacht begann, worin Rudolph zwar selbst verwundet wurde, sein Gegner aber das Leben verlor. Nach diesem Siege schloß er mit dem Markgrafen Otto von Brandenburg, dem Vormunde des jungen Königs Wenzel von Böhmen, einen Vertrag, durch welchen Oesterreich, Steiermark, Krain und die wendische Mark ihm, dem Kaiser, auf immer abgetreten wurden. Er belehnte mit diesen Ländern seinen Sohn Albrecht, welcher der Stammvater des mächtigen, noch blühenden öster-

reichlichen Haufes wurde. Mit den Päpsten, deren Einflusse Rudolph vorzüglich seine Wahl zum Kaiser dankte, lebte er in fortwährendem Frieden; aber doch suchte er das kaiserliche Ansehen, welches in Italien, so wie in Deutschland während des Interregnums sehr gesunken war, wieder zu heben, und auch den Staaten von Florenz und Lucca ertheilte er nur gegen Erlegung großer Geldsummen einige Vorrechte, ohne jedoch ihre Verbindung mit dem deutschen Reiche dadurch aufzuheben. Durch die Vermählung mehrerer seiner Töchter mit großen deutschen und auswärtigen Fürsten hatte er seine Macht noch mehr befestigt. Kein Feind war nach Ottokars Tode mehr zu besiegen übrig, und daher richtete Rudolph den Blick auf den trostlosen innern Zustand, worin Deutschland durch die Anarchie des Interregnums verfiel war. Die Befehdungen raubstichtiger Edelleute und Großen dauerten noch immer fort. Das Reich wurde dadurch verstimmt, und der Handel, der Gewerbleiß und das Fortschreiten der sittlichen und geistigen Cultur gehemmt. Dem Unfug suchte Rudolph mit Gewalt und Güte zu wehren, aber zur eigentlichen gesetzlichen Abstellung der Fehden konnte er auf dem Reichstage zu Worms nichts weiter bewirken, als die Verordnung, daß jeder Befehdung eine dreitägige Ankündigung vorausgehen solle. Er selbst reiste im Reiche herum, schlichtete persönlich die Streitfachen Hoher und Niederer, und stellte den Landfrieden wieder her, so daß man ihn auch das lebendige Gesetz nannte. Den Churfürsten sicherte er ihre Rechte, unternahm nichts Wichtiges ohne ihre Zustimmung, die er sich mittelst der Willkürbriefe, welche nachher von seinen Nachfolgern beibehalten wurden, ertheilen ließ, und verordnete, daß die Einwilligung der Churfürsten auch da erforderlich seyn sollte, wo diejenige der andern Stände nicht abthig sey. Gegen die Erbauung von Festungen, die dem unruhigen Adel zu Raubschlössern dienten, gab er ernste Verordnungen, und zerstörte einmal in Einem Jahre (1290) mehr als siebenzig solcher Schlösser. 1283 unternahm er einen Krieg gegen den Grafen von Savoyen, der mehrere deutsche Reichslehen in der Schweltz sich zugeeignet hatte, und zwang ihn zur Rückgabe und Unterwerfung. Gleich glücklich war er gegen den mächtigen Grafen

war 1552 geboren, und erhielt von den Jesuiten in Spanien den größten Theil seiner Erziehung. Sein Vater verschaffte ihm 1570 die ungarische und 1575 die böhmische Krone, nebst dem Titel eines römischen Königs. Nach Maximilians Tode besieg er den Kaisertröden, und man hielt ihn für einen außerordentlich talentvollen, kenntnißreichen und geschicklichen Fürsten. Unglücklicher Weise leiteten aber seine Kenntnisse und Neigungen ihn ganz von den erhabenen Pflichten seines Standes ab, und er beschäftigte sich fast allein mit mechanischen Erfindungen, und verbrachte den größten Theil seiner Zeit in den Werkstätten des Uhrmacher, Drechsler und anderer Künstler. Uebrigens war noch Erkenntnis sein Lieblingsstudium, und wie es in diesem Zeitalter gewöhnlich war, auch Alchimie. So war er gleichfalls ein Liebhaber von Preuden, und verbrachte, als Scaalknecht verkleidet, viele Zeit in seinen Pferdehöfen und auf den Reitbahnen. Seine Gemüthsruhe war ein wichtiger Fehler an ihm als Regenten, da sie von Zerschamtheit und Unentschlossenheit begleitet war; und sein Eifer für die catholische Religion verirrte sich keineswegs mit den toleranten Grundfahen seines Vaters. Er allein hatte die zahlreichen Länder des österreichischen Hauses geteilt, und seine Brüder waren durch Pensionen abgefunden. Als er sah, daß die protestantische Religion in seinen Erbländern sich sehr ausbreitete, war seine Sorge, der catholischen wieder das Uebergewicht zu verschaffen, und die Maßregeln, die er zu diesem Zweck ergriff, veranlaßten manche Empörung, und entfremdeten die Gemüther seines protestantischen Unterthanen von ihm. In andern Theilen des deutschen Reichs nahm Rudolph bei allen Streitigkeiten der Protestanten und Katholiken wider die erstern Partei, und durch seine Einwirkung wurde der Erzbischof und Churfürst Sigmund von Eln, der zum Protestantismus übergetreten war und gehirret hatte, abgesetzt. Der Sultan Murad III. brach, begünstigt durch die Unruhen in Ungern, den mit Rudolph geschlossenen Waffenstillstand, und machte mehrere Einfälle in jenes Königreich und in Croatien. Freilich wurde Murad durch mehrere kaiserliche Generale zurückgeschlagen, aber sein Nachfolger Radomir III. nahm die wichtige Stadt Agrum in Oberungern

igreiche wurde bis zu dem 1606 mit rieden mit wechselndem Glück geherrschte, nahm an diesen Ereignissen en Lieblingsbeschäftigungen. Seine aber, ihn betrachtend, seinen Bräu Regierung zu übernehmen, und er nige Matthias nahm von seinem e nach Oesterreich, und zwang sein Ungern freiwillig abzutreten. Bald

wachser entstanden die Erbfolgestreitigkeiten wegen Jülich und Cleve, die als die Veranlassung des völligen Ausbruchs der Unruhen zwischen den Protestanten und Katholiken zu betrachten sind. Es wurden Bündnisse geschlossen und Krugsheere gerüdet; Rudolph betrieb Reichstäge und stellte sich eifrig bemüht, dem Ausbruche zuvorzukommen. Die Protestanten in Böhmen, aufgebracht durch die Verletzung ihrer Freiheitsbriefe, wurden gleichfalls unruhig, und da der Erzherzog Leopold mit einer Armee nach Böhmen kam, um sie zum Gehorsam zu bringen, rufen sie den König Matthias zu Hülf, welcher den Kaiser abbedigte, ihm 1611 auch diese Krone zu überlassen. Rudolph starb 1612 im hofen Jahre seines Alters und im 32ten seiner Regierung. Die Prophezeiungen des berühmten, jedoch abergläubigen Cernikus

digen Tycho de Brahe machten den Kaiser so mißtrauisch gegen alle seine Umgebungen, daß er weder zum Vergnügen, noch Geschäfte halber seinen Pallast verließ. Er war nie verheirathet und hatte nur einige natürliche Kinder. Seiner Liebe zur Astronomie verdankten Tycho de Brahe und dessen Schüler Kepler eine sehr glänzende Aufnahme in Prag.

P. N.

Rügen ist ein Fürstenthum und eine Insel in der Ostsee, zu dem an Preußen jetzt abgetretenen Schwedisch-Pommern gehörig, wovon es durch das kaum eine Viertelmeile breite Binnenwasser getrennt wird. Diese Insel ist sieben Meilen lang und eben so breit, hat einen Flächenraum von 16 QM. und zwei Städte, von denen Bergen, welches 1500 Einwohner hat, als die Hauptstadt, Garz aber als eine ehemals berühmte wendische Handelsstadt, die jedoch jetzt höchst unbedeutend ist, bemerkbar sind. Außerdem enthält Rügen 2 Flecken, 536 Dörfer und Landgüter und 27 bis 28,000 Einwohner. Auch hat die jetzige fürstliche Familie Putbus hier ein Schloß gleiches Namens nebst vielen Gütern. Durch einige tiefe Einschnitte der See wird die Halbinsel Jasmund, die mit Rügen selbst durch eine schmale Bergreihe, *Pro ra* genannt, verbunden ist, ferner die mit Jasmund durch Sanddünen zusammenhängende Halbinsel Wittow, so wie auch die Halbinsel *Mönchgut* gebildet. Wittow ist der fruchtbarste Theil Rügens, und auf Jasmund ist ein Buchenwald, worin noch die Denkmale der ehemaligen heidnischen Verehrung der Göttin Hertha zu sehen sind. Die Insel wird in die vier Präposituren Bergen, Poseritz, Jasmund und Singsitz eingetheilt, kam 1648 an Schweden, wurde 1715 von den damals gegen Schweden Allirten erobert und an Dänemark überlassen, von letzterem aber wieder an Schweden (1720) abgetreten. 1815 kam sie endlich mit Schwedisch-Pommern an Preußen. Der ergiebige Getraidebau nährt die Einwohner hauptsächlich. Zu dem Fürstenthum Rügen gehören noch andere umherliegende kleine Inseln, als Hiddensee, Rügen, Ummanz und Bilm. Rügen enthält viele Sehens- und Denkwürdigkeiten, z. B. das große bemerkenswerthe Kreidvorgebirge, die Stubbenkammer genannt, auf Jasmund, und das nördlichste Vorgebirge Deutschlands, Arkona. Zu Sagard, gleichfalls auf Jasmund, ist eine Heilquelle, die als Bad gebraucht wird. Rügens Bewohner sind, wie alle Norddeutschen, sehr gastfrei.

Rugendas (Georg Philipp), einer der berühmtesten deutschen Maler, geboren zu Augsburg (den 27ten November 1666), wurde von seinem Vater, einem Goldschmid, zur Kupferstecherkunst bestimmt, mußte aber wegen einer Fistelkrankheit an der rechten Hand diese Kunst aufgeben, und ward Maler. Seine Neigung erklärte sich besonders für kriegerische Darstellungen, die er nach Bourguignon und Andern studirte. Nach eifrigem sechsjährigen Studium und angestrengten Arbeiten war seine kranke Hand völlig unbrauchbar geworden, er hatte sich aber nebenher mit der linken dieselbe Fertigkeit erworben, und reiste nun nach Wien, Rom und Venedig, wo er sich lange aufhielt, und sich einen großen Styl aneignete. Er gehört unter die ersten Schlachtenmaler, seine Zeichnung ist richtig, seine Zusammensetzung und Färbung schön, und alles, was er machte, verrieth Geist und Leichtigkeit der Arbeit. In den Stellungen der Pferde war er unerschöpflich. Er malte und radirte sehr viel. Auch hat man von ihm Blätter in schwarzer Kunst mit radirten Umrissen, sie sind meistens braun abgedruckt. Seine Gemälde sind überall zerstreut; unter seinen radirten Blättern aber, die mit bewundernswürdigem Fleiß

genocht sind, zeichnete sich eine Suite von sechs großen Vätern in der Reihe, die Belagerung von Augsburg vorstellend, der er selbst mit hervorstach, vorzüglich aus. Er starb in seiner Vaterstadt den 10ten Mai 1702.

Kuglewitz, Kugewitz, eine von den alten Norddeutschen herrliche Gegend, die unter mancherlei grossen und schrecklichen Ereignissen von ihm dargestellt ward. Die Verehrung des Kugewitz soll unter den Ostreuten (heutigen Westphälern) und auf der Insel Rügen, besonders gebräuchlich gewesen seyn, in welcher letztern Gegend Kugewitz dann wohl mit dem auf Arkona einst hochgeachteten Obren Swantewitz in Eins zusammenfiel.

Ruhe ist der Zustand eines Körpers, vermöge dessen er seine Lage gegen andre Gegenstände nicht verändert, an einem und demselben Orte beharrt, ohne Bewegung erscheint. Die Ruhe ist nicht nur etwas Relatives. Die Gegenstände auf einem segelnden Schiffe sind für den Schiffer in Ruhe, wenn sie in derselben Lage gegen einander bleiben, obgleich sie mit dem Schiffe zugleich in steter Bewegung sind. Eben so erscheint ein Haus, ein Baum, nur in Beziehung auf seine Umgebung als ruhend, da die Erde mit allem, was sich darauf behaltet, in ununterbrochener Bewegung ist. Eine absolute Ruhe kennen wir nicht. Da die Ruhe nur etwas Vermitteltes, nämlich Abwesenheit der Bewegung ist, so lassen sich keine Grade an ihr unterscheiden; sie ist entweder gar nicht oder ganz vorhanden.

Kuhlenstedt (David), eigentlich **Kuhlen**, Professor der Geschichte und Beredsamkeit auf der Universität Jena, und einer der gelehrtesten Humanisten seiner Zeit, war den 17ten Jun. 1723 zu Stolze in Thüringen geboren. Seine Eltern, welche Wohlhabend waren, und die glücklichen Anlagen des Knaben bemerkten, bestimmten ihn dem Lernen, und schickten ihn zunächst auf das Friedrich-Collegium nach Kitzschberg, wo er nicht nur mit den classischen Schriftstellern des Alterthums bekannt wurde, sondern auch Oehl und andre schöne Künste übte. In seinem achtzehnten Jahre bezog er die Universität. Nach dem Willen seiner Eltern sollte er in Öditagen Theologie studiren; ihm aber lagen die humanistischen Studien weit mehr am Herzen; der Theologie dagegen war er, vielleicht wegen der damals auf dem Friedrich-Collegium herrschenden Parteilichkeit, abgeneigt geworden. Auf seiner Reise nach Öditagen kam Kuhlenstedt zu Wittenberg, das an dem berühmten Lectorat Berger und dem gelehrten Herausgeber des Codex Theodosianus Miller zwei Männer vom ersten Range besaß.

Daß er in Wittenberg zu dieß Unterricht der genannten Männer, welche Philologie. Zwei Jahre als der Ruf des großen Liborius brachte, nach Jena zu gehen, und ersten Kenntniß der griechischen Literatur erhielt, vertheidigte er Galla Placidia Augusta, die ältere ihres Verfassers neuen Kenntnißung ihm aber mißlang, da ihm das im Lateinischen auszudrücken, für welchen Vortrag meistens auf dem d. Gelehrten hatte, Kuhlenstedt konnte, bewies ihm die wohlwollendste Aufgebot und Freund. Sechs Jahre

mandie Rühnen an, um unter seines großen Lehrers Leitung den ganzen Cyclus der humanistischen Studien gleichsam von vorn an noch einmal zu durchlaufen. Die ersten Früchte eines so weise und zweckmäßig geordneten Studiums gab er in zwei Epistolis criticis (1749 und 1752), von welchen die eine die homerischen Hymnen, den Hesiod und die griechische Anthologie, die zweite den Callimachus, Apollonius und Orpheus zum Gegenstande hatte. Sein Wunsch war jetzt, ein angemessenes Lehramt auf einer holländischen Universität zu erhalten; dazu aber fehlte die Aussicht; weshalb Rühnen auf Hemsterhups Rath das bereits unter Ritter studirte römische Recht wieder vornahm, um sich in den Stand zu setzen, allenfalls auch ein akademisches Lehramt dieser Wissenschaft bekleiden zu können. Ohne sich jedoch dadurch von der freien Beschäftigung mit der griechischen Literatur abziehen zu lassen, übernahm er eine Bearbeitung des Plato. Zu diesem Zweck verschaffte er sich aus der sangermannischen Bibliothek zu Paris eine Abschrift des einzigen noch vorhandenen Codex von Timäus Wörterbuch über den Plato, und gab dasselbe nebst einem Commentar heraus. Nicht leicht findet man so viele kritische und grammatische Gelehrsamkeit in einem so engen Raume zusammengedrängt. Dieses Werk reichte hin, Rühnen eine Stelle unter den ersten Philologen seiner Zeit zu verschaffen. Da er die freie und zwanglose Lebensweise in Holland liebgewonnen hatte, so lehnte er verschiedene ehrenvolle Anträge zu Lehrstellen im Auslande ab, und benutzte seine Muße zu einer literarischen Reise, auf welcher er die vorzüglichsten Bibliotheken Europa's besuchen und benutzen wollte. Diese Reise trat er 1755 an; sie führte ihn zunächst nach Paris, wo er ein Jahr lang in den Schätzen der königlichen Bibliothek arbeitete, und mit rastlosem Fleiße Handschriften abschrieb, auszog und verglich. Eben wollte er von da nach Spanien abreisen, wo die Escorialbibliothek ihm eine reiche Ausbeute versprach, als Hemsterhups ihn zur Rückkehr nach Leyden einlud. Dieser hatte Gelegenheit gefunden, da Alter und Kränklichkeit ihn beugten, sich Rühnen als Lector der griechischen Sprache beisehen zu lassen. Diese Stelle trat er auch 1757 an, und wurde, als vier Jahre darauf Doudorp starb, zum wirklichen Professor der Geschichte und Beredsamkeit ernannt. Unter vielen sehr geschätzten Arbeiten, wozu seine Denkschrift auf Hemsterhups, seine Ausgabe des Muretus u. s. w. gehören, zeichnet sich hauptsächlich sein Bellejus Paterculus aus, ein wahres Muster von Bearbeitung lateinischer Classiker, sowohl was die Kritik des Textes als die grammatische Erklärung betrifft. Im Jahr 1780 gab er einen homerischen Hymnus auf die Ceres heraus, welchen Rathät in Moskau aufgefunden, und ihm abschriftlich mitgetheilt hatte. Zu seiner beabsichtigten Ausgabe des Plato hatte er nur die Scholien beendigt, als der Tod am 14ten Mai 1798 seiner Thätigkeit ein Ziel setzte, nachdem er schon seit einigen Jahren an Engbrüstigkeit gelitten hatte.

Rührend im Allgemeinen ist das, was unser Gefühlsvermögen zu thätiger Theilnahme reizt, und leidenschaftliche Empfindungen in uns erregt. Im engerm Sinne, wenn von Werken der schönen Kunst, von Begebenheiten u. s. w. die Rede ist, heißt das rührend, was ernstere Empfindungen der Wehmuth, des Mitleids, der Zärtlichkeit, der Andacht, der sanften Freude in uns erweckt. Der Künstler und Schriftsteller, welcher rühren will, muß selbst gerührt, und von den Empfindungen, die er hervorbringen will, durchdrungen und ergriffen seyn. Nur durch den lebhaftesten Ausdruck der letztern, nicht durch bloße

Schilderung und Beschreibung derselben, wird dieser Zweck erreicht. Der höchste Grad des Rührenden, der mehr die heftigern, reinen und ungemischten Empfindungen zum Gegenstande hat, heißt das Pathetische.

Kuhleres (Claud. Carloman de), Mitglied der Akademie und Ritter des heiligen Ludwig, hat sich durch mehrere geschichtliche Schrif-

ten auszeichnet. Ein Maler hat sein Bildnis als Gesandten
 r Staats-
 ne auf dem
 war kurz,
 Charakter
 hnet seyn,
 teit aus
 noch lange
 e Hfte be-
 Gouverne-
 von Polo-
 nannte ihn
 Gelegenheit
 tar; noch
 herausge-
 me des
 unten in
 der Un-
 e Anekdo-
 tngt sind,
 eschrieben,
 g brachten,
 rfahte Ge-
 t erschien,
 t auch ein
 starb den
 fort von
 es Freund
 st, indem
 . Werfel-
 h anzeigt,
 en Freund
 Ein Bru-
 führte die-

ses Corps am berühmten 10ten August 1792 an. Seine Befehle, die Truppen dem Dienst des Königs treu zu erhalten, schlugen fehl; er wurde nebst den andern Offizieren ein Opfer der Volkswuth in dem schrecklichen Septemberzagen desselben Jahres. F. G.

Rum, eine Art Branntwein, der aus dem Saft des Zuckerrohrs verfertigt wird. Der von der Insel Jamaika kommende ist der beste; die Engländer treiben mit diesem Artikel einen bedeutenden Handel, da der Rum zwar milder stark als der Rack, doch noch häufiger gesucht und zum Punsch angewendet wird.

Rumelien, s. Romelien.

Rumsford (Benjamin Tompson, Graf von), geboren 1772 auf der kleinen Insel Rumsford. Bei dem Ausbruche des Kriegs zwischen England und Amerika trat er in britische Dienste, ward Major, und machte sich durch seine Einsichten, besonders durch seine Lokalkenntnisse sehr wichtig. Als er zu Ende des Kriegs nach London kam, ernannte

der König ihn zum Ritter. Jetzt erhielt Compton einen Ruf vom Churfürsten von Pfalz-Deutscheren nach Wachen, wo er sich durch Aufhebung der Peterei, Anlegung von Manufacturen zu Versorgung der Armen, Einführung der Erdölfeil und der Sporthelungen, so wie besonders der Konominen, nach ihm demonten Cuppen große Verdienste erwarb. Der Churfürst erhob ihn zum Grafen von Kunsford, machte ihn zum Generalleutnant, und verlieh ihm mehrere Orden. In dem englischen Garten vor Wachen, dessen Anlage ihm gleichsam verdankt wird, ist ihm noch bei seinem Leben ein schönes feines Monument, mit seinem Porträt von Bladaker, errichtet worden, mit der Inschrift: „Ihm, der das schändlichste öffentliche Uebel, den Wässigung-Bericht tilgte, der Armuth Hilfe, Erwerb und Einn, der vaterländischen Jugend so manche Bildungsanstalt gab. Lußwandler geh', und hinc nach ihm gleich zu seyn, an Geist und That, und uns an Dank!“ Auch in England verbreitete er seine nützlichen Erfindungen, legte ihm unter dem Namen Königlich Institut (Royal Institut) zu London eine Lehranstalt für Oekonomen, Künstler und Handwerker an, besuchte im J. 1760 Frankreich, und wurde sehr ehrenvoll von Napoleon aufgenommen. Er hielt sich darauf längere Zeit in Paris auf, wo er mit seiner Gattin einen Eheidungsprozess führte, und starb 1815.

Rundgesang heißt ein zum richtigen Besang bestimmtes Gedicht, in welchem einige Verse nach jeder Stroche, entweder unverändert, oder mit einer kleinen Veränderung, oder einem Zusatz vom ganzen Chor wiederholt werden. Entweder machen diese Verse den Schluß jeder Stroche oder auch den Anfang derselben aus, oder es sind wieder besondere Verse, welche aber immer wiederkehren. Von dieser Art ist

Freund ich achte nicht des Wadles u. s. w.
in der Musik, wo das Thema nach kleinem
oder im Tutti wiederholt wird. Ma.

Das Alter dieses den nordischen Wälfen
eigenen Alphabets ist von den Gelehrten
werden. Von einigen sind die Runen weit
g. hinabgerückt, von Andern wieder ist
Christi Geburt geklagt worden. Letzteres
irren diejenigen wieder in einem Irrthum
weist der Runen gänzlich erst dem römischen

Alphabet herleiten. Die Ähnlichkeit, die einige Rundschlitten
mit ihnen verwechseln römischen haben, kann hier wohl nicht bewiesen,
da sie nur bei einem Statt findet, bei andern oder durchaus nicht
nachzuweisen ist; auch hat das Alphabet der Runen nur sechzehn Buch-
staben, eine Unvollständigkeit, die sich schwerlich finden dürfte, wenn
die Wälfen, die dieser Schrift sich bedienen, sie dem reichen römischen
W B E nachgebildet hätten. Das Sicherste über die Entstehung der
Runen ist wohl (da den so lange in Unwissenheit lebenden nordischen
Wälfen eine eigne Erfindung von Buchstaben-Schrift nicht wohl zu-
trauen ist), der von J. E. Melegel unter andern in seinen Vorlesungen
über alte und neue Literatur aufgestellten Hypothese zu folgen,
nach welcher die Buchstaben-Schrift durch die bekanntlich im östlichen
Alterthum schon die Ägypter und auch die Phoenizier herabrenden Phönizier
nach dem Arabien zuerst Ägypten bekannt wurde, und daraus sich die
ihnen eignen Runen bildeten, deren Gebrauch von der ziemlich in sich
geschlossenen Priesterkaste bewahrt, und von ihr zu mancherlei magischen,
und vorzüglich zaubrischen Künsten verwendet wurde. Die Ähnlichkeit
mit manchen Schriftzügen der Ägypter kann gegen diese Annahme nichts

beweisen, da diese ja auch ihre Schrift aus derselben uralten Quelle erhielten, und nothwendig daher eine Urstammverwandtschaft sich zeigen muß. Daß auch in Spanien und andern südwestlichen europäischen Ländern sich Ueberreste von Runen und Runensteinen (mit Runenschrift bezeichnete Steine, die zu Grabmonumenten, Markbezeichnungen u. dgl. dienten) finden, ist aus der Stammverwandtschaft der neuern Bewohner jener Gegenden seit den Zeiten der Völkerwanderung mit den Einwohnern des alten Germaniens und Scandinaviens erklärlich.

Runenstäbe, Signatstäbe, wurden bei den heidnischen Völkern im Norden gewisse aus Weidenholz verfertigte Stäbe genannt, auf denen mancherlei, vorgeblich Zauberkraft in sich tragende Charaktere eingeschnitten waren, und mit welchen Stäben dann die Priester und andre von den Göttern begünstigte Personen Wunder- und Zauberwerke verrichten zu können vorgaben (vergl. d. Art. Runen). Auch wurden dergleichen Runen oder Schriftstäbe von den ältern Bewohnern Schwedens und Norwegens gebraucht zu Bezeichnung der Zeitfolge, und noch heutiges Tags findet sich in jenen Ländern unter den Landleuten mancher Gegend der Gebrauch, sich bezeichneter Stäbe statt der Kalender zu bedienen.

Runkelrübenzucker, s. Zucker.

Rußland. I. Aeltere Geschichte. Von diesem jetzt so gewaltigen Reiche hatten die Alten nur sehr geringe Kenntniß, und auch selbst diese war mit vielen Märchen vermischt. Mit dem gemeinschaftlichen Namen Scythen, Sarmaten umfaßte man eine große Menge nomadischer Stämme, welche bis an die römischen Gränzen reichten, und schon vor Cyrus Zeiten die damals gebildete Welt, vorzüglich das nordre Asien, oft beunruhigten. Die Slaven zogen mehr nach Westen und Norden; die Bulgaren, von den Avarn gedrängt, kamen im 5ten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung in die Länder zwischen der Wolga und dem Don, rückten nach und nach bis an die Donau, eroberten die Crim, und standen dadurch mit den Byzantinern in sehr genauer Verbindung (die Kaiserin Irene war eine chazarische Prinzessin). Die Petschegen, Stammverwandte der Chazaren, saßen am caspischen Meere, gingen westlich, drängten die Ungarn nach Pannonien, während sie die Gegenden zwischen dem Don und der Aluta behaupteten. Im nördlichen Rußland wohnten die Finnen. Der erste Zustand des nomadischen Hirten- oder Jägerlebens war allen diesen Völkern eigen; nur später gelangten einige derselben dadurch, daß sie in ehemalige römische Provinzen rückten, oder mit den Byzantinern in Verbindung kamen, und mit dem Christenthum bekannt wurden, zu einiger Bildung. Diese Bildung jedoch, mehr eigenthümlich als fremdartig, zeigte sich am frühesten unter den slavischen Völkern; sie gingen bald zu festen Wohnsitzen über und es entstanden durch sie im heutigen Rußland die beiden Städte Nowgorod (neue Umzäunung, novus hortus*) und Kiew, welche durch ihren Handel besonders später zu einer bedeutenden Macht heranwuchsen. Beide Städte mußten anfangs gefährliche Kämpfe mit den Chazaren bestehen, und noch außerdem wurde Nowgorod von den Normännern, welche unter dem Namen

*) Also durch die russische Sprache, welche bekanntlich g statt h gebraucht (Hospodar, Gospodar) mußte das lateinische hortus durchwandern, ehe ein deutscher Garten und französischer Jardin daraus werden konnte.

Waräger*) als lähne Seeräuber die Ostseeländer beunruhigten, hart bedrängte. Daher entschloß sich Nowgorod im Jahre 862, die Normänner aufzunehmen, und normännische Herrschaft anzuerkennen, die Brüder Kurik, Sineus und Trumoz führten ihre Landsleute an; Kurik herrschte nach dem Tode seiner Brüder allein, und seine Normänner verbanden sich mit den besiegten Slaven zu einem Volke, dem Russen. Dieser neue Staat, in welchem die Normänner wahrscheinlich die Krieger und die Söldner waren, hatte eine militärische Verfassung, und ist unter dem Namen **arische** bekannt, nach Kuriks Tode regierte sein Sohn Igor (870) eroberte Kiew, und machte sie Olga, nahm in Konstantinopel dadurch den griechischen Aultus; Sohn Swatoplaw, wurde in der Schlacht getödtet, Erste Wasserfällen des Dniptros 972. Vertrieben, in welchem endlich Roder der (1015), heirathete im an, Krönung 1015. Russen, und Reich.

in das damals schon weitläufige Reich ihres Vaters dadurch. Die Verfassung mußte nun in Verwirrung und Unruhen zunehmen, besonders da die Thronfolge von diesen Unruhen, meist Familienkriege, enthielt. Diese Unruhen, meist Familienkriege, enthielt des Großfürsten von Kiew, welcher gleichsam den russischen Stammes jedesmal seyn, und die einander zusammenhalten sollte; eine Sitte, welche in der That einheimisch war. Diese innern Kriege hatten auch die Folge, daß die Gewalt des Fürsten immer unbeschränkter wurde; und das Christenthum erhielt durch die Verbindung des Metropolitens von Kiew mit Konstantinopel wenigstens den Frieden mit den Byzantinern. Schon ein Jahr nach Wladimirs Tode wurde Chazarien erobert, und mit den Griechen geheilt, zu derselben Zeit wüthete auch ein blutiger Familienkrieg, in welchem Jaroslaw seinen Bruder Swatopolk I. stürzte. Ersterer wurde Großfürst (1016—1045), gab den Bewohnern Nowgorods ihr Stadtrecht, eine Sammlung von Gesetzen, wodurch sie bedeutende Freiheiten erhielten, legte mehrere Städte an, that viel für das Christenthum und für die Aufklärung. Der Monarch Wladimir II. wurde vom byzantinischen Kaiser Alexius Comnenus 1116 als Czar anerkannt, ließ sich zuerst krönen**), und vertrieb die Juden aus Rußland. Sein Sohn Jurje eroberte 1173 Rossien. Unter allen russischen Städten war Nowgorod während dieser Familienkriege am glücklichsten, obgleich auch hier die blutigsten Thronumwälzungen Statt fanden. Es war bei dieser Lage

*) Die alten Bewohner Scandinaviens erhielten in den verschiedenen Ländern, welche sie besetzten, verschiedene Namen: in England Dänen, in Frankreich Normänner, in Rußland Waräger u.

**) Gewisse Nachrichten über die Krönung des russischen Czars haben wir erst vom Jahre 1198 unter Wsewolod II.

, daß die Nothdorn der Rußen, welche mit
 umwachsende Erde dieses Reichs drohend umher-
 schwebenden Gefahren gegenüber, und dadurch
 es noch bevorzugen. Nicht aber, als alle
 n freit nach die Mongolen den Rußen ge-
 , endlich, nur zu spät die Nothwendigkeit,
 kriegerische Vorf zu setzen, um sich selbst
 er zu sichern. Das diesem Grunde unter-
 nach die benachbarten Folowyer *,; aber an
 herüber zu bringen. Jeder erst sanftmüthig

Jahre nachher betreten die Mongolen wirklich russische Provinzen, und
 überwältigen das Reich. Nur Nowgorod erhielt durch Verträge seine
 Unabhängigkeit. In Hinsicht auf Bildung hatten die Rußen gegen
 andre Völker nur sehr geringe Fortschritte gemacht, woran die Ver-
 schiedenheit des Charakters und die unverständliche Verfassung vorzüglich
 Schuld waren. Der Handel war meistens in den Händen deutscher
 Kaufleute, welche mit den Arabern seit 1200 anfangen, von der
 Hand der Rußlands Waren zu kaufen. Nowgorod und Aletsk
 waren die Hauptorte dieses Handels, der nach dem Westen durch Deut-
 sche, und nach dem Osten durch Perser getrieben wurde. Von ei-
 ner geringen Bildung wußte man nichts, die Wissenschaften wurden in
 Fehlschritten, aber in der Landessprache aufgehoben, wovon man
 seit 1200 nur eine lange Rede drüben. Der Druck, welchen Ruß-
 land durch die Mongolen erlitt, war gering gegen die Verwüstungen
 von Seiten derer Feinde, welche die Abhängigkeit der Rußen benutzten,
 um Eroberungen zu machen. Die russischen Großfürsten bedachten ihre
 Freiheit zwar, durchten aber nicht anzuordnen, was dem mongolischen
 Joch zu gewöhnlich ist, und wußten selbst den Tribut an die goldne
 Horde bezahlen. Dennoch wußten die Rußen auch in dieser Abhän-
 gigkeit mehrere, sich glückliche Kriege. Jaroslaw eroberte ganz
 Kiewland, starb aber in der vorerwähnten Horde an demgehabten Gift
 sein Sohn, Alexander, blug die Schweden 1240 an der Newa,
 und erobert die Stadt den Beinamen Newski (Alexander Newski),
 unter Alexanders Regierung, um 1260, bekamen die slawonischen
 Völker auch haben. Daniel, Alexanders söhnl der Erb, kam 1270
 nach Jahre nach des Vaters Tode (1277) zur Regierung, verlegte seine
 Residenz nach Moskwa, und eroberte also den Kreml fast d. h.
 sein Sohn Jusse führte glückliche Kriege gegen die Schweden, und
 eroberte Orsk (Schlesien) Erben unter Demetrius Donnik
 wurden um 1300 die Tartaren mehrere Male von den Rußen
 geschlagen; dennoch wußten diese noch vielen erzwungen, aber verur-
 theilten Kämpfe unter der Jochschwertzeit werden zu beschreiben. Die
 aber aber waren die Rußen unter Jusse Wasiliewicz dem Gro-
 ßen, welchem es gelang, die goldne Horde zu vernichten. Die von
 1377 - 1411 frühigen Bestrebungen der Rußen
 langen vorzüglich deshalb, weil die Khan von
 Kiewland theils durch Timur's Eroberungen
 worden waren, schon früher wäre es nicht den
 von den Tartaren zu kaufen, wenn nicht die
 schon Kriege Rußlands Wache so sehr gewaltig
 in ihrem Zustande der russischen Geschichte di

* Die Folowyer waren vom Stamme der Ufen, und durch ihren Ruhm
 im Feldzuge (Folowyer) und im Oberhaupten (Folowyer).

lenders); Letzterer schickte einen Nuntius, Possewin nach Rußland, welcher zwischen Iwan II. und Stephan Bathory aus Siebenbürgen, dem Könige von Polen, 1582 den Frieden zu Zapolcja vermittelte. Rußland leistete auf Liefland Verzicht, hatte aber doch mit Schweden noch Krieg. Am Ende von Iwans Regierung (starb 1584) wurde Sibirien von dem Kosaken Jermak entdeckt, und unter seinem Nachfolger Feodor die Eroberung desselben vollendet. Dagegen aber konnte Schweden nur durch die Abtretung von Estland beruhigt werden. Nun erschien in Rußland von 1591 bis 1617 ein fünfundzwanzigjähriger Zeitraum innerer Kriege und äußerer Gefahren, wodurch viele schöne Früchte, welche die vorige Zeit getragen hatte, wieder verloren gingen. Es war der Krieg der polnischen Partei mit der Partei des falschen Demetrius*), welcher schon 1613 durch die Thronbesteigung Michaels Fedorowitsch, aber noch mehr durch die Friedensschlüsse zu Stolbowa mit Schweden und zu Dibelina mit Polen beendet wurde. Michael, ein Sohn des Metropolitens von Koflow, Nikiti; aus dem Hause Romanow, hatte viele Parteien, und auch die Schweden, welche unter ihrem Anführer de la Gardie, jene Unruhen benützend, einen Einfall in Rußland gethan hatten, gegen sich; aber er siegte über alle Schwierigkeiten, stellte zum Theil die alten Verhältnisse Rußlands wieder her, und regierte ziemlich ruhig, bis 1645. Unter seinem Sohne Alexius wurde der letzte falsche Demetrius 1653 enthauptet. Zu den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten dieser Regierung gehört der Anfang der Türkenkriege, welche besonders in der spätern Zeit Rußland so sehr beschäftigten. Seit 1472, also nach der Zeit der mongolischen Herrschaft, waren die osmanischen Türken Nachbarn der Russen geworden, und 200 Jahre nachher entstand 1671 der Krieg mit ihnen wegen der Ukraine, und wurde bis 1681 auch unter Feodor Alexiewitsch fortgesetzt. Nachdem der letztere von seinem Arzte durch Gift 1682 war getödtet worden, kamen nach einigen Streitigkeiten seine beiden Söhne Iwan und Peter unter der Vormundschaft ihrer Schwester Sophia zur Regierung. Doch bewirkten Sophiens herrschsüchtige Pläne und Peters aufstrebender Geist eine Revolution, durch welche 1688 Iwan abgesetzt, Sophia ins Kloster verwiesen, und Peter als Czar anerkannt wurde. II. Neuere Geschichte. Es beginnt mit Peters I. (S. d. A.) Alleinherrschaft die glänzendste Periode in der russischen Geschichte. Das größte Reich dem Umfange nach, erstreckt sich Rußland von Archangel bis Asow, aber noch getrennt von der Ostsee. Wenn Europa die Bewohner dieses weiten Landstrichs auch zum Barbarenvolke rechnete, so machten sie doch eine Nation aus, und fanden darin eine künftige Stärke gegen ihre feindlichen Nachbarn; vermehrt noch wurde diese Gegengewalt durch Sprache und Religion, welche die Einheit vollendeten. Die Verfassung, welche sich völlig umgeformt hatte, ward zur Autokratie, und die Sitten gestalteten sich nach und nach zur europäischen Bildung. Auch das Militär erlitt eine Umbildung, die Strielzi (entsprechend fast den Prätorianern in Rom und den Janitscharen in Stambul) wurden aufgelöst, und seit 1699 eine ganz neue Armee organisiert. So wurde Peter für Rußland, was Philipp für Macedonien gewesen war; die Macedonier wurden Hellenen, die Russen

*) Der echte Demetrius war Iwans II. jüngerer Sohn, und Feodors Bruder, und wurde wahrscheinlich vom Usurpator Boris Godunow am 15ten Mai 1591 ermordet.

Europäer. Die Kriege gegen die Türken werden mit glücklichem Erfolg fortgeführt. Als so 1696 erobert und behauptet. Nun begann 1697 Peter seine bekannte Reise durch Europa, indem er, an eine russische Gesandtschaft sich anschließend, die gebildetsten Staaten Europa's besuchte, und überall durch eigene Ansicht, und dadurch, daß er selbst Hand ans Werk legte und lernte, seinen Staaten die erste Blüthe der Bildung bereitete. Leider rief ihn schon 1698 eine ausgebrochene Verschwörung nach Rußland zurück. Nach der Befestigung des Waffenstillstandes mit den Türken schloß Peter ein Bündniß mit König August II. von Polen, und begann den Krieg gegen Schweden. Peter hatte den entschiednen Willen, sich die Ostsee zu erobern; darum entstand dieser furchtbare Kampf im Norden, der zwanzig Jahre dauerte. Dazu kam noch August's Plan, Liefland an Polen zu bringen, und der Streit Dänemarks mit Friedrich IV. von Holstein-Gottorp, der besonders durch seine Verbindung mit Schweden allgemeine Furcht und Erbitterung im Norden erregte. Nachdem sich nun Carl XII. von Schweden durch den im Ueberfall von Seeland erzwungenen Frieden zu Travendal am 18ten August 1700 von einem Feinde befreiet hatte, eilte er nach Liefland gegen den König August II. und den Czar Peter I., um diese Provinz Schwedens von Sachsen und Russen zu befreien. Die Russen, unter dem Duc de Croix, wurden bei Narva am 30ten November 1700 geschlagen. Daß der russische Czar gefährlicher sey als Polens beschränkter König, sah Carl nicht ein; sein Haß siegte. So ging er im folgenden Jahre über die Dina, und schlug die Sachsen bei Riga. Carl wollte noch mehr: August, der schon um Frieden gebeten hatte, sollte entthront werden, daher banden sich die Schweden mit der Partei der Sapieha, und erfochten nun in den beiden folgenden Jahren die Siene bei Elifow (19ten Juli 1702) und bei Pultusk (1sten Mai 1703). Die Confederation von Warschau (am 14ten Januar 1704) kommt endlich auf Carls Befehl mit der neuen Königswahl zu Stande, und Stanislaus Leszcinski, Woiwode von Posen, wird König. Dessen ungeachtet führen die Sachsen den Krieg fort, bis sie am 16ten Februar 1706 bei Fraustadt eine gänzliche Niederlage erleiden, und nun den altranstädter Frieden (am 24sten September 1706) unterzeichnen müssen, vermöge dessen August der polnischen Krone, und dem Bündniß mit dem Czar entsagt, den von Carl geschätzten Stanislaus Leszcinski anerkennt, und der schwedischen Armee Gold und Unterhalt während des Winters in Sachsen gibt. Fünf kostbare Jahre hatte Carl verloren und Peter zu benutzen gemußt. Die Schweden, welche zur Besetzung Lieflands und Ingermannlands zurückgeblieben waren, wurden von Peter I. geschlagen, Nöteborg (das alte Orschel, das vormalige Schlüsselburg), und Nienschanz erobert, und am 27sten Mai 1703 die zweite Hauptstadt des Reichs St. Petersburg gegründet. Darauf schritt Peter nach Liefland fort, eroberte Narva, und setzte sich auch hier fest. Dies ist eigentlich der Anfangspunkt der Epoche, welche wir oben bezeichneten, denn durch diese Begebenheit trat Rußland wirklich in die Reihe der europäischen Staaten, und hielt durch die erzwungene Hegemonie im Norden, an die Spitze der nordischen Staaten gestellt, später das Gleichgewicht dem westlichen und südlichen Staatensysteme, einst vielleicht das Uebergewicht erkämpfend. Der Tag bei Pultawa (8ten Juli 1709) entschied über den Norden; Peters neue Plane waren durch ihn erreicht. Schwedens Uebermacht zerfällt; und seine Schützlinge gefährdet. König August kam wieder nach Warschau, die travendales

und allernächster Friedensschlüsse wurden vernichtet, und Carl XII. ging, gegen alle Neutralität seiner deutschen Länder verstehend, nach Bender, und die Türken erklärten an Rußland den Krieg. Schon fand Peters Heeresmacht, verbunden mit Constanin, dem Fürsten der Moldau, von den Türken eingeschlossen, am Pruth, als Catharina durch den Fehden vom Pruth (22sten Juli 1711) das Heer und seinen Kaiser befreite. Carl kehrte nun nach Stralsund zurück, um aufs neue die Fackel des Krieges zu schwingen, und in Verbindung mit dem neuen Minister Schwedens, dem Freiherrn von Öberg, sich mit den Mächtigen zu vertragen, um an den Schwäbern sich zu erholen, als er in den Laufgräben von Friedriesshall, (11tem December 1718) und Öberg auf dem Blutgerüste endeten. Unter harten Bedingungen suchte nun Schweden, vom zwanzigjährigen Kampfe erschöpft, den Frieden, und schloß ihn mit Peter I. zu Nyssade (10ten September 1721). So ging Rußland, als Herrscher des Nordens, in seinem Heere und in seiner neuen Residenz dem übrigen Europa gleichgestellt, aus dem Kampfe, legte sich den Kaiserthron bei, und beschiffte mit seiner selbst gebaueten Flotte siegreich die Ostsee. Leider gingen in den letzten Jahren von Peters Regierung viele Kräfte Rußlands gegen Persien verloren; aber die Hüfen der Ostsee gaben dem russischen Reich ein neues Leben, welches um so kräftiger und dauernder sein mußte, je weniger plötzlich es erfolgt war. Peter wählte zwar selbst seine Nachfolgerin, seine Neterin am Pruth, Catharina I.; aber man fühlte nur zu bald, daß Er nicht mehr war. Nur zwei Jahre überlebte sie ihrem Gemahl (9ten Februar 1725 bis 16ten Mai 1727), und regierte in dieser Zeit unter Wenzelkoffs Leitung nur auf das Innere bedacht, ohne auf die auswärtigen Verhältnisse Rücksicht zu nehmen. Nicht besser ging es unter ihrem Nachfolger Peter II., welcher auch schon am 17ten Januar 1730 starb; denn die Dolgorouki, welche dem Fürsten Wenzelkoff stützten, hatten eben so viel an ihrer Gegenpartei zu thun, und bekümmerten sich daher nicht um das Ausland. Anders aber wurde es, als Anna Iwanowna Alexiewna Tochter, Peters des Großen Nubie, und seit 1721 Witwe des Herzogs Friedrich von Curland, den russischen Kaiserthron bestieg. Die einheimischen Großen wollten zu beschränken, doch endigte und mit der Bildung eines russischen Reichs und Ostermann, in Peter neuem in die auswärtige Politik zu mächtige Wilson, glaubte sich dazu zu verwehren. Curland, wo die bei den ersten Gegenstand zu die Stände, um nicht als polnisches Land es nicht ungern, daß Herzog seinem Einflusse 1737 das Land erblückte aus dem Exil von Peter wurde. Bedeutender für Rußlands neuwachende Politik war der Tod August II. von Polen 1733. Einmalig, wie seit dem Aussterben des Jagellonenhauses 1378 es in Polen nicht geschehen war, wurde der schon früher gemählte Stanislaus Lesinski Schwiegerbruder Ludwigs XV., von Frankreich auf den polnischen Thron erhoben. Aber die Russen erklärten sich für August III. von Sachsen, weil er, unachtet seiner Ansprüche auf Curland durch die sächsische Wahl des Grafen Moriz von Sachsen, als polnisches Lan-

ken, Estland dem Herzog Biron zusicherte, Stanislaus lag sich nach Danzig zurück, und entfloß verkleidet nach der russischen Eroberung dieser Stadt. So hatte Rußland August III. wieder auf den polnischen Thron gesetzt, und sich seinen Einfluß auf dieses Reich gesichert. Es begann nun der Türkenkrieg unter Männichs Oberbefehl, der nicht mit Unrecht der nordische Eugen genannt wird. Kasow und Oczakow wurden stürmend erobert; der Sieg bei Stawutschane 1739 gab Eboin und die Moldau in russische Gewalt. Aber leider gingen alle diese Vortheile durch die unglückliche Feldzüge der Oesterreicher und den belgrader Frieden vom Jahre 1739 wieder verlohren. Die innere Vortheile aber konnten Rußland nicht entrißten werden. Seine Ueberlegenheit war entschieden, seine Heere mehr vervollkommen, und das Ansehen seines Cabinets in Europa bedeutend erhöht worden. Nach dem Tode der Kaiserin Anna gelangte der unmündige Iwan III., ein Enkel der Schwester der verstorbenen Kaiserin Anna, unter Birons Vormundschaft auf dem Thron; aber Biron wurde ins Exil verwiesen, und Iwan ein Jahr nach seiner Thronbesteigung gekrönt, und die Prinzessin Elisabeth, jüngste Tochter Peters des Großen, durch eine Resolution zur Kaiserin ausgerufen. Die Verbannung aller Fremden aus dem Reiche schien in Rußland zu Anfang der Regierung der Elisabeth die alte Rohheit wieder einführen zu wollen. Der Großkanzler Ostermann und der Feldmarschall Männich wurden nebst mehreren ausgezeichneten Männern nach Sibirien verwiesen. Dennoch äußerte gerade unter dieser Regierung sich zuerst mit am bedeutendsten der Einfluß Rußlands auf die übrigen europäischen Staaten. Als Frankreich und Oesterreich mit einander kämpften, suchte um dieses die Vortheile der pragmatischen Sanction zu entreißen, und Carl VII. von Bayern gegen den Großherzog Franz I. zu unterstützen, wünschte Frankreich, der Tochter Carl's VI., der hochberzigen Maria Theresia, ihrem einzigen Verbandeten, Rußland, zu Schweden zu einem Kriege, um die Iserburg sich wieder zu erobern. Daraus (2ten September 1741) und führten den Frieden von Udö (1sten neue Gränze von Lymen wurde B Nachfolgenre des Prinzen Adolph Gottors Rußlands Einfluß auf Schweden auch zum Unglück seines Verb Abtritts erreicht, und Maria Theresia von der Unabhängigkeit ihres biederer seines Vaters, des zur schwedisch Adolph Friedrich entsaate Carl I Gottors keinen Ansprüchen auf den schwedischen Thron, und wurde von seiner Tante, der Kaiserin Elisabeth, 1743 zum Thronfolger im russischen Reiche erklärt, worauf er sich mit Catharina Alexiowna von Anhalt-Berth vermählt. Iserow aus dem Reiche entfernt war, die auswärtigen Angelegenheiten dirigirte, Politik, und Oesterreichs Partei gewann. Elisabeth 1747 mit Maria Theresia ein E und dem zufolge an dem siebenjährigen Kriege. Schon im sechsten Frieden hatte I Angelegenheiten des Westens gemischt, son bei den Ausschlag gegeben; aber mit den

deren wechselvollen Fortgang sah das erkaunte Europa
 g der neuen russischen Militärorganisation. Die Bie-
 ern dorf und Kumeredorf, und selbst die ver-
 n Zorn dorf zeigten deutlich, daß Rußlands Herr
 den Armeen des westlichen Europa's, sondern sogar
 voller Ausführung messen könnten. Denn schon hatte
 in diesem Kampfe gewonnen, und bedurfte nicht der
 lche sich hierbei dadurch gleichsam vorbereitete, daß
 Ruhe, welche es jetzt genoss, nicht zur Entzweiung und
 us, sondern immer neue Eindrücke in seinem Innern
 n aber der treulose Versuch geübt (1758),
 eithvolle Katharina aber eine ganz andre Ansicht gefaßt
 ch eine Revolution, welche unfehlbar das politische
 geändert haben würde, wenn nicht der zur rechten
 der Kaiserin Elisabeth (1762) schon früher eine solche
 beigeführt hätte. Peter III., ihr Thronfolger,
 und und Verehrer, und zugleich erbitterter Feind Dö-
 saletch Frieden und Bündniß mit Preußen, doch nur
 Katharina II., als sie durch eine Revolution,
 h sechsmonatlicher Regierung Thron und Leben raub-
 te, zur Kaiserin von Rußland erhoben wurde. Die Katharina II.
 (S. d. A.) dieser mit ungewöhnlicher Geisteskraft begabten Frau, die
 fer allumfassenden Frau, begann eine neue Periode der russischen Ge-
 schichte, eine neue Gestaltung des Nordens, ja selbst ein Wechsel im
 europäischen Staatensystem, welcher die I-
 gerstände und die Throne erschütterte und
 ruhiger Zuschauer bei diesen ungeheuren
 rang sich einen großen Einfluß darauf,
 seines Reichs geendigt, und dadurch der
 tung der Völker von der Tyrannei eines
 der Katharina durch die Verdrängung di-
 österreichische Partei in ihrem Cabinette
 ihr Reich von einer neuen Anstrengung *)
 der Befestigung widmete, und deshalb di-
 Rußlandes zu Rathe zog. Schon der von
 Plan zeugte von seltenem Scharfblick, un-
 künft abzuwehren lassen; denn auf alle Zweige der Staatsverwaltung er-
 streckte sich dieser Plan neuer Gestaltung. Aber die Bevölkerung lag
 Katharinen zunächst am Herzen. Durch ihre Waffen hatte Rußland
 zehntausend Quadratmeilen Ländergewinn erhalten, allein so schön
 das Klima dieser Länder auch war, so wenig entsprach die Volksmen-
 ge demselben. Deshalb rief Katharina Colonisten, besonders aus
 Deutschland, nach Rußland, und ermunterte durch Gärten, Privilegien
 und Prämien den Ackerbau. Städte, Dörfer und Kornmagazine wur-
 den angelegt, und für Aufkommen, Vermehrung und Gesundheit über-
 all gesorgt. Ein beschränkte durch Schulen, Pensionsanstalten und Al-

*) Da Rußland sich in Hinsicht auf Menschenzahl zu Holland wie 2 zu
 10, zu England wie 1 zu 7, zu Preußen und Oesterreich wie 1 zu 3
 verhält, und auf 80,000 Quadratmeilen nur 20 Millionen Menschen
 zählt; so mußte ein Krieg für Rußland empfindlicher als für irgend
 einen andern europäischen Staat sein, und fortwährende Kriege konnte
 es am leichtesten dieses ungeheure Reich die Mittel eines kühnen Eroberers
 werden lassen.

demten die Bildung der niedern und höhern Stände. Gewerbleiß und Handel wurden bedeutend gehoben. Nur ein Beispiel vom Bergbau nach den Worten Storchs (Gemälde des russischen Reichs): „Die glänzendste Epoche des russischen Bergbaus fällt in die Regierung Catharinens. Die seit dieser Regierung unternommene Verbesserung des Bergwesens; die Anstellung geschickter und ehrlicher Männer, und die Abschaffung vieler Mißbräuche und Unterschleife bewirkten allmählig eine Ausbeute, die das Erstaunen der Welt erregte, und zu den glorreichsten Begebenheiten gehört, welche diese Regierung bei der Nachwelt verewigen müssen. Eine Berechnung auf bewährte Thatsachen gestützt, beweist, daß der Werth der Mineralproducte, das Salz mit eingeschlossen, sich bis auf 13 Millionen Rubel gehoben hat, und daß Rußland seit 1763 bis 1797 weit über 300 Millionen an Werth gewonnen hat.“ — So konnten natürlich die Finanzen von 30 bis 60 Millionen Rubel steigen. Und bei allen diesen Bemühungen übersah Catharina weder die Landmacht, welche bis auf 450,000 Mann heranwuchs, noch die Seemacht, welche früher in Verfall gerathen, jetzt bis auf 45 Linienschiffe stieg; und zu beider höherer Vervollkommnung legte sie Land- und Seecadettenschulen an. So sorgte Catharina für das Innere ihres Landes, während Land- und Seesiege ihre eifrigen Bestrebungen belohnten, und sie, vorzüglich um übermäßige Streitkräfte zur See im Zaum zu halten, die bewaffnete Neutralität, und in ihr sich ein großes Denkmal der Weisheit und Friedensliebe stiftete. — Im Auslande wendete Catharina zuerst ihren Blick auf Polen, wo die Anarchie fortbestand, und Rußland unter dem Vorwande, die Ruhe wieder herzustellen, nur noch kräftiger wirken konnte. Durch Kaiserlings schlaue Vorbereitung vermochte Repnins rasches Verfahren zu fügen, und unter dem Schutze der russischen Waffen wurde 1764 Stanislaus Poniatowski zum Könige von Polen gewählt. Preußen mußte, selbst geschwächt und Oesterreich fürchtend, nachgeben, und schloß ein Bündniß mit Rußland ab. Catharina nahm sich der Sache der polnischen Dissidenten an, und fand in ihnen eine starke Partei für ihr Interesse. Die große Generalconföderation unter Radziwił brachte 1767 Catharinens Plane in Erfüllung, und die Annahme der neuen Gesetze wurde erzwungen. Aber plözlich erzeugte die Kraft der Verzweiflung die Generalconföderation zu Bar 1768. Mit der standhaften Pforte, welche Rußland den Krieg erklärte, weil sie kein russisches Heer in Polen dulden wollte, widerstand Polen sechs Jahre den Planen Catharinens. Preußen und Oesterreich sahen ruhig zu; Ersteres bezahlte sogar Subsidiën. Die Landsiege am Pruth und Kagul (1770) und die Seesiege bei Scio und Tschesme würden Rußland die Ausführung seiner Entwürfe völlig gesichert haben, wenn nicht eine verwüstende Pest, die sich bis nach Moskau erstreckt hatte, der Aufstand eines gemeinen Kosaken Pugatschew, der sich für Peter III. ausgab, und die Revolutionen in Schweden und Polen Catharinens Heeresmacht auf verschiedenen Punkten beschäftigt und geschwächt hätten. Ueber die französische Partei (die Hülfe) hatte endlich auf dem schwedischen Reichstage von 1762 die englisch-russische Partei (die Mühen) gesiegt; fast ein Decennium darauf (1771) starb der König Adolph Friedrich, und Gustav III., sein Nefte, schuf eine neue Constitution, aus welcher die Souveränität der schwedischen Krone hervorging. Polen gährte fort, und die bärer Conföderation machte nicht unwichtige Fortschritte; da gesah es den mächtigen Nachbarn dieses in den Unruhen seiner aristokratischen Parteien untergeben-

führt, den Plan, auf den Trümmern des osmanischen Reichs ein griechisches Kaiserthum zu errichten, und einem Großfürsten aus ihrem Hause das wiedererweckte Reich der Byzantiner zu ertheilen. Aber viele andre politische Rücksichten verboten jetzt noch die Ausführung dieser Idee, welche erst zehn Jahre später wieder mit neuem Leben ergriffen, doch nur theilweis ausgeführt wurde. In der Krimm und in den Ebenen des Kuban dauerten noch seit 1441 die Trümmer von Dschingischans ehemaligem Weltreiche fort; sie standen unter eigenen Chanen, und waren Schützlinge der Pforte, welche sie seit 1474 als treue und mächtige Bundesgenossen oft gebrauchte, und sehr auszeichnete. Dreihundert Jahre später hatte der Friede von Kainardge sie diesem Schutze entzogen, und nun wurden sie Rußland unterworfen. Die förmliche Besetzung der kleinen Tatarei erfolgte jedoch erst 1783, und wurde im folgenden Jahre von der Pforte bestätigt. Nun befaß

h die Erfahrung aller Zeiten als höchst wichtig be- zum osmanischen Reiche, und wenn russische Han- vorher frei die türkischen Gewässer barren befahren lase Handelsfreiheit jetzt in eine Erberrschafft über.) die erste polnische Theilung, und auch später noch eich durch das bayerische Tauschproject, und sogar dung gegen die Türken an Rußland gefesselt, und so Idee, die Türken aus Europa zu vertreiben, und hierreich in Byzanz zu stiften, ihrer Ausföhrung end- werden. Die Türken, von Potemkins diplomatischen , begannen den Krieg; aber vergeblich waren 1787 See, die Krimm wieder zu erobern. Zu Lande führte Krieg nur vertheidigungswaise, innerhalb ihrer Ze- led alle Hauptschlachten. Im Jahre 1788 verloren ne Seeschlacht an den Mündungen des Dniepers,

und die Folge davon war die blutige Erstürmung Dejalkows. Un- glücklicher waren die Oesterreicher, mit welchen die Türken so fern dem Krieg vermieden hätten; bei Lugosch (10sten September 1748) ver- lor Joseph II. Ruhm und Gesundheit. Prinz Loburg eroberte in- desß in Vereinigung mit den Russen Edoestm, und Landow im fol- genden Jahre Belgrad. Nach dem russischen Siegen bei Zoltschaim und Martineßse wird Gallaz, Akierman, Bender, Kilia nowa, und eml war schon 1790 weigte sich zum dem in das rus- liegen die für Der Kampf bei hob nur die se des Monarchen machte ruhmvoll

erstürmt. Oesterreich en, und auch Rußland os III von Schwe- lte. Aber die Türken genüßt vorüberstreichen. seitte zum Verlußt, er- greßtern Unabhängigkeit n für Schwedens See- n von Werela, ohne

fremde Vermittelung. Oesterreich schloß zu Sistowe 1791 Frieden mit der Pforte, und Preußen und die Seemächte versprachen auf der Convention zu Reichenbach dem Kaiser Leopold, welcher seinem Bruder Joseph gefolgt war, ihre Hilfe gegen Belgien, das sich in off- ner Empörung befand. Nur mit Rußland aberte der Frieden noch, weil es ihn allein abschließen und keine fremde Vermittelung annehmen wollte; aber endlich kam er am 9ten Januar 1792 zu Jassy zu Stande, und nur Dejalkow nebst seinem Gebiet wurde in ihm ver-

lassen man vllig hatte umstürzen wollen. So viel fer und Volkshämlichkeit gegen die gefährdeten r Heere, und gegen das Genie erfahner Feldherr e Polen aufgefodert, es im Türkenkreae zu unter- n hatte Polen erklärt, daß es die Erfüllung der n als eine Kriegserklärung ansehen werde. So ent- preußische Partei, welche, Ignaz Potocki an i Mai 1791 unter Preußens Schutze ihrem bedräng- i neue Constitution gab. Aber Felix Potocki

bildete ein Jahr darauf unter russischem Schutze die targowitzer Consideration zur Sicherung der alten Constitution. Rußland dringt in Polen ein, der König von Polen erklärt sich für die targowitzer Con- sideration, und die neue Constitution war gestürzt. Preußen mit Frankreich in einem zweifelhaften Krieg verwickelt, mußte bei erschöpft- ten Finanzen einen zweiten Krieg mit Rußland fürchten; es nahm sein

neue Constitution gab. Aber Felix Potocki bildete ein Jahr darauf unter russischem Schutze die targowitzer Consideration zur Sicherung der alten Constitution. Rußland dringt in Polen ein, der König von Polen erklärt sich für die targowitzer Con- sideration, und die neue Constitution war gestürzt. Preußen mit Frankreich in einem zweifelhaften Krieg verwickelt, mußte bei erschöpft- ten Finanzen einen zweiten Krieg mit Rußland fürchten; es nahm sein

ft gegebenes Wort zurück, und drang gleichfalls nicht ein. Zu Grodno kam endlich den 27ten August die Teilung Polens zu Stande, nach welcher der in ihrem beschränkten Republik kaum der Schatten von Unabhängigkeit der Unionstractat mit Rußland sie ganz mochten die Polen nicht zu ertragen, und es entstand

u
 Jahre noch mit der
 die dritte und letzte
 reich gezogen wurde
 dieses Herzogthum
 erfolgte der völlige
 lenden Mächten, in
 seine unbedingte U
 November 1796) überreichte der Tod die mächtige Kaiserin in den weitest
 umfassenden Plänen, womit sie die Welt noch in Erstaunen setzen
 wollte. Ihr einziger Sohn, Paul I., folgte ihr auf dem Throne.
 In den letzten Regierungsjahren Catharina's begann die französische
 Revolution. Obgleich durch diesen Umsturz der bisherigen monarchi-
 schen Verfassung in Frankreich alle Throne Europa's mehr oder weni-
 ger gefährdet waren, so vermochte Catharina, deren große Entwürfe
 nur in absoluter Souveränität gelingen konnten, doch jetzt nichts wei-

Katalinski eine Revolution,
 Rationalismus, doch in demselben
 dieses Reiches endigte. Die
 zu welcher nun noch Oester-
 Lehen Polens war, so traf auch
 Vernichtung. Im October 1795
 vertrags zwischen den drei theil-
 vorher stellte Eurland freiwillig

Ein Jahr nachher (am 17ten
 November 1796) überreichte der Tod die mächtige Kaiserin in den weitest
 umfassenden Plänen, womit sie die Welt noch in Erstaunen setzen
 wollte. Ihr einziger Sohn, Paul I., folgte ihr auf dem Throne.
 In den letzten Regierungsjahren Catharina's begann die französische
 Revolution. Obgleich durch diesen Umsturz der bisherigen monarchi-
 schen Verfassung in Frankreich alle Throne Europa's mehr oder weni-
 ger gefährdet waren, so vermochte Catharina, deren große Entwürfe
 nur in absoluter Souveränität gelingen konnten, doch jetzt nichts wei-

als reiche Geldunterstützung,
 nicht zu geben. Als aber
 und die polnische Ange-
 ein Vertheidigungsbündniß
 allianz mit England und
 im Bündniß; eine thätige
 och nicht rathsam, einige
 gländern zu Hülfe schickte.
 zu erkennen, daß er seinen
 be nachdrücklicher erweisen
 grautencorps in Böhmen
 ndern erneuerte auch die

Bundesverträge mit England und Oesterreich, und nahm den Malthe-

ferorden unter sein
 klarte; zugleich schloß
 mit Portugall, um
 den Krieg an. Die
 und türkische Flotten
 ländische gingen, in
 dem festen Lande
 erscheint als Ober-
 Italien, siegt am
 hus an der Trebia
 wird von den Fran-

der Pforte, und
 änderten Spanien
 daß eine russische
 re in das mittel-
 Aber auch auf
 it. Suwarow
 Oesterreicher in
 , am 17ten Jun-
 Nooi. Italien
 erstörte Suwarow

erow's Siege, und die Russen zogen sich durch die Schweiz zurück.
 Hier stand nach dem kurz vorher über Korsakow erfochtenen Siege
 Massena; Suwarow mußte sich über unwegsame Alpen fechtend
 bis nach Oberdeutschland zurückziehen. So wie die Verhältnisse zwischen
 Rußland und Oesterreich abgebrochen waren, so wurden sie auch bald
 zwischen Rußland und England aufgelöst; diesen Bruch beschleunigte
 besonders die misslungene Landung in Nordholland, wodurch nur

England gewann, indem es sich die holländische Zeelflotte eroberte. Der aus Aegypten zurückkehrende Bonaparte erkämpfte zwar bei Warrango den Continentsfrieden, der zu Luneville (zu Anfange des Jahrs 1801) geschlossen wurde; aber der Seekrieg dauerte fort, und das Mittelmeer war mit brittischen, türkischen und russischen Schiffen bedeckt. Die ionischen Inseln waren zu einem republikanischen Staate vereinigt und unter türkischen Schutz gestellt worden. Sie blieben aber bis 1807 von russischen Truppen besetzt, wodurch Rußlands Einfluß auf das Mittelmeer sehr bedeutend wurde. So wie Paul I. seinen Einfluß im Süden und Westen geltend machte, so that er auch im Norden folgenreiche Schritte dafür. Von seiner Verbindung mit England zurückgezogen, verband sich Kaiser Paul I. enger mit den nordischen Staaten, und erneuerte das Project einer bewaffneten Neutralität, welches schon seine große Mutter entworfen hatte. Daraus entstand ein neuer Seekrieg im Norden, in dessen Folge die Schlacht von Copenhagen (am 2ten April 1801) vorfiel; doch der Kaiser starb schon neun Tage vorher, und sein Nachfolger Alexander I. (s. d. Art.) befolgte in Hinsicht auf die auswärtige Politik ein ganz anderes System. Die Irrungen mit Großbritannien wurden (17. Junij 1801) unter Aufopferung der Rechte der neutralen Flagge, ausgeglichen, und der Handelsvertrag von 1797 erneuert, bald darauf aber der Friede nicht nur mit Spanien (4. Oct. 1801) sondern auch mit Frankreich (8. Oct.) geschlossen. Rußland that nun alles, um die hergestellte Ruhe zu sichern, und dadurch kräftig zur Befestigung des allgemeinen Friedens beizutragen. Unter Alexanders Vermittelung kam der deutsche Entschädigungsplan schnell zu Stande, und die russische Regierung hoffte nun, ungestört für das innere Glück ihres ausgedehnten Reichs sorgen zu können. Aber der Friede sollte noch nicht dauernd seyn; sein Bruch gibt dem Consul Bonaparte den Kaisertron. Obschon Alexander bei dieser neuen Gestaltung der europäischen Angelegenheiten keineswegs ein müßiger Zuschauer blieb, so sorgte er doch mehr für das Wohl seines Staates. Er machte die Anlage zu einer neuen Gesetzgebung, unter dem Fürsten Lapuchin und Nowosiltzow; er gab dem dirigirenden Senate seine volle Würde wieder, und erhob ihn zu einer moralischen Mittelperson zwischen dem Regenten und der Nation; er milderte die Leibeigenschaft, und schuf freie Landbauern *). Eben so vortrefflich wurden die Polizeianstalten eingerichtet, und zwar besonders die Gesundheitspolizei, wozu der Staat allein gegen zweitausend Aerzte und Chirurgen besoldet; auch die Kuhpocken fanden bedeutenden Eingang. In mehrern Gouvernements wurden englische Musterökonomien und Ackerbauschulen, besonders auf Antrieb des Grafen Kostopschin **) errichtet, und viele nomadische Stämme, so wie die nogaischen Tataren, gingen zum Ackerbau über. Und wie viel geschah nicht für die Wissenschaften! Das kleine Boot Peters wurde in einem Jahrhundert zur weltumsegelnden *Neua* unter Krusenstern. Charkow und Kasan sahen neue Universitäten erstehn, und überall blühten Schulen und Akademien auf. Endlich aber wurde Alexander aus seinem wohlthätigen Streben, seinen Staat zu bilden,

*) Den ersten Schritt dazu that der edle Ritterschafts-Hauptmann von Berg in Esthland.

**) Derselben, welcher im Jahr 1812 bei Gelegenheit der Verbrennung Moskau's so vielfach genannt worden ist (man vergl. den Art. russ. franz. Krieg).

an Frankreich in die Schranken zu treten. Was war die Schicksal der Kaiserlich: aber folgte im russisch-französischen Kriege. Auch hier sind die D., und Frankreich herrscht im Frieden zu Tille die Verbindung mit England auf, und erklärt an England kämpfende Schweden den Krieg: Sion-Höring. In dem Kriege zwischen Frankreich und England nimmt Rußland nur geringen Antheil; im gegen die Türken und Persien kräftig fort. Durch es war auch Österreich gedehnt, und durch rußland mit der Kaiserin Maria Theresia an Preußen admette kaum noch; nur Rußland war val streich noch entgegen. Es erforderte der neuerung von 1812, in dem bald alle Mächte Europa's die haben diesen merkwürdigen europäischen Frenguen Artikel (Russisch-deutscher Krieg) war in diesem dreijährigen Kampfe zwar durch

die ungeheuren Anstrengungen, durch die Verwüstung seiner Kluren, durch die vielen blutigen Schlachten und Plünder, und durch die zerstörenden Epidemien einen bedeutenden Verlust erlitten; hatte aber seine Kräfte kennen gelernt, was dem Westen und Süden Europa's fürchtbar geworden, und hatte sich nicht nur in der Erwerbung Polens, welches Land als Kaiserreich seinem unermesslichen Länderbesitze einverleibt wurde, gegen Westen zu verstärkt und befestigt, sondern auch eine bedeutende Ertrümme in dem hohen Karde der europäischen Mächte erworben. — III. Geographische Darstellung des russischen Reichs. In der geographischen Darstellung eines Staats bleibt es wichtig und notwendig, genau den Zeitpunkt festzustellen, wann diese Darstellung entworfen wurde, weil besonders das Politische eines Landes bei so vielen und ständigen Veränderungen unermesslich ist. Wir setzen also das Jahr 1812 oder den Zeitpunkt hier fest, wo Rußland noch im Frieden mit Frankreich weder geizten hatte durch jenen blutigen Krieg noch gewonnen durch seine zahlreichen Siege. Was außerdem sich gebildet hat, ist größtentheils noch verborgen in den Archiven des Reichs, und eine Darstellung davon also unmöglich. — Rußlands Topographie und Statistik, Lage, Größe und Grenzen. Rußland erstreckt sich über einen großen Theil des nördlichen Europa's und über bedeutende Inselgruppen im östlichen und nördlichen Ocean, und umfaßt beinahe den untern Theil der ganzen bekannten Erde. Es gränzt im Norden an die Ostsee, an Schweden und an das Eismeer, im Osten an den Ocean, im Süden an China, an den Kaspien, an die freie Tatarei, an das persische Meer, an den Kaukasus und an das slowische und schwarze Meer und im Westen an die europäische Türkei, Gallien, das mit Rußland vertriebene Königreich Polen (welches aber in dieser russischen Darstellung nicht berücksichtigt ist), Preußen, die Ostsee, Schweden und Norwegen. Es erstreckt sich vom 39 Grade bis zum 67. Grade der Länge, und vom 60. bis zum 87. Grade der Breite, und umschließt ohne die Inseln und amerikanischen Besitzungen 34,533 Quadratmeilen. Davon kommen ungefähr 90 — 100,000 Quadratmeilen auf den europäischen, und das übrige auf den asiatischen Theil Rußlands. — Boden und Klima. Rußland hat eine merkwürdige Abwechslung von Berg und Thal. Zwischen dem schwarzen und persischen Meere liegt der Kaukasus, der sich ungefähr 20 Meilen in der Länge erstreckt, und eben sowohl ewige Schnee- und Eisalpen, als

als auch brennende Naphthaquellen aufzuweisen hat. Westlich davon liegt der Taurus und die Karpathen, und nordwestlich der wolchonskische Wald. Im Osten dehnt sich der Ural aus, welcher unter dem Namen Berchaturie die Gränze zwischen Europa und Asien bildet und bis ans Eismeer sich erstreckt. Von diesem Ural aus gehen in großer Anzahl Kettengebirge durch das asiatische Rußland, unter denen die Salzberge Schooget, das Solgebirge, das sibirische Gränzgebirge, der kleine Altai, das Baikalggebirge, das Apfel- und Stanwowski-Gebirge, welches die sinesische Gränze bildend, bis zum tschuktischen Vorgebirge streift, die vorzüglichsten sind. Das südwestliche Rußland besteht aus Steppen, welche theils unbewohnt, theils zahlreichen Nomaden zur Viehzucht dienen. Das Clima ist sehr verschieden, im südlichen Rußland kurze und gelinde Winter, ein zeitiger Frühling, ein heißer und langer Sommer mit seltenen Regen, und ein später Herbst; im mittlern Rußland rauhere und längere Winter, besonders im östlichen Theile desselben, und kurze Sommer; im nördlichen Rußland friert das Quecksilber, daß man es in warmen Stuben noch hämmern kann, und die Gewässer sind vom October bis Ende Mai mit Eis bedeckt. Wenn im mittlern Rußland Getraideernten dem Fleiß der Einwohner noch gelingen, so sind sie im nördlichen Rußland selten und unsicher. Sehn wir nun nördlicher in den arktischen Kreis Rußlands, so sehen wir lange Sommertage, welchen das Eis sich doch nicht unterwirft, und lange Winternächte, welche das Nordlicht heller beglänzt, aber eine heitre Kälte erfrischt höher das wenige Leben, das hier nicht erstarret. — Wasser. Vom Eismeer im Norden umflossen, welches hier das weiße Meer, die Busen des Obi, Jenisei und der Lena bildet, im Osten vom östlichen Ocean, mit der Cookstraße, mit den anadyrischen, kamschatkischen und schotzkischen Meeren begränzt, im Süden an das schwarze Meer und im Nordwesten und Westen an die Ostsee, mit dem finnischen, bothnischen und rigasschen Meerbusen stoßend, hat Rußland also zwei Hauptabdachungen nach Nordost und Nordwest, und nach Süden. Dorthin strömen die Dwina mit dem Zug und der Suchonow, die Petschora, der Ob, der Jenisei, die Lena, der Niemen, die Duna und die Nawa; hieher fließen Don, Dneper, Kuban, Wolga und Ural. Rußland zählt, außer vielen Salz- und andern kleinen Seen, noch vierzehn größere, unter welchen das kaspische Meer, der Ladoga und Onegasee, das tschudische Meer, der Sacksee in der Krimm, der Ural-, Baikals- und Altinsee. Zu den künstlichen Gewässern gehört besonders der Canal von Wischni-Wolotschok, der St. Petersburg mit Astrachan verbindet; dasselbe geschieht auch durch den neuen Canal von Nowgorod. Der Canal der Beresina, welcher die Ostsee mit dem schwarzen Meere vereinigt, und der Ladogakanal, welcher die Schifffahrt auf dem stürmischen Ladogasee vermeiden läßt. — Producte. Rußland baut für 130 Millionen Rubel mehr Getraide als es verbraucht und benutzet dennoch erst 162,000 Quadratmeilen zum Ackerbau. Obst, Wein, selbst Südfrüchte und die zuckerreichen Arbusen werden hier in Menge erzeugt. Eben so gewähren auch die Waldproducte noch außer der starken Consumtion, reichliche Exporten, und gewiß würde hieraus ein noch weit bedeutenderer Nutzen hervorgehen können, wenn es nicht noch an tüchtigen Forstmännern fehlte, denn erst seit 1804 wird dieser Zweig der Landesökonomie wissenschaftlich behandelt. Maulbeerbäume werden jährlich mehr angepflanzt; im J. 1805

den angelegt. Fast alle Ruß-
 lander fremd, Aindorche und
 russische Pfund Wachs und Hon-
 ig (16 000 Pfund Seide jedes
 die Arten von wilden Thieren,
 trotz der Furcht rechnet man
 bald erzeugen die herrlichsten
 geschmacklichen Früchten, Kup-
 fer und Salz (jährlich gegen 600
 Millionen in Rußland reich,
 Früchte, betragen im J. 1800
 man rechnet den jährlichen Er-
 zeug

zeug aller rohen Naturproducte zwischen 30 bis 40 Millionen Rubel. —
 Einwohner. Man zählt mit den neuen Erwerbungen bis zum J.
 1812 gegen 41 Millionen Einwohner, welche nach den Sprachen so in
 30 Districten theilen, nämlich 1. Russen, wozu die Russen, Kos-
 aken (bewachte Krone) ungezählte 600 000 wehrfähige Männer, und
 Polen gehören; 2. Finnen, welche sich von der Lornia und vom Kir-
 wen bis an den Obi hin ausdehnen; 3. Tataren, vom Dnieper bis
 zum Kaukasus, meist unter eigener Einwirkung, ohne Krieger
 und Kronegebende lebend; 4. Georgier und Eschirassen; 5. Ca-
 kasien; 6. Wodschuren; 7. Mongolen, wozu die Kalmyken
 gehören; 8. sibirische Völker, wozu die Tschuktschen, Koriden
 und Khorien gehören; 9. Juden, vorzüglich in den polnischen Provin-
 zen, wo sie große Vorrechte haben, sehr zahlreich; 10. Russländer,
 fast aus allen Ländern Europa's und Asiens, auch Juden und Zigeuner.
 Man zählt von der arabischen Seite der Kaspischen bis zur sibirischen
 Civilisation achtzig Völker, welche verschieden in Sprachen, Gesin-
 gen und Religion im russischen Reich leben. — Einwirkung geben
 alle competenten Beobachter als Folge des Vortritts der europäischen
 Russen an: Fortwärtigkeit, Fruchtbare, Pflanzung, Heiligkeit, La-
 pferheit, religiöse Eiferung, Unabgibtigkeit aus Vordern, schnelles Auf-
 steigen, Hochachtungswort, Anlage zur Kunst und Kunstfertigkeit, Fort-
 schritt in Erziehung fremder Sprachen, Schmecken und Vordernheit,
 Keuschheit (der Haut durch häufiges Baden). Dagegen erkrankt auf
 der Reduktion Neigung zum Betrug und zum Ertzen, Hochacht und
 Mangel an Vordernheit, wenig Ehrgefühl, kein Nationalgefühl, Unabgibt-
 barkeit, Ungründlichkeit, Faulheit und Ertzenheit, Keuschheit, Trun-
 kenheit. — Manufacturen und Fabriken von Leder, Zinsen,
 Holz, Zickern, Seide, Holz, großer Eisenwand, Metall und Metalle aus
 Zindradost, so wie Färbereien gab es schon vor Peter dem Großen; aber
 seit dieser Zeit haben die alten nicht nur einen sehr erdlichen Grad der
 Vollkommenheit erlangt, sondern es sind auch unzählige andre hinzuge-
 kommen. Die 23 verstaatlichten Zuckfabriken liefern der Regierung jährlich
 fast 200,000 Rubel Einnahme, und außerdem gibt es noch 2100 Priv-
 atfabriken. In 43 Oestereien werden Kuchelwaaren bereitet; Brannt-
 wein, wovon jährlich 6 Millionen Liter im Lande verbraucht werden;
 Salz, jährlich werden an 100 Millionen Pfund verfertigt. Schiffbau
 wird in den größten Theilen an der Kaspischen und in den Seestädten ge-
 trieben. Ihre volgarischen Zimmerleute machen Barken oder alles Eis-
 senwerk, welche hernach in Petersburg, Kaschan und andern Städten
 als Brennholz verkauft werden. Unter die Vordernarbeiten sind die Ver-
 arbeitungen der wichtigsten; in Zulu allein werden von beinahe 6000
 Arbeitern jährlich über 17,000 Flossen, 6200 Paar Fische, und 16,000

vom taurischen Chersones, Herr zu Pleskau und Großfürst von Smolensk, Litthauen, Polhynien, Podolien und Finnland, Fürst von Esthland, Liefland, Curland und Semgallen, Samogitien, Belosock, Carelen, Ewer, Jugorien, Permtien, Wiat
Herr und Großfürst von Nengorod, Kasan, Wolost, Kostop, Jaroslav, Wicn, Witepsk, Wladislaw, und der Kaiser und Herr der Länder Iwerien, Dinien; der Escherkassischen und C und Beherrscher; Erbe zu Norwege Stormarn, Dithmarsen und Oldenb
Der Regent darf nicht zugleich auch

seyn (ist aber zugleich König von Polen) und muß sich zur griechischen Religion bekennen. Seit 1797 ist die Erbfolge nach dem Rechte der Erstgeburt in weiblicher und männlicher Descendenz festgesetzt. Alle Prinzen von Geblüt heißen Großfürsten. Die höchste Leitung aller Geschäfte hat der Kaiser selbst, und ihn unterstützt, wenn es dazu aufgefodert wird, das hohe Staatsconseil für die auswärtigen Angelegenheiten; für das Innere sorgt der Senat, und aus beiden hat sich der Kaiser einen hohen Reichsrath als sein Cabinet erwählt. Der Senat hat die oberrichterliche Gewalt, und nur in wenig Fällen findet von ihm Appellation an den Kaiser Statt; seine Urtheile haben mit den kaiserlichen gleiche Wirkung, müssen ihnen aber nicht widersprechen. Er besetzt die Staatsstellen, fodert die Minister zur Rechenschaft auf, und hat oberpolizeiliche Aufsicht. Er ist in neun Departements getheilt, und besteht aus 87 Mitgliedern, aus den Ministern und den Räten des Staatsconseils. Es gibt acht Ministerien: auswärtige Angelegenheiten, Krieg, Marine, Justiz, das Innere, die Finanzen, der Handel und die Volksaufklärung. Der ganze Staat ist in 49 Gouvernements getheilt. Die Staatseinkünfte, welche sehr viele Quellen haben, betragen im Jahr 1811 215 Millionen Rubel, die Ausgaben 274 Millionen. Die Schulden betragen 40 Millionen Rubel, werden aber durch die vielen kaiserlichen Bancozettel noch jährlich erhöht (1788 existirten schon für 100 Millionen Rubel Zettelgeld). Die Landmacht bestand 1810 aus 621,155 Mann, wozu nun noch eine Landwehr von 600,000 Mann kommt. Obschon Rußland viele Krepost (Blockhäuser) hat, so fehlt es doch an Festungen; die bedeutendste Festung ist freilich, wie die neueste Erfahrung uns gelehrt hat, die Beschaffenheit des Landes selbst und der Patriotismus seiner Bewohner gegen den ins Innere vordringenden Feind. Die Seemacht hat ihren Hauptsitz an der Ostsee, und bestand 1813 aus 289 Segel, mit 4348 Kanonen, die Kriegsschiffe in der Ostsee haben ihre Hauptstation in Kronstadt. Die Flotte auf dem schwarzen Meere besteht aus 20 größern Kriegsschiffen, welche zu Sebastopol liegen. Das kaspische Meer wird von einigen Fregatten und kleinen Kriegsbarken beherrscht. Die ganze Flotte enthält drei Eskadern, mit der weißen, blauen und rothen Flagge, mit drei Admirälen, sechs Vice- und neun Contreadmirälen, wozu man 80,000 Matrosen und Seesoldaten rechnet. Keinem Staate in Europa kostet die Unterhaltung seiner Land- und Seemacht so wenig, als dem russischen. Man rechnet höchstens 30 Millionen Rubel. Die herrschende Kirche ist die griechische, aber alle andre Christen genießen gleiche Rechte, und alle andre Religionen werden geduldet. Die oberste Leitung aller Angelegenheiten der griechischen Kirche hat die heilige Synode zu Petersburg, und unter ihr stehen 12,500 Pfarrkirchen und 425 Klöster, alle nach der strengen Regel des heiligen Basilus. Diejenigen Russen, welche sich genau an die Lehre der alten griechischen Kirche halten, nennt man Koskolen (s. d. Art.). Man findet nicht nur Juden und Mahomedaner (mit zwei Muftis), sondern auch Heiden in Rußland, und zwar Lamaiten, Fetischanbieter und Schamanen. Namentlich zählte man im Jahr 1814 3,500,000 Katholiken, 1400,000 Lutheraner, 3800 Reformirte, 9000 Herrnhuter, 5000 Mennoniten, 60,000 Armenier, 3 Millionen Mahomedaner, 300,000 Anhänger des Dalai Lama, 600,000 Fetischverehrer. — Für die wissenschaftliche Bildung sorgt die Regierung mit großer Thätigkeit; alle Zweige des Unterrichts haben zahlreiche und meist treffliche Anstalten. Bibliotheken, Sammlungen und gelehrte Gesellschaften befördern das Gedei-

ben. Rußland zählt sieben Universitäten: Moskau, Petersburg, Wien, Wilna, Charlou, Dorpat und Kasan, in deren Bezirke gegen 500 Lehranstalten mit 1500 Lehrern, und fast 34,000 Schülern, deren Unterhaltung, außer den beträchtlichen Privatbeiträgen, der Krone allein 2 Millionen Rubel jährlich kostet. Außerdem gibt es noch mehrere Erziehungs- und Unterrichtsinstitute, welche die Regierung gleichfalls mit beinahe zwei Millionen unterstützt. Vor 150 Jahren gab es nur zwei Buchdruckereien, jetzt über 30 in Rußland. Außerdem blüht auch die Kupferstecherkunst, und die russische Jagdmusik, so wie die Gesangkunst, ist noch immer unerreichtes Nationaleigenthum der Russen. — Der Zustand der Einwohner, besonders der Bauern, ist neuerdings sehr verbessert worden. Der Bürgerstand hat auch viel Ansehn sich erworben, und theilt sich in fünf Classen. Der Adel hat zwar bedeutende Vorrechte, aber alle Stände sind in Rücksicht des Ranges in vierzehn Classen getheilt; wer sich in einer der acht ersten befindet, erhält den Adel für sich und seine Familie. Diese Classen sind nach den militärischen Rangstufen geordnet.

Russisch-deutscher Krieg von 1812 bis mit 1815. Zwischen Frankreich und Rußland hatte sich, so sehr auch die Zusammenkunft der Herrscher von beiden Ländern 1808 zu Erfurt einen dauerhaften Frieden (zumal bei der geographischen Lage ihrer Staaten) zu verbürgen schien, schon seit 1809 gegenseitig Kälte erzeugt. Der geringe Antheil, den das äußerst langsam herbeimarschirende Hülfscorps der Russen an dem Kriege gegen Oesterreich nahm, zeigte deutlich, daß seinem Befehlshaber von Petersburg aus politische Umsicht zur Regel gemacht ward. Zugleich ward jeder russische Hafen den Engländern, wenn sie amerikanische Flagge aufsteckten, überall geöffnet, während die französischen Waaren streng verboten wurden. So fand sich Napoleon veranlaßt, als Repressalie, gleichsam nur um seinen Handelsverboten gegen England Gewicht zu geben, sich der ganzen deutschen Nordseeküste zu bemächtigen, und den Herzog von Oldenburg, einen nahen Verwandten Alexanders, zu vertreiben, wodurch jene Kälte in offenbare Erbitterung überging. Rußland protestirte ausdrücklich gegen die Vertreibung des Herzogs von Oldenburg; seine Truppen nahmen bereits (1811), fünf Divisionen stark, eine Stellung gegen Warschau hin ein, und Napoleon ließ dagegen die Weichsel- und Oderfestungen in Belagerungszustand erklären, große Truppenmassen dahin marschiren, mit Wien und Berlin Unterhandlungen über ein Bündniß anknüpfen, Schwedisch-Pommern, weil ein gleicher Antrag in Stockholm abgelehnt ward, in Besitz nehmen. Zwar schwiegen im Anfange von 1812 noch alle Zeitungen von der Möglichkeit eines Kriegs, aber die unaufhörlichen Marsche der Franzosen und die in ihrer Art noch nie gesehenen Anstalten, die Massen, die sich nach Osten und Norden hin bewegten, mit Lebensmitteln, Krankenwagen, Brückengeräthschaften, und tausend andern Dingen zu versorgen; die Reisen so vieler Fürsten und Könige, selbst des österreichischen Kaisers, nach Dresden, deuteten offenbar auf ein ungeheures Beginnen, obschon Napoleons Abreise von Paris selbst nichts — dem Moniteur zufolge! — als eine Musterung der großen Weichselarmee beabsichtigen sollte. Allerdings hatte er wohl selbst gehofft, den Riesenkampf, dessen Ausgang er vielleicht dunkel ahnete, beschwören, und mit Ehren nach seinen Ansichten abwenden zu können. Wenigstens war darum noch der alte gewandte, aber redliche Graf von Narbonne in das Lager des in seinen Rüstungen seiner Seits gleichfalls sehr thätig gewesenen Alexanders nach Wilna abgegangen; allerdings mochte ihm

wohl der immer hartnäckiger werdende, Menschen und Geld verzehrende Kampf auf der pyrenäischen Halbinsel als arger Contrast erscheinen; aber eines Theils rechnet er denn doch nicht ohne Ursache, daß sein auf fast eine Million steigendes Heer, das er durch eine neu errichtete 80,000 Mann starke Nationalgarde gänzlich mobil machte, dem Kampfe dort und hier gewachsen seyn könne, andern Theils auf seine große Masse von Hilfskräften; die ihm besonders der Rheinbund (100,000 Mann) gewährte, und endlich auch auf die halb freiwillige, halb abgedrungene Allianz von Preußen und Oesterreich, die ihm stets die beiden Flanken deckte, den Rückzug im schlimmsten Falle sicherte, und zusammen 80,000 Mann hergab. So setzte sich denn eine halbe Million Krieger, als Napoleons Gesandter unverrichteter Sache nach Dresden zurückkehrte, aus Deutschen, Italienern, Franzosen, in der Kriegsgefangenschaft gezwungenen Spaniern und Portugiesen, Polen zc. mit mehr als 1200 Kanonen am Ende des Juni in Bewegung, jenseits des Niemens und der Weichsel die Russen, die ihrer, an Zahl ungleich schwächer, an Kraft und Kampfbegierde ungleich stärker, stehenden Fußes erwarteten, aufzusuchen. Diese nahmen eine Linie von Kiew, Smolensk, nach Riga ein, so daß drei Armeecorps gebildet waren, wovon das eine, die erste Westarmee, in Lithauen und Curland unter Barclai de Tolly dem bisherigen Kriegsminister, stand, unter dem Wittgenstein commandirte. Die andre Westarmee commandirte der Fürst Bagration, Neffe des berühmten Suwarow, zwischen Smolensk und Kiew. Ein Verbindungscorps leitete zwischen beiden als drittes Corps der General Dostorow. Uebrigens hatte man Waaren, Archive schon längst ins Innere gebracht, Riga, Smolensk zc. besetzt, und an der Düna ein verschanztes Lager angelegt. Napoleon, schon in der Nähe der russischen Gränze, machte noch einen Versuch, das Ungewitter zu beschwören, und sandte den Grafen Lauriston, der früher Gesandter in Petersburg gewesen war, zu Alexandern; aber die Gemüther waren zu entzweit, die Spannung zu groß, und Napoleon sagte in seiner, ihm gewöhnlich entscheidenden Sprache: die Ueberwundenen nehmen den Ton des Siegers an. Das Verhängniß reißt sie hin. Ihr Schicksal muß erfüllt werden. Den 23ten Junius recognoscirte er den Niemen als polnischer Reiter verkleidet, und den 24ten passirte die Hauptmacht seiner Truppen denselben, indessen die übrigen tiefer unten die Weichsel überschritten. Die Russen wurden, da der Uebergang dicht beim Einfluß der Wilia geschah, und auch diese überschritten wurde, welche in ihrer linken Flanke floß, bis nach der Düna hin umgangen, von der zweiten Westarmee völlig getrennt, und entweder zu einer Hauptschlacht mit ganz getheilter Kraft, oder zu einem schleunigen Rückzug gezwungen. Sie wählten den letztern, und opferten ihre großen Magazine auf, die ihrem rechten Flügel hatten Unterhalt schaffen sollen. — Wilna, vorher Alexanders Hauptquartier, ward nun das von Napoleon, der hier (ein bedeutender Nebenweck dieses Kriegs) Polens Wiederherstellung organisirte, und theils darum, theils aus dem Grunde hier weilte, weil es noch an Nachrichten von den Operationen des rechten Flügels unter Poniatowsky's, Schwarzenbergs und Regniers Commando fehlte, welche wiederum unter dem Oberbefehl des Königs von Westphalen standen. Er hatte den Auftrag, die zweite Nordarmee der Russen, von der ersten durch den Marsch nach Wilna getrennt, in dieser Trennung zu erhalten, jede Vereinigung weiter rückwärts zu erschweren, zu verhüten, eine Aufgabe, die bereits vom Marschall Davoust, der sich links in der Flanke des Königs von Westphalen angeschlossen,

Russisch-deutscher Krieg

So gut gekend gemacht ward, daß das Corps des Generals Dö-
 von der Bagration'schen Truppe, wie von der Barclay de Tolly'schen
 armee getrennt, und fast umzingelt in
 die Straßen unzugänglich machte, und d
 ernstlichsten Hitze die durch Mangel
 Franzosen zu mehreren Tausenden stib
 gene Verlust erlitt. Die Vorsicht, i
 Fürken Bagration mit allem Mangel
 Seiten des westbälischen Königs ver
 man gegen ihn vor hatte: im Gegen
 Rückzug die Polen in Romanow zu
 6000 Mann
 maffow ste
 nicht allein f
 men Zug in
 und Waus h
 ihm sogar, i
 werfen zu st... wenn dieser wider einflussvollen Widerst
 leistete, oder Bagration nicht jeden Augenblick die Corps des Kön
 von Westbalen in seiner Flanke vorgehen zu Tode hätte fürchten muß
 so wäre er nicht ohne den größten Verlust entkommen. — Als
 Kunde von dem allen in Wilna eingegangen war, eilte endlich Nap
 leon zu seinen Truppen, die bereits an der Duna standen, und i
 Russen in ihrem großen verschanzten Lager beobachtet, und bedeutend
 Verlust durch ihre Ausfälle daraus erlitten hatten. Eine Schiffbrü
 verband die beiden Ufer der Duna, und gewährte ihnen den Vorteil
 nach Willkür auf dem einen oder dem andern ihre Hauptmasse auf
 stellen. Das Lager war äußerst fest durch die Kunst, wie durch d
 Natur, da die Anhöhen des rechten Ufers das linke dominirten. N
 poleon ließ es jedoch auf der Straße von Polozk umgeben, gab sich d
 Wiene, hier über die Duna zu gehen, und da die früheren Folgen si
 nes trefflich berechneten Durchschneidens der russischen Linie noch ne
 gut gemacht, d. h. die beiden russischen Heerarmeen noch nicht verel
 waren, so blieb weder nichts übrig, als
 ziehen zu werden, oder rasch das Lager
 Wilna zu räumen, und nach dem Dniepe
 ran anzuschließen hoffen. Nur der Fürst i
 die Straße nach Petersburg zu decken un
 das von den Preußen besetzt war, zu dem
 armee, mit Ausnahme zweier Corps unter
 MacDonald, die Riga blockirten, und die
 janzmen suchten (was eine Menge bl
 Kämpfe verursachte, ging nun theils über
 selben nach den wolgonischen Höhen, die russische Armee verfolgte
 deren Nachtrab oft bedeutende Beschießung annahm, und namentlich de
 ersten bis zum Juli bei und hinter Olesowo jeden Zukunfts Land
 frung machte. Nur der immer in die Mitte hereinbrechende We
 schall Döwitsch, der Bagration's und Barclay de Tolly's Heer theilf
 nig aus einander hielt, zwang sie endlich doch, wiederum das Feld
 räumen, und nach Smolensk zu ziehn. Hitze und Mangel aller
 wirkten indessen im franz. Heere so verheerend, daß es eine zehn tägige
 in diesem ziemlich fruchtbareren Landstriche machen mußte, während u
 der sich endlich die beiden getrennten russischen Heere unter den Wan
 von Smolensk vereinigen, und nun selbst ostwärts zu Werke zu g

Miene machten. 12,000 Mann ihrer Reiterei griffen nämlich den General Sebastiani ganz unvermuthet am 8ten August an, und warfen ihn eine halbe Stunde mit Verlust zurück. Die Hauptmasse setzte sich am 17ten selbst in Bewegung, dem französischen Heere die Spitze zu bieten, das bereits am 10ten aufgebrochen war, wo möglich, eine Hauptschlacht zu liefern. Napoleon machte Demonstrationen, den russischen rechten Flügel zu umgehn. Sie wurden indessen alle vereitelt. Er ließ daher den eignen rechten Flügel über Orsha unter Poniatowsky in Geschwindmärschen heraneilen, um die Russen von Moskau abzuschneiden. Dies bewirkte, daß Bagration eilte, diese Straße festzuhalten, Barclay de Tolly aber sein altes System verfolgte, den Feind so lange abzuhalten, als möglich. Das alte, ehemals sehr feste Smolensk, die ganze Stellung am Dnieper, begünstigte dies in so weit, daß die Franzosen erst um Mitternacht, nach einem Verlust von vielen Tausenden, dieses Bollwerk am 17ten einnahmen, nachdem es durch ihre Kugeln und durch die Russen selbst größtentheils eine Ruine geworden war. Hätte sich der Herzog von Abrantes während dieser Schlacht nicht verirrt, so hätte er Barclay de Tolly's Heer im Rücken genommen, und die Schlacht wäre für die Russen dadurch zur Niederlage geworden, die wahrscheinlich keine Schlacht bei Mosaisk hätte stattfinden lassen. Das französische Heer hatte nun die große Straße nach Moskau, und bildete ein Dreieck, dessen linke Spitze vor Riga, die rechte im Bug, die vorderste am Dnieper in Smolensk gesucht werden mußte, endlich links und im Rücken, aber äußerst schlecht auf der rechten Flanke, lag, wo die tormassowsche Division immer Neckereien verübte. Schon am 19ten August marschirte alles von Smolensk den Russen nach. Ihre Arrieregarde stand bei Wolontina, und bot die Stirn dem französischen Vortrab unter Marschall Ney. Der Herzog von Abrantes, der des zurückgeschickten untauglich befundenen Hieronymus von Westphalen Stelle einnahm, kam ihr im Rücken. Sie war verloren, allein die russische Elite von der Hauptmacht setzte sich in Marsch, dieselbe zu retten, und obschon das Defilé 10 Stunden lang war, so gelang es ihnen doch, wiewohl mit großem Verlust, dasselbe zurückzulegen. Raslos ging das russische Heer zurück, und brannte alle Städte, durch die es zog, nieder. Eben so raslos folgten die immer mehr durch Noth und Mangel und Klima leidenden Truppen Napoleons. Indessen mußte Barclay de Tolly das Commando dem alten Kutusow abtreten, der im ben geendigten Türkenkriege neue Lorbeern geerntet hatte. Er hatte viel Landwehrtruppen, neue Reserven aus dem Innern an sich gezogen, und 5 Meilen von Moskau beschloß er, in einer festen Stellung, die so gut, als die Zeit zuließ, verschanzt war, den Feind zu erwarten. Am 1ten September lagerten sich die französischen Corps gegenüber. Am 2ten wurde bereits eines der Außenwerke von seinem Lager nach demurchbarsten Gemehel genommen, und am 7ten mit Aufgang der Sonne begann die blutigste Schlacht in diesem Kriege, wo die Einen kämpften, um ihren Strapazen, Entbehrungen, Leiden durch einen Hauptschlag endlich ein Siegel aufzudrücken, die Andern das Vaterland zu vertheidigen, die Hauptstadt zu retten, die in ihrem Rücken lag. Die russische Arrieregarde stand zwischen der Moskwa und dem Kalugabach, den nicht unbedeutende und waldige Höhen umkreuzten. Eine furchtbare Schanzensicherung sicherte ihre Fronte. Bei beiden Heeren hatten es die Feldherren nicht an Reden und Ermunterungen fehlen lassen, den Geist der Tapferkeit zu erheben. Aber so wüthend auch die französischen Angriffe waren, so wurden sie doch noch wüthender empfangen. Gemeine und Führer

wertvollsten bei beiden Herren, und jene stelen zu Tausenden, diese zahlreicher, als in andern Schlachten. Wondewin, Coustancourt blieben auf französischer, Bagrenon auf russischer Seite. Die Verwundenen waren zahllos. 25.000 Mann schätzten die Russen ihren Verlust, 20.000 gekundeten die Franzosen ein. Die Hälfte kam vom Kaiser! S. d. L. Wosnaiss — Und dennoch war, die Schlacht nicht entscheidend. Denn obgleich die Russen in der That im Ernnum durch die unerschütterliche Beharrlichkeit von Ney und dem Vorkönig durchbrochen waren, so blieben sie doch rechts und links Meister ihres Schlachtfeldes, und konnten, ohne bedeutenden Verlust an Geschüt, noch weniger an Gefangenen zu erleiden, sich nach Woskau zurückziehen, da Napoleons Heer zwei Tage lang Zeit zur Erholung brauchte, und dann erst in zwei großen Colonnen nachfolgen konnte, wovon die eine die Russen in die Klammeln zu nehmen bestimmt war. Kutusow wagte es nicht, noch eine Schlacht vor Woskau's Thoren zu liefern. Er zog sich hindurch, und gab es den Flammern und den Franzosen preis, die noch in der menschlichen Erde Städte mit einem Haufen Nordbrennen um den Besitz der zusammenstürzenden Paläste, der zerstreuten Vorräthe von den ihnen so nöthigen Bedürfnissen jeder Art kämpfen mußten. Napoleon selbst mußte wieder das alte Schloß der Czaren räumen. Die Flammern wütheten, von dem Winde getrieben, wie ein Feuermeer; die Stadt war der Plünderung, der Zerstörung geweiht; alle Hoffnung, die man auf ihren Vertheigung gesetzt hatte, war verriest. Kutusow stellte sich durch einen Klammelmarsch südlich davon auf, und drohte die Communication der Franzosen mit ihrer Basis an der Weichsel jeden Augenblick zu unterbrechen. Seine Kolonnen streiften bereits im September nach Smolensk hin. Wertsch, südlich von Woskau gelegen, gleichsam ein schützender Posten davon für die Franzosen, ward von ihm durch Ueberfall am 20ten erobert. Nichts konnte das französische Heer retten, als schneller Rückmarsch oder Grade. Zum letztern machte sich Napoleon um so mehr Hoffnung, da er zum ersten zu Holz war. Mit jedem Tage fiel das Elend seines Heeres, zumal da die getrockneten Vorräthe mehr verschwendet als benutzt wurden, das Kouragiren von den russischen zusammenlaufenden Bauern und Kosaken immer menschenverderblicher ward und die Periode in Woskau eingeschlossen zu werden, täglich zunahm. Als Kutusow endlich von allen Seiten i
 mer selbst geleitet
 rückte war, als di
 gang in Woskau
 radeuts x. auf 20.
 denunterhandlung
 schmerzgend bedach
 achten, am 27ten
 Corps des L'antina über die dies nicht vermutenden Franzosen,
 von Sebastiani befehligt, herfallen ließ, und sie mit großem Verlust an
 Todten, Gefangenen, Geschüt, zerstreute. Napoleon that aus Noth,
 was er vier Wochen früher freiwillig hätte thun sollen; er räumte Wos-
 kau und suchte nach Smolensk zurückzusuchen. Ein Theil seiner Trup-
 pen bot den Russen bei Malajaroslawes Schach, als sie in
 schnellem Vorstich herantraten, die Franzosen anzugreifen. Es kam zu
 einem heftigen Treffen, das der französischen Hauptmasse Zeit gewährte,
 ihren Rückmarsch zu gewinnen, während dessen sich mit jedem Augen-
 blick der Mangel an Esswaaren ihrer Seite, der Ueberfluß derselben auf
 russischer Seite schärfere zeigte. Ueberfälle folgten auf Ueberfälle, die
 Aufgebot Alexander im Som-
 er x. in eben dem Maße ver-
 rior (man berechnet ihren Ab-
 rilmord, Ueberfälle ihrer Wä-
 die bisherige Waffe der Frie-
 er, ohne des wenigstens Kll-
 bei den Hauptarmeen fernere zu
 ural Benutzungen ein starkes

Colonnen mußten immer gedrängter marschiren, ihnen entgegenzueilen. Dabei war der Weg zwischen Moskau und Smolensk mit Schnee, und der Mangel aller Art Wäffe betend die Hände des Reichthums, als wenn auch der strenge Winter Rußlands seine Macht geltend machte, die Wege mit Eis und Schnee bedeckte, Pferde und Menschen zu Tausenden verumkehrte, und der Kampf mit den Russen immer hartnäckiger, immer dringender ward. — Vorzusehend Ostern war Smolensk erreicht, das Depot der erschienenen Bedürfnisse. Alles umhüllte hatten alle Bedürfnisse erfüllt, hier Rade, Nahrung, Kleider zu finden. Der Friede mit der Pforte hatte der Waldarmee der Russen unter Admiral Tschischakoff erlaubt, gerade auf Napoleons Communication draus zu gehen. Jener ließ einige Escadrons zurück, um die Oesterreicher und Sachsen in Waldungen zu beschütigen, was dem übrigen Heere ging er auf die Pforte los, und suchte sich mit Wäpferkugeln an der Düna zu verengen, um so Medokow gänzlich abzuwickeln. Dieser mußte Smolensk loslich verlassen, um einem solchen Beschieß vorzukommen. Mit dem Verluste neuer Tausende, zu zweier ganzen Corps, von Davoust und Ney, bei einer Kälte von 12 bis 18 Grad, ohne andre Rettung, als die zu Tausenden niederstürzenden Pferde gewählten, mußte alles eilen, dem abdrück und schließlich zusammenstürzenden Heere vorzu-

idire dies vielleicht ganz vereiteln können, allein es
Krasnoj (fernwärts von Smolensk liegend) geliefen
: noch nicht genug bekannten Ursachen, seine Ver-
woiten war sogar so glücklich, von der Düna her
nde Menge frischer Truppen entgegenkommen zu
te gänzlich vernichtete Cavallerie wenigstens in ein
durch sie, unter Belluno's, Roggow's und Dem-
verstärke, glückte es ihm, den Admiral Tschis-
ren Uebergangspunkt über die Pterwa zu schlagen,
ch mit Verlust von 10000 Menschen und des me-
d Beschießes, den 17ten November zurückzuliegen.
ch Wilna, den 18ten einschlug, war noch sehr weit,

und die ungeheure Kälte, welche mit jedem Tag krieg, drückte die
Verzweiflung aller hervor, je schrecklicher der Mangel aller Art seine
Wirkungen äußerte. Das Elend, welches die Reste dieses stolzen Hee-
res verjehrte, zu beschreiben, ist unmöglich. Nicht Wenigen von Wilna
verließ Napoleon diese Trümmer, und eilte im strengsten Incognito
über Warschau nach Paris. Dies war das Signal zur gänzlichen Auf-
lösung des Heers. Marschälle, Offiziere hohen und niedern Standes,
folgten dem Beschieß des Kaisers. Seine Compagnie hatte sich zusam-
men. Alles suchte nun, das Leben, und wo möglich, fremde Heere,
oder die den Kameraden abgenommenen, zu retten. Noch in Wilna
wurden die letzten Reste überfallen, und nach dem Thronen zu getrie-
ben, hinter dem sie sich dann, wie eine Herde ohne Hirten nach al-
len Richtungen gen Westen verstreuten, und die Peil nach allen Ori-
ten, wohin sie kamen, verbrachten. Vom ganzen Heere, das den Thronen
im Jenseit überherrscht, kamen nur einzelne Trümmer und das
kleine preussische Corps zurück, das sich aber durch eine Capitulation
von retten, und unter York und Cassenbach unmittelbar an die
Russen angeschlossen. Auf eine ähnliche Art entgingen die Oesterreicher
und Sachsen, bis auf Warschau zurückgedrängt, dem harten Beschieß,
das ihnen solche Hausvater, wie noch keine, traf. — Die Capitulation,
welche York, der preussische General, am 27ten December mit dem
Russen abschloß, war das Zeichen zum Erwachen des preussischen Volks

Das seit fünf Jahren auf eine beispiellose Art von Napoleon verübte, gedemüthigt, geangewidelt worden war. Der König ging von Potsdam nach Breslau ab, und rief schon am 2ten Februar 1813 alle Wehr- und Wehrfähige zum Kampf fürs Vaterland auf. Noch gab er den Zweck nicht an, allein sein Volk verstand ihn, und mit nie gesehenem Enthusiasmus kamen aus allen Gegenden Tausende nach den Sammelplätzen; Tausende, zu alle zum Kampf, gaben den letzten Eidschwur. Die Franzosen hatten sich, durch ihre letzten Rekruten, durch in Eil zusammengestellte Truppen an dem Pregel, an der Weichsel, an der Oder zu halten gesucht. Die Russen drangen zwar langsam, aber immer mit Uebermacht auf allen Punkten vor, und der neue Führer, der Vizekönig von Italien, konnte

Id mit dem Windeßo
war den dem Wehr,
Sieg, was nun für
a Preußen und Ruß
in Deutschland auf
hätte. So schrecklich
erweisen war, so bot
dung mit dem Rhein-
Stunde war, feint
über den Rhein ged
edem Betracht ged
hat Kräfte und ohne

geringsten Verlust hinter die Elbe
als er noch dem letzten Befehle d
Napoleon das Zeichen zu einem W
land oder zur Entloosung oder d
forderte, die er in so ungeheurem
auch der Verlust an Menschen un
ihm doch Frankreich so viel Hülf
bunde an, daß er ungefähr um
neue Armee, fuß aus bloßen Rest
zu lassen. Inzwischen hatte sich
derr. Oesterreich war neutral, d
Willen, im nördlichen Deutschland war fuß allgemeiner Volksaufstand;
längs der Elbe herunter und bis an die Weser bedurfte es nur einiger
Zeit, um das Volk zu bewaffnen, das hier während der als in vielen
andern deutschen Ländern war; weil es unmirrebar und stärker als
dort gedrückt wurde. Napoleon verkannte die Gefahr nicht, die mit
jedem längern Zeitverlust verbunden war, und eilte, nach den bedroh-
sten Punkten die nöthigsten Streitkräfte hinzuschicken. Zum Glück für
ihn waren die Preußen und Russen nicht im Stande, von dem gerin-
gen Widerstand, den sie fanden, den vollen Vortheil zu ziehn. Die
Kräfte der Russen waren an der Weichsel erschöpft, die der Preußen
mußten erst organisiert werden. Die Festungen an der Oder und Weich-
sel hatten viel Infanterie, um eingeschlossen zu werden, weggenommen.
Kutusow zeigte wenig Ernst für Deutschlands Befreiung, und wollte sie
nicht von Sachsen aus, sondern an der Unterelbe versucht wissen.
Man verlor die Zeit durch Unterhandlungen mit Sachsen Abzug, welcher
noch abgeriet, während Kutusow am Ende krank wurde, und in Wun-
lau starb. So hatte der Vizekönig noch zeitig genug alle seine Kräfte
unter den Wällen Magdeburgs vereinigen, und selbst Hilfe machen
kann, nach Berlin vorzudringen, was zu dem an sich nichts entschei-
denden Treffen bei Leipzig (1ten Okt.) Anlaß gab, während Ban-
dämme und Davoust zwischen der Weser und Unterelbe die Volksgäh-
rung mit eiserner Hand unterdrückten, und die Stadt Homburg bedroh-
ten, die ihr Joch am mächtigsten und festesten abgeschüttelt hatte, als
durch den kühnen Littenborn das ganze rechte Elbufer von den Fran-
zosen gereinigt war. Die ganze aktive Armee, kaum 70,000 Mann
stark, sah jetzt endlich eine ziemlich doppelt so starke von Franzosen
gegen sich. Napoleons Colonnen schlossen sich an die des Vizekönigs
an, der südlich längs der Saale herunter zog, und diese bei Weiten
überwältigt, während Napoleon sie bei Jena passirte. Schon am ersten
Tage des Mai's drängte er auf die Elbe hin. Die Preußen und Rus-
sen sahen sich in Gefahr, von Merseburg aus über Lützen von ihr ab-

offen sich zu einer Schlacht, die dem weit Lügen (S. d. A.) vorwärts den Weg nahm, und keinen andern Zweck als die Kraft nach Leipzig marschirte, von der Saale abzuschneiden, mit dem Ziel. Allein er hatte diese durch vornehmliche Obristen Großherzog, Kana, Kasa bei der Angriff war, so widerstanden Napoleons Hauptmassen Lehrten um; den sie theils alle Angriffe ab, theils durch entziffenen Vortheile, und so drehte Spiel in den Obristen bis zum dem Tag, Napoleons Vortrab nach Leipzig in die rechte Flanke zu fallen, sie zu zwingen, die sie am 3ten Mal, den Verlust an Geschütz, mit größtem Verlusten (gegen 15,000), der jedoch dem der Oberseite zurückbleibend verließen. verwundet; der Prinz von Homburg zuvor dem Recognosciren den Marsch Napoleons folgte den Allirten auf dem Weg an Cavallerie, die noch zurück können, und was am 8ten Mal bei Elbe; da Dresden geräumt, Torgau, Wittenbergs Belagerung aufgehoben mußte von Prag zurückkommen, wo neutral zu bleiben, und Napoleon erblindeten durch ein Corps von 17,000 verstärkt bei Bautzen hinter der Spree

eine feste Stellung bezogen hatten, und ihn erwarteten. Aber auch Napoleon hatte von den Rheinbundsfürsten und aus Frankreich neue Kräfte an sich gezogen, und so begann am 19ten Mai bereits die Einleitung zu einer zweiten Hauptschlacht, die den 20ten und 21sten bei und hinter Bautzen geliefert, aber durch das Umgehen des allirten rechten Flügels wiederum zu ihrem Nachtheil entschieden wurde, so daß sich das ganze preussisch-russische Heer nach Oberschlesiens Gebirgen zurückzog, und die Franzosen, ob schon mit vielfachem Verlust, besonders durch ein Reitergefecht bei Odris, das Duroc und zwei andern Generalen das Leben raubte, und einen Hinterhalt bei Hagnau, bis Breslau vordrangen. Ein Waffenstillstand, der am 4ten Juni durch Vermittelung des Grafen Bubna von Oesterreich in Napoleons Hauptquartier zu Stande gebracht wurde, endigte die Blutschenen, und erlaubte den Franzosen, Herren der Oder bis zum Eintritt ins sächsische Gebiet, der ganzen Elbe bis zu ihrem Ausflusse zu bleiben; den Allirten aber ihre noch zahlreichen Verstärkungen an sich zu ziehen, die Ankunft Morescau's, des Kronprinzen von Schweden, der thätigen Antheil gegen Napoleon nahm, zu erwarten, Oesterreich Zeit zu verschaffen, entweder seine Kräfte zu vollenden und Partei gegen Napoleon zu nehmen, oder einen Frieden zu vermitteln, der auf einem deshalb in Prag zu eröffnenden Congresse verhandelt werden sollte. Napoleon that hier, hatte er noch Kraft genug, den ärgsten Mißgriff. Er hatte vom Waffenstillstande keinen andern Nutzen als den, daß eine Menge kühner Parteiländer, die in seinem Rücken herumschwärmten, der Verabredung gemäß, bis zum 20ten Juni über die Elbe zurückkehren mußten,

eine Bedingung, deren Vernachlässigung das vornehmste Corps derselben, die dadurch so berühmt gewordene litzowische Freischaar, durch einen schmachvollen Ueberfall bei Rissen am Flossgraben löste, und da er sicher war, Hamburg nebst Lübeck nehmen zu können, das von vielen Freunden, Schweden, Preußen, Russen, Engländern unterstützt am Ende von allen verlassen, durch sich selbst fast verrathen und von den Franzosen mit dänischer Vermittelung am 2ten Juni besetzt war! — Der Congreß in Prag nahm spät seinen Anfang, und führte zu keinem Resultate, weil es keinem Theile mit Ernst darum zu thun war. Preußen und Rußland machten Bedingungen, wie sie Nationalehre und Unabhängigkeit forderten; Oesterreichs Vermittelung war Napoleons Stolz entgegen, seine bisherige Neutralität galt ihm für Untreue in der vorjährigen Allianz. So ward der Congreß, obschon der Waffenstillstand, ursprünglich auf sechs Wochen geschlossen, bis zum 16ten August verlängert wurde, in dem Augenblicke aufgelöst, wo er eigentlich erst beginnen sollte. Der Krieg begann nun fürchterlicher als vorher. Von der Nordsee herunter bis ans adriatische Meer stand alle unter den Waffen. Oesterreichs Theilnahme am Kriege hatte Napoleon schon nach der litzner Schlacht geahnt, und deshalb den Vicekönig nach Italien mit vielen Offizieren und Unteroffizieren gesandt, um dort eine Armee zu organisiren. Aus demselben Grunde mußte Bayer seine Streitkräfte am Inn aufstellen. An diese schloß sich ein Corp Eliten, vorzüglich von Cavallerie, die indessen aus Spanien gekommen war. Die Hauptmassen aber standen von Seiten Napoleons an der Oberelbe, Mittelelbe und bei Hamburg, von Seiten der Allirten in Böhmen, in Schlesien, mit großen Corps, welche Berlin deckten, um die Unterelbe gegen eine Diversion von Davoust sicherten. Die Allirten waren der Meinung geworden, Napoleons beide Flanken, vorzüglich seine rechte von Böhmen aus zu umgeben, und ihm hier seine Basis abzuschneiden. Deswegen zog sich Blücher unmittelbar zurück, als Napoleons Hauptmasse gegen ihn vordrang, während die Hauptarmee unter der Anführung des Fürsten Schwarzenberg in Sachsen einbrach. Dresden umzingelte, das in der Waffenstillstandszeit befestigt worden war, und es eben zu nehmen Hoffnung hatte, als Napoleons Streitkräfte aus der Lausitz nach den angestrengtesten Märschen, im entsetzlichsten Regenwetter anlangten, und nicht allein alle Hoffnung der Allirten vereitelten, sondern ihnen auch eine Niederlage beibrachten, welche da ihnen die Hauptstraßen nach Böhmen abgeschnitten worden, um alle Nebenwege verdorben waren, die Vernichtung des ganzen Heeres herbeigeführt haben würde, wenn von dem Augenblicke an nicht Napoleons bisheriger Glückstern, schon in Rußland verdunkelt, für immer hätte verbleichen sollen. Diese Schlacht bei Dresden am 26ten und 27ten Aug., wo Moreau, aus Amerika herbeigerufen, tödtlich verwundet ward, war sein letzter Triumph. Die Freude darüber raubte ihm schon die Niederlage Vandamme's bei Culm (30sten August) drei Tage darauf, die gleichzeitige seines Heeres unter Macdonald in Schlesien, die einander nun folgenden harten Schlage bei Großbeeren (23sten August), Belzig, die Niederlage bei Dennewitz (5ten September), die Ney erlitt. Dazu kam der Mangel aller Art in den erschöpften Sachsen; abscheuliches Regenwetter &c. Tausende starben an Ruhr und Fiebern, zu immer neuen Gewaltmärschen gezwungen, die Allirten sich überall zeigten, nie aber zu einer Hauptschlacht Muth machten, bis der Verlust der dresdner Schlacht ausgeglichen war. Endlich vereinte sich durch einige schnelle, gut maskirte Märsche Blü-

der mit dem Kronprinzen von Schweden an der Elbe, überhal ein französisches, den Uebergang beobachtende Berrand, Wartenberg gegenüber, und so und Elbe auf. Napoleon brach gleich, als er sah, beide einzeln zu erdrücken. Er wollte noch der Saale vorgehen. Die ruhte schon Bismarck, ihrer Feind in feigen. Ihre und Blüchers Streichparaden t dem Rücken, und der General Thielmann wegen Zorge's Uebergabe mit russischen v fangte, nach ganze Scharen französischer Rechte zwischen der Elbe und Saale, d nachdrücklich abließen. Die ihm weiterfertigte t der Kühne Kolatschew Eymischew, der so daß er das Königreich Westphalen für aufg noch die nun folgende Hauptschlacht entfiel noch einigen Demonstrationen auf dem red bedrohen schienen, mit dem Gros seiner Armee nach Leipzig Edené, wo er mit dem Gorden am 14ten October eintraf, als dertus Schwarz jenburg eine Recognoscierung gegen den König von Neapel, der den lin ken Flügel Napoleons von Dresden herunter gebildet hatte, begann, die sich in ein heftiges Reitergefecht bei Liebertwolkwitz auflöste, ohne daß etwas dadurch entschieden worden wäre. Es hatte sich ein treffliches Reservecorps unter Bürgertau in diesen Tagen bereits aus Wärsburg bei ihm eingefunden, gegen 14 000 in Erfurt neu organisierte Ausreiter hatten sein Herr hier ebenfalls verstärkt, und da Napoleon wahrschein lich in der Meinung stand, durch seine jenseit Wittenberg gemachten Demonstrationen den Kronprinzen und Blücher irre zu leiten und Zeit ge

des großen böhmischen Armees allein eine Haupt so kam er nicht, in der zweiten Ebene Leipzig, Elbe und Parthe dieser entgegenzutreten, so tiefe dem Möglichen seiner Lage, von der Ueberzahl seiner ireint waren, von der Möglichkeit, plötzlich einge überzogen sein mußte. Es war den 16ten October 6 der Kampf im Süden von Leipzig bei eudenn seinem rechten Flügel unter Boniatowsky an die Dörfer, von Sonnenitz hinauf an dieser gelegen, Centrum stand bei Wochau. Der linke Flügel eben der Parthe. Fürst Schwarzenberg suchte den gehen, allein alle Anstrengungen dazu waren um in im Centrum solche Fortschritte machte, daß alle lere Verthammung hatten, für die Verstärkung die

ses verwendet werden mußten. Die Schlacht wurde nach mehrerischen Angriffen auf beiden Seiten so entschieden, daß Napoleon im Centrum und linken Flügel einiges Terrain erobert hatte und Fürst Schwarz jenburg Willens schien, den nächsten Tag sich nach Wittenberg zurückzuziehen. Noch entscheidener hatte der Graf Berrand einen Versuch der böhmischen Armees zurückzuweisen, sich des Döckes von Lindenau und somit der ganzen Abzugslinie Napoleons, nördliche der Stadt Leipzig selbst zu bemächtigen. Jedes unglücklicher war Napoleons Führe, der Herzog von Angoula bei Wärsburg gewesen, wo er im Norden von Leip zig eine weite Linie besetzte, und wohl wider Erwarten vom General Blücher mit dem größten Ansehn angegriffen, nach hartnäckigem Widerstand auf seinem linken Flügel total geschlagen, und im Noordo

nung nach Gohlis zurückgetrieben ward. Napoleon unterhandelte am 17ten durch den gefangenen genommenen Graf Meeveldt um freien Abzug und Waffenstillstand. Beides fand um so weniger Gehör, weil die Allirten nun über ihre Operationen gemeinschaftlich einverstanden seyn konnten; weil der Kronprinz von Schweden mit 30,000 Mann an Blüchers Seite eintraf, weil der General Bennigsen mit fast eben so viel jeden Augenblick von Grimma her erwartet werden konnte. So ward den 18ten October die furchtbare Hauptschlacht bei Leipzig (s. d. A.) geliefert; die Franzosen fochten, obschon mehr für die Ehre und den Rückzug, der schon mit Tagesanbruch eingeleitet war, wie Berzweifelte. Ihr Centrum, ihr rechter Flügel stand von Probstheuda nach Connewitz unerschütterlich. Der linke in Schönbefeld an die Parthe gelehnt, ging mehr durch den Uebertritt der Sachsen und Würtemberger, als durch Mangel an Tapferkeit verloren, und nur die unerklärliche Sorglosigkeit Napoleons am 19ten October verwandelte den geordneten Rückzug am Ende in eine schreckliche Flucht und allgemeine Niederlage der Nachhut. Die Schlacht vernichtete das ganze politische Gewebe Deutschlands, von den Völkern aufs lebhafteste gehaßt, von den Fürsten mit Unmuth ertragen. Schon am 8ten October hatte Bayern dem Rheinbund entsagt, und sich mit Oesterreich vereinigt. Alle deutschen Fürsten folgten diesem Beispiele, mit Ausnahme des durch seine Gefangennehmung in Leipzig daran verhinderten Königs von Sachsen, des fliehenden Hieronymus von Westphalen, des gleichfalls davon eilenden Fürsten Primas. Mit stürmischer Eile, mit Verlust vieler Tausenden an Gefangenen und Karoden mußte Napoleon, überall angegriffen und geneckt, den Rhein zu gewinnen suchen, und darum noch den schon bei Hanau (s. d. Art.) stehenden Bayern und Oesterreichern ein blutiges Treffen liefern (31sten October), das ihm den Weg bahnte. Die Verbündeten machten am Rheine Raub, um die Kräfte, die jetzt das freie Deutschland aufbot, und die mit denen, welche England, das sich selbst befreiende Holland, die dazu genöthigte Schweiz, hergab, und welche ihnen bereits selbst zu Gebote standen, das Heer des Herzes selbst an Zahl (um wie viel hundert Mal mehr an innerer Kraft und Geistesstimmung!) übertrafen, zu concentriren. (Man rechnete alle im Jahr 1814 gegen Napoleon stehenden Massen auf 1,208,000 Mann.) Das Einzige, was noch an Napoleons Macht erinnerte, waren die Festungen an der Weichsel, Oder, Elbe &c., aber statt ihrer zu nutzen, war er dadurch nur des Kerns von guten Truppen beraubt, die hier von aller Hülfe abgeschnitten, aller Orten am Ende dem Mangel, dem Elend unterlagen, oder sich ergeben mußten. Selbst die Dänen, durch harte Bedingungen, die ihnen England und Schweden im Frühjahr 1813 vorlegten, zu dem standhaftesten wie dem treuesten Bundesgenossen Napoleons geworden, waren durch den Marsch des Kronprinzen von Schweden zu alle dem gezwungen, was sie damals nicht freiwillig thun wollten, und als das Jahr 1814 begann, und der Rhein mit seinem ersten Tage bereits fast aller Orten überschritten war, da ließ sich bei solcher Uebermacht leicht voraussehen, daß Napoleon um so weniger in der Länge widerstehen können, als er in Frankreich als Günstling des Glücks geliebt, als Despot verhaßt, vom Senat und Volk nur gefürchtet war. Er hatte gleich nach seiner Rückkunft zwar alle Triebfedern in Bewegung gesetzt, und die Gefahr, die Frankreich drohte, fast noch größer als sie war, vorgestellt, um die unerhörtsten Anstrengungen, die schon 1812 und 1813 gemacht worden waren, noch ein Mal zu wiederholen. Allein das Schlimme bei der

Sache war, daß auch die spanischen Angelegenheiten die ungünstigste Wendung genommen hatten; daß in der Schlacht von Vittoria 1813 das auserlesene Heer unter Marschall Jourdan völlig geschlagen und bis an den Ebro mit Verlust des ganzen Geschüzes von Wellington getrieben war; daß man, seitdem dies vorgefallen war, mit Mühe nur durch Soult's und Suchet's Bemühungen den Feind vom französischen Boden selbst abhielt; daß also auch dahin immer und immer neue Streitkräfte gesendet werden mußten. Zum ersten Male wagte es daher selbst der Senat, schüchtern und bittweise wenigstens Frankreichs Elend vorzustellen, als ein Decret Napoleons nach dem andern beinahe eine halbe Million neuer Conscripten von den Jahren 1807 bis 1814 auszuheben, Cohorten von Nationalgarden zu errichten, und vier Reservearmeen zu bilden befahl. Aber noch lebhafter sprachen dagegen die Deputirten Lainé und Raynouard im gesetzgebenden, deshalb zusammengerufenen Körper; und je mehr Frankreich vorher in der That erschöpft, je unwilliger alles über den ungeheuern Menschenverlust gewesen war, desto schwerer hielt es nun, da es der Selbstvertheidigung galt, die Hunderttausende, die dazu nöthig waren, selbst aufzubringen und mit Geschüß und Pferden und andern Bedürfnissen zu versehen. Die Allirten fanden daher auch jenseit des ganzen Rheins, von der Schweiz an bis nach Holland hinunter, das meist freiwillig von den Franzosen geräumt war, unerwartet geringen Widerstand, und fast ohne allen Blutverlust konnten sie sich des Juragebirges bemächtigen, ihren linken Flügel mit der österreichischen italienischen Armee, die, vom General Hiller commandirt, den Bickelbnig von Tyrol aus abzuschneiden gedroht, und bis an die Etsch zurückzugehen gezwungen hatte, in Verbindung setzen, und sich aller Pässe nach Italien, der Stadt Genf, der Uebergänge über den Simplon und Bernhard bemächtigen, und bereits am 9ten Januar eine neue Linie von der Seine links, von der Maas rechts basirt, in Elsaß, Lothringen, Zweibrücken zc. mit Ausnahme der nicht sehr beachteten, und blockirten Festungen beziehen. Napoleon hatte umsonst eine Art Landsturm (Aufstand in Masse) aufgeboden, Diese Maßregel, die in der Revolution Wunder that, wirkte diesmal sehr wenig, da das Elend und der Haß gegen ihn das Gefühl der Nationallehre betäubte. Nur in wenigen Gegenden, und erst später, als die Ausschweifungen des nicht immer gebändigten von Nationalhaß erbitterten Kriegers dazu Veranlassung gaben, zeigten sich davon Spuren, die dem Ganzen keine neue Wendung zu geben vermochten. Man nahm beim weitem Vorrücken die Saar, die Mosel, die Ardennenpässe fast ohne Schwerstreich. Nirgends hatte ein französischer Feldherr Kräfte genug, die wichtigsten Punkte gegen die Uebermacht zu halten, und man hoffte in der Mitte des Februars sicher in Paris einzurücken, als Napoleon, der es den 25ten Jan. verließ, und zu der mit aller Mühe an der Aube gesammelten Armee ging, vom 27ten Januar an bis zum 3ten Februar eine Reihe Gefechte lieferte, die mit der Schlacht bei Brienne (s. d. Art.) am 1sten Februar ein Ganzes ausmachten. Napoleon verlor diese Schlacht, nachdem sein 70,000 Mann starkes Heer den verzweiflungsvollsten Widerstand geleistet hatte, den er, keine Gefahr achtend, aller Orten selbst leitete, und ließ 73 Kanonen, 12,000 Gefangene zurück, um sich, wie es schien, über Troyes zurückzuzieh'n. Indessen die Eile, mit der man von diesem ersten Siege auf Frankreichs Grund und Boden Früchte ziehn wollte, veranlaßte eine Trennung der Streitkräfte, und gewährte ihm nicht allein einen leidlichen Rückzug, als er sonst gehabt hätte, sondern

Russisch-deutscher Krieg

auch Fortbelle, wie sie sich kaum die E haben würde. Er hatte auf Wägen eine französische Artillerie bekommen, und sich in Unterwarne gezogen, längs welcher das gen Colonne sorglos nach Paris hinog, se, und vernichtete bei Champaubert, Oisuseff. Ein gleiches Geschick that rald York und Baden bei Wagram und nur mit der größten Anstrengung ihnen, sich an Blüchers Reserven anzusetzen und Schwarzenberg zu einer Diversion den württembergischen Truppen zu, jenseit der Seine; man hatte. Napoleon für geschwächt genug gehalten, theils längs ihr, theils längs Warne in zwei großen Colonnen hin nach Paris rücken zu können. Zum Theil hatte diese Idee auch der Mangel der ohnedies unbrauchbaren Equipage empfohlen. Der große Triangel zwischen der Seine und Warne trennte sie daher, denn in ihm stand Napoleons Heer. Eine Diversion zu machen, mußte man daher erst über die Seine, rhyangspunkte bei Nogent stark besetzt, aber im Angesichte eines Schwed stand. Mit vieler Anstrengung u abger, Blüchers Wünsche zu ent a der Warne herunter nach Etolons, mmen fand, wofür der Commandant verlor, Lust zu machen. Inzwischen Verlust an Geschütz und Menschen g n Feldzuge in diesem Jahre Statt ge den hatte. Napoleon hoffte gegen die große schwarzbergische Ar eden so große Vortheile zu erkämpfen. Brede, mit Wüngenheim's Er vereinte, erfuhr seinen ganzen Ungestüm, und mußte wieder über die Seine zurück (17ten Februar); Napoleon griff schon den 18ten die Höhen derer bei Montereau am Zusammenflusse der Seine und Seine an, sagte ihnen einen empfindlichen, von ihnen selbst auf 3000 Mann schätzten Verlust an Todten und Verwundeten zu. Schwarzenberg, nun, bis Fontainebleau vorgebrungen, schneller zurück, als er zu kommen war, und ging durch Troyes über die Seine, um wieder Blüchern in Verbindung zu kommen. Immer gedrängt, mußte man hier weiter zurück, und die Lage der Dinge war so misslich, daß Handienartillerie des Monarchen selbst bereits um so mehr verschwendet sichern entstanden, als während dieser Kämpfe bereits ein Reichthum greß in Etolons Stadt gefunden hatte, auf den der König die Di notwendig Einfluss gewinnen mußte. Aber eben in dieser Zeit, Napoleon wieder so muthig mochte, daß er die Forderungen in Etolon höher spannte, als zuvor seit der letzten Schlacht, trat der 18. bezunt seines Blüchs ein. Zu Bar an der Aube (s. den Art.) i ed zu einem hartnäckigen, aber unentschiedenen Treffen, und Schwar berg bewirkte seine Verbindung mit Blüchern. Neue Ersatzkräfte drohten das Herz von Frankreich auf der nördlichen Seite. Ein in Corps unter General Wüngenrode hatte Coiffons mit Sturm gem men, 7000 Franzosen dalselbst unter dem General Puscas verwich und sich aber Ernevas nach Etolons an der Warne gezogen, wo als nun Blücher Schwarzenberg die Hand bot, diesem den Rück deckte. Mit ihm zugleich langte der General Bülow an, der in Niederlanden, in der Picardie fast alle festen Plätze, namentlich

Gère (am 26sten Febr.) mit einer Menge von Vorräthen, an 6 Millionen werth, durch den General Thümen genommen hatte, und durch den Herzog von Weimar, der mit 30,000 Sachsen anlangte, die nicht eroberten Plätze einschließen lassen konnte, um Blüchern zu verstärken, der durch seine Ankunft nun 120 — 130,000 Mann stark war. So war die Offensive um so leichter und sicherer aufs neue zu ergreifen, da auch auf dem äußersten linken Flügel der verbündeten Heere von Genf aus die entschiedensten Vortheile errungen worden waren. Der Graf von Bubna hatte hier bis gegen den 24sten Febr. hin ebenfalls mit Widerwärtigkeiten aller Art zu kämpfen gehabt. Marschall Augereau, nach einigen Verstärkungen von Spanien aus ermutigt, hatte den gemessensten Befehl von Napoleon, auf dieser Seite vorzudringen, die linke Flanke der Allirten hier zurückzuwerfen, und that alles, um ihm zu entsprechen. Schon gingen alle österrichischen Blesirte nach Bern zurück. Genf wurde schon halb für verloren geachtet, aber der Fürst von Homburg und Graf von Bianchi führten bedeutende Verstärkungen heran, und der Marschall Augereau verlor die bisherigen Vortheile eben so geschwind wieder, als er sie errungen hatte. — Das Treffen bei Bar an der Aube, die Vereinigung des blücherschen Heeres mit dem schwarzenbergischen ließ nun die Allirten den Plan fassen, zwar wiederum in zwei großen Colonnen, längs der Marne und Seine nach Paris hinaufzugehen, weil die Gegend zu verwüftet war, um die ganze Masse der Streiter auf einer Straße zu nähren, aber zwischen beiden Colonnen durch einen Schwarm von Kosaken unter dem Hettmann Platow die Verbindung zu unterhalten, und die eigentliche Schwäche des Centrum dahinter zu verbergen. So war Napoleons Heer immer bedroht, auf beiden Flanken umfaßt und zwischen der Seine und Marne erdrückt zu werden. Schon rückte Blücher wieder in seine linke Flanke über Meaux nach Paris vor, und drohte, ihm den Weg dahin abzuschneiden. Napoleon sah die Gefahr ein, und suchte ihm stracks selbst in den Rücken zu kommen. Er traf ihn bei Laon (s. d. Art.), nachdem er ihm schon einen empfindlichen Verlust bei Craon beigebracht hatte, am 7ten März. Die Schlacht war lange unentschieden. Am Abend aber warf Blücher seine Reserven auf den linken Flügel, und dieser griff so rasch und muthig an, daß Napoleon 46 Kanonen und die ganze Infanterie des marmontschen, sorglos bereits bivouakirenden Corps verlor. Gleich nach der Schlacht von Laon setzte sich nun auch die schwarzenbergische Armee aufs neue in Bewegung, links nach Paris längs der Seine herunterzuziehen. Napoleon faßte jetzt einen Plan der Verzweiflung; er wollte Frankreich retten, indem er die Communication der Verbündeten mit Deutschland abzuschneiden drohte. Er drang zwischen Aisne und Marne herunter, nahm Rheims, Chalons, Soissons wieder ein, warf sich mit Ungeflüm auf Schwarzenberg, dessen Armee ihm aber muthig entgegenging, und bei Arcis an der Aube den 20sten März auf ihn traf. Napoleon ward mit Verlust von mehr als 30 Kanonen am 20sten und 21sten zurückgetrieben, und manoeuvrirte jetzt nach der Maas hin, als wollte er sich da festsetzen. Er hoffte ohne Zweifel*), daß die Allirten in

*) Fast bis zur Evidenz ist dies alles in dem Werke: Der Krieg der Franzosen gegen Rußland, Preußen ic. 4 Bändch. von *r. Löwz. bei Engelmann, erwiesen. Nähere Aufklärungen über diesen Gang der Ereignisse sind im Mai 1817, aus Veranlassung des berühmten Manuscrit von de St. Helene, gegeben worden, die zugleich beweisen,

Ihren Plänen irre werden, ihm Blößen geben würden. Da im Rücken der Allirten noch alle Moselfestungen waren, mit deren Besatzung sich Napoleon vereinen konnte, da zugleich in den Vogesen, im Elsass, Lothringen zc. Tausende von Bürgern und Bauern sich zusammenroteten, und viele einzelne Parteien, Couriere zc. auffingen, so war sein Plan allerdings motivirt, und für die Allirten gefährlich genug. Diese waren daher auch selbst sehr unschläffig; aber Alexanders Muth und unerwartete günstige Vorfälle bestimmten sie endlich, rasch nach Paris vorzugehen, und Napoleons Marsche nur beobachten zu lassen. Theils hatte nämlich Blüchers Heer, als Napoleon nach der Aube gegen Schwarzenberg eilte, seine Arrieregarde, 30.000 Mann stark, immer vor sich her, und am Ende der Schwarzenbergischen Armee zugetrieben, so daß dieselbe, abgeschnitten von Napoleon, zwischen zwei Feuer kam, und zwischen Bitry und La Fere Champenoise am 25ten März mit einem Verlust von 8000 Mann und 100 Kanonen nach Paris geworfen wurde; während das ganze Gepäck genommen und die Division Pactod noch überdies an demselben Tage Abends gefangen oder zusammengehauen ward; theils war der Marschall Augereau bis nach Lyon zurückgetrieben, und dies am 20ten März bereits durch Capitulation genommen worden; theils hatten sich auch die Engländer nach einem hartnäckigen Treffen bereits am 14ten März schon der Stadt

von welchen kleinen Dingen die großen Begebenheiten der Welt abhängen. Schon am 22ten März vermuthete der General Tettenborn nach den Berichten seiner verschiedenen Parteien, daß Napoleon nach den Gefechten von Arcis sur Aube sich neuerdings gegen die Marne, und zwar auf Bitry wende, wo der Fluß überall zu durchwaten ist, und er daher ohne Schwierigkeit die Straße von Nancy gewinnen, oder auch zunächst der Hauptarmee in den Rücken kommen konnte. Ueber diese Bewegung so schnell als möglich bestimmte Sicherheit zu erlangen, war nun eine der wichtigsten Aufgaben, von deren Lösung der ganze Feldzug eine andere Wendung erhalten konnte. Der General, schon im Rücken des Feindes, sandte daher auf beiden Seiten der Marne Parteien aus, um gegen Bitry hin den Marsch des Feindes zu entdecken, und über Coble und Sommesous, falls der Feind schon wirklich über die Marne gegangen, in seinem Rücken Nachrichten einzusammeln und Couriere aufzufangen. Der hanseatische Lieutenant Redlich hatte das Glück, einen Courier, nach langem Verfolgen, einzuholen; seiner Abtheilung Kosaken weit vorsprengend, und in gestrecktem Galopp dem auf der Straße nach Paris hin Entfliehenden nachsagend, nöthigte er diesen, sich zu ergeben; erst eine geraume Weile nachher trafen die Kosaken ein. Die nach Charlons abgelieferten Papiere waren von äußerster Wichtigkeit. Außer einem durchgebefferten Bulletin von der Schlacht bei Arcis, befanden sich darunter die merkwürdigsten Brieffschaften in größter Menge. Die Hauptsache war ein eigenhändiges Schreiben Napoleons an die Kaiserin Marie Louise, worin er sein ganzes Vorhaben eröffnete, und ausdrücklich sagte, daß er, auch ohne bei Arcis vollständig gesiegt zu haben, dennoch weiter vormarschire, um sich seinen Festungen zu nähern, und die feindlichen Heere sowohl getrennt zu halten, als auch immer weiter von Paris abzuziehen. Die Straße nach Paris glaubte er ganz sicher, um dergleichen ohne Bedenken abzuschicken. Tettenborn übermachte die Papiere dem Kaiser Alexander, der gleich nachher mit dem Könige von Preußen und dem Fürsten Schwarzenberg in Bitry eintraf, wo der Marsch gegen Paris beschlossen wurde.

in ihnen an Kräften weit nachstehenden zurückgetrieben; theils waren endlich von Rußland eingestossen, welche das Dakon und die Eroberung dieser, der Nationalität so leicht schildderen, daß man nurbooll und am Zosten den Trümmern des wahr Preussens ein Treffen lieferte, das um ihr Nachmittags mit einer Capitulation Paris öffnete (31ten März); übriges günstig war. Der Einzug der verbündeten ein wahrer Triumphzug. — Damit e mit Napoleons Herrschaft. Seine Falschheit; jetzt erklärte Alexander, er werde handeln. Den 1sten April ward durch seine der Geschäfte stellte, eine provisorische Napoleon für abgesetzt erklärt, und bald es übertragen, die bereits seit drei Wochen in Bewegung gesetzt hatten, ihr alles

Am 6ten April wurde Ludwig XVIII. am jetzt nur darauf an, wie die Sache — Als dieser sah, daß die Allirten sich ilien liefen, nach Paris vorzugehen, den der Eroberung dieser Stadt, und eilte, in großem Eifer, dieselbe zu retten. Ein schlagen, wenn sich Paris nicht vertheidigt Fontainebleau, als er schon die Nachricht. Es vereinigten sich hier die Trümmer aus abgezogenen Truppen, die ihn jedoch unter dem Herzog von Angouleme nicht ohne Schein von Verrätherel am 6ten heimlich wieder verließen. Napoleon verzichtete nach manchen Unterhandlungen auf den Thron, und bedang sich nur den Kaiserstitel, die Insel Elba mit völliger Souveränität, 2 Millionen Franken zc., was ihm alles bewilligt wurde. Der Krieg selbst hatte unter solchen Umständen ein Ende. Am 9ten April schon ward ein Waffenstillstand mit allen französischen Befehlshabern geschlossen, und die Rückkehr der allirten Armee in der möglichst kürzesten Frist zu bewirken versprochen. Die meisten außer den Grenzen des alten Frankreichs gelegenen Festungen öffneten ihre Thore, die andern innerhalb dieses gelegenen erkannten Ludwig XVIII. gern oder ungern an. Am meisten ärgerte Davoust in Hamburg, der erst am 29ten Mai abzog. Zugleich entschied die Einnahme von Paris über das Schicksal von Italien. Hier hatte der Krieg ebenfalls durch des Kaiserthums treffliche Dispositionen, ebenfalls durch das zweideutige Benehmen Murats von Neapel, der Napoleons Partei verlassen und die der Allirten, von Oesterreich begünstigt, ergriffen hatte, ohne es mit ihnen ebrücker zu meinen, als mit Napoleon, am wenigsten einen entscheidenden Vorgang genommen. Seit dem Treffen, das der Kaiserthum am Arco dem österrreichischen Feldherren geliefert hatte, und worin Beide Vortheile und Nachtheile hatten, behauptete er unerschütterlich seine Stellung an diesem Flusse mit einem Heere von höchstens 20,000 Mann, womit er sich gegen eben so viel Neapolitaner und 50,000 Oesterreicher geltend zu machen mußte. Die Nachrichten aus Paris gaben dem Gang der Dinge auch hier eine neue Wendung. Am 6ten April ward ein Waffenstillstand geschlossen, der den französischen Truppen den Abzug nach Frankreich gestattete, und die italienischen

dieterisch herrschten, ließ Napoleon in Elba sehr mißlich streng beurtheilen, und brachte diesen, der von der Lage der Dinge vollkommen unterrichtet war, auf den Gedanken, ob mit oder ohne innere Einverständnisse, wissen wir noch nicht, nach 12 Monaten sein Patmos zu verlassen, und sich mit ungefähr 1000 Mann seiner alten Garde auf einer Brigg und einigen zerbrechlichen Fahrzeugen, den 26ten Febr. 1815, nach Frankreichs Küsten einzuschiffen, wo er unbemerkt am 1ten März um 3 Uhr Nachmittags landete, und ohne Widerstand, Anfangs vom Volke an der Küste kalt, in der Dauphiné vom protestantischen Bauer mit Enthusiasmus empfangen, bis Grenoble vorrückte, wo ihm der Obrist Labédoyère das erste Regiment zuführte, und man ihm die Thore öffnete. Von hier aus war sein Marsch, aller Vorkehrungen von Seiten der Bourbons ungeachtet, bis nach Paris ein Triumphzug, auf dem kein Tropfen Blut floß, auf dem jedes Corps, das ihm entgegengesandt wurde, seinen Vortrab bildete; so daß er kaum 20 Tage Zeit brauchte, um (20ten März) in den Tuilleries abzufahren, aus denen Ludwig XVIII.

mit Eile und Mühe denselben Tag früh gesehen war. Es kam nur darauf an, ob kein Bürgerkrieg erfolgen, ob Europa ihn eben so wie Frankreich anzuerkennen bereit seyn würde. Der erstere erfolgte nicht; so viele Mühe sich auch der Herzog von Angoulême und seine Gemahlin im südlichen Frankreich gaben, so endete der Widerstand doch schnell und ohne Erfolg zu ihrem Nachtheil, mit der Gefangennahme des Königs, dem Napoleon großmüthig das von einem Unterbefehlshaber gegebene Wort hielt. Was aber Europa anbelangte, so waren dessen

Herrn
dem
schickl
in m
leons
nicht
sen s
gewäl
lidern
sichts
maxii

Wien schon seit
a's und haup
obchon darübe
h durch Napo
zu gehen, ih
n ihn zu erief
ihm Aufnahme
für vogelfrei ero
i günstigen Ge
ur Reglerung
in Frankreich

jetzt solider und edler als vorher unter ihm da stand, indem alles, was Frankreich edles und großes und biederes hatte, sich an seinen Thron schloß, und wohl sichtbar ward, daß er nur der erste Diener des Staats, nicht mehr der alte Despot seyn könne, schütterten an der Erinnerung jener Tücke, jener Beleidigungen, jener Verachtung aller Menschen- und Völkerrechte, und so erging der Ruf zum Krieg wieder durch ganz Europa, diesmal nicht sowohl gegen Frankreich als vielmehr gegen den einzigen Mann, der sich allen fürchtbar gezeigt hatte. Gegen 70,000 Streiter zogen aus Deutschland, Rußland, Belgien, das zu einem Königreiche mit Holland vereint war, England, Dänemark heran, ihn von dem ohne Schwerekrone besitzenden Throne herabzustürzen. Napoleon war seiner Seite auch nicht müßig gewesen. Aus ganz Frankreich hatte er in Paris zu einem großen Waifelde im Anfang des Junius 4000 Deputirte zusammenkommen lassen, die einer neuen Constitution und ihm Treue schworen. Vom 20sten März an hatte er, Carnot, Davoust und mehrere andere gute Köpfe alles gethan, das Heer in einen schwebaren Zustand zu bringen. Der Enthusiasmus aller alten zerstreuten, aus der Gefangenschaft zu Tausenden heimgekehrten Krieger hatte sie dabei mehr, als man geglaubt hatte, unterstützt, und dies alles schloß den gegen ihn sich erklärenden Fürsten um so mehr Schwermüthigkeit ein, als sie eines Theils bei ihrer ersten Erklärung in Napoleons Erscheinen nichts als eine Soldatenverschwörung vermutet hatten, wovon sie jedoch jetzt im Waifelde das Gegentheil sahen; andern Theils ein Sturm in Italien eines ihrer Hauptglieder, den österreichischen Kaiser, bedrohte, und mit dem in Frankreich zusammenhing. — Murat, Napoleons Schwager und König von Neapel, hatte mit dem bourbonischen Hofen auf dem Congresse in Wien einen um so härtern Kampf zu bestehen gehabt, da England gegen den vormaligen König von Neapel Verpflichtungen eingegangen war, welche denen, die es sich gegen ihn, Oesterreich zu gefallen, jedoch nur in Folge eines Waffenstillstandes, auferlegt hatte, schnurstracks entgegenstanden, und überdies sein zweideutiges, das Jahr zuvor beobachtetes Betragen zu gut durchschaute, um nicht in den gemessensten Ausdrücken zu erklären, daß er nicht König bleiben könne. Nur Oesterreich, seinen Verpflichtungen mit ihm um so getreuer, je weniger es sein Interesse war

im Süden Italiens einen Bourbon zum Nachbar zu haben, sprach für ihn; allein entweder gab es doch nach, oder Murat glaubte wenigstens, von ihm verlassen zu werden, oder hoffte, durch die Landung Napoleons den Zeitpunkt gefunden zu haben, wo er, bei der abwaltenden Wahrung Stallsens, sich zum Herrscher dieser ganzen Halbinsel machen könne; genug, ohne Kriegserklärung brach er am 4ten April, mit ungefähr 50 bis 60,000 Mann nach Rom, und gegen die österreichische Cruppenlinie auf. Die Oesterreicher, kaum 12,000 Mann unter General Bianchi, zogen sich sechtend hinter den Po, wo sie sich so lange behaupteten, bis die auf Wagen eiligst dahin gesandten Cruppen anlangten, worauf der General Frimont, der sie befehligte, so rasch und so geschickt die Offensive wieder ergriff, daß Murat schon nach 20 Tagen in der verzweifeltsten Lage war, da seine Cruppen, von Freiheit und Ruthlosigkeit gefaßt, sich nach und nach auflösten und keinem Angriff mehr standen. Immer umgangen, und von den besten Landstraßen abgeschnitten, sah er sich zum letzten Rückzuge auf Nebenwegen gezwungen, wo Geschütz und Gepäck verloren gingen. Ein Versuch, durch einen Waffenstillstand sich zu retten, scheiterte an der Festigkeit des österreichischen Heeres mit den Waffen in der Zeit seiner Gegner, und persönlicher Tapferkeit. Das Heer gänzlich, so da mahlts als Gefangenenes aber hinter die stark, das Gewehr schon früher bei den hinaufgeschwenkt, un rücken zu können. — ten Kaufs hier den gegen Frankreich ver Ruffen erst in der Li Verhändeten selbst di fication in so fern Zi land nur unter der Napoleon, nicht aber wider seinen Willen de, so war bereits die die des Ausganges zu einem erußlichen An Seiten Napoleons ob Daselbe war er von Heer von 150,000

bei Laon versammelten Garden an sich gezogen, und brach damit gegen mehr denn 200,000 Engländer und Preußen, die unter Blüchers und Wellingtons Oberbefehl längs der Dyle und Sambre gegenüber lagen, am 15ten Juni mit Tages Anbruch los. Weder Preußen noch Engländer hatten dies vermuthet. Sie mußten daher augenblicklich die Sambre räumen und, nicht ohne Verlust, unter dem General Zieten nach Fleurus zurückziehen. Am 16ten Juni des Morgens war das ganze französische Heer jenseit der Sambre, und Napoleon griff die inzwischen geordneten, durch alle in der Nähe cantonnirenden herbeigeleiteten Cruppen verdrängten Preußen an, die sich hinter dem Lignibach in einer sehr festen Stellung zwischen den Dörfern St. Amand und Lon-

fragte bei den Preußen und Engländern nachrichten. Es kam es zu

Unterhandlungen, zu einem Waffenstillstand, zur Räumung von Paris. Alle Truppen zogen hinter die Loire mit ihrem Gepäck, Geschütz u. s. w., und den 6ten wurde die Stadt übergeben. — So war der Krieg durch diese einzige, jedoch äußerst blutige, Schlacht von Waterloo, wie sie die Engländer, von la Belle Alliance (S. d. A.), wie sie die Preußen, von Mont St. Jean, wie sie die Franzosen benannten, in der Hauptsache entschieden. Die Streitkräfte, welche die französische Nation auf den übrigen Punkten aufgestellt hatte, waren zu unbedeutend, als daß sie, da gleich nach dieser Schlacht auf allen Seiten die Russen, Bayern, Würtemberger, Oesterreicher concentrisch vordrangen, ungeachtet des tapfersten Widerstandes eines Mapp unter Straßburgs Wällen, eines Suchet vorwärts Lyon, ungeachtet des wüthenden Volksaufstandes mehrerer Gegenden im Elsaß und Lothringen, etwas anderes als unnützes Blutvergießen und Verwüstung des unglücklichen Landes hätten zur Folge haben können. Waffenstillstandsverträge machten nach und nach auch auf diesen Punkten dem Kriege ein um so schnelleres Ende, da in Paris selbst Ludwig XVIII. bereits am 10ten Juli wieder seinen Einzug gehalten hatte. Napoleon hatte gleich nach seiner Zurückkunft abgedankt. Er hoffte vielleicht dadurch den Sturm zu beschwören, und reiste mit seiner Familie nach Rochefort ab, wo er sich am Ende den Engländern (15ten Juli) halb freiwillig, halb gezwungen überlieferte. In Paris war jetzt die Meinung der Kammern der Pairs und Repräsentanten getheilt. Republik und Napoleon II. und neue Constitution beschäftigten, während die Sieger heranrückten, die Abysse so lange, bis Fouché, der an die Spitze der einstweiligen Regierung getreten war, ihre Säle schließen ließ, und Ludwig als König auftrat, so stark sich auch noch in diesen Augenblicken die Stimme des Volks in seinen Kammern und der Armee dagegen aussprach. Diese Rückkehr hatte auf die Beendigung des kurzen, aber heißen Kampfes auch mannichfachen Einfluß. Die Fürsten hatten Ludwig als ihren Allirten aufgenommen. Sie hatten in ihren Erklärungen nur gegen Napoleon, nicht gegen das französische Volk gesprochen. Je thätigern Antheil dies aber offenbar an ihm genommen hatte, je lebhafter es sich noch an vielen Orten laut gegen die Bourbons erklärte, desto weniger konnte jenes frühere Versprechen gehalten werden, desto schonender mußte man zugleich handeln, um die Bourbons — gegen die frühere Meinung des Prinz-Regenten — wider den Willen des französischen Volks auf dem Throne zu erhalten, zu befestigen. Auf der einen Seite wurde daher Frankreich von Truppen immerfort überschwenmt, auf der andern arbeitete man mit Ludwigs Ministern an Ausgleichung der politischen Verhältnisse, mit denen man aber bis zum 29sten September so wenig ins Reine kam, daß sie alle unvermuthet ihren Abschied nahmen. Erst mit den einige Tage darauf von Ludwig XVIII. neu ernannten Ministern wurden am 2ten Oktober die Präliminarien unterzeichnet, welche 1. Frankreichs Gränze bestimmten, wie sie 1790 gewesen war, jedoch davon 2. die Festungen Landau, Saarlouis, Philippeville, Marienburg, Versoix; mit einem gewissen näher zu bezeichnenden Umkreise abriffen; 3. Hüningen zu schleifen geboten; 4. eine Entschädigung von 700 Millionen Franken für die Kriegskosten in fünf Jahren zahlbar, festsetzten; 5. eine Linie von Conde über Bouchain nach Bitch mit 150,000 Mann (auf Frankreichs Kosten) eben so lange den Allirten zu besetzen einräumten und 6. die Forderung aller Privatpersonen an Frankreich (mit Ausnahme der hamburger von Davoust 1813 geleerten Bank) sicherten. Erst

damit war der K
 haben, wenigſtens
 erzüglich beſonders
 ſehr weit, auf zu
 ehen. Durch ei
 freiwillig, die zu
 werke ſtehend, 2
 Verſtändern dabu
 Kofen als Kriegs
 die eine ſolche La

ten hatten ein glückliches Loos und Leben, jedoch ganz frei in Nord-
 amerika, Luthen, Jermie ic. unter jeder leiſtlicher Verſuche in Rom,
 in Oeſterreich, in Deutſchland; nur Murat, dem daſſelbe Geſchick an-
 geſehen ward, ging, von einem unglücklichen Wahn geleitet, ſein Reich
 zu erobern, und ſah den Tod eines Verdammten, ſoß er die Welt
 etwas von ſeinem abenteuerlichen Unternehmern erſuche, am 5ten Octo-
 ber zu Pizzo in Calabrien.

Ruffiſches Glas, ſ. Gläser.

Ruffiſches Glas, ein in Siberien und mehreren andern hoch-
 nördlichen Provinzen des ruffiſchen Reichs ſich findendes bläulich bro-
 wendes Mineral, das, in dünne Scheiben geſchnitten, die Stelle des
 Glases vertreten kann, jedoch nicht ſo durchſichtig wie dieſes iſt. Zu
 untern beiden iſt dies ruffiſche Glas von dem Graau- oder Warienglaſe
 (ſ. d. A. Frauenglaſe), das zum Kaltgeſchichte gehört, während
 das ruffiſche Glas zu dem des Thons gerechnet wird. Die Farbe die-
 ſes gläserartigen Minerals iſt gewöhnlich braun, unterer auch gelblich
 und grau.

M u ſ ſ e, ein Längenmaß, deſſen man ſich
 von Griechen und Eaftern ungen. In der Geometrie
 Erleichterung in der Berechnung wegen, immer
 die wieder in zehn Theile zerfallen (Zuſ und Zo
 mal- oder geometriſche Muſſe genannt
 Leben iſt eine Duodecimal- oder zehnteilige
 gebrauchlich, und welcher alſo dieſelbe Länge ei
 jeden 30 zehnteil Zoll u. ſ. w. enthält, daher denn der geometriſche Fuß
 oder Zoll ſich zum gewöhnlichen Vermeſſungsfuß oder Zoll verhält wie
 30 zu 10 oder 3 zu 1. (Ueber die Verſchiedenheit der Größe des Fußes
 und ſeine Eintheilung in Zolle ſ. d. Art. Fuß)

M u ſ ſ e r e c h t wurde ehemals ein in einigen Gegenden übliches
 Recht des Grundherrn oder Vorſitzers genannt, welches darin beſtand,
 daß wenn an dem beſtimmten Tage, ſo ſich zur Stunde, der an ihn
 zu zahlende Zins nicht entrichtet war, die Summe dieſes Zinses mit
 jedem Tage oder jeder Stunde um ein gewiſſes Quantum ſieg, gleich-
 ſam forſenſche (daher der Name), bis ſie abgetragen wurde.

M u y ſ c h (Friedrich), wurde 1668 zu Haag geboren, ſtudirte
 Medicin und erwarb ſich bald den Ruf und Namen des größten und
 ausgezeichnetſten Anatomen ſeiner Zeit. Nicht allein die mancherlei
 wichtigen Entdeckungen, die Muſch im Schutze der Zerleiderungskunſt
 machte, ſondern noch mehr die Vervollkommnung der Erfindung, durch
 Ausſprizen der Gefäße die Körper Verordnungen nicht allein vor der
 Verwelkung zu ſichern, ſondern ihnen auch die urſprüngliche Kritik und
 Annehmlichkeit zu erhalten, war es, was Muſch ſo beſonders auszeichnete.
 Als Peter I. von Rußland auf ſeine erſten Reize nach Holland kom-
 befuchte er auch Muſch und das Cadaver anatomiccher Präparate die-

sendigt, denn immer waren die
 Frankreichs nördliche Gegenden
 bert worden, ohne daß man noch
 mandanten derſelben Widerſtand
 zu ward, bald gezwungen, bald
 1790 in Paris angehäufte Kunſt-
 ligt. Ueber Napoleon kamen die
 E. L. Helena auf Englands
 u aller möglichen Erleichterung,
 Seine Brüder und Verwand-

ten hatten ein glückliches Loos und Leben, jedoch ganz frei in Nord-
 amerika, Luthen, Jermie ic. unter jeder leiſtlicher Verſuche in Rom,
 in Oeſterreich, in Deutſchland; nur Murat, dem daſſelbe Geſchick an-
 geſehen ward, ging, von einem unglücklichen Wahn geleitet, ſein Reich
 zu erobern, und ſah den Tod eines Verdammten, ſoß er die Welt
 etwas von ſeinem abenteuerlichen Unternehmern erſuche, am 5ten Octo-
 ber zu Pizzo in Calabrien.

Zuweiſung
 Maß, der
 ſie gerdeit,
 ſe Decis
 i gemeinen
 der Ruthe
 10 1/2 Fuß,

ses Gelehrten erregte die höchste Bewunderung des Cjars, der es auch in der Folge, als er das zweite Mal nach Holland zurückkehrte, kaufte und dadurch seiner neuen Stadt (Petersburg) und den Wissenschaften in Rußland einen großen Dienst erzeigte. Ruyter starb in sehr hohem Alter, den 22sten Febr. 1731, als Mitglied der londner und pariser Akademie. Seine hinterlassenen, meist anatomischen Schriften, geben ein sehr rühmlches Zeugniß von dem verdienten Ruf ihres Verfassers.

F. G.

Ruyter (Michael Hadrian), wurde 1607 zu Bliedingen in Seeland geboren, und von seinen Aeltern zum Seilerhandwerk gehalten, welches ihm aber durchaus nicht zusagte. Eventlief dieser ihm verhassten Bestimmung und nahm Dienste auf einem Schiffe, wo er bald Gelegenheit fand, sein ausgezeichnetes Talent zum Seedienst zu entwickeln und sich zu dem großen Seehelden auszubilden, welcher der Stolz und Ruhm seines Volkes wurde. Von unten auf dienend, erst Schiffsjunge, dann Matrose, dann Steuermann, dann Capitain, Befehlshaber eines Geschwaders und endlich Admiral, verdankte Ruyter nur seinem Talent und seinem Eifer die Erhebung aus niedrigem Stande, und sein Leben ist ein schöner Beweis, wie große Fähigkeiten sich durch alle Hindernisse Bahn zu brechen vermögen. Auf allen seinen Seezügen erwarb sich Ruyter den Ruhm eines tapfern, umsichtigen, unerschrockenen und den Seekrieg völlig innehabenden Helden; sein Privatleben zeigt ihn uns als einen bescheidenen und genügsamen Mann. Als 1641 Holland Portugal unterstützte gegen Spaniens furchtbare Macht, commandirte Ruyter bereits als Contre-Admiral die abgesendete Hülfsmacht, und erwarb sich den Dank und die Anerkennung des lissaboner Hofes. Nicht minder ruhmvoll waren seine kurz nachher unternommenen Züge gegen die afrikanischen Raubstaaten. Als aber im Jahr 1653 der Krieg zwischen Holland und England ausbrach, commandirte Ruyter unter dem berühmten holländischen Seehelden Tromp (s. d. Art.), und schlug mehrmals den englischen Anführer Asson und dessen weit stärkere Macht. Nach dem Friedensschluß von 1665 kreuzte er aufs neue gegen die Corsaren im Mittelmeer, nahm den Türken mehrere Schiffe, und machte den berühmten Renegaten Armande Dias gefangen und ließ ihn hängen. Der von neuem ausbrechende Krieg mit England rief ihn zu wichtigern und größern Unternehmungen. Vorher schon war Ruyter durch die Dankbarkeit des Königs von Dänemark, dem er mit glücklichem Erfolge gegen die Schweden beigegeben hatte, nebst seiner Familie in den Adelstand erhoben worden, jetzt übertrug ihm sein in Gefahr schwebendes Vaterland den Oberbefehl der holländischen Flotte, die der stolzen Uebermacht Britanniens sich entgegensetzen sollte, und Ruyter läste auf die ehrenvollste Art das große Vertrauen, das man in seinen Muth und in sein Talent setzte. Nachdem er der brittischen Seemacht in den außereuropäischen Gewässern manchen herben Streich versetzt hatte, schlug er 1666 sie in drei großen Seeschlachten in den Gewässern des Canals, und, obgleich bald darauf durch seine Untergebenen in augenblickliche Verlegenheit und selbst großen Verlust gesetzt, ermannete Ruyter als echter Held sich doch schnell wieder, lief in die Themse ein, und nöthigte das dadurch im Herzen angegriffene England zu einem Frieden, gleich ehrenvoll für sein Vaterland und ihn (1667 — 68). Ein neuer Krieg mit England entspann sich aber bald, und im Verein gegen das kleine Holland traten Frankreich und Italien auf. Auch diesmal errang Ruyters Genie und Tapferkeit seinem Volke zur See den Sieg, und währte

rend zu Lande die Waffen der Republik höchst unglücklich kämpften, triumphirte die holländische Flotte in einem entscheidenden Siege (1673) über die verbundene englisch-französische. Dankbar ehrte Holland seines Seehelden Verdienst, und als Beweis dafür mag wohl gelten, daß bei den politischen Factionen, die damals Holland sehr theilten, und als die berühmten Gegner des Hauses Oranien, die Brüder de Witt, gestürzt und ermordet wurden, man Ruyter, der Freund und engverbunden mit den Brüdern war, aus dem Spiele ließ, allein ihn betrachtend als Mann des Staates. Ruyter genoss jedoch nicht lange der *erfüllung* *voll, wie* *der* *Fransosen* *Gegend der* *lor und da* *nach Amst* *ges Denkmal errichtet wurde.* *W. 1673 S. 211.*

ner Anstrengungen; abgesendet zur Union, kämpfte er hier tapfer und ehrenrüberlegene Macht der Feinde — der 6) in einem Treffen, das er in jener durch einen Kanonenschuß den Fuß verlor, starb. Sein Leichnam wurde in auf Kosten des Staates ein würdi-

achten vom 24. Febr. 1689 enthaltenen Friedensschlüssen gemässen Stand in beider Treu und Glauben hergestellt werden soll." Da diese Bestimmung den Westfälischen Frieden offenbar ausschloß, so sahen es die Protestanten von nun an als vertragsmäßig an, daß die Clausel als verbindliche Vorschrift unter beiden Religionstheilen im Reiche nicht gelten könne. Im Wiener Frieden vom 28. Nov. 1738 wurde aber die Sache abermals umgangen, und so verharrte jeder Religionstheil auf der Behauptung, die ihm für das Interesse seiner Kirche die bequemste schien.

S.

S., auf französischen Münzen das Zeichen der Münzstadt Troyes.— In der Musik bedeutet S oder Es das um einen halben Ton erniedrigte E. (S. B.)

S a a l e, 1. ein Fluß in Franken, der im Würzburgischen entspringt, und bei Gemünd in den Main fließt; 2. ein Fluß in Thüringen, der bei Siedelburg in Franken entspringt, Thüringen vom Nord, von da nach Jena, Naumburg, Merseburg fließt, die Orla, Ilm und Unstrut in den Grenzen der Grafschaft Barbis in die Elbe um Theil schiffbar gemacht.

welcher allen organischen Körpern, folglich auch den Pflanzen, zur Fortpflanzung dient. Wir verstehen unter Saamen die Keime der Pflanzen. Betrachten wir seine äußere Gestalt, so ist er die größte Mannichfaltigkeit. Es gibt runde, längliche, tellerförmige, nierenförmige Saamen, welche bald glatt und glänzend, bald rauhe Oberfläche haben. Bei dem innern Bau haben sie eine äußere Bedeckung, sodann den Kern und den Embryo, den eigentlichen Haupttheil, zu betrachten. Die Saamenkerne schützen. Sie besteht meist aus mehreren feinen Häutchen, und ist von verholter Art, hohlig und knochenhart, so heißt der Saamen noch überdies mit einer dünnen und weichen äußeren Bedeckung, welche bei den meisten aber noch dünner. Der Saamen besteht aus einem mehrlartigen, blickt schleimichten Wesen, welches die Keime umgibt, und besitzt die Eigenschaft, die im Keime einzuschlucken, wodurch er erweicht wird, zur ersten Nahrung dient. Man sieht einzelne Saamen. An der Stelle, wo der Saamen am Fruchtboden befestigt war, befindet sich dieser liegt der Keim, welcher die Keime vergl. die Art. **B e f r u c h t u n g** und

Saavedra Faxardo (Diego de), ein spanischer Staatsmann in den letzten zwanzig Jahren des 16ten Jahrhunderts geboren, studierte in Salamanca, wo er Doctor der Rechte wurde, und widmete sich dem öffentlichen Geschäften. Er war spanischer Agent am römischen Hofe, und wurde 1643 von Philipp IV. zum Friedenscongress nach Münster geschickt, als er schon die Würde eines Ritters von Santiago und Bel-

siners des obersten Rathes von Indien erlangt hatte. 1648 wurde er nach Madrid zurückberufen, und starb 1648. Er war ein talentvoller und gewandter Diplomatiker, und einer der geistreichsten spanischen Prosaisten. Die vorzüglichsten seiner Schriften sind *Corona gothica, castellana y austraca* von 714 — 1216, unkritisch und flüchtig in den historischen Untersuchungen, aber in einem classischen Styl abgefaßt; *Inicio de Artes y Ciencias*, Madr. 1655, 8.; *Locuras de Europa*, Madr. 1645, und deutsch, Leipzig 1748; 8.; ein Fürstenspiegel in Emblemen, *Idea de un Principe Christiano*, Monaco 1640. Seine Werke erschienen gesammelt unter dem Titel: *Obras*, Antwerpen 1683, 4.

Sabäismus (aus dem Hebräischen *Saba*, Heer, wodon, weil Gottes Heere die Gestirne oder Mächte des Himmels sind; *Zebaoth*, Heer des Himmelsheere), wird diejenige Religion genannt, welche die Himmelskörper, insonderheit Sonne und Mond, als Götter verehrt. Die Wahrnehmung des mächtigen Einflusses der Gestirne auf die alljährlichen Veränderungen in der Natur und auf das damit zusammenhängende Wohlfeyn der Menschen erzeugte die Vorstellung ihrer Göttlichkeit und die Bezeugung zu den Gestirnen, in der gewisse Thiere und Pflanzen, wie die in ihnen wirkenden Naturkräfte überhaupt, entweder durch bestimmte Abhängigkeit stehen oder durch sinnbildliche Deutung gebracht werden können, führte auch diese in den Kreis der Erscheinungen ein, in denen der Sabäismus göttliches Leben und Gegenstände

des Cul
nisses di
Mythen
rens, w
des Weg
Wege in
dieser di
schichten
dien, in
westlich
waren u
hier; au
selbst die
off stark
des Sat
ein Spli
Natur,
lichen E
der Cha
wird es
die Gott

selbst zerschöpfende sinnliche Begierde mit der Natur trieb. (Vergl. die Artikel *Mythe*, *Natur*, *Polytheismus*.) E.

*) Wagner in seinen Ideen zu einer allgemeinen Mythologie der alten Welt, Hermes in seine Mythengeschichte und Creuzer in seiner Symbolik und Psychologie geben dazu gute Anleitung, wenn sie und ihre Vorgänger auch lange noch nicht jede Dunkelheit auf diesem weiten Gebiete von Sagen, Phantasien und seltsamen Gebräuchen, deren Kunde wir den wohl nicht immer treuen Beugnissen griechischer Geschichtschreiber und christlicher Kirchenväter verdanken müssen, aufhellen konnten. E.

Sabbath, Kuderstag, heißt bei den Hebräern und Israeliten Joden den vier Sonntag, weil sie ihn zufolge der mosaischen Preisgebung der Ruhe von Arbeiten und der Gottesverehrung widmen, wie die Christen den Sonntag.

Sabellius, ein christlicher Lehrer zu Ptolemais, der ein geborner Afrikaner war, und um 250 lebte, ist als Stifter einer Partei merkwürdig, welche in der Lehre von der Dreieinigkeit dadurch von dem nachher geistlich gewordenen Kirchenglauben abwich, daß sie den Sohn und den heiligen Geist nur als verschiedene Offenbarungen oder Kraftausprägungen des ewigen Gottes, aber nicht als besondere Personen in der Gottheit gelten lassen wollte. Die Trinität erschien nach ihrer Vorstellungswelt nur als eine dreifache Wirkungsart, als ein dreifaches Verdämiß Gottes zur Welt. Was der Evangelist Johannes das Wort (Logos), und die christliche Kirche den Sohn Gottes nennt, verglich Sabellius mit einem Strahle, den die Sonne ausstrahlt, um zu erhellern und zu wärmen, und meint daher, daß dieser Logos oder Strahl der göttlichen Urkraft nur in und durch den menschlichen Geist ebdung gewesen sey, um das Werk der Erldung zu vollbringen, aber keineswegs eine von dem Leben des ewigen Gottes getrennte und verschärbene Existenz habe. Die Sabellianer wurden im vierten Jahrhundert von der orthodoxen Kirche unterdrückt, die Auctorität des Sabellianismus aber hat immerwährend Freunde gefunden, und noch jetzt leuchtet sie aus den Deutungen hervor, welche neuere Ideologen bei dem Bestreben, die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit aufrecht zu erhalten, und sie doch auch der Vernunft faßlich und annehmlich zu machen, versucht haben.

Sabler oder **Jabier**, auch einer religiösen Secte genannt, in Laufen Johannes, die nicht zum bildet hat. Sie ging kurz vor de aus dem Judenthume hervor, von von den Ufern des Jordans, in Persien, wo sie von christlichen hunderte untern Sabler (dem al ebendern auf der Geschichte, Lehre und Verfassung der Sabler ruhende Dunkel wurde gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts durch die Untersuchungen untrer Orientalisten über einige Handschriften noch mehr aufgeklärt. Man so viel wird jetzt angenommen, daß sie den Laufen Johannes als ihren Stifter und vorzüglichsten Beschützer verehren, an einem einstigen Gott und an die Sendung eines Gottmenschen glauben, den sie Monda ul Ebat, d. h. Wort (Logos, des Lebens, und nach ihm sich selbst Wandder nennen. Dieser Gottmensch soll vom Johannes gesandt worden, und kurze Zeit auf Erden herrschet, aber mit dem Stifter des Christenthums keineswegs einerlei Person gewesen seyn. Jesum erklären die Sabler für einen bloßen Menschen und falschen Messias, obgleich das, was sie von den Tathen und Schicksalen ihres Gottmenschen angeben, den evangelischen Nachrichten von Christo sehr ähnlich sieht, und davon entlehnt zu seyn scheint. In ihren Ansichten von dem Verdämiß Gottes zur Welt und der Dämonenlehre sind die Spuren von Einwirkungen aus Zoroastres Lehren und Uebernehmungen mit der jüdischen Atonenlehre nicht zu verkennen, wodurch es wahrscheinlich wird, daß sich ihr Lehrgestalt erst während ihres Aufenthalts in Persien entwickelt hat. Ihre Atonen an Verkennung und Aufferblücker flücht sich außer an den christlichen an,

und daß wenige, was man von ihren religiösen Gebräuchen und ihrer kirchlichen Verfassung weiß, läßt vermuthen, daß sie von den nestorianischen Christen, mit denen sie unter den Patriarchen derselben zu Babylon bis 1480 in kirchlicher Vereinigung lebten, die bei ihnen noch jetzt bestehende Ordnung des Priesterstandes unter Bischöfen, die Sonntagsfeier und die Verehrung des Kreuzes angenommen haben. Ihr vornehmster Gebrauch ist die Taufe oder heilige Abwaschung im Namen des Logos des Lebens, die sie nach ältern Nachrichten täglich wiederholten. Aus ihren Glaubensschriften sieht man zwar, daß sie nicht ganz ohne Literatur sind, doch gibt der finstre Aberglaube, der ihren Priestern als Mittel der Herrschaft dient, den niedrigen Stand ihrer Cultur zu erkennen. Die Versuche, sie dem Papste zu unterwerfen, waren ohne bleibenden Erfolg. Sie wollen keine Christen seyn, aber noch mehr verabscheuen sie die Türken und den Islamismus überhaupt, daher sie die blaue Farbe, welche die türkischen Weiber zu ihren Beinleidern zu wählen pflegen, weder an ihren Geröthen und Häusern, noch an ihren Kleidungen dulden und die blauen Messgewänder und Altardeken der Catholiken viel unerträglicher fanden, als ihre Lehren. Von den Mahomedanern, unter denen sie leben, ohne sich mit ihnen zu vermischen, unterscheiden sie sich durch mildere, der christlichen Lebensweise verwandtere Sitten.

Sabiner, eine alte Völkerschaft Italiens, wahrscheinlich Abkömmlinge der Ausonier und Verwandte der Aborigener. Sie waren ein zahlreiches Volk, das viele Colonien angelegt hatte, und lebten in den Bergen ihres Landes, den Apenninen, vornehmlich als Hirten von der Viehzucht; noch Horaz rühmt ihre alte biedere Redlichkeit, Frugalität und Einfachheit der Sitten. Ihr Land wurde gegen Abend durch die Tiber von Etrurien, gegen Mittag durch den Anio-Fluß von Latium, gegen Mitternacht durch den Nar-Fluß von Umbrien geschieden; gegen Morgen wohnten die sabinischen Colonien der Vestiner und Maruciner, welche es vom Meere trennten; es begriff daher größtentheils Berggegenden des Apenninus. Der Boden war fruchtbar und reich an trefflichen Weiden. Er trug Del, Obst und Wein; auch gab es gute Eichelmast.

Sabinerinnenraub, s. Romulus.

Sacchini (Antonio Maria Gasparo), ein in ganz Europa rühmlichst bekannter italienischer Componist, geboren zu Neapel den 13ten Mai 1735. In seiner Jugend studirte er mehrere Jahre unter dem berühmten Durante in dem Conservatorio di S. Onofrio zugleich mit Piccini, Traetta und Guglielmi. Mit besonderm Fleiß spielte er die Violine, und die Gewandtheit, welche er sich auf diesem Instrument erwarb, machte es ihm in der Folge leicht, in seine Begleitungen die Eleganz und Pracht zu legen, wodurch sie sich auszeichnen. Er hatte nicht so bald diese treffliche Musikschule verlassen, als er anfang, sich durch seine Werke bekannt zu machen. Sie verschafften ihm im Jahr 1762 ein festes Engagement an dem Theater zu Rom, wo er sieben oder acht Jahre blieb; er besuchte jedoch von hier aus von Zeit zu Zeit einige der schönsten Städte Italiens. Die Kenner urtheilten, daß wenn Piccini ihn im Komischen, er diesen im Tragischen übertreffe. Im J. 1769 wurde er als Saluppi's Nachfolger nach Venedig zur Direction des Ospedaletto berufen. Abgesehn von den Kirchencompositionen, welche er hier herausgab, bildete er in diesem Amte auch mehrere treffliche Sängern, und unter diesen die Gabrieli, Conti, Pasquali u. A. Als die Werke Sacchini's in London bekannt geworden waren, wünsch-

ten die dortigen Musikfreunde ihn als Theatercomponisten zu besigen. Bevor er ihrer Einladung folgte, besuchte er Deutschland. Er ging über Stuttgart und München, wo er mit großem Beifall gehört wurde, und kam 1771 über Holland in London an. Hier componirte er für das italienische Theater mehrere treffliche lyrische Tragödien, als *Montezuma*, *Perseus*, den *Ed* und *Andre*, deren uns bekannt gewordne Bruchstücke von der höchsten Schönheit sind. Sein Aufenthalt in England würde auch seinen Vermögensumständen vortheilhaft gewesen seyn, wenn seine Leidenschaft für die Frauen ihn nicht zu übermäßigen Ausgaben verleitet hätte, wodurch er endlich genöthigt wurde, das Land nach einigen Jahren mit Hinterlassung bedeutender Schulden zu verlassen. Gegen das J. 1782 ließ ihm die Administration der Oper zu Paris durch seinen Freund Framery den Antrag machen, dorthin zu kommen, und für dies Theater zu arbeiten. Man vereinigte sich über die Bedingungen, und 1783 erschien *Renaud*, worauf *Chimene* und *Dardanus* folgten. Da Sacchini zu einer Zeit auftrat, wo durch *Gluck* und *Piccini* die Franzosen bereits an die fremde Musik waren gewöhnt worden, so erregte er anfangs nicht den Enthusiasmus, den er erwartet haben mochte. Vielmehr wurden seine ersten Werke mit einer Art von Gleichgültigkeit aufgenommen. Nicht derselbe Fall war es mit seinem *Oedipe à Colonne*, der in jeder Hinsicht großen Beifall erntete, und noch bis jetzt eher darin gestiegen als gesunken ist. Bevor er ihn aber auf die Bühne bringen konnte, hatte er mit so unglaublichen Schwierigkeiten zu kämpfen, daß er beschloß, Paris zu verlassen, und nach England zurückzukehren, wohin seine Gönner und Freunde nach übernommener Tilgung seiner Schulden ihn einluden, um sich unter ihnen eines ruhigen Glücks zu erfreuen. Der Tod aber hinderte ihn daran. Sacchini starb zu Paris den 7ten October 1786 an den Folgen eines zurückgetretenen Sichtsinfalls. Die Oper *Arvire*, welche er unvollendet hinterließ, beendigte Key zur Zufriedenheit der Musikfreunde. — Die Haupteigenschaften dieses großen Componisten sind Leichtigkeit, Anmuth und Hoheit, welche ihm nie, selbst in den energischsten Stellen untreu wurden. Seine Gesänge sind so natürlich und so glücklich, daß sie sich in der Kehle des Sängers von selbst zu bilden und daraus hervorzugehen scheinen. Er verstand die schwere Kunst, Gesang und Declamation, diese beiden so wichtigen und fast entgegengesetzten Dinge, mit einander zu vereinigen. Seine Harmonie ist rein und voll; auch glänzt er in dem religiös idealen Styl; seine Priesterchöre sind die schönsten Muster in ihrer Art. Mit diesen Eigenschaften verbindet er das Verdienst, stets sich selber gleich zu seyn; findet man in ihm einige Einförmigkeit, so ist dies wohl der einzige Fehler, den die Kritik ihm vorwerfen kann.

Sacco (Johanna), eine der berühmtesten deutschen Schauspielerinnen, wurde 1754 zu Prag geboren, betrat dort 1761 als *Mamsell Richard* die Bühne, und wurde bei den Kinderballetten gebraucht. Im 21ten Jahre ihres Alters debutirte sie in Wien bei der kurzischen Gesellschaft, und als diese aus einander ging, kam sie zu der ackermannschen Gesellschaft nach Hamburg. In der Folge spielte sie in Leipzig, Freiberg, Torgau, Carlsbad, Altenburg u. s. w., verheirathete sich 1772 mit dem Tänzer und nachherigen Ballettmeister **Sacco**, und ging 1774 nach Warschau zu der Gesellschaft, welche *Kurz* dirigirte. 1776 begab sie sich wieder nach Wien, wo sie sich durch ihr herrliches Spiel nicht bloß den Beifall der Kaiserin *Maria Theresia*, sondern aller Kunstkenner, zu denen auch der Fürst *Kaunitz* gehörte, im höchsten Grade erwarb. Selbst Personen der niedern Stände huldigten auf eine enthu-

fiastische Weise ihren glänzenden Talenten; ein Fleischnacker in Wien war so entzückt von ihrem Spiel, daß er ein ganzes Jahr ihr für ihre Haushaltung das Fleisch unentgeltlich lieferte. Ueberhaupt war die Sacco so sehr der Liebling, sowohl der höhern als niedern Classen in Wien, daß man es fast als ein Verbrechen betrachtete, das mindeste Fehlerhafte an ihr bemerken zu wollen. Mit dem Studium ihrer Kunst vereinigte sie die glücklichsten Naturgaben. Sie hatte ein gefühlvolles Herz, die seltene Gabe, mit dem Dichter, die noch seltner, für ihn zu arbeiten, Schönheiten in Stellen zu legen, in die er selbst keine gelegt hatte, und Fehler des Dichters hinwegzuschaffen. Außerdem besaß sie eine glückliche Gesichtsbildung, ein Auge voll schmachtenden Feuers, ein reizendes Mienenspiel, einen schönen Wuchs, und eine entzückende Silberstimme, welches alles vereint sie zu einer der vortrefflichsten Schauspielerinnen machte. Sie starb den 21. Dec. 1802 in Wien an einer Brustkrankheit.

Sachenrecht, dingliches Recht, *Jus in re* oder *Jus reale*, ist ein Recht, welches jemand an einer Sache dergestalt hat, daß er es gegen jeden Besitzer verfolgen kann. Es gehören nach römischem Recht hieher das Eigenthum (*dominium*), die Erbschaft, die Dienstbarkeit oder Servitut, das Pfand, und der Besitz. Nach deutschem Rechte kommen noch mehrere Gattungen hinzu, z. B. das Retractsrecht etc. Alle aus diesen verschiedenen Gattungen des Sachenrechts entspringenden Klagen heißen dingliche Klagen (*actiones in rem*). Diese Klagen werden von dem Berechtigten angestellt, auf Auslieferung der Sache, oder falls er sich im Besitz befindet, auf gerichtliche Zuerkennung seines ihm streitig gemachten Rechts. Wenn die Klage den letztern Zweck hat, so heißt sie *actio confessoria*.

Sachs (Hans), einer der vorzüglichsten Dichter und Meistersänger des 16ten Jahrhunderts, wurde den 5ten November 1494 zu Nürnberg geboren, lernte in seiner Jugend das Schusterhandwerk, wanderte als Geselle, und trieb hernach sein Gewerbe in seiner Vaterstadt längere Zeit hindurch, ließ sich von dem berühmten Meistersänger Runnenbeck in der Berkunst unterrichten, trat zur lutherischen Religion über, ward Vorsteher einer Meistersängerschaft, und starb den 20ten oder 25ten Januar 1576. Er gehört aber nicht nur unter die besten Dichter seines Jahrhunderts, sondern auch unter die eifrigsten Beförderer der lutherischen Kirchenverbesserung, und einer vernünftigen Denkart in Religionsachen. Wirklich besaß er viel dichterisches Genie, welches mehr erkannt wäre, wenn er einer bessern Ausbildung genossen hätte, und in aufgeklärtern Zeiten geboren worden wäre. Ungeachtet der rauhen Sprache zeichnen sich seine Gedichte durch witzige Darstellung, sinnreiche Erfindung und treffende, oft beißende Sittenschilderungen aus dem Zeitalter des Dichters besonders aus. „Mit diesem großen Meistersänger, sagt Adam Müller, schließt sich die Reihe der germanischen Nationaldichter. Er stellte, ohne seinen eigenthümlichen Standpunkt, die Sitte des deutschen Vaterlands, die geliebte Geburtsstadt Nürnberg und sein Gewerbe je zu verläugnen, die ganze Sphäre des deutschen Lebens noch einmal mit kräftiger Strenge, Tüchtigkeit und Erbarmigkeit dar. Jeder Tag seines Lebens war mit irgend einem großgedachten, tiefempfundnen Werke bezeichnet, das aus der unmittelbaren Gegenwart, den Zeitläufen und der nächsten Umgebung entsprungen, sogleich wieder ersprießlich zurück floß in das Herz der gleichgesinnten Mitbürger, und der frommen, genügsamen, kunstbesessenen Nation. Nicht einmal fällt es ihm bei, daß es in Jerusalem, oder in Rom, oder wo die Geschichten, die er erzählt, sich zutragen haben

mochten, doch wohl anders ausgesehen haben könnte, als in Nürnberg oder in Klagenfurt, wo er den Gesang erlernt, oder in Baverland und Schwaben, wo ihn seine Wanderschaft hingeführt. Die Weltgeschichte durch die Entdeckung der beiden und die Verbreitung griechischer Säulen, stehen, wie eine reichliche Alten her; er griff sich, e nach der andern heraus, und

el
/ u
t
t
g
h
i
n
d
t
h
al
f

u. a. D. F. J. Veruchs Proben aus
war 1778, wurden damals nicht mit der
vollständige Ausgabe ihr folgen konnte.

Die Freunde alter vaterländischer Dichtkunst, das Büsching sehr un-

berung die westlichen dem Rheine, der Weser und der Elbe von dem fortwährenden Schwere erlidigten Wodaniden. Zwei bedeutende Horden vertrieben gingen um J. 549 unter der Anführung des Hengist und Hotta nach Britannien, wosin sie die Briten gegen die Sachsen und Picten riefen, welche das im Jahre 528 von den Römern aufgegebenes Britannien bevölkerten. Zwar wurden die Picten und Picten wieder in ihre uralten Wohngegenden zurückvertrieben; allein die durch diese Nachhülfer verstärkten Sachsen beherrschten sich selbst in kurzer Zeit das Land, und stiegen darauf sieben angelsächsische Könige, so daß die Herrschaft der Sachsen über Britannien bestand, bis durch Inset im J. 1066 von den Normännern unter Wilhelm Eroberung erobert ward — Die in Deutschland zurückgebliebenen Sachsen erheben in ihrer weit ausgedehnten Beherrschung unter dem Namen der Ostphalen, Westphalen und Lagersa. Sie gränzen im Norden an die Friesen und an die Dänen im Osten an die den Deutschen seit der Völkerwanderung bis an die Elbe nachgerückten Slavischen Völkerschaften

Verbindung mit den Franken, welche unter Ludwig Ballen den letzten Ueberrest der romanischen Macht zerstörten sie im Jahre 528 das damals im westlichen abruende Königreich Thüringen, von welchem die ganze gelegene Theile des eroberten Landes an die Sachsen vertrieben die Sachsen und die Franken selbst waren neue Erwerbung, und als Carl der Große die afischen Reich im Innern und nach außen consolidirt und eintruglichen dreißigjährigen Kampf mit den Sachsen durchführung seiner Herrschaft und zur Annahme des Christen thums wollte. Der kräftige Widerstand der Sachsen, den ihrem Feldherrn Adbert Witzelind, bewies es, um dieses freie Volk seine bisherige Selbstständigkeit und Autonomie würde. Denn selbst nachdem Witzelind, se zu Arnung, nicht mehr an der Spitze der sächsischen Land, ward der blutige Kampf der Sachsen gegen Carl endlich im Jahre 828 der Vertrag zu Feil die Sachsen daß sie das Christenthum annehmen, der Reichthum erhöhen, und mit den Franken zu einem Volke vereinigt sollten sie alle ihre bisherigen Rechte und Gewerbe behalten besonders Abgaben an den neuen Herrscher verpflichten.

Wenn gleich Carl für die Zivilisation und Culturierung der Sachsen durch viele im Umfange ihres Gebietes angelegte Bischöfliche und Schulen (zu Conobrisch, Minden, Bremen, Verden, Paderborn, Osnabrück, Fuldaheim u. s. w.) sorgte; so verließen doch überhaupt nicht für Wissenschaften und für die Kirche begründeten Jahr weit unter den inneren und äußern Verwund während der Regierung der unauferklichen Nachfolger aus seiner Dynastie. Als aber unter dem kräftigsten seiner Enkel, unter Ludwig dem Deutschen, im ordnung Vertrag (843) Deutschland ein eigenes Reich und von Frankreich auf immer getrennt ward, da bildeten die Sachsen einen der mächtigsten Stämme in der Reihe der sechs zu Deutschland gehörenden Völkerschaften: der Ostfranken, der Sachsen, der Friesen, der Thüringer, der Schwaben und Bayern. Schon unter Ludwigs Regierung ward (843) Ludolf, welcher der große Erbkönig in Ostphalen besaß, als Herzog von Sachsen genannt. Sein ältester Sohn Bruno hülte dem Vater in dieser Würde (859), erdauit (861) Braunshweig, und fiel (880) im Kampfe gegen die Normänner, wosin die herzogliche Würde auf dessen jüngeren

Bruder Otto beträchtliche Kräfte selbst, nach dem Erlösig dem Kinde tete die Wahl dieser Konrad den kräftigen vor, und so tr Enkel und Ure diesen vier Für der kräftigste u feburg (933) u er besiegte die denburgischen, graffschaften W an, so wie er Deutschland ge umgeben und l Städte zehen ten; allein sein seiner Herman Billung. Loich im Jahr Heinrich V. de Sachsen belehrt besiegten hatte, 108 Heinrich von dem guelf.

Kel des letzten sächsischen Herzogs Magnus war. Allein nur zwei Guelfen, Heinrich der Stolze, und sein kräftiger Sohn, Heinrich der Löwe, beherrschten unter abwechselnden Schicksalen zugleich die beiden mächtigsten Herzogthümer Deutschlands in der damaligen Zeit; denn die Arrondirungspläne der Feinde des Löwen, besonders unter dem geistlichen norddeutschen Fürsten, und die auf die Schwächung der größten Reichsvasallen berechnete Politik des Kaisers Friedrichs I. aus der Dynastie der Hohenstaufen, trafen zusammen in dem beabsichtigten Sturz jenes Fürsten. Die über ihn im Jahre 1180 ausgesprochene Reichsacht war der Wendepunkt seiner politischen Macht. Kaum konnte seinem Hause das braunschweigische Erbland gerettet werden; das Herzogthum Bayern kam an die wittelsbachische Dynastie; das Herzogthum Sachsen aber an Bernhard von Askanien, den Enkel des Herzogs Magnus von seiner zweiten Tochter, die mit dem Askanier Albrecht dem Bär vermählt gewesen war. — Es begann also mit dem Jahre 1180 der askanische Mannstamm der Herzoge von Sachsen. Allein Bernhard besaß zu wenig Macht durch seine Familienbesitzungen, um die vom Kaiser beabsichtigte Zersplitterung des bisherigen großen Herzogthums Sachsen hindern zu können. Die bisherige Hauptstadt desselben, Lüneburg, ward eine freie Stadt; der Erzbischof von Eln setzte sich in den Besitz des Herzogthums Westphalen; mehrere geistliche und weltliche Fürsten, welche bis jetzt unter der Hoheit des Herzogs von Sachsen gestanden hatten, gelangten zur Reichsunmittelbarkeit, wozu besonders die Fürsten von Mecklenburg und Pommern gehörten. Wenn also auch der Name eines Herzogs von Sachsen

nd das damit vorhandene Reichthum, waschellom auf Fern-
 ord von Salomon übergang; so ward doch seit dieser Zeit kein Raum
 uf andere Weegenden Deutschlands

aber 1180 Sachsen gezeihen dann

ogthum Sachsen erhielt von

er Mittelalt in Wittenb

Wasser, Albrecht der Bär, in

a Eckerhaffen entzissen, und

dadin vertrieb Colonisten von dem

nen harte Albrecht die Burgwaren wittenb

rg, d. z. die weiße Burg, Jagna, Silbermünde

Elbe, in diesen Thale die Preußen im Oct. 1211 auf

zur vorrüberer Eilache übergangen), Döblich

burg sein merkwürdig der waldenischen Romia), Döblich (ein Dorf
 bei wittenbergischen Magistral, anderthalb Stunden von Wittenberg,
 dessen Kirche auf einer bedeutenden Anhöhe liegt), und Gossowitz (das
 frage andalt-berndtische Erbschaften Ludwig an der Elbe) angelegt.
 Von den aus den Niederlanden angekommenen neuen Colonisten (vgl.
 Melchior Chron, Savorum, I. 2. c. 68) wurden in diesen Gegenden
 den mehrere Flecken und Städte begründet, deren Namen sogar auf
 den niederländischen Ursprung deuteten, als Lüneburg (Lamburg),
 Brühl (Bruggen), Niemegk (Nimwegen), Großschadowitz
 (Strafshaus) u. s. In diesen von Albrecht erworbenen, nach ihm schon
 andalrischen Familienbegehungen verbanden Ländern war Herbrand
 dem Vater 1180 gewilt, und von hier aus machte er noch stark Ein-
 langung zur deroylich sächsischen Würde die Rechte derselben geltend,
 indem er wenigstens über die niederwählungen sächsischen Vasaßen,
 z. B. die Grafen von Schwarz, von Lüneburg u. s., die bisherige
 sächsische Logroden bedauerte, und durch Eroberungen an der Nie-
 derlande im Lande der Poladen seine Besitzungen erweiterte, wo er zur
 Sicherung dieser Eroberung gegen die heussien Elaven die Fanta-
 burg (Poladenburg) anlegte. Nach seinem Tode folgte ihm (1211) im
 dem Herzogthum Sachsen sein Sohn Albrecht I., und in dem
 andalrischen Familienbegehungen sein Sohn Heinrich, der Stammvater
 der noch jetzt in den drei Linien — Lüneburg, Wittenberg und Lüneburg
 — stehenden andalrischen Familie. Da Albrecht mehrere Urkunden
 in Wittenberg ausstrick, so scheint wenigstens sein starker Zeit diese Stadt
 die Residenz der andalrischen Herzogt von Sachsen gewesen zu sein. So
 klein auch sein Land war, so ward es doch berühmt (1216) zwischen
 den Edlern getheilt, von welchen der Ältere, Johann, die lauren-
 burgische und der Jüngere, Albrecht II, die wittenbergische Bege-
 den erhielt. Seit dieser Zeit sind beide Länder nicht wieder vereinigt
 worden.

voran!

den best

zu Pra-

zur hinj

recht

weise

von We-

are,

andische

simarichanische

man lang

burgische Linie erlosch im Jahre 1252,
 n, nach einem mehrjährigen Streite mit
 er sachsen- und erbstischen Linie,
 t die sachsen-wittenbergische Linie
 im Jahre 1252 mit dem Herzog Al-
 bert und der herzoglichen Würde folgte
 des Kaisers Paganus, der Markgraf
 Brandenburg, Friedrich der Erste
 Preußen seit 1207 erblich regierende witten-
 bergische Erbprinze und zum Reichs-
 marschall ernannt gelangte, obgleich das sachsen-lauenburgische Haus
 man lang fortgesetzten Widerstand leistete, und nicht der neue

Churfürst von Brandenburg, Friedrich von Hohenzollern, das Land für seinen Sohn Johann in Anspruch und wirklichen Besitz nahm; der mit der Tochter des vorletzten askanischen Churfürsten Rudolphe III. vermählt war. Doch gab Friedrich von Brandenburg an Friedrich den Streitbaren das Land heraus, nachdem er von dem letztern 10,000 Schock böhmischer Groschen (nach Andern sogar 28,000 Gulden, er-

ufen von
Churfür-
er sächs-
mit dem
Ehrens-
Auf die
Stamm-
ernestini-
jahrdun-
errichtet
Anfange
r Her-
ze. Er
ren und
und der
berührt
ein keine
in Waf-
tuch nor-
frühern
i vierten
wohnten
erscheint,
aß diese
Mittel
sogleich
ie, Sitte
Volks-
delung
er neuen
i Wuth-
wie Cat-
iß, wenn
ant war,
wie die
kannten.
inze der
itten bo-
der Ge-
en, fort-
des Boo-
ile ward
das seit
re Theile
end aus-
urme an
lige dro

selben erledigt worden waren. So lange als dieses sächsische Königreich in seiner Kraft bestand, war es zugleich die sichere Vormauer gegen die im Osten Europas den Deutschen in einer unangenehmen Lage von der Ostsee bis ans adriatische Meer wachsenden slavischen Völker. Denn wenn gleich zu der Zeit der sächsischen Macht das Land zwischen der Saale und Elbe wahrscheinlich ungleich mehr bebauet und bevölkert war, als das Land an der Ostsee, zwischen der Saale und Werra; so gehörte es doch als wesentlicher Landtheil zu den sächsischen Besitztümern, und ward gegen die Slaven behauptet. Als aber das sächsische Königreich im Jahre 531 durch die vereinte Kraft der Franken und Sachsen zerstückelt ward, da erschienen nicht nur die Sordern, ein Hauptzweig der Slaven, in dem Lande zwischen der Elbe, Mulde und Saale seit dem Jahre 534, sie behaupteten sich auch in demselben, und drohten die dort wohnenden Deutschen zur Unterwerfung. Vier Jahrhunderte hindurch (von 534 bis 928) war also dieses Land zwischen der Elbe, Mulde, Elbe, Elster und Saale eine Besizung der Sordern, und ward nach ihnen Sorabia genannt, und von ihnen in Japanien getheilt, welche Eintheilung eine Aehnlichkeit mit der Eintheilung deutscher Provinzen

die wichtigsten der vielen einzelnen sordischen Bauernzweige, der von Eberstadt bis an die damalige in der Gegend von Pommern reichte; der Bau Slomowitz, von der Bistumsstadt des Dalenmücker Hauptortes Slomowitz (Pommern) und der in der Provinz Sana; der Bau Witten mit dem Hauptort in Altenburg; der Bau Weisitz mit Halle; der Bau Seiditz, mit Ebersdorf und Zella mit Zwickau; der Bau Ebnitz mit Chemnitz u. s. w. Eine Menge von Dörfern, aus welchen die Städte erwuchsen, wurden von den Sordern angegriffen (Priesitz, Wurzen, Zeitz, Altenburg, Leipzig, Colditz, Belgern, Ebersdorf u. s. w. — begannen aber die Kämpfe der Deutschen unter ihnen, seit der Zeit, daß das fränkische Reich, zu dessen (ukrainischen) Erbthümern gehörte, durch die Majores slawischen Dynastien wieder mehr gehoben ward, und

Carl der Große machte bereits in seiner Zeit die Sordern bis an die Elbe, und die Weisen und Oberrhein unthätig. Doch dauerte es, bei dem unter seinen Nachfolgern eingetretenen innern und äußern Kämpfen, bis zu der Zeit des deutschen Kaisers Heinrich I., bevor die Elbe als Gränze des seit dem verduner Vertrage (843) selbstständigen deutschen Reichs behauptet, und das Land zwischen der Saale und Elbe den Slaven völlig entzogen werden konnte. Denn wenn gleich schon vor Heinrich I. das Land zwischen der Saale und Mulde als eine deutsche Mark unter dem Namen des Osterlandes (limus Sorabicus, Marchia orientalis, sächsisches Osterland) erscheint, und wahrscheinlich von dieser verschieden, auch bereits seit dem Jahre 874 eine zweite norddeutsche Mark bestand, welche ihren Sitz in Belgern und dann in Ebersdorf hatte, so gelang doch die völlige Bezwingung der Sordern in diesen Gegenden erst dem Heinrich I., nachdem er die Jenseits Saale (874) die Mark Weissen begründet hatte, wo durch den angestellten Markgrafen die in die Oberlausitz zurückgedrängten Slaven und die dort wohnenden Weisener im Zaume gehalten, und zur Entrichtung des Tributs an den Kaiser Deutschlands genöthigt

rich auch das Land der Havel an sich, nachdem er ihre erste Veranlassung, und die Markgrafschaft Nordmark ihnen entrissenen Boden gestiftet hatte, werden in diesem Lande zur Vertheilung in die drei Bisthümer Meissen (1155), Leisnig gestiftet, der Bischof des letztern aber legt. Weil jedoch in diesem Zeitalter, Charakter des Lehnsystems die un-ürden Pfalz-, Mark- und Burggraven, als Vasallen, ohne erblichen Besitz, erschienen, so wechselte auch entweder von dem Lehnsurtheile (Flehen) der Bischöfe die mit ihnen als Befolgung die große Lehnsgrundstücke, in den Zeiten der nach dem Abgange der salischen Dynastie, bei ärmlichen Familien erblich wurden. Nach einem zweihundertjährigen

Wechsel der markgräflichen Würde in Meissen gelangte daher auch das Haus Wettin mit dem Markgrafen Konrad, einem nahen Verwandten der Gemahlin des Kaisers Lothar II., zum erblichen Besitze der Markgrafschaft Meissen im Jahre 1107. — Ob übrigens diese Dynastie, deren beglaubigte Abstammung nicht weiter, als bis auf den Theodorich Nustel (der in Otto's I. Zeiten lebte) zurückgeführt werden kann, slavischer oder germanischer Abkunft war, ist freilich nicht bis zur Evidenz auszumitteln. Doch nennt ihn ein Chronist: *Nit egrogias liberealis*, welches im Mittelalter den Namen eines bedeutenden deutschen Adlignoms bezeichnet, der seinem Häupter durch Kreuzverdienste verpflichtet war. Das seiner Familie erblich eine ansehnliche Befugung in der Nähe von Halle gebürt, wo jet die Burg Wettin erbaut, und sich nach derselben nannte, ist historisch gewiß. Nur dürfte die von Adelung im Directorium aufgeführte Abstammung dieser Dynastie von dem gräflichen Hause Mansfeld, so wie die von Wedekind (in L. Ehren: die Eingänge der Meissen-Graveschweig 1815. A) vorgeschlagene Identität des tribus Boctel, mit der alten Burgwall Jüdrig, in Ermangelung anderer Notizen bei den beiden Hauptquellen für die älteste meißnische Geschichte (im Dittmar von Merzdorf, und im Chronicon Lauraburgense, das von einem anonymen Mönche des von der Dynastie Wettin gestifteten Klosters auf dem Petersberge bei Halle geschrieben ward) nie bis zur historischen Gewissheit erhoben werden können. — Konrad von Wettin, erster erblicher Markgraf von Meissen, erbt nach dem Tode seines Vaters, des Pfaffen Heinrich von Wettin zu Eilenburg, dessen schon eilenburgische Familiendominionen; vom Kaiser Lothar II. erhält er (1123) die bischöfliche Reichsdomäne Rositz; auch ward er von demselben (1136) mit der östlichen Mark (Niederlausitz) belehnt; daher führt er auch den Namen *Marchio Misnensium et Lusatensium*. Obgleich seine Länder nach seinem Tode (1156) zwischen seinen fünf Söhnen getheilt wurden, so stehen doch die meißnischen derselben bei dem frühzeitigen Erlöschen dieser Erbsöhnen an die meißner Stammreihe zurück, bis auf Moritz von Wettin, welche der deutsche König Rudolf I. (1289) als ein erbliches Reichthum dem Herzoge von Sachsen schenkte, so daß Vornam erst 1223 zugleich mit dem Herzogthum Sachsen an Meissen zurückkam, Wettin aber bereits vorher auf das Erzbischofthum Magdeburg übergegangen

gen war. In unmittelbarer Folge regierten nach Konrad sein Sohn, Otto der Reiche (1156-1190), unter welchem die freybergischen Bergwerke entdeckt, und die ersten beiden leipziger Messen gestiftet wurden; dann dessen ältester Sohn, Albrecht der Stolz (1190 — 1195); und nach ihm der jüngere Dietrich der Bedrängte (1195 — 1221), der mit seinem Bruder in Streit verwickelt war, und erst nach des Kaisers Heinrich VI. Tode, welcher Meissen als eine erledigte Reichsdomaine einziehen wollte, zum ruhigen Besitze der Markgrafschaft gelangte. Durch die Vermählung dieses Dietrichs mit der Tochter des Landgrafen Hermann von Thüringen ward die unter seinem Sohne Heinrich dem Erlauchten (reg. von 1221 — 1288) erfolgende Vereinigung der Landgrafschaft Thüringen mit Meissen vorbereitet. — Diese Landgrafschaft Thüringen umschloß bei weitem nicht den Umfang des alten thüringischen Königreichs, das unter seinem letzten Könige Hermanfried (528) von den Franken und Sachsen zerstört, und so getheilt ward, daß das eigentliche Thüringen als Provinz an die Franken, der nördliche Theil am Harze aber an die Sachsen kam. Wenn nun gleich nach dieser Zerstörung die Sorben in dem thüringischen Grenzlande zwischen der Elbe und Saale sich festsetzten, so drangen diese doch nicht ins eigentliche Thüringen vor, das von den fränkischen, in demselben angestellten Grafen und Herzogen gegen sie vertheidigt ward. Seit 687 ward das Christenthum durch den Britten Winfried (Bonifacius) in diesem Lande verbreitet, wo bereits mehrere Städte (Erfurt, Weimar, Gotha, Eisenach, Eisleben, Arnstadt, Nordhausen, Mühlhausen u.) aufblühten, und mehrere gräfliche Geschlechter (von Weimar, Gleichen, Mansfeld, Schwarzburg, Orlamünde, Reichlingen, Käfernburg u. A.) schöne Allodialbesitzungen erwarben. Unter allen diesen thüringischen Dynastien erhob sich aber keine schneller, als die vom Grafen Ludwig mit dem Barte abstammende, der ein Verwandter der Kaiserin Gisela, Gemahlin Konrads II., von dem letztern (um's Jahr 1026) einen beträchtlichen Strich Landes in der Nähe des thüringer Waldes geschenkt erhielt, und seine Besitzungen durch seine Vermählung mit der Gräfin Cäcilia von Sangerhausen erweiterte. In diesen Familienbesitzungen folgte ihm sein Sohn Ludwig (nach einer Fabel des Mittelalters: der Springer genannt), welcher die Wartburg und die Stadt Freyburg erbaute. Der Sohn desselben, Ludwig, erhielt im Jahre 1130 die vom Kaiser Heinrich IV. in Thüringen begründete landgräfliche Würde, die ursprünglich ein kaiserliches Richteramt mit herzoglichen Rechten bezeichnete. Diese Würde blieb bei seiner Familie, bis dieselbe im Jahre 1247 mit dem Landgrafen Heinrich Raspe erlosch, und der Kaiser Friedrich II. das erledigte Land und die erledigte Würde auf den Markgrafen Heinrich den Erlauchten von Meissen übertrug, der von demselben Kaiser bereits im Jahre 1242 das pleißner Land unterpfändlich erhalten hatte. Ob nun gleich Heinrich der Erlauchte über den Besitz von Thüringen mit seiner nahen Anverwandtin, der Herzogin Sophia von Brabant, einer Tochter des frühern Landgrafen, Ludwigs des Heiligen von Thüringen, in einen vieljährigen Krieg verwickelt ward, so behauptete er doch im Frieden vom Jahre 1263 die Landgrafschaft Thüringen, wogegen die hessischen Allodialbesitzungen an das brabantische Haus fielen, und der Sohn der Sophia, Heinrich, der Stammvater des gesammten hessischen Hauses ward. — Verstärkt durch den Erwerb von Thüringen, war im dreizehnten Jahrhun-

berte das weitsinische Haus in Meissen eine der mächtigsten deutschen Regentenfamilien; nur daß die von Heinrich dem Erlauchten beschlossene Theilung seiner Länder, und die Fehden seines ältesten Sohnes Albrechts des Unartigen, dem er Thüringen überlassen hatte, mit seinen beiden Söhnen, Friedrich dem Gebirgen und Dietmann, die innern Kräfte des Landes erschütterten, bis endlich nach zweien sturmvollem Decennien, und nach dem Absterben der übrigen Fürsten des Hauses, Friedrich der Gebirge zum ruhigen Besitze von Meissen und Thüringen gelangte. Bei seinem Tode (1324) folgte ihm sein Sohn Friedrich der Ernsthafte (1324 — 29). In Verbindung mit Hessen und Mainz besiegte er die rauffüchtigen Herren von Erfurt in Thüringen, deren Besitzungen (Erfurt nebst der Volgtei Dorla) in eine Ganerbschaft (gemeinschaftliche Besizung) der drei Sieger (1337) verwandelt und der sächsische Antheil davon erst im J. 1808 an das damalige Königreich Westphalen abgetreten ward. Mit Friedrichs des Ernsthaften Söhnen begannen wieder die für das Land so nachtheiligen Theilungen; es war aber im Mittelalter durchgehends in den deutschen Feudis die Ansicht vorherrschend, daß, wenn gleich dem ältesten Sohne ein größerer und besserer Theil gehöre, die übrigen Söhne doch berechtigt wären, in ziemlich gleiche Theile der Erbschaft zu gehen. So erhielt Friedrich der Strenge (reg. 1349 — 1381) in der durchs Loos bestimmten Theilung das Osterland; sein mittlerer Bruder Balthasar Thüringen, und der jüngste, Wilhelm I., Meissen. Durch Heirath brachte Balthasar Hildburghausen, und Friedrich die Pfalz Coburg an das Haus. Zum Glück für das Land starb Wilhelm I. (1407) ohne Erben, und die thüringische Linie erlosch gleichfalls (1440) schon mit Balthasars Sohne, Friedrich dem Friedfertigen. Dagegen regierten die Söhne Friedrichs des Strenghen, Friedrich der Ernsthafte (1381 — 1428) und Wilhelm II. (f. 1425) im Osterlande gemeinschaftlich, bis sie nach dem Erlöschen der meißner Linie (1407) eine neue Theilung stifteten. Sie gründeten im J. 1409, auf

Veranlassung der
die Unversität
Friedrich von Thü
Hussitenkriege. S
nischen Länder hat
gismund die Ritter
des Streibaren u
Hauses in der säch
gebrenden Län
sch schon bedeute
Erlangung zur st
den, und durch de
fang und Bevölker
von der andern S
wenig gegolten h
Gewicht, weil nu
Thüringen in Ein
fes - auf die Ang
ward. In der E
wie vormalz die g
wichtigste Fürst i
Kaiserhaufe; denn
weitsinchen an pol

ermochte, sobald es erhellte, daß er die bürgerliche und kirchliche Freiheit Deutschlands gegen das Reactionssystem seiner Zeit vertheidigte! Die wittenberger Capitulation, in welcher Moriz, außer der Churwürde, den größten Theil der Besitzungen des sächsisch-ernestininischen Hauses auf die albertinische Linie brachte, beschränkte, meistens aus thüringischen Aemtern gebildete Fürstenthümer des gefangnen Churfürsten nur auf ein jährliches 50,000 Gulden; allein auch der Churstaat selbst verlor Moriz dem König von Böhmen das schlesische Herzogthum, die vogtländischen Besitzungen, als erledigte und die bisherige sächsische Lehnshoheit über die reu- überlassen, so wie die Fortdauer der Bischöfe und in drei meißnischen Hochstiftern zugesiehn mußte. (Der Fürst Johann Friedrich, kehrte nach einer fünfjährigen Exilzeit, die seinen Eltern angewiesenen thüringischen Aemter er bereits im Jahre 1554, nachdem der neue Churfürst August, der ernestininischen Linie unter Mitwirkung der Kaiserin zur Ausgleichung der bisherigen Streitigkeiten, um Altenburg abgetreten, und 100,000 Gulden ausgezahlt hatte. Bei den im ernestininischen Hause fortdauernden Länderteilungen ward der Besitzstand, besonders bei dem baldigen Erlöschen mehrerer neugebildeten Seitenlinien, vielfach verändert. In unsern Zeit-

anfängen: die weimarische Würde, und 85,000 neue Gulden des Königs von Sachsen an meiningische, die coburgische. Einen beträchtlichen Zuwachs erhielt die hennersbergische Linie durch die Theilung im Jahre 1572 im Besitze von Reichen und nach Albrechts Tode (1500) erlangte (1500 — 1539), und 1541) in diesem Länderumfang und als Held ausgezeichnete Kaiser Carl V. in der wittenberger sächsischen Churwürde, mehrere anderer Länder des ernestininischen Hauses auf bewährte er in dem, dem Kaiser zu Passau, daß ihm die Kaiserkrone, als die Günst des Kaisers, er (17ten Juli 1553) an den Kaiser erhalten hatte. Ihm folgte

ihnen sein Bruder August

(1553 — 1586). Wenn gleich nicht Morizens militärische Talente auf ihn übergegangen waren, und sein Antheil an den troptocalvinistischen Streitigkeiten einen Schatten auf seine Regierung wirft, so darf doch nicht vergessen werden, daß er der erste Staatswirth seines Zeitalters war; daß er die trefflichsten Institute für die innere Organisation seines Staats begründete, und daß er durch Verträge, durch Ankauf und kaiserliche Belehnung den Umfang dieses Staats beträchtlich erweiterte, ob er gleich im Jahre 1554 dem ernestininischen Hause das Fürstenthum Altenburg überließ. Unter ihm geschah es, daß die Administration der zum Protestantismus getretenen drei meißnischen Stifter,

Meißen, Merseburg und Naumburg-Zeitz, durch Vertrag mit den Domcapiteln, deren Rechte beibehalten wurden, auf den Churfürsten übertrug: daß er durch Kauf von dem Buzarafen von Meißen und

1656) in der Regierung folgte, so lehnte dieser nicht nur selbst die ihm von den Böhmen — welche Ferdinand II. des Thrones für verlustig erklärten — angebotene böhmische Krone ab, er riet auch dem Churfürsten Friedrich V. von der Pfalz, dasselbe zu thun. Allein dieser, geblendet von dem Glanze der Krone, und rechnend auf die Unterstützung der Union des Bundes der Protestanten in Deutschland, verlor bald nach der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag, welche gegen ihn entschied, nicht nur die Aussicht auf Böhmen, sondern auch durch die Aechterklärung des Kaisers die Chur und alle seine Familienländer. Dagegen hatte Johann Georg I. als Bundesgenosse Ferdinands für diesen die Lausitzen und Schlesien zur Unterwerfung gebracht, und für die auf 72 Tonnen Goldes berechneten Kriegskosten die beiden Lau-

sehen Anfangs (1623) unterpfändlich, im prager Frieden aber (1635) völlig abgetreten erhalten. Denn das gute Vernehmen des Churfürsten mit dem Kaiser ward durch das Restitutionsedict des letztern (1629) geköhrt, nach welchem die seit dem passauer Vertrage secularisirten geistlichen Länder wieder in die vorigen kirchlichen Verhältnisse zurückgedrängt, und von den Protestanten herausgegeben werden sollten. Unter diesen Umständen schloß sich Johann Georg L. (1631) dem Könige von Schweden, Gustav Adolph, an, der, in Verbindung mit dem Sachsen, gegen Lillj (7ten Sept. 1631) die Schlacht bei Breitenfeld,

er
ge
eitung
langler
zu ge
Wiß
Mal
ufigen
tagde
ierfur
s aber
gegen
durch
d der
ng der
prager
seines
i Mai
liti-
r Zeit
in die
it der
d seine
anders
- Die
ndeten
i Sei-
i zum
, und
beif-
- In
680),
g IV.
! aber
94 -
lcis-
i seine
einem
war,

es ward auch Sachsen in den nordischen Krieg verflochten, welchen August, in Verbindung mit Rußland und Dänemark, gegen den König Carl XII. von Schweden führte, der nicht nur Augusts Absetzung und die Wahl des Stanislaus Leszcynsky in Polen bewirkte, sondern auch im Herbst 1706 nach Sachsen ging, in Altρανstadt (24ten Sept. 1706) die Bedingungen des nachtheiligen Friedens mit August dictirte, und während seines einjährigen Aufenthalts in Sachsen dem Churfürsten große

Steuerscheine fixirt werden mußte. Eben
er 9 Millionen Kammerſchulden eine Kam-
: jährlich 300,000 Thlr. abtrag. Schon
rd die in Dresden (ſeit 1703 beſtchende)
ademie der zeichnenden und bil-
afedorns Leitung erhoben, und mit
afte ausgeſtättet. Der Adminiſtrator ver-
iger Zeichnungs-, Malerei- und Archi-
lt. Eben ſo erweiterte er (1764) den Ge-
iten) Landes-Oekonomie-, Manu-
endeputatlon, und ſtiftete (4ten Dec.

1765) die treffliche Bergakademie zu Freyberg. Die 1768 zu
Dresden begründete Artillerieſchule ward 1816 in eine Will-
tärakademie für 44 Zöglinge verwandelt, welche darin zum Ingenieur-
und Artilleriedienſt gebildet werden ſollen. Für die innere Verwaltung
wurden (1764) in den einzelnen ſieben Kreiſen des Landes Kreis- und
Amthauptleute angeſtellt, und (in dem gebliebenen Theile) die
Zahl der letztern im Jahre 1816 vermehrt, und ihr Geſchäftskreis er-
weitert; auch ward zu Dresden (1768) das Sanitätscollegium
errichtet. Unter dem noch lebenden Regenten, deſſen Gerechtigkeits und

untergeordnet. Als aber der Brand von Moskau den Zauber von Napoleons Weltherrschaft löste; die Sachsen, die bei Kobryn, bei Slonim und noch am 15ten Febr. 1813 bei Kalisch bedeutend verloren hatten, zu ihr Vaterland zurückkehrten, und sich auf des Königs Befehl von

tionshauptschlüsse (1803) selbst Bayern nach der Bevölkerungszahl übertraf. Während nun der an Preußen überlassene Theil von Sachsen den Namen Herzogthum Sachsen erhielt, obgleich beträchtliche Districte desselben an den Herzog von Sachsen-Weimar abgetreten wurden, besteht das Königreich Sachsen nunmehr aus den fünf Kreisen: dem meißner, dem leipziger (beide mit Verluste, doch ward der Rest der Hochstifter mit dem letztern verbunden), dem erzgebirgischen, dem vogtländischen und dem lausitzischen Kreise. Da die Geschäfte der in Dresden in Wirksamkeit getretenen Ausgleichungscommission von preussischen und sächsischen Deputirten, unter Concurrenz eines österreichischen Commissarius, bis jetzt noch nicht beendigt, und nur die Resultate in Hinsicht der Cassenbilletts bekannt gemacht worden sind (von welchen Preußen die Summe von 1,810,000 Thalern übernahm, Sachsen aber die seinigen bis auf $2\frac{1}{2}$ Million Thaler vernichtete); so ist auch wegen der gesammten neuern und ältern Landesschulden, und wegen der Consolidirung derselben, selbst wegen der Grenzberichtigung, noch nichts definitiv festgesetzt. Nichts desto weniger wandte der König nach seiner Zurückkunft seinen Blick auf mehrere Verbesserungen und Veränderungen im Innern. Die Verminderung des Landes machte es nöthig, daß die bisherigen drei Departements des Finanzcollegiums (Sept. 1815) auf zwei beschränkt wurden; allein die unter der interimistischen Administration neuorganisirte Kriegsverwaltungskammer ward (20sten Nov. 1815) bestätigt; das ehemalige Collegium medico chirurgicum zu Dresden nach einem verbesserten und erweiterten Plane in eine chirurgisch-militärische Akademie verwandelt; die Ingenieur- und Artillerieschule combinirt und zu einer Militärademie erhoben; ein neuer Civilverdienstorden (7ten Juni 1815) nach drei Classen gestiftet; zu Tharandt (Febr. 1816) eine Forstakademie errichtet, und der Geschäftskreis und die Zahl der Amtshauptleute in den vier alten Kreisen (22sten Juni 1816) vermehrt. Das Königreich hat freilich durch die Theilung die besten Korn- und Holzgegenden und alle Salzwerte, und der königliche Fiscus die reichsten Domainen und Kammergüter verloren; allein die durch den Gewerbseiß bevölkertsten Districte des erzgebirgischen und lausitzischen Kreises, und die wichtige Handelsstadt Leipzig sind ihm geblieben. Berechnet man vor der Theilung die Gesamteinkünfte des Königreichs zu 9 Millionen Thaler und darüber; so dürften dieselben nach der Theilung ungefähr 5 Millionen Thlr. betragen, nur daß in dem überbüllerten Erzgebirge eine große Armuth herrscht und schlechte Ernten, wie schon im Jahre 1771 und 1805, leicht zur Hungersnoth führen. Außer Dresden und dem Königssteine ermangelt Sachsen nach Abtretung von Torgau und Wittenberg an Preußen der eigentlichen Festungen; von seinen höchsten Bildungsanstalten sind ihm bloß die Universität Leipzig und die Landschulen Meissen und Grimma geblieben. Die frühere Verfassung und Verwaltung ist beibehalten worden. Doch nur ein langdauernder Friede kann die Wunden heilen, welche die Stürme der letzten Kriege, die zum Theile auf sächsischem Boden ausgekämpft wurden, dem Lande geschlagen haben, und den Credit von neuem beleben, und die Bevölkerung emporbringen, die in Vergleichung mit den Jahren vor 1806 sich ebenfalls vermindert hat. Ueberhaupt ist es noch zu früh, alle die Folgen zu berechnen, welche die nähere und entferntere Zukunft aus der geschehenen Theilung Sachsens entwickeln wird, durch welche nicht bloß Sachsens Stellung zu Deutschland und Europa, sondern auch das innere Verhältniß der

wichtigsten deutschen Bundesstaaten gegen einander sehr wesentlich ver-
ändert worden ist. — Seit dieser Theilung ist das Königreich Sachsen
im Osten, Norden und Westen mit offenen Grenzen dem unmittelbaren

von Böhmen durch eine
Seite getrennt. In dem
ufer der Elbe als Haupt-
bunzte Elster, die Pleiße,
Hwarzwater &c. In Hin-
be zu dem Königreiche die
n Preußen gekommen, und
rn, Langensalza mit
Einwohnern, Lützen mit
, Neumburg mit 7700
it 5000 Einwohnern; doch

sind ihm Dresden, Leipzig, Chemnitz, Freyberg, Bautzen,
Zittau, Zwickau, Glauch, Weissen, Plauen, Annaberg,
Schneeberg u. a. mit einer starken Bevölkerung, und mit
einem lebhaften Gewerbfleiß und Handelsverkehr geblieben. Die
gewöhnlichen Vorurtheile sind abgetreten worden; doch ist die Pflege des
Landwirths und der lebhafte Kreis fruchtbar und ergiebig. Die
beruht Bergwerke sind, so wie der Weinbau im Weichselthale geblieben;
allein die sächsischen Bergwerke, und die Kleinmanufakturen im
sächsischen und wittembergischen Kreise sind an Preußen gekommen. Der
Handel im Inlande ist durch die Theilung und durch die damit ver-
bundenen Grenzveränderungen allerdings sehr bestraft worden; doch
hat Leipzig weder in noch außer den Weichen bis jetzt bedeutende Nach-
theile erlitten; auch dürfte doch wohl endlich die Zeit gekommen
seyn, wo richtigere Grundsätze der Staatsverwaltung von selbst darauf
hinwirken, dem gegenseitigen Handelsverkehr überhaupt auf dem deut-
schen Boden die größte Freiheit zu geben, und die früheren beschränken-
den Formen, als nachtheilig für alle Staaten, zu befeitigen. Die
ehemals bedeutende Anzahl slavischer Abkömmlinge hat sich durch
die Abwanderung der ganzen Niederlausitz und der Hälfte der Oberlausitz
an Preußen sehr vermindert, so daß vielleicht nur noch der dritte
Theil der Schlesienbewohner Sachsen zu dem Stamme der Elaven ge-
hört. Der sächsische Nationalcharakter, seit Jahrhunderten
durch gelungene Cultur und seine Sitten veredelt, ist zwar an sich mehr
friedlich als kriegerisch, wie das bei einem Staate nicht anders seyn
konnte, der in allen neuern Kriegen verloren hat, und der schon in
seiner ersten Anlage und Begründung nicht die Form eines erdrückenden
Militärstaates erhielt; allein die Tapferkeit der Sachsen, selbst in Kämp-
fen, die ihrem vaterländischen Interesse fremd waren, hat sich jedes-
mal ehrenvoll bewährt und es bezeugt, daß auch ein Volk, das zu-
wächst seinen trefflich angebauten Boden liebt, und durch Gewerbfleiß,
Kunst und wissenschaftliche Bildung seit Jahrhunderten sich auszu-
zeichnet, im Augenblicke der dem Vaterlande drohenden Gefahr es nicht
vergisst, was es der Freyheit gegen seine erbliche Dynastie, der unerläß-
lichen Ehre und Würde seiner Regierung und dem sächsischen Namen schul-
dig ist. Wenn also auch der Nationalcharakter des Sachsen nicht in
starken Anforderungen und im Range zu Verletzungen sich anläßt;
wenn Gerechtigkeit, Einnahme für bürgerliches Recht und ungezügelter Ver-
rechtigungssucht und Unzufriedenheit für die Fortschritt des mensch-
lichen Geistes, die ohne eine zweckmäßige Pressfreiheit nicht möglich sind,
zu vorzüglich auszeichnen; so hat die sächsische Regierung diesen Vor-

ationalcharakter in seinem Willen Wirten nicht nur nicht gebietet, sondern keine weitere Ermächtigung und Fortbildung befördert. In wenigen deutschen Staaten dürfte im Ganzen die Erziehung so gut organisiert und auch die unsere Länder gewöhnlich fertig sein, und wo als Muster für Pädagogen die einfache wie als Jochen nicht ohne Nachahmung hätte Fächern die verdienstlichen Erfolge der besten Schulen, wenn nicht der Wohlstand der vortrefflichen Schulen sich über alle Länder ausbreiten und besonders den Landmann emporschieben. In Sachsen die sächsischen Pforten und Heuschulen war die ersten aufgehoben, die von allen Provinzen ergriffen, außer den gewöhnlichen sächsischen Schulen zugewendet wurden. — In Sachsen die sächsischen Pforten ist beiseite nicht mit

Sachsen, Pommern u. a. eine vollständige Provinz gebildet, sondern in geographischer und administrativer Hinsicht sehr verändert worden. Der administrativen Teil der Oberleitung ist der Regierung zu Leipzig, die Niederleitung mit Döbelitz, Rumpswalde, Eilenburg, Hohenstein u. s. w. der Regierung zu Frankfurt an der Oder, ein beträchtlicher Teil des wittenbergischen Kreises der Regierung zu Potsdam unterstellt worden. Dagegen umschließt in der neuen Provinz Preußen die Provinz Sachsen die drei Regierungsbezirke: Magdeburg, Merseburg und Erfurt. In allen dreien sind alexandrische und biederige sächsische Beamte und Districte mit einander verbunden. Es wurde z. B. ganz Mansfeld, der Saalkreis, und Ermland vom Kaiserlichen Halberstadt zur Regierung in Merseburg übertragen, zu welcher von den sächsischen Provinzen der größte Teil des wittenbergischen Kreises, der preussische Theil des wittenbergischen Kreises (mit Ausnahme der Beamte Rumpswalde und Eilenburg), der preussische Theil der Beamte Merseburg und Hohenstein, die Beamte Querfurt und Hohenstein, der sächsischste Kreis (mit Ausnahme von Langensalza, Weiskraus u. s.), die preussische Eilenburg und der Beamte Rumpswalde und Hohenstein gehören. Der Regierung zu Erfurt aber wurden das sächsische Eilenburg mit Beamte Langensalza, Weiskraus, Rumpswalde, und Eilenburg untergeordnet, und Harz, Pommern, Woborn, Merseburg an Magdeburg gemessen. — Das sächsische sächsische Reich hat folgende sächsische Aufsicht. Das Reichthum des Großherzogs von Weimar umschließt (nach den neuen Erwerbungen, wozu besonders der größte Theil des vorwiegend sächsischen preussischen Kreises gehört) 67 Quadrarmellen und 192,000 Einwohner; des Herzogs von Meissen 64 Quadrarmellen und 190,000 Einwohner, des Herzogs von Coburg (mit Einschluß der ihm durch den Wiener Congreß im Norddeutschen zu erwerbenden Erblande) 67 Quadrarmellen und 77,000 Einwohner; des Herzogs von Meiningen 18 Quadrarmellen mit 34,000 Einwohnern; und des Herzogs von Sildburg-Hausen 10 Quadrarmellen mit 34,000 Einwohnern. Q.

Sachsenzeit, gewöhnlicher die sächsische Zeit, ist ein Zeitraum von 23 Tagen oder 8 Wochen und drei Tagen. Etwas war dieser Zeitraum nicht bloß in den sächsischen, sondern in allen Ländern des jetzigen sächsischen Reiches, d. h. in welchen der Kaiser für die Sachsen bei erlichem Kaiserthron des Quartals aussetzt, von großer Wichtigkeit, wenn nicht etwa durch besonderes Verordnen oder spezielle Befehle etwas anderes verordnet war. Es war die Beweise

und Gegenbeweisführung im ordentlichen bürgerlichen Prozesse an jenen Zeitraum gebunden; auch mußte die erste Ladung in der Regel eine sächsische Frist umfassen, und durch die Nichtbeachtung dieses Zeitraums konnte und kann man noch jetzt sich den Verlust wichtiger Rechte zu-
 in vielen deutschen Ländern, die zum sächsischen
 iter das ehemalige kursächsische Vicariat ge-
 entweder kürzere oder längere Fristen gebräuch-
 Beobachtung für Parteien und Sachwalde von

der Zeitraum von einem gewöhnlichen Jahre,
 Tagen, und in den Ländern des sächsischen
 Verjährungszeit beweglicher Dinge und einiger
 nicht spezielle Gesetze dieses oder jenes Landes
 im Zeitraum zur Verjährung bestimmen (m. f.

ist eine Privatsammlung von Rechtsvorschriften
 sachen und den Ländern des sächsischen
 esphalen, Friesland, Hessen, Niedersachsen,
 Brandenburg, Pommern, der Lausitz, Schlesien, Böhmen und Mäh-
 ren, rechtliche Kraft hatten. Diese Sammlung veranstaltete ein sächsi-
 scher Edelmann Eysko von Replau oder Eylow im
 den Jahren von 1225 bis 1235 und sie besteht nie-
 lich deutschen Rechtsvorschriften, Urteilsprüchen
 wohnheiten, sondern auch aus einigen Sätzen des
 nischen Rechts, welches schon damals anfang, in
 zu werden. Der Sachsenspiegel war deshalb für
 außerordentlichem Werth, da durch denselben bei-
 gung der vaterländischen Gesetze und gerichtlichen
 und dem willkürlichen Verfahren der Schöppen,

Rechten in
 heilte sein
 , in jw
 Recht () und
 der A l... Land-
 welcher eine Prozeßordnung ent-
 in Plans, einer gesunden Abf-
 sich freilich in diesem Werke
 in rechtlicher Rücksicht. Da-
 nur eine Privatsammlung war,
 seiner Ausbreitung in den Weg
 rechtlicher Entscheidungen nicht
 , sondern sogar in Polen, Da-
 m angenommen, und ist noch
 jetzt der Grundstein des sächsischen Rechts. Die öffentliche Einführung
 des römischen und canonischen Rechts brachte es aber dahin, daß jetzt
 nur wenige Vorschriften des Sachsenspiegels von practischer Gültig-
 keit sind.

Sach (Baron Albrecht von), einer der tüchtigsten preussischen
 Staatsmänner, Gouverneur des Großherzogthums Niederrhein, jetzt von
 Pommern. Er war früherhin Gesundheits halber genöthigt, sich einige
 Zeit in Madeira aufzuhalten. Von dort begab er sich nach Surinam,
 wo er sich mit naturhistorischen Beobachtungen beschäftigte. Bei seiner
 Zurückkunft nach England ließ er seine Reise in Briefform und in eng-

den Wiedertäufern gleich gesetzt, und mit denselben Strafen bedroht; auch Luther und seine Kriften Anhänger drückten sie durch Bewirkung des Verbotes ihrer Schriften und manche persönliche Angriffe, mit denen man selbst dem edeln Melancthon wegen des ihm angeschuldigten Kryptocalvinismus nicht verschonte. Inzwischen ist die reformirte Kirche mit der lutherischen darin einig geblieben, daß nur zwei Sacramente, Taufe und Abendmahl, anzunehmen und auch diesen nur unter der Bedingung eines würdigen Genusses die Kraft, der Gnade Gottes in Christo theilhaftig zu machen, beizumessen wäre. Dagegen erhob die Kirchenversammlung zu Trident 1547 die Lehre von sieben Sacramenten, Taufe, Abendmahl, Firmelung, Buße oder Absolution, letzte Oelung, Priesterweihe und Ehe, zum Glaubensartikel der römischen Kirche und verdammt diejenigen, welche an der Kraft dieser Handlungen durch den bloßen Gebrauch (ex opere operato) Gnade zu ertheilen, zweifelten, oder sie nur für äußere Zeichen einer göttlichen Vergnädigung hielten, welche man eigentlich nur durch Glauben und Besserung erlangen könne. Die griechische Kirche stimmt in dieser Lehre mit der römischen überein. Die Socinianer erklären die Sacramente für willkürliche Ceremonien ohne besondere göttliche Gegenkraft, zu deren Übung kein Christ nothwendig verbunden sey. Die Quäker weichen sich zum entgegengesetzten Extrem, indem sie die Sacramente innere Handlungen des Gemüths nennen und gar nicht äußerlich begeben. Unter den aus dem Protestantischen Parteien folgen die Herrnhuter der und Taufgesinnten aber der reformirten i die Uneinigkeit der Parteien in diesem ihrer Definition des Begriffs Sacrament deut dieses vielsinnigen lateinischen Wort über entstandenen Handel hat. Doch w beizulegen kön, weil sie Gebräuche betri lichste Haltung des religiösen Lebens der ber in Form und Begriff eine Aenderung wissenschaftliche Darstellung der Dogmen.

E.

Sacrifit heißt das zur Bewahrung der sätze und Vererdenschaften, zum Aufenballe i Berrichtung kirchlicher Handlungen, die nicht Iem, bestimmte Zimmer oder Gemblbe, welches baut zu seyn pflegt. Sacrifit ist bei dem derjenige der jüngeren Geistlichen, welcher die und die Sorge der Bewahrung der darin di dienste bestimmten Effecten hat.

Säcularisation oder Verweltlichung nennt man die- wige Handlung, vermittelst deren ein geistliches Land oder Gut in ein weltliches verwandelt wird. Die erste Hauptsäcularisation oder Ver wandelung geistlicher Länder und Güter in weltliche hatte in Deutsch land bei dem westphälischen Frieden 1648 Statt. Durch die Reforma tion hatte man den Ausspruch des Heilandes erfahren: Euer Reich ist nicht von dieser Welt; und demnach wurden die geistlichen Stiftee Magdeburg, Halberstadt, Bremen, Minden, Cammin, Schwerin, Naumburg, die Johannitercommenden Memerow und Wirow u. s. w. in weltliche Länder und Besigungen verwandelt. Die zweite Hauptsä- cularisation war Folge des Säneviller Friedens (9ten Februar 1801) und des demselben folgenden Reichsdeputationshauptschlusses vom 25ten Februar 1803, in Gemäßheit dessen alle bis dahin unmittelbar gewirte

nen Stifter zc. säcularisirt, und weltlichen Regenten zugetheilt und auch die mittelbaren der Disposition der letztern überlassen wurden. Bloß der Eurfürst Reichserzkanzler, nachmaliger Fürst Primas und Großherzog von Frankfurt, rettete seine weltliche Herrschaft aus diesem Schiffbruche der Hierarchie, um 1813, durch die Noth gezwungen, sich selbst seiner irdischen Gewalt zu begeben. Neben ihm gelang es auch noch dem Deutschmeister und dem Johanniter Großprior sich zu erhalten. Die Säcularisation, behauptet man, enthalte, aus rechtlichem Gesichtspunkte betrachtet, durchaus nichts Ungerechtes, da die geistlichen Regenten nicht durch den Willen der von ihnen regierten Völker, sondern durch bloße Annäherung eines einzelnen Standes zu ihrer Herrschaft gelangt waren, mithin kein wohl erworbenes Recht (*ius quæsitum*) hatten. Aber diese Behauptung ist unrichtig, indem sie den Bestand der Regierungsgewalt von dem Willen der Völker abhängig macht, und die Geschichte bezeugt, daß die geistlichen Regenten ihre Herrschaft unter eben so gültigen, oft noch gültigern Rechtsurteilen erworben haben, als die weltlichen. Die deutschen Bischöfe und Äbte waren, nach der Verfassung und dem Besitzstande, eben so rechtlich Landesherren, als die Erbfürsten. Deshalb konnten sie aus ihrem Besitze, um ihres geistlichen Charakters willen, der hier keinen Unterschied machte, schlech-

terding

solche

Gesetz

ders di

tion ai

Regent

gemessi

dient d

§

gen.

und di

Sachen

man

In de

raum

einem

als hu

werden

der Fall. Am Ende des 17ten und 18ten Jahrhunderts entstanden viele Streitigkeiten über die Frage: ob der Schluß des Jahrhunderts mit dem Jahre 99 oder mit dem folgenden zu machen sey. Eine Partei von Gelehrten und Chronologen stimmte für das Jahr 99 aus dem Grunde, weil nach ihrer Meinung Christus ein Jahr früher, als nach unserer bisherigen Zeitrechnung, geboren sey, daß man also bereits 1799 die Jahreszahl 1800 hätte schreiben müssen, indem schon 1799 volle 1800 Jahre nach Christi Geburt vergangen wären. — Die andere Partei behauptete, daß erst mit Ablauf des Jahres 1700 oder 1800 die Jahrhunderte voll wären. Allein die erstere Partei bestritt dies nicht, sondern bloß die Richtigkeit unserer Zeitrechnung. Diese läßt sich jedoch eben so wenig beweisen, wie abläugnen, da sie erst im 6ten Jahrhundert nach Christi Geburt durch einen Geistlichen Dionysius den Kleinen (wegen seiner kleinen Statur so genannt), aufgebracht wurde, und eben so gut unrichtig, wie richtig seyn kann, indem Dionysius sowohl, als seine Vorgänger Versehen begehen konnten.

Sacy (Silvestre de), an umfassender und gründlicher Gelehrsamkeit einer der ausgezeichnetesten Männer unsrer Zeit, unter den Kennern der arabischen und persischen Sprache gegenwärtig in Europa der erste. Geboren um das J. 1760, scheint er sich von Jugend auf den Wissenschaften und vorzugsweise dem Sprachstudium gewidmet zu haben. Schon vor der Revolution war er Mitglied der Akademie der Inschriften und bereicherte die Memoiren derselben mit mehreren wichtigen Beiträgen. Die politischen Uaruben seines Vaterlandes und ihre unausbleiblichen Folgen scheint er von Anfang an sehr richtig beurtheilt zu haben, denn er nahm nie Antheil daran. Seine Zurückgezogenheit, in der er sich einzig mit seinen Studien beschäftigte, rettete ihn während der Schreckensperiode. Bei Einrichtung des Nationalinstituts wurde er zu dessen Mitgliede ernannt. Ueberdies ward er Professor der persischen und arabischen Sprache an dem Collège de France. Von seinem Fleiße aus jener Periode zeugen unter andern die Notices et extraits des Manuscrits u. s. w., in denen er die köstlichsten Arbeiten, vornehmlich zur Geschichte der Kreuzzüge, Auszüge aus arabischen und persischen Handschriften u. s. w. niederlegte; einzelne Bände sind fast ganz von ihm. Unter der kaiserlichen Regierung nahm er kein weiteres öffentliches Amt an, als daß er für das Departement der Seine in dem gesetzgebenden Körper trat. Napoleon ernannte ihn zum Reichsbaron und ertheilte ihm den Orden der Ehrenlegion. Am dritten April 1814 erklärte sich de Sacy für die Entsetzung Bonaparte's und seiner Familie, und nahm nach der Wiederherstellung der Bourbons thätigen Antheil an den Erörterungen über das Budget, über die Pressfreiheit und über die Zurückgabe der noch unverkauften Güter an die Ausgewanderten. Am 17ten Februar 1816 ernannte ihn der König zum Rector der

Sadi, mit seinem ganzen Namen Scheib Nassiruddin Sadi el Schirazi (aus Schiraz), einer der berühmtesten und auch unter uns bekanntesten lyrischen und moralischen Dichter der Perser, war zu Schiras im Jahre der Flucht 571 (1175 nach Christi Geburt) geboren, und starb als ein hundertundsechszehnjähriger Greis (1292 nach Chr. Geb.). Da seine Aeltern arm waren, wurde er am Hofe Abubekrs erzogen und genoss überhaupt von den verschiedenen Monarchen Persiens großer Gunst und reicher Wohlthaten. Die Perser schätzen ihn über alles wegen seiner goldenen Sprüche, die sie als einen Schatz wahrer Lebensweisheit betrachten, und wegen seiner reinen, höchst zierlichen und dabei einfachen Schreibart. Wir besitzen von ihm folgende Hauptwerke: 1. eine Sammlung (Divan) lyrischer Gedichte in arabischer und persischer Sprache, (Basela und Cassiden), in denen ein mildes Feuer der Phantasie waltet, theils Liebesgedichte, theils Aufforderungen zu edeln Lebensgenüssen, vermischt mit ernstern Betrachtungen; 2. ein moralisches Werk aus Prosa und Versen gemischt, unter dem Titel, Gulistan (Rosengarten), in acht Büchern, deren Inhalt sich aus folgenden Ueberschriften, die sie führen, ergibt, nämlich, vom Geiste und den Sitten der Könige, vom Geiste und den Sitten der Derwische, von der Ruhe und dem Glücke der Zufriedenheit, vom Nutzen der Verschwiegenheit, von der Liebe und Jugend, von Schwachheit und Alter, von Erziehung i Kunst, mit Leuten umzugehen; 3. Hofstan (Baumgarten) enthalten, Fabeln und moralischen Uebersichten, ebenfalls in meh oder Melamaat. Samcutta in zwei Großquartebänden stan hat Gentius persisch und latinisch ist persisch und englisch in worden; von den lyrischen Gedichten und Andern. Uebersetzungen der Sprachen, Deutsch hat sie zuerst beschreibt Franklin in seiner Reise

Saducker, eine von den Stiftern Sadoc, ein jüdischer A vor Christi Geburt lebte. Die 1 daß man die Tugend um ihre Belohnung ausüben müsse, führe nem andern Leben weder Belohnung Anhänger läugneten daher die 2 Seele, glaubten weder Engel noch sehr streng, daher auch Christus nicht verstanden, sie wegen ihre sie zu den höchsten Würden und selbst zum Hohenpriesteramt. Noch jetzt besteht die Secte in verschiedenen Gegenden.

Sagan, ein Fürstenthum in Niederschlesien, war ehemals ein Theil des Fürstenthums Slogau, von dem es aber durch die Erbtheilung der Söhne des Herzogs Heinrich VIII. 1395 getrennt wurde, und seinen eignen Fürsten erhielt. Nachmals kam es an die Krone Böhmen, und Kaiser Ferdinand II. schenkte es an seinen Feldherrn Albrecht von Wallenstein. Nach der Ermordung desselben ward es wieder eingezogen und 1646 an einen Fürsten von Lobkowitz verkauft. Von den Nachkommen des Letztern kam es 1786 gleichfalls durch Kauf

an den Herzog Peter von Curland, nach dessen Tode es seine älteste Erbtöchter, die Prinzessin Catharine Friederike Wilhelmine, vermählt mit dem Prinzen Ludwig von Rohan - Gumenée erhielt, die sich davon Herzogin von Sagan nennt. Das Land ist nicht sehr fruchtbar, hat aber große Wälder, viel Wildpret und viel Eisenstein und Eisenhämmer. Die Queis, welche das Fürstenthum nach der Länge durchströmt, und auch den Bober u. a. aufnimmt, liefert vortreffliche Fische. Uebrigens enthält dies Land die drei Städte Sagan, Priebus und Raumburg am Bober, einen Marktort und etwa 34,000 Einwohner, die größtentheils catholisch sind. Die Haupt- und Residenzstadt Sagan mit einem ansehnlichen fürstlichen Schlosse, hat eine bedeutende Augustinerabtei, ein Collegium und Seminarium des aufgehobenen Jesuitenordens, noch 4 catholische Kirchen und ein Seminarium, eine evangelische Gnadenkirche und Schule, und 4500 Einwohner, die sich von den äußerst wichtigen Tuch- und Leinwandmanufacturen u. s. w., so wie auch vom Getreidehandel nähren. Die Herzogin hat hieselbst eine Regierung, ein Land- und Manngericht, ein Consistorium, eine Rentkammer und ein Hofgericht.

Sage (Alain René Le), ein berühmter französischer Romanen- und Lustspieldichter, geboren um das Jahr 1677 zu Ruxs in Bretagne. Er begab sich früh nach Paris, wo er als Schriftsteller lebte. Das erste Werk, durch welches er sich bekannt machte, war eine freie Uebersetzung der griechischen Briefe des Aristenät. Seine Bekanntschaft mit der spanischen Sprache und Literatur benutzte er dazu, mehrere Novellen und Romanzen der Spanier frei zu bearbeiten oder doch die spanischen Sitten und Localitäten in seine Dichtungen einzuführen. Sein erster Roman der Art war Guzman d'Alfarache, der sich in einer niedern Sphäre bewegt, aber nicht ohne Ergötzlichkeit ist. Zu einer höhern Schreibart erhob er sich in dem Bachelier de Salamanque und nächstdem in den Avantures de Gil Blas de Santillano, der seinen Verfasser in ganz Europa bekannt machte. Seine Sitten- und Charaktergemälde sind überaus lebendig und unterhaltend; und wiewohl die Moral zuweilen verletz wird, so fehlt es doch nicht an Belehrung und praktischen Lebensregeln. Diefem Werke verdankt der Verfasser seinen größten Ruhm, obwohl auch sein Diabte boiteux, der eigentlich eine unzusammenhängende Reihe von Charakteren und Geschichten ist, wegen seiner unterhaltenden Mannichfaltigkeit und satirischen Beziehungen, allgemein gelesen wurde. Le Sage schrieb ferner: Nouvelles avantures de Don Quichotte, und eine Novelle, Estavanille ou le Garçon de bonne humeur, betitelt, und übersezte Bosardo's Orlando Innamorato. In seinen Lustspielen Crispin rival de son maitre und Turcaret finden sich treffliche humoristische Scenen. Le Sage war verheirathet und hatte mehrere Kinder; einer seiner Söhne betrat unter dem Namen Montmeuil die Bühne, ein anderer war Chorherr zu Boulogne; hier befand sich Le Sage mit seiner Familie, als er 1747 starb. Die Werke dieses fruchtbaren Schriftstellers, besonders sein Gil Blas, zeichnen sich vorthellhaft durch eine leichte, reine und geschmackvolle Schreibart aus. Er selbst war von milder und geselliger Gemüthsart, und sehr unterhaltend im Gespräch.

Sago oder Sagu, eine vegetabilische Substanz, welche aus Ostindien durch den Handel zu uns kommt, und aus weißgelblichen fleinharten Kügelchen, ungefähr so groß wie Coriandersaamen, besteht. Der Sago läßt sich weder durch Weingeist noch durch Oel auflösen, aber durch Sieden im Wasser wird er weich, durchsichtig, gallertartig und

bekommt eine röhliche Farbe, ohne seine Zugelich-
 Diese Substanz ist übrigens das Mark des Sagot
 dien wächst, so dick wird, daß ihn kaum ein M
 umspannen kann, und eine Höhe von 40 bis 5
 Stamm dieses Baums gleicht einem weiten hölzern
 Innern ganz mit einem vegetabilischen Mark angef
 des Holzes beträgt höchstens nur einige Zoll. Di
 einen feuchten morastigen Boden, trägt nur ein
 pflanzt sich besonders durch die Wurzelschößlinge, von
 Hilfe nöthig wäre, fort. Der Baum muß sechs Jahre alt werden,
 wenn man gutes Mark von ihm haben will. Dann wird er abgehauen,
 in Stücke zerlegt und gespalten, und das Mark wird herausgenom-
 men. Es hat dann die Consistenz einer mürben Käse, ist mit vielen
 Fasern durchzogen, zwischen welchen die mehligsten Theile liegen. Nach-
 dem es mit Wasser durchknüet ist, und die Fasern abgefondert sind,
 werden die Mehltheile entweder in der Luft oder am Feuer in feineren
 Formen getrocknet, worin es sich verhärtet. Auf einem Acker von
 43.500 Quadratfuß können sehr be-
 Jeder Baum gibt wenigstens 300
 zum Unterhalte eines Mannes hin
 aus dem Sagomehl, gebraucht di
 zu Mulden zc., die Spitzen der
 und aus dem jungen Blätterknosp
 europäischen Handel bestimmte Sa
 halten müge, gekörnt. Man läßt
 nur so weit trocknen, daß es die
 schen den Händen reiben zu lassen
 in der wir es erhalten. Dann we
 Sieden nicht bloß vom Mehlstaub
 nach fortirt. Die feinsten und n
 alle Schiffe bringen aus Ostindien
 lich mehrere 100,000 Pfund verbraucht werden. Die Holländer führen
 den Sago in Säcken zu 200 Pfund ein, und die Engländer verkaufen
 ihn centnerweise.

Sagunt, eine der l
 Spanien, unfern von dem
 Stadt der Zucht hier und
 wurde daher von Hannib
 angegriffen, und nach e
 Jetzt steht auf derselben
 In dem letzten spanisch-f
 durch Suchet geschlagen wurde.

Salgern nennt der Hüttenmann eine Abcheidung des Silbers
 vom Kupfer durch Blei. Die Operation geschieht in besondern Schmelz-
 beerden, und gründet sich darauf, daß das mit Silber vermischte Blei
 einer geringern Hitze zum Schmelzen bedarf, als das Kupfer, sich also
 von diesem schmelzend trennt und es ungeschmolzen zurückläßt. Der
 Salgerofen ist von Backsteinen an drei Seiten aufgemauert, sein Boden
 ist nach der offenen Seite abschüssig und hat eine Gasse, die das aus-
 gesaugerte silberhaltige Blei in einen vorgelegten Ziegel führt; der Bo-
 den neben der Gasse ist mit Eisenplatten belegt, die mit Lehm und
 Asche vor dem Schmelzen beschlagen werden. Hierauf wird das Kupfer
 in Salgerstücken und zwischen ihnen Holz und Kohlen eingeschichtet und
 auch mit Kohlen bedeckt. Diese Salgerstücke sind silberhaltiges Kupfer-

in alten tarraconensischen
 (edro). Als eine Pflanz
 i Rom im Grunde, und
 selten punischen Kesteg
 gen Belagerung erobert.
 uriedro, bei welcher
 re Armee von Valencia

dem auf jedes Loth Silbergehalt 14 Pfund Blei beigeschmolzen sind. Der Ofen wird jetzt langsam geheizt, das Feuer bis zum Fließen des Bleies erhöht, und gleichmäßig in solcher Hitze erhalten; wo dann das Blei herauserschmilzt, das Silber mit sich nimmt, und das Kupfer ziemlich vom Silber rein zurückläßt. F.

Saldschütz und Sedlitz sind zwei Dörfer nicht fern von der böhmischen Stadt Bilin am Abhange des Mittelgebirges. Die Gegend um diese Dörfer ist an trinkbarem Wasser und Bäumen arm, enthält einen bedeutenden Sumpf (den Serpina-Sumpf), und ist von Basaltbügeln eingeschlossen. Aus dem Sumpfe laufen überall in gemachten Gruben salzige Wasser zusammen, die zu Bittersalz versotten werden können. Am südlichen und nördlichen Fuße eines sich in den Sumpf hereinziehenden Hügelns sind aber die eigentlichen Bitterwasserbrunnen, ungefähr 24, zu finden, deren Wasser bitter schmeckt, laxirende Eigenschaft besitzt, und als bekanntes Mineralwasser weit versendet wird. F.

Sailer (Johann Michael), Doctor der Theologie, königlich bayerischer geistlicher Rath und Professor der Theologie zu Landshut, ward 1751 zu Aresing unweit Schrobenhausen in Bayern geboren. Da seine Aeltern ohne Mittel waren, so konnte er nur durch die Unterstützung guter Menschen, die er in München fand, zum Schulbesuch gelangen, seine Studien anfangen und fortsetzen. Im J. 1770 trat er zu Landsberg in Oberbayern in den Jesuitenorden, und blieb in demselben bis zu dessen Aufhebung 1773. Hierauf ging er nach Ingolstadt, wo er seine philosophischen und theologischen Studien vollendete, und dann drei Jahre lang öffentlicher Repetitor war. Im J. 1780 ward er zweiter akademischer Professor der dogmatischen Theologie, neben Benedict Stattler, seinem Lehrer und Freunde. Da aber im J. 1781 die bayerischen Klosterabteyen alle Lehrstellen im Lande aus ihrem Mittel zu besetzen bekamen, verlor auch Sailer seine Stelle gegen das kleine Jahrgeld von 240 Gulden. Drei Jahre lebte er jetzt im Privatstande den Studien und schriftstellerischen Arbeiten, die ihn bereits rühmlich bekannt gemacht hatten. Im J. 1784 folgte er dem Rufe zu einer Professur an der damals bischöflich-augsburgischen Universität Dillingen, wo er Moralphilosophie und Pastoraltheologie lehrte, auch nebenher Religionsvorträge für alle Akademiker hielt, und mehrere vielgelesene Schriften herausgab. Zehn Jahre war er hier thätig gewesen, als es der obscurantischen Partei, unter dem Schutze des Ministers Dominique gelang, ihn bei seinem Landesherren und Bischöfe, dem schwachen Churfürsten Clemens Wenceslaus von Trier, als einen gefährlichen Aufklärer zu verläumdern, was die Folge hatte, daß er unerwartet seines Lehramts entlassen wurde. Er lebte dann, von den Einkünften eines Beneficiums, das er in der Gegend von Dillingen besaß, den Wissenschaften und der Freundschaft. Indessen hat er durch seine Schriften, so wie durch seine Vorträge als akademischer Lehrer und als Prediger, viel Gutes, in einem unermesslichen Kreise, gewirkt, und unter den jüngern Theologen seiner Kirche eine weit verbreitete Schule gestiftet, die sich durch Streben nach klarer Erkenntniß, durch lebendige Religiosität und durch frommen Eifer in der geistlichen Amtsthätigkeit auf eine würdige Weise von den frühern scholastischen oder jesuitischen Schulen unterscheidet. Diese ungemeine Wirksamkeit gelang Sailer nicht durch tiefe Erudition oder durch originelle Kraft des Genie's, sondern durch klare und anschauliche Darstellung der religiösen Wahrheit, durch seine Kunst, auf die Phantasie und das Gefühl zu wirken, und durch den kindlichen, frommen Sinn, mit dem er die Gemüther ergreift. Die wissenschaftliche

Kritik
und
man
Ord
Abel
Kra
und

Dere

Kobespierre's Tyrannet und der Begleiter seines Sturzes.

Er war 1768

verkennbarer Eigenthümlichkeit mancher Ansichten
arstellung, in seinen Erzeugnissen viel zu tadeln;
s scharfe Bestimmung der Begriffe und logische
t er nicht selten ins Gezierte und Geschwätzigte.
nicht diese Fehler, wo man von so viel moralischer
ird, und bei einem Lehrer, dessen Bestrebung fest
f die Beredlung des Herzens gerichtet ist.

Antoine-Louis-Leon de), ein er der wüthendsten
nährischen Revolution, das erste Werkzeug von Ko-

n. Einige Kenntnisse und ein affectir-
heit verschafften ihm im 24sten Jahre
des Aisnedepartements beim National-
lich an Kobespierre an. Kalt im Deu-
im Empfinden.

Unererschrocken
lertrauter und
i Anfang des
hnelle und blu-
rsten, und stiel
el an das Wol-
rch er seinen ei-
erlangte, seine
iner ausgezeichnet
ard dann in ei-
ich da bezeichnete
r war der Ber-
élippeaux, Ca-
hte; und gab,
den Rath, die
gerung rief beide ins Verzeihen.

im
a Thermidor (27ten Juli 1794) ver-
husten und hartnäckigsten; verließ die
nationen nicht, und hörte endlich sein
er Kälte aussprechen, begab sich in dem
um Chef der Executionscomité für die
aber bald darauf selbst arretirt, was
it geschehen ließ. Eben so unempfind-

lich und ruhig um sich drehend, hörte er am andern Tage auf seinem
Wege zur Richtstätte die Barmhertigkeiten des Volks an, und der kalte
Bösewicht, der sich im Menschenblute gebadet hatte, starb mit dem An-
schein der Seelenruhe eines Stoikers. Man hat von ihm: *Esprit de
la révolution et de la constitution de France*, 1791, 8., eine große
Menge Berichte und *Ouvrages posthumes*, die, wiewohl unvollständig,
doch voll Untersuchungen sind. Man schreibt ihm auch „*Orgon*“, ein
Gedicht im Geschmack der *Pucelle* von Voltaire, zu.

Saint-Lambert (Jean François), ein bekannter französischer
Dichter, Mitglied der Akademie und des Nationalinstituts, wurde zu
Nancy den 16ten December 1717 geboren, erwarb sich früh bei seinem
Landsleuten den Ruhm eines ausgezeichneten Dichters und eines liebens-
würdigen Gelehrten. Von den Jesuiten zu Pont à Mousson erzogen,
heute er immer große Liebe für diese seine ehemaligen Lehrer, und sagte
ihnen in einem niedlichen Gedichte sehr große Lobsprüche, die wohl mehr
für die Gutmüthigkeit des Dichters, wie für das Verdienst seiner ehe-

würdigen Väter zeugen. In seiner Jugend nahm er Kriegsdienste bei der Lothringischen Garde, und stieg bis zum Range eines Hauptmanns. Nach dem Frieden verließ er aber diese Laufbahn, um sich an den Hof des Königs Stanislaus von Polen, der zu Länville residirte, und die geistvollsten Frauen und Männer um sich versammelte, zu begeben. Frau von Chatelet glänzte hier durch ihre Kenntnisse und ihren Verstand, und Saint-Lambert war bald so glücklich, ihre Liebe zu gewinnen. Auch mit Voltaire befreundete er sich, er schmeichelte ihm in seinen Versen, und wurde natürlich dafür auch wieder von Voltaire gelobt. Doch übertrieb Saint-Lambert seine Schmeicheleien gegen den Dichter von Ferney, nach der Meinung der Franzosen, etwas zu sehr, da er ihn noch über ihren Corneille und Racine erhob. Er starb den 9. Februar 1765 im 85ten Jahre bei seiner Freundin, Frau d'Houdetot, die sich seiner mit der größten Sorgsamkeit annahm, obgleich er in dem Zustand der Kindheit, worin er zurückgefallen war, sich oft hart und bitter über die treue Freundin beschwerte. Saint-Lamberts Gedichte *le Matin et le Soir* (der Abend und Morgen) 1769 in 8., und *les Saisons* (Die Jahreszeiten) sind von seinen Schriften am bekanntesten geworden. Sie gehören zu der Gattung der beschreibenden Gedichte, und obgleich sie Thomsons *3* nachstehen; so zeichnen sie sich doch durch eine blühende, *9* de Phantasie und einen leichten harmonischen Versbau aus. *1* hat Saint-Lambert mehrere Erzählungen in Prosä, orientalistischer (Paris 1772, 8.) und eine große Anzahl kleinerer Gedichte in mehreren französischen Musenalmanachen zerstreut sind, *9* Seine *Mémoires de la vie de Mylord Broughe* sind u. hr. schönen hinreißenden Styl abgefaßt, und unter seinen prosaischen Schelsten das Lesenswertheste. Unseres Wissens gibt es von Saint-Lamberts Werken noch keine vollständige Sammlung. Auch von Charakter war dieser Dichter ein sehr lebenswürdiger Mann.

Saint-Real (Esaie) scharf Schriftsteller, besondern hundert. Er wurde zu Charraich war, geboren, und kannte des Geistes und seine Kenner er bei dem bekannten Geschichtschreiber die Liebe für das Lungen mitgetheilt wurde. seiner Papiere entwandt hätte des Publicums in Rücksicht hätte. 1675 lehrte er nach Magaria kennen lernte, und nur kurze Zeit, ging wieder dem Titel eines Abbe (ohne jedoch eine Pfründe zu haben) als Lehrer sich aufhielt. Seine Schriften verwickelten ihn in mehrere gelehrte Streitigkeiten, besonders mit dem Theologen Arnauld, der ihn des Socinianismus beschuldigte. Seine Empfindlichkeit gegen die Kritik ging bis zur Schwäche, und zugleich war er hitzig und ungeschäm, wenn ihm in Schriften widersprochen wurde. Im geselligen Leben zeigte er übrigens einen höchst schätzbaren Charakter. 1692 ging Saint-Real nach Chambers zurück, wo er im demselben Jahre starb. Unter seinen Werken zeichnen sich besonders aus *Sept Discours sur l'usage de l'Histoire*, voll scharfsinniger Bemerkungen, aber ohne Präcision geschrieben; *Histoire de la conjuration, que les Espagnols formèrent en 1618*

berühmter französischer ist dem 17ten Jahr ein Vater Staats- e Lebhaftigkeit seiner Jahren. Hier lebte in dem ihm wahr- istorischen Darstel- daß er ihm einige er guten Meinung it- Reals geschadet die Herzogin von te. Dort blieb et hrere Jahre unter

contre la république de Venise, obgleich dies Werk viel Romanhaftes enthält, so scheinen doch die darin angeführten Hauptereignisse wahr und richtig zu seyn. Uebrigens hat Saint-Real hinsichtlich des Styls in diesem Werke sein Vorbild Sallust nicht ganz erreicht; Don Carlos, nouvelle historique, freilich gleichfalls romanhaft, aber vortrefflich geschrieben; Discours sur la Valeur, eins der vortrefflichsten Werke dieses Schriftstellers; Traduction des lettres de Cicéron à Atticus, nicht so gut gerathen, u. a. mehr. Eine vollständige Ausgabe von Saint-Reals Werken besorgte der Abbe Perqu 1757 zu Paris in 8 Duodezbanden.

Saiten sind Fäden von zusammengedrehten Schaafsdärmen oder von gezogenem Metall, deren man sich von verschiedner Länge und Stärke bedient, um sie auf der dünnen Decke eines dazu eingerichteten Instruments in Schwingungen zu setzen, und dadurch verschiedene Klänge hervorzubringen. Die Darmsaiten verfertigt man aus den Därmen der Schaafe und Lämmer, die man reinigt, in einer Lauge beist, zusammenspinnt und schleift. Man windet sie in Ringel, von denen dreißig Stücke zusammengebunden ein Stock heißen. Ihre Güte wird durch ihre Haltbarkeit, Reinheit und durch das Helle und Körnichte ihres Tones bestimmt. Ein äußeres sicheres Merkmal für diese Eigenschaften gibt es nicht, aber sie fehlen allen den Saiten, die nicht durchsichtig und nicht elastisch sind. Bekanntlich sind von den Darmsaiten die in Italien verfertigten sogenannten romanischen die vorzüglichsten. Die Metallsaiten sind entweder aus Messing oder aus Eisen. Man hat auch Versuche mit Saiten aus Seide gemacht, aber es fehlte ihnen an einem feinen Klang. Ein gewisser Boud zu Versailles soll sie in der neuesten Zeit vervollkommenet haben.

Saladin, eigentlich Salaheddin Jussuf Ebn Ayub, ein berühmter Sultan von Aegypten und Syrien, geboren im J. 1137 auf dem festen Schlosse Teert, dessen Gouverneur sein Vater, ein curdischer Krieger, war. In seiner Jugend diente er unter seinem Vater und Oheim, welchen letztern Sultan Noureddin nach Aegypten sandte zur Unterstützung Fatimite Calaph Adhed's wider den Besir Shawer. Dieser starb 1168 auf diesem Zuge, und Saladin folgte ihm im Heerbefehl. Der bisher dem Weine und Spiel ergeben gewesene Jüngling änderte plöcklich sein Betragen, und ward einer der strengsten Befolger der Vorschriften des Korans. Den Ansichten Noureddins gemäß hatte und unterdrückte er die Secte Ali's. Im J. 1171 machte er der fatimitischen Kalifendynastie in Aegypten ein Ende. Um dieselbe Zeit starb Adhed. Saladin, der seine Reichthümer in Besitz nahm, faßte den Entschluß, sich unabhängig zu machen, und suchte zu dem Ende zuvörderst die Liebe der Aegyptier durch eine milde und weise Regierung zu erwerben. Noureddin aber, wiewohl jener dessen Unternehmungen gegen die Christen unterstützte, schöpfte Verdacht, und brach mit einem zahlreichen Heere nach Aegypten auf. Ein Vergleich beugte den Feindseligkeiten vor. Als jedoch 1174 Noureddin gestorben und dessen unmündiger Sohn Al-Malek den Thron bestiegen hatte, ergriff Saladin Maßregeln, seine Besitzungen an sich zu reißen, anfangs unter dem Vorwand der Beschützung, dann ohne Hehl für sich. Er unterwarf Damascus und mehrere andre Plätze in Syrien, aber belagerte Al-Malek selbst in Aleppo ohne Erfolg. Auch versuchte er, die Franken von den Secküsten von Palästina zu vertreiben, ward aber bei Ascalon gänzlich aufs Haupt geschlagen. Al-Malek starb 1181, und zwei Jahre darauf ergab sich Aleppo an Saladin, der nun ganz Syrien und Aegypten unter dem von dem Kalifen Nasser bestätigten Titel eines Sultans be-

faß. Das ganze Streben seines Religionsstifters und seiner Politik war jetzt darauf gerichtet, die Christen aus Palästina zu vertreiben, und Jerusalem zu erobern. Neue hatten seinen Zorn durch einen vertraglos wüthigen Ueberfall nach Weste Pilgernder noch mehr gereizt. Er vergalt ihnen diesen Treubruch durch die berühmte Schlacht in der Ebene von Hattin im J. 1187, in welcher Guy von Lusignan, König von Jerusalem, zugleich mit Eddillon, dem Großmeister der Tempelherren und Hospitaliers und einer Menge von Rittern zu Gefangenen gemacht wurden. Alle Gefangenen wurden niedergemacht; Eddillon, der die Begnadigung durch den Uebertritt zum Islam nicht erkaufen wollte, fiel unter Saladins eigenem Schwert, und nur der König von Jerusalem ward verschont und ehrenvoll behandelt. Die Folge dieses Sieges war die Einnahme von Acre, Sidon, Beirut u. s. w., und die Belagerung von Jerusalem, das sich ihm endlich nach einem hartnäckigen Widerstand auf die Bedingung ergab, daß die Christen mit ihrem Eigenthum frei abziehen, die Franken aber für den Loos ein Lösegeld bezahlten oder Sklaven seyn sollten. Saladin hielt strenge ausübenden Einzug in Jerusalem, und erfüllte gewissenhaft den Vertrag. Darauf belagerte er Lorus, welche Unternehmung ihm jedoch mißlang, den Franken geschlagen wurde. Auf die Nachricht Jerusalem's nahmen der Kaiser Friedrich Barbaross Frankreich und England und viele andre Fürsten dasjen die größten Aufkündigungen. Das Gerücht davon eilte zu Lorus, welche 1193 Acre dem Moslemia eilte herbei, und zwei Jahre lang waren die Felder u platz der blutigsten und erbittertesten Kämpfe. Kai ser mit einem Heere in Aken angelangt war, si Wuth an, bis Richard Löwenherz und Philipp August von Frankreich erschienen. Acre ergab sich ihnen 1191 August nach Europa zurückkehrte. Richard abeladun in zwei Schlachten, nahm Edessa und Jofa erusalem. Die ritterliche Tapferkeit dieses Königs bei Jofa Saladins Ruhm, der dem Fortschreiten seines

ste widerstand. Endlich wari schlossen, der die Lüste von Jerusalem ward geschleut, und der Ueberrest von Palästina. Dieser war kaum durch Richards Abbarsten Jofa befreit, als ihn in seinem 56sten Jofa überraschte. Er starb zu Damaskus im J. 1193, in einem Fürsten von großer Einsicht und Tapferkeit liebte und seinem Worte stets treu war. Er ne und eine Tochter, und war der Enkel der n.

eine Familie des Eidechsenengeschlechtes, die wieder fällt. Die sämmtlichen hieher gebörigen Thiere sind durchaus unschädlich, und keineswegs giftig. Die Sage, daß der Salamander im Feuer nicht verbrenne, ist un wahr. Wenn er geängstigt wird, bringt aus seinem Munde und seiner wartygen Haut eine milchichte Feuchtigkeit, die ihn wohl auf einige Minuten gegen ein schwaches Kohlenfeuer schützen kann; aber einem heftigen oder anhaltenden Feuer kann er keineswegs widerstehen.

Salamis, liegt Colouri, eine merkwürdige griechische Insel in der Nähe von Arula, Eleusis gegenüber, das durch den glorreichen Sieg der verbündeten Flotte der Griechen über die ungleich stärkere der

Herfer (480 vor Chr. Geb. f. d. Art. Themistokles) in der Geschichte einen unsterblichen Namen erlangt. Sie war durch eine schmale Meerenge von der Landschaft Attika getrennt, und wurde in Alt- und Neusalamis abgetheilt. Ihr Umfang beträgt 4 Quadratmeilen. Ihr ältester Name soll Kychrea oder Kenchrea gewesen seyn. Unter den Fürsten aus den frühern Zeiten ist vorzüglich Ajax bekannt worden, welcher uns von Homer als einer der größten Helden des trojanischen Krieges genannt wird. Sein Vater, König derselben Insel, hieß Telamon, wovon jener auch seinen Beinamen erhalten hat. Einige Jahrhunderte nach dem trojanischen Kriege bemächtigten sich die Megarenser der Insel, wurden aber bald darauf von den Athenern wieder vertrieben. Erst unter dem Kaiser Vespasian wurde sie eine römische Provinz. Die Bewohner von Salamis waren sehr geschickte Seefahrer. Auf der Spitze von Alt-Salamis war das Denkmal wegen des über die Barbaren errungenen Sieges aufgerichtet.

Salbung. Von Alters her pflegten die Orientalen zur Stärkung der Glieder und zur Erhöhung der körperlichen Schönheit zu salben,

die sie geachteten Säften und Oelen eine der vorzüglichsten und unterschied die mosaische Religion des Alterthums, und der allein zum Gottesdienst einem besonders dazu bereiten Bedeutung einer Weihe zum

Schon das Alterthum bei Priestern und Könige als einen unauslöschlichen Charakter besonders göttlichen Geistes und Priester vorzugswelse Seiner und unverleglich, und deren der im alten Testamente anknüpflichen Abstammung und annt. Noch jetzt werden die r Würde die religiöse Weihe wegen der Wälder haben soll,

der ordnende Bischof mit n) die innere Fläche beider n des Ordinandens, wodurch s den Händen die Kraft ge effigen. In einem ähnlichen, Vorträge und Gebete. Sa l

len, innigen Ueberzeugungen und heiligen Entschliessungen zu erfüllen; denn dies ist die Weihe, die von den Worten des Redners, der auf die Herzen wirken will, auf seine Zuhörer übergehen muß. Die Gabe, mit Salbung zu sprechen, kann durch Kunst und Studium nicht erworben werden, und nur der Redner wird sie haben, der Stärke und Innigkeit der eignen Ueberzeugung von dem, was er vorträgt, mit Herzlichkeit und Wärme der Empfindung verbindet. Freilich aber wird, wenn die leuchtendste Kritik nicht Anlaß zu Spottereien findet soll, bei dieser seltenen, oft den scharfsinnigsten und glänzendsten Rednern abgehenden Gabe vorausgesetzt, daß sie nur wichtigen Gegenständen, die das ganze Gemüth des Menschen angehen, gewidmet und nie ohne Gründe

liche Einsicht, gebildeten Geschmack und sichern oratorischen Tact angewendet werde.

Salder n (Friedrich Christoffallieutenant, Generalinspector bei und in der Altmark befindlichen 90 Fuß, Gouverneur der Festung Lerordens, war geboren 1719 in von Salder n, war preussischer O als Fähndrich in den Dienst und nahm ihn wegen seiner ansehnlichen lieutenant. Im schlesischen Krieg 1741, und in der siegreichen (Mai). Bei der Eroberung von eine Compagnie. Mit gleicher in den für Preußen glücklichen 5ten Juni) und bei Soor (Schlachten des siebenjährigen) der mißlungenen Belagerung von bach 1757, 5ten November. Am 5ten December dieses Jahres zeichnete er sich bei der Erstürmung des Dorfes Leuthen so aus, daß Friedrich ihm den Verdienstorden verlieh. Nach der Eroberung von Breslau ward er 1758 Oberstlieutenant, und deckte nach der aufgehobenen Belagerung von Ollmütz den Rückzug des Königs durch Mähren und Böhmen. — Ihm verdankte Friedrich, da er bei Hochkirchen (1758, 13ten October) überfallen wurde, die bei allem Unglück noch günstige Wendung. Zum Lohn ernannte er ihn, da er nen Marsch von Sachsen besonders ausgezeichnet, zu gewesen (1759). Auch bei lich bei Lorgau (1760, 3ten währte er seinen Muth und bedurg am 14ten März 177 sich besonderes Verdienst zu hen, und wie die Schlachten so zeugen seine Schriften der Infanterie, Dresden 1. aus Manoeuvres entstehen die Stellung und Bewegung sätze (mit Kupfern), Dresden 1800. 2. Th. Vom 1. Richten 2c. Beide Schrift Nach einem Herbstmanoeuv Salder n, höre er auf, das der Tactik thun kann!

deck. — Auf dem Schweizerling, einem Berge bei Wettin im Saalkreise, drei Meilen von Halle, ist dem Helden eine Gedächtnisurne auf einem 148 Fuß hohen Porphyrfelsen aufgestellt; sie ist mit seinem Bild und seinem Namen einfach geschmückt.

Salder n (Wilhelm von), geboren 1702, Königlich preussischer Generalmajor, fochte mit gleichem Kriegsrühme, wie der vorgenannte Salder n, in dem schlesischen und siebenjährigen Kriege. Noch war seine bei Prag empfangene Wunde nicht geheilt, als er sich wieder zum Heere begab, und bei einem Angriff der Oesterreicher auf Königgrätz an der Elbe am 26ten Juli 1758 durch eine feindliche Kugel getroffen, farb.

ein Leben hat Friedrich Pauli beschrieben (s. dessen Leben großer Heiliger, dritter Theil, S. 45, Halle 1759, R.)

Salesianerinnen heißen die Nonnen des Ordens von der Einförmigkeit der Jungfrau Maria nach ihrem Stifter, dem heil. Franz von Sales. Vergl. d. Art. geistliche Orden.

Salier, Priester des Mars, welche ihren Namen von salire,

Numa bestimmte ihre Zahl auf zwölf; Lullus

Die Ver ihrer Stiftung wird so

ima's Zei ; Pest in Italien wa

), Rom v die Götter das An

besondres Himmel herabfallen,

Die u ten Wahrsager erklär

ein Zeich uernden Herrschaft des

nischen, u ; vorfertigen zu lassen,

leicht entwendet werden könnte. Dies geschah,

wurden in der Curia aufbewahrt. Aber später

die Salier dem Mars opferten, nahmen sie

die *Capiae* aus der Curia, und trugen sie in der Stadt herum, indem sie sie an einander schlugen, kriegerische Tänze aufführten, und alte Lieder absangen zum Lobe des Mars und der andern Götter, auch berühmter Männer, namentlich des Mamurius, der die übrigen elf *Antilien* verfertigt hatte. Die Kleidung der Salier war eine mit Gold geflickte *Tunica* von Purpur, die mit einem Gürtel von Erz festgehalten wurde; darüber eine mit einem Purpursäume besetzte Toga, auf dem Kopfe eine hohe kegelförmige Mütze, an der Seite ein Schwert, und in der rechten ein Speiß oder eine Ruthe, in der Linken das *Uncul*. Nur patricische Jünglinge, deren Väter noch lebten, wurden unter die Salier aufgenommen.

Salier, eine Völkerschaft, die zum ersten Mal auf der Insel der Bataver, und als sie von da vertrieben wurden, an der Rhodanus südlich unter den Chamavern erschien. So lange man den Namen Eberusker nennt, weiß man noch nichts von Saliern, und sobald diese auftraten, verschwinden die Eberusker. Vermuthlich nahmen sie die Benennung

Salier erst an als sie in Batavia an welches sie vranzten, einwas
 Vaterlande. War
 reide, denn es ist
 in sich wieder mit
 der falschen Fran
 em marvingischen,
 ableiteten. Die
 den Marvingern,
 wegen der Salz
 n rührt das be
 kmal geschriebner
 Salier noch keine
 igegebenen Wän
 gesammelt, und
 e. Es galt zum
 rd merkwürdig ist
 d. h. bei solchen,
 zen Frankreich er
 ten, und nur die
 dieser Artikel nur
 Anwendung davon

auf die Krone selbst. Gewiß ist, daß von den ersten Zeiten der französischen Monarchie an nie Prinzessinnen zur Thronfolge gelangten, ohne daß dafür ein anderes Gesetz als das Herkommen angeführt wurde. Erst in den Streitigkeiten, die Philipp VI. von Frankreich mit Eduard III. von England um die französische Krone hatte, ward das salische Gesetz wider Eduard angeführt; und es hat seitdem unverändert gegolten.

Salieri (Antonio), kaiserlicher Capellmeister zu Wien, geboren zu Legnano, einer venetianischen Feste, im J. 1750. In seinem ersten Jahre fing er an, Clavierunterricht zu nehmen, und seine Neigung für die Musik nahm so zu, daß er nach dem Tode seines Vaters, eines ausgezeichneten Kaufmanns, den er in seinem funfzehnten Jahre verlor, sich ganz dieser Kunst widmete. Er setzte seine Studien zu Venedig, wohin er sich seines Vaters Mozenigo wegen begab, fort, und endigte sie zu Neapel. Pescetti, Capellmeister von St. Marcus, war sein erster Lehrer; nach dem Tode desselben wählte er Passini. Um diese Zeit war der berühmte Sacchini nach Venedig gekommen; Salieri nahm bei ihm Unterricht, sowohl auf dem Clavier als im Gesang, und gewann ihn so lieb, daß er ihm mit Mozenigo's Bewilligung nach Wien folgte, um auch die Composition unter ihm zu studiren. Er kam im Frühjahr 1766 nach Wien, wo er acht Jahre blieb, und Sacchinis Unterricht im Generalbass genoß. Als dieser starb, wurde er auf einmal zum Director der Capelle, der Kammermusik und des Theaters zu Wien ernannt, Meinter, worin ihn der berühmte Gluck mit freundschaftlichem Rath unterstützte. Als Alter und Krankheit letztern außer Stand gesetzt hatten, dem pariser Publicum, welches immer neue Compositionen foderte, ein Genüge zu leisten, übernahm es Salieri, unter Glucks Augen und nach dessen Ideen die Danaiden zu componiren. Gluck gab ihm bei dieser Gelegenheit das Zeugniß, daß er sich mit seiner Manier vertraut zu machen verstanden, was bisher noch keinem gelungen war. In Paris glaubte man, daß Salieri nur am dritten Act dieser Oper Theil habe. Die List gelang vollkommen. Salieri kam 1784 nach Paris; seine Oper wurde zu wiederholten Malen vor der königlichen Familie mit immer zunehmendem Beifall gegeben; die Königin selbst sang darin. Nachher wurde die Oper auch auf das Theater der Hauptstadt gebracht. Die Kenner fanden besonders in dem Recitativ und Gesang einen eigenthümlichen Styl, und erkannten ein ausgezeichnetes Talent. Gluck erklärte erst nach der dreizehnten Vorstellung in einer Adresse ans Publicum Salieri für den alleinigen Componisten der Danaiden. Dieser wurde reichlich belohnt und erhielt vor seiner Rückreise nach Wien von der Direction der Oper den Auftrag, die Horatier und Curiatier zu componiren. Bald darauf erschien auf dem wiener Theater seine Oper Arur, König von Ormus, wofür der Kaiser Joseph ihn mit 200 Ducaten beschenkte, denen er einen Jahresgehalt von 300 Ducaten beifügte. Salieri verheirathete sich bald darauf, und kam dadurch in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens. Von seinen Werken für die Kirche ist ein Oratorium: La Passione di Gesù Cristo nostro Signore, das bekannteste, obgleich es nicht gedruckt worden. Für die Bühne hat er seit 1772 eine Reihe von deutschen und italienischen Opern componirt, von denen mehrere zu den Werken vom ersten Range gehören. Die bekanntesten darunter sind außer den genannten, Tarar, Armida, Der Jahrmarkt von Venedig, der Talisman, Semiramis u. s. w. Außerdem hat er viele einzelne Arien, auch für die Instrumentalmusik mehrere

Serenaden un-
forte und ande-

Saline.
Wasser, das
aber auf sonst
haupt alle zu
werden.

, so wie einige Concerte für das Piano-
componirt.

eine Anstalt, worin die Salzsole, d. h.
niger Kochsalz aufgelöst enthält, gesotten
Salz vom Wasser geschieden, und über-
s Salzes erforderlichen Arbeiten verrichtet

Salis (Johann Gaudenz, Freiherr von), ward den 26ten Dec.
1762 zu Seewis in Graubünden geboren. Bis zur Revolution diente
er in Versailles als Kammermann des Königs. Nachher kam

und gewissenhaft, und wurde 1757 von seinem Hochgerichte zum Podesta von Tiran im Weltlinerlande gewählt, eine Stelle, worin er sich gleichfalls durch seine Vaterlandsliebe auszeichnete. Der Haß der Uebelgeanteten veranlaßte ihn, 1768 die Stelle eines französischen Geschäftsträgers in Graubünden anzunehmen, welches er 24 Jahre lang blieb, und sich durch seine überlegenen Geisteskräfte einen außerordentlichen Einfluß auf die politischen Angelegenheiten dieses Theils der Schweiz verschaffte. Auch übernahm er 1771 mit großen Kosten die Erziehungsanstalt der Professoren Martin Planta und Mesemann zu Haldenstein, verpflanzte dies Institut nach Marschlins, berief den Doctor Bahrde zum Director des Philanthropins, welches aber schon 1777 einging, wodurch Salis einen großen Theil seines Vermögens verlor. Indessen konnte er doch noch immer, obgleich im beständigen Kampfe mit vielen Feinden, standesmäßig leben; aber die Factionen seines Vaterlandes im Jahre 1790, und die bald ausgebrochene helvetische Revolution machten ihn bis zu seinem Tode äußerst unglücklich. Er wurde den 30sten Junius 1794, weil er, um sein Leben zu retten, sich aus Graubünden entfernt hatte, in contumaciam, d. h. als ein Ungehorsamer, aus seinem Vaterlande bei Lebensstrafe verbannt, für vogelfrei erklärt, und sein Vermögen confiscirt. Auch sein 97jähriger Vater, der damals noch lebte, und seine Familie duldeten die schrecklichsten Mißhandlungen von der Partheiwuth. Nach zahllosen Leiden verließ er endlich das unglückliche Land, ging nach Tyrol, und von da nach Wien, wo er den 6ten Oct. 1800 starb. Er war ein in jeder Rücksicht ausgezeichneter, energischer Mensch, ein thätiger, gewandter Staatsmann, und ein nützlicher Schriftsteller. Wir haben von ihm: Beiträge zur natürlichen und ökonomischen Kenntniß der Königreiche beider Sicilien, 2 Bänden, Zürich 1796, 8. Fragmente der Staatsgeschichte des Thals Weltlin und der Grafschaften Eilen und Worms, aus Urkunden, 4 Bände, ebendasselbst 1792. Reisen in verschiedene Provinzen des Königreichs Neapel, ebend. 1793, 8.; Bildergalerie der Heimwehkranken. Ein Lesebuch für Leidende, 3 Bändchen, und bei dem 3ten eine Nachricht von seinem Leben, durch seinen Sohn. S. auch das Denkmal der Ehrfurcht und Liebe, dem Herrn von Salis errichtet von seinen Töchtern, Zürich 1801.

Salisches Geseß, s. Salier.

Callustius (Caj. Crispus), wurde im J. R. 668, vor Ehr. 86 zu Amiternum, einer Municipalsstadt im sabinischen Gebiete, geboren. Sein lebhafter Geist und sein feuriger, unruhiger Charakter verleiteten ihn zu manchen jugendlichen Ausschweifungen; doch mag er wohl nicht ganz so verdorben gewesen seyn, wie gewöhnlich erzählt wird. Auch muß man billig den herrschenden Sittenzustand jenes Zeitalters bei Beurtheilung seiner Fehler mit in Anschlag bringen. Aus der getreuen und kräftigen Schilderung der sittlichen Verdorbenheit der Römer sieht man freilich, daß er dieselbe sehr genau kannte, und selbst nicht ganz frei davon war. Durch Cäsars Gunst wurde er zum Prätor ernannt, und nach Numidien geschickt, wo er sich bedeutende Schätze sammelte. Daher spielte er nach seiner Rückkehr aus diesem Lande zu Rom eine glänzende Rolle. In den spätern Jahren scheint er seine Jugendfehler eingesehen und mäßiger gelebt zu haben. Er starb im J. R. 719, vor Ehr. 35. Während seines Privatlebens machte er die vaterländische Geschichte zu seinem Hauptstudium. Leider haben wir von der ausführlichen Geschichte, welche die Zeiten nach Sulla's Tode bis auf die catillarische Verschwörung beschrieb, nur noch einige Bruchstücke.

Laufbahn, gewiß war er aber schon fest entschlossen, sich ganz der eigentlichen Gelehrsamkeit zu widmen. Kritische Arbeiten und gelehrte Streitigkeiten füllten sein ganzes folgendes Leben aus, und machten ihn zu einem der ausgezeichnetsten Charaktere unter den Gelehrten seiner Zeit. Von seiner Mutter, die eine Calvinistin war, hatte er früh solche Eindrücke erhalten, die ihn dieser Glaubenslehre geneigt machten; auch heirathete er 1623 die Tochter eines angesehenen Protestanten, Josia Mercier. Einige Jahre später verlebte er einen Theil seiner Zeit an dem Landhause seines Schwiegervaters bei Paris, wo er seine großen Arbeiten über den Plinius und Solinus endigte. Im J. 1629 wünschte sein Vater, sein Amt auf ihn zu übertragen; auch machte das Parlament von Dijon keine Schwierigkeiten, obgleich der Sohn sich öffentlich zum Calvinismus bekannte, aber der Siegelbewahrer Marillac weigerte sich, die Urkunde zu vollziehen. Die Einladungen der Universitäten Padua und Bologna lehnte er ab; dagegen folgte er 1631 einem Rufe nach Leyden, um die Ehrenprofessur einzunehmen, welche Joseph Scaliger bei dieser Universität gehabt hatte. Nachdem er hier einige Zeit verlebte, erhielt er bei einem Besuche in Frankreich den Staatsrathstitel und den St. Michaelsorden. Seine Freunde machten mehrere Versuche, ihn in Frankreich zu behalten; der Cardinal Richelieu, wie man sagt, bot ihm einen ansehnlichen Jahresgehalt unter der Bedingung an, die Geschichte seines Ministeriums zu schreiben. Er aber schlug das Anerbieten aus, weil er nicht gesonnen sey, seine Feder der Schmeichelei zu leihen. Im J. 1644 erhielt er dennoch einen Pensionsbrief von dem Könige von Frankreich, doch bleibt es zweifelhaft, ob ihm etwas darauf gezahlt worden. Ein Werk, welches er im J. 1645 über das Primat des Papstes schrieb, erregte eine Beschwerde von Seiten der französischen Geistlichkeit wider ihn, die jedoch vom Hofe weislich auf die Gottesgelehrten verwiesen wurde. Der verbannte König von England, Carl II., bewog ihn, im J. 1649 eine lateinische Denkschrift für seinen Vater zu schreiben, welche unter dem Titel: *Dofensio regia pro Carolo I.* erschien. Das Aufsehn, welches diese Schrift erregte, bewirkte, daß das Parlament durch Milton eine äußerst heftige und bittere Antwort darauf abfassen ließ, die Salmasius um so übler empfand, als auch seine republikanischen Beschützer in Holland den Eifer nicht billigten, womit er das Königthum vertheidigte. Unter diesen Umständen folgte er 1650 gern den dringenden Einladungen der Königin Christina, Schweden zu besuchen. Das Klima dieses Landes war aber seiner Gesundheit nachtheilig, er ging über Dänemark, wo ihn der Abt sehr ehrenvoll aufnahm, im folgenden Jahre nach Holland zurück, um begab sich 1653 in die Bäder von Spaa, wo er, statt Genesung, im Monat September seinen Tod fand. Er ward zu Maastricht begraben. So heftig und schonungslos grob er in seinen literarischen Streitigkeiten war, so sanft und leutselig war er in seinem Hause; er stand gar unter der Herrschaft seiner Frau. Von seinen zahlreichen Werken sind die wichtigsten: *Plinianae exercitationes in Solinum* und die *Scriptores historiae augustae*, ferner *Homonymis Hyles Iatricae*; *De modis usurarum*; *De faenore trapezetico*; *De re militari Romanorum*; *De Hellenista*; *Observationes in jus atticum et romanum* u. s. w. Alle zeugen von seiner vielseitigen, eben so tiefen als umfassenden Gelehrsamkeit, weniger von seinem Geschmack und Urtheil. Unterstützt von einem ungeheuern Gedächtniß, arbeitete er mit bewundernswürdiger Leichtigkeit und Schnelligkeit, ohne weiter die Feile zu gebrauchen. Unter seine Zeitgenossen hatte er sich eine Menge von Feinden durch seine Angriffe

welche David dem hebräischen Reiche unterworfen hatte, stand ihm ein Kriegsheer zu Gebote, das 12,000 auf ägyptische Art gerüstete Reiter, und 1400 Streitwagen zählte. Auch schien das Glück diesen großen König lange zu begünstigen, und das israelitische Volk im Genuße seines Wohllebens kaum zu bemerken, daß er sich zu ihm immer mehr in das Verhältniß eines orientalischen Despoten stellte. Ganz wider das mosaische Gesetz erlaubte er sich die Aufnahme ausländischer Weiber in seinen zahlreichen Harem, und war aus Liebe zu diesen Weibern im Alter tolerant oder schwach genug, ihnen freie Uebung ihres Böhdienstes zu gestatten, und selbst daran Theil zu nehmen. Dennoch konnten die Widersacher, die ihm gegen das Ende seines Lebens nach dem Throne strebten, wider seine befestigte Macht nichts ausrichten. Erst nach seinem Tode brach die Unzufriedenheit des Volks in offene Empörung aus, und sein unwürdiger Sohn Rehabeam vermochte die Theilung des Reichs nicht zu hindern. Die vierzigjährige Regierung Salomo's, die er wohl schwächer und unruhlicher endete, als er sie begann, wird jedoch wegen ihres Glanzes und ihrer glücklichen Ruhe von den Israeliten noch immer als einer der hellsten Lichtpunkte in ihrer Geschichte gepriesen, und das ganze Morgenland sieht in ihr eine goldne Zeit, deren Bilder die orientalische Poesie an den ins Unermeßliche gesteigerten Ruf der Eigenschaften dieses Königs anknüpft. In der That gehörte er mehr dem gesammten Orient, als seinem Volke an. Seine Denkungsart war viel freier, als einem Hebräer geziemte. In den Schriften, die die Bibel unter seinem Namen enthält, und die, wenn auch ihre Redaction einer viel spätern Zeit zugeschrieben wird (s. d. Art. hebräische Sprache und Literatur), in ihrem Grundstoffe doch unstreitig salomonischen Ursprungs sind, spricht ein philosophischer Geist, der sich über die Einseitigkeit der hebräischen Nationalität zu weltbürgerlichen Ansichten erhoben hat. Seine Sprichwörter sind reich an scharfsinnigen, witzigen Apophtegmen; sein Prediger erinnert an die Philosophie, welche sich geistreiche Große und Weltleute im Ueberdruß eines langen, köpigen Lebensgenusses aus dem Schatze ihrer Erfahrungen endlich zu bilden pflegen, dagegen das Hohelied die ganze Gluth und Süßigkeit einer bräutlichen Liebe ausdrückt, und sey es auch das Werk eines spätern Dichters, doch im Geiste Salomo's darstellt, wie glücklich er auch in der Liebe war. Daher ist seine Weisheit und sein Glück bei der Nachwelt sprichwörtlich geworden, und die Märchen der Rabbinen, die Helden- und Liebesgedichte der Perser und Araber feiern ihn, wie die romantischen Sagen der Normänner und Britten den König Artus, als einen fabelhaften König, dessen in der Bibel selbst gerühmte Kenntniß der Natur, dessen Reichthum an Sinnsprüchen und Rathssehn, dessen Herrlichkeit und Macht in ihren Darstellungen zu Zauberei und Wunder wird. Der Siegelring Salomo's war nach diesen Dichtungen der Talisman seiner Weisheit und Zauberkraft, und hat, wie der salomonische Tempel, in den Geheimnissen der Freimaurerei und Rosenkreuzerei hohe symbolische Bedeutung.

Salomon (J. W.), war einer der Wenigen, die mit Recht zu den größten Violinspielern Europa's gezählt werden können. Sein Geschmack, seine Verfeinerung, und sein Enthusiasmus, um uns der Worte des Doctors Burney zu bedienen, erwarben ihm eine allgemeine Bewunderung, so daß sein Unterricht eifrig gesucht wurde. Unter seinen Schülern zeugte Pinto für die Talente seines Lehrers und für dessen Fertigkeit; dieselben Andern mitzuthun. Laut eines unter seinen Papieren gefundenen Laufscheins wurde Salomon 1745 zu Bonn, im Churfür-

stentum Ebln, geboren. Er wurde zum Rechtsgelehrten erzogen, allein seine mächtig vorherrschende Liebe für die Tonkunst bewog ihn, diesem Gange ganz zu folgen, und bald wurde er in Deutschland und Frankreich nicht bloß durch sein Spiel auf der Violine, sondern noch mehr durch seine tiefe und umfassende Kunstkenntniß berühmt. Um das Jahr 1781 kam er nach England, wo er seit dem beständig blieb, und dieses Land, für welches er die wärmste Anhänglichkeit hegte, zur Bühne seiner großen Talente wählte. Auch bewog er durch einen großen gewagten Kostenaufwand den unsterblichen Haydn nach England zu kommen, und dieser originelle, geniale und fruchtbare Tonkünstler componirte in London jene zwölf meisterhaften Symphonien, welche in dieser Art von Geisteswerken noch immer den höchsten Grad von Vollkommenheit haben, und wahrscheinlich behalten werden. Salomons kritische Urtheilskraft verbreitete sich nicht bloß über diesen Zweig der Tonkunst; auch Brahams noch unausgebildete Stimme zog er aus der Dunkelheit hervor, und versetzte sie in die ihr eigenthümliche Sphäre. Er starb im Jahre 1825 in London.

Salonichi (Thessalonich, Selaniki), eine große, ansehnliche Stadt in Macedonien mit einem Hafen, liegt an dem Meerbusen gleiches Namens. Sie hat an 60,000 Einwohner, von denen die Hälfte Türken, ein Viertel griechische Christen und ein Viertel Juden sind. Dazu kommen noch ungefähr 2000 Franken. Die Griechen haben hier einen Erzbischof, und die Juden, welche von solchen herkommen, die ehemals aus Spanien vertrieben sind, reden eine verderbte spanische Mundart. Die Stadt ist übrigens der Sitz eines Pascha's von drei Köpfschweifen, der über 360,000 Piafter Einkünfte hat. Salonichi ist seit dem 17ten Jahrhundert ein wichtiger Handelsplatz, und die Venezianer bringen Tücher, Friese, Metall, und Glaswaaren, Spiegel, Papier, seidene und andre Stoffe und Feueergewehre ein, und führen Baumwolle, Tabak, Wachs, Seide, Häute, Corduan, Kupfer, Wein und schlechte weiße Tücher (Abas genannt) wieder aus. Die Engländer hingegen bringen hieher Tücher, Gewürz, Zinn, Blei, Uhren, Juwelen, Eisenwaaren, Farbwaaren, Schalons und Serge, und empfangen dagegen Seide und Baumwolle. Aus Deutschland kommen nach Salonichi Kupfer-, Messing und Eisenwaaren, böhmische Gläser, Uhrwerke, feine und grobe Tücher, Kattune, Leinwand und Porzellan. Durch Griechen und Juden wird bedeutender Handel nach Oesterreich und auf die leipziger Messen getrieben, und Baumwolle in großen Quantitäten, Meerscham zu Tabaksköpfen, Leder, levantischer Caffee u. s. w. dahin gesendet. Die deutsche Einfuhr beträgt an Werth zwei Millionen, und die Ausfuhr fünf Millionen Piafter. Schweden, Dänemark, Holland, Rußland und Neapel haben hier zwar Consuln, aber ihr Handel ist nicht so bedeutend, wie derjenige der obigen Nationen; doch werden die russischen Geschäfte mit Sammet, Seide und Pelzen mit jedem Jahre wichtiger. Den bedeutendsten Handel von allen Völkern führten bis jetzt die Franzosen hieher, welche Tücher, Caffee, Zucker (aus ihren westindischen Colonien) lyoner Seidenwaaren, Gewürze, Goldwaaren u. s. w. hieher sandten, und dafür Baumwolle, Seide, Wolle, Korn, schlechte weiße Tücher, Wachs und Kupfer ausführten. Die ganze Ausfuhr von Salonichi wird auf neun Millionen, die Einfuhr hingegen auf fünf Millionen Piafter jährlich berechnet. Unter den Manufacturen der Stadt zeichnen sich die großen Zubereitungen von türkischem Garn, die Lederarbeiten und Färbereien aus. Auch werden hier große Wechselgeschäfte gemacht.

Salpeter ist ein weißes säulenförmiges Salz aus Salpetersäure und Potasche bestehend. Er erzeugt sich an vielen Orten freiwillig, wenn seine Bestandtheile in dem Erdboden vorhanden sind, z. B. in Viehställen, Gottesäckern. In Ostindien efflorescirt er an der Nord- und Ostseite vieler Hügel und Mauern östlich vom Ganges, und wird daselbst von den Einwohnern zusammengekehrt (Rehrsalpeter). Zu Wol- fetta crySTALLISIRT er in einigen Höhlen; in Ungarn kommt er in Fels- gebirgen vor. In den Salpeterplantagen bereitet man den Salpeter aus verwesenden thierischen, d. i. stickstoffhaltigen, Dingen, weil diese während ihrer Zersetzung, durch Einfluß der atmosphärischen Electricität, mit dem Sauerstoffe der Luft Salpetersäure bilden. Man schlech- tet zu dem Haufen auf, wird, damit ihnen verbindt die Luft abha dem der Sal überzeugt hat, und bekommt ihr dargeboter hält. Durch saures Kali f Säure mit f rückbleibend, rohen Salpetri etwas gemeint davon durch zum ökonomis gebrauche. —

vor, doch sel erste gewisse Nachricht vom Salpeter sich von Albertus Magnus † 1280 und Roger Bacon † 1278 herschreibt.

ter säure wird durch Vermischung von Vitriolöl mit käl- er und Destillation gewonnen. Eine gelbe dampfende Säure is alkali sumans; eine schon mit Wasser verdünnte weiße idewasser gendant. Diese muß; wenn sie rein ist; Silb el klar und ohne Rückstand auflösen. Mit $\frac{1}{3}$ Salzsäure bt sie das Goldscheidewasser, Königswasser oder Aqua regis, das zum Auflösen des Goldes und Platins dient.

Salt (Henry) Esquire; Mitglied der königlichen Gesellschaft, Ge- neralconsul in Aegypten; ein noch lebender englischer Schriftsteller; wurde zu Litchfield geboren, und auf der lateinischen Schule jener Stadt erzogen. Seine Neigung zu Reisen und seine Liebe zur Zeichen- kunst erwarben ihm die Freundschaft des Lords Valentia, den er nach der Levante, Aegypten, Abyssinien und Ostindien begleitete. Die von dem gedachten Lord herausgegebene Reisebeschreibung erlangte durch die mahlerischen Erläuterungen von Salt große Vorzüge. Nachher ward Salt von der Regierung beauftragt, dem Kaiser von Abyssinien Ge- schenke zu überbringen. Das Resultat dieser Sendung ist in einem für den Handel und die Wissenschaft höchst wichtigen Werke dem Publikum vorgelegt worden. In diesem Werke läßt der Verfasser dem berühmten James Bruce, dessen große Wahrheitsliebe und Genauigkeit hier voll- kommen vertheidigt werden, die größte Gerechtigkeit wiederfahren. Salt's öffentlich erschienene Werke sind: *Twenty four Views taken in As-*

de, the Red Sea, Abyssinia etc. fol. 1109. — An Account of a Voyage to Abyssinia, and Travels in the Interior of the Country in 1809-1810, 4. 1814.

Salvator Rosa, f. Rosa (Salvator).

Salvagarde oder französisch Sauvagarde. Ist der von einem General oder Kriegsbefehlshaber im Kriege einem Orte, einem Hause oder einer einzelnen Person zur Sicherung vor Plünderungen und andern handlichen erbeilte Schutzwehr. Auch die Wache, welche in jenem Sinne geordnet wird, heißt Salvagarde (Schutzwehr), und trägt den schriftlichen Befehl des Generals u. s. w. zu ihrer Legitimation bei sich. Auf die Verletzung der Salvagarde steht die Todesstrafe. Ein General kann so viel Schutzwehren ertheilen, als er will; was er dafür nicht bezahlen läßt, gebet ihm. Wenn feindliche Truppen einen Ort einnehmen, wo Salvagarden sich befinden, so werden letztere nicht zu Kriegsgefangenen gemacht, sondern frei fortgeschickt. In vielen Orten nennt man auch eine Art von Polizeiwache, die zur Befehlsführung von Beamten gebraucht wird, Salvagarden.

Salvus Conductus oder sicheres Geleit nennt man das einem Angeklagten geleistete richterliche Versprechen seiner Betreibung von dem Beschuldigte, unter der Bedingung, daß er sich der Verurtheilung stellen, und sich der Untersuchung unterwerfen werde. Ein Salvus Conductus wird in der Regel nur dann ertheilt, wenn es dem Richter an anderweitigen, ausreichenden Mitteln fehlt, sich der Person des Angeklagten zu versichern. Uebrigens kann das sichere Geleit oder der Salvus Conductus ein vollkommener (Salvus conductus) seyn, der sich nämlich auf die ganze Zeit dieser wird nur in Fällen, wo die Substantien überaus schwierig, an der Untersuchung in dem Richter sehr gelegen, oder auch, daß groß ist, daß eine fernere Entweichung zu seyn ein unvollkommener (Salvus conductus im-) jere Dauer der Betreibung vom Verhafte be- stimmt, als die Zeit der Untersuchung beträgt. Gewöhnlich wird bei Ertheilung des sichern Geleits eine Caution dafür ertheilt, daß der Angeklagte sich wirklich stellen wolle; oder es wird auch nur unter der Klausel, daß es ihm gut, falls er sich zur Untersuchung stelle, zu Gute kommen solle, ertheilt. Uebrigens kann der mit einem sichern Geleit wegen eines Verbrechens verurtheilte Angeklagte sich dadurch nicht gegen die Verhaftung wegen anderer nicht in dem Salvus Conductus benannte Vergehungen schützen. — Ein dergleichen Salvus Conductus oder Schutzwehr wird auch Reisenden oder Flüchtlingen im Kriege, so wie Schuldtern ertheilt, um sicher und frei nach einem Orte kommen, sich dort aufhalten, und in vorgebrachter Zeit und Ort wieder abzurufen zu können. N. G.

Salz. Salze sind zusammengesetzte Körper, die aus Säuren und basischen Körpern, nämlich Erden, Alkalien oder Metallkörpern bestehen. Sobald unterscheidet man sie, nachdem sie Alkalien enthalten, in Neutralsalze, wenn sie Erden enthalten, in Mittelsalze, und wenn sie aus Metallkörpern entstehen, in metallische Salze. Der Gewichtes ordnet sie nach dem Säuren, aus denen sie bestehen, und da er mit 40 Säuren kennt, betrachtet er sie in eben so viel Ordnungen. Ihr allgemeiner Charakter ist ihre Zusammensetzung aus Säuren und Basen, die meistens eben sich auch in Wasser auf und abzulösen daraus wieder, jedes in seiner besondern, regelmäßigen

Kalt. Einige zerfallen an der Luft zu Pulver, sobald die warme oder trockne Luft mehr Verwandtschaft zum Crystallenwasser hat, als das Salz; im Gegentheile aber zerfließen sie. Einige sind im Feuer flüchtig und werden deshalb flüchtige Salze genannt, zum Unterschiede mit den feuerbeständigen. Die Salze zerfließen meistens über dem Feuer in ihrem Crystallwasser, sobald dieses aber durch die Hitze verdunstet ist, trocknet das Salz ein, und nur verstärktes Feuer kann es zur eigentlichen Schmelzung bringen. Bisweilen dehnt man auch den Namen Salz auf die Alkalien und Säuern, wiewohl mit Unrecht, aus, und sagt, alkalische und saure Salze. Salze sind übrigens als Heilmittel sowohl, als auch in den Künsten und Gewerben von ausgetretetem Nutzen. Man erinnere sich an den Vitriol, Alaun, Bleizucker in der Färberei; an den Salpeter, der zu Schießpulver verarbeitet wird; an das Bittersalz, Glaubersalz und den Salmiak, die treffliche Heilmittel gehen; endlich bedarf ihrer der Chemiker zu seinen Arbeiten und zu seiner Wissenschaft am nöthigsten. Unter Salz wird aber im gemeinen Leben immer Küchensalz verstanden, eine Verbindung von Salzsäure mit Soda. Das Seewasser enthält es in großer Menge aufgelöst, ebenfalls finden sich davon in England, Niedersachsen, Polen, Abyssinien u. s. w. große Massen in der Erde abgelagert, die theils als trocknes Steinsalz ausgegraben werden, theils, durch Wasser in der Erde aufgelöst, als Salzquellen zum Vorschein kommen, und versotten werden. Man unterscheidet daher im Handel dreierlei Salz nach der Art der Gewinnung: Steinsalz, Seesalz, Soolensalz. Dieses Salz hat einen angenehmen Geschmack, crystallisirt in Würfeln, bleibt an der Luft unverändert. Seine Crystallen knistern in der Glühhitze und verflüchtigen sich beim Weißglühfeuer. Die Gewinnung des Seesalzes ist sehr einfach. Man läßt das Seewasser durch die Sonnenwärme in thönernen Eisternen verdunsten, oder siedet es in Pfannen ein. Das Küchensalz aus den Salzsoolen wird auf den Salinen durch Gradirung (s. d. Art.) und Versiedung gewonnen. Man untersucht zu letzterem Ende den Salzgehalt der Soole durch Auffuchung ihres specifischen Gewichtes mittelst Salzspindeln (Aräometer) und berechnet ihn daraus nach Tafeln, deren Lambert, Langsdorf und Dammes verschiedene gegeben haben. Daraus findet sich, ob die Soole so stark an Salz sey, daß sie den Aufwand der Versiedung mit Feuermaterial decke. Ist dies, so wird sie in Blechpfannen versotten, denen man wenig Tiefe aber viel Oberfläche gibt. Nachdem das erste Aufsieden (Stören) mit einem Zusatz von Rindsblut erfolgt ist, kommt das eigentliche Salzsieden oder Soggen. Dazu ist 70° R. die beste Temperatur. Nachdem sich das Salz zu Boden gesetzt hat, wird es ausgeschaufelt und in Weidenkörben in die Trockenkammern gebracht. Diese Trockenkammern sind in dem Bodenraume des Siedehauses und werden aus den Schornsteinen desselben geheizt. Das erste gypshaltige Salz heißt Krüchsalz, dann kommt das reinere der ersten Aufschläge, das letzte wird schlechter, die Mutterlauge liefert gelbes Salz. Der Pfannenstein (eine Verbindung von Glaubersalz, Gyps und Kochsalz) setzt sich, wegen seiner Schwerlöslichkeit an die Böden der Pfannen ab. Er wird zerschlagen, das Glaubersalz durch Auslaugen und Crystallisation geschieden, der Rückstand als Gyps- oder Düngsalz auf Ackerfelder benutzt. Aus der übrig bleibenden Mutterlauge bereitet man gewöhnlich kohlensaure Salzerde durch Zusatz von Wotaschenlauge.

F.

Salzburg war nach dem westphälischen Frieden bis 1802, außer

den drei geistlichen Churfürstenthümern das einzige Erzbisthum in Deutschland. Es lag im bairischen Kreise, zwischen dem Herzogthum Bayern, Oesterreich, Kärnten und Tyrol, hatte beinahe ein Areal von 180 Quadratmeilen, 16 Städte, 23 Marktflecken, und in ältern Zeiten 250,000 Einwohner. Durch die heftigen Bedrückungen aber, welche viele von ihnen wegen der protestantischen Religion, zu der sie sich be-

herte, zum Österreichischen geschlagen. Außerdem wurde der Erzherzog unter die Zahl der Churfürsten aufgenommen. Durch den preiburger Frieden (1685) kam Salzburg unmittelbar an Oesterreich, und Eichstätt und Bassen an Bayern, wogegen der Erzherzog Churfürst Würzburg bekam. Durch den wienner Frieden (den 12ten Oct. 1809) wurde Salzburg der Verfügung Napoleon Bonaparte's überlassen, der es 1810 an Bayern abtrat. Durch den Tractat vom 12. Mai 1816 kam aber Salzburg, mit Ausnahme der Pfarren Waging, Lurmaning, Teufendorf und Leufen, in soweit derselben auf dem linken Ufer der Salzach und Saale gelegen sind, wieder an Oesterreich. Nach seinem jetzigen Besitze hat das Herzogthum 162 $\frac{1}{2}$ Quadratmeilen und 152,000 Einwohner. Es ist nun in zwei Kreiskämmer Salzburg und Nied eingetheilt, und der Regierung des Erzherzogthums Oesterreich ob der Enns untergeordnet. Die Hauptstadt Salzburg liegt am Flusse Salza, das mit dem Borkädten an 700 schöne, wohlgebaute Häuser, und 27 Kirchen. Die Borkädte sind Wüllen, Rounthal und der Stein. An der Salza liegt die Bergfestung Hohen-Salzburg, und außerdem sind die Zeughäuser, das prächtige ehemalige Archiduchschloß, der Springbrunnen vor demselben, der Sommerpalast Mirabella, das in einem Felken eingebaute Amphitheater, die Domkirche u. s. w. sehenswerth. Auch ist hier eine Universität und ein Gymnasium. Die Stadt hat 18 bis 20,000 Einwohner.

Salzdalum, Salzdal oder Salzdahlen, ist ein prächtiges Lustschloß der Herzoge von Braunschweig-Wolfenbüttel, im sogenannten Lohelholz, eine Stunde von Wolfenbüttel, bei dem Dorfe und Solzwerke gleiches Namens. Die Lage ist reizend, die Gebäude herrlich, der Garten schön und angenehm, und die sind mit den kostbarsten Gemälden vieler die schmückt. In der Schloßkapelle halten die großen Orangerie stehenden, vom Herzoge (Schweig (1701) gegründeten evangelischen Jesuitendienst. Das in dieser Capelle beündlich Herzogs ist wegen des orientalischen Granats werth. Der Ort hat seinen Namen von se herte, so wie das ganze Herzogthum zu de che Westphalen.

Salzmann, (Christian Gottlieb), der berühmte Stifter des Erziehungsinstituts zu Schwenfenthal, war den 1ten Juny 1744 zu Edmuerda im Erfurtischen geboren. Für den Stand seines Vaters, der erst zu Edmuerda, dann zu Erfurt Predicant war, wurde Salzmann auf gewöhnliche Weise gebildet, studierte 1761 — 63 zu Jena, erhielt 1766 die Pfarrstelle zu Rohrborn im Erfurtischen, wo er bei einem sehr geringen Einkommen sein häusliches Glück durch seine Verheirathung mit der 14jährigen Tochter des Pfarrers Schaeffl zu Bissach gründete, und folgte 1772 dem Rufe zum Diaconat an der Andreaskirche zu Erfurt, an welcher er bald darauf Pastor ward. Hier fand er als populärer, herzlich Predicant Verfall, aber auch wegen seiner vorurtheilsfreien Denkart Widersacher, die ihn anfeindeten. Frühzeitig hatte er sich zum eigenen Nachdenken gewöhnt und bei seinen theologischen Studien auf die Seite der damals noch seltenen Freunde der Aufklärung gemendet. Durch Rousseau und Bakewell geweckt und voll Entschlossenheit für die Stimme der Natur beobachtete er seine eignen Kinder und schloß bei ihrer Erziehung den Weg ein, den seine eigene Neigung zum Einfachen und Nützlichen und die umlaufenden phlanthropischen

Ideen ihm vorzeichneten. Bei dieser Erfüllung seiner Vaterpflicht wurde er sich seines Berufs zum pädagogischen Schriftsteller und practischen Erzieher bewußt, den er zuerst durch seine 1778 herausgegebenen Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde und noch mehr 1780 durch sein treffliches Krebsbächlein (eine Anweisung zur unvernünftigen Kinderzucht, die mit ergreifender Ironie auf den entgegengesetzten Zweck hinwirkt) und durch seine Schrift über die besten Mittel, Kindern Religion beizubringen, bezeugte. Voll Enthusiasmus für Basedows Unternehmen ging er 1781 nach freiwilliger Niederlegung seines Pastorats von Erfurt als Religionslehrer und Liturg an das Philanthropin zu Dessau. Doch konnte er sich hier, obschon mit gleich gesinnten Pädagogen zusammenwirkend, wegen des Mangels an Einheit und Consequenz in der Direction dieses Instituts nicht ganz befriedigt fühlen und unerträglich war ihm das Ansinnen, seine Schriften allein der Gelehrten-Buchhandlung zu Dessau in Verlag zu geben. Wie er als Religionslehrer wirkte, beweisen seine Vorträge bei den Gottesverehrungen der Anstalt, die er 1781 — 83 in 4 Bänden herausgab. Den Freunden der damals beliebten nüchternen Ansicht des Christenthums waren sie willkommen, und durch ihre Festlichkeit und sanfte Wärme besonders der Jugend erbaulich. Vorzügliches Aufsehen aber machte sein Roman, Carl von Carlsberg, oder über das menschliche Elend, den er 1783 anfang und 1788 mit dem 6ten Bande beendigte. Gekürzt auf seinen literarischen Ruf und Erwerb, und von dem Wunsche, auf eigene Hand zu wirken, getrieben, verließ er 1784 Dessau und gründete auf dem von ihm angekauften und wegen seiner gesunden, freundlichen Lage wohl dazu geeigneten Landgute Schnepfenthal bei Walters-

übungen, die lächende rothe Uniform der Zöglinge, die Reisen, welche Salzmann mit ihnen unternahm und gar gemüthlich für Kinder in mehreren Bänden zu beschreiben wußte, seine Jugendschriften, unter denen das moralische Elementarbuch vorzüglichem Werth hat, waren wohlgewählte Mittel, das Publicum zu gewinnen und in der Knabenwelt eine unbeschreibliche Sehnsucht nach dem Eldorado der Jugend zu Schnepfenthal anzuregen. Aus Deutschland, der Schweiz,

England, Portugal und den nordischen Reichen wurden ihm Knaben zugesandt, und selbst zwei Prinzen (von Hessen-Philippsthal) anvertraut; auch sein 1797 herausgegebener *Himmel auf Erden* wendete ihm viele weiche Väter- und Mutterherzen zu, so daß die Zahl seiner Zöglinge 1803 bis auf 61 anwuchs. So wurde Schnepfenthal immer blühender, da seine weise Oekonomie und wohlberechnete Industrie erhalten und zu mehren verstand, was Vertrauen der Aeltern ihm in die Hände legte. Seit 1788 kam aus der zu Schnepfenthal errichteten Buchdruckerei, welche noch jetzt verbunden mit einer Buchhandlung daselbst besteht, sein thüringer Bote, ein vielgelesenes Volksblatt und eine Menge von Erziehungs- und Kinderschriften heraus, durch welche Salzmann und seine Mitarbeiter mit Glück und Beifall auf ein zahlreiches Publicum wirkten. Weil diese Mitarbeiter willig auf seine Grundsätze und Anordnungen eingingen und überdies sechs derselben Lenz, Weissenborn, Märker und drei Brüder Ausfeld seine Schwieger söhne wurden, konnte seine Anstalt auch nach Vergrößerung ihres Personals ein erweiterter Familienkreis bleiben, wozu der von ihm und den Seinigen ausgehende Geist der Liebe, des Vertrauens und der Frömmigkeit sie gleich anfangs gemacht hatte. Er zog zwei seiner Söhne zu Lehrern heran, mehrere seiner Töchter ertheilten selbst Unterricht und der Zusammenhang ihrer Gatten mit dem gemeinschaftlichen Hausvater erleichterte ungemein die Erhaltung der Einheit und die Bestreitung der Kosten. So konnte Salzmann, umgeben von wohlgerathenen Kindern und dankbaren Pfiegesöhnen, im Genusse eines redlich verdienten Wohlstandes und des Beifalls seiner Zeitgenossen, geachtet und vielwirksam als Schriftsteller vor andern glücklich gepriesen werden. Doch wie die Idee seines Unternehmens und der Geist ihrer Ausführung meistentheils der Zeit angehört hatte, wo es entstand und gedieh; so mußte der Eintritt einer neuen Zeit und anderer Ansichten ihm nachtheilig werden. Zwar mußte man ihm zugestehen, daß er gehalten habe, was er versprochen. Eine bedeutende Anzahl von ihm erzogener tüchtiger junger Männer bewies denen, welche den Ruhm des Gelehrten nicht für den einzigen halten, daß er mit Recht bei seinen Zöglingen absichtlich mehr auf körperliche Gesundheit und Kraftübung, auf Brauchbarkeit für den künftigen Stand und Beruf, auf reine Sittlichkeit und Menschenliebe hinarbeitete, als auf große Gelehrsamkeit; aber die poetisirende schillerische Welt fand die Idylle des schnepfenthaler Lebens doch zu nüchtern, sein Kinder-Orden, seine Kartoffeln-, Kirsch- und andere Kinderfeste, erfreulich sie seinen Zöglingen seyn mochten, fielen in der Meinung des im Zeitalter Napoleons mit großartigeren Festlichkeiten beschäftigten Publicums, und überdies wurde bei der allgemeinen Verarmung die Zahl der Aeltern, die den Aufwand der Pensionskosten in Schnepfenthal bestreiten konnten, immer geringer. So sank die Anstalt seit 1807 und kam 1809 bis auf 36 Zöglinge herab, auch zeigte sich eben nicht Hoffnung zur Wiederkehr ihrer vorigen Blüthe, da das Aufgehen der schweizerischen Sonne am pädagogischen Himmel Salzmanns Stern vieler Augen verdunkelte. Nachdem seine würdige Frau ihm 1810 vorgegangen und seine eigene sonst ungemein dauerhafte Gesundheit durch richterische Uebel zerrüttet worden war, starb er für sein Glück und seinen Ruhm nicht zu früh, den 31sten October 1811 im 68sten Jahre seines Lebens. Sein Tod erneuerte in ganz Deutschland das Andenken seiner großen Verdienste. Unstreitig hat er als Pädagog und Volksschriftsteller viel Gutes gewirkt, Klarheit der Gedanken, Faßlichkeit des Vortrags und edle Einfachheit zeichnete alles aus, was er schrieb, und

seinen Belehrungen und Rathschlägen kann das Verdienst der Zweckmäßigkeit nicht abgesprochen werden, wenn auch seine durchaus practische Tendenz denen nicht immer zusagen konnte, welche die ideale Welt für das wahre Gebiet der menschlichen Thätigkeit halten. Salzmans persönliche Darstellung war ganz einfach, aber achtunggebierend; seine hohe Ehren bezeichnere den selbstständigen Denker, die würdige Haltung seines Körpers und sein patriarchalisches Ansehen den Herrn und Vater einer großen Familie. Scharf und eindringend war sein Blick; schnell sein Entschluß, ruhig und besonnen sein unermüdetes Wirken, groß seine Herrschaft über sich selbst und seine Gewalt über die kindlichen Seelen, die er nur durch Blicke und Worte zu realerem wußte. Hausväterlich ohne Eigennutz, fest und kräftig ohne Eigensinn, wohlthätig und hälfreich ohne Eitelkeit wurde er allem, die ihn kannten, ehrenwürdig durch das, was er war, wie durch das, was er leistete. Ein Niederbaum, das Bild seines gemeinnützigen Strebens, bedeckt sein Grab, und Dankende, denen er Lehrer und Führer zur Tugend und echten Lebensweidels war, segnen das Andenken seines Namens. Vergl. die Artikel Justiz und Philanthropismus u. s. w. Sein schönes Werk, die Erziehungsanstalt zu Schwenksdal, besteht noch jetzt unter der Leitung seines Sohnes Carl Salzman.

S. eine mineralische Säure, die durch Zersetzung des Chlorids und Destillation erhalten wird. Sie ist farblos, wasserklar, löst kochende Metalle auf und riecht nach Salzsäure. Sie besteht aus Wasserstoff und einem einfachen Körper, der Chlorine genannt wird. Diese oxydirte Halogen oder Chlorine, entsteht aus der Salzsäure durch Verdrängung mit sauerstoffhaltigen Körpern ihrer Wasserstoff loswerden kann. Glauber stellte sie gemeine Salzsäure dar, sie hieß auch lange Zeit nach ihrem Erfinder Glauber'sche Salzsäure, bestehend aus Schwefelwasserstoff und Salzsäure.

Samaritaner. Nach dem Untergange des Reiches der Israeliten durch die Assyrer, wurden die Israeliten in verschiedene Stämme zerstreut, von denen die Samaritaner ein Volk, das von den Assyrern in das Land Samaria, um die es wohnte, den Namen erhielt, nach dem Exil die zurückgekehrten Juden den Samaritaner wieder aufbauten, wollten die Samaritaner daran nicht Theil nehmen, weil sie wegen jener Verdrängung nicht ebenbürtig wären, zurückgewiesen und nach dem weiteren Bau der Stadt und des Reiches zu hindern mußten. Dabei der Haß der Juden einander, die Samaritaner, wo die Samaritaner, alle Gemeine und noch jetzt Samaritaner die Samaritaner der Türken im 17ten Jahrhundert ausgefordert.

Samaritaner. Nach dem Untergange des Reiches der Israeliten durch die Assyrer, wurden die Israeliten in verschiedene Stämme zerstreut, von denen die Samaritaner ein Volk, das von den Assyrern in das Land Samaria, um die es wohnte, den Namen erhielt, nach dem Exil die zurückgekehrten Juden den Samaritaner wieder aufbauten, wollten die Samaritaner daran nicht Theil nehmen, weil sie wegen jener Verdrängung nicht ebenbürtig wären, zurückgewiesen und nach dem weiteren Bau der Stadt und des Reiches zu hindern mußten. Dabei der Haß der Juden einander, die Samaritaner, wo die Samaritaner, alle Gemeine und noch jetzt Samaritaner die Samaritaner der Türken im 17ten Jahrhundert ausgefordert.

Samaritaner. Nach dem Untergange des Reiches der Israeliten durch die Assyrer, wurden die Israeliten in verschiedene Stämme zerstreut, von denen die Samaritaner ein Volk, das von den Assyrern in das Land Samaria, um die es wohnte, den Namen erhielt, nach dem Exil die zurückgekehrten Juden den Samaritaner wieder aufbauten, wollten die Samaritaner daran nicht Theil nehmen, weil sie wegen jener Verdrängung nicht ebenbürtig wären, zurückgewiesen und nach dem weiteren Bau der Stadt und des Reiches zu hindern mußten. Dabei der Haß der Juden einander, die Samaritaner, wo die Samaritaner, alle Gemeine und noch jetzt Samaritaner die Samaritaner der Türken im 17ten Jahrhundert ausgefordert.

Samaritaner. Nach dem Untergange des Reiches der Israeliten durch die Assyrer, wurden die Israeliten in verschiedene Stämme zerstreut, von denen die Samaritaner ein Volk, das von den Assyrern in das Land Samaria, um die es wohnte, den Namen erhielt, nach dem Exil die zurückgekehrten Juden den Samaritaner wieder aufbauten, wollten die Samaritaner daran nicht Theil nehmen, weil sie wegen jener Verdrängung nicht ebenbürtig wären, zurückgewiesen und nach dem weiteren Bau der Stadt und des Reiches zu hindern mußten. Dabei der Haß der Juden einander, die Samaritaner, wo die Samaritaner, alle Gemeine und noch jetzt Samaritaner die Samaritaner der Türken im 17ten Jahrhundert ausgefordert.

Samaritaner. Nach dem Untergange des Reiches der Israeliten durch die Assyrer, wurden die Israeliten in verschiedene Stämme zerstreut, von denen die Samaritaner ein Volk, das von den Assyrern in das Land Samaria, um die es wohnte, den Namen erhielt, nach dem Exil die zurückgekehrten Juden den Samaritaner wieder aufbauten, wollten die Samaritaner daran nicht Theil nehmen, weil sie wegen jener Verdrängung nicht ebenbürtig wären, zurückgewiesen und nach dem weiteren Bau der Stadt und des Reiches zu hindern mußten. Dabei der Haß der Juden einander, die Samaritaner, wo die Samaritaner, alle Gemeine und noch jetzt Samaritaner die Samaritaner der Türken im 17ten Jahrhundert ausgefordert.

Samaritaner. Nach dem Untergange des Reiches der Israeliten durch die Assyrer, wurden die Israeliten in verschiedene Stämme zerstreut, von denen die Samaritaner ein Volk, das von den Assyrern in das Land Samaria, um die es wohnte, den Namen erhielt, nach dem Exil die zurückgekehrten Juden den Samaritaner wieder aufbauten, wollten die Samaritaner daran nicht Theil nehmen, weil sie wegen jener Verdrängung nicht ebenbürtig wären, zurückgewiesen und nach dem weiteren Bau der Stadt und des Reiches zu hindern mußten. Dabei der Haß der Juden einander, die Samaritaner, wo die Samaritaner, alle Gemeine und noch jetzt Samaritaner die Samaritaner der Türken im 17ten Jahrhundert ausgefordert.

Samaritaner. Nach dem Untergange des Reiches der Israeliten durch die Assyrer, wurden die Israeliten in verschiedene Stämme zerstreut, von denen die Samaritaner ein Volk, das von den Assyrern in das Land Samaria, um die es wohnte, den Namen erhielt, nach dem Exil die zurückgekehrten Juden den Samaritaner wieder aufbauten, wollten die Samaritaner daran nicht Theil nehmen, weil sie wegen jener Verdrängung nicht ebenbürtig wären, zurückgewiesen und nach dem weiteren Bau der Stadt und des Reiches zu hindern mußten. Dabei der Haß der Juden einander, die Samaritaner, wo die Samaritaner, alle Gemeine und noch jetzt Samaritaner die Samaritaner der Türken im 17ten Jahrhundert ausgefordert.

Samaritaner. Nach dem Untergange des Reiches der Israeliten durch die Assyrer, wurden die Israeliten in verschiedene Stämme zerstreut, von denen die Samaritaner ein Volk, das von den Assyrern in das Land Samaria, um die es wohnte, den Namen erhielt, nach dem Exil die zurückgekehrten Juden den Samaritaner wieder aufbauten, wollten die Samaritaner daran nicht Theil nehmen, weil sie wegen jener Verdrängung nicht ebenbürtig wären, zurückgewiesen und nach dem weiteren Bau der Stadt und des Reiches zu hindern mußten. Dabei der Haß der Juden einander, die Samaritaner, wo die Samaritaner, alle Gemeine und noch jetzt Samaritaner die Samaritaner der Türken im 17ten Jahrhundert ausgefordert.

Samaritaner. Nach dem Untergange des Reiches der Israeliten durch die Assyrer, wurden die Israeliten in verschiedene Stämme zerstreut, von denen die Samaritaner ein Volk, das von den Assyrern in das Land Samaria, um die es wohnte, den Namen erhielt, nach dem Exil die zurückgekehrten Juden den Samaritaner wieder aufbauten, wollten die Samaritaner daran nicht Theil nehmen, weil sie wegen jener Verdrängung nicht ebenbürtig wären, zurückgewiesen und nach dem weiteren Bau der Stadt und des Reiches zu hindern mußten. Dabei der Haß der Juden einander, die Samaritaner, wo die Samaritaner, alle Gemeine und noch jetzt Samaritaner die Samaritaner der Türken im 17ten Jahrhundert ausgefordert.

weiter durch Alaun gegerbt werden, daher auch an vielen Orten die Weißgerber zugleich samnische Leder liefern. Sie benutzen dazu Häute von Ochsen, Kälbern, Hammeln, vorzüglich aber von Gemsen, Hirschen, Rehen und Elenthieren. Zu dem Ende werden diese mit Kalk gebelzt, sodann enthaart, hierauf mit einem stumpfen Messer ihre Narbenseite abgestoßen und diese Blößen auf 4 bis 8 Tage nochmals in den Kalkfäßer gelegt. Nachdem man sie herausgenommen hat, wird die Fleischseite glatt abgeschabt, nochmals auf kurze Zeit mit Kalk behandelt und sodann gehörig rein ausgewaschen und abgestrichen. Jetzt werden sie durch eine gährende Kleienbeize, aus Weizenkleie mit Sauerzeig oder Hefen, weiter behandelt und darin gewalkt, damit sich aller Kalk entfernt. Nach dem Ausringen bekommen sie durch Walken mit Thran und durch das Färben in der Braut die vollständige Zurichtung. Wenn sie nämlich durch mehrmaliges Walken im Walkstocke ihre frühere Feuchtigkeit verloren und dafür Thran eingesogen haben, legt man sie in Haufen über einander, bedeckt sie mit leinenen Tüchern und läßt sie bis zu einer, nicht zu starken, freiwilligen Erhitzung liegen. Durch dieses sogenannte Färben in der Braut ziehen sie den Thran gleichförmig an und erhalten den eigenthümlichen Grad von Geschmeidigkeit. Das überflüssige Fett wird ihnen nachmals durch Aschenlauge wieder genommen, und sie vollends durch Streichen und Trocknen zurechtet. Solche Leder haben eine gelbliche Farbe und dienen wegen ihrer Geschmeidigkeit zu Weinkleidern und Handschuhen. F.

Samniter, die Bewohner der ehemaligen Landschaft Samnium in Unteritalien hatten zu ihren Gränznachbarn die Peligner, Marsen, Campaner, Lucaner und Apulier. In frühern Zeiten verbreiteten sie sich über den größten Theil von jenem Lande. Wir begegnen ihnen häufig in der röm. Geschichte und lernen sie hier als ein kriegerisches und freiheitsliebendes Volk kennen, welches die Römer erst nach langen blutigen Kriegen, die mit einigen Unterbrechungen fast 70 Jahre dauerten, gänzlich unterjochten konnten. Die ersten Feindseligkeiten zwischen beiden Staaten entspannen sich im J. R. 411, als die von den mächtigen Samniten hartbedrängten Campaner die Hülfe Roms suchten und, um sie dazu zu veranlassen (denn sie hatten mit den Samniten einen Frieden geschlossen), ihr ganzes Land dem Schutze der Römer übergaben. Da nun die Samniter auf die freundschaftliche Aufforderung derselben Campanien nicht verließen, so rückte ihnen der römische Consul Valerius Corvus entgegen und nöthigte sie nach einem blutigen Treffen, sich in ihre Gränzen zurückzuziehen. Zu gleicher Zeit hatte eine andere römische Armee das Gebiet der Samniter angegriffen und ebenfalls nach einem verzweifelten Kampfe durch die heldenmüthige Entschlossenheit des jungen Publ. Decius Mus einen Sieg über sie errungen. Die Besiegten mußten um Frieden bitten, hielten aber denselben nur so lange, bis sie sich von ihrer Niederlage erholt hatten. Denn im J. R. 426 brach ein neuer Krieg aus, noch blutiger als der erste, welcher um so hartnäckiger geführt wurde, da auch andere Staaten Unteritaliens den Samniten zu Hülfe kamen. Ob nun gleich die Römer gewöhnlich siegten, so gerieth doch ihre Armee im J. R. 433 bei der Stadt Caudium in solche Engpässe, daß sie, auf allen Seiten von feindlichen Schaaren umringt, sich den größten Schimpf gefallen lassen und unter dem schmähhchen Joche weggehen mußte. Da indeß der Senat den Frieden, welchen die gefangenen Consuln mit den Feinden geschlossen hatten, verwarf und die Urheber desselben den Samniten auslieferte: so wurden zur Fortsetzung des Krieges sogleich neue Feldherren abge-

sandte. Dem tapfern Papirius Cursor gelang es, die erlittne Schmach durch eine gleiche Beschimpfung an den geschlagenen Feinden zu rächen. Dessen ungrachtet dauerte der Krieg mit blutiger Erbitterung fort, weil die Samniter von ihren Nachbarn, welche Roms Oberherrschaft verabscheuten, thätig unterstützt wurden, und selbst der kriegerische König von Epirus, Pyrrhus, auf Bitten der bedrängten Stadt Tarent gegen die Römer kämpfte. Aber die heldenmüthigen Consuln Papirius Cursor, Q. Fabius Maximus, Publ. Decius Mus, Curius Dentatus, Cai. Lucinius Fabricius u. A. triumphirten wiederholt über die bezweifelt kämpfenden Gegner. Nach den schrecklichsten Niederlagen und der gänzlichen Verheerung ihres Landes sahen sich endlich die unglücklichen Samniter genöthigt, mit andern Völkern, die ihnen beigestanden hatten, um Frieden zu bitten. Diesen erhielten sie im J. R. 482. Als zu Sulla's Zeiten sich die italienischen Bundesgenossen gegen Rom empörten, standen die Samniter noch einmal gegen ihre Unterdrücker auf und kämpften mit wüthender Erbitterung. Doch Sulla demüthigte sie gänzlich und befahl, keinem Samniter das Leben zu schenken. Dierausend von ihnen, die gefangen worden waren, ließ er drei Tage nach der Schlacht auf dem Mars-Felde ohne alle Schonung niederhauen. Die geringen Ueberreste des samnitischen Volks lebten von dieser Zeit an bloß noch in Dörfern zerstreut. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß die Samniter kein bloß kriegerisches Volk waren, sondern auch Künste und Handwerke mancherlei Art betrieben. Denn die Nähe ihrer gebildeten Nachbarn, der Griechen in Unteritalien, hatte auf sie einen sehr wohlthätigen Einfluß. Selbst ihre Gesetze und Verfassung sollen sie größtentheils von denselben entlehnt haben. Ihre Regierungsform war demokratischer Art. Beim Ausbruch eines Krieges pflegten sie einen gemeinschaftlichen Feldherrn zu wählen. M.K.

Samojeden, eine Völkerschaft, deren Vorzeit in Dunkel gehüllt ist, da sie als Nomaden in rauhen Wildnissen, unbekannt mit Schrift und Zeitrechnung, das Andenken an ihre Schicksale und Helden nur durch Lieder aufbewahren, die nur unvollständige und höchst unsichere Aufschlüsse geben können. Als die siegenden Russen sie erreichten, waren sie schon von den Tataren aus ihren heimischen Wohnsitzen verdrängt, von ihren verwandten Stämmen getrennt und nirgends in ihrer eigenthümlichen Verfassung. Auch nach ihrer Unterwerfung hat man sie nicht näher kennen gelernt, denn noch hat kein Forscher ihre Falten und unwegsamen Wildnisse betreten. Die einzigen Fremdlinge, welche zu ihnen kommen, sind die Tributeinnehmer, die aber nur ihr Geschäft und den Handel im Auge haben. Aehnlichkeit in Sprache, Körperbildung und Lebensweise beweist indes die nahe Verwandtschaft der Stämme und Völker, die wir mit Grund zu den samojedischen rechnen. Diese wohnen jetzt auf den Küsten des Eismeers, ungefähr vom 65ten Grad nördlicher Breite bis an das Meerufer. Nowaja Sembia bewohnen sie zwar nicht, aber östlich über den Jenisei reichen die Küsten, wo sie hausen, bis zum 75ten Grade der Breite. In diesen kältesten, rauhesten und ödesten Gegenden des Erdbodens leben sie einzeln und sparsam zerstreut vom weißen Meere bis fast an die Lena, also sowohl in Europa als in Sibirien. Sie selbst nennen sich Menetsch, Menschen, oder Chosowo, Männer. Der Ursprung des Namens Samoieden ist zweifelhaft. Die europäischen Samoieden wurden Rußland schon 1525 zinsbar; sie wohnen in den Statthalterschaften Archangel und Wologda zwischen den Flüssen Mesen und Petschora von andern Völkern getrennt. Die sibirischen Samoieden, östlich vom Ural, finden

sich in der Starbalkerkchaft Tabela, um den Ausfluß des Ob, in ungedruckten Ländern einzeln und zerstreut. Verwandt mit dem Samod sind die nordbrischen und semitischen Stämme, die Taidalen und Taidalen am Jenisei, die Soikora und Waidora im sibirischen Gebirge, Kaimalchen am Kona und Wana, die Juraken und einige andere unbedeutende Völkerstämme.

Die berühmte Insel im östlichen Meer, an der Klein-Exodus gegründet. Der größte Theil der Einwohner in und sie geborte auch mit zum russischen Bunde. Ich ebenfalls Samod (siehe Cora.) Die Samier legten auf Handel und Schifffahrt und waren die ersten nach Europa und Asien zu führen. Dadurch und die der Insel wurden sie das reichste und mächtigste Bunde. Ihre Verfassung war abwechselnd monarchisch und demokratisch. Unter Philippus ward Samod

Samosatener hieß nach ihrem Erster, dem Bischof von Antiochia, Paul von Samosata, eine um 260 unter Odenat und Zenobia in Syrien begünstigte Secte, die in den Lehren von der Dreieinigkeit und von der Gottheit Christi auf äthiopische, aber auffallendere Weise, als Sabellus, dem herrschenden Kirchenglauben widersprach und sich, nachdem Marcian Zenodius überwunden hatte, unter dem Drucke des Kirchenbannes nur noch 30 Jahre als ein abgesonderter Haufe existierte.

Samuel, der letzte unter den Richtern der Hebräer, wurde sich seiner hohen Bestimmung, sein Volk von den unter seinen Vorgängern und am meisten nach Davids Tode eingewirkten Ordnung der Abgötterei und Befehlshaber zur Ordnung und Folgsamkeit gegen den einzigen Gott zurückzuführen, schon als Knabe bewußt. Beim Tempeldienst betraut worden, hatte er in der Nähe gesehen, was dem Hebräern Noth that, und als sie von den Philistern hart bedrängt wurden, trat er mit kräftigen Ermahnungen zur Gottesfurcht, als dem einzigen Rettungsmittel, ungerührt auf, und auf sein Pöbel und Syrer gab Gott ihnen wieder den Sieg. Dabei übertrug er ihm das Richteramt, das er mit großer Thätigkeit 20 Jahre lang verwaltete und durch Widerherstellung des verwaisteten Jehovadienstes auszeichnete. Auch gab er der noch Noth Befehl verfallenen Theokratie eine starke Stütze durch die Errichtung der Prosopenschulen (s. d. Art. Prosopiten). Da jedoch keine Ehre, denen er bei herannahendem Alter das richterliche Amt übertrug, nicht im Geiste seiner Berechnung handeln mußte er dem Verlangen des Volks, einen König zu wählen, nachzugeben. Bei dieser Staatsveränderung, die seinen Grundfäden und Ueberzeugungen ganz entgegen war, diente er dem Volk und Untergang eines Vaters. Er gab durch einschränkende Bedingungen an den und wo es nöthig war, wenn er David Unrechtlich war er aber auch, als Richter in die weltliche Rechte zu schenken konn und schenkte dem Hirtensöhnling David zum Herrscher. Vorzüglich durch diese glückliche Wahl seines Volks, doch erlebte er zwischen Saul und David nicht, und noch von Gott verlassenen König werden und

Namen im U. Z. bekräftigten historischen Bücher sind im Geiste seiner hierarchischen Idee geschrieben, doch erweislich von späterer Hand. R.

Sanchoniaton, der Name eines angeblich phönizischen Schriftstellers, dessen Zeitalter so wie ganze Existenz in das größte Dunkel gehüllt ist. Einige setzen ihn lange vor den trojanischen Krieg in die Zeit der Semiramis, Andre in die Zeit des trojanischen Krieges, Andre erst in die Zeit nach Alexander dem Großen, noch Andre halten ihn endlich für eine ganz erdichtete Person. Wir treten der Meinung des gelehrten Beck bei, welcher die Bruchstücke, die wir unter Sanchoniatons Namen noch in der griechischen Uebersetzung des Grammatikers Psilo von Boblus, eines Zeitgenossen Vespasians, besitzen, keineswegs für eine Erfindung des Lesers, sondern wenigstens zum Theil für echte Fragmente aus den Annalen des Sanchoniaton hält, wiewohl er zugibt, daß sie interpolirt sein mögen. Diese Annalen selbst werden von dem Allen unter verschiedenen Titeln angeführt; aus den Fragmenten geht in Ansehung ihres Inhalts hervor, daß sie die politische und religiöse Urgeschichte der alten Aegypten und Phönizier betreffen haben. Sie waren in phönizischer Sprache geschrieben, aus dem Unterrichte eines gewissen Hohenpriesters Hierombalus oder Jacobalus, aber den viel geschrieben worden, aus den Jahrbüchern verschiedener Städte und aus Denkmälern in Tempeln geschöpft, und dem Könige von Cyprius, Abdal, zugeeignet.

Sanction (pragmatische) ist die Urkunde, durch welche Kaiser Carl VI., der sich ohne männliche Nachkommen sah, seiner Tochter Maria Theresia die Erbfolge in allen seinen Staaten zu sichern beabsichtigte. Er bewog nicht ohne große Schwierigkeiten alle Fürsten Europa's zur Annahme und Bewählung der pragmatischen Sanction, die auf den Erbprinzen von Böhmen, der als nächster männlicher Erbe der österreichischen Länder seinen Beistand standhaft bei dieser Maßregel übrigen Maria Theresia den ihr Erbstaaten sicherte, ist aus der Geschichte C

Sancé + Helena. Diese in der neuesten Sprache für Bonaparte merkwürdig geworden einsam in der Mitte des westlichen Ozeans, 1 höchst schön, in der größten Länge fünf, und vier Stunden. Das Ganze ist 2700 Fiß über den Meeresspiegel, und besteht aus Basaltklippen, die in vielen Stellen durchschnitten sind. Beim ersten Anblick aus der Luft sieht man nichts als eine schwarze, verbrannte, tausend getrocknete Felsenmasse dar. In der Nähe aber tropische Pflanzen mit feinen hohen Bäumen ganzer Herrlichkeit. Diese Insel ward am 21sten (sage der heiligen Helena) 1508 von den Portugiesen entdeckt, und nach dieser Heiligen benannt. Damals war sie durchaus wüst und unbewohnt, und wurde, weil sie in kaufmännischer Rücksicht von keiner Wichtigkeit schien, weder von Portugiesen, noch von andern zu einer Niederlassung benutzt. Erst im Jahre 1660 wurden die Engländer auf diese für ihren Handel nach Ostindien wichtige Seeinsel aufmerksam, und nahmen sie in Besitz. Freilich mußten sie 1663 den Holländern weichen, aber schon 1663 bemächtigten sie sich der Insel wieder, und blieben seitdem ungehindert Herren davon. Sie ist für ihren Handel von größter Wichtigkeit, denn die aus Ostindien nach Europa zurückkehrenden Schiffe (nicht aber die nach Ostindien hinziehenden) Schiffe

finden hier auf halbem Wege den besten Erfrischungsort. Man pflegt die Reise von St. Helena nach England in 8 bis 10 Wochen zu machen, während man umgekehrt, wegen der Passatwinde auf einer ganz andern und längern Linie schiffen muß. Das Clima dieser Insel ist unbeschreiblich schön; der heiterste Himmel, der sich nur in der kühlen Jahreszeit des Julius und August zuweilen bewölkt, kein andrer Wind, als der erfrischende, beständige Ostpassat, und weder Orkane noch Erdbeben, oder irgend eine Naturerschütterung der tropischen Region. Auch weiß man hier nichts von der gefährlichen Nachtlust, die in dieser Zone oft tödtlich wird. Die meisten Einwohner erreichen daher ein hohes Alter, und zeichnen sich oft noch im achtzigsten Jahre durch ungewöhnliche Kraft und Munterkeit aus. Schiffskranke genesen fast durchgehends in den ersten Tagen, ja die siechsten Personen, die in Ostindien nicht mehr zu retten schienen, erholen sich mit unglaublicher Schnelligkeit. Es regnet übrigens überhaupt sehr selten, und bisweilen in zwei bis drei Jahren nicht. Freilich verliert die Luft, welche immer durch den Passatwind abgekühlt wird, dadurch nicht an ihrer Güte; Pflanzen und Thiere hingegen leiden gar sehr dabei. Als Ursachen dieser großen Trockenheit gibt man die Stätigkeit des Passatwindes, die isolirte Lage dieser Insel, die unter allen Inseln am weitesten von einem festen Lande ist, so wie den unbedeutenden Umfang und die verhältnißmäßige Kahlheit derselben an. Indessen scheint seit 50 Jahren die Atmosphäre feuchter geworden zu seyn, und seit dem vermehrten Anbau der Insel mehr Regen zu fallen, so daß eine anhaltende Dürre immer weniger zu befürchten seyn wird. Ungeachtet der anscheinenden Unfruchtbarkeit von St. Helena und des Mangels an Regen, ist vielleicht kein andrer Punkt der Erde so sehr zum Anbau von den Producten aller Himmelsstriche geeignet. An ursprünglich einheimischen, wildwachsenden Pflanzen ist die Insel freilich sehr arm, denn selbst die gewöhnlichen tropischen Bäume und Gesträuche finden sich nur in kleiner Anzahl; allein eine von einem der letztern Gouverneurs angelegte Holzpflanzung gedeiht vortrefflich. Es trifft man auch keine einheimischen Früchte, und nur wenige Arten einheimischer Gemüse an. Die Einwohner haben daher gleich anfangs auf die Anbauung ausländischer Producte gedacht, und unter andern Aepfel- und Pfirsichbäume, Pisang, Pamp und Pataten angepflanzt. Die letztern zwei Gewächse geben die Haupternte. Das Getraide, zu dessen Anbau weder Himmelsstrich noch Boden paßt, muß aus der Fremde bezogen werden. Die Aepfel, Pisangs und Pfirsiche sind vortrefflich. Kirscheln, Birnen und Stachelbeeren gedeihen durchaus nicht, desto besser aber der Caffeebaum und die Constantiarebe. In dem Garten des Obersten Brooke auf St. Helena trifft man europäische und afrikanische, ostindische, chinesische, amerikanische und australische Pflanzen in der üppigsten Blüthe an. Die Lebensmittel der Einwohner bestehen in vortrefflichem Rind- und Hammelfleisch, in Spanferkel, die in ihrer Art einzig sind, in Fischen an 69 Arten, Schildkröten und in zahlreichem Geflügel im Ueberfluß. Die gewöhnlichsten Gemüse sind Erdäpfel, Pamp, Portulak, Bohnen, Erbsen und eine Art Sellerie. Auch gibt es viel Citronen, Melonen und Ananas. Brot und Wasser sind vortrefflich; Wein und andre Getränke werden aus der Fremde herbeigeführt. Von England aus gehen jährlich wenigstens vier große Postdampfschiffe nach St. Helena, und von dem Cap kommen mehrere kleine Fahrzeuge hieher; die erstern bringen eine Menge von Lebensmitteln, besonders geräuchertes Fleisch, eingemachte Gemüse u. s. w.; ferner Fabrik- und Manufacturwaaren aller Art; die letztern führen Butter,

Schiffe, Welken, Wela, und andre Schwarze ein. Sowohl ihre Schiffe aus England, als die vom Cap werden theils von der Regierung, theils von Privatpersonen immer sehr sorgfältig betrachtet, und sind als gewöhnliche Handelschiffe der Insel anzusehen. Auch die Ostindienfahrer bringen eine Menge von Waaren nach St. Helena, und man findet die dieselben Kaufmannsläden mit ostindischen und europäischen Waaren reichlich versehen, aber wegen der Menge des umlaufenden Geldes steht alles in ungeheurem Preise, und es ist in St. Helena alles vier Mal theurer, wie in London selbst. Die ganze Bevölkerung der Insel wird auf 2500 Seelen geschätzt, wozu jedoch noch besonders 7 — 800 Mann Neger und 5 — 600 Mann Besatzung kommen. Mit Ausschluß der wenigen Comagnoniedermänner lebt hier alles von der Landwirtschaft und dem Schiffverkehr. So bringen die Einwohner im Innern der Insel nur zur Zeit der Ostindienfahrer (Februar bis hier vorhandene Stadt St. Jamesstown) Grunde einer herrlichen Bay, in einem schmalen Thale, das ungefähr eine Viertelmeile lang zu hohen Bergen eingefaßt ist. Das Ganze besteht aus sehr hübschen, die sämmtlich vortreflich gestukert sind. Dächer, Gallerien u. s. w., und sind sehr hübsch äußerst angenehm gegen die grünen Umgebungen ab. Die am Berande liegende Wohnung des Gouverneurs ist im Innern sehr prächtig, und hat einen vortheilhaften, mit botanischen Gärten reichlich versehenen Garten. Die Kirche der Stadt ist gleichfalls in einem sehr guten Styl gebaut, und außer diesen Gebäuden, verdienen das Bibliothekhaus, eine Logerie zum Logiren, das Logengebäude, das große Offizierhaus und das Theater, welche drei letztern sich durch eine edle einfache Bauart auszeichnen, Erwähnung. Die Einwohner bringen übrigens ihre Zeit sehr unglücklich zu. Sie haben beständig Prozesse mit einander, werden von der ebdlichen Langeweile geplagt, sehen die Insel als einen Verbannungsort an, und haben keine größere Beschäftigung, als einmal wieder nach Hause, d. h. nach England zurückzufahren. Nur durch die Ankunft der heimkehrenden Ostindienfahrer wird diese traurige Existenz unterbrochen, und dann tritt alles nach St. Jamesstown, wo Concerte und Feste, Schauspiele und Akademien mit einander abwechseln. Dann sind die Männer geschäftig, um die jungen unverheirateten Frauen zu gewinnen, welches ihnen, da es den ersten lautet, als den letztern an Ehrendiensten fehlt, auch Helena ist übrigens gegen feindliche Landungen ohne Felsen und die bestige Brandung sehr gewidmet, und auf den vorerwähnten Punkten Batterien, und auf den Bergspitzen sind immer große Kanonen, womit im Nothfalle selbst der eingeschlagene Brand werden kann. Außer der Garnison ist noch ein Regiment organisiert, die auf das erste Signal von einem Feinde zu den Waffen greifen muß. Zu diesem Ende Felsenwegen rund um die Insel Telegraphen errichtet man in St. Jamesstown binnen wenig Minuten des Schiffes unterrichtet wird. Die Schiffe können übrigens nur in der St. Jamesbay mit Sicherheit ankern, indem sie nur hier vor Erkennung und Windstößen gedeckt sind. Zwei Hauptplagen, gegen welche alle Vorkehrungen nicht helfen, sind auf Sancé Helena die Motten und Wanzen, von denen die Käufer wimmeln, und

Die zuerst durch Schiffe hieher gekommen sind. Die ersten richteten sogar auf den Feldern großen Schaden an. Die Bauern sind meist größer als die europäischen, und fallen besonders neue Anpflanzungen an.

Sand ist kein zertheilter Stein. Nach Beschaffenheit des Steines, woraus er entstand, ist er bald ein Gemenge von verschiedenen, bald von gleichartigen kalkigen oder quarzigen Steinen. Letztere wird gewöhnlich ausschließlich mit Sand bezeichnet. Man unterscheidet den klaren, weißen Quarzsand, den sandigen Flugsand, den größten Perlstrand, den weissen undurchsichtigen Gerulsand, den sehr groben Trübsand, und den aus gemengtem Quarzstein entstandenen Bruch- und Schiffsand. Der meiste auf der Erde in großen Strecken, Steppen, verstreute Sand ist durch Wasserfluthen zerrieben und aufgeschwemmt, so in Sand an ihren Ufern in Bänken schon Benutzung des Bodens ist Wasser zurück, trocknet leicht aus, we, verhindert sonach die Vegetation als Gypsland, zum Glaschmelzen Sanduhren. Sand heinfelder erheben, haben die Form der flachhohen Schichten aufgethürmt für auch noch durch verticale Einschnitte aus, zwischen denen die hervorstehenden Klaffen abgerundet, fast säulenförmig erscheinen. Man kann sie als Quarzsand ansehen, welcher durch kalkigen, thonigen, eisenthaltigen, oder quarzigen Thon zusammengehalten und erhärtet ist. Dieser Sandstein hat vor andern Steinen viele Vorzüge, die in seiner leichten Verarbeitung und Zerklüftung liegen, so daß er in jede beliebige Form gebracht werden kann. Unter den deutschen ist der am Elbufer in Wismar und Pechen befindliche der berühmteste; ein sehr porphyer, wie er zuerst in Mexiko gefunden wurde, dient als Filterstein zur Reinigung des schmutzigen Wassers, und der dieselbe brasilianische ist, als elastischer Sandstein, eine mineralogische Merkwürdigkeit.

Sandale, ein Art Fußbekleidung bei den Griechen und Römern, die wir schon im höchsten Alterthum finden. Sie bestand aus einem dicken Korffoble, die oben und unten mit Leder überzogen, und am Rande vierlich gefesselt war. Sie bedeckte nur die Fußsohle, ließ den obern Theil des Fußes bloß, und war mit vierlich gekreuzten und geschlungenen Riemen fast bis auf die Mitte des Schenkels befestigt. In der spätern Zeit wurde auch mit den Sandalen ein außerordentliches Luxus getrieben, und die vornehmen Damen hatten besondere Pantoffelträgerinnen. — In der Schiffersprache heißt Sandale eine Art Fahrzeug auf dem mittelländischen Meere, welches dazu dient, die großen Schiffe zu entlasten.

Sandeman (Robert), ein Schüler des Johann Blas und Ketzler in der zu dem schottischen, aus der presbyterianischen Kirche hervorgegangenen Dissenters gehörenden Gemeinde der Blasiten, die nach ihm Sandemanianer genannt werden, wies nach den Grundätzen seines Lehrers diese Secte in ihrem Glauben auf den hochhätlichen Sinn der heiligen Schrift und in ihrem Leben auf die Einfalt der ersten Kirche zurück. Das Kirchenregiment durch Bischöfe, Aelteste und Lehrer, die Verwerfung sinnlicher Vergnügungen und der Blutschande, dem Gebrauch des Thees, die Liebesmale, den Bruderkuß, das Fußwaschen und d.) Institut der Collecten zu einer Gemeindecasse haben die Sandemanianer mit den Herrnhutern gemein, doch weichen sie von diesen

Secte darin ab, daß sie sich des Fleisches von erstickten Thieren und des Blutes enthalten und ihr Privateigenthum noch mehr dem allgemeinen Besten widmen. Sandemann starb 1772 in England, wo seine Secte weniger Eingang gefunden hat als in Schottland. Die Anmuth und Feierlichkeit ihrer häufigen Andachtsversammlungen wird von Reisenden, die ihnen beiwohnten, sehr gerühmt. E.

Sandregen. Man hat mehrere glaubwürdige Beobachtungen, daß wirklich Sand aus der Atmosphäre herabgefallen ist. Zu Belgrad im 318 Jahre der Hegira fiel ein rüblicher, dort unbekannter Sand, nachdem zuvor der Himmel roth bedeckt gewesen war. 1744 und 1749 kam etwas ähnliches zu Genua vor. Im atlantischen Meere, im 45^{ten} nördlicher Breite, 322^{ten} 45' L., in einer 8 — 9ständigen Entfernung von jedem Lande und bei großer Windstille bemerkte man einst einen Sandregen, dem ein starkes Licht vorausging. 1562 fiel bei Schleusingen ein Kieselsteinregen. Diese Dinge scheiden sich aus der Atmosphäre, gleich den Meteorsteinen, nachdem sie vorher durch irgend eine Art von Verdunstung luftförmig in sie aufgenommen wurden. F.

Sandwich, eine Stadt mit einem berühmten Hafen, liegt am Fluß Stour in der englischen Landschaft Kent. Bekannt ist sie in der Geschichte durch die daselbst 1357 Statt gehabte Landung des berühmten schwarzen Prinzen von England, der sich hier mit seinem Gefangenem, dem Könige von Frankreich, ausschiffte.

Sandwichinseln sind eine Gruppe von elf Inseln im nördlichen stillen Ocean, welche Cook auf seiner letzten Reise entdeckte. Er gab ihnen, dem Grafen von Sandwich zu Ehren, dessen Namen. Das Klima unterscheidet sich wenig von dem, in Westindien in gleicher Breite herrschenden. Die Naturerzeugnisse sind die nämlichen der andern Inseln dieses Oceans, aber die Tarowurzel ist hier von einer vorzüglichen Güte. Die Brotfruchtbäume sind nicht in solchem Ueberflusse, wie auf Otahelle, vorhanden, aber sie geben das Doppelte an Früchten. Das Zuckerrohr ist hier selbst von ungewöhnlicher Größe. Auch gibt es hier eine Wurzel von brauner Farbe, die einer Brotfrucht ähnlich sieht, sechs bis zehn Pfund wiegt, und deren Saft von sehr süßem, angenehmen Geschmack ist, und ein vortreffliches Ersatzmittel für den Zucker gewährt. An vierfüßigen Thieren sind hier nur Schweine, Hunde und Katzen vorhanden. Die Vögelarten sind zahlreich und schön, aber nicht bunt. Cook hinterließ hier Ziegen, europäische Schweine und Sämereien, aber die Ziegen verloren sich bald. Die Einwohner beschäftigen sich vorzüglich mit Verfertigung von Kähnen, einer Art von Leinwand und Fischernetzen. Ihre Vergnügungen sind Faustkampf, Tanzen und Ringen. Menschenopfer sind hier gewöhnlich, und zwar nicht bloß bei dem Anfange eines Kriegs, sondern auch bei dem Tode jedes bedeutenden Oberhauptes. Ungeachtet Cook selbst auf einer dieser Inseln von den Eingebornen ermordet wurde, so hält man sie wenn auch für rachsüchtig und grausam, aber doch wieder für sanft und gutmüthig. Sie leben unter einander in der größten Eintracht und Freundschaft, und werden hinsichtlich ihrer Gastfreundschaft gegen Fremde selbst von den Bewohnern der Freundschaftsinseln nicht übertroffen. — **Sandwichland** ein unfruchtbares, wüstes Land im südlichen Ocean bei den Sanct Georgsinseln. Seine Berge sind von ungeheurer Höhe, ihr Gipfel ist beständig in Wolken gehüllt, und ihr Fuß mit Schnee bedeckt. Das südliche Thule, das südlichste Ende, was man kennt, liegt in dem 27sten bis 45ten Grad westlicher, und dem 59ten und 34ten Grad südlicher Breite. N. P.

Sanhedrin (hebräisch) oder **Synedrium** (griechisch), Rathversammlung, hieß das höchste geistliche und weltliche Gericht der Juden, welches sie, nachdem ihre hasmonäischen oder maccabäischen Priesterfürsten, die letzten Stützen ihrer Hierarchie, durch römische Willkür verdrängt worden waren, zur Entscheidung ihrer innern Streitigkeiten und Angelegenheiten errichteten. Es bestand unter dem Vorsitze des Hohenpriesters aus 71 Besitzern aus den Ständen der Priester, Ältesten und Ausleger des Gesetzes (Schriftgelehrten), die im N. T. gewöhnlich die Glieder des hohen Rathes oder die Obersten genannt werden. Außer diesem in Jerusalem residirenden hohen Rathe gab es kleinere aus denselben Ständen zusammengesetzte Synedrien oder Untergerichte in den Landstädten, die nach Beschaffenheit der Größe ihres Bezirks drei oder mehrere Besitzer hatten. In Jerusalem selbst waren zwei solche Untergerichte. Durch die römischen Procuratoren wurde diese Nationalbehörde auf die Angelegenheiten der Religion und die Schlichtung solcher Handel, welche die Beobachtung des mosaischen Gesetzes betrafen, eingeschränkt, und durfte auch in Sachen dieser Art die Todesstrafe nicht eigenmächtig verhängen. Nach der Zerstörung Jerusalems durch die Römer wurde sie mit dem jüdischen Staate selbst aufgelöst. Das von Napoleon 1806 zu Paris zusammenberufene große Synedrium war nur eine vorübergehende Maßregel, um die bürgerlichen Verhältnisse der Juden im französischen Reiche zu ordnen. Vergl. den Art. Juden.

Sannazaro (Jacopo), der unter den italienischen Dichtern des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts einen ehrenvollen Platz sowohl wegen seiner lateinischen als italienischen Gedichte einnimmt, war 1458 zu Neapel geboren, wo seine aus Spanien stammende Familie sich niedergelassen hatte. Seine gelehrte Bildung verdankte er der Schule des Giuniano Maggio, und hauptsächlich der Akademie des Pontano, welche damals die gelehrtesten Männer von Neapel vereinigte, und in welcher er den Namen *Azzio Sincero* annahm. Eine jugendliche Liebe zu einer gewissen *Carmosina Bonifacia*, die er unter dem Namen *Harmonsine* und *Filli* besungen hat, entwickelte früh sein poetisches Talent. In der Hoffnung, sich von dieser Leidenschaft durch die Trennung zu befreien, reiste er nach Frankreich, kehrte aber, von Sehnsucht überwältigt, bald nach Neapel zurück, wo er jedoch seine Geliebte nicht mehr am Leben fand. Während seiner Abwesenheit schrieb er die *Arcadia*, eine Reihe von Idyllen, welche zwar, wie seine übrigen Gedichte in italienischer Sprache, eine Jugendarbeit ist, dennoch aber einen bleibenden Werth behauptet. Eine sanfte einschmeichelnde Poesie, und eine reine Sprache und wohlklingende Versification sind die Vorzüge dieses Werks, welches aus Prosa und Versen gemischt ist. Seine Poesien zogen die Aufmerksamkeit des Königs Ferdinand und seiner Gbne, Alphons und Friedrich, auf sich, welche ihn zu ihrem Begleiter auf ihren Reisen und Feldzügen wählten. Friedrich, welcher 1496 den Thron bestieg, schenkte ihm die angenehme gelegne *Villa Metgellina*, und gab ihm außerdem ein Jahrgeld von 600 Ducaten. Aber Sannazar sollte dieses Glücks nicht lange genießen. Nach heftigen Stürmen mußte sein Wohlthäter im J. 1502 auf sein Reich Verzicht leisten, und seine Zuflucht nach Frankreich nehmen. Sannazar hielt es für einen Treubruch, sich fortan eines Besitzes zu erfreuen, dessen Geber im Unglück schwachtete. Er folgte seinem Fürsten in die Verbannung, und kehrte erst nach dem Tode desselben nach Neapel zurück, woselbst er im Jahre 1530 starb, nachdem er noch den Schmerz gehabt, seine anmuthige, ihm

So theure Villa von dem Prinzen von Oranien zerstückt zu sehen, aber auch die ihm erfreuliche Nachricht von dieses Fürsten Tode empfangen hatte, worin er eine gerechte Vergeltung des Himmels erblickte. Er wurde in der Kirche beigesetzt, die er auf seinem Landsitz erbaut, und Santa Maria del Parto benannt hatte. Die Serriten, denen sie eingeräumt war, ließen ihm hinter dem Altar ein Denkmal errichten, auf welchem man die von Bembo verfertigte Inschrift liest:

Da sacro cineri flores: hic illis Maro!

Sincerus Musa proximus et tumulto.

Außer der oben schon angeführten Arcadia schrieb Sannazar in italienischer Sprache noch Sonette und Canzonen, die sich ebenfalls durch Reinheit der Sprache empfehlen, ohne weiter ausgezeichnet zu seyn. Die beste Ausgabe dieser italienischen Werke erschien 1723, 4. in Padua unter dem Titel: *Le opere volgari del Sannazaro da vari illustrate*. Fast noch berühmter ist Sannazar durch seine lateinischen Gedichte geworden, welche außer einem längern Gedichte in drei Büchern *de partu Virginis*, in Elegien, Eklogen und Epigrammen bestehn. Unter letztern ist das lobpreisende Epigramm auf Venedig das bekannteste, das sechs Verse enthält, und von dem Senat mit 600 Ducaten belohnt wurde.

Anfang mit der Bearbeitung und Herausgabe des großen brahmanischen Wörterbuchs *Amarasinha* (*Sectio prima de costo*, Romae, 1798, 4.). Eine andre Sanskrit-Grammatik, welche 1803, von der Akademie in Calcutta herausgegeben wurde, ist in Europa nicht weiter bekannt geworden. — Unverkennbar ist der Zusammenhang des Sanskrit mit andern Sprachen, namentlich mit dem Griechischen, Lateinischen und Deutschen, mit semitischen und Zendwörtern u. s. w. Diese Erscheinung hat schon d'Hancarville, Bailly, Baum, Anquetil, Jones, Halsted, Halsted, Paulinus, und zuletzt Fr. Schlegel und Frank auf sehr

verschiedene Weise zu erklären gesucht, ohne daß ihre Bemühungen bis
 jetzt zu einem sichern Resultat geführt hätten. Gewiß ist, daß die Sans-
 kritsprache vormals durch ganz Indien, im weitesten Umfange, gespro-
 chen worden. Die Spuren davon finden sich noch allenthalben, am
 meisten im Süden von Indien, auf der Halbinsel Decan, wo die alte
 Sanskritsprache die wenigste Mischung und Verwandlung erlitt. In
 einigen Gegenden wird sie so süß und weich gesprochen, daß man sie
 mit einem eignen Namen bezeichnete, und Prakrit nannte. Obgleich
 die heilige ausgestorbne Sprache überall dieselbe ist, so ist doch die
 Schrift, mit der sie ursprünglich geschrieben wurde, nach Verschieden-
 heit der Gegenden in drei verschiedene Alphabete zerfallen. Im Norden
 bedienen sich die Brahmanen der Devanagari, im mittlern Theil von
 Indien der telugischen oder talenganischen, im Süden der malabarischen
 oder S...

eine S...
 Von ei...
 fang...
 rem In...
 Schaß...
 die von...
 und bei...
 handeln...
 fahren...
 gen, hi...
 und S...
 Bedy...
 gezeich...
 kennam...
 gesamm...
 einer fe...
 Hindu...
 weder...
 Dem h...
 ter, er...
 an ihre...
 von ih...
 suchen...
 Sinn...
 Erschei...
 physisch...
 und de...
 sel die...
 seitige...
 Alle di...
 der S...
 haben...
 in Sai...
 Kenntni...
 ten der...
 und M...
 geborne...
 Bücher...
 kann...
 von Co...

ben, woraus
 gesetzt ist. —
 in einen Na-
 in nach ih-
 ana m und
 in Büchern,
 der Planeten
 des Netters)
 über Ball-
 r Waschun-
 über Opfer
 n dergleichen
 änglich auß-
 als ein Claf-
 spasa soll sie
 z dam, aus
 i pflegen die
 Poesien ent-
 zu erklären.
 ähliche Gbt-
) weidet sich
 den Fabeln
 Philosophen
 nd geheimen
 Geheimnisse,
 hält wären,
 ren darüber,
 und Räth-
 , die gegen-
 i vermehren.
 be davon ist
 Uebersetzung
 er Schriften
 schlichen Ero-
 t die Schrif-
 Kamayana
 in Zweimal-
 die heiligen
 ist und be-
 Sakentala
 Fabelsam-

lung Hitopades, sämmtlich übersetzt. Das Gesetzbuch des Menu hat 1794 Jones, so wie ein Werk über die Algebra unter dem Titel Bija Ganita, Strachey 1815, aus dem Sanscrit ins Englische übersetzt herausgegeben. Das Dupuel hat, eine Uebersicht der indischen Religion und Philosophie, kennen wir nur aus Anquetils Uebersetzung, die nicht nach dem Sanscritoriginal, sondern nach einer persischen Uebersetzung gemacht ist. Die schon oben genannten beiden großen historischen Gedichte, das Ramayana von Valmiki und das Mahabharat von Vyasa enthalten, jenes die Geschichte Rama's, dieses die Geschichte Crishna's. Aus erstem ist das Yadjeadatta-Badha (übersetzt von Chezy), aus letztem das von Wilkins übersetzte Bhagavat-Geeta, eine Episode. Ueberdies ist das Ramayana zu Serampore nebst der Uebersetzung der Missionarien Cary und Marshman im Druck erschienen. Nächst diesen zwei großen Gedichten besitzt die Sanscritsprache noch sechs andere, von denen drei von Calidasa, dem Verfasser der Sacontala, sind. Von diesen letztern kennen wir jetzt das Megha Duta in der Uebersetzung von Wilson. Weniger sind uns die Lyriker, unter denen Jagadeya den ersten Platz einnimmt, bekannt. Große Schätze in Sanscritehandschriften besitzt die pariser, die londner und oxforder Bibliothek, so wie die Propaganda; aber sie werden so gut wie unzugänglich bleiben, so lange es an gedruckten Hilfsmitteln zur Erlernung des Sanscrit, namentlich an einem Wörterbuche, einer Chrestomathie, auch an einer leichter, als die vorhandenen, zu erhaltenden Grammatik fehlt. Dagegen sind die Bemühungen der Engländer in Ostindien, sich und uns mit der Literatur der Indier, so wie des Orients überhaupt, bekannt zu machen, rühmend und dankbar anzuerkennen.

Sanskulotte, diese in der französischen Revolution sehr bekannt gewordene Benennung bezeichnet eigentlich einen Menschen, der keine Beinkleider hat — Sans culotte. Metcier schildert in seinem Tableau de Paris die Bewohner der Vorstädte St. Antoine und St. Marceau im eigentlichen Sinne als Hosenlose; und diese waren es, welche, da sie bei den verschiedenen revolutionären Auftritten ohne jenes Kleidungsstück, oder dasselbe auf Pfeten einhertragend, erschienen, der aristokratischen Partei Veranlassung gaben, ihnen jenen Spottnamen beizulegen, der aber nachher zur bleibenden Benennung für die Volkspartei wurde, so daß jeder Bürger und Vertheidiger des Vaterlandes sich diesen Namen als ehrenvoll beilegte.

Sanssouci, ein berühmtes königlich preussisches Lustschloß, welches auf einem Berge vor dem brandenburger Thore von Potsdam liegt. Das Schloß hat nur ein Stockwerk, und ist klein, aber von herrlicher Bauart, und im Innern vortrefflich angeziert. In dem runden Marmorsale bewundert man die Säulen, die Malereien und den nach florentinischer Art mit Blumenwerk ausgelegten Fußboden. Unter den Zimmern ist eins mit Cedernholz getäfelt, mit goldnem Laubwerk bedeckt und mit einer königlichen Handbibliothek versehen. Von dem Berge aus, auf welchem Sanssouci liegt, hat man eine überaus reizende Aussicht über die Stadt und ihre Umgebungen. Vorwärts erblickt man den Weinberg mit seinen sechs Terrassen, deren jede zwölf Stufen und die besten Weinstöcke unter Glasfenstern hat. Am Fuße des Berges ist ein angenehmer Lustgarten, mit einem schönen Bassin, und zwölf marmornen Figuren und Gruppen. Die übrigen Merkwürdigkeiten sind die beiden Pavillons zur Rechten und Linken, die Orangerie und die herrliche Bildergalerie. Aus dem Lustgarten geht man in den Park, wo ein ja-

panisches Haus zur Linken der Hauptallee steht. Zu beiden Seiten der steinernen Brücke sind schöne Tempel, deren einer die kostbare königliche Sammlung von geschnittenen Steinen und Alterthümern aus den Verlassenschaften des Barons von Stosch und des Cardinals Volignac enthält. Das neue Schloß oder der neue Palast, welchen Friedrich II. nach dem hubertsburger Frieden erbauen und auszieren ließ, ist äußerst schön, prächtig und geschmackvoll. An dem ganzen Gebäude sind keine andere, als Fensterthüren, die mit den übrigen Fenstern einerlei Gestalt haben, so daß die Eingänge und Treppen nicht ins Auge fallen. König Friedrich Wilhelm II. erbaute noch das Marmorhaus, und ließ einen schönen englischen Garten anlegen, in welchem die vortreffliche Colonnade aufgerichtet ist, die vorher im Cavalierhause stand.

Santerre (J. F. G.), Commandant der pariser Nationalgarde und Divisionsgeneral. Er war ein wohlhabender Brauer in der Vorstadt St. Antoine, der in großem Ansehen stand, sich in allen Volksausläufen und besonders beim Sturm der Bastille bemerklich machte, so daß er zum Bataillonscommandanten der Nationalgarde gewählt wurde, und die orleansche Partei ihn darauf in ihr Interesse zog. Er führte den Aufstand, der am 20sten Juli 1792 in die Tuilerien bis zum König drang. Als Commandant der Nationalgarde half er am 10ten August die Monarchie stürzen, führte hernach Ludwig XVI. in den Tempel und vor Gericht, betrug sich jedoch stets mit Anstand gegen ihn. Bald darauf zum *Maréchal de Camp* ernannt, commandirte er die Truppen, welche die Hinrichtung des Königs schloßen. Als Ludwig auf dem Schaffot noch zu dem Volke reden wollte, ließ er dessen Stimme durch Trommelschlag übertäuben; und antwortete, da man ihm deßhalb Vorwürfe machte: „Ich sing an, den Muth zu verlieren.“ Von seinen Feldherrntalenten überzeugt, legte er dem Convent einen Operationsplan gegen die Vendeer vor, und ward mit 14,000 Mann dorthin geschickt, aber immer geschlagen. Bei seiner Rückkehr ward er als Gemäßigter verhaftet; der 9te Thermidor Jahr 2 aber gab ihm die Freiheit wieder. Er lebte nun als Divisionsgeneral ohne Anstellung unbeschäftigt in Paris, bis er 1810 blödsinnig starb.

Sappe. Hierunter versteht man einen Graben, in welchem sich Truppen einem besetzten Orte nähern, und daher nicht leicht gesehen und schwer beschossen werden können. Die Sappen haben nach Beschaffenheit ihres Gebrauchs besondere Namen; so nennt man diejenige Sappe, die mit leeren und hernach erst von den Arbeitern der Laufgräben zu füllenden Schanzkörben gebaut wird, die flüchtige Sappe (*sappe volante*). Die volle Sappe (*sappe pleine*) ist diejenige, wo die Sappeurs die Schanzkörbe selbst ausfüllen. Läßt man Erdmassen, die man umgehen kann, in der Sappe stehen, so nennt man sie die wendende Sappe (*sappe tournante*). So gibt es auch eine doppelte Sappe (*sappe double*), wo eine Seite von der andern gedeckt wird, und eine bedeckte Sappe (*sappe couverte*). Diese besteht aus einem bedeckten Gange von 6 Fuß Höhe und 5 bis 6 Fuß Breite, der von Ort zu Ort mit Blenden ausgesetzt und mit Faschinen bedeckt ist.

Sappeur wird ein Arbeiter genannt, der besonders darauf abgelernt ist, alle Arten von Verschanzungen zu bauen. Die Sappeurs machen bei den meisten Armeen einen Theil des Geniecorps aus, sind mit Hacken, Schaufeln und Faschinenmessern versehen, und werden hauptsächlich beim Belagern der Festungen und Formiren der Sappe gebraucht.

Sapphir oder **Saphir**, ein Stein, welcher, ungeachtet er zu den edlen gerechnet wird, dem Ehongeschlechte angehört. Blau ist in

wanderlet Abstufungen bis fast ins Weiße seine Farbe, manche fallen sogar ins Weingelbe, und unter ihnen gibt es Stücke, die gelb und

Luchsaphire
Die meisten sind
krie übertriffe dieser
ter den Edelsteinen
Härte nach. Seine
doppelte Pyramide,
en Sapphiren daher
ie bei auffallendem
und heißen deshalb
elstein seine Farbe.
um ihn gebrannt
roth ist sein Ge-
Eheil Eisensulf und
uarze und im Sande
die Insel Tenlon
n meist wie berliner
ind nicht so schätz-
anreich, Böhmen,

Schlesien, in Sachsen und Ungern gefunden werden. Der Karat wird nach dem Grade der Schönheit mit zwei bis vier Thalern bezahlt. Bei größern steigt der Werth nach der Schwere in demselben Verhältnisse wie beim Demant.

Sappho, eine der berühmtesten griechischen Frauen, die besonders ihren Ruhm der lyrischen Poesie verdankt, worin sie Meisterin war, hatte Mytilene auf der Insel Lesbos zu ihrer Vaterstadt. Sie lebte und blühte ums Jahr 600 v. Chr. Alcaeus, auch einer der größten Lyriker und von derselben Insel gebürtig, soll die Sängerin geliebt haben, aber seine ärztliche Liebe von ihr verschmäht worden seyn. Nach der gewöhnlichen Erzählung verheiratete sie sich an einen gewissen Kerfolas, der aber bald starb. Nun widmete sie sich ganz der Poesie und bildete sogar mehrere Schülerinnen, die sie für ihre Kunst begeistert hatte. Die ausgezeichneten Talente und die die sie sich dadurch erwarb, scheinen ihr in selbst Verfolgung zugezogen zu haben, weshalb. Bei ihrer lebhaften, schöpferischen Phantasie außerordentliche Leidenschaftlichkeit, die ihr Denn da ein schöner Jüngling, Namens Phoebe heiße Liebe nicht erwiderte, so trieb sie Leukadischen Felsen, von dem sie sich herab stürzte. — Die Alten legen ihr Gedichte vier Oden, Elegien, Epigramme, von deren poetischen theilhaft urtheilen. Allerdings ist es nicht; Dichtungen die zartesten, lebhaftesten, oft athmen, die durch eine schöne harmonische mehr an Reiz und Anmuth gewinnen. Ihre weiß die Gegenstände, die sie auffaßt, mit leicht darzustellen. Sie soll die Erfinderin gewesen seyn, wenigstens fährt noch jetzt eine neue Dichter angenommen haben. Von ihren wir nur zwei ganze Oden, die gewöhnlich beigelegt sind. Die beste und gründlichste hat H. Fr. Volger geliefert, Leipzig 1816.

Sara. Mit diesem Namen, der im Arabischen die Wüste bedeutet, wird vorzugsweise die größte Sandwüste der Erde bezeichnet, welche sich in Afrika von der Westküste, zwischen dem Staate von Marocco und dem Senegalflusse, gegen Osten durch ganz Afrika bis Egypten und zum Theil durch Nubien bis ans rothe Meer erstreckt. Nur hin und wieder finden sich in diesem Sandmeere Quellen und fruchtbare Plätze, die Inseln gleichen. Berbern und gegen den Senegal hin maurische Stämme bewohnen die bessern Theile der Wüste, und treiben Handel mit Salz und Gummi.

Sarabanda, ein kleines, für den Tanz eingerichtetes Tanzstück von ungeradem ($3/4$ oder $3/2$) Tact, bestehend aus zwei Theilen, deren jeder gemeinlich acht Tacte hat, von langsamer, gravitatischer Bewegung. Er rührt aus Spanien her, wo er vormals mit Castagnetten getanzet wurde, mit viel Würde und Majestät verbunden war, aber heut zu Tage außer Gebrauch ist.

Saragossa, Zaragoza, von einer römischen Colonie des Augustus, Caesar Augusta oder Caesarea genannt, die Hauptstadt vom Königreich Aragon, mit 42,600 Einwohnern (im J. 1807), liegt in einer fruchtreichen Ebene, am rechten Ufer des Ebro, der sie von einer Vorstadt trennt; 56 Leguas von Madrid, $56 \frac{1}{2}$ L. von Valencia, 18 L. von Tudela in Navarra. Die Straßen sind, mit Ausnahme des Corso und einiger andern, eng, winklicht und schlecht gepflastert, die Häuser alt, aber stattlich gebaut. Unter den Kirchen ist die Nuestra Señora del Pilar, u. L. S. zum Pfeiler, in ganz Spanien berühmt. Man wallfahrtet zu dem wunderthätigen Bilde der h. Jungfrau, das hoch auf einer Säule von feinem Jaspis steht. Die Stadt hat wenig Fabriken in Leder, Wolle, Seide. Sie handelt mit Bayonne, Bilbao, Madrid und Barcelona. Unter den öffentlichen Anstalten nennt man eine Universität, und die von der verdienten ökonomischen Gesellschaft gestiftete Ackerbau- und Handelsschule. In der reich angebauten Gegend liegen einige Klöster, das alte königliche Schloß Aluseria und Castago, wo der berühmte aragonische Canal, das treffliche Werk des D. Ramon Mignatelli, unterhalb Saragossa in dem Ebro geht. Er fährt eine halbe Stunde von Saragossa vorbei, ist $26 \frac{1}{2}$ Leguas lang, hat 3,250,000 Livres gekostet, und verbindet Navarra und Aragon mit dem Mittelmeer. Wäre er bis nach der Biscaya verlängert, so würde er vom Mittelmeere bis in das Weltmeer eine gerade Wasserstraße bilden. — Saragossa ist aus der Geschichte des spanischen Erbfolgekrieges bekannt, wo sich diese Stadt im J. 1706 dem Erzherzog Carl unterwarf. Im J. 1707 wurde sie von dem französisch-spanischen Heere Philipps V. erobert. Den 20sten Aug. 1710 erfocht der Erzherzog fast vor den Thoren dieser Stadt einen wichtigen Sieg über Philipps Heer. Größere Berühmtheit hat sie durch den begeisterten Muth erlangt, mit welchem ihre Einwohner unter Palafox den erfahrensten Feldherren Napoleons in zwei Belagerungen in den Jahren 1808 und 1809 den entschlossensten Widerstand leisteten; ein Muth, der an die Zeiten der alten Numantia und Sagunts erinnert. — Als die Franzosen im Mai 1808 Meister von Madrid waren, führte der Generallieutenant Guillelmi, als Statthalter von Aragonien, in Saragossa den Oberbefehl. Das Volk hatte für ihn keine Achtung. Ein Lio Jorge und ein Lio Maria (Lio bedeutet Oheim, eine Bezeichnung älterer Personen, die nicht den Titel Señor haben) leiteten die untern Volksklassen. Unter ihrer Anführung erwaffnete ein Haufe Bauern den 28sten Mai 1808 die Wache des Statthalters, und rief: „Es sterbe Murat; es lebe Fer-

blaub! Seht und Weſſen!“ Guillermi wurde als Staatsgefänger in das Schloß Alcaſeris gebracht, und Generalleutenant Mori zum Oberbefehlshaber ernannt. Hierauf bemächtigte ſich das Volk des Zeughaufes. Mori verſammelte eine Junta aus den angeſehenſten Perſonen. Das Volk erklärte ſich ſofort gegen die Franzoſen, und ſchickte die in Saragoſſa anweſenden in die Luadella. Nun erſuchte Mori den General J. Palafox, nach Saragoſſa zu kommen. Kaum hatte er im Kriegsſtraße ſeinen Sitz eingenommen, ſo zwang das Volk den Kriegsrath, ihn zum Generalcapitain zu ernennen. Jetzt trat blinder Gehorſam an die Stelle der Unordnung, und ganz Aragonien erkannte den General Palafox als Statthalter an. Es fehlte an Linientruppen und Geſchütz. Man hatte nur ſechzehn Stück. Palafox bildete eine Landwehr unter dem Befehl von abgedankten Offizieren. Eine dieſer Schwadronen beſtand aus den Studenten der Univerſität. Unter ihnen diente der nachmals ſo berühmte General Mina, der Neffe. Die unglaubliche Thätigkeit wurden Waſſen geſchmiedet und Pulver bereitet. Spaniſche Regimenter, die mit den franzöſiſchen Beſatzungen in Pampeluna und Madrid vereinigt waren, löſten ſich auf und eilten nach Saragoſſa; ſo auch die Lehrer der Kriegſchule von Alcala. Jetzt rückte der franzöſiſche General Lefevre-Desnouettes von Pampeluna über Tubela gegen Saragoſſa vor. Er ſchlug die Truppen zurük, die ihm Palafox entgegenſtellte. Schon drang die Vorhut des Feindes den 16ten Juni in die Stadt ein; ſie zog ſich aber, als ſie die Entſchloſſenheit der Bürger ſah zu vertheidigen, wahrſcheinlich wieder zurük. Nun verſchanzten ſich die Einwohner. Binnen 24 Stunden war die, biſher offene, Stadt gegen einen Ueberfall geſichert. Noch wollte Palafox mit 8000 Mann zuſammengeruffter Mannſchaft das freie Feld behaupten; allein nach einem hartnäckigen Gefechte mußte er ſich in die Stadt werfen. Jetzt zog das Belagerungsheer heran. Saragoſſa ward eingeſchloſſen. Nach mehreren vergeblichen Angriffen erkümmten die Franzoſen, 400 Polen an der Spitze, das Kloſter St. Joſeph, welches aragoniſche Bauern vertheidigten, hierauf das Kapuzinerkloſter, dann den Monte Torrero, die ſämmtlich außerhalb der Stadt lagen. Zwei Befehlshaber, die hier der Uebermacht weichen mußten, wurden nach gehaltenem Standrecht von den erbitterten Einwohnern erſchlagen. Mehrere Thore der Stadt. Täglich den Bauern führten den Fortgang kaum hatte die Stadt den 27ten mit einigen Kanonen erhalten, al Luft ſag. Den 27ten Aug. nahm Anfang. Sturmlichter erleichterten drangen die Polen, obgleich mehr St. Engracia ein, und ſetzten ſich Der Häuſerkrieg begann mitten in weiteren Noedringen mit Verluſt und Brand erfüllten den Theil der zerſtört wurde, mit namenloſem Feind auf der einen Seite des U. die Aragonier mit Erbitterung. Priester feuerten durch Gelände und Verſpiel den Wuth an zum Todeskampfe. Weiber pflegten die Verwundeten. Sie traten wohl auch in die Reihen der Streiter. Eine Frau, deren Mann, ein Artilleriſt, geblieben war, übernahm ſeine Stelle und ſeinen Dienſt. Man rief zur heiligen Jungfrau del Pilar. Dieſes Heiligthum wollte man ſchützen; und ihm verdankte man die Rettung

der Stadt. Der Feind begnügte sich, ein Haus nach dem andern zu erobern. Vom 4ten bis zum 14ten Aug. konnte er sich nur vier Häuser bemächtigen. Ein einziges kostete ihm sechstägigen Kampf. General Verdier leitete jetzt an Lefevre's Stelle die Belagerung, als die Niederlage der Franzosen bei Baylen, die Flucht Josephs aus Madrid, der Rückzug des französischen Heers auf Vittoria, und das Anrücken der Heerschaar von Valencia zum Entsatze der Stadt die Franzosen nöthigten, die Belagerung in der Nacht vom 14ten zum 15ten Aug. aufzuheben. Sie warfen ihr schweres Geschütz in den Canal und zogen eilig ab. Das Volk tauchte freudetrunken: Es lebe U. L. Frau vom Pfeiler und der General Palafox! — Vier Monate später nahm die zweite, noch merkwürdigere, Belagerung Saragossa's ihren Anfang. Palafox regierte in Aragonien mit unumschränkter Gewalt; aber das Vertrauen des Volks riß ihn auch oft zu mehr als strengen, zu blutigen Maßregeln hin. Unter den Wüthenden befanden sich drei Geistliche. Wenig Verdächtige entzog dem Todesurtheile das Gefängniß der Inquisition. — Jetzt rüstete sich Napoleon zu Pampeluna und Bayonne, um die stolze Saragossa zu unterwerfen. Drei Heeresabtheilungen von Kerntruppen eilten heran, von einem berühmten Marschall geführt. Indes hatte man erst seit dem Sept. 1808 an der Befestigung der Stadt thätig gearbeitet. Die Zeit war zu kurz, um große und neue Werke kunstmäßig anzulegen. Man schuf mehrere Klöster in Citadellen um, besetzte die alte Mauer aus, legte Schulterwehre an, baute Schanzen, zog Umpfählungen und einen 15 Fuß tiefen und 21 Fuß breiten Graben um die Stadtmauer herum etc. Zugleich versah man viele Häuser mit Schießscharten und zog in den wichtigsten Straßen Zwerchwälle. Jede zusammenhängende Häuserreihe ward zu einer Schanze. Zugleich rief Palafox alle junge Mannschaft unter die Waffen, und sandte zahlreiche Schaaren, überhaupt 13 Bataillone, zu den Heeren des Vaterlandes in Navarra und Catalonien. Die Kenner bewundern, wie eine so eifertig und regellos befestigte Stadt (Ort und Zeit gestatteten es nicht anders) dem eben so kunstreich als tapfer geleiteten Angriffe der besten französischen Truppen, unter den Marschällen Moncey und Mortier, unter dem Herzog d'Abantes, endlich unter dem Marschall Lannes, und so ausgezeichneten Ingenieuren, wie die Generale Lacoste und Devon, und der Obrist Rogniat waren, sechzig Tage lang nach Eröffnung der Laufgräben, bei unausgesetzter 41tägigen Beschießung widerstehen konnte. Nur die begeisterte Thätigkeit und muthige Anstrengung aller Classen von Einwohnern kann dieß erklären. Jeder arbeitete; die Weiber verfertigten Uniformen, die Mönche Patronen. In dem Platze befanden sich überhaupt 160 Feuerschlünde; bei einem ungeheuern Vorrathe von Salpeter bereitete man täglich das nöthige Pulver, damit kein Speicher wieder aufßäße. Lebensmittel waren für 15,000 Mann auf sechs Monate angeschafft, ohne die Vorräthe der Einwohner und der Klöster. Nur an frischem und an Wildfleisch war Mangel, und zuletzt an Gerste für die Pferde. — Nach der Niederlage der Spanier bei Tudela den 23ten Nov. füllten sich die Stechhäuser der Stadt mit Verwundeten, und aus den zerstreuten Soldaten bildete Palafox nebst der 15,000 Mann starken Besatzung ein Heer von beinahe 30,000 Mann, ohne 1500 Mann Artillerie, 800 Sappeurs und die bewaffneten Bauern. Auch hatte man auf dem Ebro einige Kanonierschaluppen bemannt. Den Oberbefehl führte, auch in bürgerlichen Sachen, der Generalcapitain Palafox; auf ihn hatten den meisten Einfluß der P. Basil, sein Adjutant Butron, sein Secretär Casiedo, der

Pfarrer von S. Sil, der Lis Maria, der Limonadenwirth vom Caffe, der P. de la Consolacion und der Lis Jorge. Ihre Kriegspolizei bediente sich einer Schaar Almogavares, oder Ezione in Uniform, die auf den angegriffenen Punkten die Aufsicht hatten. Kein Einwohner verließ die Stadt, vielmehr flüchteten sich dahin eine Menge Bauern; so fest vertraute man U. L. J. del Pilar! Der Belagerungszug des Feindes (60 Stück Geschütz, ohne die Bedürfnisse zum Schanzenbau) ging von Tudela den Canal herab. Den 20ten Dec. 1808 erschienen der Dritte und fünfte Haufen des feindlichen Heeres, von Moncey und Mortier geführt, vor dem Plage; das Belagerungsheer war aber 31.000 Mann stark, ohne 6 Comp. Artillerie, 8 Comp. Sappeurs, 3 Comp. Mineurs und 40 Ingenieursofficiere. Allein es wurde um 9000 Mann schwächer, als Moncey mit der Division Suchet im Januar nach Eolagano marschirte. Doch führte er seit dem 20ten Januar mit Erfolg den kleinen Krieg mit den bewaffneten Schaaeren, die Saragossa ent-

Schon den 21sten Dec. beschossen die Franzosen den Monte jen stürmend ein, und zwangen die Besatzung, mit Ver- Stadt zu werfen. Die Angriffe aber, welche General zu auf die Batterie beim Thurm del Arjodispo auf die nahm, wurden tapfer abgeschlagen. Der Feind entschloß wem regelmäßigen Angriffe des Plages. Noch vergeblich den 30ten Dec. rückten die Arbeiten der Belagerer in der Stadt näher. Unter mehreren Zufällen gelang am 2ten Jan., einen Theil jener Werke zu zerstören.

Doch der ungewöhnlich trockene Winter begünstigte den Feind, während die milde Witterung in der Stadt Seuchen hervorbrachte. So fing schon den 6ten Jan. das Feuer aus acht Sturmbarrieren gegen St. Joseph, ein Werk, das außerhalb der Linien lag, und zugleich die Beschießung des Plages an. Das Kloster St. Joseph stürzte bald zusammen, ward aber erst den 12ten vom Feinde mit Sturm genommen. Darauf wurde den 15ten der Brückenkopf bei der Mündung der Huerta eingeschossen, daher die Belagerten die Brücke sprengten. Nun begann der Krieg gegen die Häuser. Er dauerte 23 Tage. Die Einwohner drängten sich in den Kellern in der Mitte der Stadt zusammen, wo bald ein tödtliches Fieber entstand, das auch die Besatzung ergriff. Bis zum 21sten Jan.

gen das Kloster E in einem blutigen bis zum 27ten geschossen und den menden Herrhaufen gegriffen, konnte e fenen Häusern sich größten Schwierig-

weiffnete Bayern, um seine Verbindung mit Pampeluna abzuschneiden und die Zufuhr zu hindern. Daher war oft großer Mangel im Lager. Doch blieb auch in der Stadt die Noth immer höher. Man hatte weder Gemüse, noch frisches Fleisch. Eine Henne kostete 5 Piafter. Die Seuche griff immer mehr um sich; täglich starben an 30 Personen, ohne die Bedientenen; es fehlte an Daken und Heilmitteln, an gesunder Nahrung; so ging schnell die leichteste Wunde in Brand über. Ja zuletzt fehlte der Boden, um die Todten zu begraben. Gleichwohl verwarf der stolze Aragonier jede Aufforderung des Marschall Lannes, der am 22ten Jan. den Oberbefehl des Belagerungsheeres angetreten. Wer

3 (3te Parallele) ging es den Belagerten zu vernageln. Allein 1 große Sturmflut drang mit drei Körn aus allen Häusern an ad einigen eingeschoss er geringen Zahl die n sammelten sich bei

sich beklagte, war verdächtig, und die Strafe erfolgte sofort auf die Anklage. Fast jeden Morgen fand man Unglückliche auf dem Cosso und dem großen Markte aufgehängt. Der Häuserkrieg dauerte Tag und Nacht fort. Man kämpfte um jede Scheidewand; jede Treppe, jede Kammer, jedes Dach kostete mehrere Menschenleben. Zwei kleine Häuser von einem Stockwerke wurden erst nach zweitägigem Kampfe vom Feinde erobert. Man schlug sich in den Höfen und in den Zimmern. Oft wenn man von den Kellern bis unter das Dach, und vom Dache bis in die Keller sich vergeblich geschlagen, sprengte endlich der eine oder der andre Theil die Häuser in die Luft, um sich auf den Trümmern zu behaupten. So blieben die Spanier den 31sten Januar nach zweitägigem Kampfe in dem Besitze eines einzelnen Hauses bei der Puerta Quemada. Gewöhnlich hatte der Feind bei jedem Hause dreifachen Widerstand zu brechen. Den ersten, um einzudringen, den zweiten von Stockwerk zu Stockwerk, vom Keller bis auf das Dach; den dritten um das Haus zu sprengen und die Trümmer zu besetzen. In dem unterirdischen Kriege richteten jedoch die Franzosen mehr aus, da es den Belagerten an geschickten Minenarbeitern fehlte. Auch traten nicht selten Mönche in die Reihen der Kämpfenden, und Weiber an die Stelle ihrer getödteten Männer. Die Spanier händeten, wenn aller Widerstand vergeblich war, das Haus an, um das man kämpfte. Deshalb überzogen sie die Wände mit Theer. Den 7ten Febr. griff der Feind den Mittelpunkt der Stadt an. Der Kampf entbrannte heftiger als je, unter und über der Erde. Man mußte die Spanier tödten, wollte man sie besiegen. So stand der Feind am 12ten Febr. auf den Trümmern des Klosters San Francisco, des Siechhauses und der frommen Schulen, auf der einen Seite des Cosso. Allein zwei Mal vergeblich suchte er durch Stollenbau diese Straße zu durchbrechen. Die Belagerten führten mit Erfolg Gegenminen; in einem dritten Stollen stießen beide Theile auf einander. Man schlug sich in dem Stollen mit Säbel und Bajonnet. Der Feind mußte selbst seinen Bau zerbrechen. Endlich gelang es ihm bis zum 17ten, durch Minen einen Theil des Universitätsgebäudes zu stürzen. Da sah man bleiche Jammergestalten noch mit Wuth gegen den anstürmenden Feind kämpfen, unter einstürzenden Mauern und brennenden Balken. Fieberkranke übernahmen die Wachtposten, wo sie saßen, bis der Anfall der Krankheit sie ergriff. In einem Hause hatte der Feind das Erdgeschos erobert; die Spanier vertheidigten den ersten Stock; eine Mine warf die Wandmauer um, und der Fußboden stürzte mit zwölf Spaniern auf die Feinde herab. Beide Theile wurden unter den Trümmern begraben. Den 18ten bemächtigte sich der Feind im Sturme der eingeschossenen Vorstadt auf dem linken Ufer des Ebro. Dreihundert Spanier schlugen sich durch und entkamen in die Stadt. Dreitausend wurden gefangen. Dieses entschied den Fall der Stadt. Denn nun war auch diese Seite des Platzes dem feindlichen Feuer bloßgestellt. Die Franzosen waren jetzt Meister von einem Drittheile der Ringmauer und von dem vierten Theile des Grund und Bodens, ungerechnet die Vorstadt. Sie hatten dreizehn Kirchen oder Klöster erobert; vierzig waren noch zu nehmen. Binnen 42 Tagen waren 16,000 Bomben in die Stadt gefallen. Schon trieb der Feind sechs neue Stollen quer unter dem Cosso durch. Die Belagerten hatten kaum noch 9000 Mann dienstfähige Leute; es gab keine Siechhäuser, kein Heilmittel mehr für die Kranken. Palafox lag seit vier Wochen krank in einem kleinen Keller. Er wollte jetzt die Stadt übergeben, aber auf Bedingungen, welche der Feind verwarf. Darauf nöthigte ihn

seine gänzliche Erschöpfung am 20sten Febr., den Oberbefehl an den General St. Marc abzutreten. Noch immer waren ein großer Theil der Bürger und Soldaten, nebst dem Befehlshaber zum Widerstande entschlossen. Allein die einflussreichsten Einwohner stimmten für eine Capitulation. Denn unterdessen hatte der Feind in jedem der 6 Stollen Minen angebracht, mit 3000 Pfund Pulver gefüllt. Mit einem Schläge sollten sie am folgenden Tage springen, und die Häuser auf der andern Seite des Cossogerrümmern. Da hörten den 20sten um 4 Uhr Abends das Feuern und der Kampf in den Häusern auf. Abgeordnete, unter ihnen der P. Basil, gingen in das feindliche Hauptquartier. Lannes verlangte anfangs unbedingte Ergebung. Endlich kam man über einen Vertrag überein, dem jedoch Ferdinands VII. Name nicht vorgesezt werden durfte. Die Besatzung zog den 21sten Febr. mit Kriegsehren aus und wurde Kriegsgefangen nach Frankreich geführt. Die Officiere behielten ihre Degen, Pferde und Gepäck, die Soldaten ihre Tornister. Auch sollte es ihnen frei stehen, unmittelbar Dienste beim König Joseph zu nehmen. Die Bauern durften in ihre Heimath gehen. Dem Eigenthum und den Kirchen wurde Schutz zugesagt. Diese Capitulation erschien den 24sten Febr. in der Zeitung von Madrid und im Courier d'Espagne, einem französischen Blatte. Allein Napoleon nahm davon keine Kunde. Er ließ erklären, die Stadt habe sich auf Gnade und Ungnade ergeben. — Die Abgeordneten selbst hatten es nicht gewagt, mit dieser Capitulation in die Stadt zurückzukehren, wo ein wilder Haufe nichts von Uebergabe hören wollte. Die Befehlshaber mußten daher noch in der Nacht Anstalten treffen, um jeden Volksaufstand zu verhindern. Den 21sten Mittags zogen 12,000 Mann, bleich und entstellt, zum Theil den Tod schon im Herzen tragend, zum Thore des Portillo hinaus, und streckten das Gewehr, welches sie kaum noch führen konnten. Nur wenige nahmen erst zu Bayonne Dienste beim König Joseph. Die Franzosen, welche überhaupt 3000 Mann während der Belagerung verloren hatten, fanden in der Stadt 96 Kanonen in gutem Zustand, auch Kugeln; überdieß Korn, Wein und Del. Aber 54,000 Menschen, wovon der vierte Theil Soldaten, waren binnen 60 Tagen umgekommen, davon kaum 6000 durch das feindliche Feuer. Am Tage der Uebergabe lagen 6000 Todte unbegraben vor den Kirchen und auf den Straßen, oder in den Schanzgräben. Wer jetzt aus der Stadt fliehen konnte, der entfloß. Eine Todtenstille schwebte über den öden Erhömmern. Von den zurückgebliebenen Einwohnern starben in den ersten zehn Tagen über tausend. Nur die nöthigsten Truppen ließ der Feind eintücken, um den Leichnam von Saragossa zu bewachen. Lannes und nach ihm Suchet behandelten die Stadt mit Milde. — Für den Kriegskundigen hat die Vertheidigung von Saragossa der spanische Ingenieur, Obristlieutenant Caballero, der im Plaze selbst sich befand, und den kunstvollen, eben so muthig als rasch geführten Belagerungskrieg der Franzosen hat der General Rogiat beschrieben, der an die Stelle des während der Belagerung getödteten Generals Lacoste beim Geniewesen getreten war. — Noch verdient bemerkt zu werden, daß Saragossa schon in der Mitte des J. 1816 sich schöner als zuvor wieder aus ihren Trümmern erhoben hatte, man sah beinahe keine Spur von Verwüstung mehr.

Saracenen, Morgenländer, nannten sich die Araber in Europa, da der Name Araber, Abendländer, den sie in Asien führen, in Europa nicht paßte.

Sarasin, französischer Marschal. de. Camp 26., 1770 im Fle-

den St. Elvestre, Lot- und Saronne-Departement, geboren. Seine Aeltern waren Ackerleute, ließen jedoch ihrem Sohne eine wissenschaftliche Erziehung geben. Im sechzehnten Jahre ward er Soldat, und als ein Jahr darauf sein Regiment aufgelöst wurde, lebte er in Neole als Lehrer in der Mathematik bis 1792, wo er sich zur Armee begab, Adjutant-Major und ein Jahr darauf wegen Insubordination cassirt und zum Gemeinen degradirt wurde. Er diente hernach unter dem General Marcenau, ward dessen Secrétaire und dann Zugabeur Oberlieutenant oder Adjutant-General-Adjoint. 1796 und 97 stand er als General-Major bei der Expedition nach Irland, seitdem er Brigadegeneral ward, nahm er wieder Dienste, folgendes Jahr war er in der Armee, wobei er stand, im 1805 und 1806 machte er Commando im Lis-Departement, und ward nach Bonlogne geschickt. Verschiedene Einheitsart hatte er auch

seine Unzufriedenheit über Napoleons geringe Anerkennung seiner Verdienste auf eine Weise geäußert, daß er dessen Abnung befürchten mußte. Er ging daher am 10ten Juni 1810 auf einem kleinen Fahrzeuge nach England über, und machte beim Gouvernement ausschweifende Forderungen für denselben angeblich geleistete Dienste und dadurch erlittenen Verlust, Plane zur Vernichtung Napoleons etc. Unter dem erkern führte er auch die Absicht an, mit seinem in England unterhabenden Corps zu den Engländern während der Expedition gegen Walchern, wenn solche dem Plane gemäß sich bis zu einer Landung in Holland ausgedehnt hätte, zu stoßen, u. dgl. m. England aber würdigte weder seine Präensionen, noch seine Person einer besondern Aufmerksamkeit, und er privatirte eine Zeitlang in London, gab das Journal le Philosophe heraus, ließ viele Artikel in der Times einrücken, und schrieb die Confessions de Bonaparte au Cardinal Maury. In allem schimmert sein Haß gegen Napoleon, gewöhnlich auf Kosten der Wahrheit, hervor. Durch sein fortgesetztes begehrndes Treiben fiel er der Regierung endlich so zur Last, daß er bedeutende Wink, sich zu entfernen, erhielt. Er ging nach Dänemark, wurde auch dort abgewiesen, und folgte nun der englischen Armee in Spanien, woselbst er 1814 nach Frankreich zurückkehrte und von Ludwig XVIII. zum Maréchal-de-Camp ernannt wurde. Er hat kürzlich eine Geschichte des letzten spanischen Kriegs herausgegeben, die aber manche Thatsachen nicht ganz wichtige Aufklärungen gibt.

Sarcasmen. Ursprünglich heißt Sarcasme der höhnsprechende Jubel über den gefallenen Feind; im gewöhnlichen und allgemein angenommenen Sinne aber sind Sarcasmen bittende Spottereien, Anzüglichkeiten von der bittern Art. Sarcastisch heißen Bitterkeiten der Art, die gleichsam durch Wark und Wein dringen; und eine Person oder auch ihren Witz nennt man saecastisch, wenn es ihr Besoldung ist, und man es als einen Zug ihres Charakters ansehen muß, sich solche Bitterkeiten gegen Andre zu erlauben.

Sardanapal, ein König von Assyrien, dessen Name zur Bezeichnung weibischer Weichlichkeit und Neppigkeit sprichwörtlich geworden.

Er fällt in so frühe Zeiten, daß die Umstände seiner Regierung nur aus zweifelhaften Berichten erkannt, und kaum in eine zusammenhängende Erzählung gebracht werden können. Er wird in das achte Jahrhundert vor Chr. Geb. gesetzt, und soll ein Fürst von großer Macht und großem Reichthum gewesen seyn, der nach der Inschrift auf seinem Grabmale die Städte Tarsus und Anchiale in Einem Tage erbaute. In sinnlichen Genuß versunken, soll er in Weiberkleidern unter seinen Beischläferinnen seine Zeit unthätig verlebt haben. Dadurch erregte er das allgemeine Mißvergnügen seiner Unterthanen. Arbaces, ein medischer Satrap, und Belesis, ein babylonischer Priester, brachten ein großes Heer zusammen, um den Thron umzustürzen. Sardanapal, davon unterrichtet, zog mit den ihm treu Gebliebenen ihnen entgegen, und siegte in drei Schlachten. In dem Glauben, vollkommen sicher zu seyn, überließ er sich aufs neue dem Genuß, und bereitete ein großes Fest für sein siegreiches Heer. Aber Arbaces, von den Bactrianern verstärkt, überfiel Nachts sein Lager, richtete eine große Niederlage an, und verfolgte die Flüchtlinge bis vor die Thore von Niniveh. Hier vertheidigte sich Sardanapal zwei Jahre lang, während alle Provinzen sich wider ihn erhoben. Eine Ueberschwemmung des Euphrat hatte einen Theil der Stadtmauer zerstört, und dadurch die längere Behauptung von Niniveh unmöglich gemacht. In dieser verzweifelten Lage zündete Sardanapal seinen Palast an, und verbrannte sich mit allen seinen Weibern, Dienern und Schätzen. Er hatte zwanzig Jahre regiert. (S. Assyrien.)

Sardinien, eine Insel im mittelländischen Meere, welche den Titel eines Königreiches führt, und zu Italien gerechnet wird. Ihre größte Länge von Norden nach Süden beträgt 36, und ihre größte Breite 18 Meilen, überhaupt hat sie einen Flächenraum von 420 Quadratmeilen, wird gegen Morgen vom tyrrhenischen, gegen Mittag vom afrikanischen, gegen Abend vom sardinischen Meere, und gegen Mitternacht von dem Canal Bonifacii umgeben, und durch den letztern von Corsica getrennt. Der Boden ist sehr fruchtbar an Oel, Getraide, Wein, Feigen und andern vorzüglichem Baumfrüchten. Holz haben die Berge im Ueberfluß, aber wegen der schlechten unfahrbaren Straßen und Wege müssen die Seestädte ihr meißtes Holz von Corsica kaufen. Aus eben der Ursache hat Sardinien auch noch keine Posten. Die Pferde, welche in einigen Gegenden wild herumlaufen, sind, so wie das Hornvieh, klein, aber schnell und wohl gebaut. Der Fischfang ist bedeutend, auch wird viel Salz und Käse gemacht, und mit letzterm ein starker Handel nach dem Auslande getrieben. Der Handel mit Getraide aber wird durch die zu großen Auflagen auf die Ausfuhr gehindert. Die Insel hatte 1788 nur 456,990 Einwohner. Die Ursache dieser geringen Bevölkerung liegt in den großen Besitzungen und Vorrechten der Geistlichkeit und des Adels, denn keiner des letztern Standes z. B. kann bei einem Gerichtshofe belangt werden, sondern sieben Personen seines Standes müssen den Streit entscheiden. Die Sardinier sind, gleich den Corsen, unveröhnlich rachgierig, aber arbeitsam, aufgeweckt und erfindend. Dies Königreich wird in zwei Haupttheile getheilt; Capo di Sotto (den untern Theil), und Capo di Sopra (den obern Theil). Erst 1254 erhob der Kaiser Friedrich I. diese Insel zu einem Königreiche, nachdem sie vorher der Herrschaft der Römer, Vandalen, Sarazenen, Pisaner- und Genueser in verschiedenen einander folgenden Zeiträumen unterworfen gewesen war. Die Päpste suchten sich dieses Königreichs zu bemächtigen, und da ihnen das fehlgeschlug, verschenkte Bonifacius VIII. Sardinien an das königlich aragonische Haus, welches nach meh-

rerer Hindernissen 1324 zum ruhigen Besitz kam. Auf diese Weise ge-
hörte die Insel bis 1708, da die Engländer sie für das Haus Oester-
reich eroberten, zu Spanien. Im utrechter Frieden (1713) wurde sie
auch förmlich dem Hause Oesterreich zugesprochen, dem sie aber 1717
von dem Könige Philipp V. von Spanien wieder entrisen wurde. End-
lich wurde Sardinien 1720 dem Herzoge von Savoyen, als ein Ersatz
für Sicilien eingeräumt, welcher sie durch einen Vicekönig verwalten
ließ, und außer der königlichen Würde wenig Vortheil davon hatte.
Durch Frankreich zu der Entschlagsacte auf Piemont (9ten December
1798) genöthigt, begab sich der König nach Cagliari, da Sardinien
jetzt allein ihm noch von seinen Staaten übrig geblieben war. Doch
kehrte er im Jahre 1815 wieder nach Turin zurück (s. unten). Die
Einwohner Sardiens werden übrigens sehr gelinde regiert, und bei
ihren alten Rechten und Gebräuchen gelassen. An Fabriken und Ma-
nufacturen fehlt es fast durchgehends, und die ganze Insel hat kein ein-
ziges Schiff, um ihre Produce selbst auszuführen. Selbst die Thun-
und Corallenfischerei wird von andern Nationen, als Engländern, Fran-
zosen, Genuesern, Sicilianern &c. getrieben, und eine Abgabe für die
Erlaubniß dazu, und zwar von dem Thunfischfang an einige sardini-
sche Familien, für die Corallenfischerei aber an den König bezahlt. Die
königlichen Einkünfte waren ehemals so unbedeutend, daß damit nicht
die öffentlichen Kosten, als die Besoldungen der Beamten und des we-
nigen, auf der Insel befindlichen Militärs bestritten werden konnten.
Die Einkünfte betragen im Jahre 1811 nur circa 200,000 Thlr., wo-
von für die Erhaltung der königlichen Familie und des Hofstaats nicht
mehr als 40,000 Thlr. übrig blieben. Die Einwohner sind catholisch,
und reden mehrere Mundarten, die zum Theil ein Gemisch des Spani-
schen und Italienischen sind. Doch sprechen die Vornehmern ein rei-
neres Italienisch. Spanier, Neapolitaner und Sicilianer haben noch
große Güter und Besitzungen auf der Insel.

Sardinische Monarchie. Nicht bloß seine ehemaligen, auf
dem festen Lande belegenen Staaten, welche den Haupttheil dieser Mo-
narchie ausmachten, und in dem Fürstenthum Piemont, den Herzog-
thümern Savoyen und Montferrat, einem Theil des Herzogthums Mail-
land, der Grafschaft Nizza, dem Fürstenthum Oneglia und mehreren
einzelnen Reichslehen bestanden, hat der König von Sardinien durch
die von den Verbündeten 1814 und 1815 geschlossenen Friedensverträge
zurück erhalten, auch die vormalige Republik Genua und das Recht
der Besatzung in der Stadt Monaco ist ihm zugetheilt. Jetzt halten
die auf dem festen Lande befindlichen Staaten der sardinischen Monar-
chie ungefähr 907 Quadratmeilen und 3,353.000 Einwohner. (Die nä-
here Beschreibung dieser Länder auch unter Genua, Mailand, Nizza,
Piemont und Savoyen). Im Ganzen gehören diese Staaten zu den
fruchtbarsten und am besten angebauten nicht bloß in Italien, sondern
auch in Europa. Getraide, Reis, Obst, Oel und Wein, Kastanien,
viel Bauholz, Eisen, Marmor und andre Mineralien und Metalle ge-
hören zu den Hauptproducten. Dazu kommt noch der Ertrag einer
vortreflichen Viehzucht, die auch auf den niedrigern Bergen sehr wohl
gedeiht. Die Manufacturen sind nur in Rücksicht auf Seidenstoffe
von Wichtigkeit. Als Herzog von Savoyen war der König ehemals
Reichsvicarius in Italien (s. Deutschland), und diese Stelle war ihm
deshalb wichtig, weil er dadurch über die hohe Geistlichkeit und den
Adel, welche Reichslehen in dem Umfange seiner Staaten besaßen,
mehr Gewalt erlangte. In neuern Zeiten herrschte der König in sei-

nen Continentalländern unumschränkt. Selbst des Papstes Gewalt in Kirchensachen war enge begränzt, obgleich die catholische Religion durchgehends in dieser Monarchie (einige wenige Waldenser ausgenommen) bekannt wird. Keine päpstliche Bulle durfte ohne königliche Bewilligung bekannt gemacht werden, und der König ernannte zu allen geistlichen Beneficien. Die Kriegsmacht rechnete man in Friedenszeiten vor dem Erwerbe von Genua 16. auf 35,000 Mann. Jetzt aber beträgt ihr Effectiver Stand über 70,000 Mann; auch ist bei denselben, mit wenigem Unterschiede, das preussische System angenommen. Die Seemacht bestand nur in einigen Fahrzeugen. Die Staatseinkünfte wurden in den Jahren 1790 bis 1800 auf 7 Millionen Ehaler berechnet. Durch große Auflagen und Druck, und durch das Uebergewicht des Adels wurde des Volkes Sinn empöret, zu Revolutionen geneigt gemacht, und den Franzosen ihre Unternehmungen erleichtert. Das königliche Haus stammt von den alten Grafen von Savoyen her, von denen Amadeus

VIII. 1416 vom Kaiser Jahre 1418 fiel ihm 9 übrigen Staaten verein Haus Ansprüche auf E wegen nachher auch d nigt von Eppern und Z lor in der ersten Hälfte Krieges zwischen Frank erß nach der Wiedererl. Cambressis 1559 konnte aufs neue emporbringen. die vorhin trägt und un Wollenmanufacturen, li dadurch den Grund zu i mehrere Festungen anlegi Nachfolger, Carl Eman der Kriege mit ihren Ni nen, doch entstand auch sie that indeffen Carl E Macht dieses Hauses n deus II. Er trat im 1 Partei über, und erlang von dem sein Haus fele

ländischen die Districte Alessandria und Valenza, Comellina und Val di Sesia, und 1713 (s. Sardinien) das Königreich Sicilien, welches er 1720 gegen Sardinien vertauschte. Sein Sohn Carl Emanuel bekamt als Bundesgenosse Spaniens und Frankreichs noch die mailändischen Districte Tortona und Novara, und die langhischen Lehen, und durch den wormser Tractat 1743 die mailändische Landschaft Bivegans und einen Theil des Gebiets von Pavia. Dieser König war übrigens 1763 Friedensvermittler zwischen Frankreich und England. Sein Sohn Victor Amadeus III. (regiert seit 1773) verlor 1792 fast ohne Widerstand das Herzogthum Savoyen und die Grafschaft Nizza an die Franzosen, denen er auch 1796 mehrere wichtige Festungen abtreten mußte. Sein Sohn und Nachfolger Carl Emanuel IV. schloß zwar 1797 einen Allianztractat mit Frankreich, wurde aber dennoch beschuldigt, er habe alle Franzosen in seinen Staaten ermorden lassen wollen, und mußte die unter Sardinien (wo man das Uebrige findet) angeführte Entsaugungsacte unterschreiben. Während der französischen Usurpation wur-

den diese Länder in neun Departements getheilt, und zwar Savoyen in das Departement des Lemane und des Montblanc; Piemont, Montferrat &c. in die Departements des Po, der Doria, der Sesia, von Marengo, des Tanaro und der Stura; aus der Grafschaft Nizza wurden die Departements der Alpes Maritimes und der Gogna gebildet. Alle diese Eintheilungen haben aber nach der Restauration des königlichen Hauses wieder aufgehört.

Sardonyx, ein geringer Edelstein, der ein Gemisch von Carniol und Calcedon ist. Beide Steinarten sind im Sardonyx in mancherlei Streifen, Lagen und Flecken mit einander verbunden. Die Alten brauchten diesen Stein häufig zu Cameen, und man vermuthet, daß die echten *Vasa murrhina* daraus verfertigt sind, welche jedoch nach des Gra-
im Meinung aus chinesischem Suedstein bestanden,
g (wörtlich Fleischfresser), hieß bei den Alten ursprüng-
us dem leichten, schwammigen Stein, der bei der
Nysien gegraben wurde, und der nach Plinius die
, daß er den Leichnam, mit Ausnahme der Zähne,
verzehrte. Nachher wurde der Name von jedem

tionen, welche die europäische Sarman, Preußen, Curland mit der Krimmrien und die No führten sie lange u. zog ein Theil von geblieben bezwang sich dem Kaiser N wies. Hier vermiß

Sarpf (Paul Ordensbruder wurd 25ten August 1552 ausgerüftet, bewun zehnten Jahr in di zu Padua, wurde Provinzial seines L zu Rom, wo er

Nach wurde er bald bei der Inquisition wegen geheimer Verbindungen mit Ketzern und Juden fälschlich angeklagt, und dadurch an seiner weiteren Beförderung gehindert, bis die Republik Venedig ihn in dem großen Streit mit Papst Paul V. zu ihrem Theologen und *Consulenten* ernannte. Er begab sich nun wieder nach Venedig, und vertheidigte sein Vaterland mit eben so viel Klugheit als patriotischem Eifer gegen die Angriffe des Papstes. Diesem Eifer verdankte er es aber, daß er (5ten October 1607) von fünf Banditen angegriffen, und mit funfzehn Stichen verwundet wurde, so daß er auf der Stelle liegen blieb. Man wußte nicht, von wem die Mörder gedungen waren. Sarpf meinte aber, daß dies Stuhl des römischen Hofes sey (in stylo romano curiae). Ein zu diesem Anfall gebrauchtes Mordinstrument wurde in der Kirche der Serviten zu den Füßen eines Christusbildes aufgehängt mit der Inschrift: *Deo filio liberatori*. Noch einmal versuchten Mörder es, Sarpf Nachts in seinem Schlafzimmer, wozu sie sich Nachschlüssel verschafft hatten, umzubringen; aber dies Vorhaben

und geistreichen Gedichten mehrere theils historische, theils humoristische Werke in Prosa von ihm. Seine Schriften kamen unter dem Titel: *Ouvros de Sarrasin*, Paris 1650 in 4, nachher aber daselbst 1685 in 2 Duodezbanden und in mehreren andern Ausgaben heraus.

Sarter (Zerter) heißt beim Schiffbau das Modell eines Schiffes, der schriftliche Entwurf dazu, die Bauart, das Verhältniß aller Theile gegen einander. Jede Nation hat ihre besondern Sarter, und ein erfahrener Seemann muß jedes Schiff schon an seinem Sarter erkennen, welche Flagge, es auch führen sollte.

Sarti (Giuseppe), kaiserlicher Capellmeister zu Petersburg, war zu Parma im J. 1730 geboren. Im J. 1756 wurde er Hofcapellmeister zu Copenhagen und zugleich Musik- und Gesangmeister der jungen Fürsten. Er componirte hier einige Opern, fand jedoch damit nicht sonderlichen Beifall. Im J. 1768 verließ er Dänemark und ging nach England, wenigstens erschien dort von ihm im J. 1769 Musik gestochen. Einige Zeit darauf wurde er Capellmeister des Conservatorio della Pieta zu Venedig. Von diesem Zeitpunkt fängt sein großer Ruf in Italien an. Man pries seine Compositionen als himmlische Musik. Alle Theater bemühten sich um seine Stücke und gaben ihm Aufträge. Im J. 1782 wurde er zum Capellmeister an dem Dom zu Mailand ernannt, ob er gleich andre große Musiker zu Mitbewerbern hatte. Unter seinen Opern hat das größte Aufsehn Giulio Sabino gemacht, welche er im

J. 1781 für das Theater von Venedig componirt hatte, und welche 1784 zu Wien gedruckt wurde. Aber eben diese Oper bewies auch den wahren Kennern, daß Garti bei einer schwachen und mangelhaften Harmonie die einzige Kunst besitze, dem Sänger eine anmuthige Melodie zu liefern. Garti's Ruf verbreitete sich indeß bis in den Norden. Die russische Kaiserin berief ihn nach Petersburg, um hier auf drei Jahre der Capelle vorzustehn. Er kam im Monat Mai 1785 dort an und debutirte mit einer Charfreitagsmusik und einigen Psalmen. Diese Musik wurde von sechsundsechzig Sängern und hundert russischen Hörnern, außer den gewöhnlichen Saiten- und Blasinstrumenten, ausgeführt. Da er dessen ungeachtet die Musik noch nicht rauschend genug gefunden, fügte er bei einem Te Deum, das er bei der Einnahme von Oczakow aufführen ließ, noch Kanonenschüsse hinzu. Diese Kanonen, von verschiedenem Caliber, in dem Schloßhose aufgefahren, machten, indem sie zu manchen Stellen den Bass spielten, eine gar seltsame Wirkung. Nach der Aufführung der Armide im J. 1788 beschenkte ihn die Kaiserin mit einer goldnen Dose und einem Demantring; sie ernannte ihn zum Director des Conservatoriums von Catharinoslaw mit einem Gehalt von 35,000 Rubeln und freier Wohnung, bewilligte ihm 15,000 Rubel für die Reisekosten, und erhob ihn in den russischen Adel vom ersten Rang. Er starb zu Petersburg im J. 1802. Die Hochachtung, die er als Componist im Auslande wie auch in seinem Vaterlande genossen hat und genießt, scheint ihm in minderem Grade in Deutschland zu Theil geworden zu seyn, wo von seinen Opern nur wenige sich auf der Bühne erhalten haben.

Satelliten, so viel wie Trabanten. Spricht man indeß von den Satelliten eines Fürsten oder sonst einer Person, so hat dieses Wort zugleich einen schlechten Nebenbegriff, der bei Trabanten nicht Statt findet. In der Astronomie hingegen ist es obllig gleichbedeutend mit Trabanten zur Bezeichnung der Monde oder Nebenplaneten.

Satire, ein Gedicht, das in einem launigten, auch wohl bittern Tone die Fehler und Thorheiten der Menschen von ihrer lächerlichen Seite darstellt, und mit der Geißel des Spottes verfolgt. Diese Dichtungsart hatte ihren Ursprung bei den Römern; der Name Satire ist von dem lateinischen Worte satur (keineswegs von Satyr) abzuleiten, und bezieht sich zunächst auf die Mischung der Gegenstände und Versmaße, die in den frühern Werken dieser Gattung Statt fand. Die Satire gehört zu dem Lehrgedicht, denn sie will belehren und bessern; es gilt mithin von ihr, was von dem Lehrgedicht im Allgemeinen gesagt worden ist. Eben so wenig wiederholen wir hier die allgemeinen Gesetze, denen jede Dichtungsart, folglich auch die Satire, unterworfen ist. Gewöhnlich unterscheidet man eine ernsthafte, und muntre Gattung der Satire. Jene greift große Vergehungen und wirkliche Laster an, zeigt sie in ihrer verderblichen und hassenswerthen Gestalt, und bestraft sie mit Ernst und Nachdruck. Diese hingegen schildert kleinere Vergehungen und Thorheiten, die mehr das äußere Betragen als den innern Charakter, mehr den äußern Wohlstand als die Sittlichkeit entstellen, und belacht sie mit Witz und Laune. Vornehmlich sind diejenigen Laster und Thorheiten ein Gegenstand der Satire, die in der menschlichen Gesellschaft überhaupt, oder in irgend einem Staate, einem Stande und Zeitalter, herrschend geworden sind. Denn eigentlich soll die Bestrafung des satirischen Dichters mehr wider die Sache als wider die Person gerichtet seyn; die von ihm geschilderten Personen müssen Repräsentanten ihrer Gattung seyn. Die Sage, welche

der Dichter an einzelnen Individuen wahrgenommen hat ihnen schließlich zu einem Ganzen vereinigen. Daraus als vornehmste Eigenschaften, die dem satirischen Dichter Scharfsichtigkeit in der Beurteilung menschlicher Tugten und Misseten genaue Kenntniß des Menschlichen und der Satire; in dessen Gefühl dessen, was er schildert, bekräftigt und bekräftigt seiner ganzen Verwerflichkeit oder Unschuldigkeit einzuwirken stellen; eigenthümliche satirische Kunst, wozu die Grundlage selbst in jenem höhern Grade des Scharfsinns und lebhaftem Gefühl zu suchen, und mit treffendem Witz der Metaphern und des Ausdrucks zu verbinden ist. In Form und Auslieferung erlaubt die Satire große Mannichfaltigkeit. Sie läßt sich in Briefe, Erzählungen, Besorache, Schauspiele, Lieder, Epochen u. s. w. als Hauscharaktere und herrschender Ton oder als einzelner Anbeiß und einzelstimmte Worte bringen. Die gewöhnlichste Form der poetischen Satire aber ist die didactische; nur dadurch unterscheidet sie sich von dem eigentlichen Lehrgedichte unterscheiden, daß die Lehren mehr Resultate als Zweck der Darstellung sind. Zur Verfertigung der Satire wählten die Alten den Jambus oder den Hexameter, die Neuern im Allgemeinen den Jambus, und zwar bald den Alexandriner, bald den fünftfüßigen Jambus, und letztern entweder römisch, oder in irgend einer gezeimten Form. Die eigentliche didactische Satire entstand erst bei den Römern, und ihr Urheber war Lucili; welche Ausbildung gab nachher Horatius der jüngere, Juvenal und Persius der ernsthaften Satzung. Von den neuern nennen wir bei den Italienern Ariost, Marescalli, Salvator Rosa, Mengis, Dotti, Caspar Rossi, Alfieri, bei den Franzosen Regnier und Voltaire, bei den Engländern Donat, Rochester, Pope, Swift, Parnell, Churchill, Johnson und Peter Bingham (Walcott), bei den Polen Krasicki, und bei den Deutschen Knebel, Caniz, Liskow, Haller, Heuborn, Kaden, Sturz, Goldberg, Gell und Lichtenberg. Die Griechen hatten die ernstliche Satire nicht; das Gedicht des Archilochus so wie des Simonides war mehr ein Schmähgedicht, und die Epiken hatten zwar wahrscheinlich eine didactische Form, gehörten aber mehr zu den Parodien. — Ganz verschieden von der Satire oder was das Drama satyricum der Griechen, eine Mischung tragischer, wenigstens heroischer Handlung mit dem Komischen. Diese Dramen dienten zu Nach- und Zerstreuungsspielen, und hatten einen niedrig-komischen drolligen Charakter. Wir besitzen von ihnen noch den einzigen Cyclops des Euripides. Vergl. Eichenstadt de dramate Graecorum comico-satyrico.

Satrapen hießen die Statthalter der einzelnen Provinzen des persischen Reichs.

Cattelböfe nennt man gewisse Arten von Landgütern, welche zwar nicht die Vorrechte der Rittergüter genießen, aber doch viele Freiheiten und Vorzüge vor den gewöhnlichen Bauerngütern haben. Sie kommen besonders in Ober- und Niedersachsen vor, und sind theils solche, die ursprünglich die Rechte adeliger Rittergüter besaßen, wovon aber an nichtadelige Befitzer kamen und bloß einige seiner Rechte beibehielten, theils solche, die zwar Steuern geben, aber doch von Frohnen und Zinsen befreit sind, theils kleinere adelige Güter, die keinen Antheil an den Versammlungen der Landstände genießen, oder bloß aus einzelnen Grundstücken ohne ein dazu gehöriges Dorf bestehen. Einige dieser Güter sind auch von Steuern frei, und viele können auch

von Bauern besessen werden; jedoch gehen sie nie bei höhern Lehnshöfen, sondern bei den Aemtern oder andern niedern Gerichten zu Lehn. Man nennt sie auch sattelfreie Güter; und ihr Name kommt nach der wahrscheinlichsten Meinung von dem Lateinischen Sedes (Sitz oder Wohnsitz eines Adligen) her, woraus Sedelhof, Sadelhof und zuletzt Sattelhof gemacht worden ist.

Sättigung ist derjenige Zustand, in welchem durch die Aufnahme der Speise das Verlangen des Magens darnach befriedigt ist. Chemisch aber tritt Sättigung zwischen zwei Körpern, die gegenseitig auf einander wirken, dann ein, wann sie sich gegenseitig so verändert und vereinigt haben, daß alle Wirkung aufhört. Salz wird vom Wasser aufgelöst, doch hat diese Auflösung ihre Grenzen; diese Grenze, wo das Wasser nicht mehr wirkt, bestimmt die Sättigung. Jetzt ist ein Product mit neuen Eigenschaften entstanden, das Wasser ist specifisch schwerer geworden, hat einen andern Geschmack angenommen; das Salz dagegen hat durch die Vereinigung seine feste Form verloren. Mehrere electricisch heterogene Körper zeigen sehr starke gegenseitige Wirkung und zugleich ihren Sättigungspunkt weit bestimmter als andre. Sie bilden im Zustande der vollkommenen Sättigung besondere Körper, die ihre beiderseitigen vorigen Eigenschaften ganz verloren und neue angenommen haben. So gibt eine Säure mit einem Alkali gesättigt ein Salz, welches weder saure Eigenschaften noch alkalische mehr zeigt, sondern neue, d. i. neutrale angenommen hat. In so fern ist Neutralität mit Sättigung identisch. F.

Saturnus, ursprünglich eine altitalische Gottheit des Anbaus, welche späterhin zum griechischen Kronos umgedeutet wurde, dessen Sagen folglich hier anzuführen sind. Uranus und Gaea hatten die sechs Titanen und sechs Titaniden erzeugt. Der jüngste dieser Titanen war Kronos (die Zeit), welcher, als Uranus seine Kinder einkerkerete, von der zürnenden Mutter zur Rache deshalb aufgefodert, mit scharfer Spitze die Schaam des Vaters hinwegmähete; worauf derselbe der Herrschaft entsetzt wurde, die Titanen ihre eingekerkereten Brüder befreiten, und die Herrschaft in des Kronos Hände kam. Dieser vermählte sich mit Rhea, die ihm mehrere Söhne und Töchter gebar. Aber da er wohl wußte, daß auch ihm Entthronung von einem Sohne bevorstehe, verschlang er die ihm gebornen Kinder. Nur Zeus wurde gerettet, indem Rhea sich auf Creta verbar, wo Gaea ihn aufzuziehen verbieth. Dem Kronos reichte Rhea einen Stein in Bindeln dar, den er statt des neugebornen Knaben verschlang. Auf ein von der Gaea und Metis ihm beigebrachtes Brechmittel aber gab er sowohl diesen Stein als alle verschluckten Kinder wieder von sich, mit deren Beistande nun Zeus den Kronos und die Titanen bekriegte, und nach zehnjährigem Kampfe entthronte. Kronos wurde sammt den Titanen in den Tartarus eingekerkert, aus dem spätere Dichter ihnen Erlösung gaben: Zeus aber erkannte nach Pindar den Kronos als Beherrscher des seligen Eilandes im westlichen Ocean an. Das unbekante Hesperien galt für das Land, wo Uranus und die folgenden Titanen geherrscht haben. Als man später dies Land näher kennen lernte, ward Kronos und das goldene Zeitalter unter ihm nach Italien versetzt. Kronos mit Saturnus vermischend, dichtete man, Saturn habe, des Reiches entsetzt und vor seinem Sohne fliehend, Italien zu seinem Zufluchtsorte gewählt, und sich in Latium (von latere) verborgen. Hier theilte der uralte König Janus die Oberherrschaft mit ihm, und Saturn erbaute auf dem capitolinischen, ehemals saturnischen Berge die Stadt Saturnia. Die sa-

turnische Zeit ist als das goldne Alter unbergänglich geblieben, und von den Dichtern wetteifernd gepriesen worden. Friedlich rollten die Jahre dahin, und jeder Augenblick bot eine Fülle heiteren ungetrübten Lebensgenusses und reiner unverbitterter Freuden dar.

Saturnalien, ein Fest bei den Römern zum Andenken an die glückliche Zeit unter Saturns Welt Herrschaft, wo unter dem Menschengeschlecht Gleichheit und Freiheit bestanden, Treue, Vertrauen und Liebe Alle verbrüderte, und Unterdrückung und Empörung fremd waren. Sie dauerten anfangs nur einen, dann 3, dann 5 und unter den Cäsaren 7 Tage, vom 17ten bis 23ten December. Das Fest begann, sobald die wollene Binde, die das ganze Jahr hindurch die Füsse von Saturns Bildsäule umschlang, abgenommen war. Es hieß damit an, daß im Tempel des Saturn eine Menge Wachskerzen angezündet wurden, zum Zeichen, daß nicht mehr Menschen geopfert werden sollten. Die Sklaven waren jetzt frei, trugen zum Zeichen der Freiheit den Hut, und gingen im purpurbesetzten Rock und der weißen Toga. Herren und Sklaven tauschten ihre Rollen, und während die Knechte zu Tische saßen und schmauseten, wurden sie von dem Herrn und seinen Gästen bedient, die sich, wenn sie es nicht recht machten, allerlei lächerlichen Strafen unterwerfen mußten. Ueberall herrschten Scherz und Freiheit. Die Geschäfte feierten, man sandte einander Geschenke, namentlich kleine Götterbilder, Sigilla, von denen diese Tage auch Sigillarien hießen, und begrüßte sich mit dem Zuruf: *Io Saturnalia! Bona Saturnalia!* Einige Gefangene wurden in Freiheit gesetzt, die ihre Fesseln dem Saturn weiheten.

Satyr. Unter dem Namen der Satyrn, wie unter dem Namen der Silenen, Faunen und Panen, stellt die griechische Mythologie eine Art von Wesen auf, die sich mehr oder weniger der thierischen Natur, besonders der Ziegengestalt, nähern. Bei Einigen sieht man mehr Thierisches: Geißfüße, Schwanz, gespitzte Ohren und Hörner; Andere behalten die menschliche Gestalt und verrathen das Thierische bloß durch die Geißohren und den Schwanz, wozu wohl noch kleine keimende Hörner kommen. Auch drückt sich das Thierische aus im ganzen Gesicht, in dem Augenknochen, dem Barthaar, den hängenden Wammen unter den Ohren am Halse. Ein ander Mal geht das Thierische in eine bloß häusliche, rohe und plumpe Menschengestalt über, woraus aber die Künstler doch ein angenehmes und gefälliges Ideal der ländlichen Natur zu schaffen wußten. Gewöhnlich setzt man den Unterschied zwischen Faunen und Satyrn so fest, daß jene bloß mit spitzen Ohren und kleinen Schwänzen, diese hingegen mit Geißfüßen erschienen; Silenen aber seyen alte Faunen. Dies ist aber arundlos, vielmehr waren die Satyrn der Griechen den Faunen der Römer gleich. Das ganze Geschlecht der Satyrn, Silenen, Faunen und Pane bezeichnet überhaupt bei den Alten Gottheiten des Waldes und des Landlebens, erwachsen aus verschiedenen Ideen. Dem Bacchus sind die Satyrn und Silenen stets als Gefolge beigezellt, in welcher Bedeutung, ist nicht mehr zu bestimmen, wie denn der Ursprung der Vorstellung von ihnen sich in ziemlich frühe Zeiten verliert. Vielleicht entstand sie aus der Bekleidung der Menschen mit Thierfellen; vielleicht sollte das Bild nur symbolisch seyn, und die rohe, wilde, uncultivirte Menschennatur vorstellen. Als Aeltern der Satyrn werden Mercur und die Nymphe Iphime, von Andern Bacchus und die Nymphe Nica genannt. Sie waren wollüstig und Liebhaber der Musik. Bei den Bacchusfesten erschienen sie immer musizirend und tanzend.

Sau oder **Save**, ein großer Fluß, der in Oberkrain aus einer doppelten Quelle entspringt, zwischen Schlabonien, Croatien und Bosnien fortfließt, und sich bei Belgrad mit der Donau vereinigt. Er ist schiffbar, hat aber mehrere Wasserfälle. Dieser Fluß wirft oft Asche, und nach Schwefel riechende Steine aus.

Sauerbrunnen oder **Säuerlinge** heißen diejenigen Mineralwässer, die neben andern salzigen Bestandtheilen die Kohlensäure (siehe Luft, Luft).

Säure heißt ein in einem Säuren
gleich sein zu
fest, feste
entwe- feste
zu S- ste
men; in
E- F,
schen getabili-
Kleefä- Säure
die E- z, daß
Viele n zeigt.
ren v- n gebr
pferd, es An-
dampf- st abge-
durch- die man
mehrf- rt das
en Far-

ben und Druckerbeizen, wie bei der reservage Weize zum Rattundruck, wenn der ausgefärbte Grund des Zeugens wieder farbenlos werden soll. Bekannt ist sein Gebrauch zum Vertilgen der Kossflecken aus der Leinwand und Baumwolle, die auf der Leichtlöslichkeit und Farbenlosigkeit der entstandenen Eisenverbindung beruht. Neue Erfahrungen haben bewiesen, daß dieses Salz innerlich, zu einem bis zwei Loth genommen, äußerst schädliche Wirkungen haben könne. 1812 starb in Dresden ein schwächlicher Mann, der es statt Laxirsalz nahm, zwei Frauen, die es aus Unvorsichtigkeit ebenfalls genommen, erlitten heftige Zufälle, welche sie jedoch überstanden. 1815 machte Thomson in London im Medical repository (

Sauerstoff F.
der häufig in der
einer der wichtig-
die Luftform (So
elastisch gleich bei
den Sauerstoff au-
silberpräcipitat, E
die entweichende
brennen ungewein-
bernd darin auf,
Ährper verbreitet
Eben so beschleun-
sich darin, und
vor, sie gegen d
Lungen zu treiben
rend des Brennens
stoffe der Luft und beide geben ihr Licht und ihre Wärme als Feuer
von sich; das Product der Verbrennung ist allezeit eine Verbindung des
Verbrannten mit Sauerstoff, es sey luftförmig, flüssig oder fest. Ver-

nt.
unzerlegter Körper,
zu vorkommt, und
einfachste Form ist
er ist er farbenlos,
stellen, scheidet man
erje), rathem Queck-
Retorte, und fängt
zt sich als das Ver-
er Swan brennt lo-
rühren, jeder andre
in gemeiner Luft.
en schneller; erhiten
Sementini schlägt
Blasbalge in die
chen haben. Wäh-
per mit dem Sauer-

brennt man irgend einen brennlichen Stoff, z. E. Phosphor, in einer gewissen Menge Sauerstoffluft (in einem umgestürzten Bierglase, das in einem Teller mit Wasser steht), so findet sich, daß eine gewisse Menge des Phosphors einer gewissen Menge jener Luft, die während des Brennens verschwindet und durch eindringendes Wasser ersetzt wird, bedarf, bei ihrem Mangel aber verlischt. Dasselbe wird in gemeiner Luft Statt finden (nur mit dem Unterschiede, daß wegen ihres Gehaltes an Stickstoffluft allezeit 78 Theile Rückstand bleiben und alles langsamer vor sich geht) und beruht auf denselben Ursachen, weil 21 — 22 Procent Sauerstoffluft in ihr enthalten sind. Die durchs Verbrennen mit Sauerstoff entstandenen Producte sind bisweilen von neutralen Eigenschaften, wie das Wasser, welches durch Verbrennung des Wasserstoffs in Sauerstoff bereitet werden kann; viele sind offenbar sauer, wie Dünste aus brennendem Schwefel, der Farben bleicht, andere aber sind Körper, welche in ihren Eigenschaften den Säuren gerade entgegengesetzt sind und basische Oxyde heißen, wie mehrere der verbrannten Metalle. Die Körper verbinden sich nur in bestimmten Verhältnissen mit dem Sauerstoffe, mehrere aber in mehreren Stufen, die Chemiker nennen diese Oxyde in der ersten Stufe Protoxyd, in der zweiten Deutoxyd, in der höchsten Peroxyd; es findet sich, daß die Menge des Sauerstoffs, welche den ersten Grad bildet, anderthalbfach oder zweifach in dem zweiten ist und so mit jeder Stufe in bestimmter Menge wächst. Erwägt man die vielen Verbrennungen, die täglich in der Luft vorgehen und nebst dem Athmen der Thiere eine ungeheure Masse Sauerstoff verzehren, so muß man sich wundern, da die Luft überall aus gleichen Verhältnissen Stickstoffluft und Sauerstoffluft besteht, wo der Ersatz dieser letztern immer herkommt. De Luc meint aus dem Wasser, dann müßten aber Wasserstoff und Stickstoff einerlei Grundbestandtheile haben und in einander übergehen können. Die arktischen Theile der Pflanzen geben im Sonnenscheine viel Sauerstoffluft aus und ersetzen so den Abgang etwas im Sommer, aber im Winter bleibt dieser Ersatz aus, ohne jedoch das Mischungsverhältniß der Luft abzuändern. Ueberhaupt ist die Thierwelt durch Oxydation mit der Atmosphäre verbunden, indem sie ihr Sauerstoff, wenn nicht entzieht, doch ihn zur Kohlensäure umschafft; die Pflanzenwelt hängt durch Desoxydation mit der Atmosphäre zusammen, denn die Vegetabilien nehmen oxydirte Producte, wie Kohlensäure und Wasser, auf, behalten die brennbare Grundlage dieser Körper zur eigenen Ernährung und entlassen den Sauerstoff im Sonnenlichte luftförmig. F.

Säugethiere, mammalia, machen die erste Classe des Thierreichs aus. Sie haben ein Herz mit zwei Kammern und zwei Ohren, deren rechte Kammer ihr rothes warmes Blut nach den Lungen treibt, wo es durch inspirirte Luft geräthet und dann weiter nach der linken Herzkammer zurückgeführt wird, während die Lungen durch Expiration sich zusammenziehen. Die äußere Bedeckung ihrer Oberhaut besteht, die Wasserfügethiere ausgenommen, in Haaren, die in ihrer Weiche, Länge und Ordnung verschieden und den Thieren kalter Erdgegenden dichter und reichlicher, als denen der wärmern zugetheilt sind. Man sieht diese Haare borstig beim Schweine, in Stacheln übergehend beim Igel und Stachelschwein, in Schuppen beim Panzerthier, in Schilder beim Gürtelthier. Eben so setzen sie sich bei den meisten in den Schwanz fort. Das Eichhorn hat einen langbehaarten, aus einander stehenden Schwanz, der Löwe hat ihn büschelförmig behaart, das Pferd poffförmig, sehr kurz zeigt er sich beim Hasen und Maulwurf, länger schon

die Meeresthiere Manen (so sogar gleich einem
wenigen Kfzr, einigen Raubthieren und dem
bei vielen Säugethieren ist das Gehör mit
trägt das Sinn einen Bart, beim Kanari
haben die Füße mit hornartigen Auswüchsen
re haben fast der Hinterfüße, auch bisweil
loffen; die Landthiere, befügen dagegen
liche Manen den auszeichnenden Namen des
den dieser Thiere sind mannichfaltig gehalten,
oder kühnformige Ausbreitung oder eine
Zehen Statt. Diese Finger oder Zehen sind
den Nägeln befügt, die ihren Zweck in
reglichen scharfen Krallen (bei den Meeres-
im Gehalten ihres Maudes oder zum Wä-
inathiere haben diese Zehen mit Schwimm-
athieren ist der Fuß mit Klauen befügt, die
Zehen einhalten und schägen, Krallen,
nen, und Zähne dienen ihnen zu Waffen;
werfjungen; diesem Zwecke gemäß haben sie

Die Schneidezähne, incisivi, mit dreier
n Kinnladen; die Eck- oder Fangzähne

Beißzähne, übertraffen jene gewöhnlich an
Größe und stehen oft nur in der Unterkinnlade einzeln neben jenen; die
Backenzähne, molares, in den Seiten der Kinnladen, zeichnen sich aus
durch dreier oberflächste Flächen, die in den Pflanzenfressern häufiger,
in den Fleischfressern dagegen seltener vorkommen. Von jenen
Säugethieren kennt man die Geschlechter der Antisenbären und Panzer-
thiere. Die Organe für den äußern Sinn sind in den Säugethieren,
und vor allen in dem Menschen, künstlich, für Gehör, Geruch, Sehe,
Geschmack und Tasten sehr vollkommen ausgebildet. Die Organe jener
vier ersten tragen sie am Kopf, der Tastinn dagegen ist unter der
ganzen Oberhaut mehr oder weniger stark verbreitet. Ihre äußern Oh-
ren sind von verhärteter Schale, der innere Bau besonders bald nur
für hohe Töne und weit herkommenden Schall sehr empfindlich, nach
dem wechsell. sich durch Gluche nur reinen Klängen, bald vorzugsweise
für tiefe und nahe Töne eingerichtet, wenn ihr Gehör ihnen zum Zweck
ihres Maudes gegeben ist, und sie selbst bewahrt keinen Feind in der
Nähe fürchten. Ihre Augen haben bewegliche Pupillen und Augäpfel
der; die Pupillen sind bei denen am Tage geschäftigen rundlich, bei den
in der Nacht sehenden befinden sie in einer horizontalen oder verti-
calen Spalte. Die Nase als Geruchsorgan steht über dem Munde und
ihm als Wegweiser zugegeben, oft kürzer als die Oberlippe, oder über
ihre hervorstehend, bisweilen gespalten oder wie beim Elefanten in
einem Häkel verlängert. Die Zunge für den Geschmackinn liegt in
der Unterkinnlade und hinter der gewölbten oder gespaltenen Oberlippe.
Sie ist mit Geschmackswarzen besetzt, die beim Hunde gabelförmig, bei
der Lape fachelartig hervorstehen, sie selbst ist weiß einfach und breit,
doch auch walzenförmig (beim Ameisenbär), oder gespalten (beim Cap-
hund). Die Säugethiere gebären lebendige Jungen und säugen sie mit
Milk an ihren Brüsten. Diese Organe kommen ihnen ausschließend
zu, sind (den Hengst ausgenommen) bei Männchen und Weibchen je
haben und gleichmäßig in solcher Menge, daß gewöhnlich für jedes
Junge zwei vorhanden sind. Der Mensch, die Affen und der Wall-
fisch tragen sie an der Brust, der Seehund am Bauche, die Laßma

an den 2
und das
das Lemi
ten sich 1
der Nuti
fällt und
Sechund
Linnée bi
che den 9
fen; 2.
das Wal
zu das E
ratten 2.
5. Pecora
Gazellen
bis die 9

Sa
wo das 1
gung eine
gefang

Art sind alle Pumpen (1. v.).

S a u l, König in Israel im J. der Welt 3075. Er stammte aus einer geringen Familie des unbedeutenden Stammes Benjamin, zeichnete sich aber aus durch Schönheit und Tapferkeit und ward von Samuel zum Könige gewählt, als das Volk der republikanischen Verfassung müde war. Aber erst nach einem Siege über die Ammoniter ward er von dem ganzen Volk anerkannt. Wiederholte Siege über die Philister, Edomiter, Moabiter, Ammoniter, selbst über den König Zoba jenseit des Euphrats befestigten sein königliches Ansehen. Samuel aber, der nur ungern die höchste Gewalt niedergelegt hatte, behielt stets eine Partei im Volke, und als er mit Saul wegen eines Eingriffs in die Vorrechte des Amalekitern bejagt worden, gab er ihm zum Lohn die Krone zum Könige. Als dieser sich durch tapfere Thaten behauptete und die Philister unterwarf, wurde er von David im geheimen durch den Hethiter Achis zur Gemahlin des Königs Jonathans zu gewinnen gesucht, woraus, der bis zu Sauls tödtlichen Treffen gegen die Phi-

S ä u l e.
Säulen. Die Le
ren größerer Un
rechte Stützen v
chenland und w
deren Gestalt si
sie hier finden,

Anfang an mit Steinen baute, wie in Aegypten, waren die ersten Säulen rohe, plumpe Steinblöcke, ohne Zierrath oder Abfah, die erst später eine gefälligere Form erhielten. — Eine Säulenordnung (s. unten) hat drei Theile: den Säulenstuhl, die Säule mit ihrem Fuße und Knaufe, und das Gebälke. Der Säulenstuhl (Piedestal, Postament) ist ein hoher Untersatz, bestehend aus dem Grundsteine, dem Würfel

Säulen fällt in die entferntesten Gebäude gewesen zu seyn, das Dach durch einige senkrechten. Man wählte dazu in Griechenland die Baumstämme, von der nachherigen Säule, wie wir nun aus Mangel an Holz von

und dem Deckel oder Sims, aber nur da bei obern Ordnungen anwendbar, wo außerdem der Fuß der Säule von dem hervorspringenden Kranze der untern Ordnung verdeckt wird. Die Säule bestehe aus dem Fuße, dem Schaft und dem Knaufe oder Capitale. Der Fuß enthält den ebenen Untersatz, der die Säule zu erheben dient, und ein oder mehrere runde Glieder, um der Säule einen Anfang zu geben. Der Knauf ist notwendig, die Säule oben als vollendet vorzustellen. Ohne diesen und die runden Glieder des Fußes würde die Säule nur eine abgeschnittene Stütze, kein schönes Ganzes seyn, das seine bestimmten Grenzen hat. Die Säule wird nach oben zu etwas zusammengezogen oder verjüngt; bis zum dritten Theil ihrer Höhe pflegt man sie senkrecht laufen zu lassen. Das Gebälk endlich besteht aus dem Hauptbalken (Architrav), dem Vortem oder Fries und dem Kranze oder Karies. Zum Maßstab der Säulen bedient man sich gewöhnlich des halben Durchmessers des Schafts, welchen man Modul nennt, und welchen Vignola für die beiden untersten Ordnungen in zwei, für die drei höhern in achtzehn Theile theilt.

Säulenordnung. Wie die Baukunst die Beschaffenheit der Beschaffenheiten der Säulen oder der toscanische, dorische, ionische. Das Kennzeichen der ionischen ist, gegen ihre Höhe einen niedrigen und starken Glieder hat. Die dorische hat nach Vitruv und Vignola Fuß und Capital, auf jedes 1 Lot term $3\frac{1}{2}$ Modul, nämlich der Kranz $1\frac{1}{2}$. Die dorische Ordnung zeigt die Triglyphen oder Dreischlitze im Architrav liegenden Balken vorstellen mit zwei halben auf der Seite Metopen (s. d.). Ueber jeder Metopen ein Dreischlitze treffen. Die Regel an, daß die Dreischlitze 2 9 die Metopen aber ein Quadrat folgen. Die Triglyphen zwischen zwei Säulen genau an den vorspringenden und einem Triglyphen und Metopen Schwierigkeit. Der Charakter dieser Ordnung ist männliche Pracht, die keine feine Zierrathen, aber durchaus Fleiß und einfachen Reicheit zeigt. Die Höhe der Säule war bei den Griechen anfangs nur 12 Modul, hernach 14 und in den Schauspielhäusern 15. Vignola gibt ihr 18 M., wovon 2 der Fuß und 2 das Capital erhält. Beide sind wenig mehr geschmückt als die toscanischen. Einige geben der dorischen Säule zwar den schönen attischen Säulenfuß, jedoch unpassend. Der Kranz in dieser Ordnung ist stark vorspringend, nach Vignola 2 M. über die Fläche des Schafts. Daber hat man der Kranzleiste zur Unterstüzung die Dielenköpfe gegeben, die 2 M. breit und $\frac{1}{4}$ M. hoch sind und über jedem Dreischlitze sich befinden. Man erklärt sie für die Hervorragung der Dielen über den Balken. Oder besser, sie dienen bloß zur Unterstüzung der starken Ausladung des Kranzes. Man gebraucht auch schon in dieser Ordnung die weiter unten vorkommenden Zahnschnitte. Unter den Triglyphen sind noch im Architrav sechs kleine conische Körperchen, Trophen, angebracht, dergleichen man auch auf der Unterfläche der Kranzleiste

anzubringen pflegt. Die Triglyphen fallen in den höhern Ordnungen weg, indem man die Balkenköpfe verkleidet. Die ionische Ordnung hat zum Kennzeichen ein mit zwei Schnecken auf zwei Seiten oder ein mit vier doppelseitigen Schnecken auf den vier Ecken geziertes Capital. Jenes ist das Capital der Alten, welches die Neuern verschönert haben. Anfangs hatte die Säule nur 16 Modul, hernach 17, und Bignola und andere Neuere geben ihr 18. Der von Vitruv beschriebene Säulenfuß ist wegen des starken Pfahls über den vielen kleinen Gliedern fehlerhaft. Besser gebraucht man den attischen. Der Hauptbalken wird der Klarheit wegen in drei Streifen abgetheilt. Der Fries bleibt entweder glatt oder wird mit schicklicher Bildhauerarbeit geschmückt. Der Kranz bekommt auf einem platten Gliede zwischen dem Fries und der Kranzleiste, um das Glatte zu unterbrechen, oft einen Zierrath, der aus kleinen hervorspringenden Theilen mit Zwischenräumen besteht. Man nennt sie Zahnschnitte (Kälberzähne.) Angemessener scheint es, die Kranzleiste durch glatte Sparrenköpfe zu unterstützen, wie durch die niedrigeren Dielenköpfe in dem dorischen Kranze. Zierliche Einfachheit ist der Charakter dieser Ordnung. Der attische Säulenfuß besteht aus einem Untersage, einem Pfähle, einem Riemen, einer Einziehung, einem Riemen, einem Pfähle und einem Saume von bestimmten Verhältnissen. Der Untersatz beträgt $2\frac{7}{9}$ Modul. Das Meisterstück der Baukunst ist die corinthische Säulenordnung. Sie zieht sogleich das Auge an durch das schöne Capital, ein großes rundes Gefäß mit einem viereckigen, auf den Seiten eingebogenen Deckel, der unten mit zwei Reihen, jeder von acht Blättern, umfaßt ist, hinter welchen vier Stiele jeder zwei kleinere Blätter unter den vier größern Schnecken an den vier Ecken und den vier Paar kleinern unter der Mitte der Seiten sich krümmend in die Höhe gehen lassen. Diese Schnecken nehmen gleichfalls aus den Stielen ihren Ursprung und unterstützen auf eine ungewöhnliche Art den Deckel des Capitals. Die Höhe der Säule mit Capital und Fuß ist nach Bignola 20 Modul, wodurch sie ein zu dem Ganzen passendes schlankes Ansehn bekommt. Am angemessensten ist für sie der attische Fuß, dem man an den Pfählen noch einen Ring zu setzen kann. In dem Gebälke bekommen die Streifen des Architravs eine Kehlleiste am obern Rande, die an dem obersten noch mit einem Ueberschlage und Stabe eingefast wird. Der Fries wird oft mit Bildhauerarbeit verziert; der Kranz bekommt unter der Kranzleiste zierlich geschweifte Sparrenköpfe, und in dem äußern Theile noch Zahnschnitte. Die ganze Ordnung ist durch die Verhältnisse der Theile, die Feinheit der Verzierungen und die Uebereinstimmung des Mannigfaltigen ein vollendetes Muster der architektonischen Schönheit. Die römische Ordnung, oder die zusammengesetzte, unterscheidet sich von der corinthischen hauptsächlich in dem Capital, welches aus dem ionischen und corinthischen zusammengesetzt ist, indem aus jenem die großen Voluten oder Schnecken mit den dazwischen befindlichen runden Gliedern, aus diesem die breiten Hauptreihen von Blättern entlehnt sind. Die dritte Reihe, welche in dem letztern sich unter den Schnecken hinkrümmt, ist hier nicht befindlich. Doch sind Stiele mit kurzen Blättern vorhanden. Das Verhältniß der Höhe zur Dicke dieser Säule ist wie bei der corinthischen. Uebrigens möchte sie noch die meisten Freiheiten gestatten, daher sie am schicklichsten da gebraucht wird, wo man der Einbildungskraft freieres Spiel lassen will. — Der wahre Unterschied der Säulenordnungen möchte wohl in dem Verhältnisse der Höhe des Schaftes zu seiner Dicke, in dem größern oder geringern Maße der Zierrathen und den damit

überhöfommenen
 so daß man die 3
 gefallender Stärke
 corinthische (von 1
 Verzierung des 2
 Ordnungen ein in
 deutsche Säul
 scheidet sich von d
 etnige willkürliche
 Säulenordnung h
 tern ab. Die tosk
 Leuchtthürmen, 2
 drei für gottesdien
 Innern der Gebäu
 Die corinthische 2
 haupt da, wo die
 jogen werden. D
 gegeben. Wo viel
 nimmt die stärke

Säulen müssen in eine gerade Linie fallen. Die obere Säule wird un-
 ren so dick, als die nächst untere Säule am Knaufe ist. Man pflegt
 auch die obere Säule um einen Modul der nächst untern Säule nie-
 driger zu machen als diese. Um indeß die Einheit nicht zu verlieren,
 ist bei Uebereinanderstellung der Säulen alles wohl zu berücksichtigen.
 Eine corinthische Säulensreihe über einer toscanischen oder dorischen wär-
 de durchaus nicht passen, eben so wenig sind drei verschiedene Ordnu-
 ngen über einander zulassen. Zwei oder drei ähnliche aber erzeugen
 Einsamigkeit. Man wird dergleichen Uebereinanderstellungen, zumal
 an Wohngebäuden, am besten ganz vermeiden.

Säure, Acidum, ist der generische Name für eine Classe zusam-
 mengesetzter Körper, die folgende Eigenschaften haben: sie schmecken
 scharf, färben blaue Pflanzenfarben roth, lösen sich im Wasser auf und
 haben große Verwandtschaft zu den Alkalien, Erden und Metallkörpern;
 sie setzen mit dem erstern Neutralsalze, mit dem zweiten Mittelsalze und
 mit dem dritten metallische Mittelsalze zusammen. Vielen Säuren fehlt
 der saure Geschmack, aber die Verwandtschaft zu den drei Classen der
 Salzbasen besitzen sie, als ihre auszeichnende Eigenschaft, alle. Einige
 Säuren kommen nur im flüssigem Zustande vor, entweder luftförmig,
 wie die Kohlenstoffsäure, oder liquid und mit Wasser verbunden, wel-
 ches sie zu ihrer Bildung durchaus nothwendig haben, wie die Schwefel-
 säure, andere in fester Form und crystallisirt, wie die Benzoe-,
 Weinstein- und Boraxsäure. Sie sind alle zusammengesetzte Körper;
 die meisten bestehen aus Sauerstoff mit noch einem, zwei oder drei
 andern Körpern, andere sind aus Wasserstoff und Schwefel, oder Ha-
 logen gebildet. Gewöhnlich vertheilt man sie in vier Classen, wovon in
 den drei ersten diejenigen stehen, welche Sauerstoff in ihrer Mischung
 haben, und zwar kommen in die erste Classe die aus Sauerstoff und
 einem zweiten Körper bestehenden vor, wie die Schwefelsäure, Phos-
 phorsäure, Boraxsäure u. a. Da diese Grundlagen sich in mehreren
 Verhältnissen mit Sauerstoff verbinden und jede Verbindung eine Säure
 seyn kann, so ist die mit Sauerstoff gesättigte vollkommene Säure
 genannt, während die andere unvollkommene heißt z. E. die über-
 oxydirte Salzsäure unvollkommene des Arsens oder Arseniksäure, die
 unvollkommene dagegen arsenige Säure. In die zweite werden die

Säuren geordn
verschiedenem A
Citronensäure.

und Sauerstoff,
wie die Blausäu
stoff haben, wie
den geschwefelten
Säuren und ih
bekanntes auch
sche und anima
ben kann, weil
Reichen vorkommen.

Saurin (Jacques),
Sohn eines Rechtsgelehrten
Wie das Edict von Nar
seiner Familie (1685) na
Fortschritte in den Wissen
er in Kriegsdienste und n
Hülfsstruppen des Herzogs
kehrt er nach Genf zu |
Theologie sich widmete.

England, und predigte in
hals in letztem Lande, in
1703, und lehrte darauf
erhalten suchte, und wurde
selbe gesehen hatte, als |
einer dem Fürsten Erbstat
tesdienst hielt, angestellt.
Er hatte immer ein sehr |
keine Berühmtheit telte de
die ihn in Streitigkeiten v
tage verbittert wurden. E
wer Ehrst, voll Haß gege
Götze und Menschen. Gen
menschliche Natur davon |

höfen Handlung zu sehen; er führte ein heiliges, unadelfhaftes Leben.
1730 starb er im 53sten Jahre seines Alters, nicht bloß von seinen Glau
bensgenossen, sondern von jedem, der ihn kannte, innig bedauert. Seine
Predigten, die in viele Sprachen übersetzt sind, kamen in einer sehr
guten Ausgabe unter dem Titel: Sermons sur divers textes de l'Ec
riture salute par Jacques Saurin (1749, 10 Vol. 8.) im Haag heraus.

theologische Werke, die aber weniger bekannt
P. N.

Joseph), Sohn eines Landwessers, ein franz
von anerkanntem Werth. Er verließ die
weihete sich der dramatischen Dichtkunst, im
hin erwarb. Sein Trauerspiel: Spartacus,
ausgeführt wurde, brachte ihn zuerst in Ruf
en Lustspiel: die Sitten der Zeit (les moeurs
die letztern mit so feinen und wahren Zügen,

daß man ihn mit Recht als einen der trefflichsten Beobachter der höhern
Cirkel, zu denen er Zutritt hatte, betrachtet. Außer diesen und andern
dramatischen Gedichten, gab er eine Anzahl von Trinkliedern (couplets
bacchiques), welche sehr munter und geistreich sind, heraus. Saurin,

Es warthollig war, behielt ihn mehrere Jahre
 in der, wodurch er Zugang zu den besten Men-
 schen war. Er war vertrauter Freund von Laplace,
 und der letztere gab ihm eine Pension von
 drei ein Hundertgehirnen von einer Summe,
 die seine Pension betrug. Er war Mitglied
 und Acad. 1785 im vollen Besitz seiner Ehre
 . Theatre de la Harve 2 Vol. A. kamen seine
 in Paris heraus, und mehreren Ausgaben
 im Druck übergeben. N. P.

Lavoisier (Antoine), einer der vorzüglichsten Natur-
 forscher, wurde 1743 in Paris geboren, und war der Sohn Nicolas de
 Lavoisier's, der gleichfalls als Chemiker durch seine Werke über den
 Sauerstoff bekannt ist, und Mitglied des Acad. der Wissenschaften zu
 Paris war. Durch den Umgang mit seinem Vater und andern dort
 wohnenden Naturforschern ward in dem Jüngling durch die Liebe für
 diese Wissenschaften erregt, worin er so schnelle Fortschritte machte, daß
 er schon im achten Jahre die Professur der Philosophie in seiner Vater-
 stadt erhielt, welche er 25 Jahre lang mit großem Ruhm bekleidete.
 In Zeit, welche sein Amt ihm übrig ließ, verwendete er auf Reisen zu
 seiner Belehrung. Er besuchte zwei Mal Frankreich, einmal um die
 vulkanischen Gegenden in Auvergne, Forez und Auvergne zu untersuchen,
 das andere Mal um sich über Montesquiers atmosphärische Maschine zu
 belehren. Nach Holland und England bereiste er, und ward in dem
 letzteren Lande mit dem berühmten Franklin bekannt. Der Feu und
 die Erde der Erde machten zwei Lieblingsgegenstände seiner Nachfor-
 schungen aus. Als er in Italien reiste, untersuchte er die Eisenminen
 auf Etna sehr genau, befragte mit Sir William Hamilton den Vesuvius,
 und maß die Höhe des Aetna. Die Erdarten untersuchte er gleichfalls
 sehr, und entdeckte mehrere Gattungen von Wässonen. In einem Ver-
 such mit Phosphor, hat bewies er, daß die Jahnstoffsäure, so wie
 die Phosphor Säure weder erzeugen. Besonders zeigt er eine große Be-
 schäftigung in Erfindung neuer Instrumente zu naturwissenschaftlichen
 Untersuchungen, z. B. eines Barometers, eines Hygrometers, eines
 Thermometers und anderer. Am berühmtesten ward indeßen de Lavoisier's
 Name durch seine Entdeckungen der Schwefel. Er besuchte, wie
 schon einige Engländer vor ihm gethan hatten, die Eisberge von Char-
 mouille, und machte alle Jahre Reisen nach den Alpen, die er 1779
 (von 14 Meilen von Paris) durch die hohen Alpen bestiegen hatte. 1787 be-
 suchte er auch den Berg des Montblanc, und maß nach barometrischen
 Beobachtungen seine Höhe. Worn seine zahlreichen, vortreflichen
 Schriften wurde er von den berühmtesten gelehrten Gesellschaften als
 Mitglied aufgenommen, die parnischen und österreichischen Academies,
 welche sich Paris haben, beehren ihn, um sich von ihm belehren zu
 lassen, und ihm an Naturforschenden eines Adverses zu sehn. Er stir-
 bet an seinem Wohnort, wo er einer allgemeinen Verehrung gaud,
 eine Gesellschaft der Könige, deren Präsident er bis an seinem Tod blieb
 und die sich um den Fort der Fabriken daselbst sehr verdient machte.
 Er war überhaupt auf alle Weise bewußt, daß es wohl des Mannes zu
 bedauern. Als Paris mit der französischen Republik vereinigt worden,
 ward de Lavoisier zum Procurator der Nationalversammlung ernannt.
 Aber diese Revolutionen bewunderte ihn sehr wenig, und
 er starb unter dem Unglück und
 ward im Jan. 1794 im 51sten Jahre seines Alters. Nach dem jahrelang

den Schriften dieses Gelehrten zeichnen sich seine Essais sur l'Hygrométre 1783, 4. durch eine Fülle neuer und richtiger Bemerkungen in meteorologischer Hinsicht, und seine Voyages dans les Alpes 4 Vol. 4. 1779 — 96 besonders aus. Das erstere Werk ist ins Deutsche von T. D. Titius, Leipzig 1784, das andere von J. S. Wittenbach ebenfalls 1781 bis 1788 übersetzt erschienen.

Savary (Nene), Herzog von Rovigo, vormalig Divisionsgeneral und Adjutant Napoleons, Großkreuz der Ehrenlegion, Polizeiminister, erster Inspecteur der Gensdarmmerie, Pair von Frankreich 2c., ist in Sedan im Ardennendepartement geboren, und der Sohn des dortigen Schloßhauptmanns. Er widmete sich früh den Waffen, ward bald Capitain und nach einander Adjutant bei den Generalen Ferino und Desaix. Letztern begleitete er nach Aegypten und war an seiner Seite, als er bei Marengo fiel. Er meldete Desaix Tod dem damaligen General Bonaparte, der ihn sogleich zu sich nahm, ihn schnell bis zum Divisionsgeneral und ersten Inspecteur der Gensdarmmerie avancirte und mit seiner geheimen Polizei beauftragte. Im März 1804 wurde er bei Entdeckung der Verschwörung von Georges und Pichegru nach der Westküste gesandt, um die Polizeimaßregeln dort zu leiten. Vor der Schlacht von Austerlitz ward er als Unterhändler in das österrreichische Lager geschickt. Die Feldzüge von 1806 bis 1807 machte er mit Auszeichnung mit, nahm Hameln und Mienburg, und that sich bei Heilsberg, Friedland, so wie 1809 bei Eckmühl hervor. Im J. 1808 erhielt er eine Mission nach Spanien, und seine ränkevolle Gewandtheit half vorzüglich das Netz zusammenziehen, in welchem Ferdinand VII. gefangen wurde. Kurz darauf war er einige Zeit lang Commandant von Madrid. Den 31sten Junij 1810 übertrug ihm Napoleon an Fouche's Stelle das Ministerium der allgemeinen Polizei, und fand in ihm das lenksamste und thätigste Werkzeug der Tyrannei. Des Kaisers Sturz 1814 setzte Savary außer Thätigkeit; nach dessen Rückkehr aber 1815 ward er wieder erster Inspecteur der Gensdarmmerie und Pair. Nach Napoleons zweiter Absehung schiffte er sich mit demselben nach England ein, ward aber von dort nach Malta geschickt, von wo er sich nach Smyrna geflüchtet haben soll. Am 24sten Dec. 1816 wurde er von dem ersten Kriegsgerichte der ersten Militärdivision zu Paris, als der Verrätherei schuldig, abwesend zum Tode verdammt. Umsonst hatte zuvor seine Gemahlin eine Schrift in Umlauf gesetzt, worin sie behauptete, ihr Gatte sey zwar am 15ten März 1815 von Bonaparte angestellt worden, er habe aber sein Amt erst am 23sten März angetreten; auch sey er in keiner Verbindung mit Elba gestanden. — Im Frühling 1817 kam Savary, unter falschem Namen, im Hafen von Triest an. Seine Papiere wurden deßhalb in Beschlag genommen und nach Wien geschickt.

Savonarola (Hieronymus), ein durch sein bewundernswürdiges Rednertalent und sein trauriges Ende berühmter Mann, wurde 1452 zu Ferrara geboren. Er war der Enkel eines vorzüglichen Arztes, und wurde von seinem Großvater und Vater gleichfalls zur Arzneiwissenschaft bestimmt. Ein Hinneigen zur Schwärmerie bewog ihn aber, in einem Alter von 14 Jahren das väterliche Haus heimlich zu verlassen, und Dominicaner zu werden. Einige Jahre später bestieg er zu Florenz die Kanzel, aber mit unglücklichem Erfolge, so daß er beschloß, sich nicht wieder als geistlicher Redner hören zu lassen. Darauf lehrte er längere Zeit Metaphysik und Physik zu Bologna. Der Ruf, den ihm hier seine Gelehrsamkeit und seine Talente erwarben, veranlaßte den Lorenzo von Medici, ihn nach Florenz zurückzurufen. Nun fing er wis-

der an zu predigen, und mit einem so außerordentlichen Beifall, daß die Kirche die hinzuströmenden Zuhörer nicht fassen konnte. Durch den Anschein einer vorzüglichen Heiligkeit und durch seine hinreißenden feurigen Reden erlangte er einen wundervollen Einfluß auf die Gemüther der Florentiner. Dadurch wurde er dreist gemacht, einen prophetischen Ton anzunehmen, und er begann nun öffentlich und stark auf die Kirchenverbesserung zu dringen, und über Italiens Unglück zu eifern. Der große Haufe in Italien betrachtete ihn als einen von Gott Begeisterten; Einige verlachten ihn als einen Fanatiker, und Andere verwünschten ihn als einen Betrüger. Aber jetzt fing er auch an, sich von seinem Beschützer Lorenzo loszusagen, dessen Charakter anzuschwärzen, und seinen Sturz zu prophezeien. Als er zum Prior von St. Marcus gemacht war, wollte er jenem Oberhaupte der Republik nicht den herkömmlichen Besuch abstatten, und als Lorenzo sich zu ihm nach St. Marcus begab, ließ sich Savonarola verläugnen. Lorenzo war oft veranlaßt, strenge Maßregeln gegen diesen Geistlichen zu nehmen; allein entweder seine natürliche Gutmüthigkeit, oder auch eine geheime Ehrfurcht für den Charakter des Letztern ließen ihn die Feindseligkeit geduldig ertragen. Als Lorenzo auf dem Todbette lag (1492), wurde der Abt zu ihm gelassen, und er sprach zu dem Sterbenden mit der Würde seines Amtes. Lorenzo antwortete gelassen auf seine Fragen und bat um seinen Segen. Nach dem Tode Lorenzo's und der Vertreibung seines Sohnes Peter, nahm Savonarola den thätigsten Antheil an den Staatsangelegenheiten von Florenz. Er stellte sich an die Spitze derjenigen Einwohner, die eine mehr demokratische Verfassung wünschten. Er behauptete, Gott habe ihn bevollmächtigt zu erklären, daß den Bürgern die gesetzgebende Gewalt zukomme; daß er selbst der Abgesandte der Florentiner an den Himmel gewesen sey; und daß Christus eingewilligt habe, ihr eigenthümlicher König zu seyn. Dem gemäß legten die neuerdings gewählten Magistratspersonen ihre Aemter nieder, und die gesetzgebende Gewalt wurde einem Bürgerrath übergeben, der zur Besorgung dieser Geschäfte aus seinem Mittel einen engern Ausschuß erwählte. Indessen blieben Uneinigkeiten und Factionen in dem neuen Freistaat; die aristokratische und die demokratische Partei haßten und verfolgten einander; die erstere bestand aus den Freunden der alten und den Feinden der neuen Verfassung; die demokratische aber aus den andächtigen Bewunderern des Abts. Nicht genug war es dem Feurereifer Savonarola's, den florentinischen Staat umzuwälzen, auch den Mißbräuchen des römischen Hofes und dem unregelmäßigen Lebenswandel seiner Amtsbrüder hatte er eine Abstellung zugebracht. An Ursachen zur Unzufriedenheit über Beides konnte es ihm während des Papstes Alexanders Regierung nicht fehlen. Er schrieb, nach dem Bericht seiner Lobredner, an die christlichen Fürsten, versicherte sie, daß die Kirche zu Grunde gehe, und daß es ihre Pflicht sey, eine Kirchenversammlung zusammenzurufen, in welcher er selbst darthun wollte, daß die Kirche ohne Haupt, und der damalige Papst kein wahrer Bischof, nicht einmal des Titels und eben so wenig des Namens eines Christen werth wäre. Alexander bediente sich natürlich der Waffen, die ihm gegen solchen Feind zu Gebote standen, und excommunicirte den Prior. Die Bannbulle wurde in der Kathedrale zu Florenz verlesen, aber Savonarola trotzte dem vaticanischen Donner, und predigte fort. Ja sein Einfluß stieg noch höher, als jemals, da Peters von Medici Versuch, die alte Würde seines Hauses wieder zu erlangen, fehlgeschlagen, und die Theilnehmer desselben größtentheils umgekommen waren. Indessen entstand wider ihn eine

andere Gegenpartei. Durch seine Neuerungen zu St. Marcus und in andern Klöstern hatte er sich unter den Mönchen, besonders den Franziskanern von der strengen Observanz, viele Feinde gemacht, die jetzt von der Partei gegen ihn als einen Ketzer und Excommunicirten eiferten. Um seine Sache zu vertheidigen, bewog er einen Mönch seines Klosters, Fra Domenico da Pescia, ihm beizustehen, welcher in fanatischem Eifer sich erbot, um die Wahrheit des Lehren seines Meisters zu beweisen, daß er durch's Feuer zu gehen, wenn einer von der Gegenpartei für deren Meinung dasselbe thun wollte. Die Herausforderung wurde von einem Franziskanermönch angenommen; Savonarola mit seinem Streiter an der Spitze eines zahlreichen Zuges stimmten den Psalm an: der Herr erhebe sich und zerstreue seine Feinde. Der Franziskaner kam. Das Feuer wurde angezündet, und Savonarola, welcher merkte, daß der Gegenpartei nicht zu schrecken sey, that den Vorschlag, daß Domenico eine Hostie mit sich ins Feuer nehmen sollte. Dies wurde von dem ganzen Haufen als eine boshafte, verdammlische Gotteslästerung ausgerufen, und da Domenico doch auf der Forderung bestand, so erging er glücklich dem Gottesurtheil, denn er sich unter Savola's Credit hingegen war dies von se beschämte ihn, und nach einem hartem J und einem andern Mönch verhaftet und in Versammlung von Geistlichen hielt unter Abgeordneten Bericht über ihn; aber die fanatische Savonarola's schenkte keine Richter jedoch die Tortur angewandt wurde, da sann er, daß er sich betrügerischer Weise einen Beweis gegeben habe. Nun ward verurtheilt, erst strangulirt und dann auch den kalten Tod 1498 vor einer unzahlbaren Menge von Zuschauern geschah, von denen einige ihn als einen Märtyrer und Heiligen priesen, die andern ihn als einen Feind und Verfälscher verwünschten. Dies war das Leben und der Tod dieses außerordentlichen Mannes, über welchen die Meinungen von jeher sehr verschieden waren, und vielleicht nie werden vereinigt werden. Außer seinen Briefen hat er eine Abhandlung gegen die Astrologie, und noch mehrere philosophische und ascetische Schriften geschrieben. Seinen Predigten (Prediche, Firenze 1498) fehlt es freilich an dem nöthigen Eigenschaften gut geordneter Reden; aber sie sind auch wiederum reich an kräftigen, Heil und Geist erweckenden Stellen, und sie lassen uns vermuthen, daß er besser war, als seine Biographen ihn schildern, vielleicht weit besser als wir selbst, von jenen geleitet, ihn darstellen konnten.

Savoyen (s. auch Sardinen und sardinische Monarchie), ist ein Herzogthum am nordwestlichen Ende von Italien, an der Gränze von Frankreich und dem Genfersee, und wird durch die Alpen von Piemont getrennt. Es ist 180 Quadratmeilen groß, enthält ungefähr 466,000 Einwohner, und besteht jetzt nach der alten, wieder hergestellten Einteilung 1. aus dem eigentlichen Savoyen, 2. dem Herzogthum Achaïde, 3. dem Herzogthum Genevois, 4. der Grafschaft Maurienne, 5. der Grafschaft Tarantaise, 6. der Baronei Faucigny oder Rossignol. Wegen der hohen Berge, unter denen der Montblanc das höchste ist, ist die Luft kalt; doch ist der Boden fruchtbar an Getraide, und die Thäler haben Wein, so wie die Berge herrliche Viehweiden; aber am ergiebigsten sind das eigentliche Savoyen und Genevois, welche zunächst an Frankreich gränzen, in Rücksicht des Korn- und Weinbaues. Im

Ganzen ist das Land arm, und die Einwohner wandern häufig aus, um sich auf mancherlei Weise im Auslande ihren Unterhalt zu erwerben, und dann wieder in ihr Vaterland zurückzukehren. Die Landessprache ist französisch, und die Religion die römisch-catholische. Nachdem Savoyen 1792 von den Franzosen erobert worden, wurde es der Republik unter dem Namen des Departements Montblanc einverleibt. Der Pariser Vertrag vom 20. Nov. 1815 setzte den König von Sardinien wieder in den vollen Besitz des Landes. Ein Theil desselben, welcher 12,000 Einwohner enthält, mußte aber an Genf abgetreten werden. Chambéry heißt die Hauptstadt. (s. Chambery.)

Scala, s. Tonleiter.

Scaliger (Julius Cäsar). Die Geschichte dieses berühmten Gelehrten ist durch seine eigne Eitelkeit in Dunkel gehüllt, da er hinsichtlich seiner Herkunft Behauptungen aufstellte, die jetzt allgemein als Betrug anerkannt sind. Zufolge seiner Erdichtung, so wie sie in dem von seinem Sohne Joseph herausgegebenen Briefe über den Glanz und das Alterthum des scaligerischen Geschlechts (Epistola de splendore ac vetustate gentis Scaligeri) enthalten ist, war Julius Cäsar Scaliger ein Abkömmling des berühmten Hauses der Scaliger, Fürsten von Verona, und 1484 auf dem Schlosse Niva am Guarda-See geboren, wurde nachher Page beim Kaiser Maximilian, dem er 17 Jahre im Kriege und Frieden diente, erhielt sodann einen Jahresgehalt vom Herzoge von Ferrara, studirte zu Bologna, befehligte unter dem französischen Vicekönig eine Schwadron Cavallerie, legte sich auf das Studium der Naturlehre, und begleitete 1525 den Bischof von Agen (in Frankreich), welcher aus dem Hause Robere war, nach seiner Diocese, wo er sich wohnhaft niederließ. Diese Erzählung erhielt bei mehreren Gelehrten, unter denen auch de Thou, der Freund und Bewunderer seines Sohnes Joseph war, Glauben; aber sie wurde auch zu seiner Zeit von Scioppius, Niphus und Andern lächerlich gemacht, und allgemein als ganz oder größtentheils erdichtet angesehen. Nach Tiraboschi's Angabe ist die richtigste Nachricht die, daß Scaliger der Sohn Benedetts Bordonè's, eines gebornen Paduaners, war, der zu Venedig die Kunst eines Illuminirers betrieb, und entweder von dem Zeichen seiner Werkstätte oder dem Distrikt, worin sie belegen war, den Beinamen della Scala erhalten hatte; daß er bis zu seinem 42sten Jahr seine Zeit in Dunkelheit zu Venedig oder Padua verlebte, sich mit dem Studium und der Ausübung der Arzneikunde beschäftigte, und unter dem Namen Giulio Bordonè einige Schriften herausgab; und daß entweder ein Versprechen oder die Hoffnung, seine Umstände zu verbessern, ihn nach Agen zog, wo er seine übrigen Tage vollbrachte. 1528 scheint er noch nicht Willens gewesen zu seyn, sich für einen Abkömmling jenes fürstlichen Geschlechts auszugeben, da er von Franz I. sich ein Naturalisationspatent unter dem Namen: Julius Cäsar della Scala de Bordonè, Doctor der Physik, aus Verona in Italien gebürtig, auswirkte. Indessen muß er zu Agen mit einiger Auszeichnung erschienen seyn, indem er Andietta de Roques, ein junges Frauenzimmer aus einer adeligen und wohlhabenden Familie, 1520 zur Gattin erhielt. Von dieser Zeit an begann er öffentlich seine fürstliche Herkunft zu versichern, ohne jedoch darin durch irgend ein authentisches Actenstück, oder das Anerkenntniß eines Fürsten aus dem veronesischen Hause unterstützt zu werden. Rühmlicher machte er seinen Namen durch mehrere Schriften, welche ihm einen hohen Platz unter den Gelehrten seiner Zeit erwarben.

bekannt, obgleich die prahlerische Anmaßung, welche in seinen Werken herrschte, ihm viele Feinde zuzog. Durch fortgesetzte Ausübung der Naturkunde erwarb er beträchtliche Reichthümer, und nach den Erzählungen seines Sohnes scheint sein Haus einer großen Menge von Besuchenden jedes Ranges offen gewesen zu seyn, und er einen ehrenvollen Platz in der Gesellschaft behauptet zu haben. Durch die Freimüthigkeit seiner Schriften machte er seine Rechtgläubigkeit verdächtig. Er starb jedoch als guter Catholic 1558 im 75ten Lebensjahre. Julius Casar Scaliger war gewiß ein Mann von außerordentlichen, sowohl natürlichen als erworbenen Fähigkeiten; und obgleich er zu den Spätgelehrten gerechnet wird (wahrscheinlich, weil er seine jüngern Jahre an Höfen und in Feldlagern zubrachte), so haben doch nur wenige eine höhere Stufe in wissenschaftlicher Rücksicht erstiegen. Er hatte ein starkes Gedächtniß und einen lebhaften Verstand; er dachte frei, wenn auch nicht immer folgericht. Rücksichtlich seiner sittlichen Eigenschaften wird seine große Wahrheitsliebe besonders von seinem Sohne gepriesen, doch mußte bei Ausübung der letztern seine Eitelkeit nicht ins Spiel kommen. Von seinen physischen und naturhistorischen Werken bemerken wir: *Exercitationum exotericarum* Libr. XV. de Subtilitate ad Cardanum Par. 1557, 4. Hannov. 1634, 8. — Commentarien zum Hippocrates de Insomniis; dergleichen ein Werk über Theophrastus und Aristoteles von den Pflanzen, und über die Naturgeschichte der Thiere von dem letztern Schriftsteller mit einer lateinischen Uebersetzung. Als Philolog gab er zwei Orationen gegen den Clceronianus des Erasmus heraus, worin er diesen mit vieler Bitterkeit behandelt, so wie auch ein vorzügliches Werk über die lateinische Sprache, betitelt: *De causis linguae latinae* Libr. XVIII. Lugd. 1540. 4. Genov. 1580. 8., welches als das erste, nicht nach einer pedantischen, sondern philosophischen Methode abgefaßte Werk über diesen Gegenstand betrachtet wird, jedoch manche unnütze und übertriebene Subtilität enthält. Sein Buch: *De arte poetica* Libr. VIII. 1561, in fol. Lugd. Batav. 1691. 8. erwarb ihm großen Ruhm, und war ohne Zweifel das gelehrteste Werk der Art, welches bis dahin erschienen war; obgleich unser Schriftsteller mehr grammaticalische Kenntniß, als wahre dichterische Kritik darin zeigte. Seine eigenen Gedichte sind nichts weniger als vortrefflich und seine Briefe oft dunkel und schwülzig. Im Ganzen genommen stimmen die neuern Kritiker nicht mehr in die Lobsprüche ein, welche Lipsius, Casaubon, Vossius und andere ihm ertheilt haben. N. P.

Scaliger (Joseph Justus), der Sohn des Vorigen, als Chronolog und Philolog berühmt, ward 1540 zu Agen geboren. Im eilften Jahre seines Alters wurde er nach Bordeaux gesandt, wo er mehrere Jahre lang die lateinische Sprache studirte. Die Pest nöthigte ihn zur Rückkehr zu seinem Vater, der ihn jeden Tag eine lateinische Rede über irgend einen von ihm gewählten Gegenstand halten ließ, wodurch er bald mit dieser Sprache aufs gründlichste bekannt wurde. Nach dem Tode seines Vaters ging er, 29 Jahre alt, nach Paris, wo er sich auf das Griechische legte. Hierin war er hauptsächlich sein eigener Lehrmeister. Er verschloß sich in seinem Zimmer, und las den Homer und die übrigen griechischen Dichter mit solchem Eifer, daß er in vier Monaten sie sämmtlich durchgelesen hatte. Als er in der griechischen Sprache sich vervollkommen hatte, studirte er für sich selbst auch die hebräische, und übte sich zugleich in poetischen Aufsätzen in den beiden gelehrten Sprachen. Er sammelte auch einen großen Schatz von Bemerkungen über die griechischen und römischen Schriftsteller, welche nachher die Grund-

arbeiten: Es scheint, daß er lange
 ie genauen Nachrichten besitzen, ge-
 für protestantischen Kirche ward
 ntreich vertheidert, Endlich erbielt
 en Wissenschaften nach Leiden, wo
 übrige Lebenszeit blieb. Er besaß
 der, in seinen Büchern vertieft,
 nicht achtet, so daß er demahe in
 r mehrere Male Geldgeschenke von
 t und seine Gelehrsamkeit achteten.
 d der Annahmung stand er seinem
 Brief an Doufa über den Glanz
 vorigen Artikel) bemühte er sich,
 rkunst, welches er vielleicht selbst
 hriter war gegen seine Widersacher
 en Lebensarten, von denen er sich
 Sprachkenntniß einen unerkehrpflü-
 wurde indessen zu den literarischen
 nd zu Leiden; wo er 1609 an den
 licher Achtung behandelt. Er war
 ar-übrigens ein Mann von über-
 Biffenschaften so eifrig ergeben, daß
 arm Arbeitszimmer zubrachte. Er
 verstehen, aber ohne Zweifel war
 in nur unvollkommen. In seinen
 noch absprechender, als sein Vater,
 kirchenväter nicht, weshalb es von
 Von seinen zahlreichen Werken ist
 am zuerst Paris 1583 in Fol., in
 eines der wichtigsten. In diesem
 ein vollständiges, nach bestimmten
 Chronologie dar, und verdient hier-
 ing der Iulianischen Periode, den
 aft. Manche Irrthümer, die von
 n, verbesserte er in einem folgenden
 lectione Eusebii Pamphili chroni-

con, cum Isagogicis chronologiae canonibus. Amst. 1658 2. Vol. fol.
 Von seinen übrigen Werken führen wir hier seine Annotationen zu Se-
 neca's Tragödien, zum Varro, Aufonius, Festus, bloß beiläufig an, und
 bemerken, daß er als Commentator sich in zu viele Subtilitäten einließ,
 oft einen verborgenen Sinn auf eine erzwungene Weise entdecken wollte,
 und zu lähn in Veränderungen der Worte verfuhr. Seine Poemata
 haben keinen dichterischen Werth. Gehaltvoller hingegen sind seine
 Epistolae, Lugd. Bat. 1627, 8. Im Ganzen hatte Joseph Scaligen
 weniger Genie, als sein Vater, aber er besaß mehr Kenntniß und Ge-
 nauigkeit in seinen Ausarbeitungen, und hat der Literatur größern
 Nutzen geschafft. P. N.

Scalpiren (von dem englischen Scalp, die Haut von der
 Hirnschale ziehen) heißt das Abziehen der Kopfhaut, welches die Wild-
 den in Nordamerika an ihren todten oder schwer verwundeten Feinden
 zu verrichten pflegen. Sie wickeln das Haar ihres Feindes um die linke
 Hand, setzen ihm einen Fuß auf den Hals, und schneiden die auf solche
 Weise ausgespannte Haut mit ihren Messern in einigen Schnitten her-
 unter. Ihre Fertigkeit ist so groß, daß sie zu der ganzen Operation

kaum eine Minute brauchen. Die abgezogenen Häute heben sie als Zeugen ihrer Tapferkeit auf.

Scanderbeg oder Isander Beg, d. h. Alexander der Herr, ein berühmter türkischer Held, der Albanien unter dem Namen Georg Castriota beherrschte. Er war 1404 geboren und kam noch sehr jung nebst drei Brüdern als Geisel in die Hände des Sultans Amurath II. Dieser, ein Tyrann, ließ zwar die übrigen heimlich vergiften, erhielt aber den Scanderbeg am Leben, und vertraute ihm ein Commando über seine Truppen an. Scanderbeg dachte aber schon seit seines Vaters Tode darauf, das muselmännische Joch abzuschütteln und sein väterliches Erbtheil in Besitz zu nehmen. Diesen Entwurf führte er, als er gegen die Ungern geschickt wurde, aus. Er machte ins geheim mit dem ungarischen Anführer Corvinus ein Bündniß, ließ die Türken, an 30,000 Mann, schlagen, ging darauf nach Troja, der Hauptstadt Albaniens, bemächtigte sich derselben, und wurde, da er sich seinem Volke zu erkennen gab, 1443 zum König wider ihn zu Felde, und Muhamed II., elf Jahre immer geschlagen, und er u Frieden zu schließen. Auch die Sicilie. Auf die Bitte Peters von Aragonien verb einen großen Sieg über den 1487 im 63sten Jahre sein und glücklichsten Krieger. hielt er nicht einmal eine Stärke, und soll selbst an war übrigens musterhaft, und er war nur dann grausam, wann er dazu gezwungen wurde. Nach seinem Tode wurden die Albanier bald zu schwach zum Widerstande, und kamen wieder unter das türkische Joch.

Scandinavien (Scandinavia) bedeutet die drei nordischen Reiche, Schweden, Dänemark und Norwegen. (Man sehe diese Artikel). Die Einwohner des scandinavischen Nordens waren den Alten nur durch dunkle Gerüchte bekannt. Tacitus erwähnt der Scaenon (Schweden) als eines seefahrenden Volks; Plinius gedenkt einer Halbinsel Norrigon (Norwegen, schwedisch Norrige, dänisch Norge). Thule, dessen die Alten so oft erwähnen, deuten manche auf Island. Nur der Name Danus findet sich erst im Gregorius von Tours im 6ten Jahrhundert nach Chr. Geb. Schweden, Norwegen, Dänemark und Island bewohnte in den ältesten Zeiten ein germanischer Stamm, an welchen sich in einzelnen Reichen Horden von finnischer Abkunft angeschlossen. Schon hundert Jahre vor Christi Geb. erschienen in der ebnischen Gegend die Einwohner von Jütland und Schleswig unter dem Namen der Cimbern. Ungefähr 250 Jahre nach Chr. Geb. beginnen die Sagen vom Odin, Othin oder Wodan. So blieb bis in die Mitte des 9ten Jahrhunderts der scandinavische Norden in ein Dunkel verhüllt, welches erst durch die kühnen Einfälle der Scandinavier in die süd- und westlichen Reiche Europas und durch das Christenthum, welches gegen das Jahr 1000 in Scandinavien sich ausbreitete, erhellt ward. Zu dieser Zeit waren die Bewohner Scandinaviens gleich den Tataren in Horden abgetheilt. Das 9te und 10te Jahrhundert waren für diese Völker die goldenen Jahrhunderte der Seeräuberel. Bei den westlichen Geschichtschreibern hießen sie Dänen und Normänner, in den

englischen Jahrbüchern jener Zeiten *Easterking*, in den russischen wurden sie *Varägi* (Waringer) und in den spanisch-arabischen *Mantschu* genannt. Aus Schweden, Norwegen, den dänischen Inseln, aus Färland und Schleswig zogen diese Seeabenteurer an nahe und ferne Küsten innerhalb und außerhalb der Ostsee, nach Nowgorod, Kiew und Moskau, nach England, Irland, Holland, Deutschland, Frankreich, Spanien und Italien, wo sie bald bloß plünderten und zerstörten, bald auch neue Reiche stifteten.

Scandiren heißt, einen Vers beim Lesen in seine Klüße aufzulösen oder abtheilen, indem man jeder Sylbe die ihr nach dem Versmaße zukommende stärkere oder schwächere Betonung und Zeitdauer gibt und zugleich jeden einzelnen Fuß mit der Stimme bezeichnet, ohne besondere Rücksicht auf den Inhalt des Verses.

Scapulier (*Scapularium*) ist ein Theil eines Mönchskleides, welches aus zwei Stücken Tuch besteht, von denen das eine die Brust, das andere aber den Rücken bedeckt. Bei den Laienbrüdern geht das Scapulier nur bis an die Knie, bei den andern Religiosen auf die Erde.

Scaramuz (ital. *Scaramuccia*) war einer von den grotesken Charakteren der italienischen Bühne, welcher ungefähr ums Jahr 1680 an die Stelle des alten spanischen Capitains trat, ganz schwarz in spanischer Tracht, wie sie in Neapel bei Hofleuten und obdientlichen Personen gebräuchlich war, ging, und den Aufschneider abgab, der aber am Ende vom Harlekin durchgeprügelt wird. In Frankreich wurde er auch noch zu manchen andern Charakteren gebraucht.

Scarlatti (*Alessandro*), Ritter, Capellmeister am neapolitanischen Hofe, war im J. 1650 zu Neapel geboren. Die Geschichte dieses ausgezeichneten Mannes ist wenig bekannt. Die Italiener nannten ihn den Ruhm der Kunst und das Oberhaupt der Componisten, und Haffe sagte von ihm, daß in Hinsicht auf Harmonie er der größte Meister Italiens sey; Tomelli sah seine Kirchenmusik als die beste in ihrer Art an. Man weiß, daß er zu Rom von Carissimi erzogen wurde. Im J. 1680 wurde er bayrischer Hofcomponist; hier ließ er italienische Opern mit großem Erfolg auführen. Einige Zeit nachher ging er nach Wien und von da nach Rom. Nachdem er für Theater und Kirche viel componirt hatte, verlebte er den Rest seiner Tage ruhig zu Neapel und beschäftigte sich mit der Bildung junger Musiker. Der berühmte Haffe verdankte ihm seine umfassenden Kenntnisse in der Musik. Im J. 1725 fand Quanz ihn zu Neapel; er componirte ungeachtet seines hohen Alters noch für die Kirche, und spielte trefflich die Harfe. Scarlatti hat eine große Menge von Motetten, Messen und Oratorien componirt. Man schätzt die Zahl seiner Messen auf zweihundert. Ein Privatmann zu Neapel versicherte Quanz, daß er vierhundert Stück von Scarlatti's Composition besitze. Die Oper *La Principessa fedele* wird allgemein, als sein Meisterwerk angeführt. Scarlatti war der erste, der obligate Recitative anbrachte. Auch erschien das *Da capo* zuerst in seiner 1693 aufgeführten *Theodora*. Seine Cantaten hat Durante als Duetten arrangirt. Sacchini lehrte danach im Conservatorio des Ospedaletto zu Venedig und am Ende jeder Lection führte er ehrfurchtsvoll das Buch, das sie enthielt.

Scarpa (*Antonius*), einer der berühmtesten Anatomen des 18ten Jahrhunderts, lehrte die Zergliederungs- und Wundarzneikunst auf der Universität zu Pavia. Unter seinen zahlreichen Schriften sind die bekanntesten: 1. *Anatomicae observationes de Structura fenestrae ro-*

coram gangillis et pleribus.
 et.

erbarlester Dichter der Fran-
 raths, und wurde 1670 obet
 mang ihn zum geistlichen
 ich gelinst. Als er 23 Jahre
 in, wo er sich alten Vergnüg
 Paris sehn er seine Lebensart
 Wand, wo er Canonicus war,
 den verkleidet hatte, wurde er
 in einem Morast steben, wobei
 durch erfolgenden Nervenfrank-
 : „Trotz dieser Leiden behielt
 ich wohnhaft zu Paris nieder,
 i Annehmlichkeit seiner Stell-
 und der Stadt sich zu freun-
 te er einen Proceß mit seiner
 es Vermögen betraf, auf eine
 i von Hautefort, seine Freun-
 hu der Königin vor, und des
 en Amtswegen nennen zu dür-
 m, der dies als Einwidigung
 i setzt an: Scarron, von Göt-

tes Gnaden, unwürd'ger Krancker der Königin. Um sich dieses Amt
 einträglich zu machen, lobte er den Cardinal Richelieu, der ihm eine
 Pension von 500 Aehlern gab, die aber nachher wieder eingezogen wurde,
 als Scarrons Satirade und sein Lypheum erschienen, worten er den
 Cardinal beleidigt hatte. Jetzt wandte unser Dichter sich an den Prin-
 zen von Condé, dessen Siege er besang, und an den Coadjutor von
 Paris. Seine Verheirathung mit Francisca d'Aubigné (nachmaliger
 Marquise von Maintenon) vermehrte seine Lebensfreuden vielleicht, verw-
 besserte aber nicht seine Glücksumstände. Als der Notarius ihn fraget,
 was er seiner Gattin für ein Wittum aussetzen wolle, antwortete er:
 der Name der Gemahlinnen von Königen stirbt mit ihnen; aber die
 Gattin Scarrons wird ewig leben. Uebrigens hatte diese Heirath doch
 einen vortheilhaften Einfluß auf Scarrons Sitten und Unterhaltungen,
 welche durch die Stillsamkeit seiner Frau manches von ihrer vorigen
 Indecenz verloren. Scarron lebte aber so unwirtschaftlich, daß er bald
 in sehr dürftige Umstände gerieth. Er verlangte jezt mit Troß und Un-
 verschämtheit seine Pensionen, wodurch er seine Lage noch verschlim-
 merte. Seine Schauspiele, die er schrieb, wurden nunmehr ein Erwerb-
 zweig für ihn, obgleich er sich wenig um die Regeln dramatischer Dicht-
 kunst bekümmerte. Aristoteles, Horaz, Plautus und Terenz würden ihm
 bange gemacht haben, und daß ein Aristophanes jemals gelebt habe,
 wüßte er vielleicht gar nicht. Es war damals an der Zugesordnung bei
 den Franzosen, die spanischen Dichter zu plündern, und Scarron, welcher
 ihre Sprache verstand, erndierte daher nach Herzenslust auf Feldern, die er
 nicht besäet hatte. Sein Lustspiel Jodelot maestro wurde übrigens mit dem
 weißen Beifall aufgenommen. Auch die Königin Christine von Schweden
 würdigte unsern Dichter ihres Besalls, und erlaubte ihm, sich ih-
 ren Roland zu nennen. Dieser Ehre genoss er aber nicht lange. Er
 wurde von einem heftigen Halskrampf befallen, so daß man jeden Au-
 genblick seinen Tod besüchete. „Wenn ich wieder genesen bin, sagte
 Scarron, dann werde ich eine schöne Satyre gegen das Schicksal ma-

den." Seine Hausgenossen und Verwandten vergossen Thränen an seinem Sterbebette. „Kinderchen," rief er ihnen zu, „ich werde Euch nie so viel zu weinen machen, wie ich Euch zu lachen gemacht habe!" und starb den 14ten October 1660. Seine travestirte Aeneide in 8 Büchern und sein komischer Roman, von welchen die erstere durch Moreau de Brasse fortgesetzt, der letztere aber verdeutschet ist (Scarrons komischer Roman, 3 Bände, Neval 1782, 8.), sind unter uns am bekanntesten geworden. Der letztere zeichnet sich durch originelle Charaktere, komische Laune, Kaschheit und Munterkeit der Erzählung aus. Außerdem hat Scarron noch vermischte Gedichte, Lieder, Oden, Episteln, Stangen u. s. w. geschrieben. Seine Werke sind von Bruzen la Martinière gesammelt 1737 zu Paris in 10 Duodez-Bänden herausgegeben. N. P.

Scene, s. Schauspiel.

Schachspiel. Unter allen den unzähligen Alters gibt es keines, das so alt, so verbotlich so schwierig, so geistreich zugleich wäre. Kann man es kaum zu den Spielen rechnen. Es nichts überlassen, ihm, der bei allen Spielen den Nur Ueberdick, Klugheit, Vorsicht, entscheiden so ist es mindestens das edelste, des denkenden während es dem Jüngling Gelegenheit gibt, d zu mäßigen, Geduld, Ungift, Urtheilskraft, F sagten wir, das älteste Spiel, wenigstens behaupten die Chinesen es schon 200 Jahre vor unserer Zeitrechnung gekannt zu haben; es ist; wollen wir selbst dies bezweifeln, doch mindestens schon im 6ten Jahrhundert aus Indien nach Persien gekommen, und hat sich von da durch die Araber und die Kreuzzüge *) über die ganze alte Welt verbreitet, so daß jetzt kein Land in allen fünf Welttheilen mit einiger Cultur, einheimischer oder europäischer dahin verpflanzt, ist, wohin es nicht, mit einigen bald wesentlichen bald unwesentlichen Abänderungen, gekommen wäre. Allgemein verbreitet in den höhern, mistlern und nie organlande, in Asien, wo es in Indien erfunden ist. Die Hauptsteine beweist dies. nennt es Schbrantsch, gen alten) Heeres, Ele rd, anzeigt. Es verdrängte Shah, Schach (König), in ist. (Checc, Ebec, ;, Eskakes nennen es die 10.) Es wird das Schach einem in 64 gleiche Felder auf den ihm zunächst stehende derselben acht sogenannte vor ihm befindlichen in der Mitte einen König, eine Königin, und ihnen zu beiden Seiten zwei Läufer, zwei Springer, zwei Thürme befehligt. Die Namen aller dieser Steine mit Ausnahme des Königs, sind und

*) Der Roman der Tafelrunde kennt es schon, und 1477 erschien die erste Uebersetzung eines im 13ten Jahrhundert erschienenen lateinischen Werks, worin es ebenfalls vorkommt.

**) Häufig Greiz; oder Sichelwagen.

waren nach Sitte und Gewohnheit der verschiedenen Völker sehr verschieden. Namentlich gilt die Königin im Morgenlande ungleich richtiger als Bijier (Fers) oder Feldherr; die Springer gelten beim Engländer, Franzosen zc. als Ritter, Reiter, die Läufer werden in England zum Bischof, in Frankreich zum Narren (Fou) gemacht; ursprünglich waren sie Elephanten, mit Reiffen versehen; die Thürme sind ursprünglich in Indien Streitwagen, was auch der ziemlich allgemein gewöhnliche Namen Rochen, aus dem Indischen Roch oder roth bedeutet. Die Bauern hießen bei unsern Vorfahren Wendung; ein charakteristischer Zug, die Herabwürdigung dieses Slavenstamms, von den Deutschen unteriocht zu beweisen. Die als Spieler und Schriftsteller berühmtesten Schachspieler waren der Herzog von Braunschweig, August, im 17ten Jahrhundert; (unter dem Namen Gustav Ebenus, gab er eine Anleitung 1617 in 4. heraus, die jetzt äußerst selten ist), Philidor, in London vorzüglich 1780 — 1790 berühmt geworden; Giacchino Greco bereits in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, und der Araber Philipp Stamma in Paris 1737. Denen, die es erlernen wollen, ist Kochs Eoder der Schachspielkunst als das umfassendste und deutlichste Werk zu empfehlen. Es erschien in der 2ten Auflage 1813 — 1815 in Magdeburg bei Hinrichshofen. — Unter den niedern Ständen ist dies Spiel in Deutschland nicht sehr gewöhnlich, doch ist es merkwürdig, daß sich das Dorf Ströple, Ströbek, in der Nähe von Halberstadt durch eine bedeutende Fertigkeit seit wenigstens 300 Jahren darin auszeichnet, ohne daß man den Grund davon bestimmen angegeben könne. Wahrscheinlich ist es, daß ein Bischof, anfangs hier als Privatmann lebend, die Landleute der eignen Liebhaberei wegen damit bekannt, und dann späterhin deßhalb und unter dieser Bedingung von manchen Abgaben freigemacht hat. — Ungewöhnlicher ist das Schachspiel unter dreien und unter vier Personen. Eben so selten, und zugleich ungemein schwierig sind das daraus entstandene Curierspiel auf einer Tafel von 96 Feldern, und das noch viel zusammengesetztere Kriegsspiel, vorzüglich von Venturini ausgearbeitet. Vor ungefähr 30 Jahren hatte Kempelen (s. d.) eine Maschine in Gestalt eines Türken verfertigt, die sich durch ihr richtiges und sicheres Spiel die Bewunderung und den Beifall der ersten Kenner des Spiels wie der Mechanik erwarb, ohne daß von irgend jemand das Geheimniß entdeckt wurde. Den letzten Nachrichten zufolge befand sie sich noch 1809 zu Wien, von wo sie nach Schönbrunn zu Napoleon geholt wurde, der an sie, wie fast alle, verlor. * r.

Schacht ist im Bergbau eine Oeffnung, welche von der Oberfläche des Erdbodens, oder oben herunter durch das Gebirge oder Gestein gegraben wird. Sollen aus einem Schacht Erze oder Berge (Gestein ohne metallischen Gehalt) gefördert werden, so heißt er ein Förder- oder ein Ziehschacht. Wird in einem Schacht eine Wasserhebungsmaschine gebaut, so nennt man ihn Kunstschacht. Durch einen Fahr schacht fährt man ein und aus, oder steigt hinunter und herauf auf Fahrten (Leitern). Um die Schachte vor dem Einsturz zu sichern, werden sie ausgemauert, oder auch mit Holz ausgepimmert.

Schad. (Johann Baptist), Doctor der Philosophie, ehemaliger Benedictiner zu Banz, wurde 1758 zu Mürsbach im Jggrunde zwischen Bamberg und Coburg geboren. Seine Aeltern trieben Ackerbau, Bäckerrei und Schenkwirtschaft, waren sehr ehrliche, tugendhafte Leute; aber im höchsten Grade bigott catholisch. Ueberdies waren sie arm, hat-

ten elf Kinder, und konnten daher an die Erziehung derselben wenig wenden. Dennoch wünschte der Vater, daß dieser Sohn ein Geistlicher werden sollte. Schon fröhe las Schad die abergläubigsten Bücher und Legenden, die er nur bekommen konnte, und an denen die catholische ascetische Literatur so reich ist. Von seinem Vater wurde ihm von Kindheit auf unerschütterlicher Glaube an die Lehren der catholischen Kirche und Kezerhaß als Mittel zur Seligkeit anempfohlen; aber eben so eifrig wurde er ermahnt, nie Jemanden Unrecht zu thun, und auch selbst den vermeintlichen Kezern Gutes zu erzeigen, wo er nur könnte, weil sie ewig verdammt würden, und also bloß in dieser Welt glücklich seyn könnten. Ein zu Würsbach wohnender catholischer Pfarrer, ein überaus wohlthätiger und rechtlicher, aber gleichfalls sehr bigotter Mann, wirkte durch Lehre und Beispiel auf den jungen Schad, impte aber zugleich durch den Religionsunterricht, welchen er ihm ertheilte, den Aberglauben

Die Namen:

er neun Jahr
medicinerabti
nommen wur
richt im Late
zweckmäßig n
Nebrigens w
Erben, und
Schad hier l
lerei und Un
der als einer
Deutschlands
sah, so ließ
religiöser Ger
tagen sah, ge
lings immer
musik und l
Legenden der
weit Schad
ses frühern V
er doch in d
denen Kenn
nach Bambe
nastum und
bung derselbe

aus jesuitischen Bildung genoss. Hier erwachte der Ehrtrieb in ihm, und durch seine musikalischen Talente, und seine raschen Fortschritte in wissenschaftlicher Rücksicht gewannen ihm viele und angesehenere Freunde, die ihn mit Geld großmüthig unterstützten, so daß er selbst seiner armen Mutter und seiner Geschwistern etwas abgeben konnte. Das Ziel seines Strebens blieb indessen auch hier Mönchsheiligkeit und Selbsterkennung. Er lebte dabei in Bamberg äußerst emporgezo gen, und seine Zeit war zwischen der Lectüre der Classiker und der Musik getheilt. Wir müssen uns wundern über den so hohen Grad seiner Befangenheit, daß die Lesung der classischen Schriftsteller ihm nicht früher schon eine freiere Ansicht geben konnte! Nach einem jährigen Aufenthalt zu Bamberg bestimmte er sich anfangs zum Stande der Weltgeistlichen. Als aber ein natürlicher Trieb — er war jetzt 19 Jahr alt — in ihm erwachte, dessen Erwachen er für den schrecklichsten Vorfall seines Lebens hielt, er

wählte er das Mönchsleben. Um jenen Trieb zu ersticken, verfuhr er gegen sich selbst mit den grausamsten Martern und Peinigungen, die Möncherei und Pfaffenthum erdacht haben, ja er wandte selbst glühende Kohlen an, so daß er beinahe seine Gesundheit zerstörte. Einem Mönch zu Bamberg beichtete er seinen Seelenzustand, und dieser rieth ihm des Klosterlebens noch mehr an, als ein Bollwerk gegen alle fleischlichen Lüste. 1778 trat er in das obige Benedictinerkloster Banz als Novize ein. Dieses Kloster, dessen einzelne Mitglieder, z. B. Placidus Sprenger, sich bei dem protestantischen Deutschland den Anschein von Aufklärung zu geben suchten, wurde in seinem Innern von dem verächtlichsten finsternen Mönchsgeiste beherrscht. Schads Novizenmeister war der wildeste, stupideste Eiferer, der nichts als blinden Glauben und Gehorsam gegen die Ordensregel predigte. Die entehrendsten Büssungen und eine fast göttliche Verehrung der Obern — „in denen Christus angebetet werde“ — wurden dem unglücklichen Jünglinge auferlegt, Bücher, welche die abenteuerlichsten Ausgebirten des Mönchsgeistes waren, wurden ihm zur Lesung gegeben, und so gerieth er in eine Geistes- und Gewissensverwirrung, die bei seinem sonst hellsehenden Blick fast unglaublich erscheint. Schon als Novize stürmte er vom Mönchsgeiste entflammt so heftig mit selbst verursachten Qualen und Bussübungen auf sich ein, daß er von einer beinahe tödtlichen Nervenkrankheit überfallen wurde. 1779 legte er förmlich die Klostersgelübde ab, obgleich ihm von der Schwester des Fürstbischofs zu Bamberg dieser Schritte ernstlich widerrathen, und ihr Schloß ihm zum Zufluchtsorte angeboten wurde, wobei ihm diese vornehme Frau noch auf eine sehr gütige Weise versprach, für sein Glück zu sorgen. Jetzt ward von den Mönchen Schads Reherhaß noch immer mehr entflammt, so daß er wünschte, alle Ungläubigen möchten nur Einen Kopf haben, und er das selige von Gott auserlesene Werkzeug seyn, ihnen diesen Kopf abzuhauen. So war Schad noch sieben Jahre seines Mönchslebens hindurch von dem schrecklichsten Aberglauben befangen, und verbrachte außer seinen Studien die Zeit mit Peinigungen, die er sich selbst oder seine Ordensbrüder ihm auferlegt hatten. Seine Gesundheit war durchaus zerrüttet, aber auch seine Geistesruhe war verloren. Von einer Nervenkrankheit ergriffen, glaubte er dem Tode sich nahe. Jetzt erst faßte er Muth, die Richtigkeit seines bisherigen Glaubens zu prüfen. So schritt er von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr weiter, und Jesus ward „in seinen Augen erst dann ganz göttlich, nachdem er durchaus menschlich geworden war.“ Obgleich schon 1788 zu einem hohen Grade der Aufklärung gelangt, entschloß sich Schad, seinen Klosterbrüdern zum Nutzen, und um auch diese auf eine höhere Stufe der Ausbildung zu heben, noch ferner zu Banz zu bleiben. Als er 1789 in einer Volksschrift dreist dem Volke eine antimönchische Moral predigte, und das Volk auf die schändlichen Kunstgriffe und Betrügereien des Mönchthums aufmerksam machte, da erwachte der Grimm seiner Mitbrüder wider ihn. Er mußte schwere, selbst für seinen Gesundheitszustand nachtheilige Bussübungen verrichten, und wurde sogar eingekerkert. Der Aufklärer Placidus Sprenger legte bei diesem letzten Geschäfte selbst Hand ans Werk. Jetzt wurde er zwar von dem Herzoge von Württemberg zum Hofprediger berufen, mußte aber diesen Ruf nach mehreren ihm sehr ehrenvollen Verhandlungen auf Zureden des Fürstbischofs zu Bamberg ablehnen. Späterhin erhielt er einen Ruf nach Straßburg von dem constitutionellen Bischof Brendel zu einer Pfarre von 800 Franken, wobei er zugleich an Eulogius Schneider ver-

wiesener wurde. Diesen Ruf lehnte Schad mit schätlichem Unwillen ab, und zog sich in die Einsamkeit zurück. Er lebte bei mehreren Hofgelehrten, und sogar in den Hefen der Freiheitskämpfer, und in dem damaligen Erbprinzen auf die edelste Weise. Auf die Erlaubnis des Klosters, sich von dem Kloster zu Bang entzweien, und die Beschränkung überste. Schad ward, größter Härte behandelnd, einem seiner geheimen Räte mit ihm verboten, ihn zu ergreifen lassen, entzogen (genommen war), mit

Zurücklassung seines Eigenthums, besonders seiner bedeutenden Bibliothek, von der er nur wenig retten konnte. Sein erster Zufluchtsort war Ebersdorf, wo der damalige Graf, jetzige Fürst von Reuß, ihn menschenfreundlich aufnahm und unterstützte. Weil aber die Mönche zu Bang auch hier ihm nachstellten, begab er sich nach Gotha, und von dort nach Jena, wo er promovirte, und die Freiheit erhielt, über Philosophie zu lesen. Hier erwarb er sich übrigens die Liebe seiner Zuhörer und die Achtung des Publicums. Er verheirathete sich, und wurde glücklicher Gatte und Vater. Die Mönche in Bang setzten indessen ihre Verfolgungen fort, und suchten Schad auch bei dem weimarschen Hofe anzuschwärzen, der aber zu heilsam war, um von Lasterungen dieser Art Kenntniß zu nehmen. Die Redaction der jenaischen Literaturzeitung aber, deren Mitarbeiter Schad war, schloß ihm auf der Mönche zu Bang und des geistlichen Raths Oberthürs Angebungen aus, ohne daß jedoch Schad in Rücksicht seines häuslichen Wohlstandes dadurch gelitten hätte. 1804 wurde er als russischer Hofrath und Professor der Philosophie auf die Universität Erlangen berufen. Er auch

folgte. Seine Lebens- und 1803, 2 Bände) aus welcher obige Charakteristik ihn als einen Mann Gemüthsart, und ist eine der Beobachtungen, die wohl nicht zu läugnen ist, d. Verderbnissen des Klosterlebens. Außerdem hat Schad mehrere Pläne, von denen wir hier nur anführen: Der daraus hervorgehenden Religion, gr. 8. Ebd. 1802; System der Natur- und Transcendentalphilosophie, Landsbut 1804; Geist der Philosophie unserer Zeit, Jena 1800; Grundriß der Wissenschaftslehre, 8. Jena 1800.

Schädellehre ist die von Dr. Gall (s. d. Art.) systematisch aufgestellte Lehre von der Structur und den Verrichtungen des Nervensystems, und vorzüglich derjenigen Abtheilung, welche im Schädel eingeschlossen ist, und das Gehirn zusammensetzt. Daher kommt ihr der Name Schädellehre nur in so fern zu, als das Gehirn vom Schädel eingeschloffen wird, und dieser sich nach ihm formt. Noch weniger darf sie für eine Physiognomik angesehen werden, obgleich sie als Physiologie des Gehirns sich sehr fruchtbar auf Physiognomik, so wie auf Pädago-

1803,
sind,
hilichen
besitzen,
von dem
en hat.
von dem
us und
Erfurt
mit der

ist und Kränkeleinde anwenden liest. Die Entsch
 der Biographie des Autors schon berührt. Kurz
 derselbe in Paris, durch ein eigenes Werk (Anatom
 système nouveau ou général et du cerveau :
 Beobachtungen bekannt gemacht, und durch viele
 Hauptpunkte seiner Lehre hat folgende: Das Ged
 Organ, wodurch die geistigen Thätigkeiten
 vermittelt werden. Wodurch sie an und si
 werden, gehört nicht herbei, denn die absolute Ju
 genstand der Naturforschung, sondern die Art un
 detaille Erscheinung in dem Menschen besteht. Es
 eines Organs, und hat außer dem geistigen Charakter noch einen emp
 rischen. Das Medien, als ein solches Organ, ist aber nicht
 bei jedem einzelnen Acte des Denkens in seiner ganze
 Masse thätig, sondern so wie jeder Sinn, jedes Bewegungsorgan
 überhaupt jede besondere Function im Körper einem besonders Nerven
 als Werkzeug hat, eben so gehört jeder qualitativen verschiedenen Den
 verrichtung eine abgesonderte Gehirnportion als Organ, wodurch sie er
 möglich wird. Die Stärke des Nerven und die Menge sel

steht mit der Intensität der in diesem Organ
 den Verrichtung in geradem Verhältniss
 ve des Elephanten hat die Stärke eines Kinderarms. To
 ch in andern Thieren starke Muskeln zeigen von sich
 die weite Nase des Hundes von seinem kleinen Geruchs
 und Uebung bezieht nicht nur Fertigkeit in die Olfaction
 ergötzt auch ihre Nase. Deshalb zeigt ein so Mal
 tra die Möglichkeit eines intensiven Denkvermögens u
 an. Comparative Gehirn-anatomie bestätigt diesen Sa
 ze Thierreihe. Je mehr ein Thier Gehirn hat, desto mehr
 aktiver und feiner entwickelt, d. h. die größere Menge
 des Gehirns ist durch eine größere Summe einzelner Organe gegeben
 die wieder eine größere Quantität verschiedener Thätigkeiten zulassen. Bei
 der Vergleichung zweier Thiere derselben Art, die also gleiche Organe
 haben, wird das größere Gehirn eine gesteigerte Ausbildung derselben
 Organe und der durch sie bedingten Thätigkeiten annehmen lassen. Da
 Mensch besitzt, im Verhältnisse zu seinem übrigen Körper, das grösste
 (aus den weissen Theilen zusammengesetzt) Gehirn in der ganzen Thier
 reihe. In ihm sind also wie mehr Organe vorhanden, als in alle
 Thieren, es trägt in seinem Gehirn
 den einzeln zukommen, nicht nur in
 dem andre, den Thieren fehlende.
 lichen durch Hirnorganen einzelner
 gen Thiere konstruiren, und wenn in
 den Theile zuseht, so entsteht ein
 schenschaß zeigen aber unter sich,
 als in der Vergleichung einzelner
 lehrt die genaue Beobachtung, da
 nicht durch den größeren Umfang
 entsprechende Vergrößerung einzel
 größere Gehirnmasse ausdrückt.
 lungperiode und Bildungszeit bei
 ganze Gehirn ein Strecken nach zu
 lichen Schädel die obere Hälfte des
 Gehirns hervor, und kann durch Na

Dieses sollte zuerst gebracht werden; an einem alten Fehdel ist dagegen gerade das Gegentheil zu bemerken. (Es versteht sich übrigens dies alles auf der gesunden Organisation). Auch einzelne Gehirnsportionen vergrößern sich in der Jugend, die Cirrus eines zweijährigen Kindes ist weit gewidriert als die eines halbjährigen u. s. w., und dieses Hervortreten verbreitert sich bei weitermendem Kindesalter immer weiter und um so stärker, je mehr durch Erziehung und Übung die Fähigkeiten geweckt, d. i. die Organe angekräftigt werden. — Die Vertheilungen bestimmter Gehirnsportionen sind von einander namentlich verschieden, und behaupten sich in wechselseitiger Unabhängigkeit, so wie auch die ihnen vorgesetzten Medienzellen selbst durch bestimmtes und eigenthümliche Formen sich unterscheiden. Nachwahrheit der Sinne war dieses Reich längst vor uns bekannt, aber seine Anwendung auf das Verständnis der einzelnen Thätigkeiten des Erkennens- und Fühlensvermögens hat uns erst gemacht, und dadurch der Verwirrung in der empirischen Psychologie ein vales Gebot. Vor uns wurden mehrere qualitates verschiedene Thätigkeiten des Denkvermögens aus ihr qualitate hier graduell verbunden angesehen, so wie viele graduelle Unterschieden für qualitates verschiedene Vermögen gehalten. Gedächtniß, productives Einbildungskraft, Estimation, Verstand fanden einen andern als Eckelkräfte, da sie jedoch nicht als verschiedene Portionen der Entwicklung von dem Gehirn geschieden sein konnten. Es fängt das Organ seine Ausbildung auf der niedrigsten Stufe mit Erinnerungsfähigkeit oder Gedächtniß an, eine weitere Stufe gibt Beobachtung, eine höhere Production und Theilnahme (Verstehen) des erkennenden Stoffes. Hinwiederum erklären sich aus der richtigen Unterscheidung anderer unabhängiger Vermögen und ihrer besondern Organe im Gehirn: wie in den verschiedenen Lebensperioden gleichzeitig Entwicklung des einen Vermögen und Zurücktreten des andern Stufe haben kann; wie durch Verletzungen bestimmter Hirnzellen aus bestimmte Fähigkeiten verloren gehen; wie auf eine bis zur Ermüdung fortgesetzte Anstrengung einer Fähigkeit die darauf folgende Thätigkeit einer zweiten, d. h. der ruhenden, möglich wird. Alles, was auf die Fähigkeiten, d. i. Erkenntnisvermögen, Bezug hat, muß eben so auch von den Neigungen, d. i. dem Fühlensvermögen, gesagt werden. Es existieren für jedige ebenfalls Organe im Gehirn. Das Gehirn ist ein Conduktor von Organen. Man muß sich den Vereinigungspunkt aller Nerven des ganzen Körpers da vorstellen, wo Rückenmark und Gehirn zusammenstoßen, d. i. im Gehirn, an der Stelle, durch deren Druck jedes Glied, das ein Gehirn hat, sehr leicht quillt wird. Im Inneren des Rückenmarks

gibt Nerven in alle Organe des Körpers über die in Nervenfasern. Die zweite ist ein kleiner Kern, und vertheilt sich in die großen, oder sehr vielen auch an vier Orten zusammenfließend (Nervenzellen) mit etwas feinsten Nervenfasern gehen. Die Verbindung ist eben so große Mannichfaltigkeit dargestellt. Wenn die Strahlen auf der Oberfläche der Hirnrinde sind, indem sie nach und nach ihre

eige Beschaffenheit verlieren, und in eine graue Knädensubstanz übergehen. Während dieses Ueberganges dehnt sich die Hirnmasse in eine hautförmige Fläche aus, deren Stamm von den Schenkeln gebildet wird; diese Fläche ist in jene Windungen knaulförmig zusammengewickelt, doch so, daß sie durch gehörige Behandlung vollkommen ausgebreitet werden kann, auch sich dann von selbst aus ihren Windungen entwickelt, sobald beträchtliche Wasseransammlung in den Hirnhöhlen das Gehirn von einander treibt. — Die Organe des Gehirns sind alle doppelt vorhanden; die ganze Hirnmasse läßt sich in zwei durchaus gleiche Hälften spalten und es findet nur an den Stellen Einfachheit (z. B. an der Hirnschwiele) Statt, wo man diejenigen Organe zu vermuthen hat, welche zur Verknüpfung aller Thätigkeiten zum gemeinschaftlichen Bewußtseyn bestimmt zu seyn scheinen. Deshalb ist bei Fehlern der einen Hirnhälfte die naturgemäße Function der zweiten noch möglich, so wie eine Niere, ein Hode fehlen kann, ohne daß weder die Urinabsonderung, noch die Zeugungskraft völlig unterdrückt ist. So wie jedoch bei allen doppelten Organen (den Augen, Händen zc.) eins jedesmal stärker ist, so sind die Organe der einen Hirnhälfte ebenfalls thätiger, ausgebildeter und größer. — Diejenigen Organe, welche allen mit Gehirn versehenen Thieren zukommen (solche, die mehr auf Energie und Erhaltung des Lebens Bezug haben), liegen nach der Basis des Schädels zu; so wie aber das Gehirn sich durch Vermehrung der Organe höherer Seelenkräfte veredelt, so finden sich die hinzugekommenen mehr nach oben und außen gegen die Decke und Seitentheile des Schädels. Gleichergestalt gibt sich die Vergrößerung einzelner Hirnpartien durch Hervortreten über die andern zu erkennen. Dabei verhält sich der Schädel leidend, d. h. seine Form wird durch die Beschaffenheit der Gehirnoberfläche erst bestimmt, er drückt im gesunden Zustande nicht auf das Gehirn. Denn schon ist im Fötus Gehirn da, ehe noch der Schädel sich bildet; es ist dann nur mit der harten Hirnhaut überzogen, welche hier, wie die Weinhaut an andern Knochen, die Erzeugung und Ernährung der Schädelknochen übernimmt. Sonach legt sich die Knochenmasse gleichmäßig an die Fläche der Hirnhaut an. Und da jeder Theil des Körpers nur durch immerwährende Zerstörung und Bildung besteht, so wird auch die später erzeugte Schädelmasse jederzeit mit der Gehirnoberfläche parallel laufen. Die Schädelknochen bestehen beim Erwachsenen aus zwei Tafeln, zwischen denen eine markige Diploe liegt. Man könnte demnach glauben, es richte sich nur die innere Tafel nach dem Gehirn; doch dem ist nicht so. In der Jugend, wo noch keine eigentliche Diploe vorhanden ist, sind beide Tafeln füglich als eine anzusehen, und von dem Lebensalter an, wo die Diploe erscheint, bis zum vierzigsten Jahre, lehren die Beobachtungen einen parallelen Verlauf beider Tafeln, welcher aus der sich immer gleichbleibenden Stärke der Diploe resultirt, die beide Platten immer gleich weit von einander entfernt hält, krankhafte oder verletzende Einflüsse abgerechnet. Daraus ergibt sich ebenfalls der parallele Verlauf der äußern Schädelfläche mit der des Gehirns; welcher bis auf folgende Stellen richtig gefunden wird: an den Stirnhöhlen, an der Kreuzgräthe des Hinterhauptbeins, an der Gräthe des Stirnbeins, und an der Gegend der beiden größern Fontanelle. Diese Stellen ausgenommen, wird man am ganzen Schädel im Stande seyn, die Erhöhungen einzelner Stellen des Gehirns außen durch Gesicht und Tasten wahrzunehmen. Genäue und fortgesetzte Beobachtung und Vergleichung der Menschen haben gezeigt, daß ein-

zelne Hervorragungen auf sehr große Entwicklung einzelner Fähigkeiten und Neigungen schließen lassen; daß aber da, wo alle Verrichtungen der einzelnen Organe in gleichmäßiger Form entwickelt sind (Sphäre,

sinn, der dem Menschen ausschließlich zukommt, und an einer tiefen Herabsenkung des Augenbraunenbogens nach außen erkannt wird, so daß dadurch die Stirn fast viereckig wird. Etwas neben dem Conjunctiv nach innen steht der Farbensinn. Ist aber der innere Augenwinkel und mit ihm die Queraxe des Auges herabgetrieben (Ziegenaugen), so verräth das Personensinn, d. i. die Fähigkeit andere Menschen, sie mögen ein auffallendes oder nicht auffallendes Aeußeres haben, leicht wieder zu erkennen. Eine horizontale Grube über dem Augenhöhlenbogen deutet auf Geiz, ihre Ausfüllung auf Freigebigkeit. Obher an der Stirn trägt der Mensch die Organe, welche seiner Gattung ausschließlich zukommen und den Vorzug seiner Menschennatur ausmachen. Sie geben Aufschluß und Berichtigung über die camperschen Bestimmungen der Gesichtslinie. Im allgemeinen deutet daher eine hohe, breite und gewölbte Stirn auf ausgezeichnete Geistesstärke, eine niedrigere Stirn auf geringe Entwicklung von Geisteskräften. Bei sehr jungen Kindern, im dem Alter, wo sich das Auffassungsvermögen (Beobachtungsgeist) zu regen anfängt, so wie bei ausgezeichneten Beobachtern, ist die verticale Stirnhöhe kugelig gewölbt. Die philosophische Speculation zeigt sich in der Mitte der Stirn an ihrem höchsten Punkte, die populäre Beredsamkeit etwas unter derselben, der Witz offenbart sich durch die zwei hügelartigen Erhöhungen zu beiden Seiten der Stirn über den Augen. In der Mitte des Schädels, über der eigentlichen Stirne, drückt sich die Gutmüthigkeit durch eine Wölbung aus; Grausamkeit durch die Abwesenheit derselben; hinter derselben zeigt eine fortgesetzte Wölbung den Hang nach Schwärmerei an, welche durch Einwirkung anderer Organe bald fanatisch, mystisch, religiös, poetisch werden kann. Noch weiter nach hinten, zu beiden Seiten der Pfeilnath, strebt die Beharrlichkeit (Eros) empor; ihr zu beiden Seiten liegt das Organ für das Darstellungsvermögen. Neben den Augen nach außen, doch etwas höher als sie selbst, neben dem Zahlensinne, drückt der Kunstsinne, die Anlage zu mechanischen Fertigkeiten sich durch eine Erhöhung des Schädels aus; weiter nach hinten, nach den Ohren zu und über ihnen, deutet eine Erhabenheit die Schlaueit an, die, wenn ihr die Unterstüßung edler Organe und Motive fehlt, und wenn sie im hohen Grade vorhanden ist, zum Diebstahne ausartet. Dieser erzeugt dann ein Vergnügen an dem listigen Entwenden eines Gegenstandes, nicht an dem Besitze des entwendeten. Gerade hinauf über den äußern Ohren, wo sich auch der Schädel umbeugt und wölbt, gibt eine große Breite des Kopfs Bedächtigkeit, das Gegentheil Leichtsinne zu erkennen. Etwas darunter, nach dem hinter dem Ohre gelegenen Warzenfortsatze zu findet sich die freundschaftliche Anhänglichkeit; noch tiefer, in der Nähe des Würgsinnes, des Gehörs, der Schlaueit, der Bedächtigkeit steht der Muth. Eine horizontale Linie von einem Organe der freundschaftlichen Anhänglichkeit zum gegenüberstehenden gezogen, durchschneidet die Aelteren- und Kindesliebe; über dieser nach der Wölbung des Hinterkopfs hinauf und in ihrer Mitte gränzt an die Beharrlichkeit der Häßsinne, der physisch (die Gänse, den Steinbock) zum Steigen treibt, moralisch zum edlen Stolze, oder zum verächtlichen Hochmuth (Eitelkeit) wird. — Die genauere Bezeichnung der Organe, ihre Gränzen, Ausdehnung, die wichtige Geschichte ihrer Entdeckung, ihre Nachweisung an verschiedenen Schädeln solcher Thiere, die den Besitz der verschiedenen Organe durch besondere Triebe und Fähigkeiten bezeugen, sind in dem Werke

des Autors dieser Lehre selbst zu finden. Hier nur noch die Bemerkung, daß die Lehre zwar aus der angehörnen größern Masse des einzelnen Organes die schnellere oder überwiegende Entwicklung seiner Thätigkeit oder Neigung festsetzt, daß diese Natur aber weder zum Materialismus föhret, noch die Willensfreiheit, noch die Unabsehlichkeit läugnet, die Richtung des Geistes und Gemüths durch Erziehung zu beugen. Da sie vielmehr, der Erfahrung zufolge, die durch Natur ist, überwiegende Stärke eines Organes durch lange Übung, auch zeigt, wie durch den Einfluß edlerer Organe sich in veredelt, die sonst sich selbst überlassen in Nothwendigkeit sie dem Weg sehr vollständig an, welchen die Erziehung habe, um die Willensfreiheit zu befestigen. Denn wenn es diese durch die große Menge von Organen gegeben, mit welcher es abwechseln kann, so daß er im Grunde ist, die Überzeugung schlechtere Neigung dadurch zu unterdrücken, befreit an ihrer Stelle hervorrufen. Absolute Noth ist nur

möglich, bei dem wachsenden Menschen, so wie beim Thiere, ist jedoch wenigstens ein Organ thätig; hat die Erziehung ihm die Herrschaft über seine Organe gegeben, daß er sie nach Willkür in Thätigkeit und Ruhe versetzt, so ist er frei, nicht diese Nothwendigkeit ihm nicht zu Gebote, so gleicht er dem Thiere, das instinktmäßig, unaußhaltig der Natur seiner Neigung wird. Diese Ansichten sind durch Erfahrung und physiologische Organologie seine Lehre, die sich sonst nur auf die mehr in die Sinne fallenden Organe, keineswegs auf Gedächtnis, bezieht, und schließen sich unmittelbar an die Psychologie an. Sie verknüpfen also die Realität der Menschennatur mit der speculativen Anthropologie, und haben ganz besonders ihren Werth auf dem unrichtigen Standpunkte der empirischen Philosophie, von welcher alle höhere, wenn sie zuverlässig sein soll, erst ausgehen kann. Endlich wird sich daraus von selbst ergeben, daß Schadelphrenologie nur ein Nebenweig der bei den vielen Schwierigkeiten, welche sich ihr e Spuren der Ungewißheit und Unvollkommenheit

Schaden, darunter versteht man jeden Verlust auf man ein Recht hat. Schadenersatz ist hienun Schaden. Juristisch betrachtet, kann ein positiver, d. h. ein solcher, der Verschlechterung dessen, was wir wirklich besitzen, oder eine Verminderung eines noch zu hoffenden nur wird der Schaden eingetheilt in dolose rechtliche Weise mit Vorsatz zugefügter Schaden: dieser muß ohne Unterschied, selbst dann vergütet werden, wenn vorher ein Vertrag, daß kein Schadenersatz Statt finden solle, geschlossen war; nur wenn ein solcher Vertrag nach erfolgter Kenntniß des Beschädigten von dem erlittenen Schaden geschlossen wird, so findet keine Vergütung Statt; 2. in culpa oder Schaden, der durch Nachlässigkeit angerichtet wird. Die Juristen nehmen drei Grade der Nachlässigkeit (culpa) an, nämlich die große (culpa lata), die geringe (e. levis), und die geringste (e. levissima). Der mittlere Grad der Nachlässigkeit wird weiter in die concrete (culpa levis in concreto), und in die abstracte (e. levis in abstracto) abgetheilt. Die erstere Art der beiden letztern findet Statt, wenn Jemand nicht die Aufmerksamkeit in Rücksicht Anderer bewahrt, welche er in seinen eignen Angelegenheiten anwendet, um keinen Schaden zu verhängen. Die zweite Art ist das Eigenthum hiervon; 2. theils

wan den Schaden in zufälligen (d. casuale) ein, und macht auch hier wieder den Unterschied a) des rein zufälligen (damni mere casualis) und b) des gemischt zufälligen (damni mixto casualis). Zufall ist nämlich jedes unvermuthete Ereigniß, dessen Abwendung nicht in unserer Macht steht, dessen Entstehung aber in unsern Handlungen ihren Grund haben kann. Ist es nun ein solcher Zufall, der nicht durch unsre Handlungen veranlaßt ward, als ein Blitzstrahl oder Hagelschlag, so ist der daraus entspringende Schaden ein rein zufälliger, und der Beschädigte ist, wofern nicht Verträge, z. B. Pacht- und Miethcontracte, oder Asscuranzen ihn dazu berechtigen, nicht befugt, von irgend Jemand einen Schadenersatz zu begehren. Ist der Schaden durch einen Zufall, der in den vorhergehenden Handlungen eines Menschen seinen Grund hatte, entstanden, so ist es ein gemischt zufälliger Schaden, und der Beschädigte ist in dem Grade zur Forderung des Ersatzes berechtigt, in welchem der Beschädiger verpflichtet war zur Unterlassung derjenigen Handlung, welche den Schaden herbeiführte. So wird auch die Befugniß, Ersatz für culpose oder durch Nachlässigkeit zugesügte Schäden zu verlangen, bei Verträgen (s. Verträge und Quasiverträge) nach dem Grade des Fleißes verlangt, welchen ein Vertragsschließender nach der Natur des Vertrags oder Quasivertrags dem Mitschließenden zu leisten hatte. Außer Contracten kommt es bei der Verbindlichkeit zum Ersatze des nachlässiger Weise zugesüigten Schadens freilich auch sehr auf den Grad jener Nachlässigkeit und der dadurch entstandenen Beschädigung an; indessen ist der Beschädiger hier auch bei dem niedrigsten Grade der Schuld zum Ersatze des durch ihn veranlaßten Schadens verpflichtet (s. Verbrechen und Quasiverbrechen). Für private Beschädigungen (s. oben) gestatten in der Regel unsre bisherigen Gesetze keine Verpflichtungen zum Schadenersatz, wofern nicht der private Schaden aus einer positiven Beschädigung entsprungen, und zugleich gewiß oder zu berechnen ist. Jedoch kann z. B. ein Kaufmann gegen einen andern auf Ersatz des durch eine widerrechtliche dolose oder culpose Handlung vereitelten, gehofften Gewinns klagen, obgleich der Kläger wirklich noch nicht im Besitze dieses Vortheils gewesen ist. Noch bemerken wir, daß kein Beschädiger, wenn er den Schaden durch gehörigen Gebrauch seines Rechts veranlaßte, zum Ersatze verpflichtet ist; und daß jeder Schaden, den Jemand durch seine eigene Schuld leidet, ihm allein zur Last fällt: *damnum, quod quis sentit sua culpa, non sentire videtur.* N. P.

Schadow (Johann Gottfried) Professor, Vicedirector der königlichen Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften zu Berlin, auch königlicher Hofbildhauer, und Mitglied der Akademie der Künste zu Stockholm und Copenhagen, einer der berühmtesten deutschen Bildhauer, wurde am 20sten Mai 1764 zu Berlin geboren, und zeigte schon früh einen unwiderstehlichen Hang zu den zeichnenden Künsten; allein die Dürftigkeit seines Vaters — eines Schneiders mit einer kinderreichen Familie — ließ die Befriedigung jenes Dranges nicht hoffen, bis er zufällig den ersten Unterricht im Zeichnen von einem pensionirten Bildhauer erhielt, mit dem er in dem Hause des Bildhauers Lessaert bekannt ward, dort sich mehr im Zeichnen übte, und endlich bei der ihm überlassenen Wahl zwischen Malerei und Bildhauerei sich der letztern widmete. Von einem Mädchen, das er liebte, begleitet, flüchtete er nach Wien, heirathete sie dort im 21sten Jahre seines Alters, und ging, Lehre, Pension, Aeltern und alle Ausichten freiwillig aufgebend, mit Einwilligung und auf Kosten seines Schwiegervaters nach Italien. Unermüdet fleißig verlebte er während der Jahre 1785, 1786 und 1787

Seine größte Zeit in dem Vorkorn des Backens und des Castels. In dem sogenannten Concorso di Palestra machte er die gelobte Probe in gekanntem Iden, und erhielt dafür die goldene Preismedaille, obgleich er gar keine Bekümmert hatte, weil so viele andere mit ihm um seinen Preis sich bewerbende Künstler. Im J. 1721 erhielt Schadow durch den Staatsminister von Braunschweig die durch Kaiser's Tod erledigte Stelle ungetrübter seiner Jugend, jedoch mit etwas geringerer Ehrendienst und weniger Vorrechten. Sein erstes großes Werk in Deutschland war das, dem verstorbenen jungen Grafen von der Mark, einem nachherigen Coburg-Krüdlich-Kübeland II., errichtete und 1723 vollendete Denkmal, welches in der Dorostadtkirche zu Berlin sich befindet. Diesem in mancher Hinsicht vortheilhaften Kunstwerke folgten bald mehrere, von denen wir hier nur seine colossale Bildsäule des Generals von Pirchen in Hofmannsteden, die Bildsäule Friedrichs des Großen zu Pommern, ein Epitaphmodell in Lebensgröße, welches die demalige Kronprinzessin jetzt verewigte Königin Luise von Preußen und ihre Schwester, die Prinzessin von Polen, Besuchen, jetzige Herzogin von Cumberland vorstellt, wie sie sich derseits an einander setzen und umarmen; die Bildsäule des Fürsten Krasold von Teschen, im Kaiserthum zu Warschau; mehrere Sandsteinarbeiten am neuen Kunsthofe bei Potsdam; das Denkmal des Generals von Lauenburg zu Breslau anführen. Neben den Modellen zu einem Monument für den Coburg auch das und hat er an einem Quadriga auf dem Brandenburgischen Thor modellirt, und von dem Kupferstich ausgetrieben — Schadows Coburg, Karl (pauze) und Wilhelm, dabei erster als Medler, letzter Hofmannsteden erricht.

Echse Dieses seltene Hausthier lebt fast unter jedem Himmelstrich, sobald nur Luft und Nässe nicht übermäßig sind; es liebt reine Luft und gute Kräuterweiden. In Gärten und Wäldern gibt es mehrere von einander verschiedene Arten der Echse; so haben die isländischen Echse mehrere Hörner, die arabischen in Äthen kurz und dick, oft bis zu 2 Hand schwere Schwänze, die ungarischen gewundene Hörner und große Walle. In Europa sind die spanische und die englischen die besten Arten; jene kommen aus Afrika; diese aber durch Veredlung als Exotica. Auch in Deutschland haben Kreuzungen und Verbesserungen große Nutzen zur Veredlung der Echskreuzen angewendet und spanische Echse (sogenannte Seidenchale) angebracht. Es geschieht dergleichen das Wort Echse das weibliche Thier, das es bezieht bekommt, so nennt man es Wasserchale, wie das männliche Widder, Fische, Enten oder Foch genannt wird. Der reichhaltigste Hof derseits Himmel, und der gemächte Himmel Echse Ein neugeborenes Echse heißt Lamm; von vornehmlich nach dem Geschlecht Vochs- und Kalblamm. Der Fochlamm werden, wenn sie beschonnet worden, Hammelkamm genannt. Der Schwanz die auf einige Finger gekürzt, Fährlinge, zweifährige oder Fährschale, und diese geladen. Eine andere Einbelegung der Echse Fährliche, ist nach dem sie fährlich ein oder zwei Fährten bekommt man vom zweifährigen Thier dem einjährig, und immer ist diese besser als zweifährige Echse schwer zu veredeln, denn immer müssen sie beim Anfang der Veredlung in einjährig verwandelt werden. Das Wort

Der Schafe erkennt man aus den Zähnen. Das Lamme hat acht Milchzähne, von denen es jährlich ein Paar einbüßt, wogegen es drei Schaafzähne erhält. Der Farbe nach sind die Schafe weiß, braun, schwarz und scheckig. Scheckige nennt man auch Zwieselchafe. Die weiße Farbe ist die beste, weil sie sich mit allen Farben färben läßt. In veredelten Schäfereien duldet man dabei auch bloß weiße Schafe. Die schönsten Schafe sind die spanischen, daher man auch durch sie die Schäfereien veredelt. Gute Pflege und Fütterung sind dabei das wichtigste. Um den Anlauf der Milch zu verhindern, ist es nöthig, alle drei Jahre die Weide zu wiederholen. Man muß dabei außer der Weide berücksichtigen, in da sie einen bedeutenden Wechsel nicht leicht starkem Leibe, breiter Brust und kurzen Beinen gern bei der Herde und fressen gut; da sie, fem, kraus, aber nicht verworren seyn. Elendige und kleine Augen mit vielen roten Adern schon die Zähne zu verliessen sondern am besten nur zwei besamtes, schwaches und eine der besten Aussicht. Zu nöthig, welche die Herde an. Ihre Weide muß man sich ihnen schädlich, zumal zu früh austreiben, sondern muß man daselbst sorgen, zu verschaffen; daher weil

den anfangen, muß man und dreijährig. Das schaftrüge Thier, bedarf in diesem Zwecke sind auch, vor Wölfen schützen und mit Sorgfalt wählen. Es im März und April. Man erst, wenn der Thau abgewaschen bei großer Hitze wo der man sie morgens auf der Morgenfelde und Nachmittags auf der Winternachtseite. Ihre Lieblingspflanzen sind das Schafgras (*Festuca ovina*), das Löffelkraut (*Bursa pastoris*), mehrere Treiswurten u. s. w. Die natürliche Bezeitungszeit der Schafe ist im September und October; wo aber die Seidre frei unter der Herde geben, braten sie sich schon im August und selbst im Julius. Da nun ein Schaf nur 21 Wochen trüchtig geht, so würden die Lämmer im härtesten Winter geboren werden. Dies zu vermeiden, sondert man die Widder von den Schafen und läßt sie erst zu Ende October zu ihnen. Ein Eibbe zur Zucht muß wenigstens ein Zeilbock, stark, dreißig, krausköpfig und wackerlich seyn. Ein Schaf aber wird am besten erst zugelassen, wenn es vierjährig wird. Während des Tragens ist die sorgfältigste Pflege und Wartung nöthig; man muß sie mit unverdorbenen und gutem Futter versehen. In der Lammezeit muß der Stall noch erweitert werden; die ganz jungen Lämmer werden mit ihren Müttern 3 bis 4 Tage besonders gehalten, und erst nach 10 Tagen kann man sie unter die übrigen Schafe laufen lassen. Einige Widder lassen ihre Lämmer nicht saugen, diese muß man absondern und eigens davon gemächlich. Man muß ihnen in dieser Zeit das beste Heu und Brunnweiz geben. Das erste Geschäft nach der Geburt der Lämmer ist, sie zu zeichnen, welches gewöhnlich an den Ohren geschieht. Später folgt dann das Verschneiden bei den männlichen, und das Kürzen des Schwanzes bei den weiblichen Lämmern. Zu derselben Zeit muß man sie an das Fressen gewöhnen. Wenn das jüngste Lamme drei Monate alt ist, kann man alle von den Müttern entwöhnen; die Schafes thun es gewöhnlich zu Ende März oder Anfang Juny's. Man treibt sie nun auf die beste Weide und schafft ihnen dabei die möglichste Abwechslung. In Folge muß man sie noch, so viel es geschehen kann, mit feindlichen

gen Niedrigkeit und etwas Feines füttern. Ein Vortheil ist es, daß man ihnen nicht zu trinken geben muß. Man tränkt sie am besten vor dem Wollschneiden, oder erträgt zuerst dabei, wo sie gefundes Wasser finden. Bei der großen Hitze im Sommer muß man dabei sehr bedachtsam verfahren. Die Lämmer werden gewöhnlich zum erstenmal erst bei der zweiten Schur geschoren. Der Kopf behält die Wolle, weil sie besser verwehrt, daß Insekten sich einzunisten, wodurch die Verkrankheit erzeugt wird — Gute Wartung ist bei der Schafzucht die Hauptsache. Man sollte dabei nicht mehr Schafe, als man gut verpflegen kann; wenigst gut gepflegt werden mehr Vordiel gewähren als viele schlecht gepflegt. Man rechnet, daß das Schaf 7 Monate von der Weide lebt, einen Monat vor dem Winter, und einen vor dem Frühling halb von Weide, bald von Futterung, drei Monate endlich ganz von der Fütterung. Dem gemäß muß man sich mit Heu und Erbsen einrichten. Beim ersten Ausstreichen im Herbst darf die Schafe nicht ganz hungerrig ausgeführt werden, weil sie sonst zu begierig alles, was ihnen vorkommt, fressen und leicht krank werden. Wenn aber das Gras erwachsen ist, kann man sie allmählich dazwischen, nur nicht an vorzüglichen Orten. Dort was sie nicht mehr auf der Weide werden, so kommen sie auf die Proschäden, und werden dort ungriffen, so haben sie eine Hungerweide, wenn nicht bloß für sie bestimmte Weide hinlänglich vorhanden ist. Im Winter muß man ein Hauptaugenmerk auf sie haben, sie reichlich und gut tränken und füttern, denn davon hängt die Zahl und Menge der Wolle, der Dünger und die Zahl der Lämmer ab. Winter und Sommer muß man sie auch streng Salz lecken lassen, besonders wenn sie ihre Weide danach durch Weiden der Felderwälder und des Erdbodens pflücken. Man rechnet dabei auf 3 Edele alle 20 Tage eine Handvoll Salz. Der Roggen, den und die Schafe gemästern, ist vielkornig, und besteht vornehmlich in der Kelle, dem Weizen, dem Weizen und dem Kleber. Die Weidenweide braucht man zu Fellen, die Felle entweder mit der Wolle zu Unterfutter und Bekleidung, oder ohne die Wolle zu Pergament, Corduan und ähnlichem Leder. Das Fett braucht man zu Seifen, das Backpulver zu Färbem und die Klauen und Knochen zum Leim. Unter den verschiedenen Krankheiten, denen die Schafe unterworfen sind, sind die hauptsächlichsten die Flocke, der Durchlauf, die Flocke, die Flocke, die Flocke, die Flocke, das Flocke, das Flocke und die Flocke.

Schafzucht. Bei einjähriger Schafzucht ist die Zeit der Schafzucht im Mai; bei zweijährigen im Mai und im November. Den Tag vor der Schur schneidet man die Schafe und sorgt für die geänderten Schafe nicht wieder beschneiden, oder am besten unter einer Schere. Man handelt sie, bündelt sie oder möglichst zu verpacken. Man bündelt die Wolle so viel möglich; vornehmlich sondern sie ab, weil sie viel feiner ist. Der Ertrag bei der Schafzucht, gewiß aber ist es, daß alle veredelten und gutgepflegten Schafe mehr Wolle geben. Die geschorenen Schafe führt man auf die beste Weide, oder füttert sie noch besonders gut, weil sie eine größere Flocke haben.

Schafzucht. In der Schafzucht haben und die Engländer und Spanier zum Vorkommen. Die englische Schafzucht wurde schon vor uns Jahren durch die Verheerung spanischer Wälder auf dem englischen Boden verbreitet. Man wohnt hierzu die ersten Schafe aus der spanischen Barbarei, welche sehr wohl gediegen. Es ist unter Eifer

daß vorher die Schafzucht zur Vollkommenheit gebracht. Man kaufte
 das schottische Wadd
 hat dadurch schon noch
 fast wo Schafzucht, als
 herrliche Kultur hat sie
 geucht und daraus ein
 zu gewinnen englischen
 der Waddes sind geübet
 und Schmel hingegen liegen am Kopf an, gehen über die Ohren,
 auch wohl unter brastellen weg, oder hind gleich über den Rücken an
 schneidet. Diese haben auch keine Schere. Die besten Schafzucht haben
 einen geraden, breiten, nicht runden Rücken keine kurze Haare, kein
 am Kopf gleichförmige keine Walle, lange Schwanz und lange Schenkel
 sind. Die besten Schafzucht haben was in Yorkshire, Lincolnshire,
 Dorsetshire, Wiltshire, Hertfordshire, Norfolk, Middlesex und West.
 Die die Natur der Schafzucht auf die Natur der Walle den vortheilhaftesten
 Einfluß hat, so wählt man die besten jedesmal nach der Vertheilung
 der Hände. Bei dem Verlesen der Schafzucht kommt was ihnen durch
 künstliche Futterkräuter zu Hilfe. Die großen Schafzucht haben im
 England Winter und Sommer auf dem freien Felde; sie dieses verfahren
 groß zu machen, theils man sie im wechselläufige Abtheilungen. Die
 englische Landwirthe thut auf künstliche Weisen, sucht auch wohl Com-
 munen zu benutzen. Er hat Turm und Kraut zur Verbesserung
 runde der Herde. Dabei rechnet er auf 100 Schafzucht für fünf Monate
 1 Aker mit Turm und Kraut muß er wenigstens so viel in
 Landes für 1/2, hundert Schafzucht haben und ein Aker Land zu
 bewahren oder zu pflanzen, was sie mit Anfang des Frühlings haben werden
 im Land. Den Herbst über er, und zwar mitten im Winter, auf
 trockenem und feuchtem Land. Die jungen Schafzucht braucht er noch andere
 Weisen. Er kauft sie nämlich im September, thut sie bei den Schafzucht
 auf dem besten Lande, und reist sie dann mit Turm und Kraut kräftig
 auf. Im folgenden Sommer verkauft er erst die davonkommenden
 Schafzucht und dann die kleinen Schafzucht, und zwar wo möglich schon im
 Mai wo sie am meisten gelten. Einige kaufen im Herbst thutige Wadd
 schafzucht. Wenn sie in einem besondern mit Wadd besetzten Platz, las
 sie sie nicht die Wadd austreten und abziehen, und machen sie dann
 zum Verkauf fertig. Welche Rassen soll dabei seyn, wenn man 1/2, die
 dreißigste Wadd aufkauft, die Winter über mit Kraut und Turm
 erhalt, und wenn es angeht, beständig auf trockenem Lande zu
 bewahren zum Winter stellt, sie dann mit allerhand Futter anreichert, und
 im April oder Mai verkauft, wo sie am theuersten sind. Kraut macht
 sie besser als Turm. Zweig arden thut vom October bis ins
 Frühjahr Gras und Wadd und werden sie im Herbst auf Torf, und
 Weizenfeld, oder wenn der Boden naß ist, auf trockenem Weizenfeld.
 Im Herbst schmecken die Engländer die Schafzucht mit Beer und
 Beer, um die Raude zu verhindern. Im October und November läßt der
 Engländer auch durch weiche Schafzucht den Rest des Sommergrases ab-
 weiden, fern aber schmeckt er was Turm und Kraut. Kräftig zum
 machen ist Heu mit Turm, auch Weizenmehl, Malzsaub, Salz jedes
 erweichet Futter, selbst Pottasche, verbunden mit dem weichen Turm;
 Wadd mit Kirschen und weichen Heu, was viele Weisen geben,
 schmecken ebenfalls sehr gut an. Zum Winterfutter für die Schafzucht
 der Engländer vorzüglich das schottische Kraut und Kleeblatt (Quack),
 womit man die in den Mai führen kann. Auf mittelmaßigen, aber

gut bearbeitetem Boden gibt Klee und Raygras ein Futter bis in den Mai, doch werden zur Abwechslung mehrere Felder erfordert. Vom Februar an füttert der Engländer statt der hartmerdenden Turnips mit Kraut. Ist noch Raygras oder sonst ein Futtergras vorhanden, so gibt er auch dies. In dieser Zeit läßt er weder Schafe noch Lämmer hungern und verkauft lieber einen Theil, um den andern besser versorgen zu können. In der Mitte des Ma's treibt man gewöhnlich die Schafe auf die Weiden und Ernten, die oft voll Rahnzahl und Farrenkraut stehn und mit Antseisenhäuten bedeckt sind. An manchen Orten aber hat man gute, wohl umzäunte Wiesen. Dabei kommt die Eigenschaft der Heerde in Betracht. Besteht der Stamm aus mageren Schafen, die man bloß der Lämmer und der Wolle wegen zieht, so gibt man ihnen nur mittelmäßige Weiden. Wo man umzäunte Felder und Wiesen hat, kauft man im August und September Schafe, bringt sie auf Brachfeld, oder armes Grasland bis Weihnachten, gibt ihnen dann etwas Rüben oder Kraut, und füttert sie bis zur Sommerszeit möglichst gut, damit sie zum Verkauf recht fett werden. Schon im Mai fängt der Engländer das Pförchen an, und besonders Kraut und Rübenbrachen zu nutzen, die dann im Juni bepflanzt werden. Im Juni theilt man die Schafe ab, je nach dem man sie mästen, oder zur Zucht und Wollnuzung halten will. Erlaubt es die Witterung, so wird jetzt auch die Schur vorgenommen. Das Schaf wird einige Tage vorher ganz rein gewaschen, dann an einen reinlichen Ort gebracht, und endlich mit größter Behutsamkeit, erst an Bauch, Füßen und Schenkeln, dann an Rücken und Hals geschoren. Den Lämmern läßt man vorn die Wolle, um sie mehr vor der Witterung zu sichern. Nach der Schur hält man die Schafe gewöhnlich vierundzwanzig Stunden im Stall, welcher gesund, luftig und reinlich ist. Man wäscht, kämmt undbürstet die Schafe, um sie von aller Unreinigkeit frei zu halten. Der Engländer berücksichtigt sorgfältig die Natur des Schafes. Da das trockne Futter demselben nicht angenehm, das feuchte aber nicht dienlich ist, so gibt er beides neben einander; bei feuchtem Wetter führt er die Schafe auf Anhöhen und trockne Tristen, bei trockenem hingegen in nasse Gegenden. Auch theilt er seine Heerde so ab, daß die starken Schafe nicht den schwächern das Futter wegfressen, sondern alle genugsames Futter erhalten. Da der Wohlstand der Heerde ursprünglich von den Widdern abhängt, so berücksichtigt er bei der Wahl derselben alle Umstände. Ein Widder zur Zucht muß seine, glänzendweiße Wolle ohne Flecken haben, über zwei Jahre alt und wo möglich ein Zwilling seyn. Er muß völlig ausgetragen werden, von der zweiten oder dritten Generation, im Frühjahr gesetzt und von der Mutter so lange gefängt worden seyn, als er gewolle hat. Man rechnet auf 40 Schafe einen Widder. In England allein sollen über 43, in Schottland und Irland 30 Millionen Schafe gezogen werden. — Die spanische Schafzucht wurde durch afrikanische Schafe veredelt, denn das ursprünglich spanische Schaf gibt nicht feinere Wolle als das deutsche. Um die so veredelten Schafheerden, Merino genannt, nicht wieder ausarten zu lassen, hütete man sie sorgfältig vor aller Vermischung mit gemeinen. Man traf außerdem noch eigene Anstalten, um einen so einträglichen Zweig der Staatswirthschaft immer mehr zu vervollkommen, namentlich bestellte man eigene Gerichte für alle Gegenstände, die auf Schafe, Wolle, Schäfer, Weiden u. s. w. Beziehung haben. Die Art, wie die veredelten Schafheerden in Spanien behandelt werden, ist gewöhnlich folgende: Statt daß die gemeinen Schafe nie aus der Ge-

gend kommen, wo sie geworfen werden, und in den Winternächten in den Schäfereien eingeschlossen bleiben, lebt die veredelte Gattung beständig unter freiem Himmel, hält sich den Winter über vornehmlich in dem gebirgigen Theile von Alt-Castilien oder der Montafia, und in der Herrschaft Molina von Aragon auf, welche die höchsten Gegenden von Spanien sind, und zugleich seine vorzüglichsten Weideflächen abgeben. Die Montafia ist die höchste, und die Molina die niedrigste Sommerweide. Jene steht voll gewürzreicher Pflanzen, die auf dieser fehlen; sonst sind diese Gebirge mit Eichen, Buchen, Birken, Stechpalmen und Haselstäuden bedeckt; auch findet man hier alle Pflanzen, die in der Schweiz wachsen. Wenn der Schäfer oder Führer einer Heerde mit seinen Schafen an den Ort seines Sommeraufenthalts kommt, gibt er ihnen zunächst so viel Salz, als sie lecken wollen. Man rechnet (wieleicht zu hoch) in den 5 Sommer-Monaten auf 1000 Schafe ungefähr 20 Centner Salz. Zu Ende des Julius werden die Wöcke zu den Schafen gelassen, 5 bis 6 auf 100 Schafe, vor- und nachher werden sie getrennt. Die Wöcke gehen mehr, aber nicht so feine Wolle; auf 25 Pfund rechnet man 3 Wöcke oder 5 Schafe. In der Mitte Septembers zeichnet man die Schafe, indem ihnen die Lenden mit einem im Wasser aufgelösten Ocker oder der sogenannten Amalganerde gerieben werden. Mit Ende des Sommers werden die Schafe in ganzen Heerden aus diesen kalten gebirgigen Gegenden in die südlichen Ebenen von La Mancha, Andalusien, vorzüglich aber nach Estremadura getrieben. Dabei heißen sie Merino d. h. wandernde Schafe. Sie fangen den Zug nach den wärmeren Gegenden zu Ende Septembers an, wobei sie besonderer Berechtigkeiten genießen. Bisweilen machen sie 6 bis 7 Meilen an einem Tag, um an gute Weide- und Ruheplätze zu kommen. Man schätzt die ganze Reise vom Gebirge bis ins Innere von Estremadura 150 Meilen, und dazu gebrauchen sie etwa 40 Tage. Nun ist die erste Sorge des Schäfers, sie auf die Weide des vorigen Winters, und wo die meisten Jungen geworfen worden, zu führen. Diesem Ort erkennen sie selbst, mittelst des Geruchs. Hier werden nun Horden und für die Schäfer Laubhütten gemacht. Kurz nach der Ankunft auf der Winterweide fällt die Lammzeit ein. Die unfruchtbaren bekommen alsdann schlechtere, die trächtigen eine bessere, die aber welche gekammt haben, die beste Weide. Die spätesten Lämmer kommen nach den fettesten Gegenden, um desto gestärkter zur Reise zu werden. Im März haben die Schäfer vielerlei Arbeiten bei den Lämmern zu verrichten, nämlich die Schwänze zu kürzen, die Nase mit einem heißen Eisen zu zeichnen, die Spitzen der Hörner abzusägen und die zu Hammeln bestimmten zu verschneiden. Im April ist die Zeit nach dem Gebirge zurückzukehren; die Heerde selbst äußert um diese Zeit durch Unruhe ihr Verlangen zu wandern; einzelne Schafe entlaufen u. s. w. Mit dem ersten Mai fängt die Schur an, wenn das Wetter nicht unfreundlich ist. Das Scheren geschieht an bedeckten Orten. Vor der Schur wird eine beträchtliche Anzahl Schafe in das große Schafhaus gebracht, welches aus zwei Gebäuden 4 bis 800 Schritt lang und 100 Schritt breit besteht. Davon werden gegen Abend so viele, als man den nächsten Tag zu scheeren gedenkt, in eine lange, schmale und niedrige Hütte getrieben, welche das Schwinnhaus heißt, wo sie dicht an einander stehend stark ausdünsten müssen. Dadurch wird die Wolle sanfter und für die Schere geschmeidiger gemacht. Die Wolle wird fortgeführt und vor der Versendung gewaschen, die Schafe aber an einen andern Platz gebracht, gezeichnet und diejenigen, welchen die Zähne

fehlen, zum Schlachten ausgesucht. Man rechnet in Spanien 8 Millionen Schafe, deren Ertrag für Spanien von der höchsten Wichtigkeit ist.

Schäfergedicht (Idylle, Bukolikon, Ekloge) ist die dichterische Darstellung von Begebenheiten, Leidenschaften, Empfindungen und Sitten ländlicher, oder doch nicht in den gekünstelten Verhältnissen des höhern, besonders des städtischen Lebens sich befindender Personen. Da die Lebensart der Hirten und Schäfer die glücklichste und ihre Sitten die sanftesten und unschuldigsten, schienen, so wurden hauptsächlich sie zu handelnden Personen von ältern und neuern Dichtern für diese Dichtungsart, die daher auch den obigen Namen bekam, gewählt. Doch ist die Idylle nicht auf das Schäfer- und Hirtenleben beschränkt. Es können alle ländlichen Personen, mythische und wirkliche, handelnd und redend in dem Schäfergedichte aufgeführt werden, nur müssen Handlungen, Sitten und Reden nicht dem Zweck dieser Dichtungsart, welche in Darstellung ländlicher Natur und Einfachheit besteht, entgegen seyn. Unstreitig gewinnt auch die Idylle an Wahrscheinlichkeit und Interesse, wenn der Dichter nicht aus einer idealischen, mit der unsrigen gar nicht übereinstimmenden Hirtenwelt, sondern aus unsern jetzigen ländlichen Umgebungen, so wie Voss, seinen Stoff hernimmt und veredelt. So wenig aber die idyllische Darstellung sich in das Bestandlos-Phantastische verlieren, und über die Sphäre der Gefühle und Begriffe der geschilderten Personen verfeigen darf, eben so wenig muß sie in das Unedle und Gemeine ausarten. Ihr Ausdruck sey nicht geziert, sondern natürlich, einfach und edel; nicht empfindelnd und matt, aber milde, häuslich und sanft; nicht rednerisch, und wichtig, aber schön und naiv. Auch traurige Begebenheiten, Empfindungen und Leidenschaften sind zulässig, nur muß ihre Darstellung und ihr Ausdruck sanft und gemäßigt seyn. Eine sehr verwickelte Handlung findet um so weniger Statt, da es dem ländlichen, ränke- und intriguenlosen Leben an Handlungen dieser Art fehlt, und die dichterische Wahrscheinlichkeit durch den Mangel an Einfachheit leiden würde. Die Form des Schäfergedichts kann episch, dramatisch, dialogisch, und lyrisch seyn. Im erstern Falle redet und erzählt der Dichter selbst; im zweiten wird die Handlung des Gedichts durch Gespräch und Mithenspiel der theilnehmenden Personen ausgeführt; der dialogischen Form bedient man sich bloß, um Gesinnungen, Empfindungen und Charaktere der dargestellten ländlichen Personen durch Unterredung ohne Handlung zu entwickeln. Die epische Behandlung einer ländlichen Begebenheit von größerm Umfange heißt Schäferepopöe oder idyllisches Epos z. B. Vossens Louise. Die kunstmäßige dramatische Ausführung aber eines größern idyllischen Stoffes heißt Schäferspiel. Dieser letztern Art der Behandlung haben sich zuerst die Italiener bedient. Schon in den Zeiten der Urwelt ist die Entstehung des Hirtengedichts zu suchen. Theokrit, Moschus und Bion waren die einzigen Idyllendichter Griechenlands, von denen wir Gedichte dieser Art aufbehalten haben; und aus dem goldnen Zeitalter der Römer sind uns bloß die Eklogen Virgils übrig geblieben. Fast alle gebildete neuere Nationen haben sich in dieser Dichtungsart versucht; aber wir Deutschen errangen durch die Meisterwerke unsers Gesner und Voss, der mehr oder minder schätzbaren Werke eines Ehr. E. von Kleist, Blum, J. F. Schmidt, J. N. Schö, Friedrich (Mahler) Müller, Bronner, und Anderer nicht einmal zu gedenken, in dieser Dichtungsart gewiß vor allen Völkern den Preis. N. P.

Schaffhausen ist einer der 22 Cantone der Schweiz; und gränzt an Schwaben und den Canton Zürich; erst 1501 trat er zur schweizeri-

schen Eidgenossenschaft, hat ungefähr 7. Quadratmeilen und 23,000 Menschen. Das Land ist flach, größtentheils mit niedrigen Bergen bedeckt, fruchtbar, und hat bedeutenden Weinbau. Gartenbau und Gemüße werden gleichfalls gebauet, und Flachs und Wolle wird mehr für ausländische als inländische Manufacturen gesponnen. Die Hauptstadt Schaffhausen ist eine der bedeutendsten in der Schweiz. Sie enthält mehr als 6000 Einwohner, ein gutes akademisches Seminarium, in der Johanniskirche eine vorzüglich gute Bibliothek, ein Zeug-, Kauf- und Magazinhaus. Die dabei befindliche alte Citadelle Unoth ist auf dem Emmerberge gebauet, und Handlung und Gewerbe sind um so blühender, da alles, was auf dem Rheine verschifft wird, hier ausgeladen werden muß. Außer den unbedeutenden Seidenfabriken gibt es hier beträchtliche Gerbereien. Ueber den Rhein geht hier eine hölzerne Brücke, 360 Fuß lang, mit zwei Schwibbogen. Die ehemalige steinerne Brücke wurde (1754) durch eine Ueberschwemmung, und die darauf gebaute hölzerne 1799 von den Franzosen zerstört. Die Stadt und der Canton bekennen sich zur reformirten Kirche. Johannes von Müller, der Geschichtschreiber der Schweiz, wurde hier 1752 geboren.

Schagrin (Chagrain oder Chagrin), in der Levante Saphie genannt, ist ein lohgares starkes und hartes Leder, das auf der Narbensseite überall kleine körnige Erhebungen oder Hügelchen hat, leicht allerlei Farben annimmt, und sich im Wasser erweicht. Dieser Handlungsartikel wird von den Tataren, Russen und Tripolitanern aus Häuten der bucharischen Waldesel zubereitet. Aber irrig glauben Manche, daß diese Eselshäute von Natur das Narbichte an sich haben, und aus keiner andern Thierhaut sich Schagrin machen lassen. Im Gegentheil wird zu Astrakan in Rußland, und in ganz Persien Schagrin aus den Theilen der Pferdehäute bereitet, die das äußerste Ende vom Rücken und den Lenden umgeben. Diese Hauptstücke werden in Gestalt eines halben Mondes ausgeschnitten. Die entfleischte, enthaarte, und vollkommen von Unebenheiten frei gemachte Haut spannt man in einen Rahmen aus, bedeckt sie auf der Haarseite mit den harten Körnern einer Art Melde (*Chenopodium album*), und drückt diese durch Treten in die Oberfläche der Haut ein. Auf ein Brett gelegt, läßt man so die Häute trocknen, und dann nimmt man mit einem besondern scharfen Messer die durch das Eindringen der Körner auf derselben Seite entstandenen Erhöhungen hinweg. In Wasser eingeweicht, gehen die Körner hernach von selbst wieder aus der Haut, und lassen auf der einen Seite lauter kleine Grübchen, auf der andern lauter kleine Erhöhungen zurück. Nun erst werden die Häute gefärbt. Die gewöhnlichste und beliebteste Farbe ist die meergrüne (mittelft des Kupferstaubes und einer Salmiakauflösung), aber auch blau, roth, schwarz und aschgrau färbt man Schagrin. Die Bulgaren gerben die ganzen Eselshäute nach Schagrinart; aber die feinen und vorzüglich schön gefärbten Häute, die uns Astrakan und Persien liefern, werden aus den oben gedachten Rückenstücken der Pferdehäute bereitet. Am schwarzen Meere, insonderheit zu Ghöslewo, macht man sie bei vielen Tausenden. Sie gehen besonders nach Bender, Rauchan und Constantinopel, wo sie zu Messer- und Säbelscheiden verbraucht werden. Die geringern Schagrinsorten kommen aus verschiedenen Gegenden von der barbarischen Küste, besonders von Tripolis. Die schlechteste Art ist die, welche bei uns auch hier und da aus Ziegenfellen oder wohl gar aus Corduan verfertigt wird. Letzteres erkennt man daran, daß sich die Oberfläche schält. Die Schagrinhäute müssen recht groß, von schönem Ansehen,

überall gleich sein, und nur wenig glänzende ungranulirte Stellen haben. Man handelt sie nach Dutzenden. — Auch nennt man *Schagrim* die mit härtern und schärfern Lehnern zubereitete Haut von Fischottern, Seehunden und einer Art Meerkraken.

Schail, *Scheikh*, *Schech* (arabisch), so viel als Alter oder Ältester, heißen die Befehlshaber arabischer Stämme oder Horden. Sie sind äußerst stolz auf ihren alten Adel, vorzüglich die Stammhäupter der Beduinen. Einige von ihnen nehmen auch den Titel *Emir* an, ohne zu Mahomed's Geschlecht zu gehören. *Scheik von Mecca* heißt der Fürst von Mecca, welcher sich für einen echten Nachkommen Mahomed's ausgibt, und von den Caravanen Geschenke fodert. — Auch nennen die Mahomedaner die Vorsteher ihrer Klöster *Scheiks*, und der türkische *Mufti* wird zuweilen *Scheik-Usislam* (Oberhaupt der

muscheln, Pinna, spinnen Fäden, die an Schönheit und Dauer die Seide des Seidenwurms übertreffen. Die *Auster*, *Ostrea edulis*, ist als Korberrissen bekannt und beliebt. Endlich gehören hieher die Korallen; sie sind baumartige Thiergehäuse, welche ganze Familien von Würmern beherbergen, und zugleich von diesen Thieren, mittelst Ausschwüfung und Erhärtung eines kalkartigen Saftes vergrößert werden. Von ihnen schätzt man die rothe, *Lith nobilis*, am meisten, weniger die weißern Röhrenkorallen (*Tubicoren*), Punktkorallen (*Milliporen*) Sternkorallen (*Madreporen*). Diese wachsen zu unglaublichen Massen an, denn man hat Beweise, daß viele flache Eilande der Südsee ursprünglich Korallenbänke sind, welche durch angetriebenen Schlamm nach und nach zur Vegetation geschickt wurden.

Schall ist eine jede zitternde Bewegung, die stark und schnell genug geschieht, um auf unsere Gehörwerkzeuge zu wirken (s. Acustik). So entsteht ein Schall, wenn man eine gespannte Saite in bebende oder zitternde Bewegung setzt, wenn eine Peitschenschaur schnell in der Luft geschwungen, wenn die Luft mit Heftigkeit durch eine Trompete getrieben,

elastischer Körper in der Luft verurtheilt, geschoben, und dann die verschiedenen Arten des Schalles durch eigene Ausdrücke unterscheidet. Von Klang und Ton handelt besondere Kunst. — Geräusch oder Getöse nennt man einen Schall, wenn die Schwingungen des schallenden Körpers sehr unregelmäßig und in geringer Zahl erfolgen. Ein sehr heftig und augenblicklich veränderlicher Schall wird Knall genannt. Verschiedene Modifikationen des Schalles sind auch das Klaisieren, Pfeifen, Knarren, Knarren, Krachen u. s. w. Welche oder welche haare wenig elastische Körper, welche selbst sehr werflichen Schall geben, verhindern auch den Schaller ganz oder zum Theil. So über ein Glas, so sehr mit der Hand umwickelt wird; die Latzen den gedehnt, wenn man schmale Tuchstreifen daran macht. Jedes Instrument klingt demnach in einem Kaporn befindet ist, als in einem geschlossenen oder in einem Körper erzeugen durch ihre Anschläge an Klappen in fern Schall als weiche. — Die Stelle eines elastischen Körpers angeschlagen wird, geschick zuerst in schwingende Schwingungen pflanzen sich oder mit ungläublicher die übrigen Theile des Körpers fort. Jede Zerstreuung mehrere hundertgedrige Schwingungen, z. B. Klirren der Finger bei Gewittern, und wenn auf Wasser schnell vorüberzieht. Das geräuschhafte Horn Schalles ist jedoch, wie schon bemerkt worden, die Schwingung zu unsern Ohren; durch einen luftigen Schall nicht fortzuschleppen; er verdrängt die Luft pflanzt sie den Schall fort. Eine Pistole, auf ein geschossen, knallt ungleich schwächer als in der Luft Instrumente eben in kalten Zeiten stärker als in warmen, was von der Wärme der Luft verdrängt hat. Die Fortschleppung des Schalles durch die Luft muß man sich ungefähr so denken, wie ein ins Wasser geworfenes Stein eine große Menge fliegender einanderverdrängender kleinen Perlen bringt. Ein in schwingende Bewegung gesetzter schallender Körper verurtheilt eine wellenförmige Bewegung in der Luft, wobei diese sich abwechselnd verdichtet und verdünnt. Je weiter die von einem Punkte im Wasser verurtheilten Wellen sich fortwähren, einen desto größeren Umfang nehmen sie ein, oder verhältnismäßig desto schwächer werden sie. So auch die Luftwellen, die der Schall verurtheilt. Es dehnen sich nach allen Seiten aus, verurtheilt dabei oder zugleich an Kraft; dabei hört man den Schall immer schwächer, je weiter man sich von dem schallenden Körper entfernt, wenn nicht besondere Umstände ihn in der Entfernung verstärken. Ueber die Eigenschaften des Schalles hat man eine Menge Versuche beim Wasser, lehren Erweiterung von einem Punkte die Erde zu der Schall zu und mehreren hundert Schallwellen in demselben Augenblick haben Zwischenraum hat man den Schall sucht, und darnach 173 Forten oder 10 Distanzen des Schalles

jetzt ist, als kann es bei jeder willkürlichen, bevor fernung von und Feuer in in sehr merkwürdigen Umständen geübt unglücklich & gleichsam liegen, davon

Bestimmung der Augenblick erfordert, durch das Feuer und den Knall einer Kanone zu schätzen. Man hat die Geschwindigkeit des Schalles zu bestimmen und die Resultate stimmen nicht mit den Beobachtungen überein. Trockne Luft zeigt keinen Einfluß, Regen oder Schnee des Winters man sich gewissermaßen Schallstrahlen vorstellen als Lichtstrahlen aus einem leuchtenden Punkt, welcher nach allen Richtungen hin verbreiten.

Schalmei, Schäferspfeife, welche gemeinlich aus Rohr gemacht ist; es wird aber auch ein kleines aus Buchsbaum gefertigtes Blasinstrument so genannt, welches sieben Löcher, zwei messingene Klappen und bei der untern noch ein besondres Loch hat, und von *a* bis zum zweigestrichnen *a* und *b*, auch dreigestrichnen *c* geht. Seitdem die Hornboe einen bedeutenden Rang unter den Blasinstrumenten erhalten hat, ist jenes Instrument ziemlich ganz abgekommen. — Uebrigens pflegt man auch der Pfeife an dem Dudelsack (s. Sackpfeife) den Namen der Schalmei beizulegen; auch gibt es bei den Orgeln ein gewisses Schnarrwerk unter diesem Namen.

gemischt, und heißt die lamaische oder schigemunische, die sich in China durch die Mandchu verbreitet hat, und dort die Hofreligion ist, und außerdem in Tibet, einem Theile Ostindiens, der Tartarei und Mongolei und bei den Kalmücken herrscht. Die Meinung von der Seelenwanderung und die Verehrung des Abgotts Fo, welcher vor seiner Vergötterung Schaka oder Schekia hieß, machen einen Theil der neuschamanischen Religion aus. Die altshamanische Religion ist noch weit abergläubischer als jene, und hat ungefähr folgende Hauptlehren: Es gibt unzählig viele Götter, theils erschaffene, theils unerschaffene, die zum Theil in Himmelskörpern, zum Theil in andern lebendigen oder leblosen Geschöpfen bestehen, oder auch durch Menschen in willkürlichen Formen gemacht sind; auch existiren gute und böse Geister. Die Menschen dauern nach ihrem Tode in einem traurigen Zustande, der weder durch gute noch böse Handlungen sich verändern läßt, fort, ohne daß die Götter, die nichts thun, sich um sie bekümmern. Der ganze Gottesdienst der schamanischen Religionsbekenner besteht daher in Opfern, Gebeten, Gesängen und allerlei Ceremonien, wodurch sie von den guten Göttern großes Glück zu erlangen, und die bösen mit sich zu versöhnen trachten. Die reichlichen Opfer und Geschenke machen sich die Schamanen oder Priester zu Nuzen. Der Name Schaman bedeutet übrigens in der heiligen Sprache in Siam einen Einsiedler oder Waldbruder.

Schandau. Ein Städtchen im meißner Kreise des Königreichs Sachsen am rechten Elbufer, beim Einfluß der Kirnitzschbach in die Elbe gelegen, hat 166 Häuser und 950 Einwohner, welche sich besonders vom Elbhandel mit Holz und Steinen nähren, wozu ihnen eine gewisse Stapelgerechtigkeit über böhmische Schiffe, die sie bisher geübt haben, sehr nützlich ist. Das Städtchen selbst liegt unter einer Sandsteinfelsenkette, und auf dem Kiefricht, einem gleich über dem Markte sich erhebenden Berge, stand im Mittelalter ein Schloß, wovon man jetzt noch die Ruinen sieht. 1730 wurde die eine Viertelstunde hinter Schandau aus Sandsteinfelsen entspringende mineralische Quelle entdeckt, und seit einigen Jahren ist bei der Cisterne vom Kaufmann Herzig ein sehr geschmackvolles und zweckmäßiges Badehaus angelegt worden. Was den Aufenthalt für Curgäste besonders angenehm macht, sind die Umgebungen des Orts, die sogenannte sächsische Schweiz. Gleich hinter dem Bade erhebt sich der ostrauer Berg mit der sogenannten Carlsruhe, wo man einer entzückenden Aussicht genießt. Der Kuhstall, die beiden Winterberge, der Zahmgrund und mehrere romantische Partien sind nur in der Entfernung von einigen Stunden. Im Orte befindet sich auch ein königliches Floßamt, das im Durchschnitte jährlich gegen 2000 Schragen hartes und weiches Scheitholz nach Dresden und Meissen liefert.

P. S.

Schandpfahl, Pranger (man s. auch Pilory), ist ein steinerner Pfeiler, oder auch ein hölzerner Pfosten, an welchem Verbrecher, meistens nur wegen geringerer Vergehungen, nach gerichtlichem Urtheile durch den Gerichtsfrohnen befestigt oder hingestellt, und zur Strafe der öffentlichen Beschämung Preis gegeben werden. Wenn eine Strafe nicht bloß Abschreckungsmittel für Andere seyn, sondern auch zur Besserung des Bestraften dienen, und ihn außer Stand sehen soll, ferner die Gesetze der Gesellschaft zu verletzen; so ist gewiß jede öffentliche, alle bürgerliche und menschliche Achtung zerstörende Bestrafung höchst zweckwidrig. Mit der vernichteten Ehre verliert der Mensch auch den letzten Rest des sitzlichen Gefühls, falls er dessen noch hat; ihm wird dadurch

die Rückkehr zur Rechtlichkeit und zur bürgerlichen Gesellschaft auf immer, wo man ihn kennt, abgeschnitten, und er ist nicht allein für die Menschheit vernichtet, sondern wird auch in den erbittertesten Feind derselben umgewandelt, und schädlicher als vorher werden. Auch als Abschreckungsmittel für Andere können Strafen dieser Art nicht nützen; denn der sittlich verderbte Mensch wird vielleicht dadurch bewogen, das gestrafte Individuum, gewiß aber nicht die Handlung desselben zu verachten; er wird sich die letztere um so leichter erlauben, als auch bei ihm das Ehrgefühl etwa schon erloschen ist; und aus diesen Gründen glauben wir, daß jeder andern Art von Bestrafungen, selbst den Lebensstrafen, der Vorzug vor allen die Ehre vernichtenden zu geben sey. — Eine dem Schandpfahl und Pranger, an welchem die Unglücklichen übrigens in wichtigern Fällen mit einem Halseisen festgeschlossen wurden, ähnliche kirchliche Strafe war vormals die Kirchenbuße (s. d. Art.). N. P.

Schanze. Einen Platz, der mit einem Aufwurf von Erde umgeben und so eingerichtet ist, daß dahintergestellte Truppen sich mit Vortheil gegen einen überlegenen Feind vertheidigen können, nennt man eine Schanze. Der Erdaufwurf selbst, die Brustwehr genannt, dessen innere Höhe einen Mann völlig decken muß, und dessen äußere so beschaffen ist, daß, wenn der Soldat auf eine hinter der Brustwehr angebrachte Erderhöhung, das Banquet, von 2 1/2 Fuß tritt, er sein Gewehr auf den anrückenden Feind richten kann, erhält eine Stärke von 12 bis 20 Fuß, um dadurch zu verhindern, daß die feindlichen Kanonenkugeln ihn nicht leicht durchbohren und einen Einsturz desselben bewirken können. Sowohl von innen als auch von außen und von oben erhält die Brustwehr Abdachungen (Böschungen). Die innere Böschung wird sehr steil aufgeführt, damit der Soldat ganz nahe an die Brustwehr treten kann; die äußere wird zu 2 bis 2 1/2 Fuß Anlage aufgeführt; die obere Böschung (Krone der Brustwehr) dient sowohl um zu verhindern, daß das Regenwasser sich nicht auf ihr sammle und sie dadurch beschädige, als auch, um den Feind in einer gewissen Entfernung noch mit Vortheil beschießen zu können. Um die Brustwehr herum wird ein Graben geführt, dessen Erde zur Erbauung der Brustwehr und des Banquets verwendet wird, und der den Feind beim Sturm auf die Schanze an demjenigen Ort aufhalten soll, wo er dem Geschütz und Gewehrfeuer aus der Schanze am wirksamsten ausgesetzt ist. Die Tiefe und Breite desselben richtet sich nach der Menge der zu brauchenden Erde, nach der Stärke, die man der ganzen Schanze geben will, und nach der Zeit, welche man zu ihrer Erbauung verwenden darf. Hat man einen Strom in der Nähe, so kann man das Wasser desselben in den Graben leiten, wodurch die Schanze zur Vertheidigung geschickter wird. Alle übrig bleibende Erde wird vom Graben an nach dem Felde zu verbreitet, und dieses das Glacis der Schanze genannt. Zwischen der Brustwehr und dem Graben läßt man einen Erdrand von 2 Fuß Breite stehen, der verhindern soll, daß die von der Brustwehr bei Kanonaden rollende Erde den Graben nicht ausfülle. Man nennt dieses horizontale Stück die Berme. Das Geschütz in den Schanzen wird auf Kanonenbänken oder hinter Schießscharten placirt. Die Schanzen werden in offene und geschlossene, einzelne und zusammenhängende abgetheilt. Eine offene, bloß aus zwei Seiten bestehende und unter einem Winkel von 60 oder mehreren Graden verbundene Schanze heißt eine Fleche. Ein aus vier geradlinigten Seiten und vier ausgehenden Winkeln geschlossenes Werk wird eine Redoute genannt. Besteht der Umfang einer Schanze aber aus ein- und ausgehenden Winkeln, so

sehr dunkel, und geht schnell in Fäulniß über. Dabei bleibt die Gemüthsstimmung des Kranken beständig niedergeschlagen und traurig. Diese und seine große hyperelische Schwäche verhindern ihn an allen Bewegungen, so nothwendig und heilsam sie ihm auch wären, und so sehr er dazu aufgemuntert wird; nur mit großer Ueberwindung kann er sich dazu entschließen, allein bald zwingt ihn die äußerste Ermattung und der kurze Athem wieder zum Niedersinken und zur Ruhe. Geht die Krankheit in einen höhern Grad über, so nehmen alle die erwähnten Zufälle an Stärke und Heftigkeit zu. Nun wird alle Bewegung beinahe unmbglich, denn bei dem geringsten Versuche dazu überfällt den

Kran-
Die E-
hafte
ein, u
Zahn-
der S-
ten.
verme
flüsse
das ä-
tigen
das i-
sich a-
und d-
zur E-
sen,
welche
konn
dern i-
zuletzt
kräftig
senbeti
mit d-
ab, i-
Flüssi-
ferigte
zum f-
feindli-
lebend
Blut-
in der
das E-
sunder
somit
drücke
schon
verbor-
gung,
Mens-
in der
hung
besond
das E-
am di

und ähnliche Mittel, besonders snerliche, scharfe, pikante, die Thätigkeit der Verdauung, überhaupt des Lebenserhaltungssystems erregende Genuße. Der Kranke lehnt sich nach deraleichen, und Citronensäure, Eßig, Kresse, Senf, Rettig sind ihm vorzüglich angenehm und die besten Heilmittel. Seitdem man die Krankheit näher kennen lernte, hat man besonders auf dem Schiffe auch gelernt, auf alle Weise sie zu verhüten. Daher wird daselbst so viel als möglich die größte Reinlichkeit beobachtet. Das Schiff wird oft und allenthalben gelüftet, inwendig gekehrt, und wo es nur angeht, abgewaschen; die Mannschaft muß sich in mäßigen Stunden Bewegung machen, und auf dem Verdeck aufhalten. Am meisten hat aber wohl die Einrichtung gewirkt, daß unter dem Schiffsverbande mehr Auswahl und die möglichste Reinlichkeit beobachtet wird, und besonders reichliche Quantitäten von Sauerkraut mitgenommen werden, welches zur Verhütung dieser Krankheit als das einfachste und wohlfeilste Mittel sich bewährt hat. H.

Scharfschützen (Tirailleurs). Die Infanterie theilt die Taciker gemeinlich in Linienruppen und zerstreut stehende Gruppen, Schützen genannt, ab. Vorzugweise nennt man aber denjenigen Infanteristen einen Scharfschützen, der besonders auf genaue Schießen und richtiges Treffen eingestellt und mit einem gezeimten Gewehre versehen ist. Man gebraucht die Schützen und Scharfschützen besonders im Gebirgs- und Kriege im durchschnittenen Terrain, bei Ueberfällen, Aufhebung und Beunruhigung feindlichen Trampfens, zur Deckung bei Reconnoirungen oder beim Rückzuge anderer Gruppen. Da diese Gruppe meist

meist, bald im Wasse sich aufstellt, entgegenkommen, dann sich möglichst oft weit von der Armee ab, deren Wegen, durch Gründe und Wälder besonders aus wuthvollen und organisierten, die zweckmäßig bewaffnet im Mann soll besonders gräbt im täglich Jäger zum Dienste derselben eben auch Terrain- und geographisch, wenn sie ihrem Zweck vollkommen unerschrockene Scharfschützen, bei und Selbstständigkeit ihres eigenen nicht Caroli, der Schweiz und des

P. S.

Scharlach ist eine brennend rote Farbe, aus reinem Roth und Gelb zusammengesetzt. Der Oelmahlerei mangelt noch ein schönes Scharlachpigment, weil Oel das Aussehen des Materials mehr oder weniger ändert. Für Wassermahlerei bedient man sich dazu des Zinnober oder des Cochenillenlack, der mit Zinnauszug bereitet ist. Selbst die Färbekunst schlägt diesen letztern Weg ein, um schönes Scharlach zu erhalten; es wird z. B. Wolle zuerst in Zinnauszug gebleicht, und dann im Cochenillenbade ausgefärbt. F.

Scharlachfieber, gehört unter die fieberhaften Ausschlagskrankheiten (Hautkrankheiten, oder Exantheme), welche in der Regel stets als Evidenz vorkommen (s. d. Art.) und zugleich durch ihr eigenes Gift sich fortpflanzen. Die Krankheit besteht in dem eigenthümlichen Scharlachauschlag und einem Fieber; dieses ist bald gelinde, bald heftig, zuweilen gutartig, oft aber auch sehr bösartig. Der Ausschlag besteht in dunkelrothen Flecken, die sich bald in unbestimmte grobe und unregelmäßigen Formen abgeändert, bald zusammenfließend über die

Haut verbreiten. So wie die Masern das Eigenthümliche haben, da sie mit Beschwerden der Respirationsorgane, mit Husten und mit Entzündung der Augen, verbunden sind, so stellt sich auch beim Scharlachfieber Entzündung des Halses und der Halsdrüsen als jedesmalig Begleiterin ein. Der Verlauf der Krankheit bleibt sich zwar nicht in allen Fällen vollkommen gleich, doch hält er gewisse Perioden, welche unter allen Abweichungen immer bemerkbar bleiben. Wir können in dieser Rücksicht besonders vier Hauptperioden unterscheiden, von denen die erste die Periode des Ausbruchs, die zweite die Periode der Entzündung, die dritte die des Nachlasses, die vierte die Periode der Abschuppung genannt werden kann. Die erste Periode bereitet das Exanthem vor. Das Fieber mit seinen Zufällen und innerlichen Bewegungen erscheint zuerst. Misshuth und Uebelbefinden, Mattigkeit, Uebelkeit, o bis zum Erbrechen, laufender Frost über den ganzen Körper, Schmeim im Halse beim Schlingen sind die krankhaften Erscheinungen der zw bis drei ersten Tage. Bei Manchen kommt gleich Anfangs heftiges Kopfweg, Schlaflosigkeit und Irrededen dazu. Vom dritten Tage an in seltenen Fällen, wenn die Krankheit sehr heftig und ungestüm verläuft, schon von dem zweiten Tage an, kommen die Flecken auf der Haut zum Vorschein, erst klein und gleichsam nur durch die Haut schimmernd, allmählig aber größer in einander fließend und stärker gefärbt, gemeinlich zuerst im Gesicht, an dem Leib, dann an den Händen und Füßen. Diese Flecken haben die größte Ähnlichkeit mit den Rothlaufsflecken, bleiben eben so flach in der Haut sitzen, und die Röthe verschwindet beim Druck, kehrt aber sogleich wieder zurück, sobald dieser aufhört. Täglich wächst nun die Hitze, das Brennen in der Haut, die Heftigkeit des Fiebers bis zum fünften und sechsten Tag. Die Kranken werfen sich entweder unruhig und schlaflos hin und her oder sie liegen in Betäubung und Phantasie. Oft steigt das Irrededen bis zum Rasen. Die ganze Haut glüht vor Hitze; diejenigen Theile welche vorzüglich roth gefleckt sind, schwellen etwas auf, besonders nimmt man dies an den Händen bis zu den Fingerspitzen und an den Füßen wahr. Die Entzündung des Halses steigt zuweilen immer höher zugleich wächst die Geschwulst der Halsdrüsen so, daß die Kranken nicht mehr schlucken können, und der Speichel sogar zum Munde herausläuft. Wo die Krankheit einfach ist, und ihren Verlauf ohne Störung durchsetzt, ist der fünfte Tag der höchste der Entzündung und des Fiebers; allein oft geht das Letztere bis zu dem siebenten, neunten, nicht selten bis zum vierzehnten und noch länger fort. Am dem sechsten oder siebenten Tage fängt die Periode des Nachlasses an. Das Fieber wird nun gelinder und verschwindet zuweilen so schnell, als es erschienen ist; hiermit läßt auch das Irrededen nach, und der Schlaf stellt sich statt dessen ein. Die brennende Hitze der Haut nimmt ab, die heftige Röthe der Flecken verliert sich in der Ordnung, wie sie erschienen ist, so daß meistens Hände und Füße noch roth, geschwollen und schmerzhaft sind, wenn die Haut des Gesichts, des Halses u. s. f. beinahe die natürliche Farbe schon wieder hat. Der Halsschmerz verliert sich dieser Periode ganz; war aber Geschwulst der Halsdrüsen vorhanden so ist diese meistens etwas hartnäckiger. Sobald die hohe Röthe der Flecken abnimmt, zeigen sich schon die ersten Spuren der Abschuppung des Oberhäutcheus, und einige Tage darauf geht diese wirklich vor. Die alte Oberhaut (Epidermis) wird von der neugebildeten abgestoßen und löst sich in großen Stücken löschalen. Auf der Brust, auf Armen, Händen und Füßen ist diese Häutung am stärksten, so

1. W. wenn die Krankheits sehr stark gewesen ist, die Haut der Finger in ganzen Formen mit Fingerringen von einem Hautstück sich abziehen läßt. Bei dem regelmäßigen und einfachen Echarlachfieber ist das Krankheits mit der Vollendung der Abhäutung geendet, und die Gesundheit kehrt wieder zurück. Anders aber ist der Ausgang der Krankheit, wenn zu dem Echarlachfieber andere gefährliche Zustände sich geschehen, die entweder von der Heftigkeit oder von einem obdarrigen Charakter des Fiebers, von der Verbreitung der Entzündung auf innere Theile, von Vermischungen, von verkehrter Behandlung, und andern Umständen herrühren können. Das einfache Echarlachfieber besteht in seinem Wesentlichen in einer eignen Entzündung der Haut, wovon die Rote, Hitze, die Aufgedunsenheit der Haut, die beschleunigte Function derselben, besonders desjenigen Theils, welcher die Epidermis bildet, hinlänglich Beweis gibt. Der entzündliche Zustand des Haargefäßsystems der Haut ist zugleich die Ursache, daß weit mehr Blut dahin strömt, als im gesunden Zustande geschieht, daher auch der Wechsel der Stoffe, besonders das Freierwerden des Wärmestoffes in der Haut viel rascher von Statten geht. Dieser entzündliche Zustand der Haut ist in genauer Verbindung mit dem Fieber. Wenn auch dieses nicht einzig von der Hautentzündung herrühren sollte, sondern von der gemeinschaftlichen Ursache des Echarlachfieberdenns erzeugt wird, so wirkt doch zuverlässig die Hautentzündung wieder als unterhaltende Ursache des Fiebers, denn die meisten Kranken, welche wenig Echarlachfieber haben, kommen in der Regel auch mit leichtem Fieber weg, je höher und ausdauernder dagegen die Hitze der Haut ist, je mehr sie durch äußere Wärme oder innere erdühende Mittel erdte wird, desto mehr wdhrt auch das Fieber. In dem gesunden Zustande geht zwar auch die Erneuerung der Epidermis, und die Abhäutung des alten Oberhäutens unaufhörlich vor sich, aber in so langsamer und stiller Abhäutung, daß wir es nur an dem Staub, der sich auf der Haut einfindet, wenn sich ein Mensch lange Zeit nicht gewaschen oder gewaschen hat, gemacht werden. Bei dem Echarlachfieber

übermäßigen Anstrengung gezwungen, Zeit von einigen Tagen zu conserviren, außerordentliche Erregung des bildenden auch einen so schnellen Verbrauch des organischen, daß die Ernährung des inneren, zumal da durch das Fieberfieber und verdrängt werden, schon in weichen. Die größte Gefahr fahre des Entzündung innerer Theile mit sich, welche Erregung des Fiebers, als auch von der Entzündung entstehen kann. Wie weitern die Abhäutung des Blutes im Kopfe wird, da schon im gesunden Zustande es nach dem Kopfe strömt. Daher erdühnig und oft so schnell heftige Kopfs, Schläuche, Krämpfe und Schlagentzündung in absondernden Theilen innerer äußern Haut die Entzündung die neue

Epidermis erzeugt, so ist das Product der Entzündung der innern häutigen Organe Schleim, lymphatische Flüssigkeit, schwarze Galle u. s. w. In diesem Falle geht die Krankheit einem weniger schnellen Gang, und die Gefahr tritt oft erst alsdann ein, wenn die eigentliche Echarlachentzündung der Haut vorüber ist, und das Fieber, entweder aufhört, oder nur

von dem Innern Entzündungszustande noch unterhalten wird, woher alsdann oft hartnäckige und gefährliche Nachkrankheiten entstehen. Das Scharlachfieber kann zu jeder Zeit des Jahres, bei jeder Witterung, an dem meisten überfällt es Kinder, doch gefehrt, aber seltener, weil die Krankheit einmal befällt, und die meisten sterben. Wenn in einem Hause, wo das Scharlachfieber bekommt, so die andern nach, doch bleiben auch längere Zeit, manche für das ganze Erfahrung ist der Schluß zu ziehen, Product einer besondern Beschaffenheit, oder Witterungsconstitutionskrankheit ist, welche der Mensch von einem Ansteckungsstoffe entsteht, die nämliche Krankheit erzeugt, und get wird, wie bei den Blattern. Der Mensch muß auch noch eine besondre, die des menschlichen Organismus dazu fähig machen, und von ihm in dieselbe übergeben. Die Empfänglichkeit für ihn, der Luftbeschaffenheit befördert werden. In andern Zeiten, besonders im Winter, bei Nordwest- und Nordostwind, die Thätigkeit der Haut verändert, oft gemindert wird, und Catarrhalischen häufiger vorkommen, auch die Ansehung der Vorhersagung des Zufälle und Zeichen noch immer sehr leicht durch, bei Andern ist die Genesung trotz der schlimmen Zufälle, fangs einen gelinden Anschein, und Fälle ein, welche oft plötzlich den Tod bleibt, Mittel dagegen anzuwenden. In andern Fällen, führt die größte und dringlichste eintretenden Blutandrang nach dem Abnahme desselben, oft auch von einem mangelnden Zustand von Schwäche der Thätigkeit der Blutgefäße und der Säfte herabsinken kann. Andre innere u. a. m. werden zwar auch zuweilen ergriffen, allein in diesen Fällen hat Verlauf. Dieser oft so trügliche Ausfall, folgenden gefahrdrohenden Zufällen, welchen der Tod erfolgte, haben bewährte und Mütter in große Besorgnis in den Ruf gebracht, als wenn es wäre, die es sonst nicht gehabt haben. In auch die ältern Aerzte, welche Retten, Beispiele ihrer Bösartigkeit auf in der Mitte des 17ten Jahrhunderts das Fieber gesehen hat, so daß er sie des Geblüts hielt, so berichtet er doch von epiletischen Zuckungen, Schlaf-

sicht und Betäubung beobachtet habe. Morton, welcher (um die nämliche Zeit) das Scharlachfieber noch nicht genau von den Masern unterschied, hat sehr bössartige Fälle desselben beobachtet. Weiterhin gab es auch schon sehr bössartige Epidemien, welche die Aerzte der damaligen Zeit zum Theil unter andern Benennungen, z. B. als bössartiges Krüpfel (wie Simon Schulze), Halsbräune, wie Tissot in dem Anfange der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts) u. s. w. beschrieben, meistens aber auch unter ihrem jetzt allgemein bekannten Namen schilderten. Es sind also seit der langen Zeit, als man anfing, aufmerkamer auf das Scharlachfieber zu seyn, eben so wohl gefährliche und tödtliche Zufälle dabei erschienen als jetzt, und es erscheint noch jetzt eben so häufig auch in gelinder Form und Gutartigkeit, als es sonst darin austrat. Es kann aber ganze Epidemien geben, die sich bössartig zeigen, und von der so viele Fälle tödtlich ausfallen, ja es kann eine Reihe von Jahren eine bössartige Constitution der Krankheiten überhaupt herrschen, die ihren Einfluß auch über das Scharlachfieber erstreckt. Nicht in der Krankheit selbst liegt folglich die Bössartigkeit; sondern in äußern Umständen und Verhältnissen, welche diejenige Tendenz der Krankheit, von welcher gefährliche Zufälle herrühren können, besonders begünstigen. Diese liegen besonders in gewissen Veränderungen der Luftbeschaffenheit, z. B. starke und trockne Kälte, welche die Neigung zu Entzündungen, oder anhaltende, besonders nasse und warme Witterung, welche die Neigung zu dem Sinken der Lebenskräfte und zur Abweichung der Säfte begünstigen. Eine vorzügliche Ursache schlimmer Zufälle gibt auch oft verkehrte oder nachlässige Behandlung. Diese ist zu verschiedenen Zeiten sehr abweichend gewesen, je nach dem eine verschiedene Meinung über das Wesen der Krankheit unter den Aerzten und dem Volke herrschte. Eine Schule wollte mit erdigen und einsaugenden Mitteln die Schärfe wegnehmen, oder mit Bezoarpulvern sie durch Ausdünstung aus dem Körper schaffen; die andre wollte mit hitzigen schweißtreibenden Mitteln das Gift her austreiben, und glaubte schon viel gewonnen, wenn man nur den Ausschlag recht stark auf der Haut erscheinen sah; nach einer andern Theorie wollte man mit sogenannten antiseptischen Mitteln der Fäulniß vorbeugen, oder wieder nach einer andern mit Reizmitteln und sogenannten stärkenden Mitteln die Schwäche heben, welche man als Ursache der Krämpfe, der Betäubung u. s. w. ansah; andre Aerzte versuchten mit Brech- und Laxirmitteln die im Magen oder in den Gedärmen vermutheten Unreinigkeiten wegzuschaffen. Keine dieser Methoden ist unbedingt zu tadeln oder anzupreisen, jede derselben kann nach Zeit und Umständen in einzelnen Fällen anwendbar, nach Beschaffenheit der epidemischen Constitution eine Zeit lang nothwendig seyn, nur dürfen sie nicht als allgemeine Richtschnur empfohlen werden. Wer diese Krankheit richtig behandeln, sie nicht ohne Noth mit vielen Mitteln bekämpfen, aber auch nicht Gefahren, die abgewendet werden können, durch Versäumniß der nöthigen Vorkehrungen heranwachsen lassen will, muß zuvörderst die Krankheit ihrem Wesen nach (so weit es der jetzige Stand der Wissenschaft begünstigt) und in ihren Veränderungen und Verbindungen, unter welchen sie im Organismus des Menschen vorkommt, kennen, den einzelnen Fall vorzüglich nach Beobachtung und mit gebührender Würdigung der herrschenden Krankheitsconstitution, und des möglichen Einflusses der vorhergegangenen und gegenwärtigen Witterung, untersuchen, und dann zunächst erforschen, welchen Charakter das Fieber hat, in welcher Periode die Krankheit steht, welche Region des Körpers am meisten angegriffen ist, welche Gefahr gegenwärtig am dringend-

ten ist, welche wahrscheinlich hier der Ort nicht ist, wo es Scharlachfiebers durchzuführen mit des Verfassers Ansichten auf dessen Abhandlung über denselben in den allgemeinen wir die Gelegenheit nicht zu rügen, deren verderblicher, fallene Kind kränker macht, in der Voraussetzung, als in ausschlag gemeinhin nennt) at ches die giftige Schärfe aus Wärme und durch treibende, fels befördern, und durch gen ängstliche Vermeidung jeder verhüten müsse. Man glaube so reiner von dem Scharlach Ausschlag auf der Haut zum glücklicher Ausgang allein zu gen nicht nur von einer ganz Scharlachfiebers, sondern es a vorurtheilsfreie Erfahrung. Wesen des Scharlachexanthems den Theils der Haut mit viel Je heftiger folglich dieser entzi Rötthe der Haut, desto stärker dabei rührenden Zufälle seyn mehret, muß folglich auch alle und sogar ihre Verbreitung a jenige, was diese Entzündung stülchen Gränzen nicht zu ab- steigene Entzündung herabsetze, auch die Heftigkeit der Krankheit vermindern muß. Wie oft sehen wir, daß Kinder, welche von dieser Krankheit befallen werden, nur wenig Scharlachausschlag bekommen, und doch ihre Krankheit so leicht ist, daß sie kaum nöthig haben, sich in das Bette zu legen; daß dagegen andre, die mit brennender Rötthe übergossen sind, gefährlich krank darniederliegen. Auch wird das Fieber nie durch den Ausbruch des Exanthems gemindert, sondern in den meisten Fällen wächst es in dieser Periode noch immer mehr an, und die hitzigen Mittel, welche nicht selten den Kindern gegeben werden, um das sogenannte Friesel herauszutreiben, erhöhen die Entzündung und verstärken die Krankheit. Wie peinlich muß das Gefühl der armen kranken Kinder seyn, die mit entzündeter scharlachrother heiser Haut, bei erhitzter Stubenluft in warmen, von Dunst qualmenden Federbetten stecken müssen! Da ist es denn wohl natürliche Folge, wenn solche Kranke immer höher steigende Fieberparoxysmen bekommen, Delirien und sogar Raserei eintreten und endlich auch wohl von Entzündung des Gehirns Betäubung, Krämpfe und Schlagfluß erfolgen, wie wir in der neuern Zeit Beispiele genug gesehen haben. Dagegen mußte uns auffallend seyn, wie häufig Kinder armer Leute bei dem Scharlachfieber in kalten Stuben liegen geblieben, auch wohl mit dem Scharlachausschlag auf der Haut im Freien herumgelaufen sind, nicht allein ohne Nach-

*) S. Annalen der Heilkunst des Jahrs 1815, No. 1.

thell, sondern mit offnbarer Erleichterung der Krankheit, und mit Beschleunigung des glücklichen Verlaufs derselben. Erfahrung und die Theorie von dem Wesen des Scharlachfiebers zeigen, daß die Kranken in der Periode der Entzündung bis sechs Tagen der Krankheit, ganz in der Luft der Kranken sey in und luftigen Stube, auf einem mit P. Bedeckung ganz leicht. Man gebe 2. V. Abkochung von sückerlichen Früchten, weinige oder Weinessig und Zucker. schweren Speisen, der zu häufige Wein, blutentziehend und dergl. lasse man ihn o. Fieber mit größerer Heftigkeit ein, so dagegen anwenden, worunter lauwarmes trockner und rother Haut öfteres Waschen mit Wasser, die vorzüglichsten und häufigsten durch kein Vorurtheil und durch keine Unterdrückung des Scharlachfiebers vermindert sich hiernach, der Kranke bekommt Ruhe, die brennende Hitze der Haut wird gemildert. Nach zwei bis drei Stunden, je nach dem die Fieberhitze heftig ist, eher oder später, nimmt die Ruhe, das Herumwerfen des Kranken, die Hitze und das Fieber von neuem wieder zu, man wiederholt deshalb das Waschen des Körpers mit kaltem Wasser, worauf die ruhigen Zwischenzeiten immer länger werden, bis das Fieber gemäßiget, die Hautentzündung gedämpft und in ihrem Product erloschen, und die Crisis mit ganzlichem Nachlaß eingetreten ist, was bei diesem Verfahren eher geschieht, als bei dem entgegengesetzten. Uebrigens versteht es sich, daß sogleich bei Entstehung dieser Krankheit die Leitung der Behandlung einem Arzte muß übertragen werden, da so viele unvorzesehene, gefahrdrohende Zufälle, Verwickelungen und Unregelmäßigkeiten bei dem Scharlachfieber vorkommen können, daß der Beistand eines Arztes unumgänglich notwendig ist. Wenn einmal die Entzündung der Haut, das Fieber und andre davon abhängige Zufälle nachgelassen haben, und die Abschuppung der Haut anfängt, dann muß allmählig das Verhalten des Kranken sich ändern, und etwas wärmer werden. Waschen und Baden hören alsdann auf, und der Kranke bleibt entweder in eh Stube. Es ist die Ausdünstung besonders die nicht selten sehr sticht, und erlaubt die sie eher, Scharlachfieber hat die zu krankhafter nicht allein, sondern auch, daß nicht denn man finde schlag sehr getrieben sehr stark gehalten; allein schonalescentem gefehlt werden,

und schnellsten veranlassen. Jede
 sollte noch vier Wochen nach der
 gekleidet sein, eine Voricht, die
 Noch ein Vorurtheil herrscht bei der
 handlung dieser Krankheit, dieses zu
 brauchen, man müsse es der Natur
 Die Krankheit selbst kann wohl nicht
 einmal der ankommende Stoss im Körper ist,
 krankhaften Bildungsprozesses beginnt. Bei
 der Periode angezeigten Verfalls des Kro
 zu beobachtenden Diät, die Wiederung des
 lung drohender Gefahren, die Entfernung
 den Kranken, die Abwendung oder Bekämpfung
 lungen mit dem Echarnherß, und vieles an
 dem größten Beweise für die Wissenschaft un
 Dinge, an welche freilich der große Haufe nur
 ist, nur dann erst die Gegenwart des Kr
 halten und zu verlangen, wenn der Kranke sch
 lichen Zufällen zu kämpfen hat, die den ihm
 Tod durch Angfälle und graueneregende Bewegungen andeuten, u
 dem Arzte nur noch übrig lassen, den Ausschlag zum Irrthum voraus
 sehen, und den traurigen Ausg zu erwarten, ihn sogleich angefang
 haben.

er geneigte Ver
 haren und wo
 is beobachtet wi
 i Rücksicht der
 derselben nicht
 ist nur bald wa
 lert werden, wi
 und die Erregung

Echarnherß (Eckhard David von),
 zu Hämeln im Hannoverschen von bürgerlichen
 und nachher zu Borchmar ein Gut geachtet daz
 eine werthwürdige Ungerechtigkeiten in einem weltlich
 konnte keine Eohn nur in der Dorfschule schick
 ebenfalls zum Landwirth. Durch erreichte untr
 Beschäftigungen einer beschränkten Landwirtschaft
 Durch einige Schriften über den siebenjährigen u
 Successionskrieg, die er beim Kaiser fand, noch
 lungen eines invaliden Kaiseroffiziers was in ihn
 worden, Soldat zu werden. Der Schank, ein
 posten zu commandiren, begeisterte ihn schwärmeri
 der Baire keine gerechten Project, und damit da
 neu. Uafers daz zu Ehrenhude der berühm
 Echarnburg-Lippe-Schledung ein Artilleriecorps
 der bekannte Kriegsschule verbunden. Niemand w
 eigene Prüfung aufgenommen, der des Jünglings
 emüßten, aber gesunden und kräftigen Geist u
 ihm den Eintritt zu verweigern. Neuere Sprachen, Geschichte un
 Geographie, auch höhere Mathematik, Physik und die eigentlichen Krieg
 wissenschaften waren die Gegenstände des Unterrichts. Echarnherß in
 daz sich schick. Dabei wurden Mörde's Werke, der Wandbecker E
 zte und Youngs Nachgedanken fruchtbarlich abgelesen und scharfsinnig
 Sinn für die Rechte, Größe und Ehre. Nach fünf Jahren war e
 Conducuter, als Graf Kückelw 1777 starb. Der hannoversche Gener
 Echarf verschickte ihm Dienste als Adjutant des seinem etanen Regiment
 Er mußte zugleich die Unteroffiziere und selbst die ältern Offiziere de
 Regiments unterrichten. Damals wurde er auch dem Pubacum be
 kannt durch die Erfindung, Geradere mit Mikrometern für den Krieg
 gebrauch einzurichten, und durch sehr brauchbare statistische Tabellen
 Im J. 1780 wurde er Lieutenant der Artillerie zu Hannover, zweiti

und bald nachher erster Lehrer an der damals errichteten Kriegsschule. Nach zwölf Jahren ward er Stabshauptmann und 1793 erhielt er eine Compagnie Reitender Artillerie. Sein schriftstellerischer Ruhm war schon durch sein Handbuch der Kriegswissenschaften, dann durch das Taschenbuch für Offiziere und das militärische Journal gegründet. Im Revolutionskriege gründete er seinen Ruhm als Krieger. Als der hannöberische General Hammerstein 1794 für die schöne Vertheidigung von Menin und dann das kühne Durchschlagen durch einen zehnfach stärkern Feind den Dank seines Fürsten und hohen Ruhm erwarb, erkannte dieser das ganze Verdienst in Plan und Ausführung Scharnhorst zu, der von dem König von Großbritannien einen Ehrensäbel empfing, zum Major im Generalstabe und bald darauf zum Obristleutenant ernannt wurde. Auf Empfehlung des Herzogs von Braunschweig stellte ihn der König von Preußen als Obristleutenant bei dem damaligen dritten Artillerieregiment an. Nachher in den Generalstab als dritter Quartiermeisterlieutenant versetzt, hielt er zu Berlin Vorlesungen für die Offiziere. Im J. 1804 wurde er Obrist, 1807 General-Major und 1813 General-Lieutenant. Bei Auerstädt zwei Mal verwundet, folgte er doch dem Zuge Blüchers nach Lübeck als Chef vom Generalstabe desselben. Ausgewechselt eilte er nach Preußen, wo er Antheil an der eslauer Schlacht nahm. Der König, dessen Achtung und Vertrauen er verdienter Weise besaß, ernannte ihn nach dem Frieden von Tilsit zum Präsidenten der Commission zur neuen Einrichtung der Armee. Nachher verwaltete er auf kurze Zeit das gesammte Kriegsdepartement, ward Chef des Ingenieurkorps und empfing die preussischen und russischen Orden. Mit besonnenem Eifer griff Scharnhorst auf das thätigste ein, als für Preußen die Stunde erschien, das Franzosenjoch abzuwerfen. Er leitete die Bewaffnung, die nach seinem Plane geschah. Als Chef des Generalstabs erschien er im Frühjahr 1813 mit dem Heere Blüchers in Sachsen, ward in der Lützen Schlacht durch eine Kartätschenkugel am Fuße verwundet, und starb an den Folgen dieser Wunde, da er sich nicht die erforderliche Ruhe gönnte, sondern in Aufträgen seines Königs nach Prag und Wien eilte, einige Wochen nachher. Das dankbare Vaterland, für das er lebte und starb, wird sein Andenken stets in Ehren halten.

Schatulle heißt diejenige Casse des Landesherrn, welche aus seinen Privat- oder Schatullengeldern, d. h. denjenigen Einkünften besteht, welche er nicht in der Eigenschaft des Landesherrn, sondern als Privatmann zu erheben hat. Schatullgüter sind folglich die Güter des Landesherrn, die ihm als Privatmann sowohl rücksichtlich des Eigenthums, als der Benutzung zugehören. Sie sind den Rechten nach andern Privatgütern derselben Gattung gleich, und haben verhältnismäßig dieselben Lasten zu tragen, wosfern sie nicht von dem Landesherrn besonders privilegiert sind.

Schatten und Licht machen die eigentliche Seele der Zeichnung und der Malerei aus, da der Umriss mehr den Körper und die gestaltete Form bestimmt. So wie das sanfte Dunkel des Schattens auf jedem Gegenstande unserm Auge erst Ruhe gewährt und Haltung gibt, so ist auch kein Kunstwerk denkbar ohne Schatten. Selbst der einfachste Umriss hat seine Schattenseite, wo die Linie dunkler und breiter ist. Schatten hebt das Licht erst heraus, er ist stärkend und wohlthuend für Auge und Seele, wie der Ernst des Lebens, wie die Kühle der Nacht. Im Orient, in Persiens Rosengärten, bei Indiens Umbraustauden, wo die senkrechten Pfeile der Sonne den wohlthätigen

Schatten verschweigen, da versteht es auch die dort in ewiger Kindheit weilende Kunst, nicht Schatten in eine Darstellung zu bringen. Nur die brennenden Farben bezeichnen die Lichtfläche eines orientalischen Gemäldes; schmerzfühlend irrt unser Auge darauf umher und bemerkt die Ruhelosigkeit, die gerade aus jenem trägen Meiden des Kampfes mit der Dunkelheit und der Tiefe entsteht. Eben so sind die Gebilde der heißen Zone in der neuen Welt: schattenlos und bunt mahlen die Mexicaner und Peruaner. Im reinsten Licht erscheinen uns die Gebilde griechischer Kunst, doch da diese sich mehr zur Plastik neigt, so steht sie in stiller Klarheit und läßt die wechselnden Schatten über sich hin-schweben wie den Hauch der Jahrhunderte; Himmelslicht überstrahle sie freundlich, Fackelschimmer umleuchte sie zauberisch, sie ist empfänglich für beides, sie leuchtet durch das Dunkel der Zeiten. Griechische Malerei war blüthenhell und jugendfrisch. Unsere gemäßigten Himmelsstriche genießen den vollen Zauber des Schattenwechsels und des reizenden Helldunkels, je mehr nach Süden, desto mehr bemerken wir die Neigung zu glühenden Farben, und das von der Natur selbst dazwischengemischte tiefe Dunkel des Haars und der Augen, alles dies ersetzt den Schatten und ahmt seine Wirkung nach. In den Gemälden bemerken wir dreierlei Hauptgattungen der Schatten: Hauptschatten, Schlagschatten und Halbschatten. Der Hauptschatten breitet sich über alle die Theile des Gemäldes aus, die dem einströmenden Licht entgegenstehen; nothwendiger Weise muß jeder einzelne Gegenstand seinen Hauptschatten haben, doch sind diese Schatten der einzelnen Theile von abgestufter Dunkelheit, nachdem sie dem Hauptlicht näher stehen. Je breiter die Massen der Schatten sich verbinden und je mehr alle verstreuten zufälligen Lichter vermieden sind, um so einfachgrößer ist die Wirkung des Ganzen, es hat Haltung und Ruhe. Schlagschatten sind solche, die durch einen auf dem Gemälde befindlichen Gegenstand geworfen werden, die also nicht dazu dienen, dessen Rundung anzudeuten, sondern vielmehr ihn herauszuheben von den dahinter befindlichen Gegenständen. Halbschatten sind zweierlei Art: theils nennt man die Mitteldinte zwischen dem Licht und dem Hauptschatten so, theils bezeichnet man auch zuweilen die Reflexe mit dieser Benennung. Auf der Schattenseite eines gerundeten Gegenstandes nämlich wird sich nie der Hauptschatten bis an den Umriss erstrecken, weil ein gebrochener Lichtstrahl, der von hinten um den Gegenstand herumschimmert, sowohl, als der Widerschein des zunächst befindlichen Gegenstandes die Dunkelheit des Schattens dicht neben dem Umriss erhellen werden; diese Widerscheine oder Reflexe sind die zweite Art der Halbschatten. Alle Dunkelheit in der Natur und auf den Gemälden entsteht nicht sowohl durch völlige Abwesenheit des Lichtes (dies wäre Finsterniß und könnte nicht mehr Gegenstand der Kunst seyn), sondern durch das Brechen und Einsaugen der Lichtstrahlen. Wer also, um Schatten zu bewirken, nur glaubt, schwarze Farbe hinmahlen zu müssen, wird nimmermehr seinen Zweck erreichen, sie wird selbst zum Körper, der das Licht wieder zurückstrahlt. Nur durchsichtige, gebrochene Farbentöne saugen das Licht ein und bewirken tiefes Dunkel. Dämmern muß ihre eigne Farbe und der Widerschein der benachbarten Gegenstände in ihnen verschmelzen. Unter den Meistern der italienischen Schule bleibt ewig Correggio der größte Künstler in dieser herrlichen Benutzung des Schattens und Lichtes, er dichtet mit beidem und weiß sie wunderbar zu beseelen; wir werden aber nie einen schwarzen Schatten auf seinen Gemälden finden, alles ist klar, alles durch-

Wichtig: Nicht in dem großen Eigensatz, sondern in der höchsten Verschmelzung von Licht und Schatten liegt die auffallendste Wirkung. Die Meister der lombardischen und venetianischen Schule sind am bewundernswürdigsten darin, man kann von ihnen sagen, daß sie wußten, dem Licht einen Ton, dem Schatten eine Sprache zu geben; Obertardo della Notte, der von solchen kunstvollen Beleuchtungen den Namen erhalt, verdient hier besonders bemerkt zu werden. Die römische und florentinische Schule beschäftigt sich mehr mit der Form und ist näher mit der allseitig haltenden Plastik verwandt, da jene sich mehr zur zauberwirkenden Musik hinneigen. Schon die gewöhnlichen Benennungen deuten dies an, man sagt: Farbenton, Farbenaccord, Harmonie eines Gemäldes. In der Musik selbst wird die durchdringendste Wirkung durch Forte und Piano, Schatten und Licht hervorgebracht, sobald wir uns über den engheschränkten Begriff erheben, als ob nur das Sichtbare so zu nennen sey. Die ganze Schattenseite unseers Lebens und unseerer Schicksale mit höherm Licht zu durchstrahlen und zu verschmelzen, daß sie gestimmt werde zur reinsten Harmonie, zum vollsten Accord, dies ist ja das eigentliche Streben der himmlischen Künste! — Bei der Betrachtung des Schattens und Lichtes müssen wir auch der niederländischen Schule gedenken, deren Meister diesen Zauber trefflich anzuwenden verstanden. Da sie die Farben besonders zart und durchsichtig behandelten, so brachten auch selbst untergeordnete Künstler bei ihnen große Wirkungen dieser Art hervor. Rembrandt bleibt der berühmteste dieser Schattenkünstler. Er wußte auf seinen Gemälden alles mit warmen, bräunlichgrünen Dinten zu überdämmern und das Licht auf engen Raum zusammenzubringen, so daß es da flammenartig wirkte. Durch diese wundervolle Beleuchtung weiß er oft den trivialsten Gegenständen, den gemeinsten Formen, eine höhere Bedeutung und wahre Poesie zu geben. Viele der Meister im Fach der kleinen Jartausgeführten Cabinetstücke sind hierin auch bewundernswürdig, besonders Gerhard Dou, Schalken und Wieris. Ich bleibe hierin weit hinter Italienern und Niederländer, ihre Schatten trocken, grau und undurchsichtig, die treue Vertänke, und so oft müßiger als Einn und saße gar ihnen wahr der an die her. Das die Handliten und anders, den oft an sich nicht ihre Gemütern Einn brauchen ergreifender würde der sunige Vouffin und der fromme Le Eucur wirken, wenn ihr Winkeln zum Zauberstab würde, der tiefere und wärmere Schattendinten hervorzulocken vermöchte! Die neue französische Schule hat hierzu große Vorzüge. Ihr Schöpfer David wendete schon bei sich

der Meister sich die Goldgrund, die Streben dieses trachten ihnen so klar und einträchtigen Schattenwirkungen gewesen. Sie griechischen und orientis lebte noch Farbenprache, l

ern schwermäßigen Spanier dachten (Marillo und Espagnoletto) wobl die ältere französische Schule zeichnete aus, daher haben auch fast alle Maler, besonders scheinen sie dem Modelle zu haben; sie nahmen und gehe Nothwendigkeit. Wie unendlich

den beiden berühmtesten Gemälden, dem Schwur der Horazier und Brutus, Schatten und Licht höchst sinnig an; bei den erstern deutet alles auf die Zukunft hin und fodert zum kräftigen Handeln auf, da fällt volles Licht auf die Gruppe der Männer und dämmerndes Hell- Dunkel verbreitet sich über die der Frauen; beim Brutus hingegen, wo die Handlung vorüber ist und alles Schmerz und Dulden ausspricht, da treten die Frauen helleuchtend hervor und alles übrige ist in tiefes aber klares Dunkel gehüllt. Gerard und Richard wissen den Schatten und das Helldunkel meisterlich zu behandeln. Die neuere deutsche Schule hat auch in diesem Fach treffliche Meister, doch da ihre Leistungen sich nicht auf einen Brennpunkt zusammendrängen, sondern sich sonnig wohlthuend verbreiten, so kann man die Einzelnen weniger aufzählen. Doch so wie wir unter den Meistern aller Völker und Zeiten hierin Correggio zuerst erwähnten, so müssen wir auch zuletzt auf seine heilige Nacht in der Dresdner Gemäldegallerie als auf das höchste in Vertheilung und Anwendung der Schatten verweisen. Es ist eine wahrhaft geweihte Nacht, selige Klarheit entspringt dem tiefsten Dunkel und wird zum Licht der Welt. — Bei Zeichnungen und Kupferstichen gilt dasselbe von dem Schatten, was bei den Gemälden gesagt ist, nur daß sie auf technisch verschiedene Weise hervorgebracht werden, bald durch schräg über einander gelegte Striche oder Schraffirungen, bald durch Punkte, bald durch einen weich, in einander verblasenen Hauch, welche Manier man: *à l'estompe*, oder: vermischte Manier nennt bei den Zeichnungen, schwarze Kunst aber bei den Kupferstichen. Einen neuen symbolischen Werth hat der Schatten bekommen durch die Dichtung, wie der Peter Schlemihl um den seinen kam, und wie drückend dieser Verlust war. — Daß hier so viel vom Schatten, so wenig aber vom Licht gesagt ist, wird nicht befremden; dies ist klar und erklärt sich selbst, der Schatten bleibt uns im Schicksalsgewebe wie im Kunstwerk so leicht dunkel, kalt und trübe, wenn nicht höheres Licht ihn sinnend durchstrahlt und in sanftglühenden Farbenschmelz taucht.

W. L.

Schattirung, (Mahlerei) ist die Veränderung einer Farbe, die durch die verschiedene Beleuchtung in einer und der nämlichen Farbe hervorgebracht wird. Die Wirkung einer Beleuchtung oder des Lichts hat nichts Willkürliches; sobald es einmal gegeben ist, folgt die Art, wie es erleuchtet, es mag nun gerade oder durch den Widerschein geschehen, nothwendig aus der ersten Stellung. Daher muß der erfindende Künstler, besonders wenn er Zeichnungen durch Farben beleben will, sich einen Borrath von Beobachtungen über alle Wirkungen des Lichts gesammelt haben, die ihn in den Stand setzen, die Natur zu copiren. Es ist nicht schwer zu sehen, ob ein Gemälde oder eine Stickerie Wirkung thut, aber sehr schwer, ob diese Wirkung wahr und nach Grundsätzen richtig ist. Viele wollen für Schattirung, Nuance, Mittelfarben, sagen; und rechnen sie darunter alle Dinten, wodurch die eigenthümliche Farbe eines Gegenstandes von dem höchsten Lichte allmählig abnimmt, es sey, daß sie sich in ganzen oder halben Schatten verliert oder nur in eine andere weniger helle Farbe übergeht, so mögen sie Recht haben. Man sieht Köpfe von van Dyk, an denen man keine Schatten wahrnimmt, ob sie sich gleich vollkommen runden. Hier entsteht die Wirkung von den sogenannten Mittelfarben oder von der ähnlichen Wirkung durch Licht und Schatten.

Schatz (Thesaurus), nennt man eine verborgene bewegliche Sache von Werth, deren ehemaliger Besitzer oder Eigenthümer durchaus un-

lehrt dem Eigenthümer abergläubische zufällig gefundene, so wie auch der (s. Staat).

Er zu Gotha geboren, Begierde zu lesen geworfen in die Hände, wie Briefe und die allumfängliche Ansehen Kritik für sein ganzes Schriften, deren gemeinsten analog war.

Enthusiasmus, dessen Schriftsteller dieser aus der Fülle seines Lebens er die schöne Uebersetzung von Werken vom Gymnasium zur rechten Bildung erhalten und Jurisprudenz schwach abzugewinnen neuen Brodwissenschaften in Jena herrschte, sich mit Ernst einem sein Aufenthalt das

Doch fing er an, welchem Lehren er beschäftigte ihn in der Adelshen des Lehrers war, und mit vertraute Bekanntheitsarbeiten in Lage, die ihm das er machte. Er entwarf Casso; so wie er Macchiavelli größtentheils, wenn er sich Stand gesetzt haben, die unausgeführt geblieben bei dem Oberhofen

undem Geiste war, ein langes Leben im raffiniertesten Genuße aller Arts hingebacht hatte, mit Frankreich und Italien durch wiederholte Reisen bekannt und nun lebt in seinem siebenziger Jahren, wo er viel an sein Zimmer gebunden war, Freund eines kleinen geistreichen Circels wurde, in welchem sich auch Götter und mehrere der vorigen bedeutendsten Köpfe befanden: Schag konnte also in einer solchen Gesellschaft nur gewinnen. Das erste bedeutende Werk, welches von ihm erschien, waren die Blumen auf dem Altar der Grazien, 1787, welche größtentheils aus vorzüglichen Gedichten der leichtern Gattung, aus Liedern, Episteln, Fabeln, Epigrammen und andern Stücken, die sich dem Grade der Poesie nähern, bestehen. Dieses Werk fand keine günstige Aufnahme: mehrere Schriftsteller, die schon früher von Schag getadelt waren,

glaubten
deswegen
erschien e
man den
Aufnahm
Verse nie
des Ho
Eräum
der Kle
zum Si
ten-Zell
sehenßen
tete, der
im Gegen
weil er
für das h
quonfern
durfte.

Leute, die
die Heuch
hätten ih
gewesen u
seine Gef
untergrab
vornehmst
von allen
müthern,
Satire u

S
spiele vor
die Bühn
kommen
Griechen
aus einer
erweitert
Facaden
ren dersel
die Bühn
vor dem
Unbeständ
Plätze zu
Säle hin
lieferte,
im Kleine
verhältniß
liche Wän
(Soffit
Länge der
längern,
mit einer
sehr hohen
Wain, 2
Frankreich
von glän;

ner: Ist unfreuzig die bei allen Vergablungen
Preis und Bede des Zehners; denn so stehen wir
die und Höhe in einer Bauordnung, in einem The-
) in einer freien Mauer: nur die Zeit oder Länge
nach einem Verhang nach der andern Seite des
und bleibt in Folge der rickern Zeitbezug
den übrig. Die Zehner bedauern sich denn so
den über einander stehender Adressanten (Zehner)
vor der Preis des Zehners bedenklichen Preis
ange der Zehner in einer großen Stadt macht

die Uebereinanderlegung der Zehner nichtig: es gewährt aber keine voll-
ständige Garantie, besonders wenn sie ganz streng über einander stehen;
weil vortheilhafter würde es daher seyn, wenn die obere Reihe der
Zehner verhältnismäßig gegen die untere Reihe zurücksteht; denn
so würde ein besseres Procentum etwa 3 Proz. auf gewährt, so wie die
Zehne über die Zehner, wenn auch nur von Hoy gut in einander
geht, ohne mit Preisband überlegen zu werden, sehr vortheilhaft für
den Staat seyn, besonders wenn die obere Reihe der Zehner nicht un-
widerbar an die Zehne steht, sondern hier noch eine feste dritte Wand
über verhalten an der Zehne durchginge, worauf man auf gewisse
Anforderungen (Punkte) unterlegen dürfte. Je größer die Pforte ist, desto
höher sind die Anforderungen gewöhnlich seyn an den Charakter. In
Pforte selbst muß nicht zu tief seyn, weil sonst der Charakter, wenn
er zu weit in der Pforte steht, nicht verändert werden kann. Das zweite
wichtige Erforderniß einer guten Charaktere ist, daß die Zehner
sich selbst gut über und setzen können, d. h. die Regeln der Kunst,
Verweise und Maßregeln wissen genau sein. Was verdacht worden
seyn, und das Ganze muß mit feinem Theil an sorgsamem und gere-
hnetem Verstand haben; dabei auch ein Charakteristisches, so viel kein
Anderes betrifft, als Jemand einer Kunst, die so viele wieder in sich
vermischt, in einem edeln und geschickten Geist gebaut seyn muß — Nur
die Pforte enthält die Tugend und die damit verbundenen Eigenschaften
muß besonders vor Charakter der Zehner gesehen seyn.

Charakter über Drama ist ein Gedicht, welches zur theo-
retischen Vorstellung nur von den handelnden Personen durch
Rede und Gebärden eine ausführliche Handlung bezeugt ist. Vor
der Handlung (wobei das Charakter auch den ersten Namen
Drama erhält) versteht man die Reihe von Verbindungen, welche
durch die abwechselnde Thätigkeit mehrerer Personen herbeiführt wird.
Die dramatische Handlung wird als geschehen vorstellend, fortgeschrit-
tend und sich entwickelnd gedacht; wiewohl die Handlung des er-
sten Gedichtes als vergangene vorausgesetzt wird. Die Fabel gibt den
Stoff zur Handlung, und diese gibt der Fabel wieder ihre Fortschritts-
form. Die Fabel ist also das, was geschieht und bewirkt wird; und
die Handlung der Fabel ist der Fortschrittsform und Charakter.
Eckelt versteht man aber unter beiden Titeln den ganzen Inhalt
eines Charakters. Die erste und wichtigste Eigenschaft der dramati-
schen Handlung ist, daß sie nachtheillich und nachtheillich sey, so daß
das, was geschieht, aus den vorhergehenden Ursachen auf eine unge-
wöhnliche verhältnißliche Art das möglich ist, denn sonst fällt die
Kamerhandlung und das Interesse hinweg. Es muß deshalb in der
ganzen Handlung nichts geschehen, als was aus den Umständen und
aus dem Charakter der Personen erklärlich seyn kann. Zweitens muß die
Handlung interessant seyn; der Stoff der Fabel muß dadurch

unaufhörlich in Spannung
 tem aber ist Einheit der Handlung.
 Nur Eine Hauptbegegnung
 beziehen, muß zum Grund
 und geführt werde. So zu
 seyn. Man muß den Anfang
 der in Thätigkeit gese-
 gang der Handlung wahr-
 känden genau unterrichtet.
 Die Beobachtung der Einzel-
 eheden strenger als jetzt
 wegen der Einrichtung der
 des Chors durchaus nöthig
 und die neuere Einrichtung
 mehrere Freiheiten, sobald
 eine zu strenge Beschrän-
 kungen würde. Man muß
 der scheinbaren Zeit des
 Oefftere Veränderungen des
 der Aufzüge wo möglich
 so plötzlich und unwahr-
 Zuschauer führen und ihr
 spiel muß ein Bild des
 schung der Zuschauer zu
 matische Dichter die Natur
 muß er den Charakter der
 sorgen, daß die Reden und
 ihrem Gesinnungen überein-
 matischen Objectivität hing-
 nach ihren Verhältnissen in
 läßt. Um diesen Zweck zu
 matischen Gedichts ein wohl
 geordneter Plan vorausgeh-
 geknüpft und unwahr-
 Scene weggesprochen werden
 matischen Gedichts auf die
 überflüssige Unterredungen,
 Auch die glänzendsten De-
 solche Weise hingehaltene
 bernissen, welche sich der
 entspringt die Verwickel-
 dig ist, falls es die Aufm-
 ist die Verwicklung nicht
 len ist sie besser ganz ein-
 Knoten unsere Aufmerksamkeit
 Nahrung verfehlt würde,
 neben einander bestehen kön-
 aber auch dem Lustspiele sei
 Zusammenhang mancher
 Personen, als den Zuschau-
 wenn durch die Entdeckung
 stärker und anhaltender wird
 Lösung wird die Wegräu-
 der Haupthandlung in den

darf nie gewaltsam geschehen; ihr Keim muß gleichsam schon in der Haupthandlung selbst, in dem Charakter der Personen und in ihren Verhältnissen liegen. Keine Auflösung von fremder Hand, kein Deus ex machina ist zulässig. Die Zahl der Personen wird durch ihre Noth-

zur Haupthandlung bestimmt. Mehrere, überflüssig und fehlerhaft, wenn sie zur Zuschauer's und leiten dieselbe von dem immer die Erreichung des Hauptzwecks karaktäre — sowohl im Guten, wie im Bösen seyn müssen, als sie in der Wirklichkeit, wenn sie andere Theilnahme erreichen sollte oder phantastisch-behandelte übernatürliche Natur erzu, wenn auch zulässigem, dargestellt werden. Hat der Dramatiker die Geschichte genommen, so erweilt er sie. Doch steht es ihm frei, in so fern er eine von der geschichtlichen abweicht.

Von den Verhältnissen oder Situationen der Personen verfaßt, hängt auch besonders die Art ihrer Charaktere ab. Deshalb müssen sie, wahre und demnachende Weise angelegt werden, worin die verschiedenartigen Charaktere

gegen einander stehen, sondern derjenige, in dem sie zu ihrem Eintritte kommen sich bekämpfen, dieses Kampfen und Ringen gegen die Verhältnisse und gegen das Schicksal selbst, macht eine dramatische Dichtung so anziehend. Indessen kann auch der Contrast der Charaktere selbst sehr vortheilhaft wirken, nur müssen die letztern nicht allzuabstreichend gegen einander noch allzuähnlich seyn. So wie der dramatische Dichter sorgfältig auf richtige Zeichnung und Haltung des Charakters der dargestellten Personen achten muß, so ist die Beobachtung des Costümes, oder des nach dem Zeitalter und den Rationalitäten der dargestellten Personen Ueblichen, seine Pflicht; besonders dann, wenn der Stoff aus der wahren Geschichte genommen, oder die Handlung doch in einem andern Zeitalter oder unter einem andern Volke vorgegangen seyn soll. Hier müssen die Sitten, die Denk- und Handlungsweise, die Gewohnheiten und überhaupt alles, was der Zeit oder der Nation eigenthümlich war, und was in die dramatische Dichtung eingreift, genau beobachtet und dargestellt werden. Die Kleidungen der Schauspieler und die Verzierungen der Bühne müssen dem gleichfalls entsprechen, wenn die Täuschung der Zuschauer über die Wirklichkeit des Drama nicht verloren gehen oder gehindert werden soll. Die äußere wesentliche Form jedes Schauspiels ist dramatisches Gespräch, d. h. ein solches, wo während und mittelst der Unterredung selbst zwischen den sprechenden Personen eine Handlung oder Veränderung des äußern Zustandes entsteht und ausgeführt wird. Das dramatische Gespräch hat also eine durch das selbst auszuführende, gegenwärtig geschehende Handlung zum Gegenstande. Das historische Gespräch aber berichtet uns bloß die Ursachen und den Verlauf einer schon geschehenen Handlung, und ist also eigentlich bloß Erzählung in Gesprächsform. Die dramatische Unterredung also bewirkt und veranlaßt die Handlung ihrer Entstehung und ihrem Verlaufe nach; die historische erzählt sie nur, wenn sie schon geschehen ist. Eben so verschieden ist auch das dramatische Gespräch von dem philosophischen, welches sich mit Zergliederung und Untersuchung allgemeiner Wahrheiten beschäftigt, ohne daß dadurch eine Veränderung des äußern

Zustandes der sich Unterredenden bewirkt würde. Das dramatische Gespräch muß die Denkart und den Gemüthszustand der redenden Personen richtig darstellen; sie müssen so sprechen, und sich so ausdrücken, wie sie in der Wirklichkeit unter denselben Verhältnissen und bei dem nämlichen Charakter es thun würden. Dadurch erhält die Unterredung Mannichfaltigkeit, Wahrheit und Individualität, und deshalb muß der dramatische Dichter höchst aufmerksam auf das Benehmen und die Gemüthsäußerungen der Menschen nach ihren verschiedenartigen Verhältnissen, ihrem Alter, ihrem Temperamente seyn; denn obgleich es allgemeine Charaktere gibt, die allen Völkern, allen Altern, Geschlechtern u. s. w. eigen seyn können, so werden sie doch durch äußere und innere Ursachen oft höchst verschieden modificirt, und auf die richtige Zeichnung übrigens gleicher allgemeiner Charaktere nach ihren oft sehr verschiedenen Aeußerungen, sowohl durch Reden als Handlungen, kommt es bei jedem Schauspieler besonders an. Uebrigens muß der Dialog natürlich und einfach seyn, er muß im richtigen Verhältnisse zur Handlung, zu dem höhern oder geringern Grade der Leidenschaft, und zu dem äußern und innern Zustande der Personen stehen. Die richtige Führung des Dialogs trägt ungemein viel zur Erhöhung des Interesses bei. Monologe oder Selbstgespräche, worin nur Eine Person zu sich oder zu Andern redet, die jedoch nicht gegenwärtig sind oder an dem Selbstgespräche keinen unmittelbaren Antheil nehmen, darf der Dichter nur dort einmischen, wo die eingeführte redende Person in einen so leidenschaftlichen Gemüthszustand oder in solche Vertiefung des Nachdenkens über sich und ihre Lage gerathen ist, daß der Ausdruck ihrer Empfindungen und Worte, die eigentlich Niemand vernimmt, wahrscheinlich wird. Um so größer ist der Werth der Selbstgespräche, wenn sie zum Fortgange der Handlung oder zur Entwicklung der Leidenschaft des Redenden mitwirken. Die Sprache solcher Monologen muß nicht periodisch und ausführlich, sondern kurz, abgebrochen, und gleich den ausgedrückten Gesinnungen stark und fortleidend seyn. Durch die *Pantomime*, welche Gebärden, Bewegung und Thätigkeit mit der Rede verknüpft, wird die dramatische Vorstellung lebhafter, wahrer und ausdrückender. Sie muß daher dem Schauspielerdichter immer vorschweben, und von ihm sowohl den nichtredenden, wie den redenden Personen, dort, wo sie die Worte mit Handlung begleiten oder unterbrechen sollen, genau vorgeschrieben werden. Nach der verschiedenen Art des Gegenstandes und der Behandlung theilt man das Schauspiel ein in das Trauerspiel, das Lustspiel und die Oper. Jede dieser Hauptarten zerfällt wieder in Unterabtheilungen, die sowohl durch die äußere Form, als durch den Inhalt bestimmt werden. Vom Lustspiel und vom Trauerspiel oder der Tragödie werden wir in der Folge hier sprechen, da auf den vorliegenden Artikel verwiesen ist. Da das Singspiel unter dem Artikel Oper hauptsächlich nur historisch nach seiner Entstehung behandelt ist, so behalten wir uns vor, es auch hier in der Kürze darzustellen. Uebrigens wird Gespräch und Handlung jedes Schauspiels in Aufzüge oder Acte, und diese wieder in Auftritte oder Scenen vertheilt. Im Lustspiele (Komödie) sind der Aufzüge gewöhnlich fünf, drei oder einer, selten zwei oder vier; das Trauerspiel hat gewöhnlich fünf, die ernsthafteste Oper drei, und die scherzhafte so viel wie das Lustspiel. Die Anzahl und Länge der Scenen ist unbestimmt, denn hier entscheidet allemal das Bedürfniß des Stoffs; eben so unbestimmt ist auch die Zahl der Auftritte oder Scenen, welche zu einem Aufzuge gehören, denn dies richtet sich gleichfalls nach der Beschaffenheit der Handlung und

der Schicklichkeit des Aufschubs oder Stillstandes derselben, worin die Abtheilung der Aufzüge immer gegründet seyn muß. Es kann folglich ein Act wenige und kurze Szenen, der andere hingegen viele und längere haben, je nach dem der Gegenstand es heischt. Jeder der Aufzüge oder Acte hingegen hat, wenn das Schauspiel deren mehrere enthält, seinen bestimmten Antheil an dem Ganzen. Der erste Aufzug macht den Zuschauer mit dem Inhalte des Stücks, den theilnehmenden Personen und Mitteln, wodurch die Handlung ausgeführt werden soll, bekannt. Dies geschieht durch Gespräch und Thätigkeit der Personen selbst, aber nicht durch Beschreibung und Erzählung, und wird die Exposition genannt. Auch muß schon im ersten Acte die Verwicklung der Handlung beginnen. Personen, von denen nicht bereits in dem ersten Aufzuge die Rede, oder die dort nicht vielleicht schon selbst thätig waren, dürfen der Regel nach nicht in den folgenden Aufzügen erscheinen. In den letztern nimmt die Verwicklung zu, die Handlung wird immer lebhafter, die Aufmerksamkeit und Erwartung der Zuschauer immer gespannter, bis sie durch die Auflösung, welche erst am Schluß des letzten Acts erfolgen darf, befriedigt werden. Diese Auflösung muß übrigens vollständig seyn, und hat sie einmal Statt gehabt, so darf keine neue Verwicklung beginnen, da hierdurch die Einheit der Handlung zerstört werden würde. Auf die Bearbeitung der einzelnen Auftritte oder Szenen hat der dramatische Dichter besonders den höchsten Fleiß zu verwenden; da sie nicht bloß als abgesonderte Abschnitte und Stücke der Aufzüge, sondern als gemeinschaftliche und einwirkende Theile eines Ganzen zu betrachten sind. Deshalb müssen sie auf das engste mit einander verbunden werden: in dem vorhergehenden Auftritte muß immer der Grund des nachfolgenden, und dieser wieder als eine nothwendige, oder doch natürliche Folge des vorhergehenden Auftritts erscheinen. Ohne hinlänglich angedeutete Veranlassung dürfen keine Personen auftreten und abgehen. Auch darf die Bühne am Schlusse eines Auftritts, der nicht zugleich den Aufzug selbst beschließt, nicht leer bleiben; denn dadurch würde die Handlung sichtbar unterbrochen, und ihr Fortgang unwahrscheinlich werden. — Uebrigens bemerken wir hier noch, daß die Benennung Scene einen weitern Umfang hat, als der Begriff, den wir mit Auftritt verbinden. Unter Scene versteht man nicht bloß den eben genannten Theil einer dramatischen Dichtung und Vorstellung, sondern auch die Bühne selbst, und in noch ausgedehnterm Sinne sogar den Ort und das Land, wo die Handlung des Schauspiels vorfällt. — Das Trauerspiel oder die Tragödie ist die dramatische Bearbeitung einer an sich, oder doch in ihren Folgen wichtigen, Besorgniß, Mitleiden und Schrecken erregenden Handlung, welche in dem Ringen einer oder mehrerer theilnehmenden Personen mit dem, durch Leidenschaften oder Verkettung der Umstände herbeigeführten Schicksal ihren Grund, und gewöhnlich einen unglücklichen Ausgang hat. Zum Wesen einer tragischen Handlung gehört also, daß sie die Gefühle der Besorgniß und des Mitleidens in uns erzeuge, d. h. diejenigen Gefühle, die auf unsern eignen Zustand zurückgehen, und uns selbst für die Unfälle besorgt machen, denen wir unser Mitleid schenken. Ferner muß die tragische Handlung uns den Menschen im Kampfe mit dem waltenden Schicksale oder mit seinen Leidenschaften zeigen; denn nur darin kann der Mensch seine Kraft und Sittlichkeit bewähren; je kräftiger er in diesem Kampfe dasteht, desto höher wird das Gemüth erhoben, wenn er siegt; desto tiefer wird es erschüttert, wenn er unterliegt. Aber auch diese Erschütterung erhebt die Seele des Zuschauers, wenn das

Klingen des Menschen in seiner größten Stärke, das waltende Schicksal und die Leidenschaft aber, trotz alles Kampfs, unbesieglich erscheinen. Das Gemüth des Zuschauers fühlt sich sodann geschmeichelt durch die Kraft, welche der Mensch in dem Streite mit dem Schicksale oder der Leidenschaft beweist, und er fühlt sich ermuthigt in einem gleichen Falle mit gleich starker innerer Freiheit gegen die äußere Nothwendigkeit anzukämpfen. Ein unglücklicher Ausgang ist kein wesentliches Erfoderniß des Trauerspiels; aber ein ernster Ausgang ist durchaus nothwendig, damit nicht die in dem Zuschauer erregten Gefühle der Besorgniß, des Mitleidens, und besonders die Erhebung des Gemüths, welches der Hauptzweck jeder Tragödie ist, wieder zerstört werden. Hieraus ergibt sich, daß die Wahl des Gegenstandes von der größten Wichtigkeit ist. Der Trauerspieldichter kann seinen Stoff aus der Geschichte nehmen, oder ihn selbst erfinden. Im erstern Falle steht es ihm, wie jedem andern Dichter, frei, die Begebenheiten und Charaktere anders zu ordnen und zu halten, als sie in der Geschichte erscheinen, nur muß er in der Veränderung wirklicher und in der Hinzudichtung neuer Umstände vorsichtig seyn, damit die Wahrscheinlichkeit nicht verletzt werde. Uebrigens ist ein historischer Stoff wegen des höhern Interesse und der größern Wahrscheinlichkeit der vorthellhafteste. Das Trauerspiel ist in Hinsicht auf den Gegenstand am nächsten mit dem Heldengedichte verwandt. Beide erfordern Handlungen von Wichtigkeit; allein das Heldengedicht erzählt sie als vergangen, das Trauerspiel stellt sie als gegenwärtig und wirklich dar, wodurch es einen höhern Grad von Stärke erhält. Das Heldengedicht umfaßt einen aus mehreren Begebenheiten und Umständen zusammengesetzten Gegenstand, und schildert den Helden in vielfachern Verhältnissen und Lagen; das Trauerspiel ist mehr auf einen durch die Handlung zu bewirkenden Glückswechsel beschränkt. Die Handlung im Trauerspiel muß also wichtig seyn. Diese Wichtigkeit beruht hauptsächlich in dem hohen Grade der Thätigkeit, Kraft und Anstrengung der handelnden Personen, und in der Glücksveränderung, welche dadurch bewirkt wird. Indessen kann die Theilnahme der Zuschauer gar sehr gespannt und erhöht werden, wenn der Dichter eine solche Begebenheit wählt, die an sich oder in ihren Folgen einen besonders großen und merkwürdigen Einfluß auf die Menschheit gehabt hat. Die Handlung muß vollständig seyn; sie muß ein abgeschlossenes Ganzes ausmachen, dessen Theile mit einander in gemauer Verbindung und in solchem Verhältnisse stehen, daß keiner derselben ohne Veränderung und Störung des Ganzen wegfallen kann. Sie muß Anfang, Mittel und Ende haben. Bei dem Mangel des Anfangs der Handlung würde der Zuschauer sich die Thätigkeit der theilnehmenden Personen nicht erklären können; er würde ungeduldig werden, und daher ist es nöthig, ihn schon frühe mit der Veranlassung jener Thätigkeit, mit der Wichtigkeit der Handlung, den Mitteln und Hindernissen und mit einigen dunkeln Vermuthungen über den Ausgang bekannt zu machen. Das heißt die Exposition, und sie findet gleich im Anfange durch die Unterredungen der theilnehmenden Personen Statt. Zur Vollständigkeit der Handlung gehört ferner das Mittel derselben, oder derjenige Theil des Trauerspiels, welcher den Fortgang der Handlung umschließt. Hier darf dem Zuschauer kein Umstand, der auf den Ausgang der Handlung Bezug hat, dunkel oder zweifelhaft bleiben. Er muß von Allem unterrichtet werden. Das Ende oder der Ausgang der Handlung muß gleichfalls vollständig seyn. Nichts darf in Hinsicht des Schicksals der handelnden Personen verborgen und räthselhaft

bleiben, alles muß entschieden werden. Auch in Hinsicht der Einheit der Handlung wird bei dem Trauerspiel dasselbe erfordert, was wir deshalb im Allgemeinen oben schon angeführt haben. Um diese Einheit aber nicht zu verfehlen, muß der Trauerspieldichter den Zusammenhang der Handlung oder Fabel gehörig überdenken, und alle einzelnen Theile zu einem unzertrennlichen Ganzen ordnen. Hier muß er sein vornehmstes Augenmerk auf die Haupthandlung und die Hauptpersonen richten, und episodische Vorfälle und Nebenpersonen zum Vortheil jener benutzen, ohne dadurch das Interesse des Zuschauers zu theilen oder zu schwächen. Sehr viel kommt besonders auf die Wahl der Personen an. Weder vollkommen tugendhafte noch durchaus lasterhafte Personen sind für das Trauerspiel geeignet; denn den erstern fehlt es an Wahrscheinlichkeit, sie erregen bloß kalte Bewunderung, aber keine Theilnahme; die ganz bössartigen können uns nur mit Unwillen und Abscheu erfüllen. Auch muß die Würde und Größe der tragischen Personen mit der Wichtigkeit der Handlung im Verhältnisse stehen. Obgleich übrigens bei dem Trauerspiele mehr Darstellung der Handlung, bei dem Lustspiele mehr Schilderung der Charaktere zum Zweck des Dichters gehört, so muß der letztere doch die Charaktere der tragischen Personen sorgfältig zu zeichnen und zu halten wissen, weil hierauf ein großer Theil der Wahrscheinlichkeit beruht. Ueberhaupt versteht man unter den Sitten der tragischen Personen alles das, was zu ihrem Charakter, ihrer Denkart und den Quellen ihrer Handlungen gehört. Der Dichter muß diesen Sitten eine gewisse Größe geben. Die handelnden Personen müssen Menschen der ersten Gattung seyn, d. h., sie müssen eine vorzügliche Kraft der Seele besitzen. Jene Größe der Sitten ist sowohl die Größe im Guten, als im Bösen, und äußert sich in starken, muthvollen Entschliesungen und Handlungen, in kühnem Unternehmungsgeiste, und in gefährlichen, oder auf wichtige Dinge gerichteten Leidenschaften. Allein nicht bloß die Heftigkeit der Leidenschaften macht ihre Größe aus, sondern die Kraft des Geistes, von der sie begleitet sind, und das Ziel, wohin sie streben. Eben so wenig trägt der Rang, den der Dichter seinen tragischen Personen beilegt, zur Größe ihrer Sitten bei; auch unter den Adligen gibt es niedrige Seelen, die keines höhern Aufstugs weder im Guten noch im Bösen fähig sind, und sich nie über das Gemeine erheben. Das Trauerspiel erhält also durch den äußern Rang der Personen keine Größe; obgleich eben nach dieser Verschiedenheit des äußern Ranges und des Wirkungskreises der Unterschied zwischen heroischem und bürgerlichem Trauerspiel bis jetzt Statt gefunden hat. Doch hat der Dichter sich bei der Größe der Sitten wohl in Acht zu nehmen, daß er nicht ins Abenteuerliche verfällt. Reden und Handlungen müssen den Verhältnissen angemessen seyn; der Bürgermeister einer Landstadt kann nicht so sprechen wie ein Consul zu Rom. Die dichterische Wahrheit der Sitten ist die Uebereinstimmung der Reden und Handlungen der Personen mit ihren Verhältnissen und ihrem Charakter, und gleichfalls ein wichtiges Erfoderniß. Außerdem muß der Dichter den Charakteren Contrast und Mannichfaltigkeit, und jene grundsätzliche moralischer Güte geben, die zur Erregung der Theilnahme, des Mitleids und der Besorgniß fähig sind. Catastrophe nennt man im Trauerspiele denjenigen Zeitpunkt, welcher in den Schicksalen der Hauptpersonen eine wichtige und entscheidende Veränderung hervorbringt. Die Glücksveränderung selbst heißt Peripetie, welches der Uebergang aus glücklichen in unglückliche Verhältnisse, oder aus einer hoffnungslosen

wändes
 e durch
 : Spra-
 karakter
 . Für
 heilhaf-
 ch man
 tutschen
 art, des
 Tragö-
 dachus
 n Tra-
 len ge-
 auch,
 s festli-
 dersel-
 je noch
 er Tra-
 on und
 Wagen
 nterhalb
 Theopis
 schylos.
 h bloße
 n muß-
 delte die
 Hande
 d vier-
 Freige-
 schaffte.
 erregte
 Der
 n mit-
 ind im
 zweitem

im Dialog findet. Aeschylos sah überhaupt mehr auf Größe als auf Schönheit; er erschütterte und übte Entsetzen, selten aber Rührung ein. In seinen Trauerspielen waren noch viele Spuren von Rohheit; allein es herrscht auch ein Reichthum großer und auffallender Züge darin. Die Handlung in seinen Trauerspielen ist überaus einfach, ohne Verwickelung. Der Chorus beschäftigte sich nicht mehr bloß mit Absingen von Gesängen, die auf den Inhalt des Stücks keinen Bezug hatten, sondern er gehörte zum Ganzen, ist der Vertraute der handelnden Personen, der Rathgeber der Könige, der Tröster der Unglücklichen, das Schrecken der Tyrannen. Aeschylos führte statt der Weinhefen, womit die Schauspieler des Theopis ihr Gesicht beschmiereten, die Larven ein, und ahmte durch lange schleppende Gewänder und hohe Schuhen den erhabenen Wuchs und das stolze majestätische Ansehn, welches man dem alten Heroen beilegte, nach. Statt des ehemaligen schlechten Brettergerüstes erhielt er eine mit Masken und Decorationen versehene Bühne, und seine Schauspieler übte er fast immer selbst in der Declamation (s. Aeschylus). Ihm folgte Sophokles (s. d. Art.), ein vorzüglicher Meister der tragischen Kunst, der Größe und Schönheit zu vereinen, und die Leidenschaften der Theilnahme, des Mitleidens und

des Bedauerns auf das Innigste zu erregen mußte. Euripides, weniger erhaben und groß, als Aeschylus und Sophokles, verstand dennoch besser als beide die Kunst zu rühren; allein in der Anordnung seiner Stücke war er weit weniger glücklich, verkehrte oft die Wahrscheinlichkeit und die Einheit der Handlung, und verfehlte nicht selten die Auflösung des Knotens. Durch diese drei großen Männer wurde das griechische Trauerspiel ausgebildet. Ihnen folgten sehr viele andre griechische Dichter, von denen uns aber nichts übrig geblieben ist. Unter den deutschen Trauerspieldichtern sind die berühmtesten: J. E. Schlegel, Weiße, von Cronegg, von Bräune, Lessing, von Gerstenberg, Leisewitz, Klinger, Babo, von Göthe, von Schiller, die Grafen von Stollberg, von Kosebutz, A. W. Schlegel, H. J. von Collin, W. von Collin, Kbrner, Werner, Oehlenschläger u. s. w. Uebrigens ist die neuere Tragödie in einzelnen Artikeln abgehandelt worden. — Das Lustspiel oder die Komödie ist die dramatische Bearbeitung und Darstellung einer aus dem täglichen und häuslichen Leben genommenen Handlung, deren Vorfälle sowohl als die Sitten und Charaktere der handelnd dargestellten Personen zur Belustigung, Unterhaltung und Belehrung der Zuschauer dienen. Der Gegenstand dieser Schauspielgattung ist also das Privatleben der Menschen, sowohl der höchsten wie der niedrigsten, mit allen ihren dort sich äussernden Thorheiten, Fehlern, Vorurtheilen und Tugenden. Nicht bloß das Lächerliche, Unedle und Hassenswürdige, auch das Edle, Liebenswürdige und Gefällige in den menschlichen Lebensweisen liegt in dem Gebiete der Komödie, und oft werden in derselben Charaktere und Vorfälle von verschiedner Art und Wirkung dargestellt; oft ist so wenig die Hauptperson wie die Haupthandlung lächerlich. Man würde den Begriff des Komischen zu sehr beschränken, wenn man bloß das Lächerliche darunter verstehen, und nicht alles, was der Behandlung in der Komödie fähig ist, hieher rechnen wollte (s. weiter unten). Der Dichter kann die Handlung des Lustspiels entweder ganz erfinden, oder auch aus der wirklichen Geschichte einen Stoff zur Bearbeitung wählen. Das Erstere ist das Gewöhnlichste, und das Lustspiel wird treffender, anziehender und lehrreicher durch die Wahl solcher Begebenheiten und Personen, die der Zuschauer ihrem Charakter, ihren Reden und Handlungen nach als gleichzeitig und als Vorfälle und Personen aus der jetzigen gewöhnlichen Welt erkennen kann. Jedes Volk und jede Zeit haben ihre Sitten, ihre Gebräuche und Meinungen vom Anständigen und Unanständigen; daher kann der Lustspieldichter nur gewinnen, wenn die Haupthandlung, die Personen und die Scene seines Stücks einheimisch sind. Indessen bleiben allgemeine Charaktere und Sitten, gehdrig modificirt, gleichfalls brauchbar. Das Komische des Lustspiels wird entweder durch die Charaktere, oder die Situationen oder durch beide zugleich erzeugt. Die letztere Gattung des Komischen, welche nämlich durch den Contrast des Charakters mit der Situation hervorgebracht wird, ist gewiß die wirksamste. Man theilt übrigens das Komische in das hohe und niedere ein; eine Eintheilung, die nicht durch den Stand der dargestellten Personen, sondern durch die Beschaffenheit des Stoffs und seine Behandlungsart veranlaßt ist. Man kann sich auch beider Gattungen des Komischen in einem Lustspiele gemischt und vertheilt bedienen. Wenn das Niedrigkomische, welches aber nicht die Schranken des Wohlstandes überschreiten, nicht in das Gemeine und Widerliche fallen darf, in einem Lustspiele herrschend ist, so heißt es ein Possenspiel oder eine Farce. Ein Charakterstück nennt man hingegen ein solches Schauspiel, wo der Dicht-

ten Lustspiels sind, so wird auch die Wahrscheinlichkeit der Haupt- und Nebenhandlungen um so mehr erfordert, als der Stoff dieser Dichtungsart aus dem gewöhnlichen Leben genommen wird. Nur muß diese Wahrscheinlichkeit nicht zur Trivialen und Gemeinen, oder gar bis zum Eksthaften hinabsinken. Ferner muß die Handlung vollständig und interessant seyn, und hier gelten, wie überall, die Regeln, welche wir im Allgemeinen über das Drama gegeben haben. Nicht minder ist auch Einheit der Handlung erforderlich. Die mit der Haupthandlung verbundenen, oder in dieselbe eingewebten Nebenhandlungen oder Episoden müssen jener beständig untergeordnet bleiben, und so wenig ihr Fortschreiten hemmen, als ihren Zusammenhang unterbrechen. Der Dialog des Lustspiels muß den Charakteren, den Verhältnissen und Leidenschaften der redenden Personen, ihrer jedesmaligen Situation und der Sprache des gesellschaftlichen Lebens gemäß, dabei lebhaft, abgerundet und elegant seyn. Bei den Griechen und Römern waren die Lustspiele durchgehends metrisch, die Neuerer ahmten diese Form nach, aber jetzt hat man fast allgemein sich dieses Zwanges als unnatürlich entledigt. Entheilt auch der prosaische Dialog der Nachahmung einen höhern Grad von Natürlichkeit, so kommt sie doch dem gemeinen Leben zu nahe. Der Wille des Dichters ist fast ganz die Wahl des Titels für sein Lustspiel überlassen. Indessen wählt man doch gern so, daß von dem Inhalte oder Ausgange des Stücks nichts im Voraus verrathen wird. Oft dient der Name der Hauptperson, oft die Moral des Stücks zum Titel. Häufig wird derselbe auch von einer vorzüglich wesentlichen Scene, oder von der Catastrophe, d. h. demjenigen Zeitpunkt, welcher in den Schicksalen der Hauptpersonen eine wichtige und entscheidende Veränderung hervorbringt, oft von der Intrigue, dem Hauptcharakter u. s. f. hergenommen. Nicht bloß Belustigung und Unterhaltung der Zuschauer, sondern auch ihre Belehrung und sittliche Verbesserung durch lebendige Darstellung menschlicher Güte, Thorheit und Untugend, und durch Aufdeckung und Entwicklung der verborgenen Falten des menschlichen Herzens ist Endzweck des Lustspiels. Dieser Endzweck kann aber nicht durch kalte, wenn auch noch so glänzende, Gemein- und Sinnsprüche, nicht durch moralisire Betrachtungen, sondern hauptsächlich nur durch das Beispiel der in Handlung und Thätigkeit gesetzten Personen erreicht werden. Uebrigens hängt die Wirkung des Lustspiels bei der theatralischen Vorstellung hauptsächlich von der Pantomime ab. Hierauf muß der Lustspieldichter beständig Rücksicht nehmen, und durch Andeutung des mit der Unterredung zu verbindenden Spiels dem Leser sowohl als dem Schauspieler zu Hülfe kommen. Der Schauspieler kann aber die Wahrheit und Bauschung des Stücks durch eine leichte, natürliche Darstellung, die durchaus keine Kunst ahnen lassen darf, durch richtige Betonung und Declamation, durch ein heftiges mannichsaches Mienen- und Geberdenspiel sehr heben. Außer den natürlichen Anlagen, sowohl des Geistes, als des Körpers und der Stimme, wird ein tiefes Studium des menschlichen Herzens und der Charaktere aus allen Ständen und Altern, Lebhaftigkeit der Phantasie, ein sicheres treues Gedächtniß u. s. w. erfordert. Die Komödie, deren Entstehung bei den Griechen in die 5te Olympiade fällt, wurde von Susarion erfunden, der auf einem Brettergerüste die Thorheiten und Laster seiner Zeit angriff. Die ursprüngliche Form des Lustspiels unterschied sich von der gegenwärtigen gar sehr, denn die alte Komödie der Griechen bestand aus dramatisch-epischen Gesängen, die mit Tanz verbunden waren, womit umberzie-

hende Lustigmacher die Leute in den Dörfern unterhielten. Daher entsprang auch der Name Komödie, der so viel wie Dorfgesang bedeutet. Der Inhalt dieser Gesänge war überaus fröhlich und possenhast; oft sogar ausschweifend und unanständig; indessen war der Inhalt wenig von den damaligen Tragödien unterschieden, welche bei den Festen der Weinlese zu Ehren des Bacchus abgesungen wurden, und gleichfalls belustigen sollten. Nach und nach wurden jedoch die Tragödien ernsthaft und anständig; sie dienten zum Vergnügen der Stadtbewohner; die Komödien hingegen behielten ihren fröhlichen Charakter bei, wurden bisweilen von einer Art dramatischer Vorstellung begleitet, und machten hauptsächlich die Belustigung des attischen Landvolks aus. Selten nur kamen solche Gesellschaften von Komödianten nach Athen, wo sie zwar von der Regierung geduldet, aber nicht genehmigt waren. Endlich wurde aber auch eine ordentliche Gesellschaft von Komödianten zu Athen errichtet, und mehrere Veränderungen für die Komödie wurden von der Tragödie entlehnt. Eine Hauptperson, ein tanzender und singender Chor, mehrere Schauspieler und ein schickliches Theater wurden eingeführt, und durch die Masken suchte man die persönliche Beleidigung und Satire, welche in der alten Komödie vorherrschten, zu mildern. Indessen betrafen alle diese Veränderungen mehr die äußere Form, als das innere Wesen der Komödie, denn Verspottung und Verschmähung oft der wichtigsten Personen und Gegenstände, ja der Religion, der Regierungsform und der Tugend selbst blieb ihr Gegenstand. So blieb die Komödie lange, und man nennt sie die alte, um sie von der nachher durch den Weltweisen Epicharmus in Sicilien verbesserten neuen zu unterscheiden. Epicharmus führte die Einheit der Handlung ein, und bildete seine Stücke nach der Form des Trauerspiels. Seine Komödien wurden in Griechenland, besonders in Athen, mit Beifall aufgenommen, und unter seinen Nachfolgern zeichneten sich besonders Phormos, Magnes, Erates, Cratinus, Eupolis, Pherecrates und Aristophanes aus. Indessen blieb persönliche Satire noch immer in der Komödie der Hauptgegenstand, und sowohl obrigkeitliche als Privatpersonen wurden mit Namen genannt und angeführt. Vergebens wurde dies durch Volksbeschlüsse und Gesetze verboten. Erst mit dem Ende des peloponnesischen Krieges erhielt die Komödie in Griechenland eine neue Gestalt. Die neuen Oligarchen nahmen, um ihre Macht auch in dieser Rücksicht zu sichern, dem Volke die Freiheit, die Maxregeln der Regierung ferner zum Gegenstande des Spottes zu machen. Es wurde durchaus verboten, lebende Personen namentlich auf die Bühne zu bringen, und der Chor, der bis jetzt der Haupturheber der Schmähungen gewesen war, wurde abgeschafft, und auch die Bildnisse auf den Larven verschwanden. Selbst Aristophanes mußte sich in seinen letzten Stücken dieser Veränderung unterwerfen; und so trat an die Stelle der vormaligen Zügellosigkeit mehr Anstand und Sitte. Die Gegenstände des Lustspiels wurden indessen immer noch, wie vorher, aus der Fabel und der Geschichte genommen; aber die Schilderungen des Sonderbaren, Ehrwürdigen und Lächerlichen enthielten mehr allgemeine, als individuelle Züge, und seltener bediente man sich der Anspielungen auf lebende Personen. Jetzt hatte die Bearbeitung des Lustspiels das Ansehen einer Kunst erlangt. Auch kam bisweilen der Chor wieder zum Vorschein, und alsdann wurden, wie früher, Zwischenspiele und Gesang unter die Declamationen gemischt. Endlich (300 J. vor Chr. Geb.) erschien Menander, der durch die Feinheit seines Witzes, durch seine Laune und die Regelmäßigkeit seiner Stücke die komische

Bühne der Griechen auf die höchste Stufe der Vollkommenheit erhob. Von ihm und dem Philemon sind uns nur Bruchstücke übrig geblieben, und von den zahlreichen Komödien des Aristophanes (s. d. Art.) kamen nicht mehr als elf Stücke zu uns. Nicht viel glücklicher waren wir in Hinsicht der römischen Lustspielichter, unter denen Plautus und Terentius die einzigen sind, von welchen wir vollständige Werke in dieser Art erhalten haben. Die Lustspielichter der neuern fremden Nationen übergehen wir, um noch einen Blick auf die Geschichte unsrer deutschen Bühne zu werfen. Unter allen neuern Nationen Europa's gehören die Deutschen zu den ersten, welche Schauspiele geschrieben und aufgeführt haben, und nach Gottsched soll bereits am Hofe Karls des Großen ein Schauspiel in altfriesischer Sprache gegeben worden seyn. Daß übrigens zu den Zeiten der Carolinger dramatische Vorstellungen in Deutschland üblich gewesen sind, erhellt auch aus einem Verbote beim Helneccius (Capit. Lib. V. c. 388. p. 1509), wodurch untersagt wird, daß Niemand Priester- oder Mönchskleider anlegen solle. Roswitha oder Hroswitha, eine Nonne zu Gandersheim (980), verfertigte im 10ten Jahrhundert sechs Lustspiele, als eine Nachahmung der jerenzischen, welche zuerst 1501 von Conrad Celtes herabgegeben wurden. Es sind mehr Trauerspiele voll catholischer Erbarmerei, als Lustspiele: die triumphirende Jugend einer Christin, und die unterliegende Heiden, Heidenbekehrungen und Martyrertode machen den Inhalt dieser dramatischen Pöthums wegen merkwürdig sind. Hier beschäftigten sich mit Aufsen Klosterkomödien entstanden noch nach der Reformation häufig erste dramatische Versuch in Wartburg vom J. 1207 (abge Das erste Schauspiel in deutsch Lage nach Ostern, auf dem Abtel: Die zehn Jungfrauen Friedrichs von Weifen gegeben aber bei der ersten Vorstellung ward, und starb. In diesem E Regelmäßigkeit finden. Noch so eine geistliche Komödie von d Marke aufgeführt wurde. Ein Dache des lobauschen Hauses; i schen verloren das Leben. Seitdem hatte diese Kurzwelle dort ein Ende. Den 31sten Januar 1417 ließen die englischen Väter vor Kaiser Sigismund nach der Zurückkunft von der Kirchensammlung zu Constanz eine Komödie aufführen, deren Inhalt die Geburt Christi, die Ankunft der Weifen aus dem Morgenlande, und der heidnischen Kinderdermord war. Die ersten Fastnachtsspiele, welche gedruckt wurden, waren von Hans Schnepperer, genannt Rosenblüt (um das Jahr 1450); indessen war diese Art dramatischer Arbeiten gewiß schon früher bekannt. Unter allen dramatischen deutschen Schriftstellern jener Zeiten war Hans Sachs zu Anfange des 16ten Jahrhunderts unkreuzig der fruchtbarste, denn er gab 59 Trauerspiele, 76 Lustspiele und 65 Fastnachtsspiele heraus. Der vollständige Titel der letztern lautete: Mancherlei kurzweilige Fastnachtsspiele, gesammelt von kurzweiligen Schauspielen mancherlei Art, darin die Wahrheit mit guten Schwanzen bedeckt und eingee

des 16ten
Jahrhundert
aus die
le, die auch
waren. Der
Krieg zu
Sammlung).
sch fünfzehn
er dem Ei
Markgrafen
graf wurde
hervorstechend
Spuren von
bauen, wo
a auf dem
ist auf dem
1553 Wen

nicht ist. Unter so sonderlichen Arbeiten anderer Dichters, so Julius von Braunschweig dieser Periode soll auch das seyn. Im 17ten Jahrhundert (s. Opitz), Andreas Gryphius und Caspar von Lodenstein dient. Der Geschmack an Uebersetzung des Quarkel; in Waldgedichte und Sch, dessen keinen dramatischen Wer durch ähnliche Geschmacksigen Jahrhunderts erhob stande, aber auch so schnell, Wolkern nicht bloß in Hinsicht Darstellung der Natur und Kraft, der Fruchtbarkeit des komischen Talents um den 18ten Jahren Lustspielichter sind ger, Rompaus, G. E. Lessing Verdienste um diesen Zweig Lessing, J. J. Engel und Klinger, Stephanie, Wezel, von Kögel, J. J. Land, Jul Weissenhorn, von Knigge, Hell), Heun, Subis, etc. Eingpiel, oder die Oper dessen theatralische Vorstellung vom Tanze, begleitet wird, in schaften der redend und handhaft auszudrücken, und die schauer im höchsten Grade zu reichen, werden auch die Ver zu Hälfte genommen, so daß um Auge und Herz zu entzückendes zu machen. Man theilte, und in die Scherzhafte der Oper, Keen- und Hel Form abgerechnet, mit dem Umfang der Handlung natürlich mehr beschränkt, als beim Heroischen Oper nach der Art ihres Standes ein. In der ersten handelnden Personen, und abschend. Die heroische Oper hervortritt oder aus der wirklichen, und gleicht mehr dem heinfachen, ihr Dialog lyrisch und gang meist glücklich ist. Der weder mythisch, oder hist Fall zeigt sie sich durch Höflichkeit, aber sie erregt in des Zuschauers als seine Theilhaber, welche Perse

Wache der Aufmerksamkeit, so ist aber auch
 id von Admiration, Feindschaft und durch die volk-
 v. weichen den Leidens dessten und Zurücknahme
 Oper, welche ihre handelnden Personen auf
 uns oder sie auch in jene Zeiten versetzt, das
 sie Wahrheitsliebe, oder gleich der Natur
 Feindschaft. In diesen aus dem neuen so
 Herrsch, fern, Soldaten und Soldaten Phant
 s. In Zurücksetzung und Darstellung der Char
 s. Dort freilich einleuchtend, als in jeder andern Dram
 er. In die kann nicht eine genaue Zeichnung
 bekannten Charaktere übersehen (so); allein
 genau bestimmt wird auch hier eine sorgfältig
 sondern muß der Charaktere die Leidenscharaktere
 bald härter und deutlicher, bald gemüthlicher, wie

die Oper die nicht so denken. In diesen
 verwickelt wird, und die begünstigte Welt nicht länger bei dem Ausdruck
 der nämlichen Leidenschaft und Feindschaft, und die adäquaten Aus
 der der einen zu vermeiden braucht, als die Natur und die adäquaten
 Wirkung ist. Fern so müssen die Akte der handelnden Personen
 nach den verschiedenen Charakteren und Verhältnissen derselben, und
 nach dem Inhalte der herrschenden Leidenschaft gehörig vertheilt und
 contrastirt werden. Die Wirkung jedes dramatischen Gedichtes, beson
 ders der tragischen Oper, beruht auf der Harmonie und dem reinem
 Verständnisse ihrer einzelnen Theile unter einander und gegen das Ganze;
 auf der Zusammenfassung der unterschiedenen Akte zu dem Einen ge
 menschaftlichen Zweck der Züchtung, Besserung und Erziehung der
 Zuschauer. Obwohl nun die Dichter die Erreichung dieses Zwecks nicht
 allein in seiner Gewalt hat, da so viele andre Akte ihn besonders
 helfen sollen. So kann er doch durch glückliche Wahlstellung und Anord
 nung seiner Theile, durch Besetzung der verschiedenen Personen mit
 Charakteren, und durch die Bekanntheit der mit der vortheilhaftesten
 Darstellung der Akte, die Akte zur Erreichung seines Zwecks
 ungemein viel beitragen. Durch Harmonie, Pathos und nachher
 wieder Harmonie ist die Dichtung wie der Mund aus dem wahrste
 wendet. Eine Eigenheit hat es besonders, wodurch sie so wirkung
 auf das Herz des Menschen und auf seine Sinnbildungskraft wirkt, und
 die Tonart vorzüglich und erst die Wirkung durch Zeit, welche
 weniger von der Sprache abhängen, und zwar durch eine gewisse
 Uebereinstimmung derselben. Besonders muß der hochdramatische Theil
 treu auf Erregung der Leidenschaft und Vertheilung der Dram
 matik der Zuschauer, wenn ihm die Tonart welche dem Zweck wirkt,
 bedacht ist, als auf Inhalt, so von Charakter des Verkündeten. In die
 Höhe nehmen. Ueberhaupt herrscht in der Oper durchgehend eine gewisse
 feine, leidenschaftliche Sprache in mancherlei Ausdrücken. Der Aus
 druck der leidenschaftlichen und höchsten Leidenschaft grüßt hier, wie in jedem
 Epischen Gedicht, in der Höhe, die Sprache und der Ausdruck gemüthlicher
 Empfindung oder im Recitativo. Zwischen ihnen stehen das oblie
 gende Recitativo des Arioso und die Cavatine (man s. d. ge
 wöhnlichen Art) in der Mitte. Das Quetto und Terzetto (s. gleich
 falls d. Art), kommen zuletzt vor. Obgleich bei einer Oper dieses
 nur zwei oder drei, doch kann das Reden des Inhalts ein Anderes
 bestimmen. Von der vorzüglichsten Wirkung für die Oper sind die
 Akte, welche Gelegenheit zu Schluß der Akte vorzukommen, allein

zu halten. Wer nach dem Gegenstand für etwas, was lebendige Person), oder für der Schein immer auf eine gleichsam der Schatten d'geahmten Sein; und je gr Scheinbarkeit, und desto Schein, desto größer die U. aber zu widerlegen, muß aufdecken. Da der Schein auch die Gründe desselben nenden Thätigkeit, so wie stigen Kräfte: Denn die Erscheinungen (innerer und nehmungskreis und Wahr insbesondere betrifft, so ver hafte Beschaffenheit unsern Schein. Hiernach gibt es also das subjective Verhältn (hier ist im eigentlichen Sli fänden für etwas Objectiv lehren, nimmt, der irrt di wirkt größtentheils die Si Sinnesempfindung ausfüllt, bei der Vergleichung der der Urtheilende leicht für e auch der Schein unmittelba

bildungskraft), wenn die Bilder derselben zu stark werden, so daß sie an Lebhaftigkeit den Sinnesanschauungen sich annähern, oder willkürliche Ideenassociationen statt Urtheile sich eindrängen; das Gedächtniß und die Erinnerungskraft erzeugt den Schein, indem wir manches vergessen, was wir dann als nichtvorhanden betrachten. Der Verstand bewirkt den Schein durch Mangel an Selbstthätigkeit, Mangel an Aufmerksamkeit auf die Denkgesetze (daher der logische oder dialectische Schein, der in der Nachahmung der Denkformen besteht), Artmüß an Kenntnissen; so auch Verwechslung gewohnter Zeichen mit dem Sachem, und endlich die Herrschaft der Gefühle und Neigungen über uns. So wirkt auch überhaupt Schwäche und Krankheit des Erkenntnißvermögens, und die verschiedenen Lagen und individuellen Verhältnisse der Menschen. Der Verhunselstein im Gegensatz des empirischen, der durch die Erfahrung erkennbar ist, beruht auf der Neigung des Menschen; gewisse Vorstellungen des Uebersinnlichen für wirklich existierende Erfahrungsgegenstände zu halten, oder die Gesetze der Wirklichkeit auf das Ideale auszudehnen. Der Schein verschwindet entweder, sobald er aufgedeckt wird, dann nennen wir ihn Blendwerk, bei den Sinnesgegenständen Betrug der Sinne (s. d. Art.) oder richtiger Sinnenbetrug — denn der Betrug deutet mehr auf böse Absicht — oder er bleibt, und wir überlassen uns ihm gern; dann wird er Illusion genannt. Einen solchen bewirkt die Kunst.

T.
Scheintod ist der Zustand eines Menschen, da alle Aeußerungen des Lebens, welche von andern Menschen bemerkt werden können, fehlen, und doch im Innersten des Körpers noch Leben vorhanden ist, oder mit andern Worten, wenn die äußern Erscheinungen des Lebens fehlen, die innern Bedingungen desselben aber noch Statt finden.

In einem solchen Zustande kann also der Mensch völlig todt scheinen, und doch nach einer gewissen Zeit wieder zum Leben kommen. Die äußern Bewegungen, wodurch sich das Leben offenbart, die Muskelbewegungen, der Gebrauch der Sinne, die Gegenwirkung durch Sprache und willkürliche Bewegung, das Athmen, die Wärme des Körpers, die Röthe der Haut, das Schlagen des Herzens und der Arterien, alle diese Erscheinungen können fehlen; sind aber die innern Bedingungen des Lebens; unverletzte Organisation der zum Leben nothwendigen Theile des Körpers und normale Beschaffenheit der Flüssigkeiten desselben, noch nicht so weit angegriffen, daß sie des Lebens ganz unfähig sind, so ist wenigstens die Möglichkeit vorhanden, daß auch in die Theile, welche schon leblos erscheinen, das Leben wieder zurückkehren könne. So sehen wir an einzelnen Gliedern z. B. den Fingern, der Hand, den Füßen, den Ohren, daß sie von Kälte gleichsam abgestorben erscheinen, daß sie kalt, gefühllos, erstarrt und ohne Bewegung sind, und doch, wenn ihre Organisation im innersten noch nicht zerstört ist, durch die gehörigen Mittel wieder das volle Leben in ihnen zurückgerufen werden kann. Wir sehen ferner an der Ohnmacht, daß der Mensch einige Zeit ohne alle Aeußerungen des Lebens da liegen kann, obgleich niemand glaubt, daß kein Leben mehr in ihm sey, da dieser Zustand gemeinlich nicht lange dauert, sondern alle Lebensäußerungen in kurzer Zeit sich von selbst wieder einstellen. Indessen kann auch der Zustand einer tiefen Ohnmacht so lange anhalten, daß der Mensch wirklich todt zu seyn scheint, und doch kann eben so gut das Leben noch in ihm verborgen liegen, als bei einer kürzer vorübergehenden Ohnmacht. Ein Mensch, welcher in Asphyrie liegt (s. d. Art.), hat sogleich von Anfang an ganz den Anschein eines Leblosen, allein obgleich viele in diesem Zustand wirklich gestorben sind, so wurden doch vielleicht noch mehrere auch gerettet und wieder in das Leben zurückgerufen, und gewiß kann man behaupten, daß alle Asphyctische im Anfang nur scheintodt sind. Gleiche Beispiele des Scheintodes liefern uns die Erfrorenen, welche ohne alle Zeichen des Lebens da liegen, und von denen bei gehöriger Behandlung noch auch Mancher wieder zum Leben kommt. Daß aber nicht allein äußere Einflüsse, welche die Verrichtungen des Lebens einige Zeit hemmen, deswegen einen Todähnlichen Zustand hervorbringen können, sondern auch der Scheintod durch innere Vorgänge selbst veranlaßt werden, und nicht allein die Aeußerungen, sondern auch alle Verrichtungen des Lebens im Organismus selbst einige Zeit aufgehoben werden können, davon haben wir gleichfalls mehrere Beispiele. Das innere Leben des Menschen mit allen davon herkommenden Aeußerungen beruht hauptsächlich vorzüglich auf zwei Factoren, auf dem Blute, welches das Materiale zu allem organischen Ansatz im Körper hergibt, und auf dem Nerven, welcher das begeisternde, schaffende und ordnende Princip enthält. Eins von dem andern getrennt, kann kein lebender Organismus stehen. Wird dem Nervenprincip das Materiale entzogen, so strömt es entweder auf andere Theile mit über, und begeistert diese, oder zieht sich in sich selbst ruhend zurück. Daher entstehen nach übermäßigem Blutverlust oft Krämpfe und Convulsionen, oder Ohnmacht und Scheintod. Wird aber durch heftige Anstrengung des Nervenorgans, durch andrige directe Einwirkungen auf denselben von dem Gemüthe aus, das Cerebrum erschöpft, in seinen Verrichtungen zerrüttet, gestört, gelähmt, oder wird die Einwirkung desselben auf den Organismus (vielleicht in manchen Fällen nur auf das Muskelsystem desselben) verhindert, oder die Einheit desselben von seinem Centrum im Gehirn ver-

rückt, nach einem andern Capitel (1. Heft des Sanglien-Systems) verlegt, li von welcher das alle, als todte Pflanz jurcht. Daher können auch Kranke einen Zustand hervordringen, in welchem sich nicht, sobald noch im Innern ist das und vollständige Erfahrung Pflanz das Verloren, welche 1. N. an ihren ten krank laern, endlich in so große E stien, daß sie allmählich für todt gehalten wurden, und genau alles Veru Herrichts Krankepersonen ver. Uen nach können nicht sitzen in Odameiden, an nach langte Zeit wieder erwaschen. Wie Krautz, nimmt es den Grad von S daß solche Kranke von Mundtönen für Manche Personen, welche schenkt sind, haben dabei die vollen Bewußtsein, welche gar nicht. Unter denselben, welche sich bewegt sind, haben auch Manche noch eine Bewußtsein von der Außenwelt mittelst des Gehörs, welches unter allen Sinnen einzig und allein empfindlich bleibt. Bei andern PA werden ist das Nervensystem so gerichtet, daß der Mittelpunkt der Wirksamkeit des Nervensystems vom dem Gehirn nach dem Maglen-System verlegt ist, und die Seele zwar, ihre Bewußtsein noch hat, aber ihre Wirksamkeit nicht mehr im Gehirn, als dem eigentlichen Zielorgan, sondern in einem der Reflexe des Maglen-Systems hat, derselben auch des in Äußersten Verstand ihrer Bewegensmuskeln und aller Wahrnehmung durch die Sinne be ruht ist. Dieser Zustand ist zwar noch nicht so genau beobachtet und nicht genau genug erweicht worden, mag aber schon Maßiger bei Neurozentralen einwirken kann, als man die sehr vermutet. Es erzählt Renard (in Pomy) *) von einem Catalonischen, welche in vollständigen dem Zustande lag, so daß sie nicht die geringste Wahrnehmung der Umgebung mittelst der Sinne besaßen, das, was man ihnen sagte oder sprach laut ausstieß, nicht hörten, und daß sie nicht die Mache hatten, nur einen Finger zu bewegen. Alles dieses aber änderte sich, sobald der Arzt in unvollkommene Vertiefung mit den Kranken kam, indem er ihre Hände anfaßte, oder die Lampen auf ihre Herzigkeit leerte. Tod, nach der Zeit wiederkam, wenn auch leise, in ihnen saate, verstanden sie vollkommen. Sie wußten bei sich Krampfhaft verschickenen Gegen, was in der Studie anwendend war, konnten aber nur die meisten Bewegungen mit ihren Fingern vornehmen, welche für sie schon besaß. Zunächst haben sie u. v. Bewußtsein und die Zeit lang ihres Zustandes, wußten auch, daß sie nicht in demselben blieben würden. Hieraus läßt sich dimklich schließen, in welcher qualvollen Angst dazwischen Personen liegen wußten, welche ihr volles Bewußtsein, und ihre Sinne noch haben, ohne sich im geringsten bewegen, oder sonst nur irgend ein Zeichen ihres Lebens geben zu können. Wie wird eines Person in Curie sein, wenn sie nun stirbt, wie sie von den Anwesenden unter die Todten gestellt, wie von ihrem Begräbnis gesprochen wird, und sie also die schrecklichste Erwartung hat, noch lebend in das Grab hinabgerückt zu werden? Wenn aber auch nicht alle Erkenntnis das Bewußtsein und das Be-

*) S. Journal der medicinischen Gesellschaft von Besancon und Paris. 1811. II. Bd.

hbr behalten, so bleibt doch bei allen die Möglichkeit, aus diesem Zustand wieder in das Leben mit Bewußtseyn zurückzukommen, und selbst im Grabe kann dies noch geschehen, da zumal das bei uns übliche Begraben der Leichen in Särgen es begünstigt. (S. v. Art. Beerdigung). Die Möglichkeit des Scheintodes nimmt bis zur Wahrscheinlichkeit in dem Verhältnisse zu, in welchem sich die Fälle von denen, wo das Leben unmöglich ist, bis zu denen, wo der nur schnell eingetretene aber kurze Zeit dauernde Mangel am Material des Lebens oder vorübergehende Hemmung des darauf wirkenden Lebensgeistes einen Anschein von Aufhören des Lebens bewirkte. Die Wahrscheinlichkeit des Scheintodes ist daher bei allen Todesarten nicht in gleichem Grade vorhanden. Es wäre Uebertreibung bei einem an unheilbarer Verletzung eines zum Leben nothwendigen Theils an Scheintod zu denken. Eben so wenig ist er bei Verstorbenen, welche an langwierigen Krankheiten, mit Zerstörung innerer Eingeweide verbunden, an Lungenucht, an Lebervereiterung u. dgl. m. litten, zu erwarten. Dagegen wächst die Wahrscheinlichkeit, wenn die Person mit übrigens gesunden, oder doch durch langwieriges Leiden nicht zerstörten Eingeweiden, an bloßer Erschöpfung der Lebenskraft oder Entziehung des Lebensmaterials, gestorben ist, und diese Wahrscheinlichkeit muß um so eher als Gewißheit respectirt werden, je schneller jene Ursache des scheinbaren Todes auf sonst gesunde oder doch mit unverletzten Eingeweiden begabte Personen gewirkt haben, und noch mehr, wenn mehrere dergleichen Ursachen sich vereinten. Am meisten hat man deswegen Ursache bei Wöchnerinnen auf der Hut zu seyn, zumal wenn sie mit Krämpfen an Blutflüssen starben. Bei ihnen ist die Wahrscheinlichkeit des Scheintodes auf den höchsten Grad gestiegen. Ein solcher Fall wird von Klein erzählt *). Eine Wöchnerin hatte jedesmal bei der Entbindung heftige Convulsionen; nach der Geburt verfiel sie in einen Scheintod, welcher zwölf Stunden anhielt, wobei Wärme, Puls, Athemholen und Bewegung so ganz wegblieben, daß man sie das erste Mal für todt erklärte und schon Trauerbriefe geschrieben wurden. Auch bei dieser Person wurde der Zustand dadurch qualvoll gemacht, daß sie alles hörte, was um sie vorging, ohne daß sie im geringsten fähig war, sich zu rühren. Auch anhaltender Kummer, verbunden mit Nerven erschütternden Aufsitzen, kann Schwäche und Ohnmacht erzeugen, welche letztere so tief, so hartnäckig und anhaltend werden kann, daß sie zum Scheintode wird. Einen solchen Fall, welcher in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sich zutrug, erzählt Kluge **), der ihn aus ältern Schriften über die Gefahren der zu frühen Beerdigung entlehnt hat, und dessen Wahrheit daraus erhellt, daß er zu einem Prozesse Veranlassung gab, dessen Acten sich noch kurz vor der Revolution in den Registraturen des französischen Parlaments befanden. Ein junger Mann in Paris verliebte sich in die schöne Tochter eines reichen Bürgers und gewann auch ihre Gegenliebe. Dessen ungeachtet wurde sie gezwungen, einen andern ihr verhaßten Mann zu heirathen. Anhaltender Gram und Kummer verzehrten allmählig ihre Kräfte, sie wurde krank, immer schwächer, und starb endlich, oder verfiel vielmehr in einen Zustand, der dem Tode so ähnlich war, daß sie wirklich für todt gehalten und als solche schon nach 24 Stunden begraben wurde. Ihr Geliebter schlich

*) Journal der pract. Heilkunde von Hufeland 10. 1815. September.

***) In seinem Versuche einer Darstellung des animalischen Magnetismus. Berlin 1811.

während der darauf folgenden Nacht zu dem Kirchhofe hin und ließ sich das Grab und den Sarg öffnen. Mit einem Male freit, bei dem Anblick der Verbliebenen der Gedanke in ihm auf: sie sey für ihn nicht todt. Er hebt sie aus dem Grabe, zwingt den Todtengräber den Sarg wieder zu verscharren, und den Vorfall zu verschweigen, und trägt die Leiche in eine benachbarte Wohnung. Von heißer Sehnsucht und Liebe befeelt, wendet er hier alle Mittel zu ihrer Wiederbelebung an. Mehrere Stunden waren bereits unter diesen bisher vergeblichen Bemühungen verlossen, als endlich ein Seufzer hörbar aufstieg, und mit ihm das Leben der Geliebten wiederkehrte. Beide reisten hierauf nach England und verheiratheten sich. Als sie nach einigen Jahren nach Frankreich zurückkehrten, machte der erste Mann seine Ansprüche geltend und einen Prozeß darüber anhängig, allein durch abermalige Flucht nach England entzogen sie sich einer neuen Trennung. Auch bei neugebornen Kindern ereignet es sich nicht gar selten, daß sie scheinotdt geboren werden, wovon beinahe tägliche Erfahrung hinlängliche Beweise aufstellt. Personen, von welchen man vermuthet, daß sie nur scheinotdt sind, dürfen durchaus nicht von einem bequemen und zweckmäßigen Lager weggebracht werden, bis man alle möglichen Versuche zu ihrer Wiederbelebung gemacht hat. Aber selbst alsdann, wenn diese vergeblich angewendet worden sind, darf man sie nicht in das Grab legen, bis man von der Unmöglichkeit, daß noch Leben in ihnen verborgen seyn könne, überzeugt, und ein Sachverständiger darüber Gewißheit gegeben hat. Die Behandlung selbst muß sanft, gradweise und kräftig, darf aber nicht stürmisch und verwirrt unter einander geschehen, damit durch ein tumultuarisches Verfahren der schwach und verborgen glimmende Lebensfunke nicht vollends erlösche. Ein mäßiger Grad von Wärme, als erste Bedingung alles organischen Lebens, ist dabei vor allem nothwendig, doch bedarf auch deren Anwendung die größte Vorsicht, indem z. B. bei Erfrornen, mit dem geringsten Grad von Wärme angefangen werden muß, welcher dem Grad von Kälte des erstarrten Körpers zuerst beinahe gleichkommen muß, und nur ganz allmählig höher steigen darf, daher bei diesen das Schneebad und das Reiben des Körpers mit Schnee vorzüglich anzurathen ist. Bei andern Scheintodten kann man aber gleich mit lauwarmen Bädern anfangen, dabei muß man kräftige, auf die Nerven der Haut reizend wirkende Einreibungen, und übrigens unermüdet anhaltend unter der Leitung eines Arztes alle nöthigen Mittel anwenden. Der übrigen Vorsichtsmaßregeln ist unter dem Artikel Beerdigung bereits Erwähnung geschehen.

H.

Scheitel, oder **Verticalkreis** heißt in der Astronomie ein größter Kreis, dessen Peripherie durch den Scheitel- und Fußpunkt oder durch das Zenith und Nadir geht. Die Zahl der Scheitelkreise ist demnach unendlich. Sie dienen in der Astronomie zur Bestimmung der Höhen der Gestirne, so wie ihrer Abstände vom Zenith.

Scheitelpunkt, s. Zenith.

Schelde (französisch Escaut), ein mittelmäßiger Fluß in den Niederlanden, welcher in Artois oder dem jetzigen Departement des Pas de Calais entspringt, durch Flandern fließt, bei Gent die schiffbare Leye oder Eys aufnimmt, und bald darauf bei Antwerpen zum sehr beträchtlichen Strome wird. Die Fluth des Meers dringt nämlich bis über diese Stadt hinaus, verschafft bei derselben der Schelde eine Breite von 1600 Fuß, und zur Zeit der 15 Fuß hohen Fluth eine Tiefe von 45 Fuß. Da diese Breite und Tiefe noch weiter gegen das Meer hin zunimmt, so wird Antwerpen dadurch zu einem geräumigen und sichern Seehafen.

Vier Meilen nördlich von dieser Stadt theilt sich der Fluß in Ost- und Westschelde. Die letztere ist der Hauptfluß, hat den Namen *Scheld*, fließt zwischen Nordfländern und den seeländischen Inseln, und verliert sich bei Flissingen in die See. Von diesem Flusse hatte zur Zeit der französischen Oberherrschaft über die Niederlande der nördliche Theil von Flandern, nebst einem Stück von Brabant, worin Gent die Hauptstadt ist, den Namen des Scheldedepartements (Departement de l'Escaut).

Scheller (Imman. Joh. Berh.), Magister der Philosophie, Rector und Bibliothekar am königl. Gymnasio zu Brieg, war geboren am 22sten März 1735 zu Jhlow, einem Dorfe im sächsischen Churkreise, nicht weit von Dahme. Sein Vater, Johann Gerhard Scheller, hatte sich der Theologie gewidmet und war nach Vollendung seiner akademischen Laufbahn als Hofmeister mit einem Jüglinge auf Reisen gegangen, wo er besonders Schweden und Lappland besuchte. Er ist Verfasser der Reisebeschreibung von Lappland und Bothnien, Jona 1713 (u. 1727) 8. Zuletzt war er Prediger in dem genannten Dorfe Jhlow, wo er 1740 starb. Der junge Scheller, der seinen Vater früh verlor, legte den ersten Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung auf der Schule zu Aolda, wohin sich seine Mutter begeben hatte, unter dem damaligen Rector Schneegas, dessen Verdienste Scheller stets dankbar anerkannte. Im Herbst des Jahrs 1747 kam er auf das Lyceum zu Eisenberg im Altenburgischen, und nach einem fünfzehnjährigen Aufenthalt, da er 27 Jahr alt war, auf die leipziger Thomasschule, wo er den gründlichen Unterricht des damaligen Rectors Joh. Aug. Ernesti und des Conrectors (nachmaligen Rectors und Professors) Fischer in der griechischen und lateinischen Sprache von 1752 bis 1757 genoß. Hiernach bezog er die Universität in Leipzig, wo er sich dem theologischen und hauptsächlich philologischen Studium mit großem Eifer widmete. Im Jahre 1761 erhielt er den Ruf als Rector nach Lübben in der Niederlausitz, wo er am 7ten August eingeführt wurde. Gegen Ende des Jahrs 1771 wurde ihm das Rectorat am Gymnasio zu Brieg angetragen, das er auch im folgenden Jahre antrat und 31 Jahre bis an seinen Tod verwaltete. Er starb daselbst in der Nacht vom 4. auf den 5. Jul. 1803 in seinem 68sten Lebensjahre. Die Verdienste, welche sich Scheller um ein gründliches Studium der alten Sprachen erworben hat, sind allgemein bekannt, und bei vielen seiner Schüler noch in dankbarem Andenken. Seinen eigentlichen Ruhm gründete er durch seine Wörterbücher, Sprachlehren und Anweisungen zum lateinischen Styl, die seinem Namen auch im Auslande eine große Celebrität verschafften, und durch welche er sich ein Denkmal gestiftet hat, das die Zeit sobald nicht zerstören wird. Der Werth seines lateinisch-deutschen und deutsch-lateinischen Wörterbuchs, 7 Bände, und seines Handwörterbuchs, 3 Bände, ist allgemein anerkannt, und letzteres, dessen neueste Ausgabe der gelehrte Künemann besorgt hat, ist zum Schulgebrauch von allen, die wir besitzen, bei weitem das empfehlenswerthe. Seine übrigen zahlreichen Schriften hat Meusel im gelehrten Deutschland der Zeitfolge nach verzeichnet.

Schelling (Fr. Wilh. Joseph), Schelling'sche Philosophie. Dieser berühmte Philosoph wurde am 27sten Jan. 1775 zu Leonberg, im Herzogthum Württemberg, geboren, wo sein Vater, der 1812 als Prälat in Maulbronn starb, damals als Diaconus lebte. Da er schon als Knabe außerordentliche Talente entwickelte, wurde er frühzeitig, als es die Regel erlaubt, in die niedern Seminarien seines Vaters

lands aufgenommen, kam 1790 in das theologische Stift nach Lützen, erlangte schon 1792 den philosophischen Doctorgrad, und setzte seine akademischen Studien bis 1795 fort, da er sich denn im folgenden Jahre, als Erzieher der Barone von Niedesfel nach Leipzig begab, 1798 wurde er außerordentlicher Professor der Philosophie zu Jena, und 1803 — nachdem er ein Jahr früher die Würde eines Doctors der Arzneygelehrtheit erhalten hatte, — ordentlicher Professor der Transcendental- und Naturphilosophie in Würzburg. Als dieses Land 1806 an den Churfürsten von Salzburg fiel, gieng er nach Baiern zurück, und wurde dann 1807 zum ordentlichen residirenden Mitgliede der ersten Klasse der Akademie der Wissenschaften in München, 1808 aber zum Generalsecretär bei der Akademie der Künste ernannt. Wichtiger als sein äusserer Lebensgang ist die originelle, philosophische Ansicht, welche sich aus dem tief sinnigen Geiste dieses genialen Mannes entwickelt hat. Die Einseitigkeit des sichlichen Idealismus, welcher das Objective aus dem Subjectiven (dem Ich) herleitete, veranlaßte ihn, nachdem er die kantische Kritik und Wissenschaftslehre mit philosophischem Ernst und Eifer aufgefaßt und bearbeitet hatte (seine erste Schrift ist über die Möglichkeit einer Form der Philosophie überhaupt Lüt. 1795), derselben eine Naturphilosophie entgegenzustellen, in welcher er „das Ideelle aus dem Reellen zu erklären“ versuchte. Hieher gehören seine Ideen zu einer Philosophie der Natur, Lüt. 1795, später in der 3. Aufl.; Von der Weltseele, eine Hypothese der höhern Physik zur Erläuterung des allgemeinen Organismus, Hamb. 1798; Erster Entwurf der Naturphilosophie, Jena 1799. Dieser setzte er seinen transcendenten Idealismus zur Seite, welcher die Aufgabe haben sollte, „das Reelle dem Ideellen unterzuordnen.“ (Hieher gehört sein System des transcendentalen Idealismus, Lüt. 1800, 8.). „Beide Wissenschaften aber sind ihm eine, nur durch die entgegengesetzten Richtungen ihrer Aufgaben sich unterscheidende Wissenschaft, und beiden kommt im Systeme des Wissens gleiche Nothwendigkeit zu.“ Es leuchtet daraus ein, daß es falsch ist, Schellings ganze Philosophie Naturphilosophie zu nennen; und es ist dieß nur daraus zu erklären, daß Schelling diese Seite seines Systems zuerst bearbeitete und am meisten ausgebildet hat. Ihren höhern Vereinigungspunkt sollten beide dadurch finden, daß das Ideale und Reale als in der Idee des Absoluten eins (identisch) sey — daher die schellingische Philosophie mit größerem Recht den Namen Identitäts-System oder Philosophie des Absoluten empfing, indem sie von dieser Idee ausgeht. Schwer ist es, sagt selbst einer der vorzüglichsten Schüler und Kenner dieser Philosophie (in den Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der Philosophie in Deutschland überhaupt und über die schellingische Philosophie insbesondere, Nürnberg 1825) von der Philosophie Schellings einen erschöpfenden Begriff aufzustellen; denn sie ist noch kein völlig entwickeltes, und zur äußern (systematischen) Einheit verbundnes Ganzes, und die über dieselbe herrschenden Meinungen durchkreuzen sich so sehr, daß man es vielen Menschen nicht vorzudenken kann, wenn sie dieselbe mißverstehen und unrichtig deuten. — Wir versuchen daher im Folgenden nur den Begriff der Philosophie, welchen Schelling aufstellt, und die Hauptlehren seiner philosophischen Ansicht herauszuheben, indem wir uns so viel als möglich seiner eignen Worte bedienen. „Die erste Idee der Philosophie, wenn diese mehr als ein bedingtes Wissen enthalten soll, beruht auf der stillschweigenden Voraussetzung einer unbedingten Indifferenz, des absoluten Wissens mit dem Absoluten selbst, mithin darauf, daß das absolut Ideale auch das

absolut Reale sey. Das absolut Ideale ist das absolute Wissen, und dieses ein solches, worin das Subjective und Objective nicht als Entgegengesetzte vereinigt, sondern worin das ganze Subjective auch das ganze Objective und umgekehrt ist. Das Absolute ist eine Identität, sich selbst Stoff und Form, Subject und Object, das gleiche Wesen des Subjectiven und Objectiven, ein Produciren, in welchem es auf ewige Weise sich selbst in seiner Ganzheit als Idee, als laetere Identität, zum Realen, zur Form wird, und hinwiederum auf gleiche Weise sich selbst als Form, in so fern als Object, in das Wesen oder das Subject ausfüßt,“ oder mit andern Worten, „ein Produciren, in welchem es seine Subjectivität und Unendlichkeit ganz in die Objectivität und Endlichkeit bis zur wesentlichen Eingebiert, und sich selbst in seine Objectivität in das Wesen verwandelt (dieses die

Im Absoluten selbst sind diese beiden nicht verschieden; es ist in seiner Absoluten oder Producten schlechthin Eines und derselbar eine Aktheit, der drei Einheiten in das Wesen absolut in die Form, derjenige, der in das Wesen gestellt wird, und der drei eine Absolutheit sind (Triplizität in den sind zugleich die Ideen oder die Natur, die andere die ideale Welt, da unterschieden, wo in jenen beiden die indem sie für sich absolut wird, sich zugleich verwandelt. Weil aber Natur und Idee Absolutheit haben, wo die beiden entgegen muß auch jede in sich wieder die drei Einheiten in dieser Unterscheidbarkeit und Untertönen genannt werden, so daß dieser nun sich nothwendig auch im Besonderen und idealen Welt wiederholt. Die Absoluten; aber so wie das Absolute inwendig zwei Seiten, eine reale und eine ideale die Philosophie, von Seiten der Form an Seiten zu theilen, obgleich ihr Wesen ebenfalls als Eins in dem absoluten Erkenntniß Philosophie Idealismus, aber absoluten relativen Idealismus, wie den Reales Dies Schellings Begriff von der Philosophie Ideen zu einer Philosophie der Natur, in den Vorlesungen über die Methode des Philosophiren (1803, 8. 2. Aufl. 1814) und die ersten Grundbegriffe. Der Verf. dieses Buchs andere vielleicht deutlichere Darstellung und ihrer Hauptlehren beifügen. Das welches die Philosophie immer hervorbringt sich selbst begründetes, allumfassendes, lebendiges und seinem Gegenstande vollkommen entspricht kann nur in der vollkommenen Uebereinstimmung des Wissens mit dem Bewußten bestehen. Indem nun alles Philosophiren von der Voraussetzung ausgehen muß, daß der erkennende Geist wahrer Erkenntniß fähig sey, so folgt auch, daß das Wissen dem Bewußten, das Subjective dem Objectiven nicht wesentlich entgegengesetzt seyn könne, und

es nicht möglich sey, das wahre Seyn der Dinge zu erkennen. Schellings Grundbehauptung ist nun, daß das Wesen des Denkenden und Seyenden, der Seele und des Leibes, Ein und dasselbe sey (absolute Identität), diese werden nur Formen eines und desselben Wesens seyn, und so wird er die Gegensätze zwischen Seyn und Wissen, Leib und Seele in Hinsicht des Wesentlichen auf, ohne jedoch die Verschiedenheit der Dinge überhaupt aufzuheben. Vermöge dieser wesentlichen Einheit des Wissend und Seyend (Identität, oft auch Indifferenz genannt), und weil der Geist seiner Substanz nach den Dingen gleichartig ist, ist der letztere fähig, die Dinge, wie sie in der Wirklichkeit oder dem Wesen nach sind, im Erkennen abzubilden. Eine solche Erkenntniß ist keine bloße Reflexion, die auf das Gegebene beschränkt ist, sondern die speculative Erkenntniß der Vernunft, welche, indem sie sich durch intellectuelle (reine geistige und productive) Anschauung über die Erscheinungen bis zum identischen Ursprunge derselben oder zur Idee des Absoluten erhebt, in den Ideen das Wesen der Dinge ergreift. Diese (Ideen) bringen wir zum Bewußtseyn mit Hilfe der Sinne durch Reflexion. Die Kunst der Reflexion, die Ideen zu entfalten, ist die Dialektik. Das zu gebührt, daß man das identische Princip in seiner geschlichen Entwicklung (Dreieck in der Einheit) verfolget und jede Erkenntniß sowohl im Verhältniß zur Grundidee des Wahren, als zu den verwandten Erkenntnissen bestimme. Dies ist die Methode der Construction. „Euch der dem Geiste inwohnenden Befähigung bewußt werden, und ihr gemäß das besondere Wissen entsprechend der Entwicklung der
 ohne welche
 werden la
 schaft, i
 durch die
 Gott, ist
 Und so er
 nicht nur
 sondern ai
 für möglich
 ihrem Wesen nach will sie ein grobes Bild von dem Bewußten geben, und verlangt daher die „Natur, Menschen- und Geisteswelt;“ in Hinsicht ihrer Darstellung will sie aus eben diesem Grunde den realen Bildungsgang in der Natur, vermöge dessen Alles in zusammenhängender Reihenfolge von dem Unentwickelten zum Entwickelten und Vollkommenen fortschreitet, nachahmen, von den untersten Stufen des Seyens beginnen und zu den höhern Entwickelungen desselben fortschreiten. Durch letzteres entstehen die sogenannten Potenzen, welche bei dieser Construction angenommen werden. Die Grundbegriffe der schellingischen Lehre lassen sich nun auf folgende zurückföhren: Das Absolute, Gott, ist das Seyn und Wissen in der Einheit ohne Gegensatz (absolute Idealität), aus welcher alles durch den Gegensatz hervorgegangen, und in welcher alles durch seine Wiedervereinigung zurückkehret. Hierin liegt: 1) das Absolute, Gott, ist nichtig geistlich und lebendig (nichtig auch die Natur), kein Seyn, ist das eine und ewige Wesen aller Dinge. Alles wahre Seyn das nicht geistlich wäre, oder an dem geistlichen Seyn Antheil nähme. Die Dinge sind daher nicht mit ihrem wahren Wesen, sondern nur quantitativ verschieden,

womit die **Substantialität** und **specifische Verschiedenheit** der Dinge nicht aufgehoben wird. 2) Das Absolute hat sich in der ewigen Erzeugung der Dinge auf unendliche Weise selbst geoffenbart in Raum und Zeit. — Das Absolute ist die Ursache alles Seyenden. Seine Offenbarung aber ist eine lebendige Entwicklung unendlicher selbstständiger Dinge durch wirkende Gegensätze (daher auch Selbstentzweiung genannt), diese Gegensätze sind im allgemeinen das Reale und Ideale. 3) Diese Gegensätze streben sich auf verschiedenen Stufen (wo sie verschiedene Benennung erhalten) mit verschiedenem Uebergewicht des Idealen oder Realen (Polarität) zu vereinigen; und die Dinge sind um so vollkommener, je mehr die Gegensätze in ihnen vereinigt sind sie dadurch Abbilder des Absoluten sind. Ihre oblige Verjüngung (absolute Indifferenz) findet Statt in dem universellen Organismus (Universum), und diese Wiedervereinigung ist die vollendete Selbstoffenbarung Gottes. Der Mensch ist ein Abbild des Universums (Microcosmus); in so fern er die Gegensätze des Reellen und Ideellen auf seine Weise wiedervereinigt. — Tiefer in das Einzelne einzugehen, ist hier unmöglich; einiges aber noch unten. Hier bemerken wir nur, daß Schelling die Philosophie nicht in abgesonderten Disciplinen bearbeitete, und sich nach den deshalb herkömmlichen Abtheilungen richtete, sondern mehr am die Untersuchung selbst bemüht und auf die höchsten Probleme der Philosophie gerichtet, als um die Anordnung des Gefundenen bekümmert war. Natürlich, daß dieses denjenigen anstößig seyn mußte, welche in den gewohnten Eingränzungen und ängstlichen Verzäunungen gegebener Erkenntnisse und herrschender Ansichten das Wesen der Wissenschaft setzen. Die erste allgemeine Darstellung seines Systems, welche Schelling, nach seiner eignen Erklärung in der Zeitschrift für speculative Physik (2 Bände, Jena 1800 und 1801) gegeben hat, ist „wegen äußerer Umstände“ nicht fortgesetzt worden. Er hat sich seitdem mehr auf naturphilosophische Untersuchungen beschränkt, und nur einzelne Hauptpunkte aus dem Gebiete der Philosophie theils dialogisch, (wie im Bruno oder über das göttliche und natürliche Princip der Dinge, Berlin 1802, auch wieder aufgelegt), theils in einer dieser Darstellungsweise verwandten, und weniger systematischen Form, in der kleinen Schrift Philosophie und Religion, Tüb. 1804, 8., und in seiner Abhandlung: philosophische Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit und die damit zusammenhängenden Gegenstände, im ersten und bis jetzt einzigen Bande seiner gesammelten philosophischen Schriften, Landshut 1809, (worin auch seine schätzbaren frühern Abhandlungen von Ich, als Princip der Philosophie, oder über das Unbedingte im menschlichen Wissen, ehemals Tüb. 1795, 8. gedruckt; ferher die philosophische Bräse über Dogmatismus und Criticismus, ehemals im niethammer'schen phil. Journal, Jena 1796; die Abhandlungen zur Erläuterung des Idealismus der Wissenschaftslehre, ebenfalls daselbst; und die 1807 zum Namensfeste des Königs von Bayern gehaltne, meisterhafte Rede über das Verhältniß der bildenden Künste zu der Natur enthalten sind) schriftlich behandelt. Jacobi's Behauptungen über die neueren Philosophien in der Schrift von den göttlichen Dingen bezogen Schellings zu einer Schrift (Schellings Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen des Hrn. F. H. Jacobi und der ihm in derselben gemachten Beschuldigung eines absichtlich täuschenden, Lüge redenden Atheismus, Tübing. 1812, 8.), deren polemischer Theil auch von Freunden Schellings nicht ganz gebilligt worden ist. In seiner allgemeinen Zeitschrift

von und Mr Deukale schon vorher nur 3 Punkte erschienen sind. Wenn Herr 1793. 8) behandelte sich Ecklings Antwort auf ein freies Geistesmänners über die vorher genannte Abhandlung über die Freiheit, welche diesen Begriff nach etwas genauer betrachtet. — In jener früheren Schrift gab er eine Darstellung des wahren Verhältnisses der Naturtheorie zu der unbedeutenden menschlichen Lehre (Zab. 1793, 8). Das hat seine philosophischen *Wissenschaften* Eckling's erste große Handlung die sich unter dem vorläufigen Eindruck des Ego und Etwas entwickelt hat, liegt, wie er selbst erklärt hat, noch nicht vollkommen als fertiges, geschlossenes System vor den Augen der Publicum; er hat nur einige Seiten eines solchen und auch diese ist nur in einer einzigen (z. B. bekannten) Erklärung gezeigt, welche seine Schriften selbst für die Frucht eines Monats erklärt, deren Zusammenhang ein solches eine feine Verbindung enthält, als sich bei jeder einzelnen Betrachtung, und im besten Falle, als sich bei mehreren zu finden pflegt, verändert würde. Auch sind diese, die höchsten Gegenstände aller Wissenschaften umfassende Untersuchungen mehr im Wesen und Dingen, als im Logikern vorhanden und in verschiedenen Daten Handlungsformen angedeutet worden, so daß es leicht und natürlich zu erkennen ist, warum Eckling so viele Lektoren und Schüler fand. In dem letzten Gedichte behandelte Hr. Bogen (Johann's Schrift, 1793, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201, 202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 209, 210, 211, 212, 213, 214, 215, 216, 217, 218, 219, 220, 221, 222, 223, 224, 225, 226, 227, 228, 229, 230, 231, 232, 233, 234, 235, 236, 237, 238, 239, 240, 241, 242, 243, 244, 245, 246, 247, 248, 249, 250, 251, 252, 253, 254, 255, 256, 257, 258, 259, 260, 261, 262, 263, 264, 265, 266, 267, 268, 269, 270, 271, 272, 273, 274, 275, 276, 277, 278, 279, 280, 281, 282, 283, 284, 285, 286, 287, 288, 289, 290, 291, 292, 293, 294, 295, 296, 297, 298, 299, 300, 301, 302, 303, 304, 305, 306, 307, 308, 309, 310, 311, 312, 313, 314, 315, 316, 317, 318, 319, 320, 321, 322, 323, 324, 325, 326, 327, 328, 329, 330, 331, 332, 333, 334, 335, 336, 337, 338, 339, 340, 341, 342, 343, 344, 345, 346, 347, 348, 349, 350, 351, 352, 353, 354, 355, 356, 357, 358, 359, 360, 361, 362, 363, 364, 365, 366, 367, 368, 369, 370, 371, 372, 373, 374, 375, 376, 377, 378, 379, 380, 381, 382, 383, 384, 385, 386, 387, 388, 389, 390, 391, 392, 393, 394, 395, 396, 397, 398, 399, 400, 401, 402, 403, 404, 405, 406, 407, 408, 409, 410, 411, 412, 413, 414, 415, 416, 417, 418, 419, 420, 421, 422, 423, 424, 425, 426, 427, 428, 429, 430, 431, 432, 433, 434, 435, 436, 437, 438, 439, 440, 441, 442, 443, 444, 445, 446, 447, 448, 449, 450, 451, 452, 453, 454, 455, 456, 457, 458, 459, 460, 461, 462, 463, 464, 465, 466, 467, 468, 469, 470, 471, 472, 473, 474, 475, 476, 477, 478, 479, 480, 481, 482, 483, 484, 485, 486, 487, 488, 489, 490, 491, 492, 493, 494, 495, 496, 497, 498, 499, 500, 501, 502, 503, 504, 505, 506, 507, 508, 509, 510, 511, 512, 513, 514, 515, 516, 517, 518, 519, 520, 521, 522, 523, 524, 525, 526, 527, 528, 529, 530, 531, 532, 533, 534, 535, 536, 537, 538, 539, 540, 541, 542, 543, 544, 545, 546, 547, 548, 549, 550, 551, 552, 553, 554, 555, 556, 557, 558, 559, 560, 561, 562, 563, 564, 565, 566, 567, 568, 569, 570, 571, 572, 573, 574, 575, 576, 577, 578, 579, 580, 581, 582, 583, 584, 585, 586, 587, 588, 589, 590, 591, 592, 593, 594, 595, 596, 597, 598, 599, 600, 601, 602, 603, 604, 605, 606, 607, 608, 609, 610, 611, 612, 613, 614, 615, 616, 617, 618, 619, 620, 621, 622, 623, 624, 625, 626, 627, 628, 629, 630, 631, 632, 633, 634, 635, 636, 637, 638, 639, 640, 641, 642, 643, 644, 645, 646, 647, 648, 649, 650, 651, 652, 653, 654, 655, 656, 657, 658, 659, 660, 661, 662, 663, 664, 665, 666, 667, 668, 669, 670, 671, 672, 673, 674, 675, 676, 677, 678, 679, 680, 681, 682, 683, 684, 685, 686, 687, 688, 689, 690, 691, 692, 693, 694, 695, 696, 697, 698, 699, 700, 701, 702, 703, 704, 705, 706, 707, 708, 709, 710, 711, 712, 713, 714, 715, 716, 717, 718, 719, 720, 721, 722, 723, 724, 725, 726, 727, 728, 729, 730, 731, 732, 733, 734, 735, 736, 737, 738, 739, 740, 741, 742, 743, 744, 745, 746, 747, 748, 749, 750, 751, 752, 753, 754, 755, 756, 757, 758, 759, 760, 761, 762, 763, 764, 765, 766, 767, 768, 769, 770, 771, 772, 773, 774, 775, 776, 777, 778, 779, 780, 781, 782, 783, 784, 785, 786, 787, 788, 789, 790, 791, 792, 793, 794, 795, 796, 797, 798, 799, 800, 801, 802, 803, 804, 805, 806, 807, 808, 809, 810, 811, 812, 813, 814, 815, 816, 817, 818, 819, 820, 821, 822, 823, 824, 825, 826, 827, 828, 829, 830, 831, 832, 833, 834, 835, 836, 837, 838, 839, 840, 841, 842, 843, 844, 845, 846, 847, 848, 849, 850, 851, 852, 853, 854, 855, 856, 857, 858, 859, 860, 861, 862, 863, 864, 865, 866, 867, 868, 869, 870, 871, 872, 873, 874, 875, 876, 877, 878, 879, 880, 881, 882, 883, 884, 885, 886, 887, 888, 889, 890, 891, 892, 893, 894, 895, 896, 897, 898, 899, 900, 901, 902, 903, 904, 905, 906, 907, 908, 909, 910, 911, 912, 913, 914, 915, 916, 917, 918, 919, 920, 921, 922, 923, 924, 925, 926, 927, 928, 929, 930, 931, 932, 933, 934, 935, 936, 937, 938, 939, 940, 941, 942, 943, 944, 945, 946, 947, 948, 949, 950, 951, 952, 953, 954, 955, 956, 957, 958, 959, 960, 961, 962, 963, 964, 965, 966, 967, 968, 969, 970, 971, 972, 973, 974, 975, 976, 977, 978, 979, 980, 981, 982, 983, 984, 985, 986, 987, 988, 989, 990, 991, 992, 993, 994, 995, 996, 997, 998, 999, 1000.

stecken Nachspruch, beschränkt. Der letzte Vorwurf endlich, und das namentlich Schellings Lehre pantheistisch oder atheistisch sey, ist seitdem öfters vorgebracht worden, aber vielleicht mit dem wenigsten Grunde, da Schelling den ethischen Theil der Philosophie bisher nur weniger berührt hatte. Auch hat er sich gegen diesen Vorwurf in der Abhandlung über die Freiheit und in dem Denkmal 2c. bei denjenigen hinlänglich gerechtfertigt, die nicht bloß ängstliche Buchstabenkritiker sind. Am merkwürdigsten ist seine, in der Abhandlung über die Freiheit aufgestellte Gotteslehre, nach welcher Gott sich aus einem, von ihm verschiedenen und doch in ihm liegenden Grunde der Existenz entfaltet, wobei aber Schelling nicht von Gott schlechthin, den er auch späterhin ein intelligentes, allervollkommenstes und persönliches Wesen nannte, sondern dem durch die Welt sich offenbaren den, und seine Vollkommenheit kund gebenden Gotte sprach. Ferner hatte man behauptet der Mensch, als Offenbarung oder Modification Gottes, könne unmbglich einen freien Willen haben, mithin auch nicht sittlich seyn, wogegen Schelling erwiedert, die Gottheit kann nur sich offenbar werden in dem, was ihr ähnlich ist, in freien, aus sich selbst handelnden Wesen 2c. Zu weit würde es uns führen, und hier nicht am Orte seyn, aus einander zu setzen, wie Schelling die Entstehung des Bösen und das Verhältniß der Freiheit zur Nothwendigkeit, aus seiner Gottes- und Freiheitslehre entwickelt. Ein anderer Vorwurf, den man Schelling machte, ist: er hebe die Verschiedenheit der Dinge auf und identificire sie mit Gott, alles, selbst Gott, sey ihm Natur; worauf zum Theil schon oben geantwortet, theils hier noch hinzuzufügen ist, daß Schelling unter Natur nicht die wirklichen Erscheinungen im gewöhnlichen Sinne, sondern dasjenige Princip in Gott versteht, woraus die ganze Welt, Geisterwelt und Natur im engern Sinne, ihren Ursprung hat. Aber hier ist zugleich zu bemerken, daß Schelling oft willkürlich seinen eignen Sprachgebrauch wählt, ohne eine Erklärung beizufügen, und dadurch selbst eine Menge Mißverständnisse und Irrthümer bei seinen Schülern und Gegnern erzeugt, die den gewöhnlichen voraussetzen müssen. Vorzüglich aber wirft man seiner Philosophie Mysticismus und poetische Schwärmerei vor. Wer jedoch weiß, wie sehr es noch unter denen, die von Mysticismus sprechen, an einem klaren Begriffe des Mysticismus fehlt, und bedenkt, wie sogar Schelling da, wo Andere nur von Ahnung reden, ein bestimmtes Wissen für mbglich hält und ein wissenschaftliches Verfahren verlangt, der wird auch wissen, wie wenig dieser Vorwurf zu bedeuten hat. Er kommt zurück auf den Vorwurf der relativen Unverständlichkeit, die bei einer originellen, umfassenden und im Einzelnen nicht immer consequent, ja oft sehr dunkel ausgesprochenen Ansicht unvermeidlich ist. Die poetische Schwärmerei trifft wohl mehr diejenigen Schüler Schellings, welche, ohne seine reichen, besonders naturwissenschaftlichen Kenntnisse, und ohne den Geist seiner Methode zu besitzen, die eben so philosophischen als der poetischen Darstellung fähigen Ansichten desselben in ein loses Spiel des Witzes und der Phantasie verwandelten, als den Lehrer, der die herabgesetzte und aus dem Gebiete der Philosophie verwiesene Phantasie zwar wieder in ihre Rechte einsetzte und sich des poetischen Bildes zur Erläuterung hier und da mit Recht bediente, aber sich von dem „haltungslosen poetischen Laumel“ vieler seiner Anhänger selbst losgesagt hat. (Vorrede zu seinen philosophischen Schriften). Dagegen kann behauptet werden, daß seit ihrem Erscheinen der Geist dieser Lehre tiefer, als man glaubt, in die Wissenschaft und selbst ins Leben einge-

drungen sey, um so mehr
schaften einzureifen, und
frucht, bloß für die Ein-
undbrauchbare, sondern a-
echte Erfahrung mit dem
mithin umfassender und li-
steme der Neuern; welche
Wissenschaftslehre aus die-
sind aus Schellings Sch-
reichsten Männer hervorge-
nicht bloß erläutert, sonde-
angewendet und ihr im 2-
ren S. W. Klein (Beis-
senhaft des II, nebst
ihrer Hauptmomente, Wi-
schaft zu begründen u. s.

Verfasser der oben angeführten Schrift: Betrachtungen über den gegen-
wärtigen Zustand u. s., welche zugleich als eine Art von Apologie der
schellingischen Philosophie angesehen werden kann); als Bearbeiter der
eigentlichen Naturphilosophie Steffens, Troxler, Oken, Windischmann,
Schubert, Pönder, Kiefer, E. E. Schelling, Schubert, Walzer,
Wider; in andern Fächern Kl., Idanner, Kreuzer, Selger, Oberst,
Dand, Zimmer, Krause, Renne, Hegel, welcher nachher einen eignen
Weg gegangen ist. Vorzüglich hat Schellings Lehre zu einer tiefen,
eifrigen und geistreichen Forschung der Natur, vermöge deren man die-
selbe mehr als organisches und lebendiges Ganzes betrachtet und
den innern Zusammenhang ihrer Erscheinungen erforscht hat, und zu vie-
len Entdeckungen in der Physiologie und Medicin mächtig beigetragen.
Als philosophische Ansichte schließt sie keine der Probleme aus, welche
von jeher die Philosophie aufzulösen versucht hat und verbindet die phi-
losophischen Wissenschaften aufs innigste. Doch ist ihr schwächerer, oder
bis jetzt am wenigsten ausgebildeter Theil der der ethischen Philosophie,
der eben die Naturphilosophie; und es wäre daher auch in dieser
Hinsicht zu wünschen, daß Schelling sein längst versprochenes Werk,
das seine Lehre im Zusammenhang enthalten soll, bald zur Drucke brin-
ge, so wie eine erschöpfende Prüfung seines Systems von einem ihm
congenialen Philosophen ebenfalls noch zu wünschen steht. Die Hoff-
nung zu dem ersten hat Schelling denen, die an einer so wichtigen
Sache Interesse nehmen, vor der Hand dadurch beseitigt, daß er sich
gegenwärtig mit methodologischen Untersuchungen beschäftigt, welche sich
seiner Ansicht anschließen sollen, wovon er neulich eine Probe in der
Schrift: Ueber die Sophisten von Samothrace (Lub. 1816)
aufgestellt hat.

Schell (Heinrich), k. bairischer wirklicher geheimer Rath und
Generaldirector der Finanzen, verdient seiner moralischen Würde
und seines einflußreichen Geschäftsbürokratie willen, unter den ausge-
zeichnetesten Männern unserer Zeit genannt zu werden. Er ward am
17. Apr. 1748 zu Düsseldorf geboren, und trat, da keine Glücksum-
stände ihm keine Mittel zu einer wissenschaftlichen Bildung darboten,
frühe in Militärdienste, worin er es nicht weiter als zum Unteroffi-
cier bringen konnte. Das Glück verschaffte ihm die Bekanntschaft mit
J. H. Jacobi. Dieser nahm ihn, nachdem er von dem Kriegsdienste
frei geworden war, in sein Haus auf, wo er schnell in Wissenschaften
und Sprachen große Fortschritte machte, und das Studium der Phi-

lobte, der Rechtsynode und besonders das der Staatsverwaltung aus
angewandtem Ehrgeiz herrschte, und sich zu ausgedehnter Thätigkeit
erhob. Im J. 1790 verheiratete er sich, ohne eine feste Anstellung
zu haben; doch gerieth er nie in Noth und Verlegenheit. Seine
durch Jacobi angeführte Verantwortung mit dem damaligen Staatsrathe
des von Lichtenberg, Franz Karl von Sennar, luden ihn endlich zu
der Stelle eines Oberbürgermeisters, in der er besonders in den letzten
den Kriegsjahren den Ländern Sach und Herz sehr nützlich wurde,
da er denn die Stelle aller Wohlthätigkeit war, und die möglichste Ver-
minderung der Kosten, so wie die billige Vertheilung derselben des
Landes sich ward er auch bald gekannt. 1798 ging er, mit dem
Friedensunterhandlungen nach Moskau. Als Graf Johann Jochim de Me-
gierung in Warschau antrat, ward er auf den Vorschlag des Herrn von
Sennar zum geheimen Staatsrath ernannt, und nachdem Graf
Jochim das Amt verlassen hatte, wurde er zum ersten Privat-
secretär der Königin ernannt wurde. Sein Amt ward ihm
nicht ohne
indem er ihm das Commandeurkreuz des Kaiserlichen
Ordens
, der Kaiserin der Kaiserin und Kaiserin in Wars-
chau, 1
ihm zu ihrem Geburtstag zu bewilligen. Am 1. Oct
1798 in
in Auftrag kam er zu und suchte sich. Sein Amt
war so
jetzt mit ihm, dieses Amt anvertraut, und für die
den in einem glücklichen Stande. In Warschau der Kaiser, so wie der
Kaiserliche Geheimen der Kaiserin des Kaisers waren seine feste Anstellung.
Besonders sehr waren ihm die Eigenschaften der Kaiserin Maria Theresia. Als
Vater war ihm sehr übergegangen, er empfing sich deshalb mit
dem der Kaiserlichen, weil sie ihm sehr nahe stand; diese die
sehr anvertraut, in seine Sache er das möglichste. Er war auch
seiner Überzeugung dem Kaiser sehr geneigt, so seine Jahre ver-
bringen ließ. Aber so sehr er ihm dem Kaiser die, das das Kaiser
sich von ihm machte, so wünschte er doch überall nur das gerade nöthige
bedürftige Maß von Gewalt. Seine Wohnung verbannte er keineswegs
nordischer Zeit, noch nicht abnehmender Wirkung seiner Studien
und Wissenschaft, sondern der Kultur und jugendlichen Richtung des
großen in ihm vorhandenen Geistes. Er sah auch ihm über die Kaiserin
in starker Gemüths-Bewegung, oder er konnte mit dem Kaiser oder Kaiserin,
sondern immer ruhig und besonnen. Von sich und seiner Thätigkeit
schickte er höchst bescheiden. Er lebte sehr das Privatleben, das er für
das Privat-berufende in der Staatsverwaltung hielt; seine Privat-
leben war auf der geringste Verdacht des Eigennutzes; seine Anwesenheit
war unabweisbar; seine Anwesenheitsstunden hielt, wo er
konnte. In Privatleben hielt er der Kaiserin allen Euer. Seine
Anwesenheit Anwesenheit war immer einfach und klar. Sein Vergnügen
war auch er in seinem Hause und in seinem Garten, unter Kindern
und Freunden, oder unter Vorfahren und Göttern. Er war sehr die Ver-
dichtung des Kaiserlichen Anwesens Kaiserin, jede Bewegung seine An-
wesenheit glückliche Anwesenheit seiner Anwesenheit, ein mögliches, mit dem
Kaiserin Anwesenendes Anwesens welches er nicht unter Kaiserin
einen Anwesenenden, eines eigenen Anwesens verdankte, und dann, so
wie die Anwesenenden auf seinem Kaiserin Freunde Jacobi. Als
der Kaiser den Kaiser von seinem Kaiser erhielt, sprach er: „der Kaiser
verliert einen seiner verdienstlichen Diener, und ich einen verdienstlichen
Freund; er war ein recht Anwesenender.“

Einleitung meint man im Allgemeinen jede Handlung, wodurch

Jemand einem Andern freiwillig und unentgeltlich etwas, sey es ein Recht oder eine Sache, eigenthümlich überträgt. Im engeren Sinne wird bloß die unentgeltliche Uebertragung des Eigenthums einer Sache an einen Andern Schenkung genannt. Im weitern Sinne heißt aber auch der Vertrag, durch welchen Jemand einem Andern ein erworbenes Recht unentgeltlich überläßt, eine Schenkung. Die Schenkungen unter den Lebendigen (*Donationes inter vivos*) erhalten, sobald die Annahme des Geschenknehmers, welche im Zweifelsfall vermuthet wird, erfolgt ist, ihre Gültigkeit, und der Geschenknehmer (Beschenkte) hat das Recht, wenn der Zeitpunkt der Uebergabe des Geschenks da ist, dieselbe gerichtlich zu verlangen. Alle Schenkungen unter den Lebendigen aber, die über 500 Solidos (tausend Speciesthaler) betragen, erfordern eine gerichtliche Untersuchung und Bestätigung, sonst werden sie, falls das geschenkte Object nicht schon übergeben ist, auf Verlangen des Schenkers, seiner Erben oder Gläubiger, bis auf jene Summe beschränkt. Ausgenommen hievon sind Schenkungen des Landesherrn und seiner Gemahlin, der Militärschefs an ihre Untergebenen, und solche Schenkungen, die zur Errichtung einer frommen Stiftung, oder zur Auslösung von Gefangenen gemacht sind. Außerdem werden hieher alle remuneratorischen Schenkungen, die bloß zur Belohnung der Verdienste des Geschenknehmers um den Schenker, alle diejenigen, welche die Erleichterung der Lasten des Ehe- und Witwenstandes zum Zweck haben, und endlich auch die Schenkungen gerechnet, welche dem Herkommen nach gemacht werden müssen; alle diese, welche man juristisch auch qualificirte Schenkungen nennt, bedürfen der richterlichen Untersuchung und Bestätigung nicht. Einfache Schenkungen (*Donationes simplices*), im Gegensatz der qualificirten, welche in der Absicht, die Nothherben in ihrem Pflichttheil zu verletzen, gemacht sind, können binnen 5 Jahren, nachdem die Nothherben die pflichtwidrige Schenkung erfahren haben, mit der Beschwerde wegen pflichtwidriger Schenkung gerichtlich angefochten werden. Jene Absicht des Schenkers muß aber bewiesen werden. Nach der Größe des Vermögens zur Zeit der gemachten Schenkung wird, im Fall solcher Beschwerde, der Pflichttheil gerechnet. Schenkungen unter Eheleuten sind bis an den Tod des Schenkers widerruflich, durch den Tod des letztern aber werden sie bestätigt. Aber solche Schenkungen, welche Eheleute sich einander zum Beweise ihrer Liebe machen, sind gleich gültig, doch darf das Geschenke nicht in Grundstücken oder Geld bestehen. Auch erkennt der Gerichtsgebrauch alle Schenkungen unter Ehegatten für gültig, wenn sie mit einem Eide bestätigt sind, und dies nicht in der bösen Absicht, einen Dritten zu benachtheiligen, geschehen ist. Schenkungen von Todes wegen (*donationes mortis causa*) sind solche, die nach der Absicht des Schenkers erst durch seinen Tod unwiderruflich werden, und wobei die Sache oder das Recht erst nach seinem Tode übertragen werden sollen. Zu solchen Schenkungen wird in Rücksicht des Schenkers verlangt, daß er alle zur gültigen Testamentserrichtung erforderlichen Eigenschaften besitzt, daß der Geschenknehmer den Schenker überlebt, daß die Schenkung vor fünf Zeugen gemacht wird, und endlich auch die Annahme des Geschenknehmers. Sie ist widerruflich bis zum Tode des Schenkers, wofern dieser sich nicht verpflichtet hat, sie nicht zu widerrufen. Sie behält ihre Gültigkeit, wenn auch der im Testament eingesetzte Erbe die Erbschaft nicht antritt, und also das Testament, welches die Erbeinsetzung enthält, zu Grunde geht. Nur dann, wenn der von Todes wegen Schenkende stirbt, braucht der

auf dieß Weise Bekannte Mäg zu seyn. gütlich zu einem Erben etc. gelehrt zu werden. Der Nachkommen von Todes wegen das übrige und alle die Sagen, welche den Legatarien, oder den mit Vermächtnissen bedachten Personen zukommen. N. P.

Ehrens (arab. edel, heilig), bedeutet bei den Arabern einen Namen von hoher Würde, und ist besonders ein Titel der Nachkommen Mohammeds von seiner Tochter Fatime und ihrem Mann Ali, die auch Ehrens genannt werden. — Ingleichen heißt Ehrens eine türkische Goldmünze, 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 fl. wert.

Eidoloth, ein Wort oder Ausdruck, wodurch man sich versteht, daß man nicht zu einer gewissen Partei gehört. Es war das nämlich das Wort, welches, zu Folge der biblischen Erzählung (B. d. Richter XII, 6), der hircanische Patriarch, auf die Anstiftung der Philisten, auf Eidoloth auszusprechen konnten; dadurch verstanden sie sich, und wurden alsdann von denen an dem Jordan hiebei niedergemacht. Des so Erschlagenen waren damals an 2000 Mann.

Eidolfal, s. Fatum.

Eideler (Daniel) ein bekannter Dichter, wurde 1741 in Somburg geboren, und erhielt seine erste Bildung von Privatlehrern. Schon früh zeigte er einen hellen Verstand, viel Charisma, Verdienstlich und besonders eine lebendige Einbildungskraft, die durch das Lesen von Romanen und Schauspielen noch weiter auswickelt wurde. In der That, so wenig sie seine jugendlichen Jahre angewiesen von Mocher, erregte doch den Muth in ihm, die neuen Sprachen zu lernen, und schon im achten Jahre verstand er französisch, englisch, italienisch und spanisch, und machte außerdem selbst dichterische Versuche in diesen Sprachen. Der Unterricht, den er auf dem Gymnasium und Lyceum erhielt, wirkte auf seine literarische und poetische Ausbildung sehr theilhaftig, als der höhere Privatunterricht, indem zwei vorz. d. Lehrer an diesen Anstalten, der Rector Müller und der Subrector Volkmann, sich nicht angehörner seyn ließen, als geübte Jünglinge durch ihren Rath und Beistand zu ermuntern. Derselbe machte die junge Eideler schon dasmal als Dichter mehrere jugendliche Versuche, welche — freilich in einer sehr mangelhaften Form — gedruckt wurden. Bloß der beschränkten Nothwendigkeit wegen, sich zu einer der drei Facultäten zu bestimmen, ging er 1763 nach Paderborn, um die Medicinwissenschaften zu studiren. Aber er verweilte dort keine weite Zeit auf dem Studium der Medizin, 1765 ging er nach Leipzig. Durch die Annehmlichkeiten des Orts, durch den Umgang mit alten und neuen Freunden, die er hier fand, besonders mit dem Schatzkammer Rarke und dessen Wittin, und durch seine Beschäftigungen mit Musik und Theater, ward er wieder aus dem traurigen Zustande, worin er besonders durch seine Hypochondrie verfallen war, herausgerissen. Er schrieb hier mehrere Tragicomödien und andere dramatische und musikalische Stücke, besonders aber seine *Novellen* (s. hier).

1767 durch Herauskommen. Eideler's dichterischen Producten, in deutschen Dichtersbüchern in dieses ist zu weichen Erwähnungen gleiches des Reichs und Herzogs rüchren in in und Wäldern, die Eins und Tar in ihm einen Verlust, der schnell in Aber geschicklich die seine Jährliche die sein empfindliches Herz die sein

licher seyn. Nachdem er 1768 zu Leipzig Doctor geworden war, ging er nach Hamburg, wo er ein Canonicat am Domcapitel erhielt, und vergnügt und glücklich mit seinen Freunden, besonders mit Ebeling und dem Buchhändler *V. e.*, lebte. 1770 gab er eine Sammlung seiner Poesien unter dem Titel: *Musikalische Gedichte von S.* heraus, die er *Metastasio* zuerignete, der ihn dafür mit Lobsprüchen überhäufte. Er starb an der Auszehrung dem 19ten August 1771. *Eichenburg* hat eine vollständige Sammlung seiner Werke unter dem Titel: *Daniel Schiedlers auserlesene Gedichte*, Hamburg 1773 (kl. 8.) herausgegeben. In dieser Sammlung sind außer einem Lehrgedichte, Herolden, Sinn- gedichte, lyrische Gedichte geistlichen und weltlichen Inhalts, Romanzen und Epigramme enthalten.

Schiedsmann heißt ein Vermittler, dessen Ausspruch von den Parteien nicht angenommen zu werden braucht, indem die Annahme bloß von dem Belieben jeder Partei abhängt. **Schiedsrichter** (*Compromissarius*) hingegen ist ein Vermittler, der von streitenden Parteien zur Entscheidung ihrer Sache unter der Bedingung, daß sie sich seinem Ausspruch (*laudem*) unterwerfen wollen, gewählt ist. (*S. Compromittiren.*)

Schiefe der Elliptik wird, wie bereits im Artikel **Elliptik** gesagt worden ist, der Winkel genannt, unter welchem sich **Elliptik** und **Aequator** schneiden. Die Größe dieses Winkels genau zu wissen, ist für astronomische und geographische Bestimmungen von größter Wichtigkeit. Die **Sphärik** lehrt, daß man den Winkel, den die Ebenen von zwei größten Kreisen durch ihre schiefe Lage gegen einander machen, durch den Bogen eines dritten größten Kreises mißt, welcher so gezogen wird, daß er die beiden vorigen in den Punkten, wo sie am weitesten von einander abstehen, rechtwinklig durchschneidet. Diese Durchschnittpunkte fallen 90 Grad von den Punkten entfernt, in welchen sich **Aequator** und **Elliptik** schneiden, d. h. in die **Solstizialpunkte**. Schon im **Amerikum** hat man die **Schiefe der Elliptik** zu messen gewußt. Nach **Plinius** fand sie **Anaximander** 1 les bestimmt. Die berühmteste des **Pothos** zu **Messilien**. Er 49' 23". Hundert Jahre später **Pythagos** 23° 51' 20" gefunden **Schiefe der Elliptik** bis auf un die spätern Beobachter sie fast Alters immer geringer gefunden von **Cassini** 23° 28' 35", von 23° 28' 18" und von **Wayer** 2 Abnahme der **Schiefe der Ellip** unsrer Zeit, **J. B. La Lande**, **Louville** bestimmte sie für jedes und **La Lande** auf 33". Wehi mit die Vermuthung in **Verbin** tik mit der Ebene des **Aequat** nachher ein Stoß von einem auf der Erde der **Are** derselben nunmehr schon seit Jahrtausend wieder entgegenläufe, und nar gelangen werde. **La Place** dag gen gesucht, daß dies nie gesd der Größe des Winkels bloß 90

Planeten herföhre, und daß ihr höchstes Maß sich nicht über $2^{\circ} 48'$ erstrecken könne. Nur ein sehr langer Zeitraum wird verfließen, Beobachtungen anzustellen, die hierüber etwas Näheres bestimmen lassen. — Außer dieser bisher betrachteten Veränderung ist die Schiefe der Elliptik oder, was einerlei ist, die Lage der Erdaxe gegen viele noch einer andern Veränderung unterworfen, nach welcher sie abwechselnd 9 Jahre wächst und 9 Jahre abnimmt, während welcher Zeit der größte Unterschied $12'$ beträgt.

Schiefer oder Schieferstein ist ein gemeines, sehr weit verbreitetes Mineral von verschiedener Beschaffenheit. Eigentlich heißen alle grobblättrige Steine, die sich in platte undurchsichtige Tafeln spalten lassen, Schiefer. Es gibt Kalk- und Thonschiefer. Dieser letztere ist von doppelter Gattung, nämlich Schieferthon, welcher theilweise eine rauchgraue, ins Schwarze laufende Farbe hat, auf dem Bruche schiefzig, scheibensförmig ist, und zum Theil an die Zunge klebt. Besonders thut dies der aschgraue Hygrometer-Schiefer in der Nähe der Wolga, aus welchem die lowitzschen Hygrometer verfertigt werden. Sehr oft enthält der Schieferthon Kräuterabdrücke, und heißt dann Kräuter-schiefer. Der Schieferthon bildet ganze Flöze, und findet sich gewöhnlich in der Nähe der Steinkohlenflöze. Wenn er von Erdbarz durchdrungen ist, brennt er mit Harzgeruch, und wird Brand- oder Kohlen-schiefer genannt. Manche Arten gehen in Thonschiefer über, welches die andere Gattung dieser erdigen Mineralien ist. Die Hauptfarbe des Thonschiefers oder Latenstein, auch Wacke genannt, ist grau, und hat auch durch viele Abdrücke und

Schwarze und Schwarzblaue über. Streifen und Flecken. Manche Arten sind seidig. Auf dem Bruche ist ebenfalls wellenförmig; sein Korn von Geruch graumeiß oder aschfarben. In härtestem Thone besteht, hat dieser

nerale bei sich, in der Hitze verhärtet, wie der Nach der Verschiedenheit führt in, Tafelschiefer in Mineralien be. Eine ganz b da sie weich ist gehören zu den in Ganggebirgen: Abdrücke von Wasser entstand, besonders den se Blöcke aus, zu Tafeln gebre

hlerne Werkzeugen. Den eigentlichen Thonschiefer bildet zu Rechentafeln, Schreibtafeln, Tischplatten. Das Korn ist, den gröbern aber zum Dachdecken. Man in mehreren Provinzen Deutschlands von verschiedenes Schieferdach steht nicht selten 100 Jahre, ohne Erhaltung zu bedürfen. Nur muß der Schiefer, ehe er

gehetzt werden, getrocknet. Feines Pulver wird endlich noch geglättet, indem man dasselbe in Tonnen schüttet, und darin eine Zeit lang die Körner sich reiben läßt. Das Aufbewahren des fertigen Schießpulvers hat seine Schwierigkeiten, es verdirbt mit der Zeit, und muß bisweilen umgepackt werden.

Schießscharten. Gewisse Einschnitte in die Brustwehr, in welche das Rohr des Geschüzes zu liegen kommt, nennt man Schießscharten. Die untere Fläche heißt die Schießschartensohle, die Seitenflächen nennt man die Schießschartenbacken, das unter der Schießschartensohle stehende gebliebene Stück Brustwehr heißt die Brüstung, und nun gibt es eine äußere Höhe und eine innere Höhe (Kniehöhe) derselben. Das zwischen zwei Schießscharten liegende Stück Brustwehr heißt das Merlon, der Kasten oder die Schartenzeile. — Die Kniehöhe muß so viel betragen, daß das in der Laffette ruhende Kanonenrohr in derselben eben Raum hat, horizontal und elevirt gerichtet zu werden, und darf dieserhalb nicht über drei Fuß betragen. Die Sohle der Schießscharte bekommt eine solche Lage, daß ihre Verlängerung auf den äußern Grabenrand trifft. Die Weite der innern Oeffnung hängt von dem Kaliber des Geschüzes ab, das durch die Schießscharte feuern soll. Die Weite der äußern Oeffnung macht man größer, damit man nach mehreren Richtungen feuern kann, und der Gebrauch des Geschüzes hinter Schießscharten nicht beschränkt wird, und der angreifende Feind, dem Artilleriefeuer aus der Schanze sich nicht leicht entziehen kann. Die Schießschartenbacken bekommen eine Böschung, deren Anlage gemeinlich einen Fuß beträgt; man bekleidet diese Böschungen mit Rasen, Faschinen oder Flechtwerk, um sie desto fester zu machen. Sobald zwei oder mehrere Schießscharten neben einander gelegt werden sollen, so hängt die Entfernung ihrer Mittellinien, mithin auch die Länge des Merlons einmal davon ab, wie weit zwei Kanonen von einander gestellt werden müssen, um bequem bedient zu werden, und dann, wie lang ein Merlon gemacht werden muß, damit es den feindlichen Kanonenkugeln hinlänglich widerstehen kann. — Da es nothwendig ist, wenn der angreifende Feind den Graben passirt hat und die Brustwehr ersteigen will, daß das Geschüz zu feuern aufhört, so ist es sehr vortheilhaft, wenn man das Banket ununterbrochen hinter der Brustwehr fortführt, und es nur so breit einrichtet, daß es mit einem Gliede Infanterie besetzt werden kann. In die ausspringenden Winkel der Werke Schießscharten anzubringen, ist eine sehr mißliche Sache, vorzüglich, wenn dieser Winkel spiz ist, da dann die Kanone nur nach der Richtung der Capittallinie abgefeuert werden kann, und das Herumschranzen, des engen Raums wegen, so gut als unmbglich wird; will man an solchen Stellen doch Schießscharten anbringen, so stumpfe man die Winkel ab. — Ricochettschießscharten sind solche, wo die Sohle nicht parallel mit der obern Abdachung der Brustwehr (der Krone) läuft. Das Kanon wird hinter selbigen etwas elevirt, und die auf solche Weise aus dem Kanon gehenden Kugeln werden, da sie in sehr flachen Bogen geflogen kommen, beim Auftreffen auf hartes Erdreich wiederum aufhüpfen, und so einige Male hinter einander aufschlagen, was man Ricochetten nennt. — In manchen Fällen werden auch die Schießscharten schief in die Brustwehr eingeschnitten, wodurch aber das Merlon sehr geschwächt wird, und wenn solche Stellen der feindlichen Artillerie bloßgestellt sind, so entstehen gerade daselbst gefährliche Breschen. — Das Feuer aus Schießscharten gewährt den Vortheil, daß die Artilleristen besser als auf Kanonenbänken gedeckt sind; jedoch muß man bei

Schießscharten langsamer feuern, da die Kanone, wenn sie geladen ist, erst jedesmal in die Schießscharte geführt werden muß, auch kann man hinter Schießscharten nicht nach allen Richtungen feuern. Aus diesem folgt also, daß man sich der Schießscharten bedient, wenn man hohle Wege, Brücken, Verschanzungslinien u. dgl. beschießen will. P. S.

Schiff, Schiffbau, Schiffskunst, s. Seewissenschaften.

Schiffahrt, oder das Befahren der Meere, Seen, Flüsse und Gewässer mit Schiffen, um Personen und Sachen von einem Orte zum andern zu bringen, ist für die Menschheit einer der wichtigsten Gegenstände, sowohl in Hinsicht der nähern Verbindung der Menschen unter einander, als in Hinsicht ihrer bürgerlichen, sittlichen und geistigen Ausbildung und Vervollkommnung. Die Phönizier werden für die Urheber der Schiffahrt gehalten, wenigstens haben sie nach der alten Geschichte das mittelländische Meer zuerst bis nach Spanien befahren. Wahrscheinlich wurde mit den kleinsten Versuchen zuerst der Anfang gemacht, und vielleicht gaben Stücke Holz, die auf dem Wasser schwammen, die erste Veranlassung zu dieser jetzt zu einer solchen Höhe gediehenen Kunst. Bei der Nothwendigkeit über Flüsse und Seen zu setzen, versuchte man durch Zusammensetzung mehrerer Stücke Holz fortzukommen, und so entstanden Fahren oder Flöße. Die ersten Fahrzeuge der Deutschen waren hohle Bäume. Anfänglich schiffte man bloß an den Küsten und Ufern; wurde man vielleicht von denselben durch Stürme verschlagen, so mußten die Gestirne und die Sonne zu Hilfe genommen werden, um den Lauf wieder zu finden. Hatten Ungewitter oder andere Unfälle jene verborgen, so hatte man Vögel in Vorrath, die man fliegen ließ, und deren Flüge man folgte, weil man voraussetzte, daß sie aus natürlichem Hange ihrem Vaterlande wieder zufliegen würden. Nach Erfindung der Magnetnadel und des Compasses (s. d. Art.) konnten die Seefahrer vermöge des letztern die verschiedenen Himmelsgegenden selbst bei Nacht und trüber Witterung erkennen, und sich nun auch außer dem Gesichte des Landes auf das hohe Meer wagen. Die Entdeckung beider Indien gab Anlaß, die Schiffahrt mit immer größerm Eifer zu betreiben, und die Spanier, Portugiesen, Engländer und Holländer suchten sie von jener Zeit an zur höchsten Vollkommenheit zu bringen; auch scheint dies Ziel beinahe erreicht. Die immer höher gestiegene Schiffbau- und Schiffahrtskunst haben die Gefahr, welche ehemals mit der Schiffahrt verbunden war, um vieles vermindert, und so haben die Europäer die wichtigsten Entdeckungen und Eroberungen in den übrigen Welttheilen machen, und den Handel besonders zu seinem höchsten Flor bringen können. Zur Beförderung des Handels durch die Schiffahrt suchte man in mehreren Ländern durch Canäle die Flüsse und Meere mit einander zu verbinden, und schon Carl der Große versuchte die Donau mit dem Rhein und Main zu vereinigen. Auch in Frankreich wurde unter Ludwig XIV., um Handlung und Schiffahrt zu befördern, der große Canal durch Gullenne und Languedoc zur Verbindung des atlantischen mit dem mittelländischen Meere angelegt. Jetzt sind die Engländer durch ihre vortrefflichen Häfen, durch ihre geographische Lage, ihre reichen Colonien und ihre gut geübte Seemacht in dem Besitze der größten und einträglichsten Schiffahrt und der meisten Handlung-, und Kriegsschiffe unter allen Nationen Europa's. Dagegen ist Holland, ehemals der Nebenbuhler Britanniens, in dieser Hinsicht sehr von seiner Höhe herabgesunken, und die Franzosen haben, wenn gleich ihre Schiffahrt in Vergleichung mit andern Zeiten jetzt von geringer Bedeutung ist, doch das große

Verdienst um diesen höchst wichtigen Gegenstand, unter Ludwig XIV. die ersten Schulen zur Bildung von Seesoffizieren angelegt, und die Schiffkunst zuerst in wirkliche Regeln gebracht zu haben.

Schiffahrtskunde oder Steuermannskunst, ist die Kunst, den Weg auszumitteln, den ein Schiff von einem gewissen Punkt aus zurückgelegt hat, und den es nehmen muß, um an einen bestimmten Ort zu gelangen. Sie erfordert eine gute Kenntniß der Rechenkunst, der ebenen und sphärischen Trigonometrie, der sphärischen Astronomie, des Sonnen- und Mondlaufs insbesondere, und eine geschickte Hand in Zeichnung geometrischer Constructionen. Die dem Schiffer nöthigen Werkzeuge sind der Compaß, das Log, einige Instrumente zur Höhenmessung und das erforderliche Reiskzeug; außerdem sind ihm genaue Seekarten unentbehrlich. Vom Seecompaß ist unter Compaß gesprochen worden. Man unterscheidet aber einen Strich- und einen Peil- (Wissir-) Compaß. Von jenem hat der Steuermann gewöhnlich zwei vor sich, in einem Schrank, der das Nachthaus heißt, und so eingerichtet ist, daß Nachts zwischen beiden Compassen ein Licht angezündet werden kann. Der Peilcompaß dient, die Lage entfernter Gegenstände oder der Himmelskörper in Absicht auf die Weltgegenden aufzunehmen, auch die Abweichung der Magnetnadel zu erfahren. Das Log ist ein hölzernes Dreieck, sechs oder sieben Zoll hoch, an welches eine durch Knoten eingetheilte lange Leine, die Logleine, an der einen Spitze geknüpft ist. Dieses wird ins Wasser gelassen, worin es sich, wegen des in den untern, der Spitze gegenüber stehenden Theil eingegossenen Bleis, senkrecht stellt. Damit das Dreieck aber seine breite Fläche dem Wasser entgegenstelle, ist unten daran noch ein Stückchen Holz mit einer starken Schnur angebunden; eine andere kurze Schnur geht von der Logleine ab, und vereinigt sich mit jener mittelst eines Pfählchens, das in ein Loch des Stückchens Holz gesteckt wird. So lange man von dem segelnden Schiffe ab die Logleine laufen läßt, stellt sich die breite Fläche des Dreiecks dem Wasser entgegen nach der Richtung des Schiffes; sobald man, nach vollendetem Versuch, das Log wieder einnehmen will, zieht man mit einem Ruck die Leine an sich, der Pföck geht aus dem Stückchen Holz heraus, und das Dreieck wendet dem Schiffe seine schmale Seite zu. Mit diesem Werkzeuge mißt man die Geschwindigkeit des Schiffes. Man nimmt an, daß das Dreieck im Wasser unbewegt stehe, und schließt von der Länge der abgewickelten Schnur und der Zeit auf die Geschwindigkeit des Schiffes; allein mit vollkommener Sicherheit kann dies nicht geschehen, da das Log nicht fest steht. Auf Kriegsschiffen pflegt man alle Stunden, auf Rauffahrtschiffen alle zwei Stunden das Log zu gebrauchen. Lauf und Kiel eines segelnden Schiffes weichen in der Richtung von einander ab. Diese Abweichung, welche die Abdrift heißt, wird besonders auch durch einen schief in die Segel stoßenden Wind verursacht. Daher muß der Schiffer die Angabe des Compasses, welche bloß auf die Richtung des Kiels geht, zu verbessern suchen. Die Instrumente, deren sich der Schiffer zur Messung der Höhen der Himmelskörper bedient, sind jetzt vornehmlich der englische Schiffsquadrant und der hadley'sche Reflexior-soctant, deren Beschaffenheit und Gebrauch wir jedoch hier nicht beschreiben können. — Die Charten, deren sich die Seefahrer bedienen, sind entweder platte oder reducirte. Jene stellen ein Stück der Erdoberfläche als eben vor, und können nur bei kleinen Gegenden als einer Bay oder einem kleinen Theile einer Küste gebraucht werden. Die reducirten oder runden Charten sind zur See einzig allgemein brauchbar. Auf einer solchen Charte werden

von den Ländern nur die Küsten, die Hüfte, die Veränderungen der Tiefe angegeben, außerdem aber alles, was auf dem Meer dem Schiffer zu wissen notwendig ist, als Inseln, Klippen, Sandbänke, Meereshöhe, Wasserzeiten u. s. w. An mehreren Stellen werden die So Striche des Compasses aufgetragen, daß er, wenn er von irgend einem Orte aus auslaufen will, daß er zu betugeln gedenkt, durch eine Parallele mit derselben an die nächste Küstenlinie, welche den Strand erfährt, nach dem er sein Schiff zu richten hat, oder auch, daß er den zurückgelegten Weg berechnen auf die Waarte fragen kann, wenn er den gebräuchlichen Kurs wech. Die graphischen Operationen auf der Waarte nennt der Schiffer *Warte setzen*. — Ein Schiff hält, wenn auch nicht auf der ganzen Meile, doch durch beträchtliche Theile derselben einen Kurs. Das Weg eines Schiffes von, das denselben Kurs hält, heißt die *Isodrome* welche Linie, deren Berechnung dem Seefahrer sehr nöthig ist, wofür man auch *Isodromische* oder *Strahlstrecke* berechnet hat, welche für die erste Striche eines Quadranten auf dem Compasse die erste Meile des Weges vom Äquator an die dazu gehörige Länge und Breite an geben. Der Schiffer kann also aus dem Kurs, den er gehalten, und dem Wege, wenn er die Länge und Breite des einen Endpunktes weiß, den Unterschied der Länge und Breite des andern Endpunktes finden. Nothwendig ist dem Schiffer die Zahl der Meridionaltheile, in welchen die vergebene Länge der Meridiankreise vom Äquator an, wie sie an den reduirten Waarten aufgetragen werden, angegeben ist. Aus diesen Theilen kann er ebenfalls die Strichzahl ermitteln. Setzt, es wech ein Schiffer den zurückgelegten Weg und den Kurs, so kann er von dem Punkt auf der Waarte bemerkten Orte seines Schiffes die Richtung des Kurses nach dem Kurs zeichnen, und die Länge derselben nach der Größe der Meridiangrade zwischen den Parallelen der Breite, wo er sich befindet, auftragen. Dadurch erfährt er, ob Breite verändert hat. Diese Verzeichnung sind sehr oft vorzunehmen. Der Winkel, den die Nadel dem Meridian nach der Angabe des Compasses im gelben oder angelegten Kurs; der wegen der Abweichung und der Magnet veränderte wahre Winkel, so in Rechnung gebraucht oder auf der Waarte abgelesen ist, seine Kurs. Der Schiffer muß den Punkt seiner genau bemerken, sondern kurz vorher, ehe er die Waarte die Lage seines auf der Waarte bemerkten Punktes aufnehmen und den beobachteten Kurs durch jeden Ort ziehen. Dann gibt der Durchschnitt beider Striche die Stelle an, wo sich das Schiff noch zur Zeit der Beobachtung befand. Ist er im Schiffe geblieben, so mag er auch bloß die Richtung eines Punktes auf der Waarte zeichnen und die Entfernung nach dem Augenmaß schätzen. Dieses Verfahren heißt: den Punkt der Abfahrt durch eine Kreuzung festlegen; das andere nennt man eine einfache Prüfung. Solche Beobachtungen sind es bei jeder bekannten Küste vorzunehmen, um seine Angaben dadurch zu verbessern. Dieses Verfahren, den Ort des Schiffes durch Schätzung der Länge des Weges und der Richtung zu bestimmen, heißt die *Schifferschätzung*. Sie besteht in der Bestimmung des rechtwinkligen Dreiecks, welches der Weg des Schiffes, die Veränderung der Breite und die Veränderung der Länge auf einem Parallelkreise mit einander machen, von welchen Seiten des beiden letzteren den rechten Winkel aufzulegen, die erste oder die zweite unter einem gegebenen Winkel schneidet, welcher der Kurs ist. Zwei von diesen Seiten

(außer dem rechten Winkel) sind gewöhnlich gegeben; am öftersten Curs und Weg, oder Curs und Veränderung der Breite, auch wohl Weg und Veränderung der Breite. Je nachdem man dieses Dreieck auf der platten oder auf der runden Charte darstellt, unterscheidet man in der Steuermannskunst das Segeln nach der platten oder nach der runden Charte. Zwischen beiden liegt das Segeln nach der Mittelbreite. Da immer die Schiffsrechnung unsicher bleibt, so muß der Seefahrer, so oft er kann, die Länge und Breite seines Orts durch astronomische Beobachtungen zu erfahren suchen. Die Breite macht keine Schwierigkeit, zumal wenn man die Höhe der Sonne zu Mittag oder die Höhe eines Sterns im Durchgange durch den Meridian zu beobachten Gelegenheit hat. Die Declination der Sonne ist aus einem astronomischen Calender oder aus Ephemeriden, die Declination der Sterne aus den Sternverzeichnissen zu ersehen. Der Unterschied oder die Summe der Höhe und der Declination aber gibt die Höhe des Aequators, deren Complement die Polhöhe oder Breite des Orts ist. Die Zeit, wo das Gestirn im Meridian ist, erfährt man hierzu hinlänglich genau mittelst des Compasses. Kann man aber auch keinen Durchgang der Sonne oder eines Sterns durch den Meridian beobachten, so läßt sich doch aus drei Höhen außer der Meridianfläche, aber in der Nähe derselben, und den Zwischenzeiten der Beobachtung die Meridianhöhe herleiten, am leichtesten, wenn die Zwischenzeiten gleich sind. Die wahre Zeit, deren genaue Kenntniß besonders zur Erforschung der Länge nöthig ist, erfährt der Seefahrer am zuverlässigsten, wenn er aus der Breite des Orts, der Abweichung der Sonne und ihrer Höhe die Entfernung derselben vom Meridian oder den Stundenwinkel berechnet, und diesen mit der Zeit der Uhr vergleicht. Ein andres Mittel ist, die Zeit des Auf- oder Unterganges der Sonne zu beobachten, welche man aus der bekannten Breite des Orts auch berechnen oder mittelst berechneter Tafeln wissen kann. Der Unterschied der berechneten und beobachteten Zeit ist die Abweichung der Uhr; doch muß dabei die Strahlenbrechung berücksichtigt werden. Das wichtigste und schwerste ist die Erforschung der Länge zur See; auf eine sichere Methode, sie zu bestimmen, setzte das englische Parlament im J. 1714 einen Preis von 20,000 Pfund. Wie diese Aufgabe von Harrison mittelst genauer Uhren zum Theil, noch genauer aber in der Folge von Tobias Mayer mittelst seiner Mondstafeln gelöst worden, haben wir unter dem Artikel Länge angeführt. Demnach ist es gegenwärtig nicht mehr von besonderer Schwierigkeit für den Schiffer, Breite und Länge zu erfahren: Mit ihrer Hilfe kann er den Ort des Schiffs auf der Charte genau angeben, die Schiffsrechnung damit vergleichen und verbessern, und den fernern Lauf des Schiffes bestimmen. Außer den eigentlichen astronomischen Kenntnissen und Geschicklichkeiten muß der Schiffer noch manche andre besitzen; er muß namentlich ein guter Zeichner und Rechner seyn, die Strömungen und Winde, die Meeresufer und Meeresstellen, die Beschaffenheit der Ebbe und Fluth u. s. w. kennen und zu beurtheilen wissen.

Schiffbrücke ist eine Art von Brücken, welche man da, wo die Breite und Gewalt des Stroms die Erbauung einer gewöhnlichen Brücke verhindert oder wo Eile nöthig ist, zu schlagen pflegt. Im ersten Fall pflegt man sich einer Anzahl Rähne zu bedienen, die man durch Anker im Flusse befestigt, und durch darüber gelegte Balken und Bohlen zu einer Brücke verbindet. Zu den Schiffbrücken, welche der Eile wegen geschlagen werden, gehören vornehmlich die militärischen, welche gewöhn-

lich aus kupfernen Schiffsböden (Pontons) bestehen, die eigens zu diesem Zwecke die See mitzuführen pflegen. (Vergl. Brücken.)

Schiffmühle ist eine Mühle, welche auf einem platten Fahrzeuge erbaut ist, und auf den Strömen von einem Orte zum andern gefahren werden kann, damit ihr Wasserrad von dem daran schlagenden Strom gehörig herumgetrieben werde. Eine solche Mühle hebt und senkt sich mit dem steigenden und fallenden Wasser, muß aber mit starken Seilen oder Ketten, entweder an das Land gehangen und befestigt,

oder
E
Ost. 1
werden
den; 1
zu 15

E
hieß li
tung 1
spielen
die R
hen 1
ordent
dienst
Ritter
thurn
und 1
ordent

städten an die
Lasten gerechnet
benfalls verschied
Leispfund (jedes
hnet.

Wapener),
len und der Lei
d zu den Ritter
en Jahrhunderts
Frankreich zu su
andelte man sie
irklichen Kriegs
Geburt, der ein
en erscheinen und
n ausdrücklichen
Ritter theilten sich
ein angesehenen

und beliebter Ritter vor, der deshalb Turnierkönig hieß, und dem jeder andere Ritter, wenn auch von noch so hoher Geburt, untergeordnet war. Nun hatte jeder Ritter (Miles) wieder dergleichen junge Männer unter sich, die, weil sie noch nicht junfgerechte Ritter waren, Schildknappen hießen, und mancherlei Verpflichtungen gegen den Ritter, der ihr Lehrer war, hatten, z. B. ihm an Turniertagen die ritterlichen Waffen und seinen ganzen Apparat nachtragen und herbeischaffen, außer Turniertagen aber ihm auf seiner Burg aufwarten und ihn bedienen mußten. Selbst junge Fürsten unterzogen sich in Deutschland gern solchem Dienste, und wenn auch der Meister von nicht so hoher Geburt war. Um aber Schildknappe zu werden, mußte man bis zu Kaiser Friedrichs II. Zeit frei geboren, und den zum Ritterstande nöthigen Lebensunterhalt haben. Jener Kaiser verordnete, daß bloß diejenigen zu Lehrlingen der Ritterspiele angenommen werden sollten, welche von Rittern geboren, oder von dem Kaiser wegen ihrer Verdienste mit diesem Rechte würden begünstigt werden. Dabei blieb es bis zum Ausgange des 16ten Jahrhunderts. Von dem Meister des jungen Schildknappen hing es übrigens ab, ihn zum Ritterschlage oder derjenigen feierlichen Handlung zuzulassen, kraft der er durch einen Schlag mit dem flachen Schwert auf den Rücken zum Ritter geschlagen ward. Diese Ertheilung der Ritterwürde geschah von Kaisern, Königen und berühmten Fürsten, besonders bei feierlichen Gelegenheiten. Auch konnte kein Fürst sich vermählen oder zur Succession gelangen, wenn er nicht erst auf jene Art zum Ritter gemacht worden war.

Schildkröte. Die Schildkröten gehören zu den sogenannten vierfüßigen oder kriechenden Amphibien, und sind von allen andern Geschöpfen durch den sie oben und unten bedeckenden Schild unterschiedet, durch den sie meistens Kopf, Füße und Schwanz willkürlich ver-

vorstrecken und wieder einzuziehen können. In Ansehung der Größe sind die Schildkröten sehr verschieden. Der Schild der größten Art mißt 4 bis 5 Fuß in der Länge, und 3 bis 4 Fuß in der Breite; die Dicke beträgt an den erhabensten Stellen nicht selten 4 Fuß, und das Gewicht des ganzen Thiers gegen 800 Pfund, wovon auf die beiden Schilde die Hälfte kommt. Die kleinsten Gattungen dagegen sind 2 bis 3 Zoll lang, und wiegen oft nicht ein Pfund. Nach der Beschaffenheit ihres Aufenthalts und der sich darauf beziehenden Form ihrer Füße unterscheidet man Meer-, Fluß- und Landschildkröten. Der Rückenschild ist bei diesen Thieren so fest, daß ein Lastwagen darüber hingehen kann, ohne ihn einzudrücken. — Die Schildkröten wachsen sehr langsam, und scheinen ein sehr hohes Alter zu erreichen; dabei ist ihre Lebenskraft so groß, daß sie Monate lang an feuchten Orten ohne Nahrung leben, und oft erst nach mehreren Tagen sterben, wenn ihnen der Kopf abgehauen ist. Sie pflanzen sich durch Eier fort, welche sie in den Sand vergraben, und durch die Sonnenwärme ausbrüten lassen. Eine Schildkröte legt deren jährlich wohl 1000 bis 1200. Sowohl die Eier als auch die Schildkröten selbst sind eine angenehme Speise. Die Riesenschildkröte, welche zwischen den Wendekreisen einheimisch ist, dient den dortigen Bewohnern zur Hauptnahrung. Man kann sie leicht fangen, denn da sie sich nicht umwenden kann, darf man sie nur mittelst eines Hebels auf den Rücken werfen, wenn sie ans Land kommt. Bei ihrer großen Menge können auf diese Weise wenige Menschen in einer Nacht 30 bis 40 Stück dieser Schildkröten fangen. Das Fleisch wird theils frisch, theils eingesalzen genossen. — Die gemeine Flußschildkröte oder die europäische Schildkröte bewohnt die meisten Länder Europa's bis Preußen hinaus, und wird ebenfalls häufig gegessen, da ihr Fleisch sehr schmackhaft ist. — Das Schildpatt, welches aus den Schalen der schuppigen und der Caretschildkröte besteht, wird zu allerlei Waaren verarbeitet, welche bekannt genug sind.

Schill (Ferdinand von), berühmte und dem deutschen Patrioten werth und in ehrendem Andenken als ein kräftig aufstrebender Held, der sich schnell durch seinen Geist emporschwang, die Liebe seiner Nation gewann und, hingerissen von gerechtem Haß gegen Preußens und Deutschlands Unterdrücker, mit dem Schwerte in der Hand für sein Vaterland starb, unter Umständen, die ihn doppelt merkwürdig machen. Schill war 1773 zu Sothof in Schlesien, einem Gute seines Vaters, geboren. Dieser, von Geburt ein Unger, preussischer Obristleutnant, der später nach Pommern zog und ihn überlebt hat, widmete ihn dem Militärdienst. Im J. 1806 stand Schill als Unterlieutenant bei dem preussischen Dragoner-Regiment der Königin (ehedem Anspach-Bayreuth) und kam, in der unglücklichen Schlacht vom 14ten October verwundet, noch ehe er völlig genesen war, nach Pommern, wo er sich zuerst an den Befehlshaber der Festung Colberg, den Obersten von Loucadou, wendete, und ihn um Unterstützung bei seinen Streifzügen bat, die ihm jedoch nur selten gewährt wurde. Dennoch ließ er nicht ab, mit seiner ganzen Thätigkeit den Feinden entgegenzuwirken. Alles, was er that, war einzig sein Werk, von seinem Haupte erfonnen, und mit seiner Faust durchgeföhrt. Zwei Dragoner von dem Regimente, welchem er angehörte, waren die ersten, mit denen er einige kühne Streiche ausführte. Der Ruf mancher gelungenen That führte ihm bald viele der flüchtig Herumirrenden zu, aber Loucadou's neidische Besorglichkeit ließ seine Freischaar nie über 50 bis 60 Mann anwachsen, worüber Schill sich mit Recht auf das heftigste aber vergebens beklagte.

Sein höchstliches Geschick in seiner Zeit war bei Hengstedt, wo er jedoch leider eine neue Verwundung erhielt, die seine Thätigkeit unterbrach, sein glücklicher Gang der General Victor, gegen welchen Blücher ausgesendet wurde. Nicht einem Selbstbrüder, sondern dem höhern Vortheil des Vaterlandes im Auge, beschränkte Schill sich auf einen Wirkungskreis, der für ihn vielleicht minder glänzend war, auf dem er aber mit Erfolg nutzen konnte. Ohne ihn wäre wahrscheinlich Goldberg vor Snelkenau's Ankunft übergeben worden. Er war im Begriff, unterm Blücher mit größtem Nachdruck in's Feld als der tüchtigste Freie zu erfolgen. Die Regierung diente an. Er ward nicht auf Major und Commandant, sondern noch überdies von dem Könige unvollständig ausgezeichnet. Zugleich war Schill der Liebhaber. Davon ward ihm der schlaueste rührendste Versuch an der Spitze seines Regiments in Berlin'scher Freudentaumel beiseite alle Volksklassen, auf jauchzen der beschriebene Held nur durch Ebränen besonnene Zeuge jenes Tages konnte ihn als einen Mann, daß das preussische Volk, wenn auch besiegter Erniedrigung stehend, sich doch das Heiligste der habe, daß der Gedanke, der nach dem thüringischen Zustand thone dauern, nirgend Wurzel geschlagen einen künftigen Erretter sah. Er ward jetzt der sich das berlinische Leben drehte; edle Frauen, ältere Offiziere, auswärtige Gesandte, alle warben um Schills nähern Umgang, wobei es auch an Geldern nicht ganz fehlte. Krieg gegen Frankreich aller Herren, Oesterreich rüßete sich und erklärte Krieg. Viele lagen dem Könige von Preußen an nennenden Zeitpunkt zu bewegen. Wirklich schloß er die sich aber verschlugen. Schill empfing aus dem wichtigen Hand diese Zeilen: „Der König schreibe damit der König nicht wieder zurück kann.“ Da am 28. April, ohne seines Königs Wissen und Exerzieren, mit seinem Husarenregiment aus Berlin die Gränze Jütlander folgten ihm, aber auch mancher, der zugesagt hatte, blieb zurück. Nicht auf Antrieb des sogenannten Jugendvereins hatte Schill dies Wagnis unternommen, denn er gehörte nicht dazu; vielmehr hatte er dem Eintritte mit der Antwort abgelehnt: „Ich bin ein Hühnerkopf, könnte leicht einen dummen Streich machen; was ich thun will, werd' ich allein thun, aber auch allein verantworten.“ Wohl aber befanden sich Mitglieder dieses Bundes unter seinen Begleitern. — Schills Unternehmung beruhte einzig auf der Hoffnung, daß die österreichischen Waffen siegreich in Böhmen vordringen würden; dann wäre, welchen Entschluß auch Preußen genommen hätte, Norddeutschland durch ihn aufgerollt worden. Statt dessen verträumte Napoleon die ihm in Böhmen entgegenwirkende Macht, und somit ging für Schill die Möglichkeit, den Oesterreichern sich anzuschließen, verloren; Preußen sah sich genöthigt, den Mann zu schicken, der es befreien wollte; das Volk in Norddeutschland ängerte, zu den Waffen zu greifen, da es dem Erfolg nicht vertraute. Schill wagte nicht mehr, sich von der Elbe zu entfernen. Er zog über Baumgartenbrück nach Eiden, vertrieb den dortigen Fürsten, der ihn einen Räuber gescholten, und ging bei Wiesenburg über die Elbe. Sein erstes Gefecht bestand er bei Dödenorf

gegen eine ihm weit überlegene Zahl Westphalen und Franzosen. Hier fielen seine Freunde Rattenburg, Diegalsky und Stock. Statt jetzt, wie man erwartete, nach Leipzig zu gehen, wo man ihn günstig aufgenommen hätte, zog er an der Elbe entlang nach der Altmark, wo er bei Arneburg diese Worte zu den Seinen sprach: „Kameraden, Insurgenten sind wir nicht; wir wollen bloß für unser Vaterland streiten, und unserm Könige die verlorenen Länder wiedergewinnen; und wenn er das letzte Dorf wieder hat, dann gehen wir alle nach Hause, und ich schwöre bei meiner Ehre, ich will nie mehr werden als preussischer Offizier.“ Eine solche Ansicht war vollends nicht geeignet, unter den obwaltenden höchst schwierigen Verhältnissen, die jedoch durch den Preis von 10,000 Franken, den Hieronymus auf Schills Kopf gesetzt hatte, um nichts gemehrt worden, zu einem glücklichen Ausgang zu führen. — Von der Altmark wendete sich Schill nach Mecklenburg, wo er Dornitz besetzte, um einen sichern Uebergang über die Elbe und zugleich einen festen Waffenplatz zu haben. Seine Schaar mochte auf 6000 Mann angewachsen seyn. Dann zog er nach Pommern, um sich durch Gewinnung der Meeresküste den Rücken frei zu halten. Hätte er mit einiger Gewißheit auf einen wirklichen allgemeinen Aufstand rechnen können, so würde er gewiß nicht angestanden haben, in das Herz des Königreichs Westphalen vorzudringen; unter den eingetretenen Verhältnissen war seine Mannschaft zu gering für ein Unternehmen von so ungewissem Erfolg. Und wer möchte ihn tadeln, daß er das Leben so vieler Wackern, ja den ganzen Zweck des Wagstücks nicht tollkühn daran setzen, sondern lieber Zeit gewinnen, und im schlimmsten Fall sich einen Ausweg offen halten wollte. Stralsund schien ihm diese Vortheile zu gewähren, darum warf er sich den 25ten Mai in diese Stadt, in der er sich sogleich zu befestigen suchte. Aber ihn, diesen glimmenden Funken, der leicht zur gefährlichen Flamme werden konnte, schnell zu erdrücken, waren sogleich die kräftigsten Maßregeln ergriffen worden. Zehntausend Mann Holländer und Dänen unter Gratien und Ewald rückten gegen Stralsund an. Schill, das Mißliche seiner Lage einsehend, schlug den Seinigen vor, sich dem Meere anzuvertrauen; aber sie antworteten ihm einmüthig: „So weit die Erde fest und der deutsche Himmel über uns ist, wollen wir ziehn, aber nie zu Schiffe!“ — So blieb denn nichts übrig als zu fechten auf Leben und Tod. Am 31sten Mai erschienen die Holländer und Dänen vor Stralsund, und drangen nach einem fürchterlichen Kanonen- und Gewehrfeuer in die Stadt, in der bald durch alle Straßen gekämpft wurde. Schills tapfere Genossen fochten wie Verzweifelte. Er selbst war im heißesten Gemüth, und erschlug eben den holländischen General Carteret mit den Worten: „Hundsfott bestell' mir Quartier!“ als er selbst unter den feindlichen Säbeln fiel. Mit seinem Tode hörte der Widerstand auf. Viele der Seinen waren geblieben, viele wurden gefangen und zu schändlicher Strafe verurtheilt, nur wenige retteten sich. Aber auch der Feind hatte seinen Sieg theuer erkauft. So endigte ein kühnes, aus reinem Patriotismus mit einem begeisterten Herzen gewagtes Unternehmen, dessen Helden von dem Vaterlande wohl nicht gebührend anerkannt worden.

Schiller (Friedrich von), dieser große Dichter, Philosoph und Geschichtschreiber der deutschen Nation, der sich mehr als irgend ein anderer die allgemeine Liebe und Verehrung seiner Landsleute erworben hat, dessen Dichtungen mehr als irgend andere ein Gemeingut Aller geworden, in allen Volksschlassen Entzücken und Bewunderung erregt

haben, und noch erregen, und der nicht nur in seinem Vaterlande, das er mit den Erzeugnissen seines seltenen Genius verherrlichte, sondern bei allen gebildeten Nationen unsterblich fortleben wird, war am 10ten November 1759 zu Marbach im Württembergischen, in einem kleinen Hause, das nur eine Tafel als seine Geburtsstätte bezeichnet, geboren. Sein Vater, damals Lieutenant, später aber Aufseher der herzoglichen Baumschule auf der Solitude, war ein wackerer und in seiner Sphäre brauchbarer Mann, der auch dem Publicum durch das schätzbare Werk: *Die Baumzucht im Großen* (2te Aufl. Gießen 1806) bekannt geworden ist. Seine Mutter, die Tochter eines Bäckers, war eine verständige und gutmüthige Hausfrau. Der Sohn äußerte schon als Knabe eine feurige lebhaft e Einbildungskraft; er las mit hohem Vergnügen die heiligen Sänge des alten Bundes; Hesekiels Visionen vor allen entzückten ihn; dabei erschien er schon in seiner Kindheit oft finster, in sich selbst zurückgezogen, und lebte mehr in einer idealen Welt, denn die Schranken der wirklichen waren seinem Geiste zu-enge. In seinem vierzehnten Jahre brachten seine Aeltern ihn auf die Militärakademie, die nachherige hohe Carlsschule in Stuttgart, welche wegen der dort herrschenden Ordnung und Pünktlichkeit, und wegen des Eifers, womit daselbst für die wissenschaftliche Bildung der Zöglinge gesorgt wurde, berühmt war. Hier sollte er zunächst in der lateinischen und griechischen Sprache, in der Mathematik, Erdbeschreibung, Geschichte, und in den Grundlehren der Religion Unterricht empfangen. Allein bloß in der lateinischen Sprache machte er einige Fortschritte; von allem übrigen hastete wenig. Desto eifriger beschäftigte er sich für sich selbst mit den Werken der Dichter. Besonders zog ihn Klopstock, und vor allen dessen Messias mächtig an. Gewiß hatte die frühe Vertrautheit mit den alttestamentarischen Dichtern, und nachher das enthusiastische Studium von Klopstocks ernstem, hohen, oft durch erhabene Einfachheit so tief erschütternden, oft aber auch nach einem Unerreichbaren und Unerreichbaren unbefriedigt ringenden Werken einen entschiedenen Einfluß sowohl auf die Entwicklung, als noch mehr auf die Richtung seines dichterischen Genius. Aber nicht bloß genießend und leidend verhielt sich Schiller bei seiner poetischen Lectüre, sondern er verfuhr mit freier kritisirender Urtheilskraft, von keiner vorgefaßten Liebe oder Hochachtung befohen. So strich er damals in seinem Exemplar von Klopstock, in der Ode: *So schweigt der Jüngling lang* u. s. w., nach den Worten: *Ich liebe dich, mein Vaterland*, die übrigen Strophen weg, weil sie nach seinem Gefühl den Eindruck nur schwächten. Die durch Worte und Versbau prachtvolle, an Gehalt aber nicht so reiche Ode: *Die Genesung*, durchstrich er ganz, weil sie ihm weiter nichts zu sagen schien, als: *Wäre ich nicht genesen, so wäre ich gestorben, und hätte meine Messias nicht vollenden können.* Wer erkennt nicht schon in dieser strengen Kritik seines Lieblingsdichters den selbstständigen Geist Schillers, der sich einst frei auf selbst gebrochnen Bahnen bewegen sollte? Durch die fortgesetzte Lectüre der Bibel und Klopstocks war sein religiöser Sinn so angeregt worden, daß er sich für den geistlichen Stand bestimmte, für welchen er erst in der Folge das Studium der Arzneikunde wählte, und daß er, um seinen Ideen Gestalt zu geben, an einem epischen Gedicht zu arbeiten anfing, dessen Held Moses, der Befreier, Heerführer und Gesetzgeber seines Volks, seyn sollte. Die Bekanntschaft mit Herstenbergs *Ugolino* aber, diesem an den gräßlichsten und erschütterndsten Scenen so reichen Trauerspiele, weckte plötzlich in ihm die Liebe zur tragischen Dichtung; Ob-

the's Ged. von Verlichingen, Lesswizens Julius von Tarent, und Lessings dramatische Arbeiten nährten diese Gluth; Shakspear's belebender Athem endlich fachte sie zur Flamme an. Schiller unternahm die ersten dramatischen Versuche: Der Student von Nassau, ein Trauerspiel, und Cosmus von Medicis, ein nach Julius von Tarent entworfenes Schauspiel. Beide wurden in der Folge von dem erleuchteten Verfasser selbst verbrannt, und wir zweifeln nicht, daß dieses Urtheil gerecht war. Seine gleichzeitigen lyrischen Versuche gelangen noch weniger, da sie nicht aus einem in sich selbst klaren und beruhigten Gemüth hervorgingen, sondern größtentheils getrübtte Reminiscenzen aus andern Dichtern waren, die seine stürmische, leidenschaftlich bewegte Phantasie zu überbieten suchte. Im J. 1777 schuf der achtzehnjährige Jüngling die Räuber, ein gigantisches Werk voll ungebändigter Kraft, das die Kritik zwar als völlig unkünstlerisch zu tadeln, dem sie aber nicht die Bewunderung der Leser und Zuschauer zu rauben vermocht hat. Als Schiller nunmehr in Stuttgart seine akademischen Studien vollendet hatte, gab er nach dortiger Gewohnheit im J. 1780 eine deutsche Probefchrift unter dem Titel: Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen, heraus. Man findet darin angeblich als eine Uebersetzung aus dem Englischen ein Bruchstück aus dem 5ten Act seiner damals noch ungedruckten Räuber als einen psychologischen Beleg angeführt. Schiller bediente sich dieses Vorwandes, um ein scherzhaft gegebenes Versprechen, in seiner Probefchrift etwas aus seinem Schauspieler anzuführen, was er außerdem nicht ohne schwere Ahndung hätte thun dürfen, zu erfüllen. Ueberhaupt herrschte in der Militärakademie der größte Zwang. Dadurch wurde allerdings in Schiller manche Kraft für die Zeit seines dortigen Aufenthalts gehemmt; aber sie brach nur desto gewaltsamer hervor, als er Herr seines Willens geworden war. Ja selbst in den Mauern dieses militärisch-pädagogischen Instituts war durch jenen Zwang nur eine innigere Verbindung, eine Art von Corporationsgeist unter den jungen Studirenden entstanden, der, wie er ihren Eifer in den Studien schärfte, und sie antrieb, in dem Gebiete der Wissenschaft eine Freiheit zu erringen, deren Bild ihnen vorschwebte, auch große und erhabene Ideen in ihnen weckte, und den dichterischen Genius mächtig in seinem Aufschwung unterstützte. Unverkennbar flossen aus dieser Quelle, wiewohl mittelst einiger Uebergänge, die Scene in den Räubern, in welcher Carl Moor mit seinen Gefährten den schrecklichen Hund schließt, und jene andre, in welcher er dem platten Dollmetscher der Gerechtigkeit Rechenschaft von seinen Thaten gibt. Noch in spätern Jahren versicherte Schiller, daß er, trotz der großen Einschränkung auf der Akademie zu Stuttgart, seine glücklichsten Tage dort verlebt habe. Auch fehlte es nicht an mehr oder minder gleichachtanten Freunden. Zumsteeg, Abel, Petersen, von Hoven, Dannecker gehörten zu seinen Jugendfreunden; auch der unglückliche Schubart fand sich von ihm zur Vertraulichkeit hingezogen. Im J. 1780 wurde Schiller nach seinem Austritt aus der Akademie als Regimentsarzt in Stuttgart angestellt. Jetzt ließ er seine Räuber drucken, nachdem er auf den Rath seiner Freunde manche zu grelle Scene und Stelle ganz gestrichen, oder doch gemildert hatte. Natürlich mußte ein so originelles Werk ein lebhaftes und allgemeines Aufsehen machen; aber unglücklicher Weise war das vaterländische Ehrgefühl eines Graubändners durch eine Stelle in jenem Schauspiel, wo von seinen Landsleuten als von gemeinen Straßenräubern die Rede war,

gekränkt worden. Dieser führte Beschwerde beim Herzog, welcher dem Dichter verbot, weiter etwas drucken zu lassen. Schiller, dem diese Beschränkung von allem die unerträglichste Flucht, ging nach Mannheim, und zur dortigen Bühne, auf welcher damals Beck, und andere Talente glänzten.

churfürstliche deutsche Gesellschaft zu

Dieser unternahm jetzt seine rheimisch

andere Trauerspiele, Fiesko und Cabale und Liebe, drucken. In

der Ankündigung zu erstem Werke erklärt er sich selbst auf eine merkwürdige Art über seine Jugendjahre und seine erste schriftstellerische Arbeit.

„Frühe.“ sagt er, „verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauschen, die ich nur eben durch die Fernrdhre kannte.

Ein seltsamer Mißverstand der Natur hatte mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plan

seines Geistes. Acht Jahre rana mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel; aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark,

wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir eine Folter waren, schweifste mein Herz in

eine Ide

cher mich

denn die

der getreu

plastische

gen freier

Willens e

Eigenheit

in dem re

bekannt u

sich, wie

interessant

unbekannt

nothwendig

musste er

nicht vorh

te, um di

Beischlaf

Ich meine die Räuber. Dies Stück ist erschienen. Die ganze sittliche Welt hat den Verfasser als einen Beleidiger der Majestät vorgefordert. Seine ganze Verantwortung sey das Klima, unter dem es geboren wurde. Wenn von allen den unzähligen Klagschriften gegen die Räuber nur eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, ehe mir nur einer begegnete.“

Er urtheilte der Dichter über ein Stück, welches trotz allen theils Avyigen theils mißgefallenen Auswachsen einer glühenden, noch nicht durch Weltkenntnis geregelten Phantasie immer eine geniale Schöpfung bleiben wird, und welches man in seiner ursprünglichen un-

künstlerschen Rohheit nicht antasten darf, wie alle theils vom Verfasser selbst, theils von Andern gemachten, aber mißrathenen Versuche mit Feile und Schere beweisen. Tief ruhende Falten des menschlichen Herzens sind in den Motiven entwickelt, welche die beiden Brüder Moor

reden auf seine krasbare Bahn hinführen. Franzens Monolog, wo er

ergriff die

ler an der

Caroline

m ihn die

liebe auf.

s zwei an-

der

sagt: ich habe große Rechte, mit der Natur zu groffen, und, bei meiner Ehre, ich will sie geltend machen; und Carls Empfang des väterlichen Fluchs, statt des eben erwarteten Segens, der ihm die Himmelpforte zum ersehnten Guten und Rechtlichen werden sollte, sind psychologische Meisterzüge, und zeigen, daß wenn Schillern damals die Welt noch fremd war, er den Menschen schon kannte; dessen Innerstes, wenn auch nur in der Ahnung, schon tief ergründete. — Fiesko und Cabale und Liebe zeigen bei aller schroffen Größe, die auch sie auszeichnet, schon ein besonneneres Streben, wie auch eine bessere Kenntniß der dem Dichter zu Gebote stehenden Mittel, und konnten Schillers Ruf nur befestigen. Mit diesen drei Tragödien schließt sich in Schillers Dichterleben die erste Periode, welche wir als die Zeit der mächtig aber regellos aufstrebenden Kraft hinlänglich charakterisirt zu haben glauben. Noch fallen in diesen Zeitraum einige kleinere Gedichte in seiner Anthologie. Getrieben von dem Wunsch, seine äußere Lage zu verändern, verließ Schiller, zwar ohne Vermögen, aber mit gerechtem Vertrauen auf seinen Geist und seinen Ruf, Mannheim, und ging nach Mainz. Das Studium der Philosophie hatte ihm eine neue ideale Welt aufgeschlossen, die er in seinem Don Carlos zu gestalten begann. Die ersten Aufzüge dieses Werks las er damals dem erhabnen Beschäuer und Freunde der Künste und Wissenschaften, dem jetzigen Großherzoge von Weimar, vor, mit dem er bekannt geworden. Auch Mainz zog ihn nicht länger an. Er eilte nach Sachsen. Viele geistreiche Männer, die er in Dresden kennen lernte, die schönen Umgebungen der Stadt, ihr Reichthum an Kunstschätzen, und vornehmlich die kaiserliche Bibliothek fesselten ihn an diesen Aufenthalt. Er studirte des Don Carlos wegen alles, was er über Philipp II. und seine Regierung hier auffinden konnte. Eine Frucht dieser Studien, die ihn unpermerkt in das historische Gebiet führten, war seine Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung (Leipzig 1788, 1ten Theils. 1r u. 2r Bd. N. Aufl. Ebdas. 1801, 8. mit Kupf. — 2ter Thl. Fortgesetzt von C. Curtz, Leipzig 1808, 8., auch unter dem Titel: Der niederländische Revolutionskrieg u. s. m.). In diesem Werke (zu dem er später nicht zurückkehrte, um es zu beendigen) verband er, damals noch ein Jüngling, mit tiefem philosophisch historischen Untersuchungsgeiste, eine lebendige Darstellung und glänzende Schreibart. Der Leser ward durch die Würde und Anmuth des Vortrags angenehm hingerissen, und auch der Kenner fand sich befriedigt. Seine bekannte Freigeisterei der Leidenschaft, welche aber, wie so manche seiner andern Gedichte, durch spätere Aenderungen und Abkürzungen, sehr an ihrem ursprünglichen Charakter verlor; schrieb er um dieselbe Zeit. Wie jeder mit reicher Fülle des Geistes und Gemüths begabte Mensch, der früher den Genuß des Lebens entbehren mußten, oder dem er durch Zwang veräußert worden, setzte auch Schiller, da ihm die Freiheit geworden, den Becher der Freude an die empfänglichen Lippen, und leerte ihn oft und gern in glühenden Zügen. Aber seine Freuden waren genialisch und edel wie er selbst. Sie spiegeln sich kräftig in seinem unsterblichen Hymnus an die Freude. Gern mochte er sein allem Großen wie allem Sanften geweihtes Herz dem ähnlichen öffnen, und im Austausch der verwandten Gefühle sein Daseyn vervielfachen. Inzig rührte ihn der hohe Reiz der Natur. Das Erhabne, das schauerlich und würdig Begeisternde sprach ihn mächtig an. Wohl mocht' er (und er that es oft) im leichten Kahn dem Laufe des Stromes folgen,

wenn Stürme die Wesseln durchbrauften, und schwarze Gewitter um ihn krachten und flammten. Wenn er die Elemente im Kampfe gegen einander erblickte, dann fand er die Harmonie in der eignen Brust, und strömte gern die Gefühle in die Saiten. Wer wandelte nicht in seinem Spaziergang mit Entzücken an seiner Seite! — Mit Ernst und Eifer setzte er indeß seine Studien und Arbeiten fort. Die Nächte waren diesen vorzüglich gewidmet. Wenn das verworrene und verwirrende Treiben der Außenwelt schwieg, dann sprach der Genius vernemlicher und klarer zu ihm. Mit der verlöschenden Fackel des Tages entzündete sich die Flamme seiner Begeisterung, und oft brach die Morgenröthe an, ohne daß noch Schiller des Schlafes genossen hatte. — Von Dresden ging Schiller nach Sohlis, einem angenehmen Dorfe bei Leipzig, wo er sich einen Sommer lang bei seinem Freunde, dem Buchhändler Obschen, auf dessen Landsitze aufhielt. Der zu früh verstorbnne Roman- und Lustspielichter Jünger wohnte auch hier, und beide wurden Freunde. Hier vollendete Schiller seinen Don Carlos, welcher, obgleich immer ein Werk, das schon allein den Namen des Verfassers bei der Nachwelt verherrlichen würde, doch nicht den Grad von Vollendung erhielt, welchen es erlangt hätte, wenn Schiller seinen ursprünglichen Ideen gefolgt wäre. Er selbst sagt in dieser Hinsicht (in seinen Briefen über Don Karlos in seinen kleinen prosaischen Schriften Th. 1. S. 163 bis 262): „Es kann mir begegnet seyn, daß ich in den ersten Acten dieses Stückes andre Erwartungen erregt habe, als ich in den letzten erfüllte. — Während der Zeit nämlich, daß ich es ausarbeitete, welches mehrerer Unterbrechungen wegen eine ziemlich lange Zeit war, hat sich — in mir selbst Vieles verändert. An den verschiedenen Schicksalen, die während dieser Zeit über meine Art zu denken und zu empfinden ergangen sind, mußte nothwendig auch dieses Werk Theil nehmen. Was mich zu Anfange vorzüglich in demselben gefesselt hatte, that diese Wirkung in der Folge schon schwächer, und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indeß bei mir aufkamen, verdrängten die frühern; Carlos selbst war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit voraus gesprungen war, und aus der entgegengesetzten Ursache hatte Marquis Posa seinen Platz eingenommen. Der Hauptfehler war: ich hatte mich zu lange mit dem Stücke getragen; ein dramatisches Werk aber kann und soll nur die Blüthe eines einzigen Sommers seyn.“ Auch wollte er dieses Stück nicht für ein Theaterstück gehalten wissen, obgleich es als solches mit dem größten Beifall aufgenommen wurde, und immer eine Zierde unsrer Bühne bleiben wird. Er nannte es ein Familiengemälde aus einem königlichen Hause. 1787 ging Schiller von Leipzig nach Weimar, wo er mit dem Herrn von Wollzogen bekannt wurde, auf dessen Gute Bauerbach im Meiningischen er einige Jahre lebte, und mit dessen Schwester er sich nachmals verheirathete. Schon früher, 1784, hatte er von dem Herzoge von Weimar den Rathstittel erhalten, und auf Göthe's Veranlassung, dessen, so wie Wielands Freundschaft er sich in Weimar erworben hatte, nahm er 1789 eine außerordentliche Professur der Philosophie in Jena an. Er lehrte mit dem ausgezeichnetsten Beifall Geschichte, in der Folge auch Aesthetik. In jeder seiner Lehrgattungen enthielt er sich aller abschreckenden, zu Nichts führenden Subtilitäten, aller barbarischen, geheimnißvollen Formeln; er benutzte vielmehr den Reichthum der deutschen Sprache zur Darstellung auch der abgezogensten Begriffe, wie der erhabensten Ideen und verwickeltesten

Thatsachen. Hier begann er seine *Memoiren*. Auch studirte er Kant und Fichte. Und fürwahr, Hochachtung und Bewunderung flößt der Eifer und die Geistesgemandtheit ein, womit ein Dichter, in sich selbst schon reich und groß, die tiefsinnigste Philosophie der neuern Zeiten sich zu eigen machte, und ihre Lehren auf Kunst und Menschheit anzuwenden verstand. In dem Taschencalender für Damen von 1790-1793 gab er ein zweites herrliches Werk seiner historischen Forschungen, seine *Geschichte des dreißigjährigen Krieges* heraus, welche mit Enthusiasmus in ganz Deutschland aufgenommen wurde. „Sie ist,“ sagt Johannes von Müller, „eine für Männer von Cultur eben so interessante Geschichte, als die des peloponnesischen Krieges durch Thucydides ward.“ Der Verfasser hat aber auch diese verwickelten Scenen, zu deren Beurtheilung so viel Kenntniß des vaterländischen Staatsrechts gehört, mit solcher meisterhaften Klarheit und in so lichtvoller Ordnung dargestellt, auch das unvermeidliche Trockne durch Reflexionen und Schilderungen (worin er vorzüglich glücklich ist) kunstvoll und doch so natürlich unterbrochen, daß Damen von einigem patriotischen Gefühl, und die nur immer würdig sind, Freundinnen, Weiber und Mütter deutscher Männer zu seyn, gewiß das ganze Buch mit gleicher Unterhaltung wie unser Geschlecht lesen werden. So soll es auch seyn: der echte Geschmack gefällt allen Geschlechtern und Altern; seine unveränderlichen Grundsätze behaupten überall und immer ihre auf die Natur gegründeten Rechte; und Schiller hätte ohne einige Unbescheidenheit, ohne den geringsten Mißstand, sein herrliches Werk eben sowohl einem Calender für die Nation, als nur für einen Theil derselben, einverleiben können. . . . Gewöhnt als theatralischer Dichter, den Menschen zu analysiren und in jedem Zug das Charakteristische seiner Leidenschaften aufzuspüren; in hohem Grade mit dem Talente begabt, eine Sache deutlich aus einander und mahlerisch darzustellen, und schon durch die niederländische Geschichte in der Anwendung dieser seltenen Gaben geübt — war es ihm genug, die reichhaltigen Quellen, die wir zur Geschichte des 30jährigen Kriegs haben, aufmerksam zu studiren, und in denselben weit mehr zu finden, als vorher Jemand, zumal in Ansehung des moralischen Theils, daraus geschöpft. Wir wissen nicht gewiß, ob wir seinem Buch einen Vorzug rauben, wenn wir sagen, daß er dazu nicht eben viele unbekannte, bisher verborgne Schrifften, wohl aber alle die besten, mit andern Augen gelesen. Er liefert uns über diesen großen Krieg, was kein Archivarius ihm geben und keiner vorenthalten konnte: sich selbst, ein mit der ihm eignen Kunst entworfnes Gemälde; Gedanken und eine Darstellung, die ihm zugehören; eine Arbeit folglich, die zu liefern keinem, als einem Mann von Geist und Herz, möglich ist. . . . Wenn wir von dem Geiste dieses Buchs mehr als von den erzählten Thatsachen sagen, so möchten wir ungern so verstanden seyn, als wären letztere nicht getreu und genau erzählt. Im Gegentheil finden wir die merkwürdigsten *Memoires* vortrefflich benutzt. . . . Mit der Genauigkeit ist eine doch gar viel seltene Tugend, welche sich nur bei sehr vorzüglichen Schriftstellern findet, die Unparteilichkeit eigentlich verbunden. . . . Kaum sind etwa noch einige gegen Oesterreich etwas harte Ausdrücke dem Verfasser entgangen; in den Sachen blickt auch nicht die mindeste Vorliebe durch. Der Grund liegt darin, weil er, was Andre zu tadeln sich begnügen, erklärt; und in den Umständen und Interessen pflegt gemeiniglich Entschuldigung zu liegen. . . . Wir können diese Anzeige nicht schließen, ohne Deutsche

land Glück zu wünschen, daß die historische Laufbahn, in der wir sonst noch zurück waren, seit einigen Jahren durch mehrere Schriftsteller mit vielem Ruhm betreten wird. Schiller ist gewiß einer der vorzüglichsten (wir könnten wohl mehr sagen, wenn die Discussion der verschiedenen Manieren hier Platz finden dürfte), und andre deutsche Geschichtschreiber (wenn sie mehr Gelehrte und Schriftsteller als Bürger sind) haben Ursache, ihn zu beneiden; wenn sie aber edle Menschen sind, so werden sie sich seiner freuen." — In und außerhalb Deutschland wurden Schillers große Verdienste anerkannt, und von Fürsten und Völkern belohnt. So ertheilte ihm der Landgraf von Hessen-Darmstadt gleichfalls schon 1788 den Titel als Rath. 1799 wurde er von dem Herzoge von Meiningen zum Hofrath ernannt. Die damalige französische Republik ertheilte ihm zu Anfang der Revolution das Bürgerrecht, und der deutsche Kaiser erhob ihn 1802 in den Reichsadelstand. Wenn auch dergleichen Ehrenbezeugungen nicht den Werth des Mannes erhöhen, so sind sie doch als Beweise freiwilliger Anerkennung jenes Werthes schätzbar. In diesen Zeitraum so mannichfaltiger literarischen Thätigkeit fällt sein Wallenstein, der die zweite Periode seines Dichterlebens schließt, und von dem weiter unten noch die Rede seyn soll. Anhaltendes nächtliches Studiren hatte Schillers Gesundheit untergraben, nur langsam genas er von einer gefährlichen Krankheit, ohne sich jedoch ganz wieder erholen zu können. Aber dies hemmte seine Thätigkeit nicht. Göthe, der seinen Freund nicht bloß für das Leben zu erhalten, sondern ganz in seiner Nähe zu besitzen wünschte, zog ihn nach Weimar. Hier lebte er fortan ohne Amtsgeschäfte, beschränkt, aber zufrieden, in Göthe's, Wielands und anderer trefflichen Männer vertrautem Umgang, glücklich als Gatte und Vater, in dem schönen Bewußtseyn, allgemein geliebt und verehrt zu werden; er gewann aufs neue Kraft des Körpers und Heiterkeit des Geistes. In dieser dritten Periode seines Dichterthums schuf er seine gelungensten Werke, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina, Wilhelm Tell. Jedes derselben erhöhte den Enthusiasmus für den Dichter. Im J. 1804 wohnte er in Berlin der Aufführung des Tell bei, wo ihm die ehrenvollsten Auszeichnungen zu Theil wurden; fränklich kehrte er nach Weimar zurück. Schon war er auch diesmal dem Anschein nach wieder genesen, als er am 9ten Mai 1805 in seinem 48ten Lebensjahre unerwartet starb. Wohl nie erregte der Tod eines deutschen Dichters eine tiefere und allgemeinere Trauer, als Schillers frühes Hinscheiden. Im Ringen nach dem Ewigen, Göttlichen war er ein Opfer geworden für Wissenschaft und Kunst, und mit Wahrheit sagte sein großer Freund von ihm:

Er wendete die Blüthe höchsten Strebens,

Das Leben selbst an dieses Bild des Lebens.

„Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen“, sagt eben derselbe, „daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseyns zu den Seligen emporgestiegen, daß ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden. Er hat als ein Mann gelebt, und ist als ein vollständiger Mann von binnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil als ein ewig Lächlicher und Kräftiger zu erscheinen. Denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten; und so bleibt uns Achill als ein ewig strebender Jüngling gegenwärtig! Daß er früh hinwegschied, kommt auch uns zu Gute. Von seinem Grabe her stärkt auch uns der Anhauch

seiner Kraft, und erregt in uns den lebhafteſten Drang, das, was er begonnen, mit Liebe fort und immer fortzuſehen. So wird er ſeinem Volke und der Menſchheit in dem, was er gewirkt und gewollt, ſtets leben.“ — Biſher haben wir nur von ſeinen ſeltenen Geiſtesgaben geſprochen; gleich ſelten waren die Gaben ſeines Herzens. Zutraulich und offen, redlich in Worten und Handlungen, gewann er ſchnell eines Jeden Vertrauen. Kein Stolz, kein Geltendmachen einer Ueberlegenheit, keine vornehme Zurückhaltung entfernten von ihm. Je näher man ihm kam, deſto mächtiger zog er an. Seine lange Statur, ſein bageres bleiches Geſicht, das die Spuren der Kränklichkeit trug, mochten im erſten Augenblick gleichgültig laſſen; aber dem Forſcher leuchtete in ſeinem blauen Auge ein geiſtvolles Feuer; die gewölbte freie Stirn verkündete den Dichter und Denker, und ſobald ſich die Lippen zur Rede öffneten, war über ſeinem Geſicht, dem in der Lebhaftigkeit des Geſprächs wohl eine leichte Röthe anſog, eine unbeschreibliche Anmuth verbreitet. Seinen Charakter ſchildert er, ohne daran zu denken, ſelbſt in einem ſeiner kleinern Aufſätze. „Den kindlichen Charakter“, ſagt er, „den das Genie in ſeinen Werken abdrückt, zeigt es auch in ſeinem Privatleben und in ſeinen Sitten. Es iſt ſchamhaft, weil die Natur dieſes immer iſt; aber es iſt nicht decent, weil nur die Verberbniß decent iſt. Es iſt verſtändig, denn die Natur kann nie das Gegentheil ſeyn; aber es iſt nicht liſtig, denn das kann nur die Kunſt ſeyn. Es iſt ſeinem Charakter und ſeinen Neigungen treu; nicht ſowohl weil es Grundſätze hat, als weil die Natur bei allem Schwanken immer wieder in die vorige Stelle rückt, immer das alte Bedürfniß zurückbringt. Es iſt beſcheiden, ja blöde, weil das Genie immer ſich ſelbſt ein Geheimniß bleibt; aber es iſt nicht ängſtlich, weil es die Gefahren des Weges nicht kennt, den es wandelt.“ — Schiller gehörte zu den Seltenen, die vermöge der Mannichfaltigkeit und Vielseitigkeit ihres Talents in vielen und verſchiednen Fächern gleich herrliche Meifterwerke geliefert haben. Von der Natur mit einer mächtigen dichterischen Schöpferkraft ausgerüſtet, zeigt er ſich uns nicht minder als tiefdenkenden Philoſophen, erhabnen Moraliſten, feinen Menſchenkennner, geiſtvollen Geſchichtſchreiber und ſcharffinnigen Aeſthetiker, Kunſtkenner und Kritiker. Talente, die bei andern ausgezeichneten Geiſtern entweder nur einzeln glänzen, oder mit wechſelſeitiger Beeinträchtigung gegen einander wirken, durchdrangen ſich bei Schiller ſo harmoniſch, daß ſeine verſchiedenſten Werke faſt immer den gemeinſchaftlichen Einfluß ſeiner hohen und ausgebildeten Gaben verrathen. Belebendes Feuer und entzündende Anmuth ſtrömten aus ſeiner durch erhabne Ideen begeiſterten Einbildungskraft, wie aus ſeinem für das Wahre und Göttliche glühenden, nicht minder zart als männlich fühlenden Herzen; Licht aus ſeinem tief und hellblickenden Verſtande. Wie in ſeinen Poëſien der Geiſt der Philoſophie weht, ſo iſt ſeine Philoſophie von warmem, dichterischem Gefühl beſeelt. Seine meiſterhaften Geſchichtswerke fleidet ſein poetiſcher Sinn in gefällige Form, wie ſein philoſophiſcher Tiefblick ihnen Gehalt, Leben und Einheit gibt. Seine Kritiken zeichnet nicht minder männliche Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe, als echte Beſcheidenheit aus. — Unter allen Werken, die Schiller hervorgebracht, ſtehen ſeine dramatiſchen oben an. Wenn aber Shakeſpeare und Calderon die vielgeſtaltige Welt in den mannichfaltigſten Schöpfungen abbilden und darſtellen, ſo ſehen wir Schillern, nicht zufrieden mit dem Irdiſchen, Menſchlicherreichbaren, nach einem Ideale ringen, das kein menſchlicher Geiſt erreichen kann. Ein zweiter Prometheus, ſtrebt er

nach dem himmlischen Feuer, das dem Sterblichen versagt ist. Sagt er doch selbst, daß nur unbestürmt der Himmel sich freundlich herniederneige, und daß nur leicht erbeten aus dem Schooße der Götter das Glück herabfalle. Daher gelingt es ihm nie, sich und sein Werk zu trennen, sondern immer erscheint uns in demselben zugleich der reflectirende Dichter; daher auch bildete er die Komik ungleich weniger aus als die Tragik, in der sein auf das Erhabene und Ernste gerichteter Geist sich einheimischer fühlte. Daher mußte ihm vor allen und mit Recht das Kleinliche, ewig wiederkehrende Treiben des alltäglichen Lebens als ein schlechter Stoff für die Bühne verhaßt seyn, worüber er sich in Shakespeare's Schatten kräftig ausspricht:

„Was? Es dürfte kein Cäsar auf euren Bühnen sich zeigen?

Kein Achill, kein Orest, keine Andromache mehr?“

„Nichts! Man sieht bei uns nur Pfarrer, Commerzienräthe,

Fähnriche, Secretärs, oder Husarenmajors.“

„Aber, ich bitte dich Freund, was kann denn dieser Misere

Großes begegnen, was kann Großes denn durch sie geschehn?“

„Was? Sie machen Cabale, sie leihen auf Pfänder, sie stecken

Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr!“

„Woher nehmt ihr denn aber das große gigantische Schicksal,

Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt?“

„Das sind Grillen! Uns selbst und unsre guten Bekannten,

Unsern Jammer und Noth suchen und finden wir hier.“

„Aber das habt ihr ja alles bequemer und besser zu Hause!

Warum entfliehet ihr euch, wenn ihr euch selber nur sucht?“

„Nimm's nicht übel, mein Hero! das ist ein verschiedner Casus;

Das Geschick, das ist blind, und der Poet ist gerecht.“

„Also eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf euren

Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an?“

Wir übergehn Schillers dramatische Jugendarbeiten, von denen bereits die Rede gewesen, eben so wenig verweilen wir bei Don Carlos, über den wir Schillers eignes Urtheil angeführt haben. Diesem folgte Wallenstein, unstreitig durch gleichmäßige Haltung und feste Sicherheit dem Carlos wie den meisten Werken seiner Gattung weit vorzuziehn. Allenthalben ist verständige Berechnung und einsichtsvolle Oekonomie sichtbar, die Charakteristik einiger Personen aus der Tiefe des gesammten Lebens geschöpft und fest in sich selbst gegründet. Zugleich ist die Sprache und ganze äußere Form mit großem Fleiße abgerundet und zu einem hohen Grade von Vollkommenheit geführt. Zwei Werke folgten dem Wallenstein, denen wir vor allen andern den Preis zuerkennen, Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans. Wenn sich jenes durch echt tragische Motive, durch meisterhafte Anordnung im Ganzen wie im Einzelnen, und durch den Geist der Religiosität, der die Seele dieser Tragödie ist, auszeichnet und tief erschüttert, so strahlt diese im schönsten und reichsten Schmucke der Romantik *),

*) Dem Verfasser, welcher der ersten Aufführung seiner Jungfrau von Orleans in Leipzig bewohnte, wiederfuhr daselbst eine in Deutschland ungewöhnliche Ehre, deren wir hier als eines Beweises von dem Entzücken der Zuschauer erwähnen. Als der Vorhang nach dem ersten Acte gefallen war, hallte ein tausendstimmiges: Es lebe Friedrich Schiller! wie aus Einem Munde, und Pauken und Trompeten wirbelten und schmetterten darein. Der bescheidne Dichter dankte aus seiner Loge mit einer Verneigung. Aber nicht Alle hatten ihn gesehn. Als das Stück geendigt war, strömte Alles aus dem Hause, um ihn zu sehen.

und setzt eine fremde Heldin in ihre Rechte wieder ein, deren durch Voltaire's unhelligen Spott entweichte Namen Schiller schon früher in einem Gedichte versöhnt hatte, das er als wahrer Apostel der bessern Natur des Menschen mit den schönen Worten schließt:

Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen,
Und das Erhabne in den Staub zu ziehn;
Doch fürchte nicht! Es gibt noch schöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche entglühn;
Den lauten Markt mag Momus unterhalten,
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.

Der Dichter selbst schrieb in der Folge einige Briefe über die Jungfrau, die in ihrer Einfachheit und Sinnigkeit ein schönes Licht auf sein damaliges inneres Leben werfen. In seinem nächsten Drama, der *Brau von Messina*, wich Schiller wieder ab von der betretenen Bahn. In diesem Stücke, das zugleich einen Versuch enthält, den Chor der Griechen auf unsre Bühne zu bringen, sind mit lyrischem Feuer die glühendste Liebe und die furchtbarste Rache geschildert, aber wenn schon die Vermischung der Religionen störend wirkt, so ist die Darstellung des Schicksals, das nicht als die ernst gerechte Strafgöttin, sondern als furchtbare Furie erscheint, welche die schönsten Bande nur knüpft, um sie höhnlachend zu zerreißen, dem Eindrucke des Ganzen noch nachtheiliger. Sein letztes Werk war *Wilhelm Tell*, mächtig ansehend durch die Wahrheit, womit die einfache Sitte eines freigesinnten, unperverteten Volks, das in glücklicher Abgeschlossenheit lebt, geschildert, und im Kampfe gegen frevelhafte Unterdrückung als Sieger dargestellt wird. Als ein Seher der Zukunft hinterließ der Dichter dieses Werk zum kostbaren Erbe seinem Volke, dessen Erniedrigung er nicht schauen sollte. Adige das Bild der Sittlichkeit, Einfachheit, Eintracht, das sein scheidender Sängler ihm zurückließ, nie aus seinem Andenken kommen! — Wir glauben das einzeln Angeführte nicht bländiger in ein Gesammturtheil zusammenfassen zu können, als wenn wir hersehen, was Fr. Schlegel in seinen Vorlesungen (B. 2 S. 318) über ihn sagt: „Wenn auch zwischen seiner Poesie und unsrer Bühne noch einige Disharmonie bleibt, so ist Schiller doch als der wahre Begründer unsrer Bühne zu betrachten, der die eigentliche Sphäre derselben und die ihr angemessene Form am glücklichsten getroffen hat. Er war ganz dramatischer Dichter; selbst die leidenschaftliche Rhetorik, die er neben der Poesie besitzt, ist diesem wesentlich. Seine historischen, und auch seine philosophischen Werke und Versuche sind nur als Studien und Vorübungen seiner dramatischen Kunst zu betrachten. Doch sind die philosophischen auch von der Seite merkwürdig, daß sie uns am meisten darstellen, wie er in seinem Innern dachte, und wie wenig er in sich zur vollkommenen Harmonie gelangt war. Eine zweifelnde, skeptische und unbefriedigte Ansicht leuchtet aus allen jenen Versuchen, seinem forschenden Geist ein Genüge zu leisten, hervor. Er ist durchaus im Zweifel stehen geblieben, daher weht uns selbst aus seinen edelsten und lebendigsten Werken bisweilen der Hauch einer innern Kälte entgegen. Einige sind der Meinung gewesen, das Studium der Philosophie sey

Der Platz vom Schauspielhause bis zum nahen Thore stand gedrängt voll Menschen. Schiller trat heraus; eine Gasse wurde gebildet; Stimmen geboten, das Haupt zu entblößen, und so ging der Gefeierte durch die bewundernde Menge; und Väter und Mütter hoben ihre Kinder empor, und riefen: Der ist es!

ihm schädlich gewesen, auch für die Kunst. Allein in Zweifel befangen war er schon früher; und die innere Befriedigung eines solchen Geistes muß doch immer als das Erste gelten, und ist wichtiger als alle äußere Kunstübung. Und selbst für die Kunst dürften diese großen historischen und philosophischen Zurüstungen Schillers zu einigen Dramen eher zu loben als zu tadeln seyn. Nicht durch eine noch so große Menge und schnelle Arbeiten vielschreibender Theaterdichter wird bei uns die Bühne aufblühen. Nur durch Gedankentiefe und historischen Gehalt ist dramatische Vortrefflichkeit, wie in Griechenland, England und Spanien, so insonderheit für uns erreichbar. Ist Schiller in einigen Werken seiner mittleren Periode nicht frei von einer verkehrten Anwendung philosophischer Begriffe über das Wesen der alten Tragödie, oder von historischer Einseitigkeit, so entspringen diese Mängel nicht daraus, daß er sich der Speculation ergab, sondern nur daraus, daß diese Studien, so ernst er sie auch getrieben, und so gründlich er sie meinte, doch noch nicht zum Ziel gelangt und für seinen Zweck vollendet waren." — Noch ist uns übrig von Schiller als einem Dichter, der sich außer der dramatischen in verschiedenen andern Gattungen mit Erfolg versucht hat, zu sprechen. Auch diese Poesien tragen sämmtlich das Gepräge seines Geistes. Von seinen lyrischen Stücken gehören zu den köstlichsten die Götter Griechenlands, Resignation, die Ideale, die Worte des Glaubens, die Worte des Wahns, das Lied von der Glocke, die Würde der Frauen, und der herrliche Hymnus an die Freude. Durch Innigkeit und Zartheit sind vor andern ausgezeichnet Thekla's liebliche Geisterstimme und das Mädchen aus der Fremde, eine schöne Allegorie, die durch den geheimnißvollen Schleier, durch den der Sinn hindurchblickt, bezaubert. Das tiefsinnigste vielleicht von allen ist das Reich der Formen. Viele dieser Gedichte leben und werden stets leben in dem Munde aller Gebildeten. Ein eignes großes Gepräge tragen seine Balladen und Romane. Ohne die Einfachheit zu haben, die ursprünglich dieser Gattung gehört, rühren sie nicht minder tief und mächtig. Dahin gehören vornehmlich der Zauber, die Kraniche des Jbicus, der Ritter Georg, der Gang nach dem Eisenhammer u. s. w. vor allen aber der Ritter Loggenburg, der nimmer veralten und stets zum Herzen sprechen wird, so lange die Heiligkeit der Liebe, und der ewige Schmerz, unerwiderter Neigung als wahr wird anerkannt werden. Musterhaft sind seine Epigramme durch die tiefe Bedeutung, die er den meisten derselben einzuprägen gewußt hat. Zu ihnen gehört auch sein Antheil an den 1797 zuerst erschienenen Zenien, die zur Genüge beweisen, wie wenig es ihm an dem recht eigentlichen epigrammatischen Witz fehlte. Dagegen ist er im Mechanismus des Hexameters und Pentameters nicht vollkommen Meister, wie er sich denn auch in andern Versmaßen und im Reime je zuweilen kleine Nachlässigkeiten erlaubt, die er leicht beseitigt haben würde, wenn er nicht irriger Weise zu wenigen Werth darauf gelegt hätte. — Von seinem hohen Talent als Romandichter hat Schiller uns eigentlich nur einen Wink gegeben, aber einen bedeutenden, der ihn uns auch in dieser Gattung als Meister zeigt. Außer der schönen Erzählung der Sonnenwirth und einigen andern Fragmenten in seinen kleinen prosaischen Schriften, besitzen wir von ihm nur einen unvollendet gelassenen Roman, der Geisterseher. Die Wahrheit und Tiefe in der Charakterzeichnung, die Kunst in der Verschlingung der Begebenheiten, und die Gediegenheit und Lebendig-

seit der Diction erheben ihn zu einem Meisterwerk. Leider verlor der rastlos fortschreitende Dichter sein Werk bald aus dem Auge, und kehrte nie wieder zu ihm zurück. Daß Follenius die Fortsetzung und Beendigung davon übernahm, wollen wir nicht tadeln, ihm auch nicht zum Vorwurf machen, daß er, was nicht wohl anders seyn konnte, um vieles hinter seinem Vorgänger zurückblieb; Schiller selbst sprach ihm nicht alles Verdienst ab. Noch wäre uns manches anzuführen übrig, seine Uebersetzungen verschiedner Schauspiele, seine Huldigung der Künste, seine Geschichte der Verschwörung der Pazzi, seine Horaz und Musenalmanache, und seine einzelnen Abhandlungen über philosophische und ästhetische Gegenstände, so wie seine historischen Memoiren (83 Bände); wir glauben indeß, daß das Bild, welches wir von Schillers Leistungen, Bestrebungen und seinen vielseitigen und hohen Verdiensten, so wie von seinem großen Geiste zu geben uns vorgesetzt hatten, nicht wesentlich dadurch gewinnen würde, und so haben wir diese bloße Anführung für genügend gehalten. — Schön und würdig war des wackern Becker Vorschlag, Schillers Namen auf eine Weise zu verewigen, die ihn nicht minder als das dankbare Vaterland geehrt haben würde. Dieser Vorschlag bestand darin, auf allen bedeutenden Bühnen Deutschlands Todtenfeiern für den Verewigten zu veranstalten, und den Gesammtbetrag zum Ankauf eines Landguts anzuwenden, das unter dem Namen Schillers-Ehre ein unveräußerliches Eigenthum seiner Familie bleiben sollte. Die Stürme der letztern Jahre haben gewiß auch hier nachtheilig gewirkt; möge das Vaterland noch jetzt nach wiedergewonnener Ruhe daran denken, diese heilige Schuld abzutragen! möge es erwägen, daß der große Dichter Vermögen zu erwerben darum nicht beflissen war, weil er es für schöner hielt, sein Vaterland durch unsterbliche Werke zu belehren, zu erheben und zu verherrlichen!

Schilling ist eine deutsche, theils wirkliche, theils Rechnungsmünze, welche man von den ehemaligen römischen Solidis herleitet (wovon auch die französischen Sols oder Sous, ingleichen die italienischen Soldi u. herkommen). In Deutschland ist sie theils in Golde als Gulden, theils in Silber als Schilling ausgeprägt worden. Ehemals war ein alter Schilling von feinem Silber 20 bis 24 Groschen werth; daher denn auch diese Schillinge, so wie die nachher erfolgten Groschen, bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts die größten Silbermünzen im deutschen Reiche waren. Die gegenwärtigen Schillinge sind hiervon sehr verschieden; wiewohl es heut zu Tage schwerere und leichtere gibt, die an verschiednen Orten in verschiedner Währung sehn. Von jenen, den schwereren, machen gemeiniglich sechs Stück einen Reichsthaler; von den leichteren hingegen hält das Stück zwölf, wohl auch nur sechs Pfennige. In Ansehung der ausländischen Schillinge rechnet man den brabantischen Schilling ungefähr $3\frac{1}{2}$ Groschen sächsisch, den englischen (12 Pence haltend), etwa $7\frac{1}{3}$ bis $\frac{1}{2}$ Groschen.

Schilling (Friedrich Gustav), einer unsrer berühmtesten und geistreichsten Romanschriftsteller, wurde zu Dresden am 25ten November 1766 geboren. Schon im 9ten Jahre verlor er seine Mutter (eine Schwester des Geheimenraths und Commerzdirector's Freiherrn von Ferber) durch den Tod, und Berufsgeschäfte entfernten seinen Vater, welcher churfürstlicher Assistentenrath war, oft Monate lang von ihm. Deshalb nahm Frau Sophia Kaufmann zu Bischofswerda, eine der edelsten und gebildetsten ihres Geschlechts, und Freundin des elterlichen Hauses, den kränklichen, mütterlosen Knaben bei sich auf. Während der Jahre 1779-1781 befand sich der junge Schilling auf der Fürstenschule zu

Meißen, trat aber von dem damals dort vorherrschenden Penalisismus und seiner Vorliebe für den Soldatenstand gedrängt, 1781 in das sächsische Artilleriecorps ein. Nach Ablauf von sieben Jahren und nach dem vierjährigen Besuch der Artillerieschule zum Offizier vorgerückt, wohnte er (seit 1791 Gatte und Vater) der Belagerung von Mannj, der dreitägigen Schlacht von Moorlautern und den meisten Gefechten des sächsischen Contingents während des Feldzuges von 1793 bei. Nach der unglücklichen Schlacht von Jena wurde er nebst noch 122 sächsischen Offizieren gefangen. Im Jahr 1808 führte ihn der Krieg nach Warschau und Danzig, von wo aus er, jetzt zum Hauptmann vorgeführt, nach erfolgtem Frieden wegen eines chronischen, immer zunehmenden Nervenübels, auf sein Gesuch mit Pension entlassen, nach Freiberg zurückkehrte. Gewiß ist Schilling einer unserer geistvollsten, gewandtesten und launigsten Romandichter. Mit einer tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens, der Sprache und der Sitten, besonders in den höhern und gebildeten Ständen, verbindet er eine fast unerschöpfliche Erfindungsgabe, eine überaus lebhafte und blühende Phantasie, einen leichten, natürlichen, nie gesuchten Wiß, und eine Mannichfaltigkeit und Vielseitigkeit der Ansichten und Darstellungen, wie man sie bei einem so fruchtbaren Schriftsteller nicht erwarten sollte. Sein Guido von Sohnsdom ist eins seiner ersten und gelungensten Werke. Eine Kühne, oft zu Kühne Darstellung der höhern Verhältnisse des Lebens, eine Charakterschilderung, wie nur die Hand eines Meisters, der in die Mystereien der großen und vornehmen Welt eingeweiht ist, sie entwerfen kann, herrscht in dieser schönen Dichtung. Außer diesem und vielen andern lobenswerthen Romanen besitzen wir von ihm mehrere Sammlungen kleiner Erzählungen, die fast durchgehends zu Mustern dieser Gattung dienen können. Es sind liebliche geistvolle Darstellungen aus dem Leben, die eben so anziehend durch die Mannichfaltigkeit ihres Inhalts sind, wie durch die Zartheit der Empfindungen, den leichten gefälligen Wiß, und die tiefe Menschen- und Sittenkenntniß, welche durchgehends herrschen. Besonders ist der Dialog in Schillings Schriften vortrefflich, und deshalb möchte man es bedauern, daß dieser Schriftsteller wenig oder gar nichts für die Bühne gearbeitet hat. Was man vielleicht ihm vorwerfen könnte, wäre, daß seine Sprache nicht immer gleich correct ist. Uebrigens gehört er zu den wenigen deutschen Schriftstellern, die ihre Selbstständigkeit auch darin gezeigt, daß sie sich nie einer Schule angeschlossen haben. Bei Arnold in Dresden kommt seit 1810 eine Ausgabe von Schillings sämtlichen Schriften heraus, die jetzt bis zum 42sten Bande vorgerückt ist.

N. P.

Schimmelpenninck (Nütger Jan), der letzte Oberbeamte oder Präsident der Republik der vereinigten Niederlande unter dem Titel eines Großpensionärs der batavischen Republik, aber mit fast monarchischer Gewalt bekleidet, ist in Amsterdam aus einer angesehenen Familie geboren. Er widmete sich der Rechtsgelahrtheit, und war zu der Zeit des Ausbruchs der Revolution gegen das Haus Oranien, nach dem Einrücken der Franzosen in Holland unter Pichegru im Jahr 1795, einer der berühmtesten Advocaten in seiner Vaterstadt. Er wurde an die Spitze der neuen provisorischen Regierung gestellt, und trat nachher in die Nationalversammlung, wo er einer der vorzüglichsten Wortführer wurde, und den größten Einfluß auf alle Geschäfte gewann. Dann erhielt er den wichtigen Posten eines ersten Gesandten bei der französischen Republik. Er mußte sich hier geltend zu machen; und bei

den Unterhandlungen von Amiens, denen er als außerordentlicher Gesandter beiwohnte, hult er sehr glücklich die Interessen der daronischen Republik aufrecht. Nach geschlossenem Frieden wurde er zum daronischen Ambassadeur am englischen Hofe ernannt. Bei dem wieder ausbrechenden Kriege von 1803 versuchte er, die Neutralität Hollands zu behaupten, und dies würde ihm gelungen seyn, wenn Bonaparte, damals erster Consul, sie hätte zugesichert wollen. Er kehrte jetzt wieder nach Paris zurück, wo ihn Bonaparte zuerst nicht sehr günstig aufnahm, da er ihn als dem Interesse Englands ergeben ansah; bald aber gewann Schimmelpenninck Bonaparte's ganzes Vertrauen, und als des letztern Verlangen, mehr Einheit in die Staatsform Hollands zu bringen, realisirte und in diesem Sinne eine neue Constitution gebildet wurde, trat statt der bisherigen executive Gewalt (eines Collegiums von zehn Personen unter dem Namen Staatsoberrath), Schimmelpenninck im Mai 1805 als Präsident unter schon angeführtem Titel an die Spitze. Er bediente sich seiner bedeutenden Gewalt zur Einführung vieler nützlichen Einrichtungen. Insbesondere gründete er ein ganz neues Abgaben- und Finanzsystem, wobei ihn sein Studium der englischen Staats- und Finanzwissenschaft trefflich leitete. Im Jahre 1806, nach kaum einjähriger, den Umständen nach glücklicher Regierungsvorwahrung verschlimmerte sich eine vieltägige Augenkrankheit so sehr, daß er fast gänzlich erblindete, und sich keinem Geschäfte mehr unterziehen konnte. Bonaparte benutzte diesen Umstand, seinen Bruder Louis als König vorzuschlagen, und obgleich Schimmelpenninck alles anwendete, diesem gewaltsamen Aufbringen eines nicht geachteten Fremdlings, dem freie Bürger zu Unterthanen überliefert werden sollten, entgegenzuwirken, so waren doch seine Bemühungen vergebend. Er erwartete die Ankunft Louis nicht, sondern zog sich auf seine Güter im Geldrischen zurück. Als Holland ganz mit Frankreich vereinigt wurde, ernannte ihn Napoleon zum Senator. Nach dessen Sturz und der Rückkehr des oranischen Hauses zog sich Schimmelpenninck

Schirach (Gottlob Benedict von) bekannt als ein Mann von vielseitiger wehmüthig als Begründer und vieltätig Journalist, war geboren den 13ten zu Oberlausitz, wo sein Vater Prediger war zu den Wissenschaften errogen, besuchte das Gymnasium zu Lauban, dessen R. ihn lieb gewann und ihm das Zeugniß der lateinischen, griechischen und den or bezog darauf die Universität Leipzig, wo geber ward. Mit Eifer studirte er die schöne Wissenschaften; fühlte aber das gegen die Ideologie, daß er ihr und Unterstützung entzog. Im J. 1784 wo er mit Semler und Alog bekannt wurde, und Lehramt ward Ursach, daß Redden auf Alogens Seite Theil in Verhältnis. Schirach verließ das Geh um sich ganz der lateinischen und zu Ueber den Corholles, Cicero, Horaz, bere Classifier schrieb er Commentare und Auch die Geschichte beschäftigte ihn, und er gehörte zu den ersten, die sie mit Kritik und philosophischem Geiß behandelten. Die schöne Man

ratte jag ihn ebenfalls an und verband ihn mit denen, die damals für die Bildung des Reichswalds thätig waren. Er gab selbst einen Fond Medicis heraus, leitete mehrere berühmteste Vorträge, schrieb über die Harmonie des Geistes und die vornehmste Poesie, und überlegte das englische Medicus Oliver und Warmonstis Werk über die Tugendkunst. Hierdurch kam er mit dem ersten deutschen Schriftsteller Franz Bus, einem Schüler, der früher sein Lehrer gewesen, Leibniz, Blum, H., Meier, Schlegel, in Verbindung, und machte seinen Namen so vortheilhaft bekannt, daß ihm schon 1749 eine außerordentliche Professur für in der philosophischen Facultät der Universität Helmstädt angetragen wurde, die er auch annahm. Bereits im Jahr darauf ward er ordentliches Professor. Jahr nach dem er der alten Philosophie und Erankheit zu seinem Absterben. Die erste Frucht seines Fleißes zu Helmstädt war (1750) der erste Band der Prosopographie der Deutschen, dem noch fünf andere folgten. Man muß dem Bestreben einer philosophischen Behandlung, das sich darin erkennbar, Berechnungen widerstehen lassen. Im Jahr 1756 erschien sein Leben Kaiser Karls VI., programmatisch von ihm beschreiben, in welchem er die Resultate seiner kritischen Untersuchungen über einen wichtigen Zeitraum des achtzehnten Jahrhunderts niedersetzte. Maria Theresia erließ ihm zur Belohnung dafür in den Adelsstand. Daß er auch jetzt seinen alten Ludwigs'schem der Philologie und schönen Literatur nicht ganz untreu geworden, beweist seine Uebersetzung des Plutarch (6 Bände), seine vierbändige Herausgabe des Magonius der Deutschen Kritik, seine Ephemerides literarias Holmstadtenses (6 Bände) u. s. w. Im J. 1760 legte er sein Lehramt nieder, um einem Rufe der dänischen Regierung, veranlaßt durch seine Schrift über das Königl. dänische Indigenaterecht, als Königl. dänischer Legationsrath nach Altona zu folgen. Hier begann er mit dem J. 1761, in dem in politischen Journal einen Plan auszuarbeiten, der 2 lange bekümmert hatte, und welcher zum Ziel hatte, seinen 1 en in einer periodischen Schrift eine concentrirte fortlaufende Zeitschrift zu liefern. Vierundzwanzig Jahre hindurch bis an seinen 100. rüber im J. 1785 erfolgte, widmete Schlegel diesem nützlichen 100. seine Zeit, Kraft und Thätigkeit, und verbreitete dadurch ein 100. seine große Aneignung von dem Zustande und den Verdäulichen 100. seine schen Staats, so wie er auch handhabt und mit Würd den 100. seine und verderblichen Grundrissen sich widerlegte, die aus der einseitigen 100. seine Rücksicht der französischen Revolution hervorgegangen; wobei jedoch nicht 100. seine zu lächeln ist, daß er oft durch adre Journalistenkunde, der das 100. seine Javerris seines Werks eröfihen sollten, durch 100. seine Verdienst in Erforschung der Thatfachen und durch Nachsinnigkeit in der Darstellung seine 100. seine Irrth, und sich sogar lächerlich machte

Schisma, eine Spaltung in der Kirche, z. B. die Trennung der orientalischen Kirche von der occidentalischen, der protestantischen von der katholischen. Besonders wird derjenige Zustand der letztern Kirche so genannt, wo die oberste Kirchengewalt durch die Wahl mehrerer Papstgewalt, deren jeder von einzelnen Erzbischofen anerkannt wird, getheilt und dadurch die Einheit der Kirche aufgehoben ist. Das Verloren des längsten Spaltung dieser Art war das sogenannte große Schisma, welches 1054 durch die Wahl zweier Päpste begann, und erst durch die Kirchensynode von 1215, die die allgemeine Anerkennung des von ihr 1217 erwählten allgemeinen Papstes Martin V. bewirkte, völlig zu Ende gebracht wurde. Vergl. d. Art. Papst. L

Schlaberndorf (Gustav, Graf von), geboren zu Breslau im J. 1749. Eine ausführliche Schilderung dieses höchst ausgezeichneten Mannes würde ein großes Buch erfordern. Er ist nie als Schriftsteller aufgetreten, hat niemals ein öffentliches Amt bekleidet, und hat nichts desto weniger den ausgebreitetsten Einfluß auf unzählige Weise für sein Zeitalter wohlthätigst ausgeübt; wie auch einst Sokrates nichts geschrieben, sondern nur desto mächtiger durch Tugend und Rede gewirkt hat. — Ein sehr ansehnliches Vermögen und sonstige günstige Verhältnisse setzten ihn früh in den Stand, ganz seinem Trieb nach Erkenntniß in fast allen Kreisen menschlicher Forschung nachzuhängen. Nachdem er Deutschland durchreist, und noch vor der Revolution Frankreich gesehen, brachte er sechs Jahre in England zu, wo er eine Zeit lang den Freiherrn von Stein auf seinen Reisen im Innern dieses merkwürdigen Landes zum Begleiter hatte. Beim Ausbruch der Revolution ging er nach Frankreich zurück, und blieb seitdem ununterbrochen in Paris. Mit einem für die Menschheit glühenden Herzen, mit bohem und kräftigem Geiste stand er im drängenden Gewühl dieses großen politischen Lebens, eifrig und thätig für Alles, was in dem Wechsel der Ereignisse als wahrhaft gut und rechtschaffen zu erkennen war. Die wohlthätigen und nützlichen Unternehmungen, denen er mit Rath und That beigetreten, die Anstalten, die er gefördert, die menschenfreundliche Hülfe, die er Einzelnen in den verschiedensten Fällen dargereicht, sind nicht aufzuzählen. Doch ist dies Alles nichts gegen die Wirkung seines eben so tiefen, als reichen und lebendigen Geistes, der durch den Zauber der herrlichsten Beredsamkeit unaufhörlich in die Gegenwart einströmte, und besonders für Deutsche, von denen er die besten und würdigsten in Paris seit fünf und zwanzig Jahren zu seinem ehrenden Umgang sich drängen gesehen, lehrreich und heilsam war. Mit einer unglaublichen Geschichts- und Weltkenntniß ausgerüstet, zu den tiefsten Quellen der Staatskunde gedrungen, und vertraut mit der lebendigen Fülle des Geschehenden, sprach er besonders gründlich, scharfsinnig, hinreißend über die politischen Gegenstände, und vieles, was in Büchern oder Depeschen unter anderm Namen Aufsehen und Bewunderung erregte, war nur der Abfall seiner reichhaltigen, täglich erneuerten Gespräche; sein Reichthum an Gedanken und Ergründungen war so groß, daß er niemals nöthig hatte, das Ausgesprochene noch als sein Eigenthum zu bewachen. Seine tiefsinnigen Untersuchungen, die sich aus eigener, allein stehender Kraft in den höchsten Höhen, zu denen der Aufschwung deutscher Philosophen in neuerer Zeit gelangt, einheimisch fanden, und die großen Anschauungen, die sein großartiger Sinn auffaßte, gestalteten sich zu einer vollständigen Philosophie des Staats, und zu einem strengen System aller dahin gehörigen Verfassung und Einrichtung. Aber auch in andern Gebieten des Denkens versuchte sein reicher Geist sich mit fruchtbarem Erfolg, und ein Werk, das z. B. seine Forschungen über Sprache mittheilte, würde durch die wunderbarsten Aufschlüsse überraschen. — Während der Schreckenszeit war er anderthalb Jahre lang im Gefängniß, bis der Fall der Jacobiner ihm die Freiheit wiedergab. Unter Bonaparte's Herrschaft, gegen den er nie aufhörte, mit allem Nachdruck der Wahrheit zu reden, und dessen Sturz er lange voraussagte, entging er neuer Verhaftung zum Theil vielleicht durch die Sonderbarkeit seiner Lebensart, die man für ein Zeichen der Unschädlichkeit nehmen mochte. In einem schlechten Zimmer, das er nie verschließt, und selten verläßt, unter geringer Umgebung, in zerrissener Kleidung und ohne Bedienung, nimmt er die zahlreichen Besuche an,

Die ihm täglich von Menschen aller Art und jedes Standes zukommen; sein ganzes Wesen und Betragen zeigt gleich den Mann, der offen und gerade seinen rechtschaffenen Wandel verfolgt, nichts für sich will, nichts auf Nebenwegen herbeizuführen sucht, nichts erwartet, der ohne Ehrgeiz, und sogar der Eitelkeit unzugänglich, Feinerlei Einflüsterungen anhören oder Ränke anzetteln kann. Weil er seine Gesinnungen und Meinungen nicht verhehlte, selbst den abgeschickten Rundschaftern nicht, so konnten sie nicht gefährlich dünken, und die Polizei, die mit dringenden Sachen beschäftigt war, ließ ihn in Ruhe; seine edle Freimüthigkeit und sein ungebeugter Troß hatten gesiegt. — Seine Einkünfte verwendet er, da er für sich fast gar nichts braucht, meist ganz im Stillen zu wohlthätigen Zwecken, besonders für Landsleute, denn in fast dreißigjähriger Abwesenheit blieb er ein Deutscher und ein Preuße und ein Schlesier, als ob er immerfort im Vaterlande geblieben wäre, und so wußte und kannte er auch Alles genau, was dort gemeint und gethan wurde. An die preussischen Kriegsgefangenen in Frankreich ließ er mehrmals die größten Summen insgeheim vertheilen, und das in Zeiten, wo ihm der größte Theil seines Vermögens in Preußen, wegen seiner langen Abwesenheit, mit Beschlag belegt worden war, der erst später wieder aufgehoben wurde. Im Jahr 1813 wollte er an der endlich seinen heißesten Wünschen entsprechenden Begeisterung des preussischen Volks thätigen Theil nehmen, und nach Preußen zurückkehren; allein böse Ränke mußten dies zu hintertreiben, und er mußte in Paris die Ereignisse abwarten. Aber auch von hier aus wußte sein vaterländischer Eifer so herrlich in die Heimath zu wirken, daß der König sich bewogen sah, ihm das eiserne Kreuz zu verleihen. Die Wiederkehr Bonaparte's im folgenden Jahre hinderte ihn abermals, Paris zu verlassen und nach Deutschland zurückzukehren, und noch gegenwärtig befindet er sich in Paris, ein unbestechlicher Zuschauer der Dinge, die da kommen sollen, und deren Anschein wohl nirgends von der Art ist, um einen Mann wie ihn mit jugendlichen Hoffnungen allzusehr zu reizen.

Schlacke heißt, beim Bergbau, das im Feuer geschmolzene Gestein, und überhaupt jede Unreinigkeit, welche bei Bearbeitung der Mineralien im Feuer sich absondert, und nach ihrer Erkaltung eine glasartige Gestalt bekommt. Sie schmilzt zwar ins Feuer, löst sich aber im Wasser nicht auf.

Schlaf ist der Zustand, in welchem die der Willkür unterworfenen Organe ausruhen, um sich dadurch neue Kräfte zu neuer Anstrengung zu verschaffen. Man bemerkt am Menschen zwei auffallend verschiedene Systeme von Organen; ein System gehorcht der Willkür und seine Organe sind alle doppelt, wie die zu den Händen, Füßen, Augen führenden Muskeln und Nerven; das zweite System verrichtet seine Function ohne Einfluß der Willkür, seine Organe sind einzählig, wie der Magen mit den Eingeweiden. Jenes System zeigt ein höheres animalisches Leben und ist unmittelbar ans Bewußtseyn geknüpft, seine Organe erfordern zu ihrer Verrichtung einen weit größern Kraftaufwand und daher auch eine größere Masse an ernährendem Blute, als die zweiten, sie erschöpfen sich leichter und müssen Ruhepunkte haben, um den Verlust zu ersetzen. Diese Ruhepunkte werden durch den Schlaf gewährt. Daher der Mangel an Bewußtseyn während des gesunden Schlafes, die todtenähnliche Ruhe, die Stärkung, welche er moralisch und physisch gewährt; wohin Alexanders Beispiel gehört, der nach gehrigem Schlafe erst, in seiner verzweifelten Lage, einen richtigen Entschluß fassen konnte. Die zweite Reihe von den einzähligen Organen

högern Bedarf seiner solchen ausfallenden Ruhepunkte, sie verrichten in der Befundtheit ihrer Function ununterbrochen, ohne sich durch Müde sterben oder beschleunigen zu lassen. Krankhafte Schlaf muß als Nerventrägheit angesehen werden, er entsteht entweder durch organische Hemmung der Nervenfuction im Gehirn (Stauung von Wasser, Entzündung) oder durch Zerstörung und Ausartung der Nerven selbst und dadurch entstehende Unfähigkeit zu ihren Verrichtungen (Schwäche).
 Trägheitiger Schlaf, s. Coma.

Schlagstein wurde sonst theils der Facht, welchen ein Fürst weißer dem Landesherren von dem Ertrage der Wägen geben mußte, theils die Waage genannt, welche an dem Landesherren für das Recht, wägen zu dürfen, entrichtet werden mußte; endlich hieß es auch eine Abgabe der Untertanen an den Landesherren, die Kosten der Wägen zu bestreiten, wogegen dieser sich verpflichten mußte, den Ertrag der Wägen nicht zu vermindern. Und eben daher rührt noch in manchen Ländern ein gewisser Zoll von Waaren, eine Abgabe vom Herrichte, welche Schlagstein oder Schlagsteinfluß genannt wird.

Schlagfluß nennt man eine plötzlich (gleichsam mit einem Schlage) eintretende krankhafte Erscheinung am menschlichen Körper, welche im Verluße des Bewusstseins, des Gedächtnisses und aller willkürlichen Bewegungen besteht, während das Atmen, der Herz- und Kreislauf fortbauern. Es vom vollkommenen Schlage gehörtes Bewußtsein fällt plötzlich, wie von einer unsichtbaren Macht getroffen, nieder, oder wenn er schon sich, rückwärts zusammen, ist unthätig, kann nicht mehr zu bewegen, unthätig zu sprechen, hört auf keinen Ruf, hat kein Gedächtniß, sieht nicht, wenn gleich seine Augen offen stehen, athmet stark und zuweilen mit Schreien, wie ein im netzen Schlafe liegender. Bei einem weniger vollkommenen Schlagfluß sind manche Zustände gütlicher. Das Bewußtsein setzt alsdann zuweilen nicht ganz, die Bewegung ist noch etwas frei, oder stellt doch nur auf einen Augenblick, die Sprache setzt zuweilen nicht ganz, sondern ständliches fallen. Deshalb theilen die Ärzte seine Verstandeskräfte in der äußern Form in sie), wo der Kopf und die Hälfte des Rumpfes, wo der Kopf, das Bewußtsein vorericht gebunden sind, aber der ganze Körper vom vollkommenen Schlagfluß (apoplexia completa), wo der oben beschriebene Zustand eintritt. Die wesentliche Ursache des Schlagflußes ist eine Lähmung des Gehirns, wobei namentlich auch des Rückenmarks, entweder in seinem ganzen Umfang, welches den vollkommenen Schlagfluß bewirkt, oder nur in einer Hälfte des Gehirns, wodurch Hemiplegie entsteht, oder nur im Rückenmark, wovon wahrscheinlich Paraplegie entsteht. Von der ungeschriebten Lähmung des Gehirns und Rückenmarks hängen die Bewegung, die Sprache, der Verstand der Sinne und das Bewußtsein im Menschen ab, so wie von demjenigen Theil des Nervensystems, welches wir das Gangliensystem nennen, alle Verrichtungen, welche zur Erhaltung und Ernährung des Körpers gehören, abhängig sind. (V. s. den Art. Nervensystem, auch Physiologie überhaupt.) Obgleich nun beide Nervensysteme in soweit von einander unabhängig sind, daß momentane Erregung oder Hemmung des einen nicht auch die Thätigkeit der andern zugleich aufhebt, wie wir vielfältig und häufig bei dem Schlagfluß sehen, so bei gänzlichem Bewußtlosigkeit, Mangel an aller Bewegung, an allen Sinnesindrücken, doch der Athem und Pulsschlag nicht auf aufgehört hat, sondern sogar eine Zeit lang noch

stärker von Statten gehen, so daß es beinahe scheint, als wenn es im
 Gegensatz seine Thätigkeit auf Kosten jenes Systems erhöhe; und ob-
 gleich nur eine Hemmung, nicht aber eine gänzliche Trennung zwischen
 dem Hirnsystem und Abdominalnervensystem Statt findet: so hat die
 Unterdrückung der Function jenes Systems endlich doch auch Schwä-
 chung und Lähmung des letztern zur Folge, indem eine so bedeutende
 Verletzung des Organismus in keinem Inneren nicht lange bestehen
 kann, ohne daß das Leben darüber zerstört werde. Daher ist der Aus-
 gang des Schlagflusses verschieden, entweder er ist, jedoch in dem sel-
 tenern Fällen, mit bald darauf (in einigen Stunden) folgendem Tode
 verbunden, oder der Anfall iddet erst in zwei bis drei Tagen, während
 welcher Zeit man oft einen feberhaften Gang bemerkt; oder es folgt
 zuweilen Genesung, doch bleibe meistens Lähmung irgend eines Gliedes
 oder mehrerer Glieder zurück.

So viel lehrt Erfahrung an
 dem Gehirn einen dem Schlagfluß
 vermag, daß, sobald dieser
 das Bewußtsein, die Empfin-
 Glieder wieder zurückkehrt.

Gehirn zum Theil entblößt
 durch abwechselndes Drücken
 ein eben so abwechselnd erfolg
 bewirken können. Personen,
 den Kopf verletzt worden sind,
 Austreten von Blutwasser entstand, oder wodurch in dem Schädel ein
 Knochenstück niedergedrückt wurde, liegen in einer Betäubung, welche
 sogleich aufhört, so bald das geronnene Blut, oder die niedergedrückte
 Knochenplatte durch den Trepan weggebracht worden ist. Von ähnl-
 ichen Zufällen hat man auf ähnliche Ursachen den Schluß gemacht,
 und deshalb auch bei dem Schlagfluß einen Druck auf das Gehirn
 vermutet. Indessen kann auch dies nicht allemal und für sich allein
 der Fall seyn, denn man hat bei Leichendöffnungen mancher an Schlag-
 fluß verstorbenen Personen nicht allemal Zeichen eines solchen vorhanden
 gewesenem Drucks auf das Gehirn gefunden, man hat im Gegentheil,
 ohne alle solche Veranlassungen, von bloßer Schwäche Schlagfluß ent-
 stehen sehen. Man

Ursachen für die Bi
 als die beste ansehen.
 weder 1. durch einen
 eine unverhältnißmäßi-
 system, oder 3. durch
 dem Gehirn, oder 4.
 venäthens selbst. Da
 das Gehirn entstehen
 hien (gewöhnlich Blu
 durch Entzündung di
 Zurückflusses des Bl
 heftige Affecten, weic
 mäßige Erhitzung da
 z. B. bei Ertrunkeni
 z. B. bei sehr große
 lähmende Druck auf

Erguß von Blut, oder ein
 in dem Schädel ein
 welche
 niedergedrückte
 worden ist. Von ähnl-
 gemacht,
 auf das Gehirn
 allein
 vorhanden
 gefunden, man hat im Gegentheil,
 Schlagfluß ent-
 nach dem entfernten
 des Schlagflusses
 ist gelähmt, ent-
 ke, oder 2. durch
 auf das Ganglien-
 des erstern nach
 häpfung des Ner-
 am der Druck auf
 s Blutes im Ge-
 i genannt) welche
 ch Hemmung des
 lben, selbst durch
 ibern, durch über-
 des Athemholens,
 des Rückflusses,
 erden kann. Der
 werden von einer

anwenden, wobei man vom Kopf die Haare wegſchneiden und denſelben, wenn er nicht ſchwitzt, mit kaltem Waſſer waſchen und ſchnell wieder abtrocknen laßt. Zu den Klyſtieren nimmt man halb Waſſer und halb Eſſig, oder die Auflöſung von einem Speiſelöffel voll Salz nebst etwas Seife im Waſſer. Zu den Fußbädern nimmt man eiliche Hände voll Aſche nebst ſo viel oder etwas weniger Salz, man kann auch eiliche Loth Senfkörner dazu abkochen. Iſt dieſes alles geſchehen, ſo können Pflaſter von geſtoßenem Senf, mit Sauerteig angemacht, auf die Waden oder Schenkel gelegt werden. Es iſt gewöhnlich, den Aderlaß für das erſte Mittel bei ſolchen Patienten zu halten, allein man unternehme ihn nicht ohne die Beſtimmung des Arztes, weil es Fälle gibt, in denen er geradezu vom größten Nachtheil iſt. Es gibt Menſchen, welche vor andern, vermöge ihrer körperlichen Beſchaffenheit, in Gefahr ſind, von dieſem Zufalle betroffen zu werden. Auch kommt er eigentlich wohl nie ſo ſchnell und unvorbereitet, als es bei manchen Kranken dieſer Art der Fall zu ſeyn ſcheint, ſondern es verſtändigen manche vorausgehende Zeichen ſeine Ankunft. Wenn man noch genauer darauf merkte, würde man noch mehrere Vorzeichen beobachten, denn nur der letzte Schlag kommt ſchnell auf eine beſondere Veranlaſſung, allein die vorbereitenden Urfachen wirken vielleicht Jahre lang vorher. Beſonders ſcheinen ſolche Perſonen zu dem Schlagfluße geneigt, welche ſchon etwas in die Jahre vorgerückt ſind und einen dicken, ſchwammigen Kopf etwas groß, bei Epilepsien leiden, u. d. dazu haben, bei Röthe des ganzen nächtlichen Zuſtandes kleine Lähmungen zum Schlagfluße in allen ſinnlichen Theilen den Magen Speißen genießen Eſſen keine anhaltende Ruhe dem Körper geben. Dagegen ſteht auf gebräuntes nach Maßgabe einmal etwas die nähere Beſchaffenheit. Indeſſen

Uebermaß der Säfte, beſonders des Blutes, von zu fetter Lebensweiſe, und gewohnter Andrang deſſelben nach dem Kopfe von täglichem, reichlichem Genuſſe des Weins u. a. dergl. eine Verminderung der Blutmaſſe nothwendig.

Schlagſchlag. Die Verfertigung der Metallmünze macht eben ſo wie irgend eine Arbeit des Goldſchmids oder Silberſchmids einen Koſtenaufwand nothwendig, dieſen Koſtenaufwand nennt man den Schlagſchlag oder Prägſchlag der Münze. Großbritannien iſt der einzige Staat in Europa, welcher die Prägkoſten ſeiner Münze auf die ganze Nation wälzt, und ſich dieſelben nicht von den Einzelnen, die ſich ihrer bedienen, wieder vergüten läßt; dort wird nämlich die geprägte Metallmünze bloß um ihr Gewicht weggegeben, und die Regierung

den Kopf
n Kräm-
Anlage
ige hohe
ſkeit bei
einzelne
Anlage
ſſen ſie
leiſtigen,
r leichte
ach dem
g über-
i ſchwi-
bermeh-
nehmen,
n, und
nigſtens
rädlich
nen Ur-
denken,

trägt selbst die Kosten der Prägung. Es verdient jedoch die Gesetzgebung Großbritanniens in dieser Hinsicht keineswegs nachgeahmt zu werden, denn jede Metallmünze ist ein Erzeugniß des menschlichen Gewerbfleißes, ihre Ausprägung hat Borrath (Capital), Werkzeuge und Arbeit erfordert; es ist also gerecht und billig, daß Jeder, der die Vortheile des allgemeinen Werthausgleichungsmittels vermöge der Zerstückelung und Beglaubigung des Münzmetalls genießt, auch die Kosten, welche dadurch verursacht worden, mit trage. Die Vergütung des Schlagschatzes ist sogar nothwendig, denn sie allein kann hindern, daß der in demselben liegende Arbeitslohn im Verkehr nicht wieder der Metallmünze entzogen, die Münze von neuem in bloßes Metall verwandelt, zu Gefäßen, Zierrathen &c. eingeschmolzen, also der Nation das Ausgleichungsmittel, dessen sie bedarf, entrisen, und sie zugleich durch die Vernichtung, durch den Untergang des auf die Verfertigung der Metallmünze verwandten Arbeitslohns in Verlust gebracht werde. Hierzu kommt noch, daß, wie sehr auch die Münzkunst in den neuern Zeiten vervollkommnet worden, man es doch noch immer nicht dahin hat bringen können, dem einen Münzstücke genau denselben Metallgehalt zu geben, den das andere hat; kommen nun diese Stücke von verschiedenem Metallgehalte aus der Münzstätte, und es wird kein Schlagschatz genommen, so suchen Speculanten die guten Stücke aus, und schmelzen sie ein, so daß nur die schlechtern im Umlaufe bleiben. Dieser Fall tritt in England wirklich ein, wo man fast gar keine gute Münzstücke mehr im Umlaufe sieht. Läßt sich ein Staat den Schlagschatz nicht wieder vergüten, so macht er dadurch allen fremden Nationen, welche sich seiner Münze zu ihren Werthausgleichungen bedienen, ein ganz unverdientes und zweckloses Geschenk. Die brittische Regierung hat dies eingesehen, und deshalb die Ausfuhr einheimischer Münzen bei Todesstrafe verboten. Aber, gesetzt auch, ein solches Verbot könne in einem Inselstaate, wie Großbritannien, streng befolgt werden, so ist dies doch gar nicht denkbar in irgend einem Staate des festen Landes. Die Aufopferung des Schlagschatzes würde hier nur dann ganz unschädlich seyn, wenn alle Nationen durch eine allgemeine Uebereinkunft sich dazu verständen, denn außerdem hätte es ja eine einzige Nation, welche den Schlagschatz sich vergüten ließe, stets in ihrer Macht, die Metallmünze aller andern Nationen mit Gewinn an sich zu ziehen. Die Größe des Schlagschatzes einer Metallmünze ist denselben Bedingungen unterworfen, wie der Schaffungskostentrag irgend eines andern Gewerbezweignisses, es hängt dieselbe nämlich ab theils vom Arbeitslohne, theils vom Capitalaufwande, welchen die Ausprägung der Münze nothwendig macht; beide, sowohl der Arbeitslohn als der Capitalaufwand aber sind, je nach dem die Metallmünze entweder von grobem oder feinem Schrote ist, und je nach dem dieselbe an dem einen oder andern Orte verfertigt wird, höchst verschieden. Die Ausprägung einer Mark Silber zu groben Münzsorten, z. B. zu Speciesthalern, kostet natürlich bei weitem weniger als deren Ausprägung zu kleiner Münze, z. B. zu Groschen; bei jener ist daher der Schlagschatz nothwendig geringer als bei dieser, und eben so ist die Münzprägung an den Orten, wo sowohl die Brennstoffe als der Arbeitslohn vorzüglich niedrig sind, oder wo eine vervollkommnete Maschinerie Ersparungen an Capital und Arbeitslohn gestattet, wohlfeiler als da, wo solche günstige Verhältnisse fehlen. — Was übrigens die Art und Weise betrifft, wie sich die Regierung den zur Prägung der Metallmünze vorgeschossenen Kostenaufwand, den Schlagschatz, von den Benutzern die-

ter Wärme wieder vergraben läßt, so kann dies nur dadurch geschehen, daß die Geltung der Wärme über den Betrag des in ihr enthaltenen Metalls gesetzlich um so viel erhöht wird, als der Schlagschlag ausmacht.

Schlagschatten (Mahlerei) heißt derjenige Schatten, welcher aus der Stellung des Gegenstandes gegen die Sonne, oder irgend einen andern leuchtenden Körper geworfen wird, und welchen man bei einem erleuchteten Körper von dem Lichte abgekehrt bemerkt. (Siehe Schatten.)

Schlangen, die zweite Ordnung der Amphibien, so benannt, weil sie sich vermöge ihres langen wurmförmigen, äußerst biegsamen und geschmeidigen Körpers auf mancherlei Art in sich selbst und um andere Körper schlingen oder winden können. Ihr wurmförmiger Körper, der gänzlich Mangel aller äußern Gliedmaßen zur Bewegung, sowohl der Beine als der Flossen, zeichnen sie durlänglich vor den übrigen Amphibien aus. Trotz des letztern Mangels bewegen sich die Schlangen mit ungemeiner Geschwindigkeit. Ihr langer gestreckter Körper schiebt, da vermöge seiner wunderbaren Einrichtung jeder Theil desselben eine elastische Feder ist, die bei der Berührung des Bodens loschnellt, pfeilschnell dahin und scheint mehr in der Luft dicht über der Erde hinzuzustiegen, als der Erde selbst zu berühren. Mit unglaublicher Leichtigkeit winden sie sich die Bäume hinauf und heben sich, wenn Zorn oder Liebe sie erhitze, auf ihrem geringelten Schwanz gestützt, mit dem Vordertheile ihres Körpers in die Höhe. Die Schlangen haben auch keine äußeren Ohren, wohl aber innere Gehörgänge und hören ziemlich gut. Das Verhältnis des Kopfs zum Rumpfe, so wie die Gestalt desselben, ist sehr verschieden; die Augen sind schon und feurig; die Rundöffnung ist ungemein weit, und der Rachen kann stark erweitert werden, da die Keimbladen nur mittelst elastischer Bänder zusammenhängen; der Schlund dehnt sich zu einem Kropfe aus, der ein drei bis vier Mal größeres Thier faßt, als die Schlange selbst, wenigstens in Rücksicht ihrer Dicke, ist. Die Zunge liegt in einer Scheide verborgen, ist lang und gespalten, und bewegt sich pfeilschnell im Rachen, besonders wenn man das Thier zum Zorn reizt. Die Hände nicht zum Zermalmen der erhaschten Raubes. Nur bei zum Verwunden geschickte feste Knochen eingesenkt, und Sie können durch ein eigener Muskeln hervorgehoben Wurzel liegen kleine Bläschen ein Gift absondert, welches hohlen Zahn und durch eine selben in die Wunde fließt. Ländern, führen ein so scharf ja selbst auf der Stelle abtöten halten die Schlangen das Die Schuppen, welche den chen, weichen in Hinsicht auf Stellungen sehr von einander Stellung beruhen meist die Ed obgleich diese Merkmale nicht Schlangen ist höchst einfach vom Kopfe bis zum Schwanz

irgend weitere Bemerkungen. Die einzelnen Wirbelbeine sind sehr beweglich, und endigen sich am hintern Ende mit einer Kugel, die in der Pfanne des folgenden Wirbelbeins fest sitzt. An den Seiten des Rückens haben die Rippen, die sich nach wechsellänglichen Richtungen biegen. Gegen das Ende des Schwanzes haben die Wirbelbeine weder Rippen noch Fächer. Rippen und Wirbelbeine machen übrigens die einzigen festen Theile in dem Rumpfe der Schlangen aus, und die innern weichen Theile sind daher von unten durch nichts als durch die beiden Bauchhäuten und durch eine beträchtliche Lage von Fett zwischen Haut und Eingeweiden beschützt. In der Größe findet sich bei den Schlangengattungen die größte Verschiedenheit; einige erreichen eine Länge von 30 und mehr Fuß, dagegen messen andere nur wenige Zoll. Dabei sind die Peitschungen und Narden ungemein mannichfaltig und bei einigen so prächtig, daß man sie zu den schönsten Thieren rechnen muß. — Die Schlangen finden sich nur in der heissen und in den gemäßigtem Zonen, nicht jenseit des Polarkreises. In den heissen Ländern innerhalb der Wendekreise gibt es die meisten, die größten, die schönsten und die gefährlichsten. Mehrere Gattungen trifft man sowohl in der alten als neuen Welt an. Fast alle lieben feuchte, dampfne, aber jug'lich warme Orte. In der Hitze des hohen Sommers sind sie am lebhaftesten und thätigsten, die geringsten oder auch am gefährlichsten. Dagegen werden sie im Herbst immer träger und erstarren zuletzt, wo der Winter auch nur einigermaßen streng ist. In diesem Winter Schlaf verbleiben sie, bis das Frühjahr sie wieder erweckt. Nachdem häuten sie sich. Die größten Schlangengattungen sind dem Winter Schlaf nicht unterworfen, da sie nur in heissen Ländern leben; auch zeigen sie keine Fertigkeit, selbst zu kriechen und in einem Wasser zu leben, und suchen zum wählen beständig Luft schätzen, was Nahrung der Schlangen beiderlei Geschlechter ist. Die kleineren Gattungen kriechen allerhand Art oder sitzen auch dem größten Eidechsen und Leoparden werden ihnen Nahrung. Sie können ihren Fraß nicht, sondern verschlucken ihn ganz. Ist ihre Haut dazu zu groß, so vermalmen sie sie durch ihre Windungen. Die Wandlung der mit Haut und Haar verkleideten thierischen Körper scheint bei den meisten Schlangen viel Zeit zu erfordern, und daher die Fraß im Magen selbst in Häuten überzugehen. Daraus lassen sich die oben stehenden Ausdünstungen erklären, die man bei allen Schlangen bemerkt und die wohl Uebel sein mögen, daß man ihnen sonst eine bewundernde Zauberkraft zuschreibt. Es gehören sämmtlich zu den stierischen Thieren, doch brüten einige ihre Eier im Erde selbst durch ihre eigene Wärme aus; diese pflegt man daher auch lebendig gebärende oder Vipern (*Viperas*) zu nennen. Für den Menschen haben die Schlangen keinen bedauernden Nutzen; einige dienen zu Arzneimitteln, andre, selbst die giftigsten, zur Nahrung. Man kennt jetzt neun Geschlechter der Schlangen, welche in ungefähr 200 Gattungen zerfallen.

Schlangenbad, ein warmer Quell in der Gegend von Wiesbaden und von Schwalbach, der durch einen Mezale an Thonerde sehr erwärmend wirkt. Haveland sagt: es sey gemacht ein Bad für Damen zu seyn indem es die Haut rein, weich und jugendlich erhalte, und die durch Alter verlorne Seltsamkeit der Blüthe wieder herstelle. Eben

falls wird ein Quell bey Eplitz, in dem sich sonst bisweilen Schlangen einfanden, so genannt.

Schlegel (Joh. Elias), wurde 1718 zu Weissen geb. Sein Vater war daselbst Appellationsrath und Stiftspondicus, und ließ diesen Sohn durch Privatlehrer unterrichten. Schon im zwölften Jahre fing er an deutsche Verse zu machen. Mit großen Kenntnissen in den sogenannten Schulwissenschaften ausgerüstet, besuchte er Schulorte, wo er auch über seinen jüngern Bruder Johann Adolph Schlegel die Aufsicht übernahm. Durch seinen Vater ermuntert, studirte er den Horaz, suchte diesen Dichter und die Cyropädie des Xenophon zu übersetzen, und verfertigte schon in seinen Schuljahren selbst ein Trauerspiel, welches er die Trojanerinnen benannte. Diesen und mehrere Versuche wagte er ohne weitem Beistand seiner Lehrer. So begeistert er war, wenn er arbeitete, so strenge in der Kritik war er gegen sich selbst, und er strich häufig die Hälfte seiner Arbeiten am andern Morgen durch, die er Abends vorher gemacht hatte. Mehrere, freilich selbst für jene Zeit noch mittelmäßige dramatische Arbeiten vollendete er auf der Schule. In Leipzig, welches er 1739 besuchte, um die Rechtswissenschaften zu studiren, wurde er mit Gottsched bekannt, der, seinen wandelbaren Ruhm durch Verbindungen mit jungen talentvollen Dichtern zu sichern bemüht, auch Schlegel an sich zog, und mehrere Aufsätze desselben in seine Beiträge zur kritischen Historie der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit aufnahm. Nach Beendigung seiner Universitätsjahre (1743) nahm ihn sein Verwandter, der sächsische Kriegsrath und Gesandte von Spener als Privatsecretär mit nach Copenhagen. Schlegel nahm späterhin an dem bremischen Beiträgen zum Vergnügen des Verstandes und Witzes thätigen Antheil, und gab selbst eine Wochenschrift unter dem Titel: Der Fremde heraus, worin er seine Bemerkungen über dänische Sitten, Verfassung, Geschichte, Sprache u. s. w. vortrug. Diese Wochenschrift wurde in Dänemark sowohl als in Deutschland sehr günstig aufgenommen. Zum Behuf des dänischen Theaters arbeitete er einige Lustspiele aus, welche nach seiner deutschen Handschrift in's Dänische übersetzt wurden. Durch den Einfluß des Freiherrn von Holberg, dessen Gunst er sich durch seinen Fleiß in der dänischen Geschichte und Sprache erworben hatte, wurde er (1748) zum außerordentlichen Professor an der neuerrichteten Ritterakademie zu Soroe ernannt. Seine Einkünfte waren sehr geringe, desto größer seine Arbeitsamkeit, die verbunden mit Nahrungsvorgen ihm ein hitziges Fieber zuzog, woran er den 13ten Aug. 1749 im 31sten Jahre seines Alters starb. Höchst rühmlich, aber kärglich belohnt war das Streben dieses Mannes für die Literatur sowohl seines ersten als zweiten Vaterlandes. Er war der erste deutsche Tragiker, der genannt zu werden verdient. Sind seine dramatischen Arbeiten jetzt gleich tief unter den Werth gesunken, den sie bei ihrem ursprünglichen Erscheinen hatten, so bleiben sie doch immer schätzbare Denkmale des ersten Aufblühens unserer schönen Literatur. Seine Schriften kamen unter dem Titel: Joh. Elias Schlegels Werke, herausgegeben von Johann Heinrich Schlegel zu Copenhagen und Leipzig (1761 bis 1770) in 5 Bänden 8. heraus. Außer den dramatischen Stücken befinden sich Episteln, epische, lyrische und allegorische Gedichte, und prosaische Ausarbeitungen, namentlich auch die obige Wochenschrift: Der Fremde, in dieser Sammlung. Außerdem hat man auch eine Uebersetzung des ersten und zweiten Bandes der Lustspiele des Saintfoix (Leipzig 1750, 8.) von ihm.

Schlegel (Johann Adolph) geboren zu Weissen den 12ten Sept. 1791, beyo mit seinem Bruder Joh. Elias, nachdem beide zu Schulpforte die erste gelehrte Bildung empfangen hatten, die Universität zu Leipzig. Hier entstand zwischen ihnen, Sellert, Rabener, Eramer, Ebert u. A. der innige Freundschaftsbund, der in der Folge auf die Ausbildung des deutschen Geschmacks so vortheilhaft wirkte. Die beyen zwischen Vaterdage waren die erste Frucht dieses Bündnisses. Ebert verhan gaben dieselben Verfasser, von denen Johann Adolph Schlegel einer der eifrigsten war, unter dem Titel: vermischte Schriften, eine Monatschrift heraus, die als betrachten ist. Nachher arbeitete dieser Eramer herausgegebenen Wochenchrift sicher Rücksicht erwarb ihm jedoch (schränkung der schönen Künste auf eine solus à un minus principio), welche er Anmerkungen begleitete, den meisten eben so unhaltbar und befehdlos sind, beachtet, und zum Theil widerlegten Prediger und Professor der Philosophie gestellt, von wo er 1759 nach Hannover kam, und, nach mehreren Beförderungen zu geistlichen Aemtern, das Amt eines Generalsuperintendenten des Fürstenthums Lüneburg 1787 erhielt. Er sa September 1792. Obgleich der ältere Theil von J. dichterischen Werken für unsere Zeiten keinen Werth mehr seine ästhetischen Ansichten, fernem Zeitalter gemäß, in schränkt waren, so verdienen doch seine Bemühungen um schone Literatur Achtung, und selbst seine Fabeln (Leipz keine geistlichen Lieder (vermischte Gedichte Th. 1. gehören zu dem Bessern, was wir Deutschen in diesen Dichtungsarten aufzuweisen haben. Als aufgeklärter Kanzelredner sicherte sich Schlegel gleichfalls einen dauernden Ruhm durch mehrere Sammlungen von Predigten, unter denen die zu Leipzig 1757 in 3 Bänden herausgekommene eine der vorzüglichern ist. Seine beiden Söhne, August Wilhelm und Friedrich Schlegel, haben sich einen entschiednen Ruhm als Dichter und Kritiker erworben. (S. Beide)

Schlegel (Johann Heinrich), geboren zu Weissen 1729, ein Bruder von Joh. Elias und Joh. Adolph, mit denen er gleiche Erziehung erhielt. Er studierte von 1750 an in Leipzig die Medicinwissenschaften, beschäftigte sich aber besonders mit der Geschichte der schönen Literatur, und kam durch Vermittelung seines ältern Bruders Joh. Elias als Secretär der dänischen Kanzlei nach Copenhagen, wo er (1760) als Professor der Geschichte, königl. Historiograph und Justizrath starb. Er hat mehrere Schauspiele von Adonsen und andern englischen Dramatikern, nach Maßgabe seiner Zeit sehr glücklich, verdeutschet. Außer andern die dänische Geschichte betreffenden Werken, hat er auch eine Geschichte der dänischen Könige aus dem sachsenburgischen Stamme (Copenhagen und Leipzig 1777, 2 Bände in Folio mit Kupfern) geschrieben.

Schlegel (August Wilhelm) und Friedrich Schlegel, zwei Brüder, welche durch ihre kritischen Besprechungen, durch eigene poetische Erzeugnisse, durch Nachbildungen und Uebersetzungen ihre Zeitgenossen ergriffen und eine literarische Revolution veranlaßt haben, die, wiewohl sie nicht in das Innere der Nationalität eindringt, doch auf deutsche Kunst und Wissenschaft heilsam gewirkt hat. A. W. Schlegel ist 1767

ge zu
J. A.
1800
: Ein
to ro
s und
en oft
u ver
r als
ß an

zu Hannover geboren, F. Schlegel eben daselbst 1772. Ihr Vater war Johann Adolph Schlegel, ihr väterlicher Oheim Johann Elias Schlegel, welche beide der gellerischen Periode angehörten und sich rühmlich in der Literatur hervorthaten. (S. oben.) Das wissenschaftliche Leben beider Brüder fällt zwar größtentheils zusammen; indessen fodert Jeder vorläufig seine eigene Betrachtung. Wie eine Stelle der Elegie von A. W. Schlegel „Neoptolemus an Diokles“ andeutet, herrschte im väterlichen Hause das liebevollste Verhältniß und gewiß verlebte er glückliche Kinder- und Knabenjahre. Von der Mutter, einer trefflichen Frau, ward er in der Religion, von Hauslehrern und auf der Schule zu Hannover in den Elementen der Sprachen und Wissenschaften unterrichtet. Ein besondres Talent zeigte er für Sprachen. Früh entwickelten sich seine Dichteranlagen, und schon in seinem ersten, zum Theil abenteuerlichen Jugendversuchen zeigte er eine ungewöhnliche Leichtigkeit im Versbau und Reim. Als achtzehnjähriger Jüngling sprach er auf dem Lyceum an einem Geburtstage des Königs eine selbstverfertigte hexametrische Rede, die eine Geschichte der deutschen Dichtkunst im Abriß gab und mit Recht bewundert wurde. In Göttingen studirte er anfangs Theologie, ging aber bald zur Philologie über. Hier war es, wo er Bürger's Freundschaft gewann, welcher ihm in der Vorrede zur zweiten Ausgabe seiner Gedichte 1789 die poetische Weihe gab und in einem klaren Sonette die Unsterblichkeit verkündigte. Auch arbeitete er an dessen Akademie der schönen Redekünste, in welcher sich z. B. seine Ariadne findet. Zugleich war er ein Mitglied des philologischen Seminariums unter Heyne, und eine lateinische Abhandlung über die homerische Geographie, welche im Jahr 1787 das Accessit erhielt, bewährte früh seine gründliche Bekanntschaft mit einem der schwierigsten Theile des Alterthums. Auch fertigte er im J. 1788 das Register zum heynischen Virgil. Von Göttingen ging er als Hofmeister nach Amsterdam, in das Haus des großen Banquiers Nuilman, von wo er nach einem dreijährigen Aufenthalte in sein deutsches Vaterland zurückkehrte. Er nahm an den Honoren, so wie später an den Museenalmannen von Schiller lebhaften Antheil, besonders zogen, außer den Briefen über Poesie, Sylbenmaß und Sprache, die Uebersetzungen aus dem Dante mit ihrem Commentare die Aufmerksamkeit der Kenner auf sich, wiewohl die Form des Originals absichtlich verletzt war. Auch gab er zu den Erholungen von Becker und zum Taschenbuche für das gesellige Vergnügen einige zum Theil gehaltvolle, zum Theil scherzhaft Beiträge, und war bis zum J. 1799 vielleicht der fleißigste Mitarbeiter an der alten jen. Lit. Zeit., mit deren Redacteur, dem Hofrath Schück, er bald auf eine ärgerliche Weise zerfiel. Im J. 1797 begann er die Uebersetzung des Shakespeare, in welcher bei der vollkommensten Treue die Sprache, nach dem Ausdruck eines genialen Schriftstellers, alle ihre Künste spielen läßt. Der wohlthätige Einfluß dieser Uebersetzung auf den Geist und auf das Gemüth verwandter Deutschen, so wie auf theatralische und declamatorische Darstellung wird noch lange fortdauern. Von dieser Uebersetzung, die noch unübertroffen dasteht, sind bis jetzt 9 Bände erschienen. Er lebte jetzt, mit dem Titel eines Rath's, als Professor in Jena, wo er ästhetische Vorlesungen hielt, und sich vom J. 1798 bis 1800 mit seinem Bruder zur Herausgabe des Athenäums verband, einer Zeitschrift, die, durch 5 Stücke hindurchgehend, das Schlechte von dem Guten genau abzusondern und bei aller kritischen Strenge die Reime lebendiger Bildung in empfäng-

lichen Gemüthern zu entfalten suchte. Dieses *Athenäum*, wiewohl es seiner Schärfe und seines übermüthigen Tons wegen Vielen mißfiel, hat auch durch die Theilnahme befreundeter Geister viel beigetragen, einen freiem Geist in der Ansicht deutscher Literatur aufzuregen, und die geistigen Vortheile werden in so fern den Nachtheil überwiegen, den diese Zeitschrift sowohl durch ihre eigene Hypersthenie, als durch einige thölpelhafte Nachtreter bewirkt hat. Noch erschien während seines Aufenthalts in Jena die erste Ausgabe seiner *Gedichte* im Jahr 1800, unter welchen besonders die Sonette, deren zweiter Vater unter den Deutschen A. W. Schlegel ist, namentlich die geistlichen und Kunst-Sonette (die ihr Daseyn einer Reise nach Dresden verdanken) einen Chor von geschickten und ungeschickten Nachahmern erweckt haben. In die letzten Jahre seines polemischen Lebens in Jena fällt noch das *Leben Nicolai's* von Fichte, welches er mit einer Vorrede herausgab, und die Erscheinung der *Ehrenpforte* für den Theater-Präsidenten von Rozebue (1800). Diese Geburt des *Capriccio*, durch den hyperboreischen Esel von K. veranlaßt, ist nicht mit Unrecht von Vielen angefochten worden; doch muß man, um das Schauspiel zu übergehen, die Spottgedichte aus ihrem eigenthümlichen Gesichtspunkte betrachten und der Wahrheit zur Ehre gestehn, daß A. W. Schlegel dieses *Quodlibet* herausgab, als öffentliche Zeitungen die gewisse Rückkehr Rozebue's sogleich nach seiner Gefangennahme gemeldet hatten. In das J. 1801 fallen die *Charakteristiken* und *Kritiken* in zwei Theilen, von beiden Brüdern herausgegeben, worin das Urtheil über Bürgers Werke, von A. W. Schlegel mit umfassender Einsicht und Unparteilichkeit ausgesprochen, neu war; die andern Aufsätze waren aus mehreren Zeitschriften zusammengestellt. Gewiß ist es, daß diese Sammlung manchen Geistesfunken entzündet und manche treffliche Ideen und Grundsätze mehr in Umlauf gebracht hat. Bald darauf erschien der *Musenalm* nach auf das J. 1802, welchen er mit L. Tieck gemeinschaftlich herausgab. Der Geist des Mysticismus und der Symbolik herrscht hier vor; doch werden viele mit Freuden dieser Erscheinung gedenken, z. B. der rührenden Sonette von A. W. Schlegel an seine Stieftochter Augusta Böbmer. Ueberhaupt lebten jetzt die beiden Schlegel ein schönes Leben mit gleichgesinnten Freunden, und nur der Tod von *Novalis* (s. d. Art. *Hardenberg*) hatte sie in diesem Zeitraume betrübt. — Jetzt hatte sich A. W. Schlegel, der mit seiner Gattin, einer geb. Michaelis, nicht in Harmonie lebte und sich von ihr trennte, nach Berlin gewandt, wo er zu Ende des J. 1802 Vorlesungen über Literatur, Kunst und Geist des Zeitalters hielt, die im dritten Bande der *Europa* seines Bruders abgedruckt sind. Im J. 1803 erschien der *Ion*, ein antikes Trauerspiel, über welches in der Zeitung für die elegante Welt (an welcher A. W. Schlegel mit Rath und That arbeitete) auch in Beziehung auf den Euripides und auf die theatralische Darstellung sehr lehrreiche Discurse zwischen Bernhardt, Schelling und dem Verf. verführt wurden. Jener Zeitung hatte sich bald der *Freimüthige* unter Rozebues und Merckels Redaction entgegengesetzt, und es kam nun zu einem Federkriege gegen die sogenannte neue Schule und ihre Häupter, bei welchem auch Klatschereien und Caricaturen nicht verschmäht wurden; A. W. Schlegel ging jedoch auf diesen Schmutz nicht ein. In demselben Jahr 1803 erschien der erste Band des spanischen Theaters, welcher 3 Stücke des *Calderon* enthielt; der zweite Band folgte 1809. Schlegel hatte kurz zuvor im zweiten Stücke der *Europa* das Publicum auf den Genuß

jenen Dichters vordringet. Man konnte an dem Uebersetzer des Sphare keine geringen Forderungen machen; sie wurden aber vollkommen erfüllt, und man kann wohl sagen, daß er hier mit größern Schwanzigkeiten zu kämpfen hatte. Die Uebersetzung ist rein, auch das er sich in Beziehung auf Evidenzweise, Reime und Affonanzen die strengsten Gesetze vorzuschreiben und durchzuführen. A. W. Schlegel behauptet allerdings einen ausgezeichneten Rang unter allen Uebersetzern; auch das er nicht bloß unsere Literatur mit Uebersetzungen aus südlichen Sprachen bereichert, sondern seine Virtuosität auch in andern Uebersetzungen, besonders aus dem Griechischen, bewährt. Die Blumenkränze der italienischen, spanischen und portugiesischen Poesie, in welchen auch Wieland einige Sonette des Petrarca übersezt hatte, gaben im J. 1804 einen neuen Beweis dieser Kunstfertigkeit. — A. W. Schlegels Leben in Berlin Wendepunkt, indem er einer unfreundlich der edelsten Frauen entrißen ward, mit welcher Welt sonnte und nach neuen Quellen der forschte. Mit der Frau von Stahl, „Rom“ gefeiert hat, ging er im J. 1805 in Copet, bald in Italien, Frankreich, die Recensionen von ihm aus diesem Zeitpunkt Zeit, späterhin in den Heidelberger Jahrbüchern. In französischer Sprache schrieb er 1807 eine Vergleichung der Phädra des Euripides mit der des Racine, welche unter den pariser Literatoren ungewöhnliches Aufsehen machte. Im Frühling des J. 1808 hielt er in Wien vor einem glänzenden Kreise Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, die 1809 bis 11 in 3 Theilen erschienen sind. Seine Absicht dabei war, einen allgemeinen Ueberblick zu geben, und die Begriffe zu entwickeln, nach denen der Kunstverth der dramatischen Hervordringungen verschiedener Zeitalter und Völker zu schätzen ist. Und in der That herrschte in diesen Vorlesungen eine Klarheit und, wenn man den Ueberfluß von Liebe für einige Weiser abrechnet, eine Besonnenheit des Urtheils, die nichts zu wünschens übrig läßt. Eben so besorgte er im J. 1811 eine neue Sammlung seiner poetischen Werke, von welcher wir noch den dritten Theil erwarten. In diesen Gedichten, worin zugleich die Sprache in glänzend reinen Farben spielt, findet sich der größte Reichthum poetischer Formen. Man kann den Werth dieser von echter Bildung durchdrungenen Poesien als bekannt voraussetzen, sich aber dabei nicht verschweigen, daß die Elegie: „Rom,“ etwas alexandrinisch erscheint, und daß sie ihre Ansehnlichkeit in technischer Hinsicht doch nicht vollkommen rechtfertigt. Auch darf man fragen, ob der Dichter mit der Aufnahme einzelner alten Gedichte, namentlich auf Merkel und Logedue, nicht den Wohlklang ein wenig verliert dabei? In dem deutschen Museum seines Bruders nahm er besonders durch die gründlichen Untersuchungen Urtheil, welche er in mehreren Ertheilen desselben über das Buch der Nibelungen anstellte, von welchem er uns eine kritische Ausgabe versprochen hat. — Die großen Ereignisse der Zeit demüthigten sich nun seines Gemüths; er ward im verhängnißvollen J. 1813 politischer Schriftsteller in französischer und deutscher Sprache und begleitete selbst den Kronprinzen von Schweden, welchen er im J. 1819 in Stockholm kennen gelernt hatte, als Secrerär, auch hat er zur Anerkennung seines Verdienstes mehrere schwedische Orden erhalten. Jetzt lebt er wieder in Copet. Das Neueste, was wir von diesem reichen Geiste

besitzen, ist ein Aufsatz über Mezer im dritten Stücke der Zeitgenossen, und eine italienische sehr gelehrte Abhandlung in der Biblioteca Italiana 1816, über die bronzenen Pferde zu Venedig, die er für griechische Kunstwerke erklärt. Noch möchte zu bemerken seyn, daß er manche Werke jüngerer Freunde herausgegeben hat, z. B. den *Lacrimas*, 1803 und die dramatischen Spiele von Pellegrin, 1804. — Wir eilen nun zu seinem Bruder, Friedrich Schlegel, jetzt von Schlegel. Seine Kindheit verlebte er bei seinem Oheim, und dann bei seinem ältesten Bruder, welche beide Landgeistliche waren. Obgleich der Vater ihn dem Kaufmannsstande zu widmen wünschte, ließ er ihm doch einen vielseitigen Unterricht geben, um ihm eine desto freiere Wahl vorzubehalten. Er zeigte indessen bei natürlichem Verstande und lebhaftem Geiste keine bedeutende Spur eines ausgezeichneten Talents; doch fühlte er, da er in Leipzig die Handlung erlernte, seine Unfähigkeit dazu so lebhaft, daß der Vater seinen Bitten nachgab, und ihn zurücknahm. Jetzt, im 16ten Jahre, sieng er seine gelehrte Bildung mit dem glühendsten Eifer an. Er widmete sich der Philologie, studirte nur ein Jahr in Göttingen, dann in Leipzig, und durfte nach Vollendung seiner akademischen Studien sich rühmen, jeden uns übrig gebliebenen griechischen und römischen Schriftsteller von einiger Bedeutung aus eignem Studium zu kennen. Die erste Schrift, mit welcher er, so viel wir wissen, öffentlich auftrat, ist ein Aufsatz über die griechischen Dichterschulen, der etwa in das J. 1793 fällt. Dann war er Mitarbeiter an dem Journale *Deutschland*, welches in den Jahren 1795 und 1796 Richard in Berlin herausgab, so wie am *Lyceum der schönen Künste*, welches 1797 unter derselben Direction erschien. Seine Beiträge bestanden in Charakteristiken und Kritiken, die größtentheils, wie z. B. die Aufsätze über Forster und Lessing (dessen Gedanken und Meinungen er später auch mit commentirenden Abhandlungen in 3 Bänden herausgab), in das unter demselben Titel angeführte Werk übergegangen sind, welches 1801 zu Königsberg in 2 Bänden herauskam. Nur die Nachrichten über den *Boecaz*, zu welchen, er späterhin einen Nachtrag in der *Europa* lieferte, waren neu. Die erste Schrift Fr. Schlegels von größerem Umfange waren die *Griechen und Römer*, 1797, welcher ein Aufsatz über die platonische Diotima und über die Darstellung der Weiblichkeit in den griechischen Dichtern angehängt war. Den Werth dieser Schrift erkannte selbst Heyne mit Achtung an. Sie ist nicht fortgesetzt worden; man kann aber die *Poesie der Griechen und Römer*, 1798, als den zweiten Theil derselben ansehen, wiewohl auch diese Geschichte leider nur ein Corso geblieben ist. In diesen Werken zeigte Fr. Schlegel bei einer Fülle von Gelehrsamkeit die Originalität des Selbstdenkens und die Kraft der historisch-kritischen Waffen, mit welchen er sich im Felde der antiken und modernen Poesie zu bewegen anfing. Es kann hier der Ort nicht seyn, das Ganze zu charakterisiren; indessen kann man sagen, daß im erst genannten Werke die beiden Kunstwelten und ihre Erscheinungen streng geschieden wurden, und daß hier nach der vortrefflichen Abhandlung von Schiller in den *Horen* der Gegensatz des Antiken mit dem Modernen, des Classischen mit dem Romantischen scharf ausgesprochen war. Im zweiten Werke machte er den glücklichen Anfang, die Erzeugnisse der griechischen Poesie in ihrem organischen Zusammenhange zu betrachten, und die Hervorbringungen des Alexandrismus, so wie die römische Ausartung, von hellenischer Harmonie abzusondern. Dabei beschäftigte er sich mit der Kritik des Pla-

1807, von welcher wir noch das Resultat erwarten, weil er in ihm ein ergänzendes Princip suchte, so wie er sich späterhin zur indischen Literatur hinwendete. In Beziehung auf den Platon verband er sich in Berlin mit Schleiermacher, zog sich aber von der projectirten Uebersetzung dieses Schriftstellers zurück, nachdem 5 Bogen davon bereits bei Frommann gedruckt waren. Im Athenäum, welches er mit seinem Bruder gemeinschaftlich herausgab, bekümmerten sich viele so diegenen Aufsätze von ihm, auch bloße fruchtbare Andeutungen in Fragmenten, Ideen u. s. w. Im J. 1809 erschien, als freies Werk des Phantasie, des Gefühl's und der Reflexion zugleich, der erste Theil des Lucinde, die bis jetzt unvollendet geblieben ist, wiewohl der Verf. einst in der Europa erklärt, daß er sie fortzusetzen gedenke. Schwere lich haben sich je über ein Werk mehr verschiedene, zum Theil ebbelhafte Stimmen erhoben, und die Vertheilung in den Urtheilen der Menge, die in diesem Romane bloß eine Art von Ardingbello fand, und in der Freiheit dichterischer Anschauungen der Liebe das Wadde und Schöne nicht zu schätzen, den Reiz und den Abwey nicht zu scheiden wußte, das wahrscheinlich die Fortsetzung verhindern. Demals lebte Friedr. Schlegel in Berlin. Im J. 1808 habul ertrte er sich als Privatdocent in Jena, wo er mit großem Beifall philologische Vorlesungen hielt. In dieser Periode trat er zuerst als Dichter auf, da er vorher immer gelehrt hatte, daß es ihm nur an der Sprache fehle. Die ersten Gedichte von ihm bekümmerten sich im Athenäum, dessen letztes Heft im J. 1808 herauskam, namentlich die französischen Terzinen an die Deutschen. Im zweiten Bande der Charakteristiken und Kritiken, 1801, erschien darauf ein größeres Gedicht im elegischen Soldenmaße: „Hercules Aufagetes,“ welches für die Ergreifung seines eigentlichen Charakters und Erredend sehr wichtig ist. Von jetzt an sprach er sich in den mannichfaltigsten Formen aus, z. B. im Musenalmanache von Bermehren auf 1802 und 1803, vorzüglich aber im W. Alm. von Zief und A. W. Schlegel, worin die Aendelrabe ein eben so archaisches, als musikalisches Gedicht ist, um

2. Die Ahsong, wendete er bei größern G im Alarke (1802), einem Trauersucht, doch dem Stoffe und der Ausführung werden muß. Auch dieses Trauerspiel ist; doch ist es in Berlin und Weimar auf 1802 lebte er einige Zeit in Dresden, zu Erinnerungen und eine geliebte dort verheirathet. Dann reiste er mit seiner Gattin, die mit welcher er später in Wien zur römischen nach Paris, wo er Vorlesungen über die 1800, bestehend aus zwei Bänden, oder ind sich aufre der Kunst und den stölichen indischen Sprache und Literatur beschäffendens legte er 1806 in der Schrift:

„Ueber die Sprache und Weisheit der Indier,“ wieder; auch bei der Mangelhaftigkeit dieses Versuchs ist doch der glückliche Fleiß dieses unermüdbaren Forschers rühmlich anzuerkennen. Auch machte er sich während seines Aufenthalts in Paris um die afronpäischen Literaturwissenschaften verdient, indem er 1804 eine Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters aus gedruckten und handschriftlichen Quellen in 2 Theilen herausgab, so wie 1805 den Lotbes und Waller. Doch war das Original für Kitzersgeschichte, die er

nach einer ungedruckten deutschen Handschrift bearbeitete, ursprünglich italienisch. Nicht minder verdanken wir ihm diplomatische Aufklärungen über die Geschichte der Jungfrau von Orleans, die er aus den *Notices et Extraits* zog. Fr. Schlegel ging nun nach Deutschland zurück, und sein vaterländisches Gemüth ergoß sich auf der Reise zum Theil in dithyrambischen, zum Theil in elegischen Gesängen; doch immer weht die Hoffnung, wie frische Luft hindurch. Man findet den innigen Ausdruck dieses Gefühls nicht allein in seinen Gedichten (1809), sondern auch in seinem poetischen Taschenbuche für das J. 1806, worin er zugleich über die deutsche Kunst, besonders über das Wesen der gothischen Baukunst treffliche Worte gesprochen und nach Turpins Chronik den Roland, ein Heldengedicht im Romanzen, mit durchgehender Assonanz gebildet hat. Ein noch ungedrucktes historisches Drama, Carl V., durch Benutzung historischer Urkunden zu vollenden, ging er 1808 nach Wien, war im folgenden Jahre als kaiserlicher Hofsecretär im Hauptquartiere des Erzherzogs Carl, und wirkte durch kraftvolle Proclamationen auf den Geist der Nation. Bei der unglücklichen Wendung der Dinge kehrte er zur literarischen Thätigkeit zurück, hielt zu Wien Vorlesungen über die neuere Geschichte und über die Geschichte der Literatur aller Völker, welche 1811 und 1812 im Druck erschienen sind. Wenn im ersten Werke bei der Eigenthümlichkeit historischer Ansichten eine gewisse Parteilichkeit durchschimmert, so findet man im zweiten ein lebensreiches Gemälde aller Literaturen sowohl der alten und mittlern, als der neuern Zeit. Im J. 1812 gab er das deutsche Museum in zwei Jahrgängen heraus, erwarb sich Metternichs Vertrauen durch manche diplomatische Schrift, und ist jetzt Legationsrath der österreichischen Gesandtschaft bei dem deutschen Bundestage zu Frankfurt a. M. Er wird als Verfasser der gehaltvollen Rede genannt, mit der der Präsidialgesandte den Bundestag eröffnete. Eine seiner neuesten politischen Schriften ist die Darstellung der jetzigen Staatenverhältnisse. Wir haben bei der gedrängten Uebersicht der Werke dieses großen Denkers, Schriftstellers und Dichters manche Beiträge nicht erwähnt, die er z. B. in Rostorfs Dichtergarten, im attischen Museum niedergelegt hat; auch hat er mit seinem Freund Ludwig Tieck die Schriften von Novalis, den ersten Theil des Florentin von seiner Gattin, und 1807 noch vor der Erscheinung des französischen Originals die Corinna der Frau von Staël deutsch herausgegeben, welche Uebersetzung auch von seiner Gattin herrühren soll. — Wir äußerten im Anfange, daß die literarische Revolution, welche diese geistigen Dioskuren bewirkten, nicht ganz in das Innere der deutschen Bildung einging. Sie war, wiewohl sie noch jetzt Spuren genug hinterlassen hat, größtentheils eine vorübergehende Erscheinung, mehr durch die Schuld vieler sogenannter Schlegelianer, als der Stifter selbst, welchen man bei der Tiefe und Fülle ihrer Kenntnisse und bei dem Reichtume ihres Geistes eine zweckmäßige Form der Darstellung nicht absprechen kann. Besonders ist die Prosa von A. W. Schlegel wegen ihrer Klarheit und Anmuth zu loben, zu welcher sich der Tieffinn des Bruders nicht immer herabläßt; dagegen verräth die Poesie des Ersten, vorzüglich in den spätern Erzeugnissen, bisweilen eine ungemein zierliche Künstlichkeit. Wir müssen aber von den eigenen poetischen Schöpfungen dieser verbrüdereten Kraft die kritischen Bestrebungen sondern, welche eine dankbare Nachwelt gewiß nicht verkennen wird, und von welchen man noch viel Heilsames für die Zukunft erwarten darf, da

ihre literarische Laufbahn noch gar nicht geendet ist. Es verdient Lob, daß sie bei ihren steten polemischen Veräbhrungen, ohne Rücksicht auf berühmte Namen, immer auf das wahrhaft Vortreffliche drangen, das Schlechte und Mittelmäßige aber mit entschiedenem Hasse verwarfen, wenn sie auch in jugendlichem Enthusiasmus, oder in wohlgemeintem Scherze bisweilen zu weit gegangen seyn sollten, wie z. B. in jenen Bücheranzeigen des *Athenäum*s. Sie unterschieden, wie oben schon angedeutet ist, die Gränzen der antiken und romantischen Kunst und die einzelnen Dichtungsformen genau, drangen mehr auf das Ideale und auf die Objectivität der Darstellung, und machten in dieser Hinsicht auf unsern größten Meister aufmerksam, dessen gründlicheres Studium sie wirklich eingelehrt haben. Auch blieben sie durch ihr reges Leben in einer reichern Welt, so wie durch den schnellen Umtausch ihrer Ideen von aller Pedanterie und geistigen Fäulniß frei, welches bei Gelehrten nicht immer der Fall ist. Die gegenseitigen Verhältnisse der beiden Brüder sind am bestimmtesten ausgesprochen in A. W. Schlegels Gedichten, 1. Th. S. 218 und in Fr. Schlegels Gedichten S. 369. Sie lebten stets harmonisch mit einander, wenn sie auch ihre Ansichten nicht immer theilten. Ueber eine gewisse Einseitigkeit in der Liebe zum Mittelalter, über ihre Polemik gegen französische Poesie, wie über manches Andere, hat sich die edle Freundin der beiden Brüder, die Frau von Staël, besonders im dritten Theile ihres Werks über Deutschland erklärt. Bei so vielen Verdiensten können sie eben nicht so strenge für das Unheil verantwortlich gemacht werden, welches bald nach ihrem Auftreten, in der deutschen Literatur, gleich einem Gespenst umherging. Es wurden zwar in manchen jungen Gemüthern herrliche Kräfte geweckt; es ist aber auch nicht zu läugnen, daß bei Vielen die Form vorwaltete, daß oft ein loses Spiel mit dem Heiligen getrieben wurde, und daß manche den Ehrsus schwangen, ohne begeistert zu seyn. bb.

Schleiermacher (Friedrich Daniel Ernst), einer unserer gelehrtesten und geistreichsten Theologen und Philologen. Geboren zu Breslau den 25ten Nov. 1768, empfing er seine eigentliche Schulbildung auf dem Pädagogium der Brüdergemeine in Niesky, fing darauf in dem Seminarium derselben in Barby das theologische Studium an, hörte aber im J. 1787 auf, ein Mitglied dieser Gemeine zu seyn, und bezog die Universität Halle, wo er seine Studien unter Mößelt und Knapp fortsetzte, dabei auch Eberhard und Wolf hörte. Nach zurückgelegten Universitätsjahren war er Erzieher bei dem Grafen Dohna auf Finkenstein in Preußen und trat sodann zu Berlin in das Schullehrerseminarium unter Gedike's Leitung. Im J. 1794 ward er zum Predigtamt ordinirt und zuerst Hülfsprediger in Landsberg an der Warthe, dann von 1796 bis 1802 Prediger am Charité-Hause zu Berlin. Hier trat er zuerst als Schriftsteller auf, indem ihm der jetzige Bischof Sack einen Theil der Uebersetzung des letzten Bandes der blafschen Predigten übertrug. Dann übersezte er auf dessen Anrathen Fawcatts Predigten, 2 Bände, nahm hierauf Antheil an dem von A. W. und Fr. Schlegel herausgegebenen *Athenäum*, und schrieb die herrlichen, durch Kühnheit der Gedanken und den Schwung des Vortrags ausgezeichneten Reden über die Religion und die Monologen, auch noch bei Gelegenheit des Sendschreibens jüdischer Hausväter an Zeller „Briefe eines Predigers außerhalb Berlin.“ In diesen Jahren wurde zwischen ihm und Fr. Schlegel eine gemeinschaftliche Uebersetzung des Platon verabredet, von der jedoch Schlegel sich, als das Werk begonnen werden sollte, wieder zurückzog, und die hernach Schleiermacher allein unter-

nahm. Von denselben sind aus Schuld seiner wechselnden Lagen und der Zeiten überhaupt von 1804 bis jetzt erst 5 Bände erschienen. Die Republik, Timäus, Critias, die Gesetze und Priester, und eine versprochene Charakteristik des Platon und seiner Philosophie sind noch zu erwarten. Diese Arbeit gehört unstreitig zu den wichtigsten und fruchtbarsten, die über den Platon unternommen worden, da wohl schwerlich unter den Neuern irgend einer tiefer in den unerschöpflichen und unerschöpflichen Geist dieses Philosophen eingedrungen seyn möchte. Nach 1804 gab er die erste Sammlung seiner Predigten heraus, denen bis jetzt zwei andere allmählig gefolgt sind. Einige Predigten, größtentheils bei besondern Veranlassungen, sind außerdem einzeln gedruckt. Alle diese Reden sind Muster eines klaren, gediegenen, eindringenden Vortrags, wiewohl nicht zu läugnen, daß er sich minder an das Gehör, als an das Denkvermögen seiner Zuhörer wendet. In dieser letzten Gattung der Erbauungsrede ist er Meister, aber auch der ersten lei-

1 Jahre ging Schleiermacher als Hofprediger „Kritik der Sittenlehre“ und die „zwei Sachen des protestantischen Kirchenwesens“ Namen. Einen Ruf an die Universität dem Wunsch der Regierung ab, und als Universitätsprediger und außerordentlich und Philosophie nach Halle berufen. In jedoch erst 1806 kurz vor dem Kriege auf eine Zeit lang wenigstens unter-

ergetische und dogmatische Vorlesungen gehalten, auch philosophische Sittenlehre vorgetragen. Er ging 1807 erst nur auf einen Sommer nach Berlin zurück, begab sich dann, als Halle abgetreten worden, ganz dahin, und hielt Vorlesungen vor einem gemischtem Publikum. Zugleich nahm er als wahrer Patriot den lebhaftesten Antheil an den politischen Verhältnissen, unter welchen sein Vaterland schwächete, und sprach unaufhörlich von der Kanzel in dem herrlichsten Sinne für König und Vaterland, mit einem Muth und Trost, der selbst mitten unter den Bosheiten Davouls unerschütterlich blieb. In dieser Zeit erschienen auch seine kleine Schrift „über Universitäten,“ das „Sendeschreiben über den ersten Brief an den Timotheus“ und der Aufsatz über Heraklit im wolkischen Museum der Alterthumswissenschaften, und früher „die Weihnachtstafel.“ Im J. 1809 ward er Prediger an der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin und nachher die neue Universität eröffnet ordentlicher Professor auf, wie er es war. Wohl möchte der Lehrstuhl von Fungkreis seyn. Hier zeigt sich sein auf der Kanzel. Im großen Aufschwung von der stehenden Anmuth: faßt er die schwierigsten und reichhaltigsten mit Klarheit zusammen und verfolgt Ordnung und Sicherheit. Im J. 1812 wie der Wissenschaften und 1814 bei welcher Gelegenheit er von dem Arbeiten in der Abtheilung für den Studium des Innern gehabt hatte, wofür kommen in den Denkschriften der besonders die philosophische Geschichte

Alle in diese Zeit noch felne Darstellung des theologischen Studiums. Von Bielew wird ihm, mit welchem Rechte, steht dahin, das Glückwünschungsschreiben an die zur Verbesserung der Liturgie niedergesetzte Commission zugescrieben. Unverkennbar herrscht darin dieselbe platonische Dialectik, die in der Schrift gegen Schmalz (s. d.) eben so bewundernswürdig als grausam erscheint. Die Schrift über Religion und Mythologie ist seiner ausdrücklichen Erklärung nach nicht von ihm.

Schlesien, ein jetzt zu Preußen, ehemals zu Böhmen gehöriges Herzogthum, gränzt gegen Morgen an das Königreich Polen, an Galizien und an das Großherzogthum Posen, gegen Mittag wird es von Ungern durch ein dickes, stellenweise über eine Meile breites Gebüsch geschieden, welches weder zu Ungern noch zu Schlesien gehört, und da es von beiden Seiten nicht ausgerottet werden darf, sowohl dem einen als dem andern Lande zur undurchdringlichen Vormauer dient, indem nur eine einzige Landstraße durchgehauen ist. Gegen Abend gränzt Schlesien an Böhmen, an Grafschaft Glatz, und gegen Südwesten von dem sudetischen Gebirge umgeben wird, sehr in fengebirge nach. Das Land zerfällt in Ober- und Niederschlesien. Zu Oberschlesien gehören die Städte Oppeln, Ratibor und Bielitz, und einige Winderherrenfürstenthümer Breslau, Oberg, Sagan, Neisse, Del Carolath, die Standesherrn und mehrere Winderherrschern jetzt hieher. Politisch ist Schlesien österröichische Schlesiung und Uebersicht wegen begreift alle vorhin genann herrschaften, mit Ausse und Bielitz, einiger A Troppau und Jägern aus welchem Allen das österröichische Schlesien enthält 2,948,000 Menschen, 160 ist im Ganzen genommen jeder Art, als Weizen, Roggen, Linsen, Heidekorn und Vieh noch mehr ausführen, wenn ergiebiger wären. Die beste Viehweide, Liegnitz und Neisseberg ist das vorzüglichste. In den Orten wachsende, ist, und es wird damit nach den besten. Aus dem schlechtern gegen Gegenden, wo der Viehweidenbau eignet, ist er doch in den Wiesen. Flachs wird in zwei Theilen der Fabriken und des verarbeiteten wird; aber der Viehweidenbau hier von einem niederröich eingeführt ward, ist d

besonders in der Gegend von Münsterberg, gebaut und ausgeführt. Scharfe, ein Kraut, welches zum Gelbfärben gebraucht wird, sammelt man in mehreren Gegenden fuderweise ein. Der Tabaksbau ist seit einigen Jahren gleichfalls sehr in Aufnahme gekommen. Das Holz nimmt freilich auf dem platten Lande ab; indessen wird doch noch aus den Nichten, Tannen und Kiefern viel Holz, Theer und Pech, und aus den Lerchenbäumen Serpentin und Kienuß verfertigt und ausgeführt. Rindvieh, und Pferdezucht reichen nicht zu den Bedürfnissen des Landes hin. Das nöthige Schlachtvieh wird aus Polen und Ungern hergebracht, und auf den größern Ochsenmärkten, welche zu Brieg, Breslau und Schweidnitz gehalten werden, hat man ehemals wohl mehr als 15,000 Ochsen auf einem Platze gesehen. Die inländische Schafzucht ist veredelt, und die Wolle der schlesischen Schafe wird sehr geschätzt. Wildpret ist reichlich vorhanden, und die Oder, die übrigen kleinern Flüsse, Seen und Teiche liefern viele und gute Fischarten. Das Mineral- und Steinreich ist gleichfalls sehr ergiebig an Eisen, Kupfer, Blei, etwas Silber, mehreren Arten unechter Edelsteine, Marmor, Steinkohlen u. s. w. Auch gibt es in Schlesien mehrere Heilquellen, von welchen die zu Warmbrunn häufig besucht und als Bad gebraucht wird. Die Manufacturen Schlesiens, besonders die Leinwandmanufacturen und die dazu gehörigen Spinnereien und Bleichen, sind sehr berühmt. Die letztern Manufacturen lieferten im J. 1805 für 10 1/2 Millionen Thaler Waaren, und der Ertrag der Baumwollen- und Wollenmanufacturen und der Lederbereitungen stieg beinahe eben so hoch. Die Oder ist der Hauptfluß in Schlesien, welches von ihr der Länge nach durchflossen wird. Auch die Weichsel und Elbe entspringen beide in diesem Lande, und zwar die erstere im Fürstenthum Teschen, fließt dann durch die Standesherrschaft Pleß, und so nach Polen; die Elbe aber hat ihre Quelle auf dem Riesengebirge im Fürstenthum Jauer. Die Oder entspringt freilich in Mähren, wird aber erst in Schlesien zum bedeutenden Strome. Außerdem sind hier noch viele kleinere Flüsse, von denen der Bober und die Kaxbach in der Geschichte von 1813 so berühmt geworden sind. Preussisch-Schlesien ist in kämmeralistischer Rücksicht in 48 landrätliche Kreise eingetheilt, von denen 32 zu dem Breslauischen, und 16 zu dem Glogauischen Departement gehören. Die höchste Gerichtspflege besorgen die königlichen Oberlandesgerichte zu Breslau, Glogau und Brieg. Außerdem sind dem Lande vier königliche Regierungen, zu Breslau, Reichenbach, Liegnitz und Oppeln vorgelegt. Ein großer Theil der oben genannten Fürstenthümer, Standes- und Minderherrschaften wird von mittelbaren Fürsten, Standes- und Minderherren besessen, die zwar zum Theil auch ihre eigenen Regierungen und Justizkanzleien, aber keine landesherrliche Gewalt haben, und der Aufsicht der königlichen Oberlandescolliegen untergeordnet sind. Die meisten Einwohner bestehen aus Lutheranern und Catholiken. Doch gibt es auch andere gottesdienstliche Parteien, denen freier Cultus gestattet ist, als Hussiten, Reformirte, griechische Christen, Herrnhuter, Schwenkfelder und Juden. Die Catholiken stehen in Kirchensachen unter dem Bischof von Breslau, der zugleich Fürst von Neisse ist, jedoch unbeschadet der landesherrlichen Rechte des Königs von Preußen über dies Fürstenthum. Die geistlichen Sachen der Lutheraner werden von den Provinzialconsistorien, und in letzter Instanz von dem Oberconsistorium zu Breslau geschlichtet. Schlesien ist als das Vaterland vorzüglicher Dichter und Gelehrten berühmt. Zu Breslau, der Hauptstadt des ganzen Herzogthums Schlesien, ist eine

Universität. Eben daselbst, zu Glogau, Glatz, Leobschütz, Oppeln, Neiße und Grüssau sind Gymnasien, und zu Liegnitz ist eine Ritterschule und gleichfalls ein Gymnasium. Ueberhaupt wird sowohl auf dem Lande als in den Städten für den öffentlichen Unterricht auf das Beste gesorgt. Der König von Preußen hat aus seinem Schlesien jährlich 8 Millionen Einkünfte. — Unter Oesterreichisch-Schlesien versteht man demjenigen Theil, welcher im breslauer Frieden 1742 dem Hause Oesterreich verblieb. Er gränzt gegen Osten und Süden an Ungern, Galizien und Mähren, und begreift, wie schon gesagt, die Fürstenthümer Teschen und Bielsk, den größten Theil von Troppau und Jägerndorf und einen Theil vom Fürstenthum Neiße, nebst 12 Minderherrschaften. Das Ganze ist seit 1784 in den troppauer und tescchner Kreis eingetheilt, und zu Mähren geschlagen. Oesterreichisch-Schlesien enthält einen Flächenraum von 81 Quadratmeilen, 24 Städte, einen Marktflecken, 536 Dörfer, und zwischen 260 bis 270,000 Einwohner. Die landesherrlichen Einkünfte betragen 800,000 Fl. Das Land ist sehr gebirgicht, und trägt Hafer und Gerste, aber nicht hinlängliches Getraide für seine Einwohner, und ist im Ganzen, besonders gegen Osten nach dem carpathischen Gebirge zu, unfruchtbar und rauh. Aber der Flachsbau und der Kunstfleiß der Bewohner, welche sich mit Leinwand-, Tuch- und andern Wollenmanufacturen beschäftigen, ersetzen das Fehlende. Auch gibt es hier Eisenbergwerke, und die Bienen- und Viehzucht, besonders an Pferden und Rindvieh, sind sehr wichtig und ergiebig. Obst wird gleichfalls viel gebaut, und Waldungen gibt es sehr viele. An Wildpret ist daher kein Mangel, und in den carpathischen Gebirgen gibt es noch Bären und Wölfe. Die catholische Religion ist freilich die herrschende, doch haben auch die hier wohnenden zahlreichen Protestanten in ihren 12 Gemeinden, denen ein Superintendent vorgesetzt ist, freien Gottesdienst. Die Geschichte von Schlesien gehört hierher, und konnte nicht nach der neuen politischen Eintheilung dieses Landes getrennt werden. Doch verweisen wir hier besonders auf die Artikel Friedrich Wilhelm (den großen Churfürst), Friedrich II., Friedrich Wilhelm II., Preußen und Theresia (Maria), und beschränken uns gegenwärtig bloß auf die Anführung der Hauptereignisse Schlesiens vor 1740. In ältern Zeiten wurde dieses Land von den Englern und Quaden bewohnt, zwei Völkern, welche im 6ten Jahrhundert durch die Slaven verdrängt wurden, wodurch Schlesien an Polen kam. Der Name Schlesien entstand aus dem slavonischen Worte *Sle*, womit die Polen den Begriff des Wortes Quade (böse) bezeichneten. Unter polnischer Herrschaft wurden auch polnische Sprache und Sitten, welche noch in mehreren Gegenden Schlesiens fortbestehen, und die christliche Religion eingeführt. Zur Befestigung der letztern ward 966 zu Schmogor ein Bisthum errichtet, welches endlich nach Breslau verlegt wurde. Als der polnische Regent Boleslaus III. seine Länder unter seine Söhne theilte, bekam der älteste, Wladislaw oder Wladislaus, außer andern Landschaften auch Schlesien, und den vornehmsten Antheil an der Regierung. Er wurde aber von seinen Brüdern, denen er ihren Antheil nehmen wollte, aus Polen verjagt, und sein Bruder Boleslaus III., der sich seiner Länder bemächtigt hatte, trat mit Zustimmung seiner Brüder Wladislaw II. Czibac, nämlich dem Boleslaw, mit dem Zunamen der Hohe, oder *Ar* Miecislav und Conrad Schlesien 1163 ab. Diese drei Brüder, welche sich in das Land theilten, wurden die Stammväter der schlesischen Dynastie aus dem piastischen Geschlechte. Die zahlreichen Nach-

Kommen dieser drei Herzoge theilten sich wieder in ihre väterlichen Landesanteile, und daher entstanden die vielen kleinen Fürstenthümer, aus denen Schlesien besteht. Johann, König von Böhmen, suchte das durch diese Theilungen, durch die Uneinigkeit seiner Regenten und durch andere Ursachen geschwächte Schlesien unter seinen Scepter zu bringen, und von 1327 trugen auch wirklich alle schlesische Herzoge (zwei ausgenommen) ihm ihre Länder, mit Vorbehalt der ansehnlichsten fürstlichen Hoheitsrechte, zu Lehn auf. Sein Sohn und Nachfolger Karl IV. erhielt durch Heirath das Erbfolgerecht in den beiden noch übrigen Fürstenthümern Jauer und Schweidnitz, und verleibte 1355 ganz Schlesien der Krone Böhmen ein. Die Könige von Polen leisteten 1335 und 1338, und nachher wieder 1356 und 1372 auf Schlesien Verzicht. Unter der böhmischen Herrschaft breiteten sich hier Hussens, Luthers, Calvins und Schwenkfelds Lehren aus, und die Anhänger derselben erhielten zum Theil Freiheit zur Ausübung ihres Gottesdienstes. Das Ober- und Fürstengericht (supremum tribunal principum atque ordinum), welches König Wladislaw 1498 den Herzogen und Ständen ertheilte, verband die Herzogthümer zwar näher mit einander, allein der Letztern Macht ward immer mehr geschwächt, so wie die Gewalt der Oberherren zunahm und die piastischen Herzoge ausstarben, deren Lande theils der Krone Böhmen unmittelbar unterworfen, theils andern Fürsten, allein mit weit größern Einschränkungen, zu Lehn gegeben wurden. Mit den polnischen Regenten verschwanden auch größtentheils polnische Sitten und Gebräuche; alles wurde auf deutschen Fuß gestellt, und Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften fingen an, aufzublühen. Noch höher aber würde schon in frühern Zeiten der Flor des Landes gestiegen seyn, wenn nicht die Protestanten während der österreichischen Herrschaft so sehr gedrückt worden wären. (Das Weitere unter den angeführten Artikeln und unter Reich (deutsches.) N. P.

Schleswig, ein souveränes Herzogthum, sonst Süderittland genannt, welches gegen Mitternacht an Norder-Itland, gegen Mittag an das Herzogthum Holstein, gegen Abend an das deutsche Meer, und gegen Morgen an den kleinen Belt gränzt. Es hat 192 Quadratmeilen Areal, ohne die dazu gehörigen Inseln. Es ist reich an Getraide, von welchem jährlich an 150,000 Tonnen ausgeführt werden, an Rindvieh, womit nicht bloß gleichfalls ein großer Handel getrieben wird, sondern welches auch Butter und Käse zur Ausfuhr liefert; an Pferden, von denen jährlich über 3000 Stück nach dem Auslande hin verkauft werden. Auch wird mit Fischen ein bedeutender Handel getrieben. Aber an Bau- und Brennholz ist Mangel. Unter den Manufacturarbeiten zeichnen sich bloß die Spitzen von Tonderp, und die Strümpfe und andere Wollenarbeiten der anliegenden Inseln aus. An beiden Küsten, sowohl der Nordsee als des Belts, ist fruchtbares Marschland. In diesem Lande sind, 13 Städte, 11 Flecken und 1500 Dörfer, in denen sich die gesammte Menschenzahl auf ungefähr 286 bis 287,000 Einwohner beläuft, die sich zur lutherischen Kirche bekennen. Seit 1792 hat Schleswig einen eigenen Generalsuperintendenten, unter welchem 11 Propsteien und 265 Prediger stehen. Dies Land gehört nicht mit zu Deutschland, und ist seit 1720, mit Ausschließung der holsteinischen Herzoge, welche sonst hier gleichfalls Landesanteile besaßen, der Krone Dänemark einverleibt. Uebrigens hat das Herzogthum Schleswig seine Landstände, welche aus dem Adel und den Städten bestehen. 1805 wurde die Leibeigenschaft hier völlig aufgehoben, und Schleswig wird jetzt mit Holstein durch einen gemeinschaftlichen königlichen Statthalter

nach gleichen Befehlen regiert, und die Streitigkeiten der Unterthanen beider Lande werden nach einerlei Rechten beurtheilt und geschlichtet. Die Hauptstadt dieses Herzogthums heißt gleichfalls Schleswig. Sie liegt an der Schley. Sie besteht aus der Altstadt, dem Lollfuß und dem Friedrichsberg, hat 1200 Häuser und ungefähr 6800 Einwohner, ohne das Militär. Die Häuser sind meist gut gebaut, und vorzüglich zeichnet sich das Rathhaus aus. Auch ist der Dom sehenswerth. Es befinden sich hier mehrere milde Stiftungen, unter denen das graue Kloster, das Waisenhaus und Arbeitshaus die vorzüglichsten sind. Auf dem Holm, zu dem man über eine Schiffbrücke kommt, ist das Johanniskloster, worin eine Priorin und neun Stiftsfräulein wohnen. In Schleswig residirt auch der königliche Statthalter, ferner ist die Stadt der Sitz der höchsten Landesgerichte, des Generalkriegscommissariats und des Generalsuperintendenten. Die Schifffahrt ist, da die versandete Schleymündung durch einen Canal fahrbar gemacht worden, ziemlich lebhaft. Nahe bei der Stadt liegt das Schloß Gottorp.

Schleuse nennt man einen Bau von Holz, Erde, Steinen oder dergleichen, der bestimmt ist, das Wasser eines Sees, Flusses u. s. w. aufzuhalten und zu erhöhen, um es nöthigen Falls fließen zu lassen. So hat man Schleusen, wodurch das Wasser von Flüssen gehemmt und gesammelt wird, um es in größerer Fülle zum Betriebe der Mühlräder laufen zu lassen; andere Schleusen wieder dienen dazu, das Seewasser von dem niedrig gelegenen Lande zurückzuhalten, und das letztere, wenn es nöthig ist, unter Wasser zu setzen, wie z. B. die Schleusen in Flandern u. s. w. Wenn zwei schiffbare Ströme, von denen der eine höher als der andere liegt, zur Beförderung der Schifffahrt durch einen Canal in Verbindung mit einander gebracht sind, und ein Theil des höher liegenden Stromwassers in den niedrigeren geleitet worden; oder wenn die Schifffahrt auf einem Strome durch eingebauete Mühlwehre unterbrochen wird, und letztere durch Canäle umgangen werden: so legt man darin Schleusen oder Wassergebäude an, mittelst deren man an einem Punkt das Wasser des niedrigeren Stroms dem höhern gleich erhöhen, und im umgekehrten Falle das Wasser des höhern Stromes dem niedern gleich erniedrigen kann. Dieses Gebäude nun besteht in einer auf allen Seiten wohl verwahrten Kammer, die so weit ist, daß ein Schiff gemächlich hindurch kann, aber eine solche Länge hat, daß zwei, auch wohl drei Schiffe auf einmal darin liegen können. Bei der Einfahrt sowohl, als der Ausfahrt, oder oberhalb und unterhalb des Canals, ist die Kammer mit Pforten oder Thorflügeln — bei kleinern Schleusen nur mit Stäben versehen. Will nun ein Schiff stromab, oder aus dem höhern Strom in den niedrigeren fahren, so werden die obern Thorflügel geöffnet, und die untern zugelassen; das Wasser in der Kammer wird nun durch das zuströmende anwachsen, und sich so weit erhöhen, bis es sich mit dem höhern Stromwasserspiegel in einer Ebene befindet, wo dann das Schiff bequem hineinfahren kann. Nachher werden die obern Thorflügel geschlossen, und die untern geöffnet, worauf das Wasser aus der Schleuse abfließt, und endlich bis auf den unterhalb befindlichen Stromspiegel fällt. Weil nun das Schiff zugleich mit gesunken, und hierdurch auf den hfters mehrere Ellen tiefer liegenden Strom gebracht worden ist, so kann es dann ohne Hinderniß die Fahrt weiter fortsetzen. Will im Gegentheil ein Schiff stromauf fahren, so läuft es in die Kammer der Schleuse ein; die untern Thorflügel werden geschlossen, die obern aber geöffnet. Das zuströmende Wasser steigt dann in der Kammer so lange, bis es die Höhe des höher liegen-

den Wasserspiegels erreicht hat; das Schiff wird zugleich mit gehoben, und kann dann ebenfalls auf dem Canal weiter stromauf bis in den Hauptstrom fahren.

Schlosser (Job. Georg), wurde 1739 zu Frankfurt am Main geboren, studirte anfangs zu Gießen und nachher zu Altdorf die Rechtswissenschaften, und erhielt am letztern Orte die Doctorwürde. Darauf ging er in die Dienste des Herzogs Friedrich von Württemberg nach Wimpelgard, von da nach Karlsruhe, wo er Hofrath wurde, ferner Amtmann zu Emmendingen im Hochbergschen, auch Geheimer Hofrath, kam als solcher 1787 nach Karlsruhe zurück, und wurde dort 1790 wirklicher Geheimer Rath und Director des Hofgerichts. Er stand seinem jedesmaligen Berufe mit großer Treue und vielem Nutzen vor. Im J. 1794 foderte er aus Redlichkeit und Gerechtigkeitsliebe seinen Abschied, weil ein Gesetz, welches er zu Gunsten armer Bürger gemacht hatte, nicht gelten sollte. Wegen des Revolutionskrieges begab er sich 1796 nach Eutin. Im Jahre 1798 wählte ihn seine Vaterstadt Frankfurt zu ihrem Syndikus, wo er sich aufs neue als einen vielfach thätigen und nützlichen Geschäftsmann zeigte, aber schon den 17ten Oct. 1799 im 61sten Jahre seines Alters starb. Schlosser war ein feuriger Denker und Wahrheitsforscher, der für Gott, Recht und Tugend eifrig schrieb und handelte. Er sammelte die wohlthätigsten Wahrheiten aus dem Gebiete der Politik, Geschichte, Moral und practischen Philosophie überhaupt und spendete sie mit allen Blumen einer glänzenden Beredsamkeit aus. Man mußte seine Talente bewundern, sein wohlwollendes Herz lieben, seine weltbürgerliche Gesinnung, seine Freimuthigkeit, und den edlen männlichen Ton seines Vortrags ehren, wenn man ihn gleich nicht von einem gewissen Hange zur Paradoxie und zum Neuen und Ungewöhnlichen freisprechen kann. Vor eigentlichem Mysticismus bewahrte ihn sein heller Verstand, so nahe auch seine Ansichten der Grundsätze des Glaubens und Wissens und der Umgang mit seinen Freunden Matthias Claudius, F. H. Jacobi, und dem Grafen Friedrich Leopold von Stolberg darauf zu führen schienen. Er hat sich durch mehrere Aufsätze um die practische Philosophie verdient gemacht. Da er gewohnt war, alles auf practische Wirksamkeit, auf das Thun zurückzuführen, und da sein phantasiereiches Philosophiren nicht für trockene, abstrakte Speculationen gemacht war, so gereichte ihm Kants kritische Philosophie mit ihren tiefsinnigen Untersuchungen zum Aergerniß; und er schrieb mit einer Leidenschaftlichkeit dagegen, die ihn als Kenner verdächtig machte, und des practischen Weisen nicht würdig war. Sein *Seuthes*, oder der Monarch, und seine Schriften über die preußische Gesetzgebung und über andere Gegenstände des Staats- und bürgerlichen Rechts zeugen von hellem Kopfe und warmem Eifer für Wahrheit und Recht. Er liebte und studirte die Alten fleißig und hat den Longin vom Erhabenen und aus dem Aeschylus, Plato, Aristoteles, Thucydides u. s. w. Manches übersetzt. Auch hier waren es vorzüglich practische Beziehungen auf Moral oder Politik, die er aufsuchte und hervorhob. Einer seiner Bekannten sagt mit Wahrheit von ihm: „Vor Schlossern, dem Popularphilosophen und Menschen, dem Bürger und Geschäftsmann, dem Gatten und Vater, dem warmen Freunde des nahen und fernen Freundes, dem Lobredner der Abwesenden, dem Ermunterer jeglichen Verdienstes, dem anspruchlosen, traulichen Gesellschafter, welcher für alles Gute Berührungspunkte hatte, vor seiner vollen, reichlichen und verborgenen Wohlthätigkeit muß auch der schwärzeste Neid und der bitterste Haß verstummen.“ — Außer seinen


zahlreichen übrigen Schriften hat man eine Sammlung kleinerer Aufsätze und Uebersetzungen, die unter dem Titel: J. G. Schlossers kleine Schriften, 6 Theile 8., Basel 1779—1794 herausgekommen sind. Seine Uebersetzung des Longin vom Erhabenen erschien mit einem Anhang und mit Anmerkungen zuerst zu Leipzig 1781 kl. 8.

Schlosser (Johann Ludwig), geboren den 20sten Oct. 1738 zu Hamburg. Er empfing seine erste Bildung auf den beiden hamburgischen Schulen, dem Johanneum und dem Gymnasium, und ging von letzterem auf die Universität Jena, um Theologie zu studiren. Als er darauf wieder nach seiner Vaterstadt zurückkam, wurde er in Bergedorf, welches den Reichsstädten Hamburg und Lübeck gemeinschaftlich gehörte, als erster Prediger angestellt. Vereint mit dem Rector Friedrich Wilhelm Mascho zu Bergedorf bemühte sich Schlosser in seiner Gemeinde geläutertere Begriffe über Religion zu verbreiten, welches ihm auch gelang. Als Candidat hatte Schlosser 1768 mehrere Lustspiele, die damals zu den besten gehörten, geschrieben und drucken lassen. Der Senior J. Melchior Obze nahm daran ein Vergerniß und griff zu seinen polemischen Waffen. Die göttingische theologische Facultät gab ein Schloßern nicht günstiges Gutachten, mehrere Gelehrte mischten sich in den Streit, der von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt wurde, bis endlich der Magistrat zu Hamburg allen weitem Schriftwechsel verbot, und Schloßern gegen seine Gegner in Schutz nahm.


Schlözer (August Ludwig von), einer unsrer gründlichsten und umfassendsten Geschichtsforscher, war geboren den 5ten Jul. 1735 zu Jagstadt an der Jart im Hohenlohe-Nirchbergischen, und stammte aus einer alten rechtlichen Predigerfamilie. Er studirte in Wittenberg Theologie. Hier ergriff ihn zuerst der Wunsch, den er fast sein ganzes Leben hindurch feurig verfolgt, and doch nicht erreicht hat, den Orient zu bereisen, und veranlaßte ihn zum eifrigen und gründlichen Studium der orientalischen Sprachen. Dann ging er nach Stockholm, wo er 1758 seinen Versuch einer Handlungsgeschichte herausgab. Nach seiner Rückkehr widmete er sich in Göttingen der Medicin, und bereitete sich durch fortgesetztes Ergründen der morgenländischen Sprachen besonders des Arabischen, in welchem er auch Unterricht gab, und die andern nöthigen Vorkehrungen, zu seiner Reise nach Asien vor, als er nach Petersburg berufen ward, um dort Hauslehrer und Gehülfe des Historiographen Müller zu werden. Er kam dort im Nov. 1761 an. Die Abenteuer seiner Reise und seines dortigen Aufenthalts bis 1765 beschreibt er selbst sehr interessant in dem ersten Fragment seiner Autobiographie. In Rußland richtete er, durch mancherlei Umstände bewogen, seine Arbeiten auf Geschichte, Statistik und Politik. Manches seiner schätzbaren Werke dankt jener Periode seine Entstehung. Von 1769 an war er Professor in Göttingen, für das er eine solche Vorliebe gefaßt hatte, daß er oft sagte: Extra Gottingam vivere non est vivere. Er verließ es nur in spätern Jahren, um mit seiner Tochter eine Reise durch Italien und die Schweiz zu machen. Dem Plan, den Orient zu besuchen, hatte er entsagt. Er suchte sich durch ein Reisecollegium, das er einigen ausgezeichneten Wißbegierigen las und hernach auch drucken ließ, zu entschädigen. Den 9ten Sept. 1809 starb er. Seine Verdienste um die Geschichte sind bekannt. Mit seltener Erudition und ungemeinem Scharfblick beleuchtete er die verborgensten Winkel der Staatsmaschinen, besonders der deutschen, auch der russischen. Sein Briefwechsel, und dessen Fortsetzung, die Staatsanzeigen, sein Nestor, seine Universalgeschichte reichen hin, ihm

einen ehrenvollen Platz unter den Historiographen zu stehen. Auch machte ihn sein Talent, die verstecktesten Verbindnisse durch geschickte Combinationen klar zu entwickeln, zu einem verdienstlichen Schriftsteller für die Jugend. Wenzel in seinem gelehrten Deutschland, und vornehmlich Heinsius in seinem allg. Sächsischen Lexicon liefern die Verzeichnisse seiner zahlreichen Schriften. — Auch seine Tochter, Dorothea, verehel. Rodde verdient eine rühmliche Erwähnung. Sie wußte die gründlichen Kenntnisse eines Gelehrten mit aller Lieblichkeit ihres Geschlechtes zu vereinen, bearbeitete, um ihrem Vater Freude zu machen, die russische Münzgeschichte in den trocknen Reductionen und Münzberechnungen, erhielt 1787 die Doctorwürde und trat mit ihrer Verheirathung anspruchlos in den reinen Kreis der weiblichen Wirksamkeit zurück.

Schlüssel, Musik- oder Notenschlüssel. — Weil man sich in der modernen Musik eines größern Umfanges der Läne bedient als in der alten, und weil dieser Umfang der bei uns gebräuchlichen Läne nicht mit einem Liniensysteme von fünf Linien vorgezeigt werden könnte, ohne die Noten des zur Verwirrung des Auges mit Nebenlinien zu überhäufen, so hat man in der Conschrift ein Kunstmittel erfunden, auf nicht mehr als fünf Linien den Umfang der Läne jeder Stimme und jedes Instruments mit Bequemlichkeit darzustellen zu können. Dieses Kunstmittel besteht in der Verschiedenheit der Schlüssel, vermittelst welcher man den auf dem Liniensysteme dargestellten Noten die Bezeichnung einer höhern oder tiefern Region der Läne verschaffen kann. — Man bedient sich drei verschiedener Arten dieser Schlüssel, nämlich erstens des F-Schlüssels, wodurch nur die tiefere Hälfte der Läne unseres Consystems dargestellt wird, und den man daher auch

den Bassschlüssel oder das Basszeichen nennt. Seine Form ist  und

er zeigt an, daß auf der Linie, auf welche er gesetzt wird, das kleine f steht, und daß von dieser Stelle die Stellen der übrigen Läne gezählt werden müssen. Er kommt jetzt nur noch auf der zweiten Linie von oben vor. Der zweite Schlüssel ist der C-Schlüssel. Er dient für die höhere Hälfte der Läne und heißt auch Violinschlüssel. Seine Form

ist:  Er zeigt an, daß auf der Linie, wo er steht, das eingestrichne

c ist, und kommt jetzt nur auf der zweiten Linie von unten vor. Der

dritte Schlüssel ist der C-Schlüssel:  Er zeigt an, daß auf der

Linie, auf n
ankcht haup
vorstimmte.
nennt ihn de
Linie gesetzt,
von oben, wa
Schma
haltergen auf
werden von u

ne C ist. Man braucht ihn
die Discant-, Alt- und Ten
n auf die unterste Linie und
Alt wird er auf die mittlere
r den Tenor auf die zweite

3 Stärke), welche aus Ten
wird. Die gedachten Erpe
3 trocken gewacht, und auf

dem Herde des Calcintrofens durch ſtarke Reverberirfeuer unter ſteter Umwenden geröſtet, um ſie vom Arſenit zu befreien, der hierbei als Nebenbenutzung in dem ſogenannten Eiſtfange des Ofens geſammelt wird. Nach dem Abfäden ſieht man die geröſteten oder verkalkten Erze, und pocht die größern Stücke nochmals. Dieſer Kobalikal heißt Zaffer oder Safflor. Er wird nun mit mehr oder weniger fein gepulvertem Sande oder Kieſeln nach ſeiner verſchiedenen blaufärbenden Kraft vermengt, angefeuchtet, in Tonnen geſchlagen, worin er nach einiger Zeit zuſammenbäckt, und unter dem Namen Safflor als Handelswaare verkauft. Um nun aus den geröſteten Kobalterzen (Kobalikalten) Schmalze zu machen, werden ſie, je nach dem ſie reicher oder ärmer an Farbe ſind, und die Schmalze ſelbſt bläſſer oder dunkler ausfallen ſoll, mit mehr oder weniger Pottaſche und reinem Sand, oder gebrannten und fein gepulverten Kieſeln in einem hölzernen Troge genau unter einander gemengt, und dann im Schmelzofen geſchmolzen, und von Zeit zu Zeit umgerührt, bis das daraus entſtehende Glas gut fließt, und durch und durch gleichförmig blau tingirt iſt. Nun ſchöpft man die fließende Maſſe mit eiſernen Löffeln durch die Schöpflöcher des Ofens aus, und ſtrüt ſie in große, mit kaltem Waſſer angefüllte Gefäße, worin das Glas verhärtet. Dieſes wird ſodann in einem eignen Hochwerke trocken aevocht, geſiebt, und nachher auf eigenen Mühlen naß gemad-

zung (Poena tallonis) belegt werden, nämlich mit der Strafe, welche auf das Verbrechen ſtand, deſſen Jemand in der Schmähſchrift beſchuldigt ward. Zum Begriff der letztern gehörte nothwendig 1. die Anſchuldigung eines Verbrechens gegen einen Dritten; 2. daß die Schrift

verbreitet werde und zwar durch Mitwirkung des Verfassers selbst; „daß er sie ausbreite,“ sagt die peinliche Halsgerichtsordnung; 3. daß der Verfasser sich nicht genannt habe. — Eine Schrift also, die von dem Verfasser nicht bekannt gemacht wird, ist, so lange sie in dessen Pult verborgen bleibt, keine Schmähschrift; eine von Erstern freilich verbreitete, aber nicht die Anschuldigung eines Verbrechens enthaltende, jedoch sonst für Jemand beleidigende Schrift ist bloß ein Pasquill; eine Schrift endlich, die zwar von dem Verfasser verbreitet ist, wozu derselbe sich aber durch Vorsetzung seines Namens bekennt, und in der er einen Andern eines Verbrechens beschuldigt, wer auch etwas minder Ehrenrühriges vorbringt, ist weder Schmähschrift noch Pasquill, sondern bloße Injurie. S. auch Weber über Injurien und Schmähschriften.

N. P.

Schmalkaldischer Bund heißt die Vereinigung, welche im März 1531 von neun protestantischen Fürsten und Grafen, und 11 Reichsständen zur gemeinschaftlichen Verteidigung ihres Glaubens und ihrer politischen Selbstständigkeit gegen den Kaiser Carl V. und die catholischen Stände zu Schmalkalden im Hennebergischen, vorläufig auf 6 Jahre, geschlossen und auf den Conventen zu Frankfurt im Jun. und December desselben Jahres mit der Bestimmung bestätigt wurde, daß der Churfürst von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen die gemeinschaftlichen Angelegenheiten als Häupter des Bundes leiten sollten. Er wurde, da der seichte nürnbergger Religionsfriede seine Erhaltung nicht unnütz machen konnte, auf einem Convent zu Schmalkalden 1535 durch den Zutritt neuer Glieder, durch die Verlängerung auf 10 Jahr und durch den Beschluß, ein stehendes Bundesheer von 12,000 Mann zu unterhalten, sehr verstärkt und erhielt auf dem Convent 1537 ein neues Band der Vereinigung durch die von Luther abgefaßten Verwahrungsartikel, welche von den zu Schmalkalden anwesenden Theologen unterschrieben wurden, und unter dem Namen der Schmalkaldischen Artikel bekannt sind. Ihre erste Bestimmung, auf dem vom Papste angeforderten Concilio in Mantua zur Darstellung des evangelischen Glaubens zu dienen, konnten sie zwar nicht erreichen, da dieses Concilium nicht zu Stande kam, doch sind sie als völlig übereinstimmend mit der augsbургischen Confession unter die symbolischen Bücher der evangelisch lutherischen Kirche aufgenommen worden und durch ihren verben Ton in Bestreitung der papistischen Lehren und Mißbräuche ein Beweis der Erbitterung und rücksichtslosen Hestigkeit, von der Luther und seine Partei damals befeuert war. Immer mehr gab sich von dieser Zeit an der Schmalkaldische Bund eine feindliche Stellung gegen die Catholischen. Die volle Hälfte der Kräfte Deutschlands war damals auf seiner Seite, ganz Sachsen, da das Meißnische nach Georgs Tode an den gut lutherischen Herzog Heinrich von Freyberg fiel, Hessen, Württemberg, Lüneburg, Dänemark, Pommern, Brandenburg, die anhaltischen und mansfeldischen Lande in Vereinigung mit den oberdeutschen, schwäbischen, fränkischen, rheinischen, westphälischen und niedersächsischen Städten, die fast alle dem Bunde zugethan waren, boten eine Macht dar, gegen die sich weder die 1538 geschlossene heilige Ligue der catholischen Fürsten, noch der durch die Türken und durch seine wiederholten Kriege mit Frankreich beschäftigte Kaiser stark genug fühlte. Daher blieb der Kühne Schritt, den der Churfürst Johann Friedrich von Sachsen und der Landgraf Philipp 1542 auf einem Feldzuge zu Gunsten der Städte Goslar und Braunschweig, durch Vertreibung des Herzogs Heinrich d. J. von Braunschweig, welcher das eifrigste Mit-

glied der Ligue war, und durch obllige Besiznahme seiner Lande wagten, vor der Hand ungestraft, der Kaiser wendete jedes Mittel der List an, die Protestanten durch Unterhandlungen friedlich hinzuhalten und diese würden gerade jetzt durch einen offenen, gemeinsamen Angriff des Kaisers alles erlangt haben, was sie wünschten, wenn nicht die Uneinigkeits unter ihnen selbst, die Verlegenheit Philipps wegen seiner Doppelhe und Johann Friedrichs Unentschlossenheit und grillenhafter Eigensinn ihre Thatkraft gelähmt hätte. Sie sahen der Demüthigung des ihnen geneigten Herzogs von Cleve und dem geringen Erfolge der Reformation des von ihnen verlassenen Churfürsten von Ebn unthätig zu, sie lehnten aus fürstlichem Stolz den Beitritt tapfrer und vielgeltender Reichsritter zu ihrem Bunde ab, sie setzten auf die wiederholt angebotene und wieder hinausgeschobene Unterstützung des Königs von Frankreich, der freilich, weit entfernt den Protestantismus beschützen zu wollen, ihren Bund nur als Gegengewicht gegen den Kaiser zu brauchen gedachte, bald zu viel, bald zu wenig Vertrauen und verwilligten dem römischen Könige die Türkenhülfe zu einer Zeit, wo dieser selbst ihr ärgster Türke zu werden drohte. Indes war ihre Macht, als der Krieg endlich im Jul. 1546 von dem Heere der oberländischen Städte unter Schärtlin und von den beiden Bundeshäuptern in Schwaben begonnen wurde, groß genug, um den wenig gerüsteten Kaiser in Verlegenheit zu setzen. Schärtlin rückte glücklich an der Donau vor, um der aus Italien heranrückenden kaiserlichen Armee den Paß zu versperren. Doch die traurige Eifersucht des Churfürsten Johann Friedrich und des Landgrafen Philipp lähmte auch diesen großen Feldherrn. Dazu kam, daß nach der den 20sten Jul. gegen beide Bundeshäupter erlassenen kaiserlichen Achtserklärung, Moriz von Sachsen die Churlande als Bollstrecker der Acht in Besiz nahm, wodurch der Churfürst zum Rückzuge genöthigt wurde. Nun eroberte zwar Johann Friedrich sein Churfürstenthum noch im Herbst 1546 wieder, allein während des Winters rückte Carl V. nebst seinem Bruder Ferdinand mit einem schlagfertigen Heere, das ihm schon sämtliche oberdeutsche Bundesglieder unterworfen hatte, durch Franken vor, bald standen Johann Friedrich und Philipp in der Nähe der Gefahr allein und von den übrigen Bundesgliedern verlassen, und die unglückliche Niederlage bei Mühlberg den 24sten April 1547 brachte sie beide in des Kaisers Gewalt. Dieser traurige Erfolg, an dem Verrätherei und Schwäche gleichen Antheil haben mochten, beendigte den schmalkaldischen Krieg und löste den ohnehin zerstreuten Bund obllig auf. Der Zweck des Bundes aber, die Sicherstellung der Religionsfreiheit, für die die Protestanten gekämpft hatten, wurde durch den kühnen Streich des Churfürsten Moriz erreicht, der 1552 den passauer Vertrag zur Folge hatte. Vergl. d. Art. Moriz von Sachsen. E.

Schmalz nennt man ein weiches und schmieriges, thierisches Fett, welches besonders den fleischfressenden Thieren eigen ist, dahingegen die bloß pflanzenfressenden Thiere ein Fett von festerer Consistenz (Talg) ausschließend besizen.

Schmalz (Theodor Anton Heinrich), kbnigl. preußischer Geheimmerath und Professor der Rechte auf der Universität zu Berlin, ist geboren zu Hannover 1759, studirte zu Göttingen und Rinteln, erlangte am letztem Orte 1786 die juristische Doctorwürde, und ward daselbst 1787 außerordentlicher Professor der Rechte. Im J. 1789 ward er nach Königsberg in Preußen berufen. Als Schriftsteller hatte er sich schon 1783 durch seine Denkwürdigkeiten des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe gezeigt. Jetzt erschien von ihm nach

antischen Grundsätzen bearbeitet das Naturrecht in 3 Theilen, nämlich Darstellung des reinen Naturrechts, das natürliche Staatsrecht, und das natürliche Familien- und Lehnrecht, sämmtlich längst vergessen. Späterhin ward er ein rüstiger Physiokrat und verfocht Grundsätze, die bereits von den trefflichsten Staatsmännern gründlich widerlegt worden. Im J. 1802 ward er Director der Universität Halle, und erster Professor der Rechte daselbst, ging aber nach dem tilfiter Frieden nach Königsberg, und ward nachher bei der berliner Universität ange stellt. Andere Schriften von ihm sind: Handbuch der Staatswirthschaft, Sammlung merkwürdiger Rechtsfälle der hallischen Juristenfacultät und Annalen der Politik. Wir bezweifeln seine Verdienste so wenig als seine Rechtschaffenheit. Aber ein nicht rühmliches Aufsehen erregte er im J. 1815, und reizte den Unwillen der Rechtlichen gegen sich. Wohl aus keinem schlimmern Motiv, als aus dem eiteln Wunsche, einmal von sich selbst und seinem Antheile an dem Sturze der Franzosenherrschaft, so wie von seinen Verdiensten um König und Vaterland, wovon allerdings nichts zur allgemeinen Kunde gekommen war, öffentlich zu sprechen, benutzte der Geheimrath eine ihn bezehende unrichtige Notiz in der schon vier Jahre zuvor erschienenen bredow-venturinischen Chronik auf 1808, und berichtigte dieselbe, obgleich der Irrthum im Buche selbst längst verbessert worden, 1815 in einer eignen kleinen Schrift unter dem Titel: Berichtigung einer Stelle in der venturinischen Chronik auf das Jahr 1808 über politische Vereine und ein Wort über Scharnhorst und seine (Schmalzens) Verhältnisse zu ihnen. In dieser Schrift erzählt der Geheimrath unter andern (was wir als bloß seine an und für sich gar nicht interessante Person betreffend übergehn), daß er im Jahr 1808 zum Director des Jugendbundes für die Marken ernannt worden, diese Ernennung aber, wie jede Theilnahme am Bunde nach Durchsicht der Statuten abgelehnt habe, und daß er deshalb vielfältig angefeindet worden, und noch werde, obgleich er doch dem Bunde, wenn auch nur indirect, wesentliche Dienste geleistet. Trotz der nachherigen gesetzlichen Aufhebung des Bundes, behauptet er, dauere derselbe in der Stille in andern aus seinen Trümmern entstandenen Verbindungen fort. Von diesen gingen aus jene „pöbelhaften“ Schmährreden gegen andre Regierungen, und jene „tollen“ Declamationen über Vereinigung des ganzen Deutschlands unter Eine Regierung in einem Repräsentativsystem, wie sie es nannten. Es charakterisire die Mitglieder dieser politischen Vereine leidenschaftliches Predigen unbedingten Lodbasses gegen Frankreich, verbunden mit den schmähtlichsten Beschuldigungen gegen alle deutsche Regierungen. Mit Vergiftung der heiligsten Sittlichkeit lehrten sie wirkliche besondere Pflichten ruchlos für erträumte allgemeinere, und darum angeblich höhere, übertreten. Wie vormalis die Jacobiner die Menschheit, so spiegelten sie die Deutschet vor, um uns der Eide vergessen zu machen, wodurch wir Jeder seinem Fürsten verwandt sind. Sie wollten durch den Krieg Deutscher gegen Deutsche Eintracht in Deutschland bringen, durch bitterm gegenseitigen Haß Einheit der Regierung gründen, und durch Mord, Pländerung und Nothzucht, welche letztere gar klärllich gepredigt werde, altdutsche Redlichkeit und Zucht vermehren. Zwar rühmten sie gar feck, was sie, die Verbündeten (zu denen auch alle deutsche Schriftsteller gehören, die vor und in jener verhängnißschwängern Zeit durch Wort und Beispiel den vaterländischen Sinn ihrer deutschen Landsleute zu erheben und mit

Glauben, Muth und Hoffnung zu stärken suchten), gethan hätten, um die preussische Nation zu begeistern; allein sie sagten nur feck die Unwahrheit. Von Begeisterung sey 1813 bei den Preußen keine Spur gewesen. Das Volk habe in ruhiger Kraft auf den Wink des Königs gewartet, und sey nur auf königlichen Befehl zu den Waffen und zu jeder Thätigkeit geeilt. Und das sey gerade das Edle, Schöne und Große gewesen, daß Niemand die Miene angenommen, als thäte er etwas Besonderes, sondern daß man die Waffen genommen habe, wie man aus ganz gewöhnlicher Bürgerpflicht zum Ebschen einer Feuersbrunst beim Feuerlärm eilt zc. zc. Wenn so grundlosen und abgeschmackten Behauptungen einer Seite Mangel an aller höhern Einsicht zum Grunde liegt, so beruhet sie auf der andern sichtbar auf einem Uebermaß von Eitelkeit und Selbstliebe. Der Geheimrath empfand es übel, daß in jener großen Zeit so Unzählige mehr gethan als er, er wollte zeigen, daß er damals ganz im Geiste eines guten Patrioten und Unterthanen gehandelt, pflichtmäßig und besonnen, während jene größtentheils von einem gefährlichen Schwindel ergriffen gewesen. Die Anführung, daß das Volk im Ganzen eben so wie er gehandelt habe, steht mit dieser Ansicht so wenig im Widerspruch, daß sie sie vielmehr bestätigt; er und das Volk waren Eins, und unter dieser namenlosen Menge erscheint allerdings der Geheimrath als ein Vortzöglicher, während er gegen jene Andern, deren Namen ein Eigenthum der Nation geworden, verschwindet. Sehr übel hatte der Geheimrath die Folgen seiner nichtigen Behauptungen vorausgesehn. Sie bekamen dadurch eine, wenn auch unbeabsichtigte, Wichtigkeit und Bedeutung, daß sie gerade in dem Zeitpunkt erschienen, wo nach Beendigung des großen Kampfes alle deutsche Völker das Anerkennniß ihres Werths und ihrer Selbstständigkeit durch Gewährung der ihnen gebührenden Rechte und Freiheiten von ihren Regierungen erwarteten. Daher das Aufsehn. Zunächst trat Niebuhr (geheimer Staatsrath, jetzt preussischer Gesandter zu Rom) mit einer Schrift: Ueber geheime Verbindungen im preussischen Staate und deren Denunciation, gegen den Geheimrath auf, worin er statt leerer Behauptungen gerichtlichen Beweis von demselben foderte. Ohne diesen zu geben und geben zu können, antwortete jener theils durch Wiederholung des Behaupteten, theils durch Ausflüchte, ohne daß seine Sache dadurch gewann. Aber zu gleicher Zeit waren auch Koppe (Die Stimme eines preussischen Staatsbürgers in den wichtigsten Angelegenheiten dieser Zeit; reich an den trefflichsten Ansichten), Ludwig Wieland (Bemerkungen gegen die Schrift des Geheimraths Schmalz in Berlin über politische Vereine u. s. w., und später; Ueber die schmalzische Vertheidigungsschrift gegen Herrn Staatsrath Niebuhr), Fr. Schleiermacher (An den Herrn Geheimrath Schmalz; ein wahres Meisterstück verspottender Dialektik), Fr. Bräster (Von der Begeisterung des preussischen Volks im J. 1813 als Vertheidigung unsers Glaubens), Fr. Mühs (Das Märchen von den Verschwörungen), Krug (Das Wesen und Wirken des sogenannten Jugendbundes und anderer angeblichen Bände), ferner die deutschen Blätter in zwei, auch einzeln gedruckten, Aufsätzen (Gegen den Geheimrath Schmalz, und: Die neuen Obscuranten im J. 1815), die Nemesis (Band 5) und mancher andre Gegner (z. B. Wenige Worte vom Untugendbund u. s. w.) gegen den Geheimrath in die Schranken getreten und hatten auf eine mehr oder minder glimpfliche und feine Weise, dargethan, daß die Behauptungen desselben ohne allen Grund seyen. So vielen und sowohl durch die

Esche als durch den Geist ihm weit überlegenen Widerfahern konnte der Geheimrath nicht stehen. Wie wenigem Blutz suchte er sich durch sein letztes Wort über politische Vereine zu rechtfertigen. Er fühlte zu lebhaft selbst, daß er unüberlegt gehandelt habe, und konnte am Ende nichts weiter thun, als sich auf seine anerkannte Rechtschaffenheit berufen, um wenigstens den Vorwurf von sich abzuwenden, daß er Volk und Fürsten habe entweiht, rechtliche Männer verkannt, den Willen u. dergl. mehr. Ein Befehl des Königs von Preußen, worin derselbe die Verdienste des von ihm früher beschäftigten, nachher aber aufgehobnen sittlich wissenschaftlichen sogenannten Legendbrundes anerkannete, aber nun zu schweigen geboht, machte in dem preussischen Landen dem mit großer Erbitterung getriebnen Ercelle ein Ende. Der Geheimrath trat geschlagen vom Kampfplatz, zwar von dem König von Preußen mit dem todsden Ritterorden, und von dem König von Würtemberg mit dem uilwervdienorden belohnt, aber in der Meinung des Publicums so sehr gesunken, daß wir vermuten, er fühlte über den ganzen Vorfall die bitterste Reue. Und fällt dabei des alte Wort ein, das auch auf den Geheimrath seine Anwendung findet: si tacuimus, philosophus manebimus.

Schmauß (Johann Jacob), einer der berühmtesten deutschen Staatsrechtslehrer, wurde zu Landau am Elzsaß 1690 geboren, studierte zu Straßburg und Halle, hielt daselbst Vorlesungen, und wurde 1721 von dem Markgrafen zu Baden Durlach zum Hofrath, und 1728 von eben demselben zum Kammerrath erhoben. 1734 gieng er als Professor des Natur- und Völkerrichts nach Göttingen, 1738 als Professor des Staatsrechts nach Halle, und 1744 wieder nach Göttingen zurück, wo er den 2ten April 1757 starb. Er las zu Göttingen mit dem größten Beifall über Geschichte und Staatsrecht, und war überhaupt ein genauer Kenner und Bearbeiter dieser Wissenschaften, besonders der neuen Geschichte. Er war scharfsinnig und freimüthig, und erklaerte manche neue Ansichten. Aber sein Charakter hatte viele Flecken. Er war ein Tyrann in seinem Hause, und ein roher anstößiger Mann in seinem Cunn. Unter Schmaußens Schriften sind zu merken: Corpus juris publici sacri Romani Imperii academici, Lips. 1725, Vol. II. 8., mit Anmerkungen von Schumann, Ebendasselbst 1734, 8.; Corpus juris gentium academicum, Vol. II. Lips. 1730, 8.; Einleitung zu der Staatswissenschaft, 2 Theile, Leipzig 1741. Durch sein neues System des Rechts der Natur (Göttingen 1753) erregte er Aufsehen darin aufstellte. Sein neues (2. Ed. Halle 1744, 8.) verdient gleiche Lob von Portugal voll vortheillicher Er-

manng eines festen Körpers in den trocknen wird durch Wärme oder Hitze, die er dem andern geringer seyn muß, hervorgerufen den Zustand der Flüssigkeit hervorzubringen eine chemischen Verwandlung in Körper verbindet, und den Zustand der Festigkeit ausmacht, auf ein solches Viel in bloßem Wasserstoffgas vollständig schmolz, als man am vornehmsten Ver suchen trauen, so beweisen sie, es anderes als Wärmehoff erforderlich melibar. Einige verändern ihren Ag-

gregatustand in den höchsten sich endlich, ohne zu schmelzen zu werden, den man Koble nach fordert, um in Fluß zu kommen. Ist dieser noch nicht erreicht, so geht er aus, allein sie bleiben in der Luft, er überschritten, so reißt die in Dampfgestalt mit sich fort sie zum Schmelzen erforderlich, unterscheiden, wiewohl die Erde beruht, viel Willkürliches wie auch Blei, und so schwerflüssig gegen Butter schwerflüssig, In vielen Fällen wird die Erde von Materien vermindert.

als für sich; reine Thonerde aber in Verbindung mit dem dem gewöhnlichen Wärmegradische Oele, Quecksilber. Letztere, welcher zu keiner Zeit Die Art und Weise, wie der Nebenstände, sind auch nige zerfließen nach und nach

und mehr, und kommen endlich in Fluß, wie Butter, Wachs, Eisen; noch andre zerfließen plötzlich, ohne vorher weicher geworden zu seyn, wie Blei und Zinn; einige verändern dabei die Farbe, andre nicht.

Schmergel ist eine Steinart, die zum Granatgeschlechte gehört, und ehemals bei Schneeberg in Sachsen in verhärtetem Talke (Agalmatholith) vorkam. Er ist blauschwarz und sehr hart; er wird deshalb zum Steinschneiden und Poliren sehr gesucht. Ihm ähnlich ist der Fossil vom Cap de Gades in Spanien. Sonst werden auch Granaten, Pyrenäer, Eisenkiesel für Schmergel zum Steinschneiden verkauft. F.

Schmerz, nennt man jede hervorstechende widrige Erregung des Gefühls. Eigentlich gilt dieses nur von körperlichen Gefühlen, ungewöhnlich bezieht man aber das Wort auch auf unangenehme, innere Empfindungen, und benennt daher auch eine heftige unangenehme Erregung des Gemüths mit dem Worte Schmerz. Unter dem Gefühle ist aber hier nicht der besondere Sinn, den wir auch Gefühl, als Geföhren der übrigen Sinne, des Gesichtes, Gehörs, Geruchs und Geschmacks nennen, zu verstehen, sondern das allgemeine Gefühl, welches wir, in so fern es den ganzen, innern sowohl, als äußern, Organismus umfaßt, physiologisch Gemeingefühl nennen. (Man sehe die Artikel Physiologie, Gemeingefühl und Nervensystem.) Das Gemeingefühl, auf welches unser Selbstgefühl in körperlichem Betracht sich gründet, wird durch das den ganzen Körper durchdringende Nervensystem vermittelt. Durch dasselbe erhält die Seele das Gefühl ihres Körpers, als ihres eignen. Auf dieses Gemeingefühl folgt zunächst das äußerliche Gefühl der Haut, welches zuerst in noch unbestimmter Stärke über die ganze Oberfläche des Körpers vermitte des Gewebes der Hautnerven verbreitet ist. Dieses Gefühl ist der Boden, auf welchem die eigentlichen Sinne wurzeln, denn alle diese sind nur eine feinere Modifikation, eine Erhebung zu einem höhern Grade, und durch eine Auswärtskehrung der Nervosität nach der Außenwelt bedingt. Das Gefühl als Element des Betastes selbst entwickelt sich erst vollkommen in den Fingerspitzen, und

einigermaßen auch in den Fußzehenspitzen. Diese Sinne aber sind nicht der Sitz des Schmerzes; sie werden nur von den ihnen angemessenen Gegenständen erregt, angenehm oder unangenehm, allein ohne Gefühl von Schmerz. Ein unangenehmer Geschmack &c. ist noch kein Schmerz, eben so wenig als ein widriger Geruch, das Anhören einer schlechten Musik u. s. f. Allein das Sinnesorgan selbst, als Theil des Organismus, gehört dem Ganzen an, und ist es in sofern auch mit Nerven des Gemeingefühls versehen, folglich auch durch dieses selbst des Schmerzes fähig, aber nicht als Sinnorgan, sondern überhaupt als Theil des Organismus. Auch kann kein Sinnesindruck, als solcher, Schmerz erregen, sondern nur in so fern er so heftig oder so besondrer Art ist, daß er die eigenthümliche, härtere oder feinere Empfänglichkeit des Sinnesnerven gleichsam durchbricht, und die allgemeinere des Gemeingefühls ergreift. Das Gemeingefühl wird im gesunden Zustande gar nicht erregt, sondern die Gesundheit des Organismus offenbart sich der Seele alsdann, wenn diese ihre Aufmerksamkeit auf ihren eigenen Körper richtet, eben durch diese genüßreiche Stille als Wohlbefinden, wie das ruhige Meer durch den Wasserspiegel seine Klarheit durchschauen läßt. Das Nervensystem des Organismus, welches (als das reproductive) die Ausbildung und Erhaltung desselben beherrscht, enthält, als der irdische Leib, die lebendige Idee des Organismus, und das höchste Ziel seiner Thätigkeit ist erreicht. Theilen harmonisch d. Nervensystems ohne Störung, ohne Aufregung, ohne Grund vorhanden, da das Ziel seiner eins mit dem ihm, anders als die leid. Folglich kann das G. bei den Sinnen) etwas aber das den mit ihm eins ist. I. wendiger Begleiter d. Gefühl des Wohlbefinde Nerven und seines d. gefühls, offenbart sich sig ist, als Schmerz. nehme Gefühle, so re vorstehend fühlt, Pre von einer heftigen Gemeingefühls. En kommen, von mecha hang durch Stich, Einwirkung zerstören organisch einwirkend rufenden Dingen, m Theils aber kann d. widrige Affection des dung eines Organs monie aufgehoben wo eine Störung und H. zündung im Innern Theil mit Nerven d.

haften Empfindungen in allen Gliedern verbunden, und je größer dies Schmerzgefühl ist, auf desto wichtigere Störungen der Gesundheit ist zu schließen. Der körperliche Schmerz kann in seinen Folgen nachtheilig, aber auch wohlthätig seyn. Das erstere ist er durch seine niedererschlagende Einwirkung auf das Gemüth, durch die Verhinderung des Schlafes bei Kranken, wenn er anhaltend und heftig ist, durch die Störung der Verrichtungen des übrigen Theils des Nervensystems, welche zuweilen durch starken und anhaltenden Schmerz so heftig werden können, daß bloß hiervon der Tod erfolgen kann. Doch haben sie auch als Natureinrichtung ihre wohlthätigen Folgen. Der Schmerz überhaupt macht die Seele aufmerksamer auf das Leiden ihres Körpers, als es ohne ihn geschehen würde, und treibt daher den Menschen als ein mächtiger Sporn, sich um Hilfe zu bemühen. Aber auch als mächtiges Ableitungsmittel wirkt der Schmerz oft heilsam auf die verirrte Aufmerksamkeit der Seele, wenn das Bewußtseyn selbst schlummert, oder, wie in Verrückungen unterdrückt ist. Auch dürfen wir nicht übersehn, daß der Schmerz selbst ein Zeichen wiederkehrender Gesundheit ist, wenn er nämlich nicht empfunden wurde, da doch die Ursachen davon Statt fanden, z. B. bei Lähmung des Nerven, bei gänzlicher Unthätigkeit desselben, in Verhärtungen und manchen kalten Geschwülsten. Endlich müssen wir auch noch in Anschlag bringen, daß der Schmerz als Zaum und Gebiß für das Uebermaß in sinnlichen Genüssen, und als moralisches Zuchtmittel bei Manchen wohlthätig wirkt, deren harte Haut schon starke Schläge verlangt, wenn das moralische Selbstgefühl erwachen soll. Jeder zu hoch getriebne Genuß wird zum Schmerz, weil er als störendes Object für das Gemeingefühl wirkt, und also Schmerz erregt, so wie das Aufhören eines jeden Schmerzes schon an sich als Lust empfunden wird, weil die Störung in den Nervenfunktionen des Gemeingefühls aufhört, und das Selbstgefühl wieder zur vorigen Klarheit und Ruhe zurückkehrt. H.

Schmerzstillende Mittel. S. d. Art. *Anodyna*. Hier nur noch Einiges über deren Gebrauch. Die directen schmerzstillenden Mittel benehmen durch ihr narkotisches Princip den Nerven des Gemeingefühls die Empfänglichkeit für das Object des Schmerzes, und verhindern demnach die Seele an der Wahrnehmung desselben. Ihr Gebrauch kann aber nur da Statt finden, wo die Ursache des Schmerzes nicht gehoben werden, oder nicht so schnell entfernt werden kann, als es die Heftigkeit des Schmerzes erfordert; ferner da, wo der Eindruck des Schmerzes selbst nachtheiliger wirkt, als die Ursachen des Schmerzes, indem er z. B. durch Störung des Schlafes die günstige Entscheidung einer Krankheit verhindert. Sie dürfen aber nicht angewendet werden, wo man die Ursache des Schmerzes kennt und entfernen kann, sondern hier muß der rationale Arzt die indirecten schmerzstillenden Mittel, nämlich solche anwenden, welche die Ursachen des Schmerzes, z. B. Blutanhäufung, Entzündung, Verletzung von einem fremden Körper u. a. m. entfernen. H.

Schmettau (von). Aus diesem gräflichen Hause sind folgende denkwürdige Männer zu nennen: Samuel, des heil. römischen Reichs Graf von Schmettau, königlich preussischer Generalfeldmarschall, Grand Maître d'Artillerie, Ritter des schwarzen Adlerordens, erster Curator der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, geboren 1684. Er focht zuerst in einem sächsischen Regiment, welches in holländischen Diensten stand, unter Prinz Eugen und Marlborough bei

Die Ma
 Raupen
 spinnt
 sich an
 diesen
 und K
 Vogel h
 (daber
 verpup
 mer bei
 nicht a
 renk
 Nachts
 Raupen
 des N
 Erde,
 sich all
 mehrere
 sammel
 Außer
 China
 spinnen
 sorlei
 der, di

chen Raupen dieser Vogel zählt man die Stammraupe, die Ringelraupe, die Fichtentraupe, die Projessionsraupe und andre. F.

Schmid (Conrad Arnold), geboren zu Lüneburg 1716, empfing seinen ersten literarischen Unterricht auf der Johannischule zu Lüneburg, deren Rector sein Vater war, und studirte sodann in Kiel, Obo-

linen und Berlin. In Leipzig, wo er Magister wurde, ge-
 hehrten zu, die unter Gärners Vorsitz die
 gaben; doch war seine Theilnahme daran
 eines Vaters Tode, wurde er zu dessen Nach-
 751 erschienen von ihm die Erklärungen der
 den Sätzen der stoischen Weisen aus dem
 Werk, das unter trocken, unfruchtbaren
 hsten Früchte einer feinen Menschenkenntniß
 er gab Schmid den Artian seines verstorbd
 il heraus, den er mit den Eklogen des Pho-
 marian hinzufügte. Nach einem alten Ge-
 Weihnachten Kirchenlieder (sogenannte Canti-
 von den Cantoren componirt und von den
 en. Diese Lieder wurden mit Schmid's Be-
 iden gesammelt; und so erhielt das Publi-
 auf die Geburt des Erldfers eine Sammlung
 ch durch Fülle und Stärke der Gedanken,
 idungen und des Ausdrucks, lanige Sprache
 g auszeichneten. Im J. 1760 folgte er dem
 heologie und römischen Literatur am Collo-
 nschwieg um so lieber, als er sich dadurch

mit seinen akademischen Freunden Gärner, Ebert und Zacharia wieder
 vereinigte. Auch trat er mit Jerusalem, Lessing, Eschenburg, welcher
 Letztere sein Eidam ward, in genaue Freundschaft. Hier war seine erste
 öffentliche literarische Arbeit eine Umarbeitung der Uebersetzung des Ar-

rian von Raphael, der er eine Uebersetzung von Hanno's Seereise, von Dodwells Prüfung der Seereise des Nearch und Bougainville's Abhandlung von der Seereise des Hanno beifügte. Darauf übersezte er den Aetna des Cornelius Severus, und gab einige Zeit später den Brief des Bischofs Adelman an den Berengar, den man bisher nur verstimmt kannte, aus einer wolfsbütler Handschrift heraus. Im deutschen Museum 1784 erschien zuerst sein Gedicht: des heiligen Blasius Jugendgeschichte und Bistonen, sein letztes Werk, aber reich an der lieblichsten Laune und echt attischem Witz. Er starb als Consistorialrath im J. 1789, und hinterließ zugleich den Ruf eines höchst liebenswürdigen und rechtschaffenen Mannes.

Schmid (Christian Heinrich), geboren zu Eisleben im Jahr 1746, bezog, nachdem er durch Haus- und Privatlehrer unterrichtet worden, im J. 1762 die Universität Leipzig, um nach dem Willen seines Vaters die Rechte zu studiren. Da er noch sehr jung war, wurden ihm für seinen akademischen Aufenthalt fünf Jahre bewilligt, von denen er die beiden ersten den philosophischen und philologischen Wissenschaften widmen konnte. Daneben beschäftigte er sich mit der englischen, italienischen und französischen Sprache. Aber diese Studien schlugen so tiefe Wurzel, daß er der Jurisprudenz nie Geschmack abgewinnen konnte, und sich mit ihr nur aus Gehorsam gegen seinen Vater beschäftigte. Der Dichter Michaelis und Dyt waren unter seinen akademischen Freunden diejenigen, welche auf seine Jugendarbeiten im Fache der schönen Literatur den meisten Einfluß hatten. Nachdem er schon früher Magister geworden und sich habilitirt hatte, wurde er 1769 Doctor der Rechte mit der Anwartschaft auf eine Stelle in der leipziger Juristenfacultät. In demselben Jahre wurde er als Professor juris elegantioris ordinarius, jedoch ohne Gehalt, nach Erfurt berufen, wo er mit Wieland, Nibel, Meusel, Herel in Verbindung kam. Da seine Hoffnung zu einem Salar nicht erfüllt worden, folgte er 1772 einem Rufe als Lehrer der Beredsamkeit und Dichtkunst nach Gießen. Im J. 1784 erhielt er den Titel eines Regierungsraths, ward 1787 zweiter, und 1790 nach Böhms Tode erster Universitätsbibliothekar, und starb im J. 1800. Als Schriftsteller fehlt es ihm nicht an Talent, Kenntnissen und Belesenheit, wohl aber an Stetigkeit, Sorgfalt und Genauigkeit. Er schrieb zu viel und in zu verschiedenen Fächern, um gründlich schreiben zu können. Sein Hauptverdienst ist, im Fache der poetischen Literatur der Deutschen mit Fleiß gesammelt zu haben. Seine Chronologie des deutschen Theaters, seine Anweisung zur Kenntniß der vornehmsten Bücher in allen Theilen der Dichtkunst, sein Nekrolog oder Nachrichten von dem Leben und den Schriften verstorbenen deutschen Dichter, selbst seine Skizze einer Geschichte der deutschen Dichtkunst waren zur Zeit ihrer Erscheinung, in Ermangelung des Bessern, von Werth; auch seine Bearbeitungen und Uebersetzungen englischer und französischer Schauspiele waren zu jener Zeit nicht unbedienstlich, und fanden größtentheils Beifall.

Schmid (Michael Ignaz), einer der berühmtesten Geschichtschreiber Deutschlands, wurde den 30sten Januar 1736 zu Arnstein, einer Stadt im vormaligen Hochstift Würzburg geboren. Den ersten Unterricht erhielt er in seiner Vaterstadt, und nach dem 1749 erfolgten Tode seines Vaters auf dem Gymnasium zu Würzburg. Er wählte den Stand eines Weltgeistlichen, und trat deshalb in das bischöfliche Seminarium, wo er, außer der Theologie, besonders sich mit der Geschichte, und nächstdem mit dem Studium der Philosophie und der

französischen Sprache beschäftigte. Nach fünfjährigem Aufenthalt in dem Seminarium ward er Licentiat der Theologie und Priester, und als Caplan zu Haffurt angestellt, und bald darauf kam er nach Bamberg als Hauslehrer zu dem Großhofmeister von Kotenhan. Dieser, ein Mann von vielen Kenntnissen und hohem Geiste, führte den jungen Gelehrten in eine, dem letztern ganz neue Schule der praktischen Weisheit und in die wirkliche Welt ein. Schmidt lernte hier die besten Schriftsteller aller Nationen kennen, und bildete sich durch den Umgang mit mehreren angesehenen und geistvollen Männern. Im 7-jährigen Kriege begab sich Kotenhan nach Schwaben auf seine Güter nahe bei Stuttgart, und nahm seinen bisherigen Hauslehrer mit dahin, dem er eine geistliche Pfründe ertheilte. Schmidts Aufenthalt in der Nähe jener Residenz, wo Pracht und Luxus dazumal dem höchsten Gipfel erreicht hatten, gab ihm Gelegenheit, die Schauspiele und glanzvollen Feste oft zu besuchen, und dadurch erhielt sein Geist einen höhern Schwung und eine freiere unbefangene Ansicht des Lebens, die seinen Arbeiten und seinem Umgange mehr Ton und Annehmlichkeit gaben. Indessen ließ er sich nur durch jene Vergnügungen so weit von seinen ernstern Studien abziehen, als nöthig war, um

dortigen Archive zur Fortsetzung seiner Geschichte zu benutzen. Jetzt ließ die Kaiserin ihm ihren Antrag, in ihre Dienste zu treten, wiederholen; und da er denselben, ohne weiter auf den Fürstbischöf zu achten, annahm, so wurde er als wirklicher kaiserlicher Hofrath und Director des Haus- und Staatsarchivs mit einem Gehalt von viertausend Gulden angestellt. Der Kaiser Joseph kannte Schmidts Werth zu gut, und benutzte die Talente des neuemorbeneu Staatsdieners auch dadurch, daß er ihn zum Mitgliede des neu organisirten Censurcollegiums und zum Lehrer in der Ge-

n, und künftigen Thronfolger, den künftigen
ernannte. Nachdem er über zehn Jahre
b Schmidt den 1sten Novembris 1794 im
Er war der Erste, welcher eine Geschichte
b, denn seine Vorgänger bearbeiteten nur
nd reichständische Geschichte. Er bingte
te der Deutschen, als eines Volks, das bei
lichen Verhältnisse einzelner Männer doch
durch ein gemeinschaftliches Oberhaupt, durch gemeinschaftliche Ver-
fassungen und Gesetze, Sprache, Sitten u. s. w. ein Ganzes ausmacht.
Seine Hauptabsicht war zu zeigen, wie Deutschland seine gegenwärtigen
Sitten, Aufklärung, Gesetze, Künste und Wissenschaften, haupt-
sächlich aber seine so sehr ausgezeichnete Staats- und Kirchenverfassung
erhalten habe; kurz, wie es das geworden sey, was es wirklich ist.
Und so war die Culturgeschichte der Nation sein vornehmster Gegen-
stand. So weit er diesen durch seinen Tod unterbrochenen Entwurf
ausführte, geschah es mit Wahl, Ordnung, Geschmack und philoso-
phischem Scharfsinn. Indessen ist er bei der Erzählung der großen Kir-
chenverbesserung des 16ten Jahrhunderts nicht immer treu und zuber-
lässig. Auch hat seine Darstellung zu wenig Geist und Fülle, und seine
Sprach- andern
Schmid
und der
Geschick
Geschick
Titel:
1785. 1
bis elfte
leben;
Jgn. C
tieren d
'auch
(Band)
Deutsch
manig
als sich
alber
den Reichs unter Kaiser Franz II.

daß er in der einen und
r. Aber immer wird
en, doch zu den guten
chnet werden. Seine
In: W. F. Schmidts
Theil (auch unter dem
bis fünfter Theil) Ulm
Deutschen. Sechster
Geschichte der Deut-
8, 1793, gr. 8. Dieh.
den hinterlassenen Pa-
tiller. Zwölfter Theil
r Deutschen, siebenter
Schmidts Geschichte der
eizehnter bis zwöfund-
ere Geschichte 2c. achter
h. Der Vollständigkeit
rd Geschichte des deut-

Schmidt (Jacob Friedrich), geboren im J. 1730 zu Plauenzell im
Herzogthum Gotha, empfing seinen ersten Unterricht von seinem Vater
und dem Diaconus Beutler, kam 1746 auf das Lyceum zu Ohrdruff,
und ging 1750 nach Jena, um dort Theologie zu studiren. Natür-
licher Hang und Bedürfniß führten ihn zur Dichtkunst, die er zu zahl-
reichen Seligenheitsgedichten anwandte; aber dieser Umstand gab seinem
weltlichen Talent eine nachtheilige Richtung, auch litt dadurch sein
Eifer für das gelehrtere Studium der Theologie. Unter den akademi-
schen Lehrern hielt er sich besonders an den Philosophen Meusch, wurde
Magister und Privatdocent zu Jena, und repetirte Meuschens Natur-
recht und andre philosophische Vorlesungen mit den Studirenden. Auch
trat er hier in freundschaftliche Verbindung mit H. W. von Gersten-
egg, mit welchem ihn gleiche Liebe zur deutschen Literatur vereinigte.
Er lehrte hierauf theils als Hauslehrer, theils privatirend im Holstein-
en, in Schleswig und Lübeck, und lehrte, da mit dem Tode des

Berjays von Plön eine nahe Aussicht auf ein Amt ihm verloren gegangen war, im J. 1760 nach Gotha zurück, wo er sich mit literarischen Arbeiten beschäftigte, und endlich 1765 Diaconus in seinem Geburtsort wurde. Hier besorgte er neben seinen Amtsgeschäften den Unterricht zweier Söhne des Amtmanns Manso, von denen der älteste sich nachmals in unserer Literatur so rühmlich bekannt gemacht hat. Für Schmidt selbst war dieser Unterricht vortheilhaft anregend, denn nur zu sehr fehlte es ihm an dem kleinen Orte wo er lebte, an äußerer Aufzuehrung zur Fortbildung seiner Anlagen, da er des Umgangs literarischer und kritischer Freunde entbehren mußte. Daraus ist es zu erklären, wie in seinen Schriften neben Stellen, die unverkennbar von Talent zeugen, so manche Geschmacklosigkeiten vorkommen. Da er schon längst einen literarischen Ruf und zugleich Predigergaben hatte, so wurde er im J. 1773 als dritter Diaconus nach Gotha versetzt und nebenher als Lehrer der deutschen Sprache am Gymnasium angestellt. Als er bald darauf in das zweite Diaconat rückte, gab er die Lehrstelle im Gymnasium wieder ab. Er starb 1795 als erster Pastor an den beiden Hauptkirchen in Gotha. Schmidt war von Charakter gutmüthig, gerade und heiter frohsinnig. Eine gewisse Heftigkeit, Raubelt und Leidenschaftlichkeit wirkte oft unangenehm auf seine Umgebungen, und war Ursach, daß er manchen guten Zweck verfehlte. Man hat gefunden, daß er und Basedow einander nicht nur im Außern, sondern auch an natürlicher Gemüthsanlage, an Fehlern und Tugenden, sehr ähnlich waren. Als Prediger fand er großen Beifall; seine Lebhaftigkeit, Beredsamkeit und Anschaulichkeit machten ihn zu einem wahren Volksredner. Zur Bildung der deutschen Poesie um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts trug auch er bei. Seine dichterischen Producte wurden damals mit allgemeinem Beifall gelesen, und auch noch jetzt behauptet sein Name einen Platz in der Geschichte unsrer schönen Literatur, hauptsächlich wegen seiner poetischen Gemählde und Empfindungen aus der heiligen Geschichte, und der von ihm gelferteten Uebersetzung der horazischen Oden, aber auch wegen mancher eignen Oden, Lieder, Erzählungen und Kirchengesänge.

Schnee, ein Erzeugniß gefrorener Wasserdünste. Ueber die Bildung des Schnees herrschten bisher verschiedene Meinungen. Die durchsichtigen elastischen Wasserdünste werden in den obern Luftregionen durch die Kälte zu Nebel oder Wolken, d. h. zu kleinen Dunstbläschen, welcher Zustand ihrer gänzlichen Niederschlagung als Wasser vorangeht. Haben diese Bläschen durch die Kälte allen Wärmestoff verloren, so schießen sie unter gewissen Umständen in kleine Eisdadeln an, welche sich noch so lange in der Luft schwebend erhalten, bis die Wolke, u der sie gehörten, ihre Electricität verloren hat. Nun fallen sie herab, und setzen sich, wenn sie unterwegs einander nahe kommen, meist unter Winkeln von 60 aber auch von 30 und 120 Graden an. Nach Beschaffenheit der Atmosphäre und anderer Umstände verbinden sich bald mehr, bald weniger Eisdädelchen mit einander zu einem Ganzen, welches wir Flocken nennen, und welches bei näherer Untersuchung eine sehr regelmäßige Bildung zeigt. Eine solche Schneeflocke besteht aus zuter sechseckigen Sternchen von verschiedner Größe und — die sechseckige Figur ausgenommen — von unbeschreiblich mannichfaltiger Bildung und Zusammensetzung. Je kälter die Luft ist, desto kleiner sind die Flocken, ja bei sehr strenger Kälte fallen die einfachen Nadeln selbst herab; gegen die Volk hin ist der Schnee dem Staube ähnlich. Dagegen sind die Schneeflocken um so größer, je gelinder das Wetter ist.

Ma
 scu
 ma
 uni
 ple
 lan
 fell
 un
 pol
 liu
 lár
 lai
 Zu
 lai
 E
 ho
 Et
 ge
 de
 sci
 an
 stó
 ve
 un
 ge
 de
 ter
 sic
 ch
 E
 sei
 ch
 ge
 er
 p
 de
 eis
 de
 si
 g
 E
 fo
 tu
 D
 in
 is
 so
 at
 E
 M

E
 r
 v
 v
 ge
 et
 zu
 in
 in
 ter
 in
 ter
 in
 de
 als
 ise
 die
 ste
 the
 ra
 nd
 in,

Schneekoppe ist der höchste Berg auf dem schlesischen Riesengebirge, im Fürstenthum Jauer, an der böhmischen Gränze, der größten Familie von Schafgotsch gehörig. Er erhebt sich 4950 rheinische Fuß über der Meeresfläche. Auf demselben steht eine Capelle, worin jährlich fünf Mal catholischer Gottesdienst gehalten wird.

Schneider (Eulogius) ausgezeichnet unter den Priestern der deutschen katholischen Kirche durch große Talente und wissenschaftliche Bildung, später aber verächtigt durch seinen Antheil an der französischen Revolution, und durch das jämmerliche Schicksal, das er sich durch Eitelkeit und Leichtsinns bereitete, wurde am 20. Oct. 1756 zu Wipfeld in Franken geboren, erhielt von dem Kaplan seines Dorfes den ersten Unterricht, kam dann in das Gymnasium zu Würzburg unter die Leitung der Jesuiten, und erhielt später die Aufnahme in das Juliuspital. Seine Armuth konnte, zumal bei der außerordentlich glücklichen Entwicklung seiner Talente, kein Hinderniß seines weitern Fortkommens mehr seyn. Aber er zerstörte durch Zügellosigkeit und jugendliche Ausschweifungen alle seine günstigen Verhältnisse; um sich zu retten, trat er in Bamberg in den Orden der braunen Franziskaner. Ein so sinnlicher und genüßgieriger Mensch, wie er war, konnte sich unmbglich in die Fesseln des Klosterlebens fügen; auch erregte er nicht nur Anstoß und Aergerniß durch seinen freien Wandel; er reizte zugleich den Zorn seiner Ordensgenossen durch seine von der Regel und dem bestimmten Dogma abweichenden und oft unbesonnen geduldeten Religionsmeinungen; und während ein großer Theil seiner Zeitgenossen den hellen Geist und die Beredsamkeit pries und bewunderte, die er in seiner in Augsburg abgelegten und dann durch den Druck verbreiteten Toleranzpredigt bewährte, erhob sich das Rehergeschrey der Mönche immer wilder gegen ihn. Er fand einen Beschützer gegen den theologischen Haß an dem Herzoge Karl von Württemberg, der ihn 1786 als seinen Hofprediger anstellte; bald aber verlor er die Gunst dieses Fürsten, weswegen ihm die Lehrstelle der griechischen Sprache an dem Gymnasium zu Bonn, die er 1789 erlangte, sehr willkommen war. Schon sah er sich im Besitze eines geachteten Namens in der literarischen Welt; seine Uebersetzung des Chrysostomus ward, in so ferne sie die Arbeit eines katholischen Gelehrten war, als eine seltene Erscheinung beachtet; die Herausgabe seiner Gedichte und Predigten vermehrten noch seinen Ruhm. Aber auch in Bonn gab er durch Lehre und Leben nicht geringes Aergerniß; umsonst bestrafte ihn der Kurfürst, warnend und ermahnend, über seine Unbesonnenheit, seinen frechen Reformationseifer und seinen unwürdigen Wandel; und da er sich hier nicht mehr halten konnte, begab er sich als bischöflicher Vicar nach Straßburg. Der tobende Strudel der Revolution war ein ihm gemässeres Element, als das stille Heiligthum der Kirche. Er erwies sich durch Rede und Schrift als einen der eifrigsten Freunde der neuen Freiheit, und bei seiner Gabe zu sprechen und zu schreiben, so wie bei der Kühnheit und Hefigkeit seines Charakters, machte er sich bald bemerkbar. Er erlangte mehrere Aemter, bis er sich endlich zur Stelle eines öffentlichen Anklägers bei dem Revolutionstribunal des Niederrheinischen Departements erhob. Auf diesem Posten entwickelte er eine Gefühllosigkeit und Grausamkeit, deren Erweisungen einen ewigen Fluch auf sein Andenken legen. An der Spitze seiner gleich verruchten Collegen durchzog er, mit der Guillotine, begleitet von Häschern und Henkern, unter empfindendem Pompe, und täglich in viehischen Wollüsten schwelgend, das Land, entschied willkürlich über das Leben seiner Mitbürger, zwang

durch die Furcht des Todes edle Frauen und Echter, sich ihm zu ergeben, übte noch die Sterbenden, die unter dem Beile des Nordinstruments lagen, und ihre Verwandten, die sie bejaumerten, und eignete sich raubflüchtig zu, was ihm von der Hinterlassenschaft seiner Opfer gefiel. Er achtete ein Menschenleben so wenig, daß er einst einen Mann, der nur ein Bein hatte, unter dem Vorwande hinrichten ließ, weil er doch nicht in den Häfen der Republik dienen könne. Aber es kam seine Stunde. Die beiden Repräsentanten St. Just und L'abbé, gereizt von dem Maire Monét, die in Schneidern ihren Gegner sahen, weil er sich in der That ihrer noch größern Wuth widersetzte, beschloßen seinen Untergang. Als er nun am 14. Dec. 1793 in einem sechsspännigen Wagen, begleitet von 25 Reitern mit bloßen Säbeln, in Straßburg einfuhr, ließen sie ihn verhaften, und stellten ihn am folgenden Tage auf der Guillotine zur Schau, „um die Schmach zu büßen, die er den Sitten der jungen Republik angethan.“ Er wurde dann dem Wohlfartsausschuß in Paris überliefert, und hier fiel am 1. April 1794 sein Kopf.

Schneider, Dr., siehe Bokarberg.

Schnepfe (Scopolax). Von diesem, größtentheils wegen seines wohlschmeckenden Fleisches beliebten Geschlechte der Vögel sind bereits über 50 Gattungen bekannt, von denen an vierzehn noch nicht genau bestimmte Gattungen in Deutschland einheimisch sind. Sie gehören in die Ordnung der Sumpfvögel. Nach der verschiedenen Richtung des Schnabels vertheilen die Naturforscher die Schnepfen in folgende drei Familien: 1. mit abwärts gekrümmtem Schnabel, 2. mit geradem, und 3. mit aufwärts gekrümmtem Schnabel. Sie halten sich meistens an der Erde auf, und nur selten sieht man sie auf Bäumen. In den Sümpfen, Morästen und seichten Gewässern waten sie mit Bequemlichkeit umher, und suchen Gewürme, Insectenlarven und Insecten, wovon sie sich nähren; doch fressen sie auch verschiedene Pflanzenblätter. Aus den kalten Ländern ziehn die Schnepfen meistens im Herbst nach den südlichen.

Schnepfenthal, s. d. Art. Salzmänn.

Schnepfer oder Schnäpper, auch wohl Schnipperling, nennt man eine kleine stählerne Armbrust wegen des schnappenden Lautes der Sehne. An der Mündung der Balglinse ist das Schnäpperlein, ein dünnes Eisen, welches vor derselben befestigt ist, und die Mündung verschließt, wenn der Balg aufgezo gen und wieder mit Luft gefüllt wird, damit kein Feuer durch die Linse in den Balg gezogen werde. Besonders führen den Namen Schnäpper auch zwei wundärztliche Werkzeuge, von denen das eine zum Aderlassen, das andre beim Schröpfen gebraucht wird.

Schnorr (Weit Hanns) von Alde, ein rühmlich bekannter Maler, geboren zu Schneeberg im Erzgebirge im J. 1764. Schon früh zeigte er große Neigung zur mechanischen und bildenden Kunst, und versuchte sich darin. Da ihm die damalige Beschaffenheit der niedern Schulen den entschiedensten Widerwillen einflößte, so wuchs er fast ohne alle wissenschaftliche Kenntnisse heran; desto lebhafter interessirte ihn die Natur, in der er, sich selbst überlassen, einen großen Theil seiner Zeit verlebte. Als vierzehnjähriger Knabe begleitete er seinen Vater auf einer Geschäftsreise nach Leipzig. Der kurze Aufenthalt in dieser Stadt bewirkte eine obllige Veränderung in dem Jüngling; um einst dahin zurückkehren zu können, nahm er die Bedingung dazu, die Rechte zu studiren, sogleich an. Mit Beiseitsetzung aller seiner Lieblingsbeschäft-

Schnupf
 Ich in folgendes
 fehn, wenigstens
 folgt Hitze des
 meistens um den
 vorn in der St
 unter. Zugleich
 häufiges Niesen
 Schwellung der
 ren Fruchtigkeit
 läßt, und falls
 die sie beim He
 riode, die zuwe
 länger, vierzehn
 Hitze des Kopfe
 läßt, der Ausfl
 dauert gewöhnl.
 langwierig ist,
 auch wohl die
 verstopft wird.
 Nasenloch, je
 absondert, oft
 Endlich nimmt
 so daß die gew
 Während der g
 schwellen, so d
 oder abwechseln
 der Geruch feh
 schmack; beide
 rick. Wenn di
 liegend oder tri
 der Ausfluß f

Das Buch ist für die Bibliothek der ...
1117

vermischen sich zuletzt ganz mit dem schwammigen Gewebe der Schleimhaut, stehen auch überall mit Zweigen des fünften Nervenpaares, die sich in der Schleimhaut der Nase verbreiten, in Verbindung. Die unzählbaren Verästelungen der vielen Arterien, welche sich in die Schleimhaut verbreiten, bilden ein Gewebe von den feinsten Haargefäßen durch diese ganze Haut hindurch. Schon die zarten Enden dieser Arterien hauchen auf die Oberfläche der Haut einen feuchten Dunst aus, aber außerdem sind in ihrem Gewebe eine unzählbare Menge von kleinen Schleimhöhlen oder Schleimdrüsen verborgen, aus deren offenen Mündungen beständig der abgesonderte Schleim hervorquillt, so daß die Oberfläche der ganzen Haut immerwährend feucht und mit Schleim bedeckt ist. Diese Absonderung von Feuchtigkeit und Schleim ist aber offenbar zur Erhaltung der Weichheit und Zartheit der die Geruchsnerven umfassenden Haut, also zur Beförderung des Geruchsinns, nicht aber zur Reinigung des Blutes von Schärfeu vorgerichtet; denn zu dem letztern Zwecke würde die Natur wohl nicht einen Theil bestimmen, welcher durch die Menge seiner Nerven, durch die Zertheilung derselben zu einem äußerst empfindlichen Organ wird, eben so wenig als die Absonderung der Thränen in der Thränendrüse des Auges, die Absonderung des Ohrenschmalzes im äußern Gehörgange u. s. w. als reinigende Absonderungen in Rücksicht des Blutes zu betrachten sind. Dagegen ist die mit so zahlreichen arteriellen Haargefäßen versehene Haut um so leichter der Entzündung ausgesetzt, und alle Zufälle des Schnupfens zeigen an, daß er nichts anders sey, als eine Entzündung der Schleimhaut der Nasenhöhle. Durch jede Entzündung entsteht Vermehrung der Wärme, Geschwulst der Theile und höhere Empfindlichkeit derselben, und jede Entzündung in absondernden Theilen zeichnet sich noch dadurch aus, daß die Absonderung im Anfang unterdrückt, dann verändert, dann vermehrt erscheint, und daß sich die Entzündung gewöhnlich in dieser Vermehrung der Absonderung erschöpft und verlißt. Alle diese Erscheinungen finden wir in obiger Beschreibung des Schnupfens. Diese Entzündung entscheidet sich gewöhnlich durch vermehrte Absonderung eines dicken häufigen Schleims in Zeit von zwei bis vier Wochen, nach welchem Zeitraum sie sich wieder zertheilt, die Geschwulst der Schleimhaut abnimmt, die Luft wieder freier durch die Nase gezogen werden kann. Das Fieber, welches mit jeder Entzündung, also auch mit dem Schnupfen verbunden ist, läßt schon früher nach, so bald die Entzündung sich zu mindern anfängt. Dieser mit Fieber verbundene Schnupfen heißt der acute. Zuweilen wird aber der Schnupfen langwierig, er ohne Fieber, und wird dann der chronische genannt. Dieser hält Monate lang an, scheint manche Tage sich zu vermindern, dann nimmt er wieder zu, aber er bekommt nie den Grad von Heftigkeit, welchen der acute Schnupfen hat, und ist wenigstens in der Regel von keinem Fieber begleitet. Ueber die veranlassenden Ursachen des Schnupfens sind die Meinungen eben so verschieden, wie über das Wesen desselben. Häufig wird er noch für eine Folge von Schärfe im Blute und von Erkältung angesehen. Daß der abgesonderte dünne Schleim oft sehr scharf ist, die Haut der Nase inwendig und äußerlich roth und wund macht, ist bloß ein Beweis, daß durch die Entzündung die Absonderung der Schleimhaut verändert und verdorben wird, wie wir bei jedem entzündeten absondernden Organe sehen, z. B. bei der Entzündung des Auges, wo aus den Rändern der Augentlieder, auch aus der Thränendrüse, eine ganz veränderte und scharfe Feuchtigkeit kommt. Dagegen finden wir oft, daß ganz gesunde Menschen, bei denen keine Schärfe

im Blau zu vermischen ist. den Schnupfen bekommen, dassam andre von deren Arten und Natur wir allerdings eine nicht normale Ab-
 schung und Entschöndung vermehren können, der
 oder doch nicht bedürftig haben. Wiebe außerdem
 zu große Menge rother & schwarze der Carthagen
 pflanze, und damit als Zolierung derselben ange-
 fachen wahrheitlich ist, das nicht diese Art
 sondern die zum Gewebe liegende Zusammen-
 stimmung der Umgebung des Schnupfen bedürftig,
 hervorbringende Vertheilung in dem Innern des
 des kaltemodulierenden Factors anzeigt, wodurch diese am so eben in
 vertheilung bedürftig, & d in ein, wählchen Zustand vertheilt werden,
 Gefäßung ist ebenfalls nicht ohnmal Ursache des Schnupfen, denn sie
 findet gar oft bei mehreren Arten der Natur, denn daß sie den Schnup-
 fen bekommt, dassam es nicht gibt, welche den gewöhnlichen Schnup-
 fen kaum in den wählchen Vertheilungen los werden, zum Vertheilung
 die im Innern nicht aus der Natur gehen, immer warm, doppelt auf
 wählchen bedürftig hat, und diesen ungeschickten des Schnupfen bekom-
 men. Ueb, was Entschöndung überhaupt, und insbesondere Entschöndung
 der Schnupfenhaut der Natur hervorbringenden vermag, erzeugt oder drehen
 drei den Schnupfen. Ist wählchen Ursachen und endlich eine besondere
 Zusammenstimmung des Blutes, die keine innere Kraft und Bedürftigkeit ist
 diese ist, es folglich in fruchtlos Ursachen auch solchen Ursachen, die be-
 sondern auf dasselbe wirken, leicht zum Zustand gebracht werden kann,
 welches eben die Entschöndung ist, bei einem Organ, wie der Schnup-
 fenhaut der Nase, das so reichlich mit arteriellen Adern versehen ist,
 muß dies also nur so leicht der Fall sein können. Ferner muß das
 eben erwähnte hervorbringende Uebergewicht des wählchen des
 vertheilung dessen der Körper eine leichte, schmerzlose Entschöndung und
 Gewöhnlichkeit zu überwinden & drehen der Schnupfen bekommt, aus
 dies wählchen Ursache entstehen werden. Ueb, d können wir noch erst
 die von Vertheilung diese drehen, die mit vertheilung Zusammenstimmung
 der Vertheilung verbunden ist, so daß drehen, welche gewöhnlich die
 Zusammenstimmung der Organe: in solchen, von kaltemodulierenden leicht
 gemacht werden, oder zu: Ursache sind, der wählchen Wirkung
 können Zustand zu: Ursachen, welche den Ausdruck des
 Schnupfen veranlassen: Ursache, welche von wählchen der Entschöndung
 fast des arteriellen Blutsystems der Schnupfenhaut zum Zustand bringen
 groß, bedürftig Zusammenstimmung von Entschöndung der Natur, daher der kalte
 ist Zeit, vorzüglich bei Vertheilung und Vertheilung der Schnupfen, ist
 die überhaupt catarrhalische Entschöndung ihrer Art, abgewandt vertheilung
 bedürftig wird. So kann auch schon das Zusammenstimmung von Blut, von einem
 kalten Zustand in die Zeit eines Schnupfen erzeugen. Ueb, auch
 die Vertheilung zu Entschöndung, wodurch die Zusammenstimmung des arteriellen
 Blutsystems übermäßig erzeugt wird, kann dieses bemerken, daher
 der Übergang aus der Natur in die Natur, heißt Entschöndung, in
 man aus der kalten Zeit kommt, sich wählchen Entschöndung überhaupt,
 auch der Entschöndung von wählchen Vertheilung drehen und Vertheilung
 von, die Zeit oft erzeugen. Ueb, drehen Vertheilung zum Schnupfen
 ist die Vertheilung einer Zusammenstimmung, welche mit der Zusammenstimmung
 der Schnupfenhaut der Natur in nahe Vertheilung liegt, abgewandt der
 Zusammenstimmung. Vertheilung der Zusammenstimmung und der äußeren
 Zusammenstimmung lang das wählchen eine Vertheilung der Zusammenstimmung der im-
 mern Natur zur Folge, daher die Zusammenstimmung, oder Vertheilung der

Urinabsonderung darnach sich emittirt; daher auch bei Fieber und Falscher Lafe der Schnupfen sich häufiger einfindet, weil der schon mit Frische zugleich erhaltene Lafe die Ausdehnung der Haut nicht so leicht annehmen läßt, als die trockne, und die Kälte schon ohnehin zum Schnupfen geneigt macht. Winter und Frühjahrs sind daher besonders die Jahreszeiten, in welchen der Schnupfen herrschend ist, weil in ihnen als oben angedeutet kalte, kalte und feuchte Luft, schneller Wechsel von Kälte und Wärme, Ueberfüllung des Blutes mit schleimigen rothen Eischen, von zu reichlichem Genusse der Nahrungsmittel, besonders Spiritus, stundenlang auf dem bisher Betagten läßt sich erkennen, daß der Nutzen des Schnupfens nur in der Einweihung bestehen kann, da er allemal eine Krankheit ist, und man allemal bloß darüber sich Reuen kann, daß ein Eros nicht eine bedeutendere und gefährlichere Krankheit angegriffen ist. Aber auch dieser Trost ist nicht ganz sicher, denn oft ist der Schnupfen nur der Vorbote einer schweren Krankheit, oft geht auch der Schnupfen selbst selbst durch eigene Heiligkeit, theils durch diätetische und andre unwirksame Mittel in andre Krankheiten über, die man alsdann für Folge eines zurückgelegenen, oder vertriebenen und ungetrübten Schnupfens hält. Das Haupt an der Sache ist allerdings, daß der Schnupfen als geringere Krankheit immer leichter zu überwinden ist, als eine heftigere, welche vielleicht nach den Einwirkungen der Winterzeit eben so gut entstehen konnte, daß aber oft eine allgemein starke Fieberdauere oder eine Erysipelatkrankheit mit der Localaffection in der Schleimhaut der Nasenhöhle anfangt, welche im Verlauf der heftigern Entzündung, oder des Fiebers nicht derselbe oder nicht weiter ausgebildet, u. daher für unentdeckt gehalten wird, welche aber wieder zur Bemerkung kommt, sobald die heftigere Affection der Krankheit nachläßt, welches letztere jedoch nicht die Folge des wiederhergestellten Schnupfens, sondern umgekehrt die Ursache selbst ist, daß dieser wieder bemerkt wird. Eben so kann aber auch aus dem Schnupfen allein eine gefährlichere Krankheit entstehen. Wir haben oben erwähnt, daß die Schleimhaut der Nasenhöhle in Verbindung steht mit dem Heutüberzug der Stirnhöhle, mit der Hirnhöhle, mit der Höhle des Oberkinnladens, selbst mit der Augenhöhle, ferner nach hinten zu mit dem Halse, mit den Luftröhren und deren Verzweigung. Was der Schnupfen in der Nase, das ist die Wirkung im Halse, der Catarrh in den Bronchien und der Lungerentzündung ist den Lungen; was den einen erregt, kann auch die andern hervorbringen, daher auch oft ist

ist aber auch die Krankheit Entzündung der Lungen, z. B. in die Pleura zu, wodurch beschleunigt wird, wenn er dauernd fortwähret, Eitlerigkeit dann leicht mehrere Leiden verursachen läßt. In sich die Entzündung der Lungen in den Pleura entstehen kann, Lung des Brustkorbs durch Entzündung entstehen weißt. Die Entzündung kann die Theile der innern Ohrkammer ergreifen; wodurch Anschwellung der äußeren Höhle, Schnupfen in dem Ohr und Taubheit desselben

fast erkennen
; so kann doch
verbessern nach
nach dem
so bedenklicher
wird, wenn
stellen, weil sich
in auf das
Anschwellen kann
ende Schnupfen
ausgetrieben
und Anschwellung
in entzündet
sie davon auf
sich verbessern,
48°

fallen entstehen kann, oder des Hals, der Zäpfen, des Mandels werden mit entzündet, oder die Entzündung verbreitet sich, was gar nicht selten ist, bis in die Luftröhre und in die Lungen, erregt Catarrh und gar Lungenerkrankung, oder gibt doch Anlaß zu langwierigen Husten, zu Krüppeln in den Lungen und endlich zur Lungensucht und Auspehrung. Dies sind die mächtigsten Verblutungen und Verbreitungen des Schnupfens, deren Wirklichkeit Theoria und Erfahrung beweisen. Will man aber entferntere Uebel von unterdrücktem Schnupfen herleiten, so geschieht dies ohne Grund. Jene entfernten Uebel aber sind der gefährlichste Edeyung werth, weil sie gefährlicher sind als der Schnupfen selbst ist, und schwer zu heilende Uebel nach sich ziehen können. Da dieser theils gar nicht geachtet, oder noch gar mit verkehrten Mitteln behandelt wird, so wird er oft heftiger, stärker und von längerer Dauer gemacht, als er für sich geworden wäre, und außer der länger dauernden Unbequemlichkeit ist auch mehr Gefahr der Folgen wegen zu befürchten. Kann man also den Schnupfen verhüten, so ist es in der Regel besser, nur darf man nicht glauben, daß man ihm bloß dadurch entgeht, wenn man sich recht warm hält, im Gegentheil verjährt man sich dadurch, und setzt sich um so leichter der Gefahr aus, sich zu erkälten.

Gerade
und
oben
Die Er
telung
höhle
Wangi
kleine
tung
angeze
grün

en Studien sich aufhalten, noch im Bes
sich, wenn sie von einem rauhen Lüfte
aben demade beständig den Schnupfen
in welche die Haut durch diese Verjäre
; auch auf die innere Haut der Nasen
t zu chronischem Schnupfen, der auf
scheidet, sondern sich immer auf sich
Die einzig richtigen Besuche der Verjäre
g des Schnupfens müssen auf die ober
theil, der Anlage und Ursachen desselben
- Harmonie in den Functionen des Or

ganismus, Stärkung des Nervensystems, Abänderung des Körpers ge
gen die Einflüsse der Witterung, Verhütung einer Anhäufung von ro
hen schleimigen Nahrungsstoffen im Munde müssen der Grund aller Prä
servationsregeln sein, von denen wir hier nur die nöthwendigsten auf
zählen wollen. Man erhalte die Thätigkeit der Haut durch öfteres Was
chen in lauem, und durch tägliches Waschen
des Halses und der Brust, mit kaltem Wasser
schlaffer Constitution, Schwammig und obleg
wöchentlich einige Mal noch den ganzen Ab
end; bei dem Waschen gewöhne man sich, die
Nase zu pfeifen, auch mit solchem Wasser sich
man sich einige Bewegung in freier Luft, und
sich, dies sogar bei rauher und kalter Witterun
g übergehend, daß diejenigen, welche an Rhin
orrhoe nicht gewöhnt sind, im Anfange behut
samer vorzugehen müssen. Dabes beachte
1. Zu schwere, zu wahrhafte und feste Speisen
zu wenigstens nicht oft und nicht in zu gro
ßer Menge zu man in dem Genusse hitziger Getr
nks bei denselben, welche Anlage zu Catarrh
oder in solcher Witterungsbeschaffenheit und
am meisten zu erwarten sind, nicht den Schn
upfen noch tiefer eingreifende entzündliche Krankheiten
oder schmerzhaftem Abstrich vermeide man schnell
Lust, Entzündung oder kaltes Waschen, man

zur Wärme: Erlauben es die Umstände, r Kälte fortwährend, erst in einer nur mäßig in die wärmere sich bewegt, so lange, bis gelindern Grad von Wärme gewohnt hat. vermeide man ganz. Wer mit dem Schwanzscheide zurechtkommt, nach obiger Methode Geheilte ist. Bei dem ersten vermehrten Auswurf, sich nur recht warm zu tun um den besten Nutzen sich auszukun- den zu machen. Der Schnupfen wird da- gesogen, oder er wird bestritten gemacht,

und man kann sogar zu den oben erwähnten Vorbereitungen der Entzündung und den gefährlichen Folgen derselben Veranlassung geben. Noch mehr aber setzt man sich in die Gefahr dieser Folgen, wenn man die Brausemethode, oder die einige Zeit lang von gewissen Ärzten und deren Nachfolgern gerühmte Methode mit Urin in Thee, mit Opium Tractur, dicken Elixiren, oder starkem Wein und dergleichen mischt be- folgen will. Jeder, der den acuten Schnupfen hat, wird erfahren, daß dieser stärker wird, wenn man Wein getrunken hat, oder bey derselben darnach wieder zunimmt, wenn er vorher schon in der Abnahme gewesen ist. Man unterscheidet die Verleiden des Schnupfens, und richtet sich in der Diät und Behandlung nach denselben, so wird man nicht nur allen diesen Folgen vorbeugen, sondern den Schnupfen selbst auch ohne den geringsten Nachtheil sehr abläßigen können, was immer wünschenswerth ist, da sich diese, obwohl leichte, Krankheit doch auch sehr beschwerlich macht. In der ersten Periode von etwa drei bis vier Tagen, beobachte man durchaus die kälte Methode. Man halte sich viel im Freien oder in einer nur ganz mäßig erwärmten Stube auf. Man wasche den Kopf, das Gesicht, den Nacken, den Hals und die Brust einige Mal des Tags mit kaltem Wasser, gurgle sich öfters mit Wasser, worin etwas Salpeter aufgelöst, oder welches mit ein wenig Kampher vermischt ist. Wer sich vorher, red Wasser in die Nase zu gießen, thue es: Hieron nicht zurecht ist und heftigen Kopf Schmerz in die Stirne hinauf oder in die Stirne den Dampf von warmem Wasser in nicht länger als die Umstände es nöthig ma- der Erreken und Getränke lege man sich Das Getränk bestehe aus Limonade, Erpsen trinen Wasser; Bier, Wein und andre er- man. Der Erreken erdalle man sich so viel als seyn kann, und ge- nige sich etwas Suppe von Hahnenfüße, leichte bestrichene Butterbrot, oder etwas dergleichen. Dabei nehme man einige Mal des Tags, be- sondern Nachmittags und Abends eine Pflade von Weizenweizen, Sah- niger und Zucker. Vor dem Schlafenruhe machte man sich noch ein- mal auf schon angelegte Weise, und setze die Füße in ein laues Bad, worin Aste und Salz und ebenfalls die Abkochen von drei Loth Senf beandlich ist: man lasse die Füße dabei sechs ruhen, und nach einer Viertel- bis halben Stunde sechs abwaschen, worauf man sich in ein nicht erwärmtes Bett in einer nicht geheizten Stube legt. Dabei werde man auch in dieser Periode nicht den Geruch der frischen Luft, sondern, zumal wer schon daran gewohnt ist, jede täglich ins Freie. Nur vor dem zu warmen Zimmern habe man sich bei der Zurückkunft. Durch diese Behandlung dringt man schon in dieser Periode die größte

Stärke des Schnupfens, so daß Fieber, Hitze und Kopfschmerzen, so auch die lästige Veranschwellung und Verschließung der Nasenhöhle und die Entzündung derselben nicht weiter zunehmen und sich ausbreiten wird. In der folgenden Periode hat man nichts zu thun, als dieselbe Methode nur etwas gelinder fortzusetzen. In Ansehung der Diät kann man nun etwas zugeben, und den Appetit mit mehreren Speisen befriedigen; doch muß dies noch immer mit großer Mäßigung und mit der Auswahl nur leichter Speisen geschehen, so daß z. B. Hafergerichte, Graupenschleim, einfache Wasserkurre, gewisses und gekochtes Obst, wenig oder lieber noch gar kein Fleisch genossen wird. In dem Nacken

am
Abends
nahm
sich in
felt ma
gang w
pfen ni
binnen
schiebt,
sogar
es stellt
gung
Seite

gen, als gelindes Abkühlungsmittel, re von Fieberblumen mit Weinstein ge man die Fußbäder fort, und legt stelle sich nun Schweiß ein, so wech Aufleben, und begerbt sich in ein nur dieser Behandlung wird der Schnupfer in eine andre Krankheit übergehen bühiger Behandlung nicht fliehen ge den, oder mit Zufällen drohen, die auf andre Theile andeuten, z. B. n, starkes Fieber, Husten mit Verw them, Keuchen oder Stechen in der n Arzt rufen, und beruhige sich nicht mehr mit dem Gedanken, es sey nichts als Schnupfen. Der chronische Schnupfen findet meistens bei Personen Statt, welche den seuten vernachlässigt, oder unrichtig behandelt haben, oder zu wenig Energie des Blutsystems besitzen, als daß es zu einer kräftigen Reaction und kritischen Entscheidung kommen könnte. Sie müssen zuvörderst trachten, ihre Constitution überhaupt zu stärken; sie müssen daher im Allgemeinen sich an die oben angegebne Präservativmethode halten, dabei aber ein Glas rothen Wein vor oder bei dem Essen, auch einige Mal des Tags eine Gabe von einem sirtiossauren Elixir auf Zucker im Wasser nehmen. Dabei müssen solche Personen täglich Abends ein etwas geschärfteres Fußbad nehmen, ein stärkeres Zugsplaster in den Nacken legen, auch wohl einige Mal etwas einnehmen, das die Hautausdünstung stark erregt.

Schindbrust, Schindkleid, ein Stück der weiblichen Kleidung, welches aus einer umfassenden Bedekung des Unterleibs und der Brust sowohl als der Seiten und des Rückgrates besteht, aber zugleich durch die Härte der dazu kommenden Stücke und durch die Festigkeit der Anlage so geeignet ist, daß es nicht dem weichen Theilen, die es bedeckt, nachgibt, und deren Form annimmt, sondern im Gegentheil die bedeckten weichen Theile in Zwang hält, und seine Form ihnen aufdringt. Die dazu kommenden Stücke werden entweder von Holz oder von Fischbein, selbst von Stahl verfertigt, werden in Leinwand eingewickelt, auf diese Weise in die passende Form gebracht, und am Rücken herauf zusammengeschürzt. Die Form selbst ist zu verschiedenen Zeiten verschieden gewesen, je nach dem nun die Absicht ihres Gebrauchs sie nach der herrschenden Meinung über Schönheit des weiblichen Körpers oder nach einem besondern Bedürfnisse bestimmte. Wenn wir von einer richtigen Idee der wahren weiblichen Schönheit ausgehn, so darf der Begriff der Zweckmäßigkeit darin nicht fehlen, wenn gleich der Eindruck einer schönen Form in kleinen Abänderungen von der Empfindungsfähigkeit und dem Besizung der Wünsche abhängt. Ein weiblicher Körper verdient

einem richtigen Urtheile noch nur dann schuldig genannt zu werden, wenn
 das Ganze mit den einzelnen Theilen, mit der Erreichung der Bestim-
 mung des Endes nicht im Widerspruch steht. Das Verhältniß der
 einzelnen Theile unter sich kann dabei wunderbar mannichfaltig seyn,
 und es kann immer Schaden dabei bestehen, was dann auf den Ge-
 schmack der Einzelnen ankommt. Die Bestimmung, welche die Natur
 dem Weibe gegeben hat, bringt es mit sich, daß der weibliche Körper
 mehr Zartheit, Weichheit und Aendlichkeit, Verästeltheit, und Veränder-
 lichkeit hat, daß besonders in der Form ein unmerklicher sonderer Uebergang
 von einem Grade zum andern, von einem Theil des Körpers zum an-
 dern Statt finden muß. Das Weib, als den vorzüglichsten Theil der
 geistlichen Schönheit, übergehen wir hier, da wir es zu unserm Zweck
 hier mit dem übrigen Körper zu thun haben. Von diesem erfordert die
 Idee der Schönheit, daß er in harmonischen Verhältnissen schlanke, rund
 und voll sey, daß der Busen und Unterleib, jener im Rükken, dieser
 in Brustform gegen nach außen sich bewerklich mache. Der Ueber-
 gang in beiden Seiten auf die Hüften muß in ganz unmerklichen Wech-
 seln von der Seite der Brust herunter mit unmerklich einwärtsge-
 hendem, von da über die Hüfte mit sanft auswärtsgehendem Bogen ge-
 schehen. Der Bekleidung des Körpers ist nur erlaubt, außer dem Haupt-
 zweck, Schutz derselben gegen die Kälte und Befriedigung der
 Forderungen des Wohlstandes, auch die Nebenworte zu verfolgen, die
 Schönheit des Körpers bemerkbar zu machen. Durch Sanftmuth fremd-
 artiger Schönheit (Putz) das erregte Wohlgefallen zugleich auf die
 Person selbst zu lenken, Verstehe in den harmonischen Verhältnissen der
 Form zu verbergen, und fehlende Schönheit, wenigstens dem Schein
 nach, zu erreichen. Diese Erlaubniß aber kann der Forderung der Weich-
 heit und Bescheidenheit gemäß nur so weit sich erstrecken, als dadurch der
 wahre Zweck der Kleidung nicht verlohren, vor allem aber dem Wohle
 der Person selbst oder einer andern nicht zuwider gehandelt wird. So-
 bald aber der wichtigere Hauptzweck der Kleidung, oder gar die Ge-
 sundheit und eigenes oder fremdes Wohl durch Nebenworte aufgeopfert
 wird, so wird es Thorheit und Unrecht. Man hat häufig genug beh-
 des dem Mißbrauch der Schürhucke und Schürhucke vorgeworfen,
 allein im Allgemeinen nicht ganz mit Recht
 erit, daß
 man dies zu allgemein, wohl auch mißver-
 steht ihren Gang fort, und läßt der geist-
 lichen predigen. Ein Mißbrauch, der so allge-
 mein manchen Verhätungen, darunter aus-
 mer in Aufsicht erhalten hat, muß doch ein
 oder doch von undentzweckem Nutzen sey
 wenn wir gegen das weibliche Geschlecht ge-
 nommen, einzig Nichtes in dieser sie bevor-
 zugen, oder zu glauben, daß alle die, welche
 leider selbst mißbrauchen, es ohne vernünft-
 lichen Nutzen davon zu haben, thun sollten, oder ohne von dem
 Bedürfnisse gezwungen zu seyn, keine Nachteile davon zu überleben.
 Auch dürfen wir nicht übersehen, daß wenn auch sonst die Weiblichkeit der
 Frauenzimmer, welche sich der Schürhucke bedienen, sie von einer
 Form hatten, die nicht nur der Schönheit ganz zuwider war, sondern
 auch der eignen Gesundheit und dem Wohl anderer Geschlechter zuwider
 war, wo selbst die Nachteile den Vortheilen weit überlegen waren,
 so ist eigenes Nachdenken und davon genommene Abstreifung den geist-
 lichen Theil des weiblichen Geschlechtes dahin vermocht, den vortheilhaft

schädlich für die Gesundheit zu verhindern. Wenn dagegen noch einige Nachtheile von der Form, wie sie jetzt bei Manchen wieder in Gebrauch sind, zu befürchten wären, so ist zu hoffen, daß gegründete Vorstellungen und gehörige Kenntnisse diejenigen in den höhern Ständen, welche für die andern den Ton angeben, auch von selbst dahin bringen werden, daß sie, ohne daß man ihnen zumuthen darf, dieses Kleidungsstück gänzlich abzuschaffen, doch allmählig durch zweckmäßige Veränderungen es so weit vervollkommen werden, daß es in Zukunft seine Dienste leistet, ohne Nachtheil für die Gesundheit zu bewirken. Wie es mit andern Moden in der Kleidung ging, so wird auch die Geschichte dieses Stücks derselben seyn. Bedürfniß, Bequemlichkeit, natürliches Gefühl des weiblichen Geschlechts für Decenz und Verschönerung erfand es, Liebe zur Veränderung verschlimmerte und verbesserte daran, so daß es bald zur Caricatur ausartete, bald wieder seinem ursprünglichen Zwecke sich näherte, je nach dem Eitelkeit, Nachahmungssucht oder bessere Ueberszeugung die Herrschaft hatten. In so fern die Schürbrust und der Schnürleib den oben genannten Forderungen entsprechen, kann man ihnen ihren Nutzen nicht ablängnen. Beide geben dem Körper eine Befleidung, die gut anliegt, sich an denselben anschließt, den Unterleib gehörig warm hält, zu einer schicklichen und bequemen Befestigung der untern Kleidungsstücke dient, ohne den Unterleib zusammen zu schnüren, wie bei dem Binden der Abte über den Hüften außerdem unermeldlich ist. Durch seine anschmiegende Form hat es den Vortheil, daß es die schöne Gestalt des weiblichen Körpers nicht verstrekt, sondern sie bei dem Gebrauch der übrigen Kleidungsstücke noch bemerkbar läßt, durch welche sie außerdem zu sehr verhüllt würde. Dabei erleichtert die Festigkeit und Steifheit des Schnürleibs dem Körper die gehörige Haltung, unterstützt den Unterleib, und beschränkt die unvernünftige Ausdehnung desselben, die bei Personen, welche zum Fettwerden geneigt sind, oder bei solchen, die mehrmals geboren haben, zum Nachtheil der Schönheit der Form Statt findet, eben so wie das zu tiefe Herabsinken der Brüste, welche durch eine gut geformte Schürbrust gleichfalls unterstützt und in der gehörigen Lage erhalten werden. Diese Vortheile empfehlen den Gebrauch der Schürbrust oder des Schnürleibes, und ihre Anwendung kann keinem billigen Tadel unterworfen seyn, wenn sie in den Schranken bleibt und die Schürbrust diejenige Form hat, welche jene Vortheile gewährt, ohne die Gesundheit zu gefährden, oder ohne die schöne Gestalt des weiblichen Körpers, welche die Natur ihm bestimmt hat, zu entstellen. Um diese Nachtheile zu vermeiden, muß die Form und Anwendung der Schürbrust folgenden Regeln unterworfen seyn. Zuvörderst muß sie der Gestalt des weiblichen Körpers überhaupt, und der Person insbesondre angemessen seyn, für welche sie bestimmt ist, ohne bedeutende Abweichung, weder in Hinsicht der Größe noch der übrigen Form zu haben. Die Schürbrust darf, indem sie angelegt wird, durchaus die Form des Körpers nicht verändern, sondern sie muß sich ganz nach ihr richten: sie muß demnach vorn elastisch, nach den Seiten nachgebend, nach vorn und unterwärts etwas weniger weiter und in einem kaum merklichen Bogen aufschweifend seyn. Die Seiten herunter müssen durchaus über die Hüften, wenigstens einige Zoll tief herunter gehen, und diesen geschlossen anliegen. Nach unten und vorn, wo der Unterleib umschlossen wird, kann die Form steif und etwas rund seyn; nach abwärts muß sie vorn weicher und breit seyn, auf den Seiten einen Bogen nach hinten zu nehmen. Bis in die Gegend der Herzgrube kann die Schürbrust anliegen,

sch. ohne Druck, aus dem Umriss, was er etwa zu Noth ist, wenn er herunterhängt, kann sich auch durch einen leichten Druck unterhalten. Dies ist nicht nur ohne allen Nachtheil, und dem Geruch wenig schaden sehr nöthig, sondern es ist auch für den Arbeiter sehr vorteilhaft, indem es die Fingerwunde des Umrissers unterhält, und die zu große Feuchtigkeit verhindert, welche der Schreiber zu vermeiden hat. Man hat August der Burggrabe an, wenn der Druck, welcher allen Druck von der Schreiberhand abnimmt. Das muß sie ausgehalten sein, und auch bei Seiten und dem Rücken ist etwas weniger dabei. Soll sie auch an der Perle noch höher herunterhängen, so muß sie nach dem Ringe, das die Perle in ihrer gehörigen Lage bilden, gewandt sein, so daß sie von der höchsten Rippe an etwa noch andere halb oder zwei Zoll hoch eine bequeme Lage bildet, welche den Perlen, wenigstens die über die untere Hälfte derselben, Schutz gegen Druck und Verletzung, und eine Unterstützung geben, daß sie nicht zu tief herunterhängen. Zu dem Umriss der Schreiberhand gehören noch andere Fingerwunden, welche mit dem gehörigen Pflaster versehen sein muß, oder zu harten Druck auszuhalten. Nach demselben muß man auch die Perle, sowohl im Innern, als äußerlich, der nach der gehörigen Form geschritten in Form und einwärts wurde. Bei der Bewegung der Schreiberhand ist zu bedenken, daß der Druck überall der gleiche sein muß, so daß sie an allen Stellen ganz geschlossen und fest anliegt, doch dem Umriss keine andere, als die ursprüngliche Form geben, über dem Druck der Perle, welche sie trägt, keine von ihrer ursprünglichen ganz unabweichende Form aufzuweisen hat. Der verhältnißmäßige der Perle Druck muß von dem untern Ende, dem eigentlichen Schreiber ausgehen, und die Finger der Schreiberhand herunterwärts drückt, und also der Druck der ganzen Unterstützung bedarf. Hiernach muß sich auch die Größe des Druckes richten, dieser muß nämlich gerade so stark sein, daß die Fingerwunde in ihrer natürlichen Lage erhalten, oder wenn sie (bei Fingerwunden, Hängendruck) von dort, den etwas herunterwärts abgewandt werden, so dieselbe zurückgeboten werden. Dabei kann der Druck durch das Zusammenhängen des Schreiberhandes in letztern Fällen oder nur bei der Bewegung des gemeinsamen Zweckes bei solchen Personen, wo dies nicht möglich ist, vermehrt werden. Bei jüngern Personen, deren Perle durch die Jahre oder durch andere Veränderungen noch nicht getrennt hat, braucht auf den Umriss nur ein mäßiger Druck durch das Zusammenhängen ausgedrückt zu werden, so daß der Schreiber die natürliche Form des Umrissers nur fest anliegt und dem Geruch nicht schaden thut, sondern daß er nur ein Bedürfnis für den Umriss hat. Von dieser gedruckt, oder schwerer wird, und die auf diese Weise keine Bewegung der Hand hat, so kann sie die Schreiberhand nicht an die Perle anhängen, sondern die Form der Hand des Schreibers, brauchen. Die Form der natürlichen Form des Umrissers ist eine andere Form, auf die Gefahr des

in der
e herum
werden,
so keine
schwerer
und der
sie für
denn
oder die
es ist ge-
wie denn
ist es,
ja auch.
angege-

benen Bestimmung der Natur übereinstimmt, kann für schön gelten. Sie verändern wollen, um ihre Schönheit zu erhöhen, wäre eben so thöricht, als wenn wir die Schönheit der Rose durch Beschneiden ihrer Blätter oder durch Veränderung ihrer Gestalt schöner darstellen wollten, als die Natur sie gebildet hat. So zweckwidrig diese Abweichung der Form der Schnürbrust ist, so nachtheilig ist es auch für die Gesundheit. Vor einigen Jahrzehnen hatte die Schnürbrust die Gestalt eines auf der Spitze stehenden Kegels oder eines Trichters, nach welchem nun der Körper geformt werden sollte. In ihren kleinern Raum wurde der Unterleib gedrängt, so daß derselbe über den Hüften zusammengepreßt wurde. Diese Mode ist zwar nicht mehr herrschend, doch haben aber viele der jetzt wieder gebräuchlichen Schnürbrüste den Fehler, daß sie unten zu enge sind, und den Unterleib zu enge einpressen. Hierdurch müssen allemal die Eingeweide desselben sehr viel Druck ausüben; besonders leiden die Leber, die Milz, der Magen viel durch die entstehende Stockung des Blutumsaugs in ihnen. Theils wird durch das Heraufdrängen der Gedärme und aller Eingeweide nach dem obern Theile der Bauchhöhle das Athmen ängstlich und erschwert, woher Beklemmungen, Herzklopfen, Ohnmachten, Blutungen, besonders Bluthusten, und andere Uebel mehr entstehen; theils werden auch die Gedärme und andere Theile in dem Becken gedrängt, welches gleichfalls Blutstockungen zur Folge hat. Bei allen aber muß auch die schädliche Einwirkung auf die Nerven des Unterleibes in Erwägung kommen, die durch öftern Druck beleidigt und in ihrer Verrichtung gestört werden, daher so häufig Krämpfe, Hysterie, selbst Melancholie ihren Ursprung bloß von dem Gebrauch oder vielmehr von dem Mißbrauch der Schnürbrüste haben. Noch mehr üble Folgen werden verursacht bei Personen, welche sogar im schwangern Zustande dergleichen Schnürleiber tragen, und diese schaden nicht nur sich selbst, indem alle jene erwähnten Uebel noch in höhern Grade entstehen können, sondern sie setzen auch das Leben und die Gesundheit des Kindes in Gefahr. Ein anderer Fehler in der Form der Schnürbrüste ist der, wenn sie zu weit heraufgehen, und dabei eng und platt sind, so daß sie die Brüste mit Gewalt heraufdrängen und an ihrem untern Theile drücken. Dieser Fehler der Schnürbrüste ist jetzt, da man die ehemalige Form derselben etwas abgeändert hat, noch häufiger, als der vorige. Nach der ältern Mode sollte es für Schönheit gelten, wenn die Frauenzimmer um die Hüften herum so eng zusammengeschnürt waren, daß von beiden Seiten die Hüftknochen weit hervorstanden, wozu die auf beiden Seiten durch hohle Taschen (Poches) ausgebreitete Kleidung noch mehr beitrug, so daß damals die so angepukten Damen mit Recht einem Insecte verglichen wurden, das in der Mitte ganz dünnleibig ist, nach oben und unten aber immer breiter wird. Doch blieb damals die Brust mehr verschont, weil die Schnürbrust nach oben geräumiger war, und die Brüste weniger drückte. Die neuere Art aber preßt diese nicht nur mehr in die Höhe, sondern drückt sie auch von unten beinahe platt. Dies ist nicht nur der natürlichen Schönheit ganz zuwider, sondern kann auch zu den traurigsten Folgen Veranlassung geben. Die Natur hat die Brüste nicht unter das Kinn versetzt, wohinauf man jetzt zuweilen sie gepreßt erblickt, sondern ihr Platz ist von der dritten bis zur sechsten oder siebenten Rippe, und hier sollen sie nicht als ein plattgedrücktes Bret, sondern in ihrer runden gewölbten Form erscheinen. Die Kunst darf sie nur in derselben erhalten, und gegen äußern Druck und Beleidigung schützen. Es ist ein gänzlicher Mißgriff, wenn manche

Frauenzimmer in der Ordnung, sich
 vorher bescheiden, dem Frauen mit
 ihnen sich überdies durch den Druck
 der Brust dadurch begünstigt wird, das
 Brust auf diese Weise ist schädlich.
 Fortsetzung und mit dem vorzüglichen
 auch die edelste Bekleidung geübt ist
 weiter fortgesetzt werden werden.
 Es liegt auf der Brust das ist Frauen
 in dem höchsten Grade der Reizung. Nach ein gelinder, aber sich
 überdies und andauernder Druck auf diese Weise kann daselbst Nadel
 ansetzen, und man sollte sich nicht das kleine Vorwölben dieser
 Brust durch den Druck nicht ohne Grund dem vorerwähnten Schaden
 der Schwürdrust zu. Denn es kann jeder fröhliche Mensch nicht anders
 als mit dem unwilligen Mitleid davon denken, das Unwohlthum,
 Nadel an Reizung und ungelinder Reizung sich ein so der
 gegenwertigen Schickel der Brust können. Jedoch ist die schädliche
 Erklärung der Penis Doktor, und folglich ist es Pflicht für das weiche
 die Bekleidung, durch größere Vortheile sich begreifen zu lassen,
 Liebe in der Form der Schwürdrust abzu, auch in der Art der Ver-
 wendung kann ein Fehler sein. Wenn man sich auch die Brust nicht
 in oben getadelten Fehler hat, so wird sie doch nicht so sehr angesetzt,
 und allenthalben so stark angezogen, das es ohne kleinen Druck auf
 die Brust sowohl als auf den Leib nicht abgeht, überhaupt auch nicht
 in oben erdacht von Nadel von Druck auf den Magen und Uterus
 hervon folgen. Auch ist die richtige Art schädlich, da die meisten Schwür-
 drust mit einem sogenannten Plankchen versehen sind, welches
 sich oben von dem Rücken auf die Brust drückt, und das
 Plankchen so gegen die Brust ansetzt, das diese von unten stark
 und drückend nicht voll gebracht werden. Das unten aber drückt
 nicht Plankchen so auf den Uterus, das auch hier das Schwürdrust
 setzen und stärker demselben durchdrängen. Diese Nadel von
 Plankchen, zumal wenn es zu lang, von zu hohem Material, z. B.
 von Holz oder gar von Metall ist, das es über die Brust drückt wie
 sie sich. Es ist der weichen Schwürdrust und Strasse nicht gleich, wenn
 in Frauenzimmer so gerade, fest, gewachsen und größer einander,
 als wenn der ganze Körper aus Holz gemacht wäre, oder wenn die
 Brust von unten heraus mit ein Netz stark gedrückt ist, oder der Brust
 veranlassen, oder unten auf dem Leibe die untere Spitze des Plank-
 chens sich von dem Druck nach oben hebt, und wie ein Plankchen
 die Oberfläch der Brust hält. Es aber auch das Plankchen nicht
 zu lang, so kann sich doch ein Frauenzimmer dem Nadel durch den
 Druck von dem Rücken, wenn es zu stark und hart ist, auf die Brust
 oder auch auf den Uterus den größten Schaden bringen. Wenn sie
 denn aber weiche und, so wird dazu ein dünnes elastisches, leicht und
 weiches Plankchen von Linnen genommen werden, welches oben und
 unten flumpf abgeht oder auch in das Leiden festgenäht ist, so das es
 auf dem Körper keine vortheilhaften festen Druck aus den kann.
 Endlich ist noch auf die Personen Rücksicht zu nehmen, welche eine
 Schwürdrust vor einem Schwürdrust tragen dürfen, oder welche nicht.
 Die Kinder nicht eine Schwürdrust zu tragen, denn in diesem
 Alter, wo nicht einmal alle Knochen ihre gehörige Ausbildung und
 Festigkeit haben, sondern noch weich und neigend sind, die Knochen
 besonders noch auf Karpel haben, werden durch zu feste und enge

Außern Drucke aus ihrer Lage gebracht, und da die Theile des Kindes noch im Bilden und Wachsthum begriffen sind, so nehmen sie von einem äußern Drucke sehr leicht eine falsche Richtung an. Es ist anzunehmen richtig, daß die meisten verwachsenen Personen diesen Uebelstand der Schnürbrust zu danken haben, welche ihnen als jungen Kindern angelegt wurde. Will man kleinen Kindern, welche nun einmal

Im Mittelalter entstand eine eigene philosophische Secte unter dem Namen der Scholastiker und eine eigene scholastische Philosophie. Die Scholastik, durch die für das Leben kein Resultat gewonnen werden sollte, sondern deren Zweck war, mit Ausbütung des höchsten Scharfsinns die Philosopheme des Aristoteles und der Alexandriner gegen die Einwürfe der Vernunft sicher zu stellen. Einige machen den Augustinus zum Urheber des Scholasticismus, Andere finden seinen Ursprung in den monophysitischen Streitigkeiten im 5ten und 6ten Jahrhundert. Buhle hebt ihn mit dem Johannes Scotus Erigena im 9ten Jahrhundert an, ohne diesen zum eigentlichen Urheber desselben zu machen. Nach ihm bekam die scholastische Philosophie ihren Namen und Charakter zufällig. In dem Zeitalter Karls des Großen wurden die Lehrer an den Schulen Scholastiker. Die hier vorgetragene Philosophie hieß die scholastische, und bestand in einem aus den lateinischen Commentatoren des Aristoteles, besonders dem Augustinus und Boetius gezogenen Aggregat logischer Regeln und ontologischer Begriffe, unter dem Namen Dialectik die theoretische Philosophie überhaupt schwächten und mit der spätern alexandrinischen Vorstellungart sonderlich, seinen Eigenschaften und Verhältnissen zur Welt verbunden, oberflächlich angewendet wurden. Der Zweck war kein anderer, als das dogmatische Religionsystem der Kirche zu befestigen und zu vertheidigen. Buhle setzt drei Perioden fest: die erste bis auf Roscellinus (1085) oder bis auf den Streit der Nominales und Reales: die zweite Periode bis auf Albertus Magnus (†. 1243) und Logik allgemeiner bekannt ist die Wiederherstellung der Scholastik im 13ten Jahrhundert und die dadurch hervorgerufene Philosophie nach Tiedemann, der den Ursprung der Gegenstände der Philosophie in der Natur sucht und wider auftritt die Entscheidung aus Aristoteles in kirchlichen Systemen genommen ist dem Franziskaner Alexander von Hales, an. Die Philosophie entscheidet, ist aus der ältern Philosophie (†. 1134) zurück aufgebraucht der Theologie herübergekommen. Roscellinus, Abälard sind Dialectiker, nicht Scholastiker. Man muß hier erinnern, daß Aristoteles nicht die einzige feste Autorität bei den Scholastikern war, sondern daß auch die Alexandriner Einfluß hatten. Der genannte Alexander Hales war der erste ausführliche Commentator der Sentenzen Petrus des Lombarden, und erwarb sich als Lehrer zu Paris den Beinamen Doctor refragabilis. Auch commentirte er die Psychologie des Aristoteles, in entscheidet und urtheilt er allenthalben nach Aristoteles und Philosophen. Das zweite Zeitalter der Scholastik ist Tiedemann mit Albertus Magnus (†. d.), welcher schon als philosophischen Schriften des Aristoteles, mehr als er u. s. w. commentirte. Noch größern Ruhm erwarb sich Thomas von Aquino (†. d.), der Vater der Moral und ein strenger Anhänger des Aristoteles, über den er 50 Commentare hinterließ. Diefem stellte sich der Franziskaner Johannes Duns Scotus entgegen, einer der spröhdigsten Dialectiker, den man mit Recht als den Urheber des scholastischen oder barbarischen Lateins nennt. Da er als Gegner des Thomas auftrat, bildeten sich zwei Parteien, die

Scholien und Scholien, deren In-
halt sich stets die Frage an
Zornig anhängt, erklärte, und in
Kirche ertheilt. Nachdem waren
rathes der Franziskaner Bonavent
der General des Dominikanerordens
Walter, Schüler des Duns Scotus
paration zu Paris, bei welcher drei
6 Uhr Abende ganz allein die Ere
eine kleine Zahl, auf dem Katheder zu sich nehmen durfte. Zugleich
richtete sich Walter unter den Scholastikern dadurch aus, daß er ob-
strange Beweise oft bestritt und nicht selten glücklich fehlte. Das
brant Zualter des Scholastikums folgten einige mit Wilhelm de
St. Ponscairn oder Durandus de Sancto Porciano (ge-
storben zu Reims 1335) an; dieser beginnt man mit ihm das dritte
Zualter der scholastischen Theologie. Wegen seiner Fertigkeit im Auf-
lösung schwieriger Fragen bekam er den Beinamen Doctor insolubilium.
Er machte einen Unterschied zwischen ideologischer Wahrheit

(wird der Kirche beruht) und philosophischer (die un-
terenglauben sich eignes Nachdenken beruhtet wort)
manches theologisch war und doch philosophisch fehlte
zu den besten Zeitraum der Scholastik mit Wil-
helm Occam (gestorben 1347) an, einem Franziskaner,
einen Streitigkeiten der Nominalisten wieder bestritt,
die machte als unerschrockener Verteidiger der Kirche
gegen die Annahmen der Päpste. Einer der besten
war Gabriel Biel (gest. 1495), ein leidenschaftlicher Ver-
fechter der Begründung der Unvermeidlichkeit (1477)
von verfi. und nach und nach der Scholastikum
zu noch bedeutende Scholastiker auf, wie in dem 16-
ten Jahrhundert (gestorben 1617). Nach von Jerusalem endlich
ertheilt der Philosophie und ihr Vertreter von dem
zu angeführt.

Scholien. Scholien sind längere oder kürzere
Erklärungen zu einem griechischen oder lateinischen Schriftsteller, welche
gewöhnlich des alten Grammatiker, die den geschickten Text dieses
Lektüre lehren, hinzuzusetzen pflegen. Die Verfasser solcher
Scholien heißen Scholasten. Wir besitzen noch eine Menge alter
Scholien zu griechischen Dichtern und Schriftstellern, wiewohl zu harr-
nischen. Die Namen der Verfasser sind uns meist unbekannt. Auf
Wieder ist zwar sehr unklar, doch verdanken wir ihnen vielfältige Auf-
schlüsse, die wir außerdem ganz entbehren würden.

Schomburg (Friedrich Armand, Graf von), Brandenburgischer
Rheinischer Staats- und Kriegsrath, Stathalter des Herzogthums Rhein-
sien und Oberstleutnant über das ganze brandenburgische Heer und starb
liche preuß. Truppen. Er war in der Pfalz geboren im Jahr 1625,
sein Vater war päpstlicher Oberhofmarschall, seine Mutter eine Tochter
des englischen Pairs Edmund Dudley. — Dem zum König von
Holländern gelangten, aber von dort wieder geschickten Churfürsten von
des Pfalz Friedrich V. folgte er nach Holland, wo er unter dem Prin-
zen von Oranien Friedrich Heinrich und Wilhelm II. zuerst in dem
niederländischen Heere mit that. Von hier begab er sich zu dem Prin-
zen von Conti nach Frankreich, und weil er weils ein sehr eifriger Ritter, als
von vaterländischer Lieb war, so er mit Ludwig, dem Rheinverwalter

elobte lebhaft wurde,
kürte von der Pfalz, die
andere lang sich in die
e Scholastiker dieses Zei-
t des Alexander Balcanus
der Franziskaner Fran-
es der serbischen Dö-
von 6 Uhr Morgens bis
endigen mußte, und nur

Felde. Im Jahr 1560 trat er als Ge-
sche Dienste. Ihm verdankte Portugal
es 1568 mit Spanien schloß; noch wäh-
nberg als Graf von Mortala unter die
n. — Jetzt ging er nach Frankreich zur
Frankreich, wendete sich aber wiederum
Portugal, weil man nach der Aufhebung
bithigen wollte, den katholischen Glauben
sein in so hohem Alter noch unruhig
Dem großen Churfürsten Friedrich Wil-
ient er hier zusammentraf, folgte er jetzt
tze Kriegswesen anvertraut wurde, mit
den Prinzen von Seblüte. — Weniger
Churfürst (hernach König) Friedrich III.
ste und begleitete Wilhelm von Oranien
England. Dort ward er Generalfeld-
n Hofenbände, Herzog von Warwick und

Brentfort, Freiherr von Tapad. In einer Schlacht gegen die Aufrüh-
r am Flusse Boyne in Irland blieb er im 75sten Jahre seines Alters,
1690. —

Schoen, auch Schoenhauer oder Schoengauer (Martin)
iner der ältesten und vorzüglichsten deutschen Maler, wurde zu Col-
mar, nach Andern zu Culmbach von augoburgischen Eltern geboren
und starb 1486, oder wahrscheinlicher 1499 zu Colmar. Er lernte bei
Lupert Rust, und war unter Deutschlands Malern einer der Ersten,
die sich einen bedeutenden Ruhm erwarben. Er wohnte zu Colmar,
und pflegte eine dauernde Freundschaft mit Peter Perugino, dem Leh-
rer Raphaels. Wegen seiner damals sehr bewunderten Kunstfertigkeit
hielt er den Beinamen Hirsch Martin (Hätsch Martin) und die
Italiener nannten ihn Bonmartino oder Martino d'Anversa.

Michel Angelo soll
den Martin Schoen
bekanntesten Stücke
abli aus der biblisch
stehen Kenner un
in Ideen und das
nung gegeben und si
en zu haben. Des
en nach M. Schoe

Schön, Sch
zwecke dieses Werk
Idee des Schönen
en, die sich unwilli
annt, auf wie ve
werden pflegt, und
Bellegung derseliger
zeichnen, so daß Ein
je absprechen, oder.
ich sehr irren, wenn
ies Schönen für un
aß das Schöne kei
was nach Willkür

Bestimmtes sey. Denn wie die Anwendung eines Gesetzes verschieden
sein kann, ohne daß das Gesetz sich ändere, was ferner ein Inactes Ge-

feh und vorordentliches Bedürfniß des Menschen auf verschiedene Weise vorgestellt und ausgesprochen werden kann; so kann auch der Gedanke des Schönen und das Bedürfniß, welches der über die Stufe der Thierheit sich erhebende Mensch in dem Bestreben, sich mit schönem Gegenständen zu umgeben, und sie dem Häßlichen vorzuziehen, bald verräth, nach der Stufe der Bildung, sich mehr oder minder vollkommen aussprechen, und der Eine von dem Andern sich in der Auswahl der einzelnen Gegenstände, so wie in der Beurtheilung derselben weit entfernen, mehrhin auch die Schönheit selbst sich durch ganz andere Begriffe oder Bilder denken, und der Eine als häßlich verwerfen, was der andre schön findet, ohne daß das Ziel sich ändere, zu welchem alle undenkbar im dem Suchen des Schönen hinstreben. Auf ähnliche Weise wird die Idee des Eitlichen auf höchst verschiedene Weise ausgesprochen, wie wir von den verschiedenen Moralprincipien sehen; auch sind die Menschen in der moralischen Beurtheilung der einzelnen Handlungen keinesweges einstimmtig, ohne daß sie als sitzliche Menschen es wagten, das Wesen des Eitlichen für wandelbar zu halten. So verschieden und irrig nun auch der Gebrauch jener Ausdrücke seyn mag, so kommen doch alle darin überein, daß sie unter dem Schönen etwas Vorzügliches, und unter der Schönheit einen Vorzug, eine Vollkommenheit verstehen; wenn auch das, was sie für vollkommen halten, nicht wahrhaft vollkommen ist. Die Schönheit ist sonach eine Idee, denn die Ideen sind Gedanken des Vollkommenen Abbild gleich. Nun aber welcher von Schein oder der Erscheinung, oder der Erscheinung von der Vollkommenheit sonach was einen vollkommen zeigt sich also nicht nur an sondern auch an denjenigen durch den innern Sinn erfährt gestaltet, sich auf sinnlichen diesen Fällen reden wir dem Ausdruck schön zunächst verwundern, da der Schein ausstrahlenden Gegenständen die bestimmtesten sind, an welchen Gegenstände am leichtesten gehalten gewohnt werden. A früher in den Werken der Vollkommenheit der Erscheinung Vollkommenheit. Letztere u gemessenheit der sinnlichen Wahrnehmungorgane beruhet oder zugleich auf objectivtelst der Empfindungen vorz der Fall, dann würden nebst die Gegenstände derjenigen weise subjectiv nennen (d. dieser Einwirkung willen schön Reiz in unsern Organen herhanpt mit dem Angenehmen daß der sinnlichste Mensch sey, und daß das Schöne di

Die Form eines Gegenstandes erhebt uns durch Andeutung einer Idee, welche über alle Form erhaben ist zu der Vorstellung und dem Gefühle des Unendlichen. Dies ist das Erhabene; und das Erhabene liegt in uns, in so fern es Etwas ist, was den unendlichen Geist durch sichtbare oder hörbare Einwirkung in seinem innersten Wesen erschüttert, indem es das Gefühl des Unendlichen und Unerreichbaren in ihm aufregt. Hier scheint der Gegenstand mehr durch sein inneres Wesen auf uns zu wirken, als durch seine Form, ja er scheint oft alle Form abzuwerfen (z. B. Felsenmassen, die gen Himmel ragen), und doch wirkt er durch seine Form, wenn auch nur negativ, indem er das Unzureichende aller Formen an die Unendlichkeit der Ideen andeutet, — und seine äußere Größe wirkt nur mittelbar zu dieser Stimmung mit. Nun aber wirkt ein äußerer Gegenstand entweder extensiv (dieses das Mathematischerhabene, welches auf Ausdehnung beruht), oder intensiv (dieses das Dynamischerhabene, welches auf Wirksamkeit der Kraft beruht); das Geistige aber wirkt durch die Kraft der Vorstellung oder durch Hoheit des sittlichen Willens, das Gefühl des Erhabenen. Hier aber kann nur von dem Erhabenen die Rede seyn, das unter dem Charakter der oben aufgestellten Idee der Schönheit erscheint, kürzer von dem Erhabenen, welches zugleich schön (mithin geistig-sinnlich) ist. Es wird durch das Zusammenwirken großer Kräfte erzeugt, und muß darum auch das Gemüth mit Macht bewegen, und über das Gewöhnliche emportragen. In der Wirklichkeit nun neigen sich die Gegenstände (der Natur und Kunst) größtentheils zu einer dieser beiden Erscheinungsformen (dem Erhabenen oder Anmuthigen) in verschiedenen Graden hin. In der Kunst, deren Princip die Schönheit ist, soll die Anmuth durch Kraft gestärkt, das Erhabene durch Anmuth gesänftigt seyn, und so suchen beide, das männliche und weibliche Schöne, gleichwie die beiden Geschlechter der Menschen zur gegenseitigen Ergänzung und vollkommenen Vereinigung in der Menschheit liebend hinstreben, sich in den höchsten Werken der Kunst in einer Schönheit zu vereinigen. — Das Schöne ist ferner Naturschönes und Kunstschönes, und stellt sich dort bewußtlos, hier durch den weltumfassenden Geist des genialen Künstlers dar. Von dieser Eintheilung ist zu unterscheiden eine andere häufig vorkommende: in Natur- und Idealschönheit, welche selbst das Gebiet des Kunstschönen bestimmen soll, und durch jene das in die Kunst übergetragene Naturschöne, durch diese das in dem Kunstgebiete ideemäßig und originell erzeugte Schöne bezeichnet, oder auf die mehr oder minder künstliche (intellectuelle und artistische) oder einfachere Bildung (Naturalismus) hindeutet, welche die Werke der Kunst verrathen oder voraussetzen. Hierüber haben wir Mehreres unter dem Art. Naturdichter, Naturpoesie gesagt. In der Kunst kann endlich das Schöne sich eben sowohl unter dem Charakter des Ernsten, als des Scherzenden darstellen. Das Komische also wird ebenfalls als eine Gattung des Schönen anzusehen seyn, wenn es gleich seinem Begriffe zu widerstreiten scheint. Jede Kunst beruht aber auf einer eignen Darstellungsform der Schönheit, darüber vergl. die Art. Kunst, Poesie, Malerei u. a. — Der Verfasser dieses Artikels, welcher hier größtentheils seiner eignen Ansicht gefolgt ist, kann in Hinsicht der zahlreichen Literatur dieses Gegenstandes auf Ersch. Lit. der schönen Künste, vergl. Nr. 5 — 31. (Systematische Schriften über Aesthetik), und insbesondere auf Nr. 55 — 67 S. 7 und 8 verweisen. Kenner werden beurtheilen, wie sich die hier gegebene Ansicht zu den kantischen Bestimmungen 1. Schönheit ist, was ohne alles Interesse gefällt, 2.

Schönheit ist Form der Zweckmäßigkeit ohne Vorstellung eines Zwecks an ihm. Ist, was ohne Begriff allgemein gilt. Begriff als Gegenstand eines noch nicht kannt wird,“ oder zu der daraus resultiert was durch seine Form gefällt, oder: bildungskraft und Verstand in eine freie Tätigkeit versetzt, welche mit Wohlgefallen verbunden ist, verhalte. Doch ist zu er bei Kant dem Erhabenen entgegenge mit diesem Art. den Art. Aesthetik, Bau.

rn sie
schön
ohne
s er
n ist,
inbil-
Eh-
Lust)
auch
vergl.
I.

Schöne Künste, s. Kunst Nr. III. und IV.

Schöne Wissenschaften, belles lettres. Unter ihnen verstand man sonst vornehmlich die Dichtkunst und Beredsamkeit, welche beide zu den Künsten gehören. Der Grund davon lag darin, daß man den Ausdruck Kunst, wie die Alten die Worte *ars* und *technologia* und *ars* oft gleichbedeutend verwechselte (vergl. den Abschnitt von den schönen Wissenschaften und Künsten der Zeichen, deren bedienen. Die schönen Wissenschaften sind die willkürliche Sprache verstand; die schicklichen, d. i. der Künste oft, wiewohl ebenfalls unrichtig, die Wissenschaften. Die Deutschen haben nach genauerer Untersuchung über die Verschiedenheit der Künste und Wissenschaften diesen Sprachgebrauch schon seit einiger Zeit mit Recht verlassen; so daß es fast nur noch historisches Interesse

Schonen (schwedisch Skon) Schweden (s. d. Art.), und zwei Provinzen. Es wird gegen Norden von Smoland und Halland, gegen Ostsee, dem Sund und dem Kattegat, liegt einer der schönsten und fruchtbarsten überhaupt des ganzen Schwedens, wurde aber im 17ten Jahrhundert durch die Provinz Blekingen, Halland und die Provinz Schonen hat beinahe kein Getreide, vortrefliche Viehzucht, ein sehr gutes Klima. Die vorzüglichsten Städte Schwedens und nach dem Auslande. In dieser einzigen Landschaft sind die Nachtigallen.

Schöpflin (Johann Daniel), einer der berühmtesten deutschen Geschichts- und Alterthumsforscher, war 1694 zu Sulzburg im Breisgau, wo sein Vater am Hofe des Markgrafen von Baden-Durlach angestellt war, geboren. Er studirte zu Basel und Straßburg und wurde 1720 zum Professor der Geschichte und Beredsamkeit an dieser Universität gewählt. In diesem Amte erlangte er einen so großen Ruf, daß er von mehreren Fürsten und Universitäten Berufungen empfing; er zog es indes vor, in Straßburg zu bleiben. Im Jahr 1726 bereiste er Frankreich, Italien und England. Nach seiner Rückkehr wurde ihm ein Canonicat an St. Thomas verliehen. Auch wurde er französischer

Rath und Historiograph. Die Geschichte des Elfaß beschäftigte ihn; um Materialien dafür zu sammeln, besuchte er die Niederlande, Deutschland und die Schweiz. Die Frucht dieser Bemühungen war 1751 der erste Band seiner *Alsatia illustrata*, fol. Als er dieses Werk dem Könige von Frankreich überreichte, benutzte er diese Gelegenheit, für die Privilegien der ^{der nordrheinischen} Universität Straßburg zu sprechen und der zweite Band der *Alsatia illustrata* 1752 gab er die *Vindiciae colticae* heraus. Er gab auch verschiedene Werke des Elfaß heraus, worunter eine Beschreibung der Provinz, die erst nach dem Frieden von 1763 und *Alsaticarum rerum scriptores* herausgegeben. Schöpfers letztes großes Werk war eine Geschichte seines Geburtslandes in 7 Quartbänden unter dem Titel: *Historia Zurigo-Hadensis* 1763 — 66. Von seinen kleineren Abhandlungen sind mehrere in den Denkschriften der Akademie der Inschriften gedruckt. Seine schöne Bibliothek und sein reiches Museum vermachte er der Stadt Straßburg; Oberlin hat es in seinem *Museum Schoepfianum* beschrieben. Schöpfer starb zu Straßburg im J. 1771.

Schöpfung ist ein Begriff, der im zweifachen Sinne gebraucht

Das schaffende Wesen ist die , durch welchen die Welt hervorgebracht ist, oder der Urheber der Geschaffenen aber der Urheber, daher man sich des Ausdrucks bedient. In dieser passiven Schöpfung meist nur im poetischen, dagegen die erstere active Vortrage geltende Bedeutung leht ohne einen Schöpfer den Ursprung, die die Corpus stimmt, nicht angewendet werden Cosmogonien und in demselben vorkommende Meinung von dem schaffenden Princip nur ordnen und zu gestalten, zu welchem der höchsten Gottheit unähnlich (Gnostik) und die Hypothese der Existenz anfangsloser Welten Weltsystems dachte, mit nicht überein. Nach diesem auf Stoff und Form auszuweisen dazu zu

Der kirchlichen Schöpfung, ist baren in jedem Geschlechte den Natur nach verschiedenen, *ecclesiasticae* *natura*

R.

liger in den Gerichten, des vom Staate bestellte Justiz

schoppen, deren Pflicht es ist, Urtheil über geschiedene Rechtsfachen zu fällen, die oder i hren haben. Ihr Name kommt von Schaf (Schaf), d. h. versehen (bald sein), nach Anders von Schafen, weil Richter schafte. Schon in den ältesten ; der Richter, welche aus den Angehörigen sich herausdienten, so hieß, welche e dem auch selbst Urtheilsprüche wachen, so wie im Mittelalter Schoppen oder Schiffe (manne) und sich in seinen Orten und Dörfern als Richter anstellten, wobei der h auch unter Vogtschiffen Schoppen der, welche freilich sehr wenig des außerordentlichen Auftrags des juristischen Landes in rechtlichen Sachen nicht die geringste Gewalt haben, sondern die der Friedlichkeit und Ordnung wegen bei den meisten Handlungen, die der Kirche gehören, besonders bei weltlichen Sachen, gegründet sein müssen. Man hat ihrer gewöhnlich zwei, die zugleich mit dem Vogtschiffen und Reichsschiffen das Personal des Gerichts ausmachen. — Im Mittelalter führt man aber in vielen Städten ganz Collegeien von rechtsverwandten Männern, welche den eigentlichen obigen weltlichen Personen die Urtheilsprüche vorfertigten, und nannte sie Schiffe

Die Schoppen dieser Art waren damals demnach die i des Rechts einzutreten pflichtig waren; aber ihre Funktion die auf das allgemeine deutsche Recht, welches sie f hanehnt erhalten, und gegen das Eindringen der fremde und canonische Rechte schützten. Auch wurde es ne ne dadurch großes Verdienst, daß sie das deutsche Recht in ihren Amtsgängen schützten (i. Schiffsplage); keine Kirche vorhanden waren (so sie dem damals e) oder ihre sehr ungeschickliche Rechtskenntnis sie von e noch Vollmacht, herkommen und gründet Verunft, hieß. Das Landen derselben hieß so hoch, daß man ne damals gedruckte vaterländische Recht noch die e hndren, sondern auch Vasallen, z. B. die Vögte, freiwillig ihrem Richter anzuvertrauen, welches die mogendestliche Schoppenstühle, dem die

schwierigsten unter allen, gesch. Da aber noch nicht das römische und canonische Recht im Jahr 1493, als subsidiarische Rechtsverordnungsquelle des im deutlichen Rechte nicht bestimmten Kaiser, ausdrücklich anerkannt wurde, so als den Juristenfacultäten ebenfalls das Recht, Urtheil zu wachen, bezeugt wurde, verlor sie das Monopol der rechtlichen Entscheidungen und sanken sie herab. Noch jetzt haben wir viele durch gründliche Kenntnisse berühmte Schoppenstühle, z. B. in Halle, Jena, Leipzig, Bamberg etc.

Schoppen, das Schöpfen, überhaupt ein hohes Gefäß. In Deutschland ist es ein bestimmtes Maß zu ständigen Dingen, welches in den meisten Gegenden die Hälfte, in einigen oder nur der dritte Theil eines Maßes ist, so es dann auch wohl die Schoppen ist.

Schoppenstuhl, i. Schoppen.

Schiffel oder Schiffel nennt einige Naturforscher ein Gefäß aus dem Thongefäß. Es gibt jedoch mehrere Arten, die sich durch ne Furde, im Besondere und andere Eigenschaften unterscheiden. So hat es man braunen, schwarzen und grünen Schiffel, der gleich wie Glas

Stells aber wie frey glantz. I
Es sind crystallisirte Steine, i
nach gestrichen Säulen mit di
findet darunter Epistaxien von
gleich, welche die sonderbare G
und andere leichte Körper an
man Turmaline oder K:
Reibung als dadurch, daß man sie in warmes Wasser legt, die Electro
erleidet dieser Steine erzeugen. Auf die letztere Weise äußert sich jene
Eigenschaft starker und dauernder, und selbst dann noch, wenn der
Stein schon Stunden lang kalt ist.

Schottland (Colonia, s. auch Sch
bestimmen), ein mit England 1707 unter
men Großbritannien vereinigtet Königreich,
Insel, und gränzt gegen Süden an das Ir
land, gegen Westen, Norden und Osten a
Das Königreich Schottland enthält 163,900
2,800,000 Einwohner. Man theilt es in die
und in das südliche Schottland ein. Es i

weitere Inseln. Die Bergschotten oder Hochländer wohnen im
nördlichen Theil, sind mäßig und fruchtbar, treu, gastfrei und frey
heitsliebend. Ihre Sprache, welche sich von allen übrigen unterscheidet,
heißt Erse oder die erische genannt. Die nördlichen Gegenden
Schottlands sind kalt, und überhaupt ist das ganze Land mit hohen
und steilen Bergen angefüllt, das jedoch vortrefliche Weiden und herr
liche Viehzucht. Das heutige Schaffisch, obgleich die Schafe selbst
nur klein sind, ist von vorzüglichem Geschmack, und die Wollst gibt
der spanischen an Stärke nichts nach. In frühern Zeiten hatte Schot
land keinen eigenen König. Seit dem Tode der Königin Elisabeth von
England hatte es zwar mit diesem Reiche einen Regenten, allem doch
noch immer sein eigenes Parlament, welches erst bei der erwähnten
Union der beiden Königreiche (1707) mit dem englischen vereinigt ward.
Schottland hat im Oberhaufe des britischen Parlamentes 16 Lords oder
Peers, wie man die schottischen Pairz nennt, und im Unterhaufe 45
Repräsentanten.

Schott's Nacht, s. Admiral.

Schraffisen, s. Schaffen, Schaffung.

Schröder (Daniel Gottfried), einer der berühmtesten Ökonomie
schen und cameralistischen Schriftsteller, geboren den 14ten Jan. 1708
zu Schulzforst, wo sein Vater Rector war, studirte zu Leipzig, erhielt
1743 zu Erlangen die juristische Doctorwürde, ging 1747 als Privat
docent nach Halle, ward 1760 zu Bätzen Professor der Cameralw
schenschaften, kam 1764 nach Leipzig gleichfalls als Professor der Oeco
nomie, Polizei- und Cameralwissenschaften, und starb den 29 März
1777. Durch seine gründlichen und zahlreichen Schriften über diese
Eigenschaften hat er in Deutschland Epoche gemacht. Nur wären hier
bloß von seinen Werken an: Sammlung verschiedener Schriften, welche
in die ökonomischen, Polizei-, Cameral- und andere Wissenschaften
einschlagen, 16 Theile. Halle 1751. Von Kammerbüchern und Ein
künften, 2te Auflage. Leipzig 1754. Neue Cameralwissenschaften. Leipzig 1765
bis 1769. 22 Theile in 8.

Schrecken, eine heftige unangenehme Empfindung des Gemüths
von einem plötzlich eintretenden, besonders von einem Gefahr drohenden
Gegenstande veranlaßt. Der Schrecken ergreift das Gemüth so heftig,

als den weichen ungeschellig
und gleitigen, der Länge
i Endseite zeigen. Man
in erwähnten Farben zu
en, daß sie ebenfalls nicht
o abstoßen. Diese nennt
Man kann sowohl durch

so schnell nachtheilig, daß der ganze
 Ibt auf das Nervensystem eine beson-
 dere Wirkung, so daß Verämbung, Ab-
 1. Erfassung der Muskeln, Zähne,
 Verrücktheit darnach folgen können.
 in heftigen Schreden überfallen wird,
 electricischen Schlag durch den ganzen
 sich auf einen Augenblick aber es ver-
 , daß er nur das Eine, was ihn so
 fern und fassen kann. Eine Ent-
 stant im nächsten Augenblick; nach
 1 er eine Zeit lang in der nächsten
 ußlich entzückten Lust auf die
 jählichen Grunde stehen. Der Schre-
 ren wird so schwach, daß die sprach-

inbeiliche Rede davon herkommt, „das Blut wird vor Schreden
 in den Adern stiller; daher tritt auch ein Erbleiben des Menschen so
 gleich mit ein, das nur dann erst der lebendigen Färbung wieder Platz
 macht, wenn der erste Eindruck des Schredens vorbei ist. Die Stärke
 des Schredens tritt um so schneller wieder ein, wenn der Gegenstand des
 Schredens sich bei näherer Betrachtung in einen freudigen verwandelt,
 denn auch eine plötzlich eintretende Freude wirkt im ersten Augenblicke
 dem Schreden gleich. Der Schreden aber, der von einem wirklich
 unangenehmen Gegenstande herrührt, wirkt länger nach, obgleich die
 folgende Nachwirkung immer schwächer wird, da jeder Mensch sich in
 der Dauer nicht erwehrt, was bei dem Schreden um so eher geschieht,
 da der Gegenstand bei näherer Betrachtung nur das ist, was er bei dem
 ersten Eindruck zu sein schien. In Rücksicht seiner Wirkung auf den
 Körper wirkt der Schreden zunächst auf das Nervensystem vom Ge-
 hirne aus. Die plötzliche Furcht vor einem drohenden Unglück bringt
 keine so außer Achtung, daß das Bewußtsein außer Stand gesetzt ist,
 im demselben Augenblicke den Gegenstand, die Verhältnisse der Außen-
 welt und den Zustand des Bewußtseins klar zu übersehen, es bleibe dar-
 her fixirt auf der dunkeln Vorstellung von dem Schreden erregenden
 Gegenstand, und auf dem erregten Zustand des Bewußtseins, so daß es
 für alles andere verschlossen bleibt. Diese einzige starke Erregung, die
 man nun fühlt, durch einen wirklich zur Linderung kommenden
 Gegenstand, oder durch ein bloß in der Einbildungskraft durch Worte,
 heißt durch eigene Phantasie erregtes Bild der Vorstellung geschehen
 von, ist aber so heftig, daß sie vor allen andern hervortritt, so wie
 zuerst einer sanften süßen Musik der Harmonica ein plötzlich köstlicher
 Ton von einigen Trompeten ausgeht, alle jene Töne auf einmal
 verdrängt, oder wie das sanfte Zusammenfließen des Mondenscheins plötz-
 lich verschwinden würde, wenn auf einmal tausende von leuchtenden
 Feuerstrahlen von Europa ausgehen. So wie aber die gewöhnlichen
 Vorstellungen schnell durch eine hervordringende verdunkelt werden, so
 dürfen wir uns auch denken, daß die Organe der Excretionen
 in diesem Zustande auch getrieben werden, da die Functionen des Gehirns
 mit denen der Excretionen in so genauer Verbindung stehen. Wie
 sonstigen Affekten wirken geradezu schädlich auf das Nervensystem,
 daher muß die Verämbung der Schreden, als der concentrirteste Komet,
 wie man die Affekten thut, und in einem Augenblicke die kühnste
 L. von demjenigen, welche langsam wirkende unangenehme Affekten
 in: 1. 2. 3. und 4. vertheilt. Doch ist die Wirkung des Schredens

Bei allen Weisthemen gleich besteht, ob Juraum hier auf
 , welche man Begrenzung des Schredes nennt, auch auf
 Herrenscheidt an. umschloß deren es sehr ist, einbrun
 Anrichten mehr oder weniger zu unterscheiden. Je der
 erste Herrenscheidt, desto reichlicher ist gewöhnlich
 ; schiedlicher ist er, und desto leichter jedem auf ihn
 abzuwehrt zu werden. Dagegen ein ventiler beweglicher
 nach reichere Nerven, oder ein kaltes Gemüth das ein
 schon betrübter Geist in der gehörigen Herrschaft er
 Anbarkeit auch durch ähnliche Ursachen schon etwas
 er ist, nicht so leicht erschrickt wird. Dohert das,
 erig erschrickt, den andern nur so artig macht, näm-

lich keine Aufmerksamkeit in hohem Grade und plötzlich erregt, und
 jedoch das Bewußtsein für die übrigen Verhältnisse nicht verliert,
 auch auf den Körper keine so schrecklichen Auswirkungen hat, als der
 Schreden. Da der Schreden keine Auswirkungen auf den Körper schall
 äußert, so ist es sehrmal nöthig, den nothwendigen Kaltern derselben
 zuzuschreiben. Dergleichen demnach Mittel nöthig, welche das Ver
 grahen von seinen Auswirkungen hervorbringen können. Das erschein
 liche Gemüth muß von dem einzigen Begriffe des Schredens los
 gelassen werden, das Bewußtsein muß sich auf andere Gegenstände,
 besonders auf die Functionen des Verstandes und der Erfahrung wenden,
 so daß der Begriffs, welcher den Schreden erregt, sich von einem
 andern Seite angeht und unterläßt wird. In ebenicher Rücksicht
 muß man suchen, die Lösung des Verstandes, die transporen
 Erhaltung des Geistes- und Verstandes durch aufzuheben, das
 nach dem Geiste, schwebende, oder doch nicht störende Zeit zu verstre
 ken. Von emphatisch war den Überlaß, um das Herz zu erweichen,
 allem nach einem bestigen Schreden wird kaltes Blut stehen, und
 wenn es wieder fließt, ist der Überlaß nicht mehr, wenigstens nicht
 dringend nöthig, wird alobann schon von sich das Blut sich vom Her
 zen abziehen. Wo aber kalte Koldwasserheit Ernst findet, kann auch
 noch etwas Blut entzogen werden. Am besten und jederzeit
 anwendbar ist ein warmes Bad, wenigstens ein warmes Fußbad mit
 Aufschung von Senf, mit Salz und Aige, docht geht man von Zeit
 zu Zeit eine Laß warmen Weiden, oder ähnlichen Thee, reide den
 ganzen Körper mit warmen Theern, oder mit einer Gerste, wie aus
 wünschlichen Ursachen beforragt. Man lasse sich an dergleichen stärkenden
 Theeren oder Spiritus suchen, z. B. an dem sogenannten englischen
 Ruchel, Colmarisierung mit Lavendel, edlure Wasser, u. dergl.
 Inerlich kann man auch zuweilen etwas kräftig abziehendes, und be
 ruhigendes, z. B. Salz in Wasser aufgelöst, Salzer mit Wasser
 kadm, geben, dann aber, wenn der erste Sturm vorüber ist, laßt man
 zuweilen ein wenig Wein, einige Tropfen Singelbey in Wasser, oder
 Thee, oder holmannischen Thee nehmen. Ist der Schreden vorher,
 als man etwas grüßen hat, vorgefallen, so that man wohl, den Tag
 über zu fasten, die die Ruhe und Harmonie im Körper wieder ganz
 hergestellt, und die Verdauungskraft wieder in Thätigkeit ist. Doch es
 der Fall während oder kurz nach der Nacht, so können von den Ein
 sen im Magen, welche wegen Unterdrückung der Verdauung als ver
 rogenen Reize liegen bleiben, alle Jochle erregt werden. Man thut da
 her wohl, durch ein Brechmittel diese fortzuschaffen, welches zugleich
 als ein kräftiges Abzueungsmittel wirkt. Inerlich ist es ratsamer,
 wenn Zeit, denn man einen in der Nähe hat, ein Kalb zu fragen.

Vorzüglich aber muß dieses auf einen Zweck hin eingezogen zu werden ist, was die bei der Schriftkunst ist die des, auf Papier oder einem andern Material als Hauptbuchstabe (i. d. Art), a die d (i. d. Art) — welche auch zu (i. d. Art) — ist Nach Beschreibung der Schrift (Kalligraphie oder Kalligraphie) und die Schriftwechsellerei (in l. alle diese Art unter dem besondern Namen). Die erste Grundlage der Schriftkunst waren Pictura, durch die man das Aussehen der Buchstaben in der Natur aufbewahrt, und deren Bedeutung die Hieroglyphen (i. d. Art) enthalten. Die eigentliche Erfindung der Buchstabenkunst nennt man die Phönizier; von denen kam sie zu den Griechen, welche sie den Lateinern und durch diese durch den Römern bekannt machten. Die bei Aristoteles der Natur wurde die Schriftkunst immer mehr verbessert. In Deutschland (auf welches wir und hier oben einsehen), war schon längst die lateinische Schrift, so wie die lateinische Sprache bei dem Schreiben üblich, durch zwei Jahrhunderte vorher, die aus Irland und England kamen, in der Schrift geschrieben, welche auch die deutsche Sprache noch zu sehn, und an Worten sehr arm war. Erst unter Carl dem Großen wurde sie durch Alcuin und Celsus geändert; und man sah auch im neunten Jahrhundert an, sie zu schreiben, jedoch noch mit lateinischen Buchstaben. Ueberhaupt wurden öftentliche Schriften, z. B. Weihen, Kirchenbücher und Verträge, nicht bloß mit lateinischer Schrift, sondern auch in lateinischer Sprache abgefaßt, weil die Priester, die öfters der lateinischen Sprache mächtig waren, sich durch den Gebrauch derselben in dem Abwachen der wichtigsten Staatsämter zu erhalten suchten. Im Jahr, in der jetzt die deutsche Schrift gewöhnlich geworden, lebte man gewöhnlich im dreizehnten Jahrhundert, unter der Regierung Kaiser Friedrichs II., dagegen andere durch die Zeitpunkte seines Ansehens. Die Ausbildung der deutschen Schrift wurde wohl am meisten durch die Buchdruckerkunst verbessert. Deutschland hat, wie Pflanzhoff bemerkt, nur zwei neue Schriftarten, die Fraktur und die Kurrent-Schrift, indem die Kurrent-Schrift bloß eine noch nicht abgeschriebene eingetragene Fraktur ist, in der die Buchstaben nicht gezogen und mit einander verbunden sind. Die Fraktur-Schrift bildete sich aus der im zehnten Jahrhundert entstandenen sogenannten Monastischen oder Monaster-Schrift. Sodann und erst am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts kam auch die beim Drucke der Kurrent- oder Kurrent-Schrift in Gebrauch; von dieser nämlich dieser bloß mit gerade Strichen der Schrift gedruckt, als in der letzten Bildes Monaster-Schrift in Venedig entstand auch die Schrift Begriffe oder Kurrent-Schrift. Im sechszehnten Jahrhundert erhielt endlich die deutsche Kurrent ihre ursprüngliche Ausbildung durch Aldrovandus Dürer (i. d. Art.); dieser setzte anfangs für die Fraktur, nachher auch für die übrigen Schriften die gebräuchlichste Probe vor, worauf sie durch seine Schüler und die Scholastiker der jungen regelmäßigen Gestalt erhielten.

Schriftwechsellerei (die Mischung mit der Schrift) dankt ihren Ursprung den Schriftwechsellern oder Schriftwechsellern. Zur Zeit der Re-

186
187
188
189
190
191
192
193
194
195
196
197
198
199
200

verkorung und Verbesserung si
 er vollständigsten in Europa
 Typen, der Landkartentypen u
 Schrift, hauptsächlich aber a
 renste erworben hat. Das gi
 leht in der Kunst, Stemp
 rüber Gaskerville, unter
 neuerlich aber die Didote
 rühmvoll hervorgethan. Die
 and sind, außer der schon e
 ristische in Leipzig, die pr
 and frankische in Berlin.

Schriftfässig heißen namentlich in Sachsen solche Rittergüter,
 deren Besitzer bloß in der Landesregierung oder in sonst einem hohen
 Landescollegium, das eine der Landesregierung gleich hohe Gerichtsbar-
 keit ausübt, als der ersten Instanz, Recht zu leiden pflichtig sind, und
 deren Berichte auch nur ein solches hohes Collegium als ihre Appella-
 tionsinstanz anzuerkennen brauchen. Amtsfässige Güter dagegen
 sind solche, deren Besitzer das Amt, unter welchem sie liegen, als ihre
 erste Instanz anerkennen müssen, und deren Berichte auch hier ihre erste
 Appellationsinstanz haben. Die schriftfässigen Güter zerfallen wieder in
 1) schriftfässige, denen die Landtagsfähigkeit nebst den übrigen
 Rittergutsrechten als ein dingliches Recht zusteht, und in 2) un-
 schriftfässige, bei denen dies nicht der Fall ist, sondern welche bloß ihrem
 Besitzer der Gerichtsbarkeit des Amtmanns entzogen. — Auch mit allen
 übrigen Titeln und Prädicaten ist die auf den Gerichtsstand sich bezie-
 nende Schriftfässigkeit verbunden.

Schröder

Nov. 1744,
 gleich ausge-
 der, geborne
 von dem sie 1
 1742 in Ham-
 wieder auf Ki-
 ener Wiedert-
 achete sich se-
 Konrad Ernst
 partem Geld-
 rhielt der jun-
 unterricht, u
 ang zurück.
 wel Jahren
 um ersten W-
 egorischen W-
 er Kaiserin
 ließ, ihn auf
 Wanderungen
 an der jung-
 ine Kümmerl-
 764 seine B-
 eaters war
 ugleich den
 Länge den h

Bedienten mit Leichtigkeit und Laune, dabei sprach er mit sehr geläufiger Zunge und richtiger Diction, und belebte seine Rollen durch ein höchst glückliches Mienenspiel. Als Ackermann 1767 seine Bühne an Seyler überließ, ging Schröder ab, weil Seyler das Ballet aufgab, doch schon 1768 trat er wieder in die Senkerische Gesellschaft ein. 1769

versen er die erreichbaren Vorzüge des Dichters bekommen zu tun und seine Kräfte zu ordnen mußte, aus. Er verstand den Dichter und verbesserte ihn, wo es nöthig war; dabei hatte er immer seine Sprache, seinen Körper und seine sehr reizbare Einbildungskraft in seiner Gewalt. Schröders Gattin glänzte besonders als Ophelia in Hamlet, so wie es in seinem König Lear der Mastab tragischer Größe ward. 1780 machte Schröder eine große theatralische Reise. Er besuchte Paris, spielte in Berlin, Wien, München und Mannheim, und nahm 1781 einen Aufbruch nach dem k. k. Theater in Wien an. Im Jahre 1782 erschien Schröder in seiner glanzvollsten Periode als Dichter. Sein Testament, der Wurz Kopf und der Fährdrich wurden zum ersten Male gegeben, und mit außerordentlichem Beifall aufgenommen. 1786 kam er von Hannover mit seiner Gesellschaft nach Hamburg, eröffnete den 29ten April sein Theater, und seit dieser Zeit hat Hamburg ununterbrochen eine lebende Bühne gehabt. 1798 überließ er seine Schaubühne an andere Unternehmer, und begab sich auf sein Gut Kelling; doch im Jahre 1811 übernahm er sein Theater von neuem und leitete die Direction bis an seinen Tod, den 3ten Sept. 1816. Sein Leichenbegängniß war besonders auch durch die Theilnahme der Freimaurerloge, in welchem Orden er sich sehr thätig und wirksam bemessen hatte, prachtvoll und feierlich. Unstreitig hat Schröder sich als dramatischer Dichter sehr große Verdienste erworben; als Mensch aber war er gewiß einer der

dessen Väter seines Standes, der mit Recht von seinen Mitbürgern
 verehrt und geliebt ward.

Ed
 dann in
 herrsche
 eine Bi
 ründen
 Bel, co
 rwecke
 arten 2
 Ingern
 en zu i
 gerecht
 gesehen
 Droßbat
 n seiner
 eis mit
 Ersteren
 Kunst,
 Erleb 2
 rühren
 für weic
 effor 2
 arbeiter
 gelehrten
 Dem W
 nen mit
 bel an l
 te den
 zur zu
 Vorlesu
 Theolog
 wenigen
 unge
 phie ab
 begründ
 Geschich
 übertrag
 zeit zu
 der Hoe
 der Be
 gebühren
 bildet,
 über bel
 eine Wi
 über er
 mehr de
 and gar
 ichte
 und mu
 sien ab
 and die
 schisch
 inden,

Disciplinen von ihm allein befriedigt wurde. Nicht hinlänglich mit den nöthigen Hülfsmitteln versorgt, wäre er gern nach dem auch literarisch reicheren Leipzig zurückgekehrt, als die Professur der Geschichte daselbst 1780 erledigt ward. Nach dem Fehlschlagen dieses Wunsches verlor er aber die Lust zu weiteren Veränderungen seines Wirkungskreises, worin er bei dem steigenden Beifall seiner Zuhörer und des großen Publicums seiner Schriften immer die Freude seines Lebens fand. Ein durch schriftstellerische Thätigkeit erworbenes kleines Vermögen verstattete ihm den Genuß jeder Bequemlichkeit und Aufheiterung, die sein genügsamer Sinn begehren mochte, die ausgezeichnetste, durch keine Rivalität verkümmerte Achtung seiner Mitbürger und ein wohlgegründeter Ruhm in der gelehrten Welt, die ihn bald unter die ersten Geschichtsschreiber seiner Zeit zählte, befriedigte seinen Ehrgeiz, eine durch die regelmäßige Lebensordnung befestigte Gesundheit und ein schnelles Gelingen bei seinen Arbeiten sicherte ihm die ungeführteste Zufriedenheit. Das Ministerium zu Dresden erkannte sein Verdienst nach Vollendung seiner Kirchengeschichte bis zur Reformation durch ein Belohnungsdecret und Ehrengelohn an; den ihm zugleich angebotenen Hofrathstitel lehnte er im Bewußtseyn der Würde seines berühmten Namens ab. Reisende Gelehrte und Große pflegten unter den Merkwürdigkeiten Wittenbergs vorzüglich ihn aufzusuchen, und der Kaiser Alexander ehrte ihn bei seiner Durchreise 1805 als seinen Lehrer in der Geschichte mit besondern Auszeichnungen. Sein häusliches Glück verdankte er seiner wirthlichen Gattin allein, denn von vier Kindern, die ihm geboren wurden, erlebte nur eins das vierte Jahr. Dagegen umgab ihn die Freundschaft seiner edelsten Collegen, von denen Reinhard, Nitzsch und Wlesand ihm am nächsten standen. So erlebte er die Periode des unglücklichen Krieges, der 1806 Sachsen in die Gewalt der französischen Heere brachte und auch in Wittenberg die gewohnte Ordnung umstürzte. Durch diese Ereignisse und in Folge des Uebermaßes seiner Thätigkeit für die Kirchengeschichte, mit der er eifriger, als seinem Alter zukam, zum Ende eilte, sank plötzlich die Kraft seines sonst ungeschwächten Körpers, Nichtschmerzen nöthigten ihn 1807 seine Vorlesungen einzustellen; an seinem 76sten Geburtstag hatte er das Unglück, durch einen Fall von der Bücherleiter in seiner Bibliothek das Bein zu brechen, worauf er nach sechstägigen Leiden am 1sten Aug. 1808 starb. Nitzsch und Politz setzten ihm kleine biographische Denkmale, eine ausführliche Beschreibung seines Lebens und Charakters hat Tischner im 10ten Bande der sächsischen Kirchengeschichte seit der Reformation mitgetheilt. Schröckhs Körper stellte sich angenehm dar, sein Gliederbau war fein und proportionirt, sein Anstand gefällig und ungezwungen, der Ausdruck seiner Blige lebendige Regsamkeit und Selbstgefühl gemildert durch Wohlwollen. Mäßig im Genuß, frei von heftigen Leidenschaften erhielt er sein Gemüth in einem Gleichgewichte, bei dem er die Tugenden des geselligen und bürgerlichen Lebens ohne Mühe bewies. Er mußte mit zweckmäßiger Freigebigkeit wohlthaten, redlich und edel im Handeln, human im Umgang, theilnehmend und freundlich im Gespräch, gütig gegen Schwache zu bleiben. Seine Ueberlegenheit machte er wohl bisweilen stärker, als emporstrebende junge Docenten gern sehen mochten, doch nie bis zur Beleidigung geltend, und wenn sein mit Witz geschärfter Spott Anderndenke und neue Erscheinungen auf dem Felde der Wissenschaft, z. B. die kantische Philosophie, über die ihm kein Urtheil zu stand, verfolgte, so ging dieser Fehler aus einer Beschränkung hervor, die seine Gewohnheit in Wittenberg alles unter sich zu sehen und sein

Die Sprache ist nicht erhaben, aber edel, sein Styl einfach, klar, leicht und belebt genug, um seinen Schriften Leser aus allen Classen zu verschaffen. Daher die weite Verbreitung seiner Weltgeschichte für Kinder, welche zuerst 1779 — 83 in 4 Bänden mit 100 Kupfern erschien, seiner historischen Compendien, welche ältere unweckmäßige erdrängten und lange in den Schulen regiert haben, und seiner in mehreren einzelnen Darstellungen vortrefflichen allgemeinen Biographie, welche 1767 — 92 in 8 Bänden erschien. Auch hat er zur

Erneuerungen zu veranlassen. Sey es, daß die Gelehrten deshalb eine neue philosophische Kritik und ein rasches Fortschreiten mit der Zeit Scherckhs Kirchengeschichte vergebens suchen, so wird sie doch leicht protestantischen Leser den Glauben an die Göttlichkeit der Wahrheiten und Anstalten nehmen, die ihm heilig sind. E.

Schöpfer (Johann Georg), ein berühmter Betrüger in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, der zu jener Zeit großes Aufsehen machte. Nachdem er als Caffeehirt in Leipzig Bankrott gemacht hatte, nahm er mit der größten Frechheit den Titel eines französischen

Obersten und den Namen eines Barons von Steinbach an, und wollte den Freimaurerorden, der nach seinem allerdings nicht grundlosen Vorgeben viel von seiner ursprünglichen Reinheit verloren hatte, reformiren; allein gerichtliche und außergerichtliche Züchtigungen, die ihm zu Theil wurden, veranlaßten ihn, ein Vorhaben aufzugeben, wozu er nicht den mindesten Beruf hatte. Desto mehr Aufsehen machte er als Geistesbeschwörer. Nur wenigen Auserwählten — unter denen sich sogar fürstliche Personen befanden — zeigte er, nachdem er durch berauschte Getränke und die schauerlichsten, mit religiösem Aberglauben durchwebten Vorkehrungen die Sinne erhitzt hatte, seine Zaubergebilde, die er für Erscheinungen von Verstorbenen ausgab. Daß künstlich getroffene Vorkehrungen, ein von dunkeln Nebel erfülltes, und nur durch das matte Licht hin- und hergetragener Kerzen erhelltes Zimmer, daß endlich der exaltirte Zustand seiner Jünger die letztern in ihrem Glauben so unerschütterlich stark machte, ist wohl kein Wunder, da auch wahrscheinlich optische Spiegel und die Electricität hier mitwirkten, unter Schröpfers Zuschauern wenig tiefer blickende Menschen waren, und sein Ansehen durch den Beifall und den Schutz, welchen er von einem sehr erlauchtem Obern genoss, gegen jeden Angriff geschützt wurde. Wahrscheinlich war er, so wie mehrere seiner Vorgänger und Nachfolger, das Werkzeug einer Partei, die ihn nachher verließ. Am 8ten Oct. 1774 ging er mit einigen seiner Freunde, unter dem Vorwande, ihnen etwas Außerordentliches zu zeigen, in das Rosenthal bei Leipzig, entfernte sich seitwärts, und erschoss sich. Seine Papiere zeigten, daß er diesen Schritt mit Ueberlegung that; Geldmangel und gänzliches Verzweifeln an dem Gelingen seiner Plane waren die wahrscheinliche Ursache.

Schrot heißt beim Münzwesen das Gepräge oder die äußere Sichtigkeit, das Gewicht, die äußere Form der Münze, im Gegensatz von Korn, welches den innern Gehalt, das gehörige gute Metall, welches jede ordentliche Münzsorte haben muß, bezeichnet.

Schubart (Christian Friedrich Daniel), geboren den 26ten März 1739 zu Obersonthem, in der zum fränkischen Kreise gehörigen Grafschaft Limpurg, wo sein Vater Cantor war. Letzterer ward späterhin als Prediger in Aalen angestellt, wo unser Schubart seine erste Erziehung genoss. Er zeigte Anfangs wenig Fähigkeiten, aber plötzlich erwachten seine Geisteskräfte; er übertraf bald alle seine Mitschüler, und bewies zugleich ein bewundernswerthes musikalisches Genie. 1753 schickte ihn sein Vater auf das Lyceum zu Nördlingen. Hier las er die griechischen und römischen Classiker, studirte auch die Werke deutscher Dichter, besonders Klopstocks Messias, und machte lateinische und deutsche Ausarbeitungen, auch Volkslieder, welche er selbst componirte, und die ihrem Zwecke entsprachen. 1756 wurde er auf die Schule zum heiligen Geist nach Nürnberg geschickt. Obgleich er hier Nahrung für seinen Kunstsinne fand, sehnte er sich doch, seinem Hange zur Ungebundenheit gemäß, nach der Universität, und ging 1758 nach Erlangen, wo er sich bald einem zügellosen Leben überließ, sich in Schulden stürzte, und von wo er mit wenig Kenntnissen und einem verwilderten Herzen zu seinen Aeltern zurückkehrte. Seine Gesundheit war durch seine Ausschweifungen zerstört; aber sein Vater freute sich, daß er fertig Latein sprach, und gut auf dem Claviere spielte. Die Musik zog ihn bald von der Theologie ab. Nachdem er kurze Zeit Hauslehrer gewesen, suchte er in Aalen und der Gegend umher sein Brot durch Predigen für die dortigen Geistlichen zu verdienen. Nachher ward er Schullehrer und Organist in Geislingen, schien jetzt fleißig und ordnungsliebend zu

werden, und verband sich 1764 mit einer Frau, die sich ganz in seine wunderlichen Launen zu schicken mußte, und den großen Kummer, den er ihr so häufig machte, sanft und geduldig ertrug. 1768 wurde er Musikdirektor in Ludwigsburg, wo er nebenher einigen Offizieren Vorlesungen über Aesthetik hielt, große Bekanntschaften machte, aber sich immer größern Ausschweifungen überließ, Schulden machte, und auch Andere zur Religionspöttelei und zu Lastern verführte. Seine Frau wurde schwermüthig darüber, und ihr Vater nahm sie mit ihren Kindern zu sich. Er selbst wurde wegen seiner Unsittlichkeit zur Verantwortung gezogen, und auf eine Zeit lang ins Gefängniß gesetzt. Wegen eines satirischen Liedes auf einen Häftling und wegen einer Parodie der Titanen wurde er endlich seines Amtes für verlustig erklärt, und des Landes verwiesen. Ohne zu wissen wohin, verließ er, nur mit Einem Thaler, Ludwigsburg, und kam nach Heilbronn, wo er sich von Musikunterricht nährte. Der Gedanke an seine unglückliche Familie, und der Wunsch, ihr wieder Brot zu schaffen, trieb ihn nach Heidelberg, endlich nach Mannheim, wo ihn der menschenfreundliche Graf von Nesselrode bei sich aufnahm, bis er endlich von dem Churfürsten von der Pfalz Befehl erhielt, sich vor ihm hören zu lassen. Schubarts Spiel gefiel dem Churfürsten, und schon wollte dieser ihn anstellen, als er durch eine unvorsichtige Aeußerung über die manheimer Akademie sich den Unwillen des Fürsten zuzog. Jetzt nahm ihn, der wieder von Allen verlassen war, der Graf Schmettau bei sich auf, und gab ihm Wohnung, Tisch und Geld. Nachher ward er mit dem bayerischen Gesandten, Baron Leiden, bekannt, der ihm rieth, catholisch zu werden. Schubart stand im Begriff dies zu thun, als ein Brief aus Stuttgart, wo man über ihn Erkundigungen eingezo-gen hatte, ankam, in welchem Schubart als ein Mann, der an keinen heiligen Geist glaube, geschildert war. Er erhielt sogleich Befehl, aus München sich wegzubegeben. Nun ging er nach Augsburg, wo er seine deutsche Chronik schrieb, die in kurzer Zeit eines der gelesensten deutschen Zeitblätter ward. Er gab Unterricht in der Musik und in den Wissenschaften, schrieb und dichtete, und gab Leseconcerte, in denen er die neuesten Stücke der deutschen Dichter mit dem größten Beifall declamirte. Alles dies wurde ihm reichlich bezahlt, aber durch Unbesonnenheiten und Ausschweifungen machte er sich, besonders unter der Geistlichkeit, die er verspottete, viele Feinde. Auch griff er den Jesuitenorden an, wurde plötzlich auf Befehl des catholischen Bürgermeisters verhaftet, und zwar wieder frei gegeben, aber genöthigt, die Stadt zu verlassen. Er ging nach Ulm, setzte dort seine Chronik fort, zog sich aber auch hier, wo er sich wieder mit seiner Familie vereinigt hatte, eben so viel Feinde wie Freunde zu. Als angenehmer Gesellschafter hatte er sich hier Liebe erworben, aber bald sollte er auf Anstiften des kaiserlichen Ministers, General Ried's, arretirt werden, weil er in seiner Chronik gemeldet hatte, die Kaiserin Marie Theresie sey vom Schlage gerührt worden. Vorher ward der Herzog von Württemberg von diesem Vorhaben unterrichtet. Nun ward Schubart auf eine verrätherische, von einem Bekannten angestellte Weise ins Württembergische gelockt, zu Blaubeuren (22ten Jan. 1777) auf landesherrlichen Befehl arretirt, und auf die Festung Asperg gebracht. Seine Frau und Kinder empfahl er der Fürsorge des Herzogs, und die erstere erhielt 200 Gulden Jahreshalt, die letztern wurden in die Akademie zu Stuttgart aufgenommen. Der Festungscommandant Rieger zu Asperg tröstete den Unglücklichen durch seine Besuche und durch Rath und That, denn er selbst

hatte vier Jahre lang in einer noch sehr schwachem. Aeger theilte seinem Besam mit, die aber mystischen und theosophischen Ausschweifungen entwerf, von Leiden a Hypochondrie geneigte,

Schubart ward durch fe
Februar 1778 wurde sein
Mechaniker, Pfarrer P
beschäftigte den unglücklich
Nachdem Schubart zehn
hatte, ward er im Wä
Dichter in Stuttgart er

hatte er seine Gedichte herausgegeben, die den mit enthusiastischem Verfall aufgenommen er, an seine deutsche Chronik unter d auch seine musikalischen Arbeiten und sein geben. Aber er starb schon vor der Voll October 1791 im 51sten Jahre seines Alt nig planmäßige Bildung und in seinen u zu wenig Eristigkeit, als daß irgend ein gänzlichem Vollendung hätte erheben So Waage seiner Beißeranlagen, und bei de bete sich manches seiner Erzeugnisse zu ; origineller Gehalt; weßwegen auch einige) kaupt einzelne sprühende Funken des Geni ter die gelungensten Werke der deutschen Muse gehören, und viele sich in dem Munde des Volks fortleben. Seine Chronik war ein scho res Vollblatt über Politik, Literatur, Kunst und vaterländische Sit ten, dem er durch seine nie versiegende Laune, durch beständig abwech selnde Formen, durch Freimüthigkeit, Popularität und Herzlichkeit stets neues Interesse zu geben mußte. Sie kam heraus von 1774 bis 1778 und dann von 1787 bis an seinen Tod. Seine sämmtlichen Ge dichte wurden zu Frankfurt am Main 1787 in 2 Octavbänden her ausgegeben. Eine bessere und ausserwähltere Sammlung derselben er schien eben daselbst 1800 unter dem Titel: Gedichte von Ehrh. Fried. Daniel Schubart. Herausgegeben von seinem Sohne Ludwig Schubart in 2 Bänden. Eben dieser gab auch 1806 in Wien: Ehrh. Fr. Dan. Schubarts Ideen zur Aesthetik der Tonkunst heraus, gleichfalls voll genialischer Ansichten und Urtheile. 1810 begann sein Sohn eine neue Ausgabe seiner vermischten Schref ten, die auf 6 Bände berechnet war. Das Unternehmen endigte aber schon mit dem 2ten Bande, da das Publicum dasselbe nicht unter stützte.

Schubart von Kleeft (Johann Christian), saalfeld - cobur gischer geheimes Rath, geboren zu Zeitz im J. 1734 in einer bürgerlichen Familie, trat in die Dienste eines dortigen Ritters, und wurde bald Haushofmeister des sursächsischen Gesandten am wiener Hofe. Woberscheinlich kam er hier in die maurerischen Verbindungen, in welchen er sich nachher, unmittelbar neben dem Baron Gund, durch Einführung und Ver breitung eines neuen Systems der No. rerei (des Systems der stricken Ob sersung) sehr merkwürdli. machte. Nach dem Ende des siebenjährigen Kriegs kam er als großbritannischer Krasscommissär und als besensdarmstädter Hofrath in sein Vaterland zurück, und kaufte 1768 und 1774 die Güter Büschwitz, Teblas und Aurscha. Hier beschäftigte er sich mit Verbesserung

der Landwirthschaft, und sein Name wurde sehr vorthellhaft bekannt, als er 1782 den Preis wegen der von der berliner Akademie der Wissenschaften aufgestellten Preisaufgabe, über den Anbau der Futterkräuter, erhielt. Er stellte nun ein neues System der Landwirthschaft auf, dessen Grundlage war: Abschaffung der Brache, und mit dieser der Hut- und Triftgerechtigkeiten, um dadurch den Futterkräuterbau emporzubringen, der dann die Mittel gibt, größere Viehstände auf den Ställen zu füttern, und auf diesem Wege mehr Düngung zu erlangen, mittelst deren der Getraidebau verdoppelt und der Anbau andrer nützlichen Gewächse möglich gemacht werden können. Den Tabaksbau, Krappbau und die Kunkelrüben brachte er durch Lehre und Beispiel in Aufnahme, und seine wichtigsten Verbesserungsvorschläge findet man in seinen ökonomisch-camerallistischen Schriften, 6 Bände, Leipzig 1786, und in seinem ökonomischen Briefwechsel, 4 Hefte, ebendas. 1786. Er fand mit Recht viele Anhänger und Nachahmer, wiewohl die Hefigkeit und Unuldgsamkeit, womit er fremde Meinungen bestritt, ihm auch viele Feinde zuzogen. Unter den Verbesserern der Landwirthschaft wird er immer einen ehrenvollen Platz behaupten. Er starb 1787; seine Biographie erschien zu Berlin 1790.

Schublehen (**Schupflehen**) heißen solche Lehen, welche die Inhaber nur auf eine gewisse Zeit besitzen, so daß der Grundherr sie wieder einziehen kann, wenn er will. Der Name wird von dem Worte **schieben** hergeleitet, weil die Erben solche Lehen nicht von ihrem Erblasser erhalten, sondern sie von dem Lehns Herrn gleichsam weggeschoben werden.

Schuckmann (N. N. von), Königlich preussischer Staatsminister, Minister des Innern und des Cultus, geboren im Mecklenburgischen im J. 1754, studirte in Halle die Rechte, und widmete sich darauf dem preussischen Justizfach, weshalb er bei dem Kammergericht zu Berlin als Referendarius eintrat. Bald erwarb er sich den wohlverdienten Ruf eines thätigen und fähigen Arbeiters. Er wurde Kammergerichtsrath und nach Breslau zur dortigen Regierung versetzt. Zur Anerkennung seiner Thätigkeit und Geschicklichkeit ward er im J. 1792 als Oberpräsident in die fränkischen Fürstenthümer Anspach und Bayreuth geschickt, welches Amt er auch bis zu dem unglücklichen Jahre 1806 mit musterhafter Treue und Umsicht verwaltete. Dem preussischen Staate unwandelbar ergeben, machte er mehrere Anträge fremder Höfe ab, und lebte ohne Anstellung an einem Landgute in Schlesien, bis er im J. 1810 bei der unter der Leitung des Staatskanzlers von Hardenberg veränderten Einrichtung der obersten Staatsbehörden als geheimer Staatsrath und Chef der Abtheilung für den Cultus, die Gewerbe und den Handel, in Berlin angestellt wurde. Statt der letztern erhielt er 1812 die Abtheilung der allgemeinen Polizei, und 1814 wurde er Minister des Innern. Unläugbar ist er ein Mann, den Geschäftskentniß, Gewissenhaftigkeit, Thätigkeit und richtige Urtheilskraft vollkommen würdig und fähig machen, an der Spitze einer Verwaltungsbehörde zu stehen, wiewohl seine Vorurtheile gegen alle höhere Speculation, namentlich gegen die Naturphilosophie und den Magnetismus, so wie seine Unbekanntschaft mit allen Ansichten der Aesthetik, die über die allgemeine Deutsche Bibliothek hinausreichen, auf den Geschäftsgang manchen unmerkbar ungünstigen Einfluß haben müssen. Ihnen allein ist es zuzuschreiben, daß die seit Fichte's Tode erledigte Professur noch nicht wieder besetzt worden ist. — Uebrigens ehrt der preussische, besonders

der höchste Erbe in ihm einen neuen Verfaßter seiner Privilegien und Verordnungen.

Schiffe, Schiffe, nennen die Holländer einen großen Kahn ohne Masten und Segel, welcher 2 bis 4 Masten trägt; bezeichnet auch Schaluppen, welche bei den Segeln zugleich auch Ruder führen.

Schulden und Forderungen, s. Verträge.

Schulden im staatsrechtlichen und staatsrechtlichen Hinsicht siehe Staatspapiere.

Schuldchein (Schuldverschreibung, Obligation, lateinisch *Citrogographum*), ist eine solche Schrift, worin ein Schuldner bekunnt, daß er dem Gläubiger rent gewisse Sache oder Quantität schuldig sey. Besonders bei Darlehensverträgen, von dem Schuldner danks dem Gläubiger Schuldcheine erhalten werden, ehe noch der letztere dem erstern das Darlehen wirklich vorgekehrt hat, so ist die Verweisung durch die Befehle sehr beschränkt worden, und es soll ein solcher Schuldchein erst nach Ablauf zweier Jahre gegen den Aussteller beweisen. Selbst wenn in der Verschreibung ausdrücklich die Auszahlung des Darlehens anerkannt ist. Der Ablauf der zwei Jahre kann der Schuldner nicht bloß sich mit der Einrede des nicht gezahlten Geldes schützen; er kann auch den ausgeführten Schein mittelst einer Klage zurückfordern. Bei wirklich geleisteter Zahlung des Darlehens ist es daher für den Gläubiger sehr nachtheilig, sich außer dem Schuldchein noch eine besondere Quittung über das Darlehen geben zu lassen, oder die Zahlung desselben in Gegenwart zweier oder mehrerer faherer Zeugen an den Schuldner zu leisten, weil ihm sonst, wenn der letztere oder dessen Erben den Empfang des Geldes läugnen, die Verweisung obliegen würde. Um diesen Beweis zu führen, genügt es übrigens, wenn der Gläubiger darthun kann, daß der Schuldner zum Zinsen bezahle habe. Auch ist es zur Gültigkeit jedes Schuldcheins erforderlich, daß die Schuldursache darthun sei, weil sich der Debitur sonst gleichfalls mit einer Einrede wegen dieses Fehlers schützen kann. Endlich muß jeder Klagbaren Schuld ein rechtliches, d. h. durch die Befehle nicht verbotenes Geschäft, wie z. B. in den meisten Ländern Erbschaft und Werten sind, zum Grunde der verbotenen Geschäft als Schuldursache dabein angeführt, so ist er unanwendlich.

Indes die Einrede des nicht gezahlten Geldes gibt es bekanntlich Schutzmittel genug, und kluge Gläubiger selbst gegen die auf längere Zeit schützenden Klagen. — Nach dem (Apocha) oder ein Schein über die Verpflichtung zur Rückzahlung, erst nach so weilt, und daß der letztere im Fall nicht dat. sie zurückzufordern. Oessentlich, und bekante Schuldcheine und Quittungen von zwei Jahren oder so Tagen, erlangen.

Der Kaufmann die künstlichen und regelmäßig die Art und Weise, die der Herr zu erben zu regieren und es strengen Klagen von der Pferde geschicht gemüthlich auf beschützenden Klagen, die man Kaufmanns rothe Pferde werden Vuppen sein daß es muß nun an einem Ziele befristet, um

den Bereiter herumlaufen, der mittelst einer Peitsche es nach Befinden, um schnelleren Laufe antreibt.

Schulen sind Pflanzstätten der Weisheit, wo Menschen gesellschaftlich leben bildet, zwar Gemüth und Charakter Schule vermag, auch ohne sie kann die höhere Erkenntniß, der Verkehr mit den Vornehmsten, die Tüchtigkeit im Handeln der Völker glänzen in der Geschichte, denn die genialische Kraft dringt wohl überall hervor, wo kein Schulwitz ihr Hinderniß ist. Die Völker nicht bloß von wenigen Kraftreichen vertreten seyn, sondern selbst einen frommen, wenn die Einzelnen nicht mehr als freie denkende Menschen gelten, wie Ueberzeugung und Lust um Gemeinwohl wirken und im Augenblicke der Noth verständlich einzuweisen sollen, wo die gemeinschaftliche Sache ihrer bedarf; so muß der Zugang zu Kenntnissen und Einsichten jeder Art ein Gemeingut Aller, auch der Niedrigen und Minderbegabten, seyn, wie das Sonnenlicht. Anstalten, die diesem Grundsatz entsprechen, zeigt uns die Geschichte erst in spätern Zeiten. Die alte Welt überließ Erziehung und Unterricht dem häuslichen Leben; die Griechen lernten die Kunst der Dichtung, die Römer die Kunst der Redekunst. Der Despotismus der Könige überließ Schulen für die Edelmänner die Schöne Wissenschaften, für die Plebeischen Hofe Cyrenas gebildet. Die Weisheit in Geheimschulen für die Propheten und Rabbinenschulen, die Weisheit versammelten, wie die Griechen. Die Bildung war im Alterthum beschränkt auf die Auslegung heiliger Bücher. Um 500 vor Chr. Geb. lernten die Griechen lesen, schreiben und rechnen. Die Römer überließ die Bildung der Jugend in Sparta veranstaltete die Erziehung. Jünglinge, die höher hinauf wollten, benutzten den Unterricht der Philosophen und Sophisten, dessen schönste Proben die sokratischen Dialogen Platons und Xenophons sind. Das Landvolk blieb in Unwissenheit. Eben so bei den Römern, wo man um 300 v. Chr. Geb. Knabenschulen für die Städte, und seit dem Zeitalter Cäsars, der den Lehrern das Bürgerrecht ertheilte, die höheren Lehranstalten der Grammatiker hatte. Hier wurde die lateinische und griechische Sprache wissenschaftlich erlernt, und von den Grammatikern gingen fähige Jünglinge zu berühmten Redatoren über, die, wie Quintilian, sie durch oratorische Uebungen (declamationes) zur öffentlichen Beredsamkeit bildeten. Ein geordnetes Schulwesen hatten aber alle diese Völker des Alterthums nicht. Die Schulen waren Anstalten besonderer Casten oder Privatunternehmungen. Kaiser Vespasian stiftete zuerst zur Bildung der römischen Jünglinge für den Staatsdienst öffentliche Professuren der Grammatik und Rhetorik mit bestimmter Besoldung und 150 nach Chr.

nirgend

Das

es die

höflich-

regender

die Füh-

richten,

mäch-

h wenn

unter-

n, was

se, son-

der im

letern

s oder

in zu

Agro-

n per-

n ihre

brüder

Syru-

einem

hätten

Der

n und

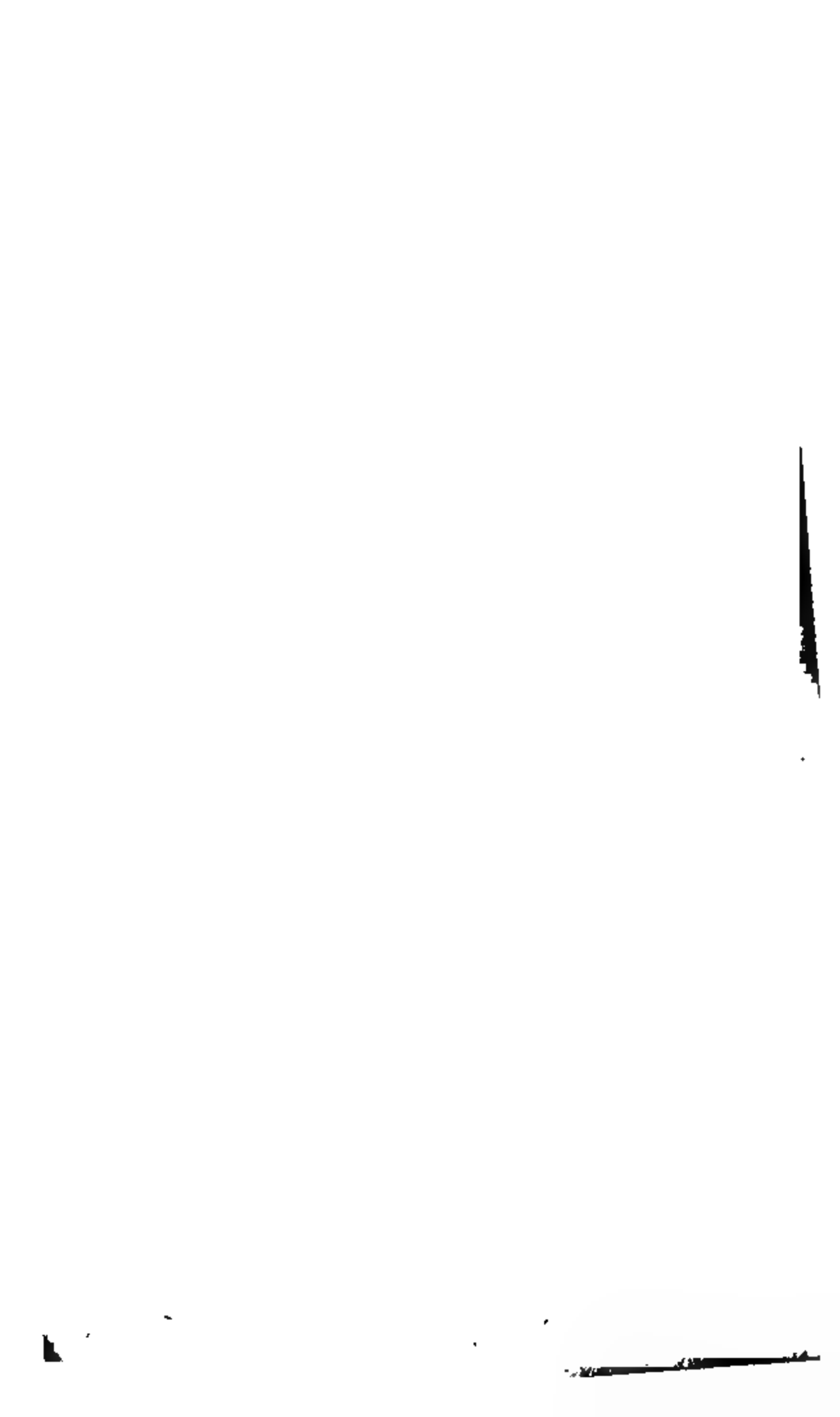
Schon

ldchen

ebung

is Ly-

ig ab-



neinen Nationalbildung. Diese hatte Carl der Große bei der Verord-
nung im Auge, die er 789 zur Verbesserung des Schulwesens für
die Völker seines weiten Reiches ausgeben ließ. Nicht nur jeder Bi-
schof und jedes Kloster, sondern auch jede Pfarodie in Städten und
auf dem Lande sollte eine eigene Schule haben, jene zur Bildung der
Geistlichen und Staatsbeamten, diese zur Verbreitung der Cultur in
den niedern Ständen (vergl. d. Art. Landschulen). An keinem

Der akademischen Freiheiten, das die erstere 1158 vom Kaiser Friedrich I. erhielt, wurde die Grundlage zur Verfassung der Universitäten, die im 12. und 13. Jahrh. entstanden. Es bedurfte auch solcher unabhängigen gelehrten Körper, um in jenen Jahrhunderten, wo die Trägheit und Ueppigkeit des Clerus Stiften und Klosterschulen in Verfall gerathen ließ, neue Generationen von Lehrern zu bilden, und das Interesse der Nationen für die Wissenschaften zu beleben. Allein auch hierbei konnte es nicht an kirchlicher Einseitigkeit fehlen, da seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts die Bettelbrüder nicht nur mit ihren Klöstern Volksschulen verbanden, und in den städtischen Parochien als Kinderlehrer auftraten, sondern sich auch als Dozenten in die Universitäten einzudrängen mußten, um das Gewicht ihres Ordens und die Macht des Papstes zu erhöhen. So war denn der Zustand des Schulwesens im Mittelalter keineswegs so blühend, als nach der Regsamkeit früherer Jahrhunderte, und nach Karls des Großen Anstalten zu erwarten gewesen. An die Stelle des freien Vortrags kam selbst in höhern Schulen das zeitraubende Dictiren, Gedächtnißkram galt für Gelehrsamkeit, der todt Buchstabe regierte und eine sokratische Anleitung zum Verstehen des Erlernen wurde fast überall vermisst. Die Schüler auf den lateinischen oder Trivialschulen brachten die meiste Zeit mit Abschreiben der Lehrbücher hin, in den niedern Parochialschulen wollten die Mönche das Schreibenlernen nicht einmal zulassen, denn das vor Erfindung des Buchdrucks ungemein wichtige und einträgliches Gewerbe der Schreibekunst sollte dem Clerus vorbehalten (*ars clericalis*) bleiben, und das Recht, Schreibschulen für die Bürgerkinder zu errichten, mußte durch besondere Verträge mit der Geistlichkeit von den Stadträthen erworben werden. Beim Emporkommen des Bürgerstandes fingen diese Obrigkeiten selbst für den von der Geistlichkeit sehr vernachlässigten Jugendunterricht zu sorgen an, und stifteten eigne Stadtschulen, in denen Lesen, Schreiben und das Trivium gelehrt wurde. Für diese, und da die Canonici und Pfarrer aufgehört hatten, sich mit dem Jugendunterrichte zu beschäftigen, auch für die Stiften- und Parochialschulen wurden herumstreifende Mönche und Studenten zu Lehrern angenommen. Hierdurch bildete sich ein Schullehrerstand, der zwar dem geistlichen Stande, welcher damals allein im Besitze gelehrter Bildung war, angehörte, aber durch seine junfartigen Abstufungen und durch das sittenderwerbende Wandern von Ort zu Ort einen eignen, handwerksmäßigen Charakter erhielt. Die Schul- und Kindermeister wurden von den Stadträthen und Pfarrern auf Jahresfrist oder vierteljährliche Aufkündigung gedungen, und mußten nach Maßgabe der Kinderzahl selbst auf ähnliche Weise Gehälfen annehmen, und ihre Besoldung mit ihnen theilen. Diese Unterlehrer oder Gesellen (*locati*, weil sie gedungen wurden, *Stampuales*, weil sie den Elementarunterricht ertheilten) waren, auch wo das Patronatrecht den Stadträthen zustand, nebst ihren Meistern den Pfarrern untergeben, welche sie als Schreiber und Kirchendienot brauchten. Bisweilen hießen die Schulmeister, welche Latein lehrten, *Rectoren*, die Unterlehrer, denen der Unterricht im Singen, Lesen und in der Religion (Auswendiglernen des Glaubens, der 10 Gebote, der Gebete und Psalmen) anvertraut war, *Cantoren*. Aus dieser Abtheilung entstand in Deutschland der Unterschied der lateinischen und deutschen Schulen, welche seit dem 15ten Jahrhundert entweder völlig von einander getrennt, oder wie an den meisten Orten geschah, durch Anstellung von *Correctoren* und *Subrectoren* als Gehälfen des *Rectors* beim Unterricht in den classischen Sprachen und durch Einführung der

nde des Lateinischen in die untern Classen als eine erweiterte-
 zusammenfassende wurden. Die größten Scholaren der
 vanderen häufig von einer Schule zur andern, und trieben
 die (reisende) Schüler unter dem Volke allerlei Kunst-
 mit Schachzählereien, Rechenereien und Handwurstleiden,
 als Histrionen (Witzburgen, weil sie wie in Frankreich die Jong-
 Sottardi, die ersten Schauspielerbanden bildeten), bald
 in (vocantivi, Völkchen) genannt wurden. (Pewden-

U) führten sie jüngere Schüler mit sich, welche Ratte mit Leib und
 Leben angehörten, Anordnungen leisteten, und wenn es eben feigen an-
 dem Erwerb gab, durch Wetzen und Erbleien (Schleifen in der Buro-
 schen Sprache, daher diese kleineren Schüler Schächler hießen, wovon
 der Epigramm A. P. L. Schächler) Unterricht verschaffen mußten, ohne
 davon mehr zu bekommen, als ihre Lorannen ihnen aus Gnade zu-
 starfen. Im 12ten und 13ten Jahrhundert war das Umherziehen dieser
 scholastischen Landstreicher und Vanden, unter denen es oft Soldbürg-
 Vorkantzen gab, die noch keinen lateinischen Autor erwarren konnten,
 in Deutschland am häufigsten; sie machten, wie
 Eruditen das Regentwesen erlaubt war, die
 Schulen nicht selten die öffentliche Ruhe. Wo
 einer Schule verweilten, fanden sie mit ihren
 Lehrgängern und auf den Kirchhöfen, und lebten
 Wägen. Auch kam es, wo an einem Orte viel
 zwischen den beiderseitigen Schülern die weilen
 nach Recht des Jahres die blutig entschieden zu
 des 13ten Jahrh. beklagt Luther, daß solche von
 stellen erziehen, denn meistens leben nur
 Unwissenheit gelitten haben, sich als Locaten in
 Dingen edlere gelehrte Jünglinge nach geistlichen

schon Lehrämtern streben. Einzug in ihrer Art war in der Geschichte
 des Schulwesens dieser Zeit die fremde pädagogische Brüderlichkeit der
 Hieronymianer, welche Peter Broda, ein irischer Canonikus,
 der zu Perugia die alten Classiker studirt hatte, zu Deventer 1379
 stiftete. Sie bestand aus Clerikern und Laien, welche zusammenlebten,
 und sich theils mit Handarbeiten theils mit dem Unterrichte in den vom
 Kloster errichteten Schulen für Knaben und Mädchen beschäftigten. Diese
 lernten Lesen, Schreiben und mögliche Handarbeiten, für wifbegierige
 Knaben gab es höhere lateinische Schulclassen, wo ihnen eine gründliche
 philologische Bildung erteilt wurde. Nach dem Wüster dieser in ihrer
 Tendenz humanistischen, in ihrer Einrichtung wahrhaft philantropischen
 Anstalt entstanden nun in den Niederlanden, am Rhein und im nördlichen
 Deutschland mehrere Schulen, die sich bald mit den in Italien einwo-
 wandernden Griechen in Verbindung setzten und das Studium der Classi-
 ker empfortrieben. Durch Männer, wie Thomas a Kempis, Johann
 Hegius, Erasmus, Adolph Agricola, Reuchlin und Arlandicon,
 sie aus diesen trefflichen Schulen theils unmittelbar, theils mittelbar
 verborrogen, brach die Vorurtheile einer freieren Bildung aus den
 Quellen des classischen Alterthums an. Zwar blieb, was schon seit
 der letztern Hälfte des 12ten Jahrhunderts von italienischen Meistern und
 Insoerländern durch gelehrte Griechen und durch die platonische Akade-
 mie zu Florenz und gegen Ende des 13ten Jahrhunderts durch die von
 Conrad Celtis gestiftete rhemische gelehrte Gesellschaft für die Wiederer-
 weckung der großen Alten geschah, zunächst mehr ein priesterlicher Luxus
 der Professoren und Professoren. Doch kam mancher geschickte Schulmann

von Basel, Tübingen, Heidelberg und Wittenberg, welches seit Luthers und Melanchthons Auftritt Deutschlands Lehrerin wurde. Nach dem Rath und Plan der Reformatoren, welche durch die Schulvisitation in Ehursachsen 1529 das vorleuchtende Beispiel einer ernstlichen Sorge des Staats für die Schulen gaben, gründeten nur die Stadträthe Gymnasien und Lyceen mit fixirten Lehrern. Das secularisirte Kirchengut wurde von protestantischen Regierungen und Obrigkeiten in der Regel, doch nicht immer mit hinlänglicher Liberalität zum Besten der Schüler verwendet. Schulmänner, wie die Rectoren Sturm in Straßburg, starb 1589, Friedland genannt Troxendorf in Goldberg, starb 1556, Hender in Nürnberg starb 1568, Neander in Jlefeld starb 1595, erwarben sich als Methodiker um den Schulunterricht und die Disciplin weitwirkendes Verdienst, die durch die Buchdruckerkunst vervielfältigten Autoren kamen in die Hände der Schüler, das Herumwandern derselben hörte auf, und jenes wilde, romantische Zeitalter wich der Prosa eines wissenschaftlichen Geistes, der den alten Encyclopädismus bald verdrängte. Nur die Kloster-, Stifts- und Trivialschulen der Catholiken blieben noch in dem fürstigen Schematismus der sieben freien Künste gebannt, und an die Abenteuerlichkeiten der scholarischen Lebensweise früherer Jahrhunderte erinnerten nur noch die, wegen der Uebung im Lateinsprechen, nützlichen Schulkomödien, die nun errichteten Singechöre und Currenden, die festlichen Schulaufsätze, z. B. der Gregoriusumgang, welche Mittel zur Unterstützung der Lehrer und armer Schüler wurden, und der dem deutschen Zunftwesen so nahe verwandte Pennalismus. Auch für die Mädchen errichtete man in den Städten besondere Schulen, und stellte in protestantischen Ländern auf den Dörfern Schulmeister an, um den Catechismus zu lehren. Während sich nun so im 16ten Jahrhundert unter den Protestanten ein planmäßig geordnetes Schulwesen bildete, und die alten Sprachen den Unterricht selbst in kleinen Landstädten besaßten, erhob sich gegen Ende dieses Jahrhunderts unter den Catholiken das Institut der Jesuiterschulen (vergl. d. Art. geistl. Orden), die durch ihren bessern Geschmack und methodischen Geist bald das Uebergewicht über die Schulen älteren Styles in ihrer Kirche erhielten, und selbst die Eifersucht protestantischer Schulmänner erregten, von denen sie manches Gute angenommen hatten. Das Certiren pro loco und das frühe Lateinreden, das sie nach des sträßburger Sturms Weise einführten, weckte die guten Köpfe und trieb die langsamen, sie leisteten viel in den mathematischen Wissenschaften, und widmeten der Geographie und Geschichte besondere Lehrstunden. Doch wurden die vielen Feiertage und Andachtsübungen, die spielenden Methoden, die Verstümmelungen der alten Classiker, die Vernachlässigung des Griechischen, das von ihnen ausgehende Halb- und Küchenlatein und die geheimen Sünden, die in ihren Collegis Lehrer und Schüler verdarben, der Gemeinnützigkeit dieser Schulen hinderlich. Sie waren überdies mehr für die Kinder der Wohlhabenden, als für die niedern Volksclassen eingerichtet, aus denen die Jesuiten nur solche Knaben aufnahmen, die brauchbare Glieder ihres Ordens zu werden versprochen, und bald zeigte sich, daß sie es damit nicht auf wahre Menschenbildung, sondern auf eine Abrihtung der Jugend für hierarchische Zwecke angelegt hatten. Doch erwarben sie sich das Verdienst bei der schnellen Verbreitung ihres Ordens, das Licht einiger wissenschaftlichen Bildung in die entlegensten, finstersten Gegenden zu bringen. In Spanien und Italien waren ihre Schulen lange die besten, in Ungarn und Polen neben den Klosterschulen die einzigen

Abt Amerika und Asien nahmen durch ihre Fortschritten der neuern europäischen Cultur, im 17ten Jahrhundert bei weitem nicht so schnell zugehenden. Das strenge Halten auf orthodoxe Polemikern, der feife Dogmatismus selbste kleinliche Solbenstecherei theilte sich von den höhern und niederen Schulen mit. Die Gymnasien und Lyceen erstarren in den Formen der Grammatik, die Trivialschulen hielten es für ihren höchsten Ruhm, ihnen darin ähnlich zu seyn, die untersten Volksschulen ließen der elenden Führung verdorbener Studenten und Scholaren, oder unwissender Handwerker und Bedienten preisgegeben. Kaum wurde irgendwo eine andre Geisteskraft der Kinder geübt, als das Gedächtniß, barbarische Härte der Disciplin mußte ersetzen, was den Lehrern in Achtung und Liebe der Schüler abging. Ueberdies zersprengte der dreißigjährige Krieg manche Schule auf lange Zeit, wilder Fanatismus zersprengte von beiden Seiten, was Frömmigkeit und Sachkenntniß in ruhigeren Zeiten gegründet hatten. Dabei war das Bestreben des Schullehrerstandes, sich jeder kirchlichen Bevormundung zu entziehen, besonders unter den Protestanten sichtbar. Durch Verheirathung waren manche Lehrer schon vor der Reformation aus dem geistlichen Stande getreten, und da die neuen Schulen meist von weltlichen Obrigkeiten abhängen, so verweltlichte sich auch der in ihnen herrschende Geist, und das Princip der akademischen Ungebundenheit trat an die Stelle der überlitterlichen Zucht, die überhaupte Schüler in Erziehungsgebäuden Schulen und bei den Jesuiten in diese Zeit einige hervorragende geistliche Kanzler Vaco und der Lehrer, Amos Comenius, für die Methodik des Unterrichts. Als Enthusiasten und Abenteurer, Lehrmethoden an den Höfen herbrachten, wie Basadow, und es zur Errichtung einer Normenschule spurlos unterging. Die aristokratische Cultur des Verstandes weniger in das Leben der Schieren Stände ein. Mehr im 18ten Jahrhundert das durch Fenelon (und Quietismus) aufgestellte Ideal der Beschaung, auf das 18. H. überwanderte. Schulmänner seines Alters des 18ten Jahrhunderts Deutschland, Klosterbergen in studirende, und auch in die 17ten Jahrhunderte bisweilen etwa und es im Ganzen um das 18te Jahrhundert Gelehrtenschulen, wo, wie in der 17ten Jahrhundert lehrte, erlernt wurde in Augen der Gelehrten noch (s. a. n.) Die von Vaco und Comenius und allgemeinen menschlichen Erziehungsweise erhielt um die 18ten Jahrhundert durch Locke und Rousseau

1
 2
 3
 4
 5
 6
 7
 8
 9
 10
 11
 12
 13
 14
 15
 16
 17
 18
 19
 20
 21
 22
 23
 24
 25
 26
 27
 28
 29
 30
 31
 32
 33
 34
 35
 36
 37
 38
 39
 40
 41
 42
 43
 44
 45
 46
 47
 48
 49
 50
 51
 52
 53
 54
 55
 56
 57
 58
 59
 60
 61
 62
 63
 64
 65
 66
 67
 68
 69
 70
 71
 72
 73
 74
 75
 76
 77
 78
 79
 80
 81
 82
 83
 84
 85
 86
 87
 88
 89
 90
 91
 92
 93
 94
 95
 96
 97
 98
 99
 100

ihm und seiner Freunde verflochten ist in der zweiten
 des Jahrhunderts auf deutschem Boden. Hier fand die
 dem dieser Pädagogen, welche die Bildung der Jugend
 und die Beschäftigung des irdischen Lebens
 und auf die Brauchbarkeit in der bürgerlichen Gesellschaft
 bei dem nicht gelehrten Lebenspublicum großen Beifall. In
 Schulen, wo bisher neben den allen Sprachen nur Latein
 man gelehrt worden war, kam nun durch diesen Einfluß der fast
 ganz vernachlässigte Unterricht in den Wissenschaften (Realien), es ent-
 standen besondere Realschulen, z. B. durch Becker in Berlin, in
 denen neben den Sprachen auch Geschichte, Geographie und Naturge-
 schichte, Technologie und bürgerliche Rechnungskunst gelehrt wurde, für
 die Ehre des höheren Bürgerstandes. Sie wurden auch Mittels-
 schulen genannt, weil sie zwischen den Volksschulen und Gymnasien
 mitten inne standen. Zur Erfüllung dieser Lücke des deutschen Schul-
 wesens dienen auch die Militärakademien in den Residenzstädten
 des größten Theils, die Handlungsschulen in Hamburg und
 Magdeburg, die Fortifikations-, als Bildungsanstalten für besondere
 Stände. In ähnlicher Absicht errichtete die bayerische Regierung bei
 ihrer neuen Schulorganisation neben den Studienschulen (Gymna-
 sien) für künftige Beamte 1807 u. 1808 die in München, Augsburg
 und Nürnberg bestehenden Realschulen, wo Knaben und Jüng-
 linge, die Kaufleute, Wundärzte, Apotheker, Fabrikanten werden, oder
 sich dem Bergbau, dem Kammerfache widmen wollen, neben dem zur
 allgemeinen menschlichen Bildung nöthigen Religion- und Sprachun-
 terrichte auch die mathematischen und Naturwissenschaften kennen lernen.
 Die Trivialschulen, die noch in kleineren Städten und neben den Gymna-
 sien auch in größeren bestanden, verwandelte man seit dem Ende des
 17ten Jahrhunderts in höhere und niedere Bürgerische (Art.),
 neben denen für die fast ohne allen Unterricht aufwachsenden
 Armen in größeren Städten besondere Frei- und Armen
 ihrer Beschäftigung außer dem Schulstande Arbeits- und
 Fabrik- oder Gewerbschulen genannt, wo die
 Frauen und andre nützliche Handarbeiten lernen, siehe Handwerkerlehre
 und Gesellen und junge Leute aus der dienenden Klasse, die mit allzu-
 geringen Vorkenntnissen der Schule verlassen oder Trud zu weiterer Bil-
 dung hatten, Sonntagsschulen zur Nachhilfe im Lesen, Schreiben
 und Rechnen.
 So erfüllt man die frommen
 bei weitem nicht überall, wo es
 i Europa's hatten davon wenig
 wach sonst den Jugendunterricht
 besonders dem nöthigen Ein-
 weisungen und andern archi-

1
 2
 3
 4
 5
 6
 7
 8
 9
 10
 11
 12
 13
 14
 15
 16
 17
 18
 19
 20
 21
 22
 23
 24
 25
 26
 27
 28
 29
 30
 31
 32
 33
 34
 35
 36
 37
 38
 39
 40
 41
 42
 43
 44
 45
 46
 47
 48
 49
 50
 51
 52
 53
 54
 55
 56
 57
 58
 59
 60
 61
 62
 63
 64
 65
 66
 67
 68
 69
 70
 71
 72
 73
 74
 75
 76
 77
 78
 79
 80
 81
 82
 83
 84
 85
 86
 87
 88
 89
 90
 91
 92
 93
 94
 95
 96
 97
 98
 99
 100

in Städten
 Jugend der niederen Stände, welche
 der Monarchie zur Noth dienen sollten
 terrichte und Schulbesuch vorbereiten zu
 Schulen sein, der diese Schulreform

nd Industrieschulen anlegte, ernstlich unterstützter eingeführte fleißige Literalmethode und der todte Unterricht, den die nach Art der Exercierreglements in Schulverordnungen vorschrieben, ein Brännstein zu werden, es fehlte noch sehr an brauchbarem mit der Schulaufsicht beauftragten Geistlichkeit

an pädagogischer Einsicht. Diese soll sie jedoch durch sie unter dem jetzigen Kaiser errichteten Professuren der Pädagogik an den Universitäten und bischöflichen Seminarien erhalten, um hinter den Fortschritten, welche im 19ten Jahrhundert die Stiftung neuer Bürgerschulen und Gymnasien, die Verbesserungen der Lehrergesetze und das Institut der Sonntagsschulen in dieser Monarchie bezeichnet, nicht zurückzubleiben. Die Normalschulen fanden in den meisten catholischen Staaten Deutschlands bald Nachahmung. Mainz, Münster, Fulda, Salzburg und besonders Würzburg und Bamberg schenken sich ernstlich des Volksschulwesens an, das freilich an vielen Orten erst entstehen sollte. Auch Ungarn und Gallizien blieben nicht ganz zurück, obwohl mehr in Ansehung der städtischen Schulen und Gymnasien, die der Klerus nicht allein versorgen konnte, gesehen ist, als auf dem Lande, wo noch jetzt viele Gemeinden ohne Schule sind. Italien, Portugal und Spanien führen in gewohnter Trägheit fort, das Wohl der Jugend dem Klerus und der Willkür des Zufalls anheimzustellen. Außer einigen bischöflichen Seminarien, den Marienschulen und den Klöstern, in denen sorgsame Aeltern ihre Kinder unterrichten lassen, gibt es dort keine Anstalten, die mit unsern Schulen verglichen werden könnten. Was Leopold in

in Toscana nach der Schulen für beide Periode wieder, unwillkürlichen Färsen, woblker um so wer Klufklärung ihrer E imbedeutenden Jesi und die alte Unwill u würdigen, dar Napoleon über die und Decrete keine wohl lautende Berufung gab es au

Abtische Lyceen in lehrer Zucht zur Akademie vorbereitet wurde. Für das Volksschulwesen that der Staat nichts, hier und da wurden von den geistlichen Orden und einzelnen Wohlthätern, besonders nach Fenelons Anregung, Elementarschulen unterhalten; was sonst geschehen sollte, mußten die Gemeinden selbst unternehmen, denn aus den Fonds der milden Stiftungen gab die Geistlichkeit nicht leicht etwas her. Der Unterricht war streng, durch Rigorosität beschränkt und den Fortschritten der deutschen Methodik ganz fremd. Während der Revolution wurden die Schulen als Staatsanstalten erklärt, die Kirchengüter und Stiftungen zum Staatseigenthum gezogen und ihrem Zwecke entfremdet, und dadurch die Mittel zur Herstellung eines geordneten Schulwesens gerade von dem abgeschnitten, die so viel Herrliches über Staatsbildung zu sprechen wußten. Daß Paris unter dem National Directorium eine politische Schule, der Verfassung und Absicht nach ganz dem

unter Volksrevolutionen die italie Bildung ihrer französische geistig sehr verändern ankreichs und unterren, Plane infälle oder der Revolutionerschulen unter Klöster

bayerischen Realinstituten ähnlich, erhielt, daß Napoleon einige Militär- und Gewerbschulen gründete, die verfallenden Fräuleinstifte in Erziehungshäuser für die Kinder der Ehrenlegionairs verwandelte und die kaiserliche Universität als Centralbehörde für das gesammte Unterrichtswesen des Reichs constituirte, konnte nur sehr wenigen zu Statten kommen. Der mit soldatischer Engherzigkeit entworfne Plan dieser Universität gedieh in seiner Ausführung nicht weiter, als das schon vorhandene sich benutzen ließ. Die Akademien (Facultätsschulen) und die ganz militärisch geordneten Lyceen traten an die Stelle der ehemaligen Anstalten gleicher Gattung. Die zu errichtenden Secondärschulen (Bürgerschulen) kamen an den wenigsten Orten, die Primärschulen (Elementar- und Dorfschulen) fast nirgend zu Stande, weil es an Fonds und gutem Willen fehlte. Die Privat Institute, denen gewissenhafte Aeltern ihre Kinder anvertrauten, wurden auf alle Weise behindert, allen Unterricht in der Moral und Religion sollte der 1806 publicirte Catechismus des Kaiserreichs ersetzen, nur Mathematik und Naturwissenschaften hatten vor Napoleons Augen Gnade. So fanden die Bourbons das Schulwesen Frankreichs in einer Verwilderung, der die Aufhebung der unter Napoleon entstandenen Anstalten und die in Eil verfügte Stiftung einer Normalschule zur Bildung der Lehrer für Gelehrtenschulen, deren Einfluß nicht weit über Paris hinausgehen kann, schwerlich abhelfen wird. Noch haben viele Städte und die meisten Landgemeinden keine Schulen, außer denen, die sie etwa auf eigene Kosten anlegen, an die Bildung von Elementarlehrern ist nirgend gedacht, die Klerisei bleibt lau, weil das Ministerium des Innern die Schulangelegenheiten zu seiner Verwaltung gezogen hat und selbst in den durch die öffentliche Wohlthätigkeit zu Paris errichteten Armenschulen wird die Anwendung neuer Lehrmethoden durch inquisitorische Bigotterie erschwert. Sicher wächst noch jetzt in diesem des Vorzugs der feinsten Cultur sich rühmenden Reiche ein Drittheil der Bevölkerung ohne Schul- und Privatunterricht auf. Nicht viel besser steht es um die Jugend auf den großbritannischen Inseln. Man weiß, daß die englische Regierung durch Aufrechterhaltung der bischöflichen Kirche, in deren Schooße die nach altklosterlicher Art eingerichteten Erziehungshäuser als bewährte Schulen der classischen Philologie bestehen, hinlänglich für die geistige Wohlfahrt ihrer Völker gesorgt zu haben glaubt, den Unterricht der nicht zum Gelehrtenstande bestimmten Jugend aber dem Zufall und der Milde-gemeinnütziger Privatgesellschaften überläßt. Die Pensionsanstalten, in denen der größte Theil der Jugend beiderlei Geschlechts aus den höhern und mittlern Ständen erzogen wird, sind nicht beaufsichtigt und von sehr ungleichem Werth. Aus den Armenfonds werden in den Kirchspielen Freischulen unterhalten, aber säumige Aeltern nicht angehalten, ihre Kinder hineinzuschicken. Für die Menge von Kindern, die man in den Fabriken braucht, sind die Sonntagschulen ein sehr dürftiges Surrogat des ihnen sonst gänzlich mangelnden Schulunterrichts. In London selbst wachsen nach den neuesten Nachrichten bei 30,000 Kinder ganz ohne Schule auf, und wie kläglich es um die Methoden des Elementarunterrichts stehen mag, beweist der große Beifall, den Bell und Lancaster mit ihrer aus Sparsamkeit für einen Ectus von 1000 Kindern auf einmal berechneten und nur auf militärisches Dressiren und Einrichten ausgehenden Lehrweise bei Großen und Kleinen in England gefunden haben. Etwas mehr thun die Dissenters für ihre Schulen, doch die armen Catholiken in Irland dürfen keine öffentlichen Lehranstalten haben. In Schweden steht das Schulwesen noch

est auf der Stufe, wo es im 17. Jahrh. unter den deutschen Protestan-
 ten war; die im Besitz des Kirchengutes ihrer catholischen Vorfahren
 gesicherte Beßlichkeit zeigt wenig Neigung, etwas davon für den öffent-
 lichen Unterricht zu verwenden und die Regierung ist zu arm und sehr zu
 sehr auf oblige Abschließung vom Auslande bedacht, als daß die
 Ideen neuerer deutscher Pädagogen Eingang und Ausführung finden
 könnten. Das weite Rußland hat sich seit 100 Jahren, wo es da-
 zu nur eine Klostererziehung für die Beßlichkeit und die schon vom
 Bladimir d. Gr. erzwungenen Erziehungshäuser für die Ebnen der Gro-
 ßen gab, mit Schulplänen getragen, die einzigen Bildungsanstalten für
 die höheren Stände in den Residenzen das Daseyn gaben. Nach dem
 Schulverordnungen des kaiserl. Reichs sollen Kreis-, Bezirks- und Kirch-
 spielschulen im ganzen Reiche errichtet werden, um der tiefen Unwissenheit
 des bisher vernachlässigten Volks abzuhelfen. Die Kreis- und Bezirks-
 schulen sind von nach Art der deutschen Gymnasien in den meisten Gouver-
 nementsstädten, die Bezirksschulen in einigen Mittelsstädten, die
 Kirchspielschulen aber noch auf sehr wenigen Dörfern und das meiste und
 beste dieser neuen Schöpfung soll erst werden. Etwas früher gab es
 schon in den deutschen Provinzen gute Gymnasien und einige Bürger-
 und Landschulen, doch sind die letztern noch in sehr unvollkommenem
 Zustande. Für die Cultur der catholischen Jugend haben die von der
 Kaiserin Catharina II. in Rußland aufgenommenen Jesuiten auf
 ihre Weise gesorgt. So wie man durch die Aufhebung der Ordensgeis-
 tliche erzeugen wurde, hat die Aufhebung der Ordensgeis-
 tlichen im 17ten Jahrh. besonders der Periode
 auch keine vollständige E-
 reziologisch warschauischen
 den Elementarunterricht
 wichtigsten, ist jetzt noch l-
 und dem literarische Mad
 regierigen Joländer si
 Niederlande in der
 dsehen, und die Sch-
 des protestantischen Deutschlands ziemlich gleichen Scheit. Die letztere
 dante nach Pestalozzi's Anregung für die Volksschulen noch mehr ge-
 dan haben, doch findet man in einigen Cantonen Seminarien für
 Schullehrer, die Dänemark schon seit 40 Jahren hat. Eine weise Aus-
 wahl der Zweckmäßigsten aus dem großen Verrathe neuer pädagogischer
 Ideen ist die von der dänischen Regierung für die deutschen Provinzen
 1814 erlassene Schulordnung. Durch treffliche Anstalten zur philologi-
 schen Bildung zeichnete sich Holland schon lange aus, und die 1784
 vereinigte Privatgesellschaft für das Gemeinwohl hat den
 Volksschulen eine musterhafte Einrichtung gegeben, die fortwährend be-
 steht. Doch nirgend wurde mehr über das Schulwesen verhandelt und
 auch im Großen und Kleinen dafür gethan, als in Deutschland.
 Welche neuen Gattungen von Schulen hier entstanden, haben wir schon
 oben erwähnt, und beweisen in Rücksicht der Bildung des Landvolks
 auf dem Art. Landschulen. Das meiste bei diesen Verbesserungen
 hatten deutsche Fürsten und Obrigkeiten gelegentlich und nach und nach
 veranstaltet, eine allgemeine durchgreifende Organisation des Schulwesens
 als National- und Regierungsangelegenheit aber im 18ten Jahrh. noch
 nicht unternommen. Vapern war der erste größere Staat, der hierin
 in Rußland erregendes Beispiel gab, da nach dem Jahr 1806 ins Werk

gesetzten königlichen Verordnungen das Erziehungs- und Unterrichtswesen in diesem Reiche ein wohlgegliedertes, zusammenwirkendes Ganzes wurde. Eine besondere Section im Ministerium des Innern ist die Centralbehörde des bayerischen Schulwesens, das alle die obengenannten Gattungen von Schulen in sich faßt, bei den General-Kreiscommissariaten durch die Kreisschulräthe vertreten und, was die niedern Volksschulen betrifft, durch die Decane und Districtsinspectoren beaufsichtigt und geleitet wird. Für die beste Bildung und Besoldung der Lehrer ist dabei auf zweckmäßige Weise gesorgt und die anfangs nach französischem Muster verfügte Centralisirung aller den Universitäten und Schulen gewidmeten Fonds zur obersten Behörde in München als ein den Geschäftsgang erschwerender und die Administrationskosten vermehrender Mißgriff 1816 durch Zurückgabe der Verwaltung dieser Fonds an die Localbehörden theilweise wieder aufgehoben worden. Verschweigen läßt sich dabei nicht, daß die bayerischen Schulverbesserungspläne noch keinesweges so viel genützt und Gutes bewirkt haben, als bei einer mehr darauf vorbereiteten Nation und bei einem weniger gewaltsamen Verfahren möglich gewesen wäre. Die kleineren Staaten des protestantischen Deutschlands sind den größeren in der Verbesserung des Schulwesens vorausgeeilt. Musterhaft ist es im Lippe-Deinoldischen, im Anhalt-Desfauischen und in den sächsischen Herzogthümern eingerichtet, doch haben auch Württemberg, Baden, Hessen und Nassau, so viel die unruhige Zeit erlaubte, für das Wohl der niedern Schulen gethan. Hannover und Braunschweig verbesserte schon in den siebziger und achtziger Jahren des 18ten Jahrh. die Gymnasien und legte Seminarien für Landschullehrer an; in neuern Zeiten scheint man dort etwas langsamer vorwärts zu gehn, was die unglückliche Periode der französischen Herrschaft wohl erklärt. Sachsen hatte die von den Reformatoren vorgezeichnete Bahn sichern Schrittes verfolgt und fand immer, im Einzelnen verbessernd und auf das Vorhandene bauend, bei den neuften Regungen für die Sache der Schulen weniger nachzuholen als seine Nachbarn. Der Ruhm seiner Fürstenschulen hat sich behauptet, die Sorge für gute Lehrer-Seminarien, die neuen Bürgerschulen und die 1805 erlassne Schulordnung beweisen, daß auch hier das beste Neue verständig angewendet wird. Obwohl schon seit der Mitte des 18ten Jahrh. von Berlin und Halle aus manche Schulverbesserung im Einzelnen bewirkt und durch das 1787 zu Berlin errichtete Oberschulcollegium für eine zeitgemäße Einrichtung der Gelehrtenschulen befriedigend gesorgt worden war, bedurfte Preußen doch im Ganzen sehr jener Anregung, die das Volksschulwesen dieser Monarchie durch den edeln Willen des Königs seit 1808 erhielt. Die damals entworfenen Pläne reifen der Ausführung immer mehr entgegen, und da die Verwaltung der Schulangelegenheiten neuerdings auf eine verständige Weise in den Organismus der Provinzialregierungen aufgenommen worden, an guten Anstalten zur Bildung der Lehrer kein Mangel und auch die Geistlichkeit für die Sache der Schulen in lebhaftes Interesse gezogen ist, dürfte es wohl, wenn die That dem Worte entspricht, hier in wenigen Decennien zu einer wahren deutschen Nationalbildung durch den öffentlichen Unterricht kommen. Glücklicher Weise werden jetzt die Mißgriffe, welche zu Folge eines heftigen Dringens auf Einführung der Realien durch eine zerstreute Vervielfältigung der Lehrgegenstände in höhern und niedern Schulen und durch ein übereiltes, eitles Hinabschrauben einzelner Schulen über ihren verhältnißmäßigen Standpunkt nicht bloß in den preussischen Ländern begangen und an dem bayerischen

Audirte auf der Ritterakademie zu Lüneburg, dann zu Utrecht. Von J. 1705 bis 1713 befand er sich in hannoverschen Diensten, und focht in den Schlachten von Dudenarde und Malplaquet als Major. Von hier trat er in preussische Dienste, wo er unter Friedrich Wilhelm I. dem pommerschen Feldzuge und dem am Rhein 1734 be wohnte. Unter Friedrich II. focht er bei Molwitz (1741). Obgleich verwundet verließ er die Schlacht nicht; eine zweite Wunde gab ihm den Tod. Levin Rudolph von der Schulenburg, königl. preuß. Generalleutenant und wirklicher Staats- und Kriegsminister, geboren 1727, befand sich während des siebenjährigen Krieges immer in dem Gefolge Friedrichs II. Er starb 1788.

Schulmeister, ein als französischer Polizeiofficiant durch seine Anhänglichkeit an die bonapartistische Sache, und besonders durch seine neuesten Schicksale merkwürdig gewordener Mann, war der Sohn eines Specials (eines protestantischen Geistlichen erster Classe) aus der jetzt großherzoglich badischen Gemeinde Neu-Freistatt bei Bischofsheim am hohen Steg. Nachdem seine erste Erziehung vollendet war, wurde er in einer badischen Landschreiberei angestellt, und widmete sich darauf dem Handel. Er lebte eine Zeitlang in dem oberelsassischen Marktstücken Marktch, wo er sich in der Folge mit der Tochter eines vor maligen Berginspectors verheirathete. An den französischen Revolutionsangelegenheiten nahm er keinen Antheil. Er wurde nachher Eigenthümer eines Etablissements in dem damaligen österrichischen Gebiet bei Kappel, hatte im Jahr 1799 lebhaften Theil an der Organisation des orientalischen Landsturms, bei dem er eine bedeutende Stelle bekleidete, und sich in mehreren Gefechten mit den französischen Truppen im renchner Walde durch Geistesgegenwart und Gewandtheit auszeichnete. Nach hergestelltem Frieden oder kurz vor demselben ließ er sich in Strassburg nieder, und errichtete dort eine Tabakfabrik. Diese ging einige Jahre nachher wieder ein, und von jener Zeit an scheint er bedeutende Geschäfte mit Einschwärtzung von Waaren, deren Einfuhr in Frankreich verboten war, gemacht zu haben. Diese Speculation mißlang, und seine meisten Waarenvorräthe wurden confiscirt. Er selbst mußte Frankreich, nachdem er einige Zeit als Beförderer des Schleichhandels verhaftet gewesen war, 1805 wieder verlassen. Bald darauf im Herbst brach der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich aus. Schulmeister, der sich wieder im Badischen aufgehalten hatte, brachte es dahin, daß er als geheimer Agent bei der französischen Armee angestellt wurde. Als solcher benutzte er seine Bekanntschaften, um sich Zutritt bei dem General Mack zu verschaffen, was ihm um so mehr gelungen zu seyn scheint, da er das Zutrauen einiger Personen von dessen Generalstabe besaß, und daher verschiedene Male von diesem Feldherrn mit geheimen Missionen beauftragt ward. Hier soll er Napoleon Bonaparte wichtige Dienste geleistet und dessen Gunst erworben haben. Im Publicum schreibt man ihm das Gelingen einiger merkwürdigen Unternehmungen zu, welche auf die Operationen und den Gang des Feldzugs in Schwaben großen Einfluß hatten. Besonders soll er dem General Mack die unglückliche Idee beigebracht haben, daß die französische Armee ihre Hauptangriffe vom Linzinger Thal und dem rechten Ufer der Donau her bewerkstelligen werde, und daß alle auf dem linken Donauufer gemachten Bewegungen nur Demonstrationen seyen, um Mack dahin zu bringen, die Stellung von Ulm zu verlassen, und sich nach Bayern zurückzuziehen. Dadurch ward Mack bewogen, bei Ulm so lange zu verweilen, bis seine Armee umzingelt war. Als

später Schulmeisters Rolle entdeckt wurde, fiel er den Oestreichern in die Hände und wurde nach Wien transportirt, mußte aber durch besondere Kühnheit und Geistesgegenwart zu entkommen. Darauf ging er mit der französischen Armee nach Wien, wo er bei der militärischen Polizei angestellt wurde. Im Kriege gegen Preußen war er im Gefolge des Generals Savary und leistete diesem wichtige Dienste, um die Capitulationen von Nienburg und Hameln schnell zu befördern. Zur Zeit des Treffens bei Heilsberg in Ostpreußen (1807) war er bei Savary als Adjutant, dann wurde er eine Zeit lang französischer Polizeidirector in Königsberg. Im Feldzuge von 1809 begleitete er abermals die französische Armee nach Oesterreich, und war dann mehrere Monate lang französischer Polizeidirector in Wien. In den folgenden Jahren hatte er mehrere Missionen in Norddeutschland, und wegen Lizenzgeschäfte in englischen Häfen. Seine Arrestation erfolgte im Herbst 1815 auf Befehl des preussischen Staatraths von Bruner; in seiner Qualität als oberster Polizeidirector der verbündeten Heere. Die näheren Umstände von Schulmeisters Freilassung sind noch nicht bekannt. Als er dieselbe erhalten, kehrte er nach Paris zurück, und wohnt jetzt auf seinem schönen Gute in der Nähe dieser Hauptstadt ruhig, wiewohl dem Vernehmen nach unter Polizeiaufsicht. Er soll daselbst bedeutende Establishments errichtet haben, und sich mit Landbau beschäftigen. Seine Güter in der Gegend von Strassburg soll er verkauft haben.

Schultens (Albrecht), einer der berühmtesten Orientalisten, war den 22ten August 1686 zu Orbnungen geboren, studirte dort, zu Leiden und zu Utrecht, außer der Theologie, besonders die arabische Sprache, wurde 1711 Prediger zu Wassenaer bei Leiden, 1713 Professor der orientalischen Sprachen, und 1717 Universitätsprediger zu Franeker. In der Benutzung des orientalischen Sprachschazes brach er eine neue bessere Bahn, indem er die mit der hebräischen verwandten morgenländischen Sprachen, besonders die arabische, kritischer benutzte, und eine neue, das Studium dieser Sprache sehr erleichternde Methode erfand. Sehr bald wirkte er damit auf seine Landsleute, aber, obgleich später, doch folgenreicher auf die Deutschen. Vorzüglich geschah dies durch die *Origenes hebraeae sive Hebraeae linguae antiquissima natura et indoles etc.* Francker 1724. T. 2. Lugd. Batav. 1738, noch mehr aber durch die *Institutiones ad fundamenta linguae hebr.* *ibid.* 1737, 4. von denen man einen holländischen und lateinischen Auszug hat. — Rühmlich traten in seine Fußstapfen, sein Sohn Johann Jacob, und sein Enkel Heinrich Albrecht Schultens. Ersterer, geboren zu Franeker den 19ten September 1716, studirte zu Leiden, wurde 1742 zu Herborn Professor der orientalischen Sprachen und der Gottesgelahrtheit und starb dort 1778. Man hat von ihm mehrere gelehrte Dissertationen und Abhandlungen. — Sein Sohn Heinrich Albrecht, zuerst von seinem Vater gebildet, studirte nachher zu Oxford, und wurde nach seiner Rückkehr Professor der orientalischen Sprachen und der Alterthümer am Athenäum zu Amsterdam. Als sein Vater starb, erhielt er dessen Stelle in Leiden und starb den 12ten August 1793, 44 Jahre 6 Monate alt. Er hinterließ mehrere gelehrte Werke, besonders eine arabische Anthologie. S. auch H. A. Schultens, eine Skizze von Fr. Ch. Rinf. Riga 1794. 8.

Schulz (Johann Christoph Friedrich), zuletzt Hofrath und Professor der Geschichte am akademischen Gymnasium zu Wietau, ward im Jahre 1762 zu Magdeburg geboren und bekam durch die slavische Erziehung seines strengen Vaters eine Art von blöder Zurückgezogenheit,

die er erst in spätern Jahren ganz abzulegen im Stande war. Als er einstens einer theatralischen Vorstellung der wäferschen Truppe, welche zu Magdeburg spielte, mit beigewohnt hatte, und darüber in Entzücken gerathen war, entließ er den Aeltern, um Schauspieler zu werden, ward aber nicht angenommen und von seinem Vater mit Schlägen in die alte Ordnung der Dinge zurückgeführt. Nachdem er sich während seiner Schuljahre besonders auf die französische Sprache gelegt hatte, wagte er es, ob ihm gleich durch den plötzlichen Tod seiner Aeltern alle fernere Unterstützung entzogen worden war, auf gutes Glück die Universität zu Halle zu beziehen, wohin er sieben Thaler an barem Geld mitbrachte. Seine Kenntniß der französischen Sprache verschaffte ihm dort für's erste das Nothwendigste, indem er Volts Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustande von Bengalen übersetzte. Uebrigens erwarben ihm sein Wiß und seine gute Laune bei allen Freunden und Landsleuten Unterstützung und gastfreie Aufnahme, so daß er fast immer umsonst aß und wohnte. Trotz dessen konnte es nicht fehlen, daß er nicht dann und wann hätte in Noth gerathen sollen. In einer dieser Verlegenheiten wachte seine alte Neigung zum Theater wieder in ihm auf, und er ging im Jahre 1780 nach Dresden, um dort Schauspieler zu werden. Als dieses Project sich abermals zerschlagen hatte, beschloß Schulz, in Dresden zu privatificiren und sich dort durch Schriftstellerei zu ernähren. In dieser Periode erschien sein Carl Freumann und Wilhelmine Rosenfeld; ferner Ferdtnand von Löwenhain, Friß oder die Geschichte eines Belletristen und andere Schriften. Anfangs war seine Lage in Dresden nicht die glänzendste; sie verbesserte sich aber, nachdem sowohl er selbst, als seine Schriften bekannter geworden waren. Von Dresden ging er auf eine kurze Zeit nach Berlin und lebte dann bis zum Jahre 1791, ohne Amt und ohne einen festen Wohnsitz zu haben, theils zu Wien, Berlin und Weimar, theils war er auf Reisen. Am längsten hielt er sich zu Weimar auf, wo er sich durch seine angenehme Art zu erzählen, durch seinen Wiß und durch seine Gutmüthigkeit viele Freunde erwarb. Besonders schloß er sich hier an Bode an, der ihn sehr liebte und ihn in die Maurerei einweihete. In dieser Periode bearbeitete er französische Werke der schönen Literatur und lieferte einige Originalwerke, unter welche letztern besonders seine beiden Kinderromane, Mariß und Leopoldine, gehören, welche allgemeinen Beifall erhielten und den Dichter zum Liebling des Lesepublikums machten. Die Jahre 1789 und 1790 brachte Schulz in Paris zu und war also Augenzeuge der außerordentlichen Begebenheit, welche sich damals in Frankreich ereignete. Die Frucht jenes Aufenthalts in Paris war seine Geschichte der großen Revolution in Frankreich, welche man für das wahrhafteste und unparteiischste Gemälde aus jener Zeit erklärt hat; so wie sein Werk über Paris und die Pariser das lebendigste und anschaulichste Gemälde jener kleinen Welt darstellt. Von Paris kehrte er im Jahre 1790 nach Berlin zurück, wo er einen Ruf als Professor der Geschichte am akademischen Gymnasium zu Mettau erhielt und annahm. Ehe er dahin abgieng, ertheilte ihm noch der Herzog von Weimar das Hofrathsdiplom. Zu Anfange des Jahrs 1790 reifte er darauf zu seiner Bestimmung ab. In Mettau wurde er als Lehrer und als Mensch nicht allein sehr hoch geschätzt, sondern bekam auch Gelegenheit, als Deputirter des Bürgerstandes von Curland auf dem Reichstage zu Warschau im Jahre 1791 eine glänzende Rolle zu spielen. Durch seine geschickten Deductionen und Unterhandlungen

wurde nämlich die Sache des Bürgerstandes, die er zu verteidigen hatte, so wie die Sache des Herzogs gegen den Adel, im Ganzen sehr günstig entschieden. Ob nun gleich daraus sich weiter keine erspriesslichen Folgen ergaben, so brachte Schulzens Reise nach Warschau doch hernach seine Reise eines Liefländers durch Polen hervor. Im Jahre 1793 machte er darauf seiner Gesundheit wegen eine Reise nach Italien, von wo er im folgenden Jahre zurückkehrte und sich dann abwechselnd in Wien, Berlin, Jena und Weimar aufhielt. Im Jahre 1795 wurde er durch politisch wohin er nicht ohne Beforg seine Abwesenheit benutzten und auf seine Cassation zwar ohne weitere Folgen sondern ohne weitere Folgen ändern Feinde zu kämpfen, Ende so zunahm, daß sie auch kurz darauf im Rona sowohl durch sich selbst und den Umgang mit Borneth Mann, und ein seiner, Wiß, einen geistvollen, v leichts Regsamkeit und den Seine Verdienste um die Werke, welche er in dieser leichten fließenden Styl, zu Ton und durch zarte Behar aufgefassen Charakters aus. bung, von der nur Bruch den, ist hernach von einem nicht irren, im Jahre 1798 im Drucke erschienen. Schulz starb im sechs und dreißigsten Jahre seines Lebens.

Schulz (Friedrich August). Dieser unter dem Namen Friedrich Laun bekannte Romanschriftsteller ist im Jahre 1770 zu Dresden geboren. Obschon von Kindheit an für die Wissenschaften erogen, sah er sich doch durch widrige ökonomische Verhältnisse genöthigt, seine akademische Ausbildung, als sie eben erfolgen sollte, auf eine günstigere Zeit zu verschieben und inzwischen zur Annahme einer Stelle bei der Kanzlei des geheimen Finanzcollegiums sich zu entschließen. Unter fortgesetzten Studien gelang es ihm, im Jahre 1797 jene Stelle wieder aufzugeben, und auf der Universität Leipzig seinen eigentlichen Zweck weiter verfolgen zu können. Im Jahre 1800 lehrte er nach Dresden zurück. In demselben Jahre erschien von ihm die Erzählung: der Mann auf Freiers Füßen. Ueber die ganz zufällige Wahl des Namens Laun und daß er damit keinesweges ein arrogantes Hindeuten auf den Jubal beabsichtigte, hat sich derselbe in seinem spätern Romane: das Schloß Riesenstein (erster Theil S. 154) erklärt. Außer vielen, theils in Zeitschriften und Taschenbüchern, theils besonders abgedruckten Erzählungen und Romanen ist er auch mit A. Apel Herausgeber des Gespenster, und Wunderbuchs, und seit 1807 als expedirender Secretär bei der Commerzdeputation in Dresden anstellt.

Schulze (Johann Abraham Peter), einer der scharfsinnigsten musikalischen Theoretiker und ein classischer Componist für den Gesang, wurde zu Länzburg 1740 geboren, bildete sich unter Kirnberger in Berlin, bereiste im Dienste einer polnischen Fürstin Frankreich und Ita-

crufen,
stande
nunci
in nun
einem
ne am
her er
ein,
durch
ildeter
sunden
nd die
Welt.

Die
einen
guten
rein
hreb
wur
mit

Uen, wurde 1730 Capellmeister des Prinzen Heinrich zu Ansbach, ging 1737 nach Copenhagen, wo er gleichfalls als Capellmeister angestellt wurde, privatim seit 1705 in Schwedt, und starb daselbst am 20ten Jan. 1800. Mit dem allgemeinen Verfall wurden seine Gesänge zur Closter. 1779, seine Lieder im Volkston, 5 Theile, 1782 bis 1790, Uebersetzung des Hohenreiter'schen Inhalts 1784, und religiöse Oden und Lieder 1786 aufgenommen. Verschiedlich gehören aber seine Opern, Edder und Selänge aus Racine's Andria 1785, Rimona 1788, die Oper Alina 1789 zu dem Vollendetsten, was die Kunst in dieser Gattung aufzuweisen hat. Er erfand eine Methode, Partituren großer Musikwerke in den kleinsten Octavenformaten auf wenige Bogen abdruckeln. Sein Oratorium: Johannes und Maria ist auf diese Art 1791 in Copenhagen gedruckt. Zu Salzer's Theorie der schönen Künste lieferte er viele musikalische Artikel.

Schuster (Johann), kurfürstlich sächsischer Capellmeister zu Dresden, ein besonders für's schöne Griechische sehr beliebter Componist, wurde zu Dresden 1738 geboren. Schon frühzeitig für Musik bestimmt, trat er in Reichardt's des berühmten, nunmehr verstorbenen Mannes 1763 eine Reise nach Italien an, studierte zu Venedig bei Pera den Contrapunkt, und erwarb sich schon damals, unterstützt durch Roumann's Empfehlung, mit verschiedenen Opern Beifall auf den italienischen Theatern. Nach seiner Zurückkunft machte er sich dem Kurfürsten durch seine Compositionen bemerkbar, und ward (1772) Kirchen- und Kammercomponist. Auf mehreren mit Bewilligung seiner Fürsten wiederholten Reisen nach Italien erzielte er ansehnliche Belohnungen und den größten Beifall ein, und wurde endlich 1787 zum wirklichen Capellmeister ernannt. — Durch seine gefällige, dramatische, ruh und Pause verrothenden Compositionen hat er sich besonders auch in sehr vielen italienischen und deutschen Opern im französischen Gatte, und durch sein Lob der Russi! — allen Kennern und Freunden der Musik gemäß sattsam bekannt — im hohem Grade ausgezeichnet und den Ruf eines der berühmtesten Tonkünstler erlangt.

Schäffer-Quäker oder Scheridder'sche, die mit den Quäken des geistlichen und oberirdischen Eies schwören, der Hülfsleistung, Brauchs der Sacramente, so wie in allen ohne Unterschied keine Offenbarung, sondern auf keine Weise mit ihnen war die Concubine eines englischen Offiziers nach Nordamerika kam, und sich ungewöhnlich Weib, von dem in der Rede ist, Anhänger zu verschaffen u. Gemeinschaft mit Gott und untrüglich und allen himmlischen Engeln nur durch die erste Niederlassung ihrer Gemeinde entstand zu Wisconsin unweit Albion in New-York; zwei andere Colonien haben sich seit dem in derselben Landschaft gebildet und bestehen noch jetzt, obgleich Anna Leitch schon 1784 starb und erst John Whitaker, nach dessen Tode 1787 aber Joseph Wrenham, der 1801 noch lebte, als Proselyten und Oberhäupter der Secte zu Nachfolgern hatte. Ihr Name Schäffer, rühret von den schnellen Schwingungen im Kreise untrüglichen Sprüngen her, welche den Hauptact ihrer Gottesdienste ausmachen und kunstmäßig ausgeführt werden. Ihr Gottesdienst beginnt mit

Stehendem Harren, an das sich abwechselnd kurze Gesänge, lautes Reufen, Stöhnen und Murmeln, in das die ganze Versammlung einstimmt, und jene wunderlichen, oft sehr heftigen und angreifenden, aber jederzeit genau nach Regel und Tact abgemessenen, körperlichen Bewegungen, an denen beide Geschlechter Theil nehmen, bisweilen auch Ermahnungsreden und Gebete des Ältesten anschließen. Jede Gemeinde wird von einem Ältesten regiert, der als Stellvertreter des Oberhauptes in Sachen der Disciplin und Polizei blinden Gehorsam fordern darf. Die Glieder theilen sich nach der Verschiedenheit des Alters und religiösen Vollkommenheit in Classen ab, von denen die höheren Beichtiger und Führer der niedern sind. Jedes Mitglied hat eine beratende Stimme in Sachen des Glaubens. Als Regel desselben achten sie das N. Testament, verwerfen aber, obgleich Christus von ihnen als Versöhner der Menschen mit Gott geehrt wird, die Dreieinigkeitslehre, die Gnadenwahl, die Ewigkeit der Höllestrafen und die Ehe. Darum findet bei ihnen weder ein Familienleben, noch eine Fortpflanzung Statt; die Frauenzimmer wohnen in abgesonderten Häusern beisammen, wie die Mannspersonen; jede Geschlechtsverbindung wird hart bestraft. Die Secte vermehrt sich nur durch Aufnahme neuer Mitglieder aus der profanen Welt, die, wenn sie verheirathet sind, ihrer Ehe gänzlich entsagen müssen. Auf diese Art soll durch Unterdrückung alles Fleischlichen die Sünde Adams abgethan werden. Ihre Zeit bringen sie mit Feld- und Gartenbau und künstlichen Handarbeiten zu, deren Ertrag der Gemeinde gehört, da keiner Privateigenthum haben darf, sondern alle ihre Güter gemeinschaftlich sind, unter Verwaltung des Ältesten stehen und so weit als nöthig zur Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse Aller angewendet werden. Eine einfache durchaus gleiche Tracht und eine gänzliche Abschließung vom Weltverkehr erbhht diesen durch ihre Disciplin beabsichtigten Gemeingeist. Ihre Beobachter rühmen die Reinheit ihrer Sitten, ihre Geschicklichkeit und Arbeitsamkeit. Noch haben sie sich genaueren Nachforschungen zu sehr entzogen, als daß über die religiöse Bedeutung ihres Gottesdienstes, in dem jene Tänze Ausbrüche der Freude über die besiegte Sünde seyn sollen, vollständigere Erklärungen gegeben werden könnten. Ihre Anzahl beläuft sich kaum auf 1000 Seelen und soll jetzt im Abnehmen seyn. K.

Schutzverwandte sind diejenigen Personen, welche, ohne bürgerliche Abgaben und Lasten zu tragen, oder an bürgerlichen Verhältnissen Theil zu nehmen, mit Erlaubniß der Stadtobrigkeit in einer Stadt wohnen; dahin gehören die Ehrenbürger und die Juden.

Schüz (Henriette Händel-). Diese allgemein berühmte Frau, in welcher ihr Vaterland eine seiner ersten tragischen Schauspielerinnen, und ihr Zeitalter die größte mimische Künstlerin verehrt, ist die Tochter des ebenfalls sehr ausgezeichneten Schauspielers Schiler. Der Vater, der sie für das Theater bestimmte, ließ sie von ihrem fünften Jahre an durch geschickte Lehrer in der Declamation und im Tanzen unterrichten. Schon als Kind erwarb sie sich in der Tanzkunst eine solche Fertigkeit, daß sie bei der königlichen Schaubühne zu Berlin, deren Mitglied ihr Vater war, förmlich für das Ballet angestellt wurde. Der berühmte Engel, damaliger Director des berlinischen Theaters, scheint ihre seltenen Anlagen richtig erkannt zu haben, denn er nahm sie zu sich, und ertheilte ihr selbst Unterricht in der Geschichte, Mythologie, Poesie, in Sprachen und Declamation. In ihrem 16ten Jahre verheirathete sie sich mit dem trefflichen Tenoristen Eunike in Berlin, und wurde mit ihrem Gatten bei dem damaligen churfürstlichen

Hoftheater zu Mainz, nachher zu Bonn, angestellt. Sie erwarb sich hier bald ungetheilten Beifall als erste Liebhaberin. Im J. 1792 ward sie nebst ihrem Gatten nach Amsterdam zu dem dort errichteten Deutschen Theater berufen, welches am 21ten Nov. 1793 mit Kosebue's Indianern in England eröffnet wurde. Sie spielte die Rolle der Gurli und riß die zahlreiche Versammlung zu Entzücken und Bewunderung hin. Der französische Revolutionskrieg, der bald nachher auch Holland zu bedrohen anfing, machte dem deutschen Theater schon nach einem Jahre ein Ende. Madam Eunike verließ daher Amsterdam und begab sich im Oct. 1794 nach Frankfurt am Main. Hier wurde ihr Talent für die Pantomime zuerst durch den berühmten Maler Pfort geweckt. Dieser gab ihr unter andern das reibergische Kupferwerk von den Attitüden der Lady Hamilton, so wie einige Zeichnungen von Wilhelm Tischbein in Neapel. Danach studirte sie die Kunst der Pantomime; aber zwölf Jahre wandte sie an zu Versuchen und Uebungen, bevor sie sich öffentlich damit zeigte. Inzwischen folgten beide Gatten im J. 1796 einem vortheilhaften Rufe an das königliche Nationaltheater zu Berlin. Zehn Jahre lang gehörte sie hier unter Zillands Leitung zu den ersten Stücken der deutschen Bühne. Wenn sie als Margarethe in den Hagenrollen durch Innigkeit und Herzlichkeit entzückte, so erschütterte sie tief als Merope, Medea, Lady Macbeth, Gräfin Terky u. s. w., lauter Rollen, in denen sie gewiß allen unvergesslich ist, die sie darin gesehen haben. Inzwischen hatte sie sich von ihrem ersten Gatten getrennt und mit dem Doctor Mayer verheirathet. Sie folgte demselben nach Stettin, trennte sich aber auch wieder von ihm, und verheirathete sich 1806 mit dem dortigen Stadtarzt, Doctor Händel. Dieser Ehe machte schon nach sieben Monaten der Tod ihres Gatten ein Ende, der als Oberarzt der französischen Spitäler ein Opfer des Typhus wurde. Die Umstände bewogen sie zur Schaubühne zurückzukehren. Im Oct. 1807 unternahm sie eine Kunstreise von Stettin über Berlin nach Halle. Hier lernte sie ihren jetzigen Gatten, den Sohn des berühmten Philologen Schüz, kennen, der damals als Professor der schönen Künste auf der Universität Halle angestellt war. Kaum waren beide mit einander verheirathet, als die Universität von Napoleon, wenigstens einstweilig, aufgehoben wurde. In dieser Lage vertauschte Herr Schüz an der Seite seiner Gattin die akademische Laufbahn mit der theatralischen, und erwarb sich bald im Tragischen wie im Komischen einen ehrenvollen Platz unter den Deutschen Schauspielkünstlern. Beide haben seitdem nicht nur die vornehmsten Städte Deutschlands, sondern auch Rußland, Schweden und Dänemark besucht und sich allenthalben den verdientesten Ruhm erworben. Die gründlichsten Kunstkenner sind darin einverstanden, daß in der Pantomime Madame Händel-Schüz bei weitem den ersten Platz unter allen ihren Nebenbuhlern einnimmt. 1816 befand sich dies Künstlerpaar in Holland. Auch hier erregte die Künstlerin großes Interesse, und M. S. Engelmann gab eine eigene Schrift über ihr Leben und ihren Kunstcharakter in holländischer Sprache heraus.

Schützengesellschaft, s. Scheibenschießen.

Schwabacher Artikel heißt ein von Luther für den Convent, den Deutsche protestantische Fürsten und Städte im October 1529 zu Schwabach hielten, abgefaßtes Glaubensbekenntniß seiner Partei, welches die der schweizerischen Lehre ergebenen süddeutschen Städte wegen der darin allzustreng behaupteten Ansicht Luthers von der leiblichen Gegenwart Christi im heil. Abendmahl nicht unterschreiben wollten. Daher wurden diese von schmalkaldischen Bundesgenossen angenommen.

ien Artikel ein Haupthinderniß der Vereinigung der lutherischen mit der zwinglischen Partei.

Schwabacher Schrift ist die deutsche Cursivschrift. Woher sie den Namen hat, ist unbekannt; vielleicht wurde sie in der Stadt Schwabach erfunden. Bald nach dem J. 1480 wurde zu Mann; damit gedruckt.

Schwaben, eine große Landesstrecke des südlichen Deutschlands, welche einen Flächenraum von 800 Quadratmeilen umfaßt, auf dem ritthalb Millionen Menschen wohnen. Sie gränzt westlich an den Rhein, südlich an die Schweiz und das Tirol, östlich an Bayern und abrdlich an Franken und die Rheinpfalz. In den ältesten Zeiten waren hier die Wohnsitz der Sueben, der Wandalier, der Chatten, der Markmannen; später bildete sich der Verein der Alemannen, die von den Franken unterworfen wurden. Es entstand das Herzogthum Schwaben, das nach mancherlei Wechsel des Schicksals mit dem Untergange der Hohenstaufen sich gänzlich auflöste, da denn das Land in eine Menge unmittelbarer größerer und kleinerer Gebiete und Herrschaften zerfiel. Die Kreisverfassung schlang um das Getrennte ein vereinendes Band. Aber nicht alle zu Schwaben gehörigen Länder waren auch Bestandtheile des schwäbischen Kreises, wie sich denn das Breisgau, Vorarlberg und überhaupt ganz Vorderösterreich zum österrichischen, die Grafschaft Limburg zum fränkischen, ein Theil von Pfalz-Neuburg zum bayernischen, das Fürstenthum Seltersheim zum oberrheinischen, die ansehnlichen Besitzungen der Reichsritterschaft und einige andere Parzellen aber zu gar keinem Kreise hielten. Dessen ungeachtet hatte der schwäbische Kreis 99 Stände, nämlich 4 geistlich - fürstliche, 24 weltlich - fürstliche, 23 prälatische, 27 gräfliche und 31 reichsstädtische. Der Reichsdeputationshauptschluß von 1803 brachte diese Zahl über die Hälfte herunter, indem sämtliche geistliche Stände und auch die Reichsstädte, mit Ausnahme von Augsburg, eine Beute der Erbfürsten wurden, wodurch Württemberg, Baden und Bayern ihren Besitz sehr ansehnlich erweiterten. Noch zerstörender griff die rheinische Bundesacte 1806 ein. Sie machte mit dem Reiche auch der Kreisverfassung ein Ende, entzog den meisten Ständen die bisherige Unmittelbarkeit, und unterwarf sie denen, denen sie die Souverainetät ertheilte, nämlich Württemberg, Baden, Bayern, Hohenzollern, Lichtenstein und Leven. Nach dem Umschwunge der Dinge im J. 1813 blieben die Mediatisirten ihren bisherigen Oberherren unterworfen; diese dagegen behaupteten die glücklich erlangte Selbstständigkeit auch in der neuen Ordnung der Dinge, jedoch mit Ausnahme des Hauses Leven; und so gibt es nun in diesem Lande keine unabhängige Regierungen weiter als Württemberg, Baden, Oesterreich (wegen Vorarlberg), Bayern, Hohenzollern und Lichtenstein. — Schwaben ist eines der fruchtbarsten, schönsten und interessantesten Länder Deutschlands. Zwar erheben sich in ihm hohe Gebirge, im Süden die Allgauer Alpen, im Westen der Schwarzwald und, durch seine Mitte hinreichend, die Alp, und es sind die Rücken derselben der Cultur nährenden Producte nicht günstig. Dagegen tragen sie weit verbreitete Waldungen, gewähren dem Vieh treffliche Weiden, enthalten in ihrem Innern einen großen Vorrath nützlicher Erze und Gesteine, ergießen an ihrem Fuße viele wohlthätige mineralische Brunnen, und bieten die mannigfaltigsten und herrlichsten Naturansichten dar. Wer Sinn für die letztern hat, wird sich beinahe nirgends in solchem Maße ergötzen finden, als an den Ufern des Bodensees; aber auch die Gesele des Neckars, der Donau, des

Reichthum, des Reichthums und anderer kleinerer Flüsse geben die Wohlthaten Landwirthschaftswende. Im niedrigeren Gegenden des Landes sind reichlich präparirt an Producenten aller Art, besonders an Wein, Obst, Getreide, Flach, Hanf und Karotten; die Industrie ist ein Hauptverdienst zweig der Einwohner Handel und Kunstfleiß werden nicht so lebhaft betrieben, als im nördlichen Deutschland; doch sind die Feinweb- und Wollwebereien sehr ausgedehnt, was auch von dem Handel von Wollberg, Altm., Heilbrunn, Weinsingen, Pforzheim und zuletzt andere Städte gilt. — Durch ihre prosperirende Herrschaft und ihre reiche Sprache hat die Schwaben in das Reich der Verfassungsverfassung gekommen; aber nicht ist ungetroffen, als auch die Sprache. Manches kann Mangel an Geist bei einem Volke charakteristisch sein, das die Fülle eines Reichthums, Lebens Quers, Erbschaft und Erbschaft geworden. — Das Reich hat deutsche Redlichkeit, Pöflichkeit, Kriegswunde, die Möglichkeit an die Ordnung, Arbeitssamkeit, Aushaltbarkeit, Verschwendung und Erbschaft fremden Verdienstes schwebliche Mannesgruppen, deren jedoch Liebe zum Wein, Mangel an Selbstachtung, Unvorsichtigkeit der Tugend des gemeinen Lebens und eine oft zu das Heide gränzende Dürftigkeit vorgezeichnet. — Ein besonderes Interesse gewährt Schwaben noch durch die vielen Ueberbleibsel aus dem Mittelalter, die sich in demselben finden. Das Große Denkmal aus der Abenryen, Burg und Tempel aus dem Mittelalter, antedatirte Denkmäler von lateinischen und griechischen Antiquitäten, und mehrere berühmte Schwäbische Werke waren das Land im eigentlichen Sinne zu einem classischen Lande. — Die bayerische Provinz Schwaben bildete sich seit dem Jahr 1806 aus den 6. dem bayerischen Besitzthum in Schwaben und aus dem durch den Reichsdeputationshauptschluss gemachten Erweiterungen, deren Auf noch das bezeugt wurde, was bei Abrenndungsorte geschähe. Die Hauptstadt war Ulm, wo die administrativen Behörden ihren Sitz hatten. Als aber später das Königreich in Kräfte eingetheilt wurde, überließ sich die Provinz an

Schwabenpiegel war, so wie der Schwäbische Spiegel (S. 2. 2. 2.) eine Sammlung von rechtlichen Vorschriften und Schwäbische, welche in Oberdeutschland, oder den Ländern des schweizerischen und schweizerischen Reichs geübt waren. Diese Sammlung, welche wahrscheinlich im Jahr 1275 und 1280 veranstaltet wurde, enthält demnach ein eben so großes Buchchen, mit der Schwäbischen; sie ist und aber ihrer ursprünglichen Form auch nicht mehr bekannt, da das Werk an vielen Orten sehr abgeändert wurde. Der ursprüngliche Gebrauch des Schwabenpiegels erfolgte zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts und im sechzehnten fast gänzlich.

Schwaben nennen die Vergleiche gewisse Lust- oder Modestum, welche sie in den Erbschaften hervorbringen, sind am leichtesten entstanden und dadurch für die Welt sehr edellich werden.

Schwägerschaft heißt die Verbindung zweier Personen, in der jedem derselben ein gemeinsames Leben die Verbindlichkeit beider Tugendenden Schwägerschaft heißt die Verbindung, welche durch die Ehe entsteht. Eigentlich dem Heiligkeit; unheimlich blauen Verbindungen, oder ist

ander	durch die Verlo-
ist in	Grade mit dem
in der	als dieser An-
Also	Grad der Ver-
Concubi	fter Grad der
in Concubentia u. s. f.	

nterschiede von andern Orten in dem
Schwalbach heißen, Langenschwalbach

namit) ein Flecken in der hessischen Niedergrafschaft Ragnellenba-
en, ist aber 1/4 Meile lang und wegen seiner Heilquellen sehr berühmt.
Der Flecken besteht aus dem untern und obern Schwalbach; der
hiere Theil wurde erst nach Bekanntwerdung des daran liegenden
Brunnens erbauet. Es sind hier eigentlich 20 Brunnen, von denen der
genannte Wetbrunnen der vorzüglichste ist, jetzt aber durch den
eu angelegten Stahlbrunnen viel von seinem Ansehen verloren hat.

Man zählt zu
nd in den Si
Bassers nach
werden selbst in
runnen, n
Angange des
von einer P
en hieselbst
inrichten lassen
ine reformirte

Schwam
de im Kancif

nde Eurgasse,
Frage dieses
Verwendungen
Der Wetbrun-
genannt, am
in Einkünften
stahlbrun-
66 für Säfte
utherische und
elische Kirche.
n Gewächsen,
ig der 25ten
Klasse (Cryptogamia Fungi) ausmachen. Lange Zeit waren die Mei-
nungen der Naturforscher über die Entstehungsart der mannichfach ge-
alteten Gattungen von Schwämmen getheilt; einige Gelehrte wollten
le gar für unorganisirte Massen, oder doch für ein Zwischenreich auf
er Gränze der Pflanzen und Mineralien gehalten wissen; wogegen wie-
erum andere sie zum Thierreiche rechnen wollten. Nach vielem Hin-
nd Herclassificiren der Schwämme hat man ihnen den von Linné
ngewiesenen Platz gelassen, und man fand auch endlich, daß die
Schwämme sich auf gleiche Weise, wie die übrigen Pflanzen, durch
Saamen erzeugten. Sie sind also wahre Pflanzen, aber mit den ein-
ichsten, und in Vergleich mit den übrigen Gewächsen unvollkommen-
en Befruchtungswerkzeugen versehen. Hedwig, Willard u. a.
Naturforscher entdeckten bei genauer Untersuchung die Saamenkörner
er Schwämme selbst, welche gemeinlich sehr klein, und dem Saam-
enstaube der vollkommenen Gewächse sehr ähnlich sind. Indessen
nd die Saamenkörner der Schwämme, wenn man sie trocknet, oder
nfeuchtet, nicht den Veränderungen unterworfen, wie der Saamen
nderer Gewächse; sie verspringen nämlich bei keinem Wärmegrade,
lähen sich nur, wenn sie lange im heißen Wasser liegen, auf, und
ersten, ohne jedoch so wie andere Pflanzensaamen eine Flüssigkeit von
ch zu geben, wobei sie jedoch ihre Undurchsichtigkeit behalten. Die
Saamen liegen in der Oberfläche, oder in einer besonders, für jeden
Schwamm einzigen, oder aus mehreren kleinern zusammengesetzten Höhle.
Die ganze Substanz des Schwammkörpers ist fleischig; sie haben keine
weige, keine Blätter und andere Theile, wie die übrigen Pflanzen,
ber in ihrer Bildung und Farbe herrscht eine unendliche Mannichfal-
gkeit. Bei solchen Schwämmen, die ihre Saamen äußerlich in

der Oberfläche tragen, liegen sie ohne alle weitere Bedeckung auf der Haut, welche die Substanz des Schwammes umgibt, und fallen von selbst, wenn sie reif sind, ab. Stengel des Stammes nebst der Wurzel nennt man den Strunk; er findet sich bei gewissen Schwämmen nicht, welche daher strunklos heißen. Auf dem Strunke steht horizontal der Hut, welcher auf der untern Fläche, mit welcher er auf dem Strunke festsetzt, entweder blätterige Strahlen (Blättchen; Lamellen) oder Löcher hat, oder auch glatt oder flachlicht ist. Bei vielen Schwämmen fehlt der Hut, diese sind alsdann gitterförmig, krauselförmig, becherförmig, kugelförmig, länglich u. s. w. Am den Strunk vieler Schwämme befindet sich noch der Krage, oder Ring und die Wulst. Durch chemische Versuche hat sich ergeben, daß die Schwämme fast ganz ohne Kohlenstoff sind. Da nun der letztere dem Wachstume der Vegetabilien hinderlich ist, so läßt sich dadurch das überaus schnelle Wachsthum der Schwämme begreifen. Nicht bloß unter sich sind die Schwämme durch Gestalt und Farbe von einander sehr verschieden; auch während ihres kurzen Lebens verändern sie sich mit wunderbarer Schnelle. Besonders bemerkt man dies bei denen, die einen Hut tragen. Der letztere ist Anfangs kugelförmig, dann breitet er sich immer mehr aus, und bildet endlich eine Art Teller, der oben merklich convex, unten aber concav zu seyn pflegt. Jetzt scheint der Schwamm seine Vollkommenheit erreicht zu haben; aber schon nach wenigen Stunden verliert sich die Convexität der obern Fläche, der Hut wird oben ganz flach, endlich concav, und hat also gerade die entgegengesetzte Gestalt wie vorher. Je mehr seine Masse in Gährung geräth, desto stärker verändert sich die Farbe, bis sie sich endlich ganz verliert, und alle Theile ein schmutzig graues, faulichtes Ansehen erhalten, in eine weiche wässerichte Gallerte aufgelöst werden, und nun gleichsam zerfließen. Einige werden ganz schwarz, und schrumpfen zu einer harten Masse ein, die aber bei feuchter Witterung schnell verfault. Man findet sowohl auf dem dürresten Sande, wie auf den fruchtbarsten Wiesen, Feldern u. s. w. Schwämme, nicht bloß auf der Erde, sondern auch auf Baumstämmen, an Wänden und auf thierischen Körpern. Ihre wahre Bestimmung ist noch unbekannt, aber sie dienen unzähligen Thieren zur Nahrung und Wohnung; mehrere, z. B. Trüffel, Morcheln, Champignons, gebraucht der Mensch zur Speise, und aus andern wird Feuerschwamm bereitet. Obgleich es viele giftige Schwämme gibt, so lehrt doch ein natürlicher Instinct die Thiere jene vermeiden, und der Mensch hat hiezu gleichfalls Mittel genug. W. s. darüber Batsch *Elenchus Fungorum*, oder *Gattungen und Arten der Schwämme* mit illum. Kupf., nebst 2 Fortsetzungen; Halle 1783 — 1788, gr. 4. 12 Rthlr. — Die giftigen und eßbaren Schwämme Deutschlands, gemeinnützig beschrieben von M. E. E. Ellrodt; Bayreuth 1797. — J. G. Kerners giftige und eßbare Schwämme, welche im Herzogthume Württemberg und dem übrigen Deutschland wild wachsen; Stuttgart 1786.

Schwan, ein in das Geschlecht der Enten und Gänse gehöriger Vogel, von dem man vier Gattungen kennt. Diese sind: 1. der stumme Schwan, welcher fast in allen Theilen von Europa wild lebt, gegen den Winter aber südwärts zieht. Er dient bei uns zur Zierde der Gewässer, auf dem Lande ist er höchst unbehüllich; 2. der Ringschwan, welcher kleiner als der vorige ist, selbst auf Island, Kamtschatka und der Hudsonsbay gefunden wird, und ebenfalls gegen den Winter nach

spooa gereinigt.

Schwärmer. Hiermit benennt man in der Fortschritte (Feuerwerk-Kunst) gewisse auf Art der Raketen zubereitete Patronen, die bei Kunstfeuerwerken mancher Art gebraucht werden. Die Hülse aus Papier oder Kartondraht ist 3 Zoll 6 Linien lang und hat zum innern Durchmesser etwa 4 Linien. Die Füllung der gewöhnlichen Schwärmer besteht aus 1 Theil Weispulver, $\frac{1}{4}$ Theil Kohle und $\frac{1}{8}$ Theil Salpeter. Sie werden übrigens über einen kleinen eisernen Dorn auf einem Klöbchen von hartem Holze oder auch auf einem Tische geschlagen. Man hat ganz kleine Schwärmer bis zur Länge von 3 Zoll und darüber.

P. S.

Schwärmerei ist ein krankhafter Zustand des Gemüths, in dem man sich Verhältnisse, Erfahrungen und Erfolge als wirklich oder erreichbar vorstelle, die nur in das Gebiet solcher Eindrücke können. Die Schwärmerei träumt sich eine Welt, die sie geliebten Personen, wie sie ist aber unter den aus Geist und Verstandlichen Bedürfnissen abhän werden kann. Die moralischen eine höhere sittliche Vollkommenheit zu, als man nach den von der Seelenstärke, Konsequenz und Reinheit der tugendhaftesten Menschen gemachten Erfahrungen bei sterblichen Wesen erwarten darf. Die politische und philanthropische Schwärmerei trägt sich mit Phantasiebildern eines Zustandes der bürgerlichen und allgemeinen menschlichen Gesellschaft, wie ihn weder die Culturstufe der Völkern, noch die Gewalt der Leidenschaften unter dem Regenten und Regierten, noch die politische Stellung der Völker gegen einander zur Wirklichkeit kommen lassen wird. Schwärmer dieser Art pflegt man mit Recht die guthätigen zu nennen; sie können zwar, wo sie ihren Eindrücken gemäß handeln, manchem Mißgriff und manche Uebertreibung begehen, auch gegen Andersdenkende heftig und unduldsam werden; doch wenn nur ein heimlicher Ehrgeiz oder Eizung in ihr Hoffen und Streben sich mischt, wird ihre Schwärmerei eher ihnen selbst, als andern Nachtheil bringen. Gewöhnlich übernimmt das gemeine Leben mit seinen Leidungen die Eur dieser oft sehr lebenswürdigen und interessantesten Kranken. Vielfältig geküßelt, durch niederschlagende Erfahrungen überführt, daß der Zustand der Dinge, der ihnen Joren entspräche, doch nicht da oder überhaupt nicht zu verwirklichen ist, geraten sie in eine Verflümmung, aus der es nach Beschaffenheit ihres geistigen Verstandes zweierlei Auswege gibt. Schwächere Gemüther werden sich in diesem Mißwuch aufreiben, und, da Zurücken können Schwärmer mit

thüringischen Reichs Erbstatthalter, nannten sich die vier Grafen des Reichs und hatten die große Comitia. Am 18ten April 1807 traten sie zum Rheinbunde, und im October 1813 schlossen sie sich den Verbündeten an. In der Deutschen Bundesversammlung hat das Haus Schwarzburg mit Oldenburg und Anhalt die 15te Stelle, jede der beiden Fürsten führt aber im Plenum ihre eigne Stimme. — Der regierende Fürst von Schwarzburg-Sondershausen ist Günther Friedrich Carl, geboren 1760, vermählt mit Wilhelmine Friederike Caroline, Prinzessin von Schwarzburg-Rudolstadt. Er regiert seit 1794 und hat einen Sohn, Günther Friedrich Carl. Der regierende Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt ist seit 1814 Friedrich Günther, geboren 1793, vermählt mit Amalie Auguste, Prinzessin von Anhalt-Deßau. Nach seines Vaters, Ludwig Friedrichs Tode 1807 war seine Mutter Caroline Louise, Prinzessin von Hessen-Homburg, bis zu seiner Volljährigkeit Oberhofmädlerinn. Die Lande der Fürsten von Schwarzburg sind in zwei Theile abgesondert, von denen die obere Grafschaft, gegen Süden, zwischen dem Weimarschen und Coburgschen und die untere Grafschaft, gegen Norden, zwischen den Grafschaften Stollberg und Hohenstein liegt. Der Fürst von Schwarzburg-Sondershausen besitzt von der untern Grafschaft zwei, und von der obern ein Drittheil, und der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt hat von der obern Grafschaft zwei und von der untern ein Drittheil. Das ganze Land, in welches der thüringer Wald sich hereinstreckt, ist sehr gebirgig und waldig; doch gibt es auch zwischen den Gebirgen sehr fruchtbare Thäler, wie z. B. in der untern Grafschaft die goldene Aue und die schöne Aue. Die obere Grafschaft wird von der Saale, der Gera, der Ilm und der Schwarzja, welche sehr fischreich sind, durchströmt. In der Schwarzja war sogar ehemals eine sehr eingegangene Goldwäscherei. In der untern Grafschaft fließen die Helbe, die Helme und die Wipper. Das Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen enthält ein Areal von 23 □ Meilen mit 56,000 Einwohnern, und hat in der obern Grafschaft die Aemter Arnstadt, Käfernburg mit Untergleichen und Gehren, in der obern Grafschaft aber die Aemter Sondershausen, Ehrich, Keula, Scherrenberg, Bodungen, Grenzen, Klingen, Ebeleben und die Vogtei Hagleben. Es sind ferner 4 Städte, 9 Flecken und 92 Dörfer in diesem Fürstenthume. Von den Städten ist Arnstadt mit 4600 Seelen die volkreichste, denn die Residenz Sondershausen hat nur 1900 Einwohner. Der Fürst und seine Unterthanen, mit Ausschluß einiger Catholiken zu Sondershausen, sind lutherisch. Es wird übrigens sehr viel Flachs, hinlängliches Getraide, Obst und Gemüse aller Art gebauet. Die Viehzucht, besonders das Hornvieh ist vortrefflich, die Waldungen liefern Wildpret, und die Ströme Fische in Ueberfluß. Außerdem gibt das Mineralreich Eisen, Alaune, Schwefel und mehrere Erd- und Steinarten. In Arnstadt sind gute Tuch- und Zeugmanufacturen, in der Nähe Pulver- und Papiermühlen, eine Porzellanfabrik etc. Der Handel mit Getraide, Vieh, Bier und andern Natur- und Kunstproducten ist beträchtlich. Die Schulanstalten sind gut, und für die gelehrte Bildung ist zu Arnstadt ein Lyceum und zu Sondershausen ein Gymnasium. Das geheime Cabinet zu Sondershausen leitet die sämtlichen Landesangelegenheiten, und die obersten Justizbehörden sind die Regierungen zu Sondershausen und Arnstadt. Von der erstern kann in einigen Sachen an die Landesregierung zu Dresden, von der andern an die Landesregierung zu Weimar appellirt werden. Außerdem ist zu Sondershausen ein Kammer- und Forstcollegium, und

ben daselbst und zu Arnstadt sind Consistorien. Die Einkünfte des Fürsten sollen 250,000 Gulden betragen. Das Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt, welches jetzt in der obern Grafschaft aus den Ämtern Rudolstadt, Schwarzburg, Blankenburg, Leutenberg, Ehrenstein, Adnig, Ilm, Paulinzelle und der Vogtei Seeberg, in der untern Grafschaft aus den Ämtern Frankenhäusen, Arnburg, Schlottberg und Straußberg besteht, wozu noch unter königlich sächsischer Hoheit die mit Stollberg Rosla gemeinschaftlichen Ämter Heeringen und Kelbra kommen, enthält 22 Quadratmeilen, 55,000 Einwohner, 9 Städte und 144 Dörfer. Es hat Getraide, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Obst, Holz im Ueberfluß und dazu vortrefliche Rindvieh- und Schafzucht. Die Silber- und Kupferbergwerke sind eingegangen, doch wird im Amte Schwarzburg noch Eisen, und im Amte Blankenburg noch Kobalt gegraben. Zu Frankenhäusen ist eine der ältesten und ergiebigsten Salinen in Deutschland; außerdem sind Marmor-, Schiefer-, Alabaster- und Sandsteinbrüche vorhanden. Wollenmanufacturen sind zu Ilm und Rudolstadt, wo auch eine Barchentfabrik und eine bekannte Porzellanfabrik ist. In Schaale ist eine Steingut-, und in Sizendorf eine sehr vorzügliche Schmalzefabrik. Im Schwarzthal befinden sich gleichfalls Eisensfabriken, Eisen- und Blechhämmer etc. Mit allen diesen Kunst- und Naturproducten, besonders mit Holz und Salz, treiben die Einwohner einen beträchtlichen Handel nach auswärt. Rudolstadt, die Residenzstadt des Fürsten, hat 4500 Einwohner, ist der Sitz des Geheimenrathscollegiums, einer Regierung, einer Kammer, eines Consistoriums, eines Steuercollegiums, eines Gymnasiums und eines theologischen Seminariums. Die Naturaliensammlung daselbst ist merkwürdig. Zu Frankenhäusen ist gleichfalls eine Regierung, die auch Lehnhof ist, und von der die Appellationen in einigen Fällen an die Landesregierung in Dresden gehen, ferner ein Consistorium, eine Landeshauptmannschaft, und ein Rent- und Forstdepartement. Der Fürst welcher nebst seinen Unterthanen lutherisch ist, soll 200,000 Gulden Einkünfte haben. In diesen schwarzburgischen Landesanteilen sind keine Landstände, und die Fürsten sind souverain (s. Reich, deutsches, und deutscher Bund, und Rheinbund).

N. P.

Schwarze Kunst und Schwarzkünstler, s. Magie (natürliche) und Zauberei.

Schwarze Kunst. Eine der wichtigsten Erfindungen des siebenten Jahrhunderts in der Kupferstecherei ist die sogenannte schwarze Kunst. Man nannte sie in Italien und England Mezzo tinto (Hell Dunkel oder halbe Färbung damit bezeichnend), in Frankreich Taille d'épargne und Gravure en manière noire, und in Süd-Deutschland den Sammetstich oder geschabte Manier. Sie unterscheidet sich vom Kupferstechen und Kupferätzen dadurch, daß man bei diesen beiden Arten den Schatten, bei der schwarzen Kunst über das Licht in das Kupfer arbeitet. Es kommt dabei hauptsächlich auf den Grund an. Ein sanftes Verschmelzen verbunden mit großem Schatteneffect zeichnet diese Art von Kupferstichen ganz besonders aus; sie ist von auffallend schöner Wirkung zu Bildnissen und zu historischen Darstellungen, die nicht viele und nicht zu kleine Figuren haben. Die Kupferplatte, auf welche in schwarzer Kunst gearbeitet werden soll, wird erst ganz rauh durchkrast, so daß, wenn man in diesem Zustande Abdrücke von ihr nehmen wollte, sie völlig schwarz seyn würden; diese Befindung ist sehr mühsam und wichtig, denn von dem dadurch bewirkten gleichen Korn der Platte hängt die sammetartige Weichheit ab;

noch kann jeder sorgfältige Arbeiter sie vollenden, vermittelt eines guten Gründungsseisens. Auf die Feinheit dieses stählernen Schwarzkupferstammes kommt alles an. In Augsburg hat man Maschinen dazu erfunden. Auf diesen Grund wird nun die Zeichnung übergetragen, indem man das Papier, worauf sie gefertigt ist, auf der Rückseite mit Kreide überreibe, und solches dann auf der Platte abdruckt, diesen Contour aber nachher mit Tusche übergeht. Nun verfährt man eben so damit, als ob man mit weißer Kreide auf dunkles Papier zeichnere. Man schabt den Grund mehr und minder ab, nachdem man hellere Lichter haben will. Auf den lichtesten Stellen wird das Korn der Bründung ganz weggeschabt, doch muß man sich sorgfältig hüten, nicht in der Hoffnung, schneller fertig zu werden, die Bründung auf einmal wegzuschaben, weil es sehr schwer ist, sie wieder herzustellen, und weil die zarte Abstufung der Schatten die höchste Schönheit dieser Manier ausmacht. Mit den lichten Theilen fängt man zuerst an, doch läßt man immer einen Hauch vom Korn stehen, dann überarbeitet man die Reflexe, alles in großen Partien. Man schwärzt alsdann die ganze Platte mit einem Ballen von Filz, um die Wirkung davon zu sehen, und fängt nachher immer an den stärksten Lichtstellen wieder an. Zuletzt müssen die höchsten Lichter oder Glanzblicke wieder das blanke Kupfer ausmachen, und mit dem Polirstahl wieder geglättet werden. Die schwärzesten Schatten hingegen bleiben rau und ganz unberührt; alle Stufen der Schatten und Lichter aber trägt der Gerbstahl oder das Schabeisen auf das Kupfer. Die stärksten Drucke an den Umrissen übergeht man jetzt mit dem Grabstichel. Da es ungleich leichter ist, Theile des dunkeln Grundes wegzuschaben, als die Schatten durch die unendliche Anzahl von Sägen und Strichen in den Schraffirungen zu bilden, so ist der Stich in Mezzotinto weit schneller und leichter auszuführen, als jede andre Art der Kupferstecherkunst; schwarze Kunst ist daher für Maler, Zeichner und Dilettanten viel anwendbarer als das Radiren und Stechen. Der erste Erfinder der schwarzen Kunst ist der hessencasselsche Obristlieutenant L. von Siegen (van Sichen) gewesen, der 1643 den ersten Versuch in derselben mit dem Bildniß der Landgräfin von Hessen, Amalia Elisabeth, gemacht hat. Von diesem lernte sie der churpfälzische Prinz Robert, oder Rupert von der Pfalz, welcher sie zu der Zeit König Karls II. nach England brachte. Dort wurde sie ungemein beliebt, und man suchte den Prinzen für den Erfinder derselben auszugeben, indem man erzählte, Prinz Robert sey eines Morgens ganz früh ausgegangen, und habe eine Schildwache etwas entfernt von ihrem Posten sehr mit ihrer Flinte beschäftigt gefunden. Er habe den Soldaten gefragt, was er vorhabe? worauf dieser erwiederte, der Nachthau habe seine Flinte rostig gemacht, und er puze sie wieder. Als der Prinz das Gewehr betrachtet habe, sey es ihm aufgefallen, daß durch das Poliren mancher Stellen sich eine Zeichnung zufällig darauf bildete, gleichsam von erhobnen silbernen Pauken umkränzt, dieser Anblick habe die Idee des Mezzotinto in ihm erweckt. Ein Kopf Johannis des Täufers nach Spagnoletto ist das erste bekannte Blatt des Prinzen. Doch waren diese frühesten Blätter rau und unangenehm, statt daß später gerade die Engländer es am weitesten in der schwarzen Kunst brachten. Von John Smith, der zu Ende des 17ten Jahrhunderts lebte, hat man mehr als fünfhundert Blätter; er und George White bildeten eine neue Epoche für die schwarze Kunst, welche der letztere besonders dadurch vervollkommnete, daß er die Platte erst radirte, wodurch sie mehr Geist und Leben erhielt. In der

Neuern Zeit
schwarzen Kun-
stler, Hans
Hudson, J. v.
Bernhard B
augsbürger A
berg. Von
Bruggen, von
rabat und E
leiseten. Au
Fleisch, das
den Waffen

riffe lassen sich nicht so bestimmt und geistreich darin zeichnen, wie mit dem Grabstichel, daher können sich die besondern Theile bei zu gedruckten und kleinen Figuren nicht genug herausheben. Zu große Lichtmassen gelingen nicht, dagegen thun Nachscenen große Wirkung, so wie Portraits. Nach Rembrandt, Benedetto, Rutillos, Van Dyl, Reynoso und West hat man die ausgezeichnetsten Blätter. Man kann nicht leicht auf mehr als 200 gute Abdrücke von 4 die zweiten funfzig die schönsten sind. Doch wieder nachhelfen, und dann bis 500 Abd
schwarze Kunst hat Gelegenheit zur Erfindung
siche gegeben, welche der Malerei nachzuab
bendruck geschieht vermittelst mehrerer Platten
berg mit ihrer eignen Farbe auf das nämlich
werden; diese Platten müssen nämlich zu
und auf jeder werden nur die Partien, die v
geführt. Alle Farben, die zu dieser Art abzu
müssen durchsichtig seyn, so daß im Abdruck
sollen, eine durch die andere durchschimmere.
tektonische Stücke und anatomische Sachen
Le Blou, ein gebornet Frankfurter, der 174
dieser Art von Farbdruck. Gautier Dago
führten diese Kunst in Frankreich ein, sie gab
Ranter. L'Admiral in Leyden und der n
Severo brachten es weit darin; Obz aus V
vervollkommneten diese Art von Kupferstichen
lernte der bekannte Venezianer Franz Barti
großes Aufsehen machte.

Schwarzenberg. Diese fürstliche Familie hat gleiche Stamm-
Ältern mit den Grafen von Seinsheim. 1490 kaufte Erdinger, Freiherr
von Seinsheim, die damalige Herrschaft Schwarzenberg in Franken
und nahm den Namen und Titel davon an. Von dem Kaiser Sigo-
mund, dessen Gemahlin eine Schwester der seinigen war, erhielt er wahr-
scheinlich in Rücksicht seiner Herrschaft die Reichsunmittelbarkeit. Nach
Erdingers Tode theilte sich die Familie in zwei Linien, nämlich Schwarz-
zenberg und Seinsheim. Adolph von Schwarzenberg, ein Nachkomme
Erdingers, wurde wegen seiner im Türkenkriege bewiesenen Tapferkeit
1599 vom Kaiser Rudolph II. in den Reichsgrafenstand erhoben, und
sein Enkel Johann Adolph erhielt 1670 vom Kaiser Leopold I. die
reichsfürstliche Würde, so wie auch die Grafschaft Schwarzenberg zu
einem Reichsfürstenthum erhoben wurde. 1674 erhielt der neue Fürst
Sich und Stimme im Reichsfürstencollegium. Durch Erbschaft kam
1693 noch die gefürstete Landgrafschaft Klettgau in Schwaben, und

II. (1. Reichthum) an dies Haus; und zum Schwarzenberg, auch zum Herzog von Oben, welches Herzogthum die Fürsten im J. 1776 wurde die fürstliche Würde des Diplom auf die ganze männliche erben. Jetzt sind in dieser Familie hrt. Carl (der Feldmarschall und Bruch geringere seit 1807 besigt. Von den Ältern Hauses sind durch die Mediarsten und Rheinbund) das Fürstenthum he, jetzt bayerische, und die schwäbischen, teils unter bayerische Hoheit gekommen. | selbst liegt zwischen Würzburg, Bamberg, | von 5 Quadratmeilen, und ungefähr über an Getraide und Wein, hat sehr

ne Waldungen und Viehzucht. Es wird in sechs Ämter, Rheinfeld und Unterbetzbach, Sachau, Wasserndorf, Seiffelwind und Michelbach getheilt. Jetzt gehet es zum bayerischen Regiertheil. Die Einwohner sind theils catholisch, theils lutherisch. Auf dem Schlosse Schwarzenberg ist der Sitz der fürstlichen Kammer und Regierung. Die gesammten ehemals unmittelbaren Lande der Fürsten von Schwarzenberg, d. h. dieses Fürstenthum, die Landgrafschaft Klettgau, und die Herrschaften Illeretzen und Kellmünz in Schwaben, hatten 30,000 Einwohner, und die mittelbaren Besitzungen 100,000. Die Einkünfte werden auf 600,000 Gulden gerechnet.

, welches zwischen Europa und r- und Bulgarien, gegen Witterhem Staaten, gegen Morgen an | aber an Natolien stößt. Alles, die Morgenländer schwarz; daher weil die Schifffahrt darauf, be- en Seeleute, wirklich viel Gefähr- ithin die Fallwinde wäthend; die te Mündungen der Donau, des werden starke Stürme darin erregt. im Sonnen ruhiger, als andre egen vorzüglich längs der Küsten bis zur Erimn hin selbst für die n. Wegen der vielen großen und s Meer weniger gesalzen, als an- | beständig selbst aus dem feichtem n Südwesten, nach der thrasischen Bei den Alten hieß es Pontus

itge in Schwaben, das sich von m Rheinfelden und Seckingen an lalige Markgrafschaft Baden und oryheim erstreckt. Diese Landschaft bar; doch hat sie gute Viehzucht. hen Donaukreise, und die großen riken und zu dem wichtigen Höl- chsten Punkte des Schwarzwaldes 4370', und des Kandelberg 3909'

Schweden, in geographischer, statistischer, geschichtlicher und literarischer Hinsicht. — Das schwedische Reich, welches eigentlich das eigentliche Schweden, Götthaland, Nermland und Lappland, und das Königreich Norwegen, ferner außer Europa die Provinzen Insel, Barchelona in sich schließt, umfaßt ein Areal von ungefähr 300,000 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von mehr als 3,000,000 Einwohnern. Diese Länder sind von der Nordsee, dem Sund, dem baltischen Meer und dem bothnischen Meerbusen umgeben, und hängen nur auf dem Ostsee, wo sie an das russische Lappland und Finnland gränzen, mit dem festen Lande von Europa zusammen. Diese abgeschiedne Lage sowohl, als die Beschaffenheit des Landes gewähren Schweden eine Sicherheit, die nicht leicht mit Erfolg beunruhigt werden dürfte. Da wir von Norwegen in einem eignen Artikel gesprochen haben, schließen wir dasselbe von gegenwärtiger geographischer Darstellung Schwedens aus. Das Klima ist in den verschiedenen Gegenden Schwedens verschieden. Im Norden herrscht im Winter eine außerordentliche Kälte, und während des kurzen Sommers eine hingegen ist das Land hat viele Seen und größern den allgem. wodurch die Flüsse man bemerken will Elf und die R. y. Meer und die Land allerlei Art zum Pferde sind klein, große Wolle; das Widder, die man von wilden Thiere, Hasen, W. Birkhühner, wild von Secobgeln find genden, im Ueber Der Getraldebau in den nördlichen von Fichten und haken. Uebrigens und Tabak gebauet Obst und Frucht beiben. Deßs grü Fichten, Tannen diese Waldungen bloß verkauft, son ner bei den Eisen den viele Holzunge ches darzu besteht, den, um auf den aber nur kurz dau unfruchtbaren Bod Kupfer, Schwefel dürftig Gold, Sil Amerboffe, Carnes fer, Nüßsteine, Stockholm (s. I

ppen, Norbys, die in Norden wirtt sig
 umbtrieben. Durch Königsdrang
 in den Norden hinauf; unter letztern er-
 den bald das Übergewicht und waren
 . Es hatten Richter aus dem Stamme
 die im fünften Jahrhund. den Titel Könige
 1068 in Schweden registirt. Eine sehr
 ein, der zum Christenthum überging,
 den getrennt und Jahrhunderte lang war
 . Erst 1250, als das mächtige Böhmen
 , vereinigte sich beide bisher feindlichen
 zugleich wurde die Erdtheile genau be-
 nald nur die Helgoland. Erich XL
 Burgers Vormund Lorkel Koenen 1248
 d. Koenen, wodurch Schweden Al-
 rde Magnus Swel erward 1332 durch
 . Plesingen und Holland, welche Provin-
 verloren waren. Neuer Verdringung

hieselbst wurde, erwarben sich 1363 die Schweden, und gaben die Krone
 seinem Schwager, Adrecht von Mecklenburg. Dieser aber warnt
 1394 an dem Kaiser von Kallring gegen die Dänen, und 1397
 vereinigte die Könige Warsarwa von Danemark und Norwegen mit
 diesen beiden Ländern und das Schwedische durch die calmarische Union
 1397 Jul. 1397, jedoch so, daß jedes Reich seine Verfassung beibe-
 hielt. Unruhen und Parteyungen, und endlich vollkommne Anarchie
 waren die Folge dieser Vereinigung, denn schon 1418 wählten die
 Schweden und Norweger sich ihren eignen König. Carl Gustaf, und
 genanten sich Könige von der Union. Nach Carl's Tode regierten unter
 dem Titel Reichsverweser, aber mit wahrhaft königlicher Gewalt, sechs
 vere Mitglieder aus der Stände Partei noch einander, bis 1599 Christian
 III von Dänemork in einem Frieden als König von Schweden an-
 konnt wurde. Christian ergriff durch seine Gemahlin die Schweden,
 Gustaf Wasa, der aus dänischer Prinzenfamilie entstammte war, stieß
 sich an die Krone 1594, und ward 1598 von ihnen zum Könige ge-
 wählt. Er führte die Reformation ein, schlug die getauften und Al-
 tergenossen zu seinen Feinden, befreite durch Krieg Estland von Eng-
 land und Holland den Handel und die Freiheit der Schweden, und
 führte 1597 seine Reichsverweser an die Spitze der Krone Carl
 Gustaf und Gustaf's Erich XIV. (1594-1634-1650) brach Estland
 ab Schweden, und führte 1601 bei seiner Krönung die die dänische noch
 nicht abliche ständliche und freierliche Verfassung, welche er mehreren Lan-
 desien ertheilt, ein. Ihm folgte von 1634 bis 1650 sein Bruder Joh-
 han II, der 1650 im stürmischen Frieden Schweden, Holland, Plesingen,
 Frieslanden und Nordland an Dänemork überließ. Johann's Sohn,
 Sigismund, der zugleich die polnische Krone annehm, wurde 1634 in
 Schweden von seinem ongetragenen Onkel Carl entront, der sich eben
 ebenfalls als Carl IX. Krönen ließ. Die Schweden Frieden mit Rußland,
 Polen und Danemark, worin er verwickelt wurde, ergriff glücklich nach
 seinem Tode 1611 der große Moskau Adolph II. (f. d. Art), der
 1650 bei Polen für die Freiheit Deutschlands fiel. Unter seiner Tochter
 der Christiane (f. d. Art) ward der deutliche Krieg ehrenvoll fortge-
 setzt und beendet. Am 3. 1654 legte sie ihre Krone nieder, und gab
 sie an Gustaf Adolph's Schwagerin, Carl X. Gustaf von Zwe-
 brücken. Dieser freigelebte Fürst regierte bis 1660. Er hatte die Pro-

len, Rußen und Dänen zu bekämpf-
 nehmungen die Welt in Erstaunen,
 zu erzwingen. Die Vormünder seit
 1660 mit Polen den Frieden von
 Dänna an Schweden kam, mit
 worin sie Drontheim und Bornho-
 den mit Dänemark (1658) nebst
 worden hatte, zurückgaben, und
 auf die Grundlage des Kalbomer
 glücklich in einem neuen Kriege ge-
 remark, verlor aber in dem Friede
 nichts weiter, als was es in Pol
 XI. erwarb 1682 die Souveränität
 des Reichs, zog die verschenkt ge-
 mehrte seine Einkünfte, aber auch seine Feinde unter dem Adel, und
 hinterließ seinem Sohne Carl XII., der von 1697 bis 1718 regierte,
 einen bedeutenden Erbg. Dieser ward aber von Carl XII. eben so
 wie das Blut seiner Unterthanen in langwierigen und unnützen Kriegen
 verschwendet (s. Carl XII.), und 1718 blieb er selbst vor Friedrichs-
 jall, nachdem er den größten Theil seiner deutschen, und in Rußland
 roberken Länder verloren hatte. Mit seinem Tode verschwand die Hoff-
 nung, das Verlorne wieder zu gewinnen. Seine Nachfolgerin war
 Ulrika Eleonore, seine jüngere Schwester. Die Partei, die sich
 der Gewalt bemächtigte, trat im Frieden von Stockholm 1719 Bremen
 und Verden an den Churfürsten von Braunschweig und 1720 Stettin
 und Vorpommern an Preußen, im ostfädter Erb-
 Erbkönigreich, Ingermannland, Wiburgslän und e
 in Rußland ab, und verzichtete im Friedensbu-
 nakt 1720 auf die Befreiung vom Sundzölle.
 en, Ulrikens Gemahl, der mit Einwilligung de
 übernahm, und von 1720
 ter von den Parteien
 machte sich unabhängig.
 nie an Rußland abgetret
 einen neuen Krieg mit di
 ndigte, in welchem ein
 olke dem Herzoge Ado
 lbeck, zugesichert ward.
 haus auf Schwedens
 nahm einen schwachen un
 im Innern zerrütteten no
 as Reich, und die kbnig
 lde herab. Die Fesseln der Aristokratie zerbrach glücklich Gustav III.
 (s. d. Art.). Er gab dem Reiche Stärke und Ansehen wieder, ward
 aber 1792 das Opfer einer Verschwörung. Ihm folgte, unter Vor-
 mundschaft seines Oheims, sein Sohn Gustav IV. Adolph (s. d.
 Art.), der 1809 den Thron verlor. Sein Oheim, der unter dem Na-
 men Carl XIII. den Thron bestieg, gab dem Reiche eine neue Con-
 stitution, wählte den Prinzen Christian August von Schleswig-Holstein-
 Sonderburg-Augustenburg, der den Namen Carl August (s. d. Art.)
 annahm, zu seinem Nachfolger, endigte den unglücklichen Krieg mit
 Rußland in dem Frieden zu Friedrichshamn durch die Abtretung von
 anj Finnland, und stellte 1810 die Verhältnisse mit Frankreich wieder
 er. Inzwischen starb der Kronprinz eines plötzlichen Todes, und der

Reichstag zu Dorebro wählte zum Thronfolger den französischen Marschall Bernadotte, Prinzen von Ponte-Corvo, der unter dem Namen Carl Johann (s. d. Art.) vom Könige adoptirt wurde. Schweden erklärte zwar jetzt gegen Großbritannien den Krieg, aber das Drückende dieses Kriegszustandes und die immer steigenden Anmaßungen Frankreichs bewogen es 1812, sein System zu ändern, und sich bald den gegen Napoleon verbündeten Mächten anzuschließen. Welchen Antheil es an diesem Kriege genommen; ist in den Artikeln Carl Johann und russisch-deutscher Krieg erzählt worden. In dem Frieden mit Dänemark, welcher am 14ten Januar 1814 zu Kiel abgeschlossen wurde, gelangte Schweden zu dem Besitz des Königreichs Norwegen als eines für sich bestehenden, freien, untheilbaren und unveräußerlichen Reichs, und trat dagegen seinen Antheil an Pommern und die Insel Rügen ab. So gewann Schweden Ansehen, Macht und Sicherheit wieder, und darf hoffen, unter einer weisen Regierung von den frühern Wunden bald zu genesen. Indessen sträubt sich der Parteigeist und der Stolz des Adels dem Kronprinzen noch immer entgegen. Die Achtung und das Vertrauen der wahren Patrioten konnte aber dem letztern unmöglich entgehen, da es ihm gelang, durch den Erwerb von Norwegen dem Reiche eine Entschädigung für Finnland zu verschaffen, und durch eine zweckmäßige diplomatische und militärische Haltung, ohne bedeutende Aufopferung, das verlorne Ansehen von Schweden wieder herzustellen. Aber immer sahen die stolzen Aristokraten, besonders die Fersen-Wipersche Partei, die den Thron dem ermordeten Grafen Axel Fersen zugedacht hatte, mit Unwillen die Erhebung eines Ausländers. Das Mißvergnügen des Adels ist jedoch dem Kronprinzen weniger gefährlich, da der erstere an politischem Einflusse, auch auf dem Reichstage, immer mehr verliert, und durch sein eitles Streben nach äußerem Schimmer in immer größere Verarmung sinkt, wogegen die täglich an Ansehen und Wohlstand wachsende Classe der Großhändler auf der Seite des Prinzen steht. Zu dem ist dieser in dem vollen Besitze des Vertrauens des Königes, und selbst die Königin widmet ihm ihre Zuneigung, obwohl behauptet wird, daß die letzte und andere Damen, ihrer hohen Geburt eingedenk, bisher die Ankunft der Kronprinzessin auf schwedischem Boden verhindert haben. Eine im März 1817 denuncirte Verschwörung gegen den Kronprinzen machte in Schweden und im Auslande große Sensation. Die Sache erschien aber bei näherer Aufklärung als unbedeutend, und diente nur dazu, die Verdienste des Kronprinzen um das Reich bemerkbarer zu machen, so wie sie auch die Veranlassung zu einer Menge feierlicher Ergebenheitserklärungen wurde, die ihm alle Stände, besonders aber das Militär darbrachte. — Schweden ist nach seiner Verfassung eine Erbmonarchie, die durch die Reichsstände beschränkt wird. Diese theilen sich in vier Stände, nämlich den Adel, die Geistlichkeit, den Bürger- und den Bauernstand ein. Der Adel trennt sich wieder in drei Classen, und zwar in den Herrenstand, wozu die Grafen und Freiherren gehören, den Ritterstand, oder diejenigen Edelleute, deren Vorfahren erweislich eine Reichsrathsstelle bekleidet haben, und den Knappen- (Smenner-) Stand, welcher die einfachen Edelleute begreift. Der geistliche Stand wird durch die Bischöfe jedes Stiftes, und der Bürger- und Bauernstand, zu welchem letztern aber bloß die freien Reichsbauern gehören, durch Bevollmächtigte repräsentirt. Der König vergibt alle höhern bürgerlichen und Kriegsbedienungen, wovon jedoch in der Regel alle Ausländer ausgeschlossen seyn sollen. Ohne Einwilligung der Reichsstände darf der Monarch keine neuen

Rechte geben oder abtun. In der Verwaltung der Provinzen
 und anderer Abtheilungen ist die Einmüthigkeit der Reichsstände notwendig,
 und diesen müssen auch die sämtlichen Steuern und alle Verpflichtungen
 der den Eid der Treue aben so wie dem Könige schuldig. Vor 1719
 bedurfte der letztere auch zur Ausübung des Kriegs- und Friedensrechts
 der Zustimmung der Stände, aber in geordnetem Maße ward ihm das
 Recht und die Beforgung der Justiz- und anderer Reichsangelegenheiten
 ohne weitere Beschränkung überlassen. 1779 wurde der Reichsrath,
 welcher vorher einen Mittelstand zwischen dem Könige und den Stän-
 den hatte bilden sollen, aufgehoben, und in ein bloßes, vom König
 abhängiges Concol verwandelt. 1789 wurde dieser Reichsrath völlig
 aufgehoben, und die Mitglieder beibehalten. Die Thronfolge ist in der
 der Erbfolge erblich. Nach Erlöschen der Stände das Recht einer freien Königin
 von minderjährigen Thronfolger keine
 stillt hat, so eben dies die Reichsstände
 nicht tritt mit dem völig jurischgelegten
 Bildung und Erhebung, welche durch
 steht, muß der König den Inaugural-
 Capulation, worin auch die Erhaltung der evangelisch-lutherischen
 Religion zur Pflicht gemacht wird, beschwören. 1778 haben erst die
 Juden Sweden erhalten, sich in Schweden niederzulassen. Die Karol-
 Linen erhalten unter manchen Einschränkungen diese Erlaubniß schon
 1741, und jeder Schwede, der von der lutherischen zu einer andern Re-
 ligion übertritt, verliert seiner bürgerlichen Rechte verlustig. Im hohen
 Richte sind ein Erzbischof, drei Bischöfe und 192 Prediger. Die
 höchsten Reichscollegien sind 1. die königl. Kanzlei, welche unter der
 unmittelbaren Leitung des Königs steht, und die allgemeinen auswärtigen
 und inneren Staatsangelegenheiten besorgt. An ihrer Spitze
 befinden sich ein Kanzlerpräsident und ein Hofkanzler. Mit der Kan-
 zlei sind das königliche Cabinet für die auswärtige Correspoden-
 denz, das Bureau des Kanzlerpräsidenten und das Reichs-
 archiv verbunden. Für die besondern Staatsangelegenheiten ist die
 auswärtige Kriegs-, und die innere Expedition vorgesetzt.
 Die Reichskasse besorgt das Kammercollegium. Das von denselben unabhängige
 Staatcommissariat empfängt und verwendet die Reichseinkünfte, und das
 königliche Kammergericht entscheidet die Streitigkeiten über die
 Staatseinkünfte, das die Hofrechnung wegen Vergeltungen der
 Kammerbeamten, und die Rechnungen, welche denselben vorgelegt werden
 müssen. Außer diesen sind noch das Bergcollegium für die Handels-
 sachen vorhanden. Das Kriegs- und Marinecollegium hat die Leitung
 des Kriegs- und Seewesens, unter dem Voruh eines Generals und des
 Admiralmarshalls. Das Kriegshofgericht hat die Justizsachen der
 Militärpersonen zu entscheiden, und seine Mitglieder werden vierteljährig
 von allen Land- und Seeregimenten zusammen berufen. Das höchste
 Justizgericht ist der königliche höchste Reichshof, dessen Präsi-
 dent im Abwesenheit des Königs der Reichshof ist. Von diesem Justiz-
 hofe hängen fünf Hofgerichte, zwei für Schweden, und zwei für
 Finnland ab. Vor Abtretung des letztern an Rußland waren noch
 vierundzwanzig Landgerichte für die drei Provinzen in den einzelnen Dis-
 tricten, und die Reichshofgerichte in den Provinzen. Die Entscheidungen
 geschehen nach dem Beschlusse von 1720, welcher 1778 verifizirt

Den Rettung von Carl O
 Die Fabel ist bis jetzt ve
 ließ bearbeitet, wie von o
 hände sind von geringem
 rachen seinem Geschmac und Talens Ehre, denn wenn er auch oft
 ihnen Stoff nicht selbst erfand, sondern ihn von Aesop und la Fontaine
 orgte, so bildete er ihn doch auf eine originelle Weise nach dem Gei
 z seiner Nation um. Lidner war als Fabeldichter, ungeachtet sei
 er glücklichen Erfindungsgabe, zu geschmückt. Das Lehrgedicht
 und u
 thut,
 e jede
 hils
 loch
 r Ma
 schwe
 mer E
 te abt
 e's,

namens, Religion und Sittlichkeit, mit echt dichterischem Geiste, mit
 Würde und Correctheit be
 ehrgedichte lieferten
 endborg, ersterer: die
 esetzten, und Lidner si
 lischen oder wissen
 orgs Versuch über die
 ire ist von Schwedens D
 in verspottete schon in si
 er Zeit. Gleich nach
 der seine Feinde hervor, die lange für ein Meisterwerk gehalten,
 der von Kellgren an Lebensphilosophie und satirischem Witz noch
 betroffen wurde. Dem letztern folgte sich Stenhammar, Leo
 old und Silfverholpe zur Ene. In der P
 ch Hallmann durch seine witzigen Travestirung
 n, und Stenhammar durch die knappe von eu
 en Buchs der Neuzeit großen Beifall. Die p
 urde im ernsthaften Tone von Adlerbeck, im si
 n Oxenstierna, von Kellgren in einer ar
 nd von Leopold in einer witzigen Voltaire nachgeal
 tet. Im Range der Romane und prosaisc
 en ist in Schweden bis jetzt wenig geleistet. Bei
 id beim ersten Aufblühen der schwedischen schönen Literatur (1742)
 reichs und Bothilda's Abenteurer, und späterhin seine Tiedla beto
 rd, aber jetzt sind diese Werke veraltet. Späterhin suchte man durch
 ebersetzungen englischer, deutscher und französischer Romane diesem
 ausbedürfnisse der gebildeten Stände abzuhelfen. In neuern Zeiten
 nähern sich jedoch Wallenberg in einem Romane: Mein Sohn
 if der Galters, Leopold in seinen satirisch-moralischen Erzählungen

ne Productio
 der Befandtes
 urch sein Ge
 t. Gute dar
 immar und
 , als franz
 Die ägypt
 m Glück und
 jens veraltete
 jela hingegen
 idemie, welche nur erstere Gedichte be
 l. Kein Wunder, daß also die Schweden
 en Poesie vorzügliche Werke besitzen. Im
 dicit galt ehemals der Frau Norden
 rlichen Geschlechts gegen Rouffau, und
 sschen Dichter, mehr aus Arroganz der
 in, als wegen des dichterischen Wertes
 fen. Aber unstreitig weit schätzbarer sind
 : Leopolds, Bloms, Silfverholpe
 welche ihre Gegenstände, Unsterblichkeit des
 ven. In dem beschreibenden
 Grafen Oxenstierna und Golo
 m und die Erare, letzterer die Joh
 i Bericht. In die Klasse des feinen
 hen Lehrgedichtes gehört Sollen
 t in vier Gesängen. Auch die Car
 e glücklich bearbeitet worden. De
 edischen Argus die Thorheiten sich
 Sollenborg mit der Satire

Perell in seinem Samolleski und seinen Nabeln und ein Unge-
nannter in einem gar seltsamen Product, welches er als eine Beschrei-
bung und Geschichte des Schelmenlandes (1786) her-
sen Zwerg der schönen Literatur in Aufnahme zu
wirklicher echter Originalroman, der schwedische Sitt-
Charaktere uns darstellte, und für andere Nationen
würde, ist bis jetzt in Schweden nicht erschienen.

Kedekunst erwarb sich Olaus von Dalin allerdings d-
dischen Argus das erste Verdienst, denn nun begannen
gelehrten ihre Sachen in der Muttersprache vorzutun
nur in der lateinischen Sprache geschrieben hätten.

sche Akademie (siehe oben) suchte Gustav III. (1781
kräftiger die Ausbildung der schwedischen Sprache zu verbessern.

dessen sind der guten schwedischen Prosaiker weniger, wie der Dichter.
In der abhandelnden Schreibart haben sich Rosenkain, Leopold
und Thordild ausgezeichnet. Im Briefstyl kann man nur den

Grafen Tessin anführen, da Gustav III. und Scheffer ihre wei-
ßen Briefe französisch schrieben.

In der weltlichen Beredsamkeit
zeichneten sich Tessin, Scheffer, Hölken, Gustav III. und
einige Andere vortheilhaft aus.

Geistliche Redner gab es, wie allent-
halbem, auch in Schweden, sehr viele, aber wenige, die sich wie To-
lesson und Bälter unter den Ältern, und Lindblom und Leh-
berg unter

redner in
sohn (auf

Lehnberg
der classischen

set. Um die

angeführte
genden Liebe

darf man ho

europäischen
französischer

Schwe
nicht nur als

berer Bestand
findet. Er g

ten (s. d. Art.) Als Mineral, wo er natürlicher Schwefel heißt, fin-
den wie ihn theils gediegen, theils mit andern Fossilien vermische. Rei-
ner Schwefel ist blaßgelb, zuweilen grünlich oder röthlich, fettglänzend,
ohne Geschmack, und nur dann von einem merklichen Geruch, wenn er
gerieben wird. Bei einer Wärme von 170 Grad Fahrhend. verflüchtigt
er sich, und kann dabei in verschloßnen Gefäßen sublimirt werden; bei
einer Wärme von 244 Grad schmilzt er, und schießt nach dem Erkäl-
ten in Crystallen an. Geschmolzen ist der Schwefel zähflüssig; gießt
man ihn
biegsam,
Im Wass
beide in
zalle lösen
Verbindun
erdige, ol
verbunden
verschloßn

er sich, und kann dabei in verschloßnen Gefäßen sublimirt werden; bei

einer Wärme von 244 Grad schmilzt er, und schießt nach dem Erkäl-

ten in Crystallen an. Geschmolzen ist der Schwefel zähflüssig; gießt

man ihn

biegsam,

Im Wass

beide in

zalle lösen

Verbindun

erdige, ol

verbunden

verschloßn

mäßige erhoben hätten. Loh-

rensterna und Torstens-

admiral Silberholze,

Fache der Biographie und

falls (s. oben) wenig geleh-

sonderts Kellgren, der oft

cht, und bei der sich jetzt je-

die deutsche schöne Literatur

er Rücksicht bald unter die

eintreten wird, wosern nicht

des Volks vertritt. P. N.

n Erdharzen gehbra, und sich

sondern auch als ein beson-

re in der Natur verbreitet

in Stoffen oder Element-

en Stoffen oder Element-

en Stoffen oder Element-

en Stoffen oder Element-

en Stoffen oder Element-

temperatur aus, so köhlt er im
 blumen heißen. Beim Verbren-
 dem Sauerstoff, und bildet die
 im dem Schwefel eine starke un-
 tinen Schwefel nennen die Apo-
 nicht eben häufig gefunden. In
 m, die dann Schwefelsteine heißen,
 er wird aus diesen entweder durch
 jung oder als Nebenproduct beim
 anen. Der Gebrauch des Schwefel-
 sehr mannichfach, und größtent-

Schwefelregen. Man muss bisweilen zur Zeit der Kisterrück-
 e die in der Nähe von Nodelhölyern nach Plahregen zusammengekau-
 nen Pflagen mit schwefelgelbem Blumenstaube gefärbt, und nennt diese
 Erscheinung einen Schwefelregen. Doch haben glaubwürdige Männer
 sich andere Schwefelregen beschrieben, mit welchen wirklicher Schwefel
 aus der Atmosphäre herabkam, der si-
 u Copendagen fiel ein solcher (nach P
 648; während des Falles beobachtete
 er gesammelte Schwefel kam mit den
 haften überein. 1665 wiederholte sich
 in 24ten Juli 1801 fiel bei Kassa der
 Schwefel man Schwefelblütter machte.
 und deshalb auch wohl ganz bemerkt
 en; eben so wenig etwas eingewendet i
 er Meteorsteine (s. d. Art.).

Schwefel verdicht.
 L. 2. C. 21.)
 S in der Luft,
 alle Eigew
 eben dafelbst;
 ; von dessen
 en sind selten,
 egen ihre Erlo-
 regen den Fall

F.

Schwefel. Manches ist schon über die frühere Geschichte dieses
 Landes unter dem Artikel Helvetien abgehandelt, wir verweisen deshalb
 orthern, und werden nur das nicht Berührte vortragen. — Als die
 Helvetier nach Etrurk Schwaben unter römische Herrschaft gerathen wa-
 ren, wurden sie anfangs gelinde behandelt; sie behielten ihre Euren und
 Rechte, und bauten Städte und Flecken an. Allein 70 Jahre nach
 Chr. Geb., als die Helvetier die Partien des Kaisers Valda nicht ver-
 saffen, und zu deren Gunsten des Vitellius nicht überreden wollten, wur-
 den sie von dem römischen Heerführer Cäsar am Obherge anzugriffen
 und geschlagen. Die Römer verbreiteten sich jetzt mehr in Helvetien,
 und mit ihnen römische Euren und Sprache. Das Land ward immer
 mehr vom Wäldern und Wäldern gereinigt, immer mehr mit Städten
 und Landhäusern besetzt; Handel und Wandel blühten auf, aber mit
 der eben Einfalt und Noth der Euren wurde auch die Keinheit derselben
 und der kriegerische Muth der ursprünglichen Einwohner verdrängt.
 Die Alemannen hatten indessen (im J. nach Chr. Geb.) die benachbarte
 en Germanen vertrieben, und beunruhigten den am Rhein liegenden
 Theil Helvetiens. Auch die Burgunder, ein germanisches Volkso
 kamm, kamen aus Deutschland, und ließen sich in Gallien und dem
 ingrändigen Theile Helvetiens nieder, welcher daher Klein Burgund
 genannt wurde. Im Jahre 450 kamen gleichfalls die Alemannen, und
 vermischten sich bei der Obermacht der Römer leicht des übrigen Theils
 von Helvetien, so daß dieser Name verschwand. Vorher schon hatte
 sich von Italien aus das Christenthum unter den Helvetiern verbreitet,
 und bereits im 4ten Jahrhunderte standen christliche Kirchen zu Genf,
 Ebnat und an andern Orten. Die ursprünglichen Einwohner waren
 übrigens durch die Burgunder und Alemannen sehr vermindert worden;

doch ließen diese Völker ihnen ihre Sitten und Gesetze, und nahmen selbst von ihnen das Christenthum an. Die Allemannen hatten das eroberte Land größtentheils unter sich getheilt. Jeder Soldat hatte einen Bauerhof, und viele solcher Bauerhöfe machten einen Bezirk aus, welchen man *Cent* hieß. Ueber denselben war ein Richter gesetzt, der *Centenar* oder *Centgraf* hieß, und der Gerichtsplatz wurde *Malus* genannt. Vor dem Gerichte der Centgrafen wurden alle Händel der Freien, (so hießen die eingefessenen Soldaten zum Unterschiede von den Sklaven), geschlichtet. Mehrere Centen bildeten wieder einen *Gau*, deren Richter *Graf* genannt wurde, daher die Abtheilung in *Gauen* oder *Grasschaften*, z. B. Thurgau, Aargau u. s. w. Die Grafen standen wieder unter einem Herzoge. Die Allemannen rotteten endlich die christliche Religion wieder aus; Städte, Festungen und alle Ueberreste römischer Cultur verschwanden. Auch Ostgothen, Longobarden und Hunnen kamen, und ließen sich zum Theil in einigen Gegenden der Schweiz nieder. Indessen hatten sich in Gallien die Franken, ein germanischer Volksstamm, ausgebreitet. Ihr König Chlodwig schlug (496) bei Tolbiac (Zulpich) am Rhein die Allemannen, und theilte die Ländereien der Erschlagenen unter seine Soldaten, welche späterhin den Ostgothen die rhätischen Gebirge gleichfalls wegnahmen. Chlodwigs Söhne brachten in der Folge das burgundische Reich auch unter ihre Herrschaft, so daß die ganze jetzige Schweiz zum fränkischen Reiche gehörte. Obgleich die Einwohner ihre Verfassungen behielten, und jeder Volksstamm nach seinen Gesetzen, z. B. die Römer und alten Einwohner nach römischen, die Allemannen nach allemannischen Gesetzen verurtheilt wurden, so führten doch die fränkischen Könige das Christenthum wieder ein; Klöster, Dörfer und Städte wurden aufs neue gebauet, und der Feldbau befördert. Allein die Nachkommen jener Könige hatten oft blutige Kriege wegen der Erbfolge mit einander, und so wurde Helvetien mehrmals unter zwei Regenten, von denen einer den burgundischen, der andre den allemannischen Theil beherrschte, getheilt. Im J. 750 bestieg Pipin endlich den westfränkischen Thron, und sein Sohn Carl der Große suchte auch in Helvetien, welches auch zu seinem großen Reiche gehörte, Künste und Wissenschaften zu befördern. Durch die Schwäche der Nachfolger Carls aber wurden die Grafen immer weniger abhängig von den Königen; ihre Gauen wurden nach und nach erblich und vergebens suchte der König der Deutschen den Rudolph von Stretlingen, welcher sich (888) sogar zum Könige von Burgund gemacht hatte, wieder zum Gehorsam zu bringen. Zwar erkannten die übrigen Grafen scheinbar noch die Oberherrschaft der deutschen Könige und Kaiser an; allein sie befolgten nur dann die Befehle derselben, wenn sie ihnen gefielen. Ueberdies fingen die Grafen und andre Dynasten jetzt an, sich nach ihren Schlössern zu nennen; sie nöthigten die in ihren Gauen wohnenden Freien, sie als ihre Oberherren anzuerkennen, und die Errichtung so vieler ganz unabhängiger Herrschaften verursachte Elend und Verwirrung. Die Zeiten der Fehden kamen; der Krieg ward das einzige Geschäft des Adels, und um diesen täglichen Unruhen zu steuern, setzte der König Konrad wieder einen Herzog als Richter der Grafen (911) in Allemannien ein. Erst die Kaiser aus dem sächsischen Hause, welche von 919 bis 983 regierten, konnten sich von Herzogen, Grafen, und Geistlichen wieder Achtung erzwingen. 1032 starb endlich der fünfte und letzte König des neuen burgundischen Reichs, Rudolph III., und so ward der zu diesem Königreiche gehörige Theil Helvetiens mit dem unter der Herrschaft der deutschen Kaiser stehenden allemanni-

den Theil wieder vereinigt. Kaiser Heinrich IV. war mit den Päpsten in große Streitigkeiten gerathen, und um seine Freunde für ihre Anhänglichkeit zu belohnen, schenkte er dem Friedrich von Staufen und dem Grafen von Zähringen das Herzogthum Allemannien. Der erstere erhielt denjenigen Theil, welcher das heutige Schwaben begreift, der Graf von Zähringen aber den allemannischen Theil der Schweiz, womit er in der Folge auch den burgundischen verband. Besonders suchten diese mächtigen Herzoge aus dem zähringischen Hause den Adel in ihrem Lande zu demüthigen, sie begünstigten Zürich und die übrigen kaiserlichen Städte, und bauten mehrere neue, unter andern auch Freising (1179) und Bern (1191). Durch die Kreuzzüge, welche Peter von Amiens so eifrig predigte, ließen viele Edelleute und Dynasten der übrigen Schweiz sich verleiten, nach dem gelobten Lande zu gehen, wo sie ihr Grab fanden, und dadurch ihr Vaterland von ihrem Druck befreien. 1218 starb Berthold V., letzter Herzog von Zähringen, und Allemannien fiel wieder den Kaisern anheim, die jeder Stadt und jedem Lande, das keinem Grafen mehr gehörte, einen Reichsvogt aus dem Adel gaben, der die kaiserlichen Einkünfte erheben, und die Uebelthäter richten mußte. Zürich, Bern, Basel, Solothurn, die Länder Uri, Schwyz und Unterwalden hatten den Kaisern nach und nach alle andern Rechte abgekauft, oder sie geschenkt bekommen, und hießen deshalb Reichstädte und Reichsländer. Die Fehden dauerten indessen fort, und die Städte, mächtiger als der Adel, der uneinig und vereinzelt auf seinen Schlössern lebte, waren am glücklichsten. Selbst die Kreuzzüge erhoben den Flor der Städte; der Kaufleute stand bildreich, indem in Theil der Heere, Waffen und Lebensmittel nebst andern Waaren durch die Alpenpässe nach Italien gingen. Zürich und mehrere Städte hatten einen großen und blühenden Handel. Die Kreuzfahrer brachten neue Künste und Erfindungen, neue Arten von Obst, Weinreben u. s. w. zurück; die Gold- und Seidenarbeiten der Italiener und Morgenländer wurden jetzt auch in der Schweiz nachgeahmt; feinere Sitte trat an die Stelle der Rohheit, und die Dichtkunst ward eine Lieblingsbeschäftigung des Adels. Dennoch hörten die Fehden nicht auf; aber die schweizerischen Städte wurden immer mächtiger; sie zerstörten die Burgen und Schlösser der raubgierigen Edelleute, und errichteten Bündnisse mit einander, um sich gegen die Raubsucht des Adels zu schützen. 1273 wurde Rudolph, Graf von Habsburg, zum Kaiser gewählt. Er stellte auch in Helvetien in mancher Hinsicht die Ordnung wieder her, aber da er und seine Söhne Rudolph und Albrecht die freien Städte dieses Landes unter ihre Oberherrschaft zu bringen suchten, so wurden die Einwohner, eingedenk ihrer wohl erworbenen Rechte, bald unzufrieden. Albrecht, der 1298 den Kaiserthron bestiegen hatte, gab besonders durch Härte und Unbiegsamkeit die Veranlassung zum ersten eidgenössischen Bunde (den 1sten Januar 1308), dem bald mehrere zur Erhaltung der Freiheit und Unabhängigkeit folgten. Allein 1648 wurden diese ersten Eidgenossen im westphälischen Frieden zugesichert (s. Helvetien). Auch durch andre auswärtige und einheimische Kriege wurden die Eidgenossen während jenes langen Zeitraums häufig beschäftigt. So führten die Appenzeller mit dem Abt von St. Gallen, der ihnen ihre Freiheiten entreißen wollte, von 1400 - 1405 einen blutigen Krieg, schlugen ihn und seine mitverbündeten Fürsten, zu denen auch der Herzog von Oesterreich gehörte, mehrere Male, machten bedeutende Eroberungen in Appenzel, im Rheinthale u. s. w., und achteten weder die Reichsacht noch den Bann. Sie nahmen sogar den Abt selbst gefangen, wurden aber bald

darauf (1408) von **Oesterreichern** bei Bregenz geschlagen, und verloren ihre Eroberungen, 1415 bekräftigten die Eidgenossen nach Aufforderung des Kaisers den Herzog Friedrich von Oesterreich, nahmen ihm viele seiner besten Länder und Städte, als die Grafschaft Baden, den Aargau, die freien Ämter u. s. f., weg, die sie von der Zeit an behielten. Auch über den St. Gotthard dehnten die Schweizer ihre Eroberungen aus, traten aber dieselben 1427 gegen Geldsummen und Handelsfreiheiten an Mailand wieder ab. 1424 gründeten die Bewohner des Oberrn oder gräuen Bundes ihre Unabhängigkeit durch eine Verbindung, an welche sich auch in der Folge die übrigen Genossen des Bündnerlandes angeschlossen. Der Tod des letzten Grafen von Toggenburg, nach dessen Landen Zürich und Schwyz strebten, veranlaßte 1436 große Mißbilligkeiten, und 1440 brach ein förmlicher Krieg zwischen den Zürchern und mehreren andern Eidgenossen deshalb aus. Die Zürcher mußten einige Ortschaften an Schwyz abtreten. Dadurch aufgebracht, verbündeten sie sich mit Oestreich, mußten aber unterliegen, und ihr Land wurde von den übrigen Eidgenossen verheert. Der französische Dauphin (nachmaliger König Ludwig XI.) von Frankreich erschien mit mehr als 20,000 Mann bei Basel gegen die Eidgenossen; 1600 der letztern gingen ihm entgegen, und widerstanden so tapfer, daß sich der Dauphin besänftigen Zürich und den andern von dieser Zeit an ward geben. Auch Bern und Luzern führten Krieg mit einander, die Eidgenossen Bündniß Hilfe oder Schutz bei ihm. Gewerbe lagen übrigens so und Leinwandfabriken in Basel in Zürich hatte im 15 wie die Schweizer gegen äußern Feinde; 1512 u. 1513 Elsen und die welsch für sich bezielten. 1517 f. Frieden, dem 1521 der er folgte. 1528 entstand die Leo X. hatte einen Abnd schickt, um Ablas zu verkauf, Prediger zu Einsiedeln allgemeinen Beifall, beson der angestellt war, und einführte. Nach und nach Schaffhausen, Mühlhausen schen und reformierten Eid bers da die letztern von bei Ansprüche, vorzüglich die Besitzes weltlicher Güter d weisen." Die Schwyzer verbrannten deshalb, auch nicht dem Worte Gottes gemäß, einen protestantischen Prediger aus dem zürcher Gebiet, und bald darauf standen zwei eidgenössische Heere, beinahe 30,000 Mann stark, gegen einander unter den Waffen. Dies war der erste Cappe- lerkrieg, der durch den ersten Landesfrieden dahin beigelegt wurde, daß die Stimmenmehrheit in den Gemeinden künftig bei Glaubensveränderungen entscheiden sollte. Mißlicherweise hatte sich der Herzog

Einmal viel lebendiger als das bloße
Freigewissen und Verstandeslichte, und
ist ein ungeheures unerschütterliches Geb.

Die Forderung der demokratischen
unbeschränkten Freiheit und Gleichheit ist
keine in sich selbst erfüllende. Sie ist
nur in sich selbst erfüllend. Sie ist
in jeder Hinsicht eine, welche unter dem
Einfluss der Freiheit stand, wenn wir nicht
und erweisen sich eine hohe Bedeutung haben.
Wann immer die Freiheit der Welt der
In den großen Kantonen, z. B. Bern,
ist in den Händen der Hauptstädte oder
ist, die auftreten noch anderer Vorkommen

gewissen, herrscht blühender Wohlstand. Niemand konnte man verhindern
ausgehen, oder fast einhalten eine gewöhnliche bürgerliche Vermög-
ung, eine einfache, mit wenig Kosten verbundenen Nachschlage, und
wichtigste Anzeichen für die Wohlstandsmenschen. Jedoch bei allen diesen
Vorzügen dauerten die alten innere Unzufriedenheiten fort, und neue
Bewegungen erhoben sich von 1790 an, wodurch das Cantonalgebäude an-
gegriffen, sogar häufig Blut vergossen und Verbrechen nachverdingt wor-
den. So stand die Schweiz während der Revolution
gegen ihre Neutralität sowohl gegen Frankreich, wie gegen dessen Feinde
behaftet hatten, so wurden sie doch noch und noch durch französische
Gewalt und List ihrer bisherigen Verfassungen beraubt, und nachdem
die Franzosen mehrere Theile der Schweiz mit ihrer und der republikan-
schen Republik verunreinigt hatten, so eine und unheilbare heb-
weise Republik verwandelt, an deren Spitze ein Director
Bundesdirectorium aus fünf Personen der Regierung betrug. Die
geleitende Gewalt war zwischen einem Staat und einem großen
Reich, für welche jeder der vierzehn Kantone zwölf Mitglieder wählte
te, vertheilt. Dergleichen suchen einmal demokratische Cantone
auf ihre die Staatsverwaltung ihres Vaterlandes zu hindern. Es
wurden bald bezeugt. Aber die Forderungen der Franzosen, die Eigen-
macht, mochte sie auf die Forderung der obersten Stelle wirken, die
große Zahl Schwärmer und bedeutungsloser Menschen, welche zu den an-
deren Kantonen gelangten, machten die neuen Forderungen bald verächtlich.
Nidwalden empor sich, wurde schnell nach wenigen Monaten schon
bezeugt; oder die Franzosen mußten diesen Krieg sehr schwer erkennen,
wenn auch eine fast allgemeine Revolution gegen die neue helve-
tische Regierung aus, denn mußte von Aargau nach Luzern, von
dort nach Bern flüchten. Zürich verließ den Kruppen der Regie-
rung seine Thron, und wurde dafür verpfändet von ihnen bezeugt.
Napoleon Bonaparte, damals noch erster Consul, nöthigte jedoch die
Schweizer die Waffen niederzuliegen, und führte durch die Verdrück-
ten vom Jahr Februar 1803 das Cantonalisiren wieder ein. (Z.
I. auch Helvetien). Der Cantone sollten nunmehr sein, nämlich Bas-
sion, Appenzell, Basel, Bern, Freiburg, Glarus, Graub-
bünden, Luzern, St. Gallen, Schaffhausen, Schwyz,
Soleure, Tessin, Thurgau, Unterwalden, Uri, Valais,
Zürich. Die Walliserrepublik ward 1803 durch Napol-
eons Machtbruch in ein französisches Departement verwandelt, und
schon 1803 hatte er Neuchâtel, welches ihm von Preußen abge-
treten war, aber als schweizerisches Staat zur Schweiz gehörte, dem
General Landammann Mordet, als ein. (unter dem Jahr 1803)

(der 2343¹/₂ pariser Fuß über die Meeresfläche haben soll) gehören, findet man außer in jenen Cantonen auch im unterwaldenschen und graubündenschen Gebiet. Die Gegenden der gewöhnlichen und fruchtbaren Berge sind in Hinsicht ihrer Beschaffenheit sehr verschieden. Die unterste Gegend an denselben bietet dicke Wälder und fette Wiesen dar; die mittlere besteht aus Alpen oder Alpengegend, d. i. solchen Gebirgsgegenden, die mit Gras zum Weiden fürs Vieh bewachsen sind; die dritte Gegend besteht aus spitzigen, fast unersteiglichen Felsen, die entweder ganz kahl, ohne Erde und Gras, oder mit ewigem Eise und Schnee bedeckt sind. Die mittlern Gegenden oder Alpen werden im Sommer von den sogenannten Alplern bewohnt, die ihr Vieh weiden, welches hier wohlriechende, kurze und kräftige Kräuter und vorzügliche Quellen, Flüsse und Bäche findet, die auf den Bergen entspringen. Die Wartung des Viehes auf den Bergen ist den Sennern überlassen, welche die Milch, die Butter und den Käse sammeln, und den Eigenthümern entweder davon Rechnung ablegen, oder Pacht geben müssen (s. Senner). Die Gletscher oder Firnen sind entweder die unfruchtbaren Täler, die bloß aus Schnee und Eis bestehen, die im Canton Glarus an, ziehen sich den Canton Uri und endlich in den dem Eisberge gibt ein Zusammenhang zu klein ist, dem wasser freien Abzug zu Schneeklumpen, die da wechsellungen der Berge Schweiz die seltensten sind auf einem kleinen Fels tritt man so in die Mitte einer Hand Schnee, mit kann. Keiner der hohen immer mit den Augen sich in den Wolken verliert vom Himmel über die befindlichen großen Land gleich in Ansehung des aber allerdings auffällt, handen ist, bilden zum wahren dem Auge die re

im Canton
den Canton
aluge zu es
dessen Ab-
und Schnee-
ie Eis, und
hfachen Ab-
m Theil der
n sieht man
il, und oft
ß man mit
de aufheben
a man nicht
I die Berge
Wasserfälle
er Schweiz
s Land zu
st denen es
Strom dar-
n, und ge-
er See ist

einer der größten in der Schweiz, zehn Stunden lang und eine breit; der genfer See, dessen Länge 20 und dessen Breite 5-6 Stunden beträgt, der neuenburger und der vier waldstädter See sind wegen ihrer herrlichen Umgebungen berühmt. Von den Flüssen, unter denen der Rhein, die Reuß oder Ruis, die Rhone und der Tessino die vorzüglichsten sind, sind die erstern beiden besonders merkwürdig: der Rhein nämlich durch seinen dreimaligen Rheinfall (s. Rheinfall), die Reuß durch die im Canton Uri, zwei Stunden von Sarnen, über diesen Strom führende Brücke, die Teufelsbrücke heißt. Sie befindet sich zwischen zwei Bergen, und unter ihr läuft dieser Fluß in einer Tiefe von ungefähr 70 Fuß mit dem größten Geräusch hindurch. An den Bergen sind übrigens die vorzüglichsten Quellen, auch heiße und kalte heilsame Bäder und Gesundbrunnen. Im Thurgau, einem Theile des züricher, baseler, schaffhauser, berner, solothurner und freiburger Gebiets, ist dies Alles anders; denn obgleich auch hier Berge sind, so ist doch dieser kleinere Theil der Schweiz weit ebener, und man findet hier keine Alpen, keine Wasserfälle, wenige Bäume, und im Sommer weder Eis noch Schnee. — Uebrigens sind die Berge fast allenthalben unten mit Aekern, Wiesen, Weinbergen und Bäumen besetzt, und wenn gleich oft mit Steinen bedeckt, dennoch fruchtbar. Die Schweiz hat einen Schatz von Mineralien, besonders Kalk und thonartige Erden, Schieferstein, schwarzen, grauen und braunrothen Marmor, Porphyr, Alabaster (vorzüglich in Valais), ferner Spath, Quarze, Crystalle (bisweilen von 7 bis 8 Centner), Torferde, Steinkohlen &c.; auch Silber, Kupfer und Eisenerden sind vorhanden; Goldkörnchen findet man in Klüften. An Gewächsen ist die Schweiz vorzüglich reich; der Weinbau ist bedeutend, und der Handel damit nach Frankreich, Holland, England, Schwaben sehr groß. Baumfrüchte gibt es viel; das Getraide aber, gegen dessen Anbau das viele Milchvieh ein Hinderniß ist, reicht nicht zu. Das Hauptnahrungsmittel der Einwohner ist die Viehzucht, wozu freilich die herrliche Weide in den Thälern und auf den Alpen das meiste beiträgt. Die Milch, besonders die Schweizerkäse, sind bekannt, und der Handel mit den letztern nach Deutschland, Frankreich und Italien ist äußerst stark. Von wilden Thieren sind bemerkenswerth: die Gemsen (wovon ein Theil, die Grathiere, welche kleiner sind, sich auf den höchsten unzugänglichsten Bergen aufhält; der andre Theil, die eigentlichen Gemsen, welche etwas größer sind, hingegen mehr in Gebüsch und Wäldern); ferner die Murmelthiere und die Lämmergeier. Was Fabriken und Manufacturen betrifft; so sind die schweizer Leinwand, Garne, die baumwollenen Gewebe, weßhalb St. Gallen ganz vorzüglich berühmt ist, und die Seidenbandfabriken in Basel, die vor dem jährlich drei Millionen Gulden eintrugen, zu bemerken. N. P.

Schweizer, (Anton), Capellmeister in Gotha, geboren zu Coburg 1737, studirte die Composition bei Kleinknecht in Bayreuth, vollendete seine künstlerische Bildung in Italien, stand nachher in wettmarischen, zuletzt in gothaischen Diensten, und starb den 23ten Nov. 1787. Durch seine Compositionen fürs Theater: Elysium, ein musikalisches Drama 1774, die Dorfgalla 1777, Alceste, eine ernsthafte Oper von Wieland 1774 &c. hat er sich als ein vorzügliches Genie in seiner Kunst gezeigt.

Schwenkfeld und Schwenkfeldianer? s. d. Art. Secten.
Schwere (allgemeine), s. Gravitation.

ertheilt hatte. Noch in demselben Jahre führte der erste schlesische Krieg das preussische Heer ins Feld. Vor der Eröffnung desselben berief der König seinen Feldmarschall nach Rheinsberg, um mit ihm die Operationspläne zu verabreden. Jetzt hatte Schwerin ein würdiges Feld für sein Genie gefunden. Unter seinem Oberbefehl sammelte sich ein Heer bei Trossen, und brach, sobald der König sich an die Spitze gestellt hatte, trotz der ungünstigen Jahreszeit in Schlesien ein. Im Anfang des Januars 1741, war ganz Nordschlesien mit Ausnahme von Glogau erobert, und Friedrich zog mit Schwerin in Breslau ein. Letzterer führte darauf den rechten Flügel des Heeres bis nach Neiße, drängte den feindlichen General Brown bis nach Troppau und Grätz und zwang ihn bald zum gänzlichen Rückzug nach Mähren. Er nahm Besitz von dem größten Theile von Oberschlesien und debatte sein Heer über Oberberg und Teschen bis tief nach Mähren aus. In Kurzem war ganz Schlesien bis auf Neiße und Brieg in preussischen Händen. Inzwischen hatte sich unter Neuperg ein österreichisches Heer in Mähren gesammelt und war bis Molwitz vorgeückt. Am 10ten August 1741 kam es zur Schlacht. Noch war die Schlachtordnung nicht vollendet, als Friedrich auf Kanonenschußweite gegen den linken Flügel anrückte. Ein kühner Angriff der Oesterreicher brachte des Königs Reiterei in Unordnung, nur die Ausdauer der Grenadiere konnte retten. Schwerin focht im Mittelpunkt an der Spitze des Fußvolks mit unerschütterlichem Muth und dem festen Vorsatz, alles zu wagen für die Ehre der preussischen Waffen und ihnen für immer den Sieg zuzuwenden. Schon zwei Mal verwundet führte er seine Bataillone in geradem Anmarsch, trotz der gegentüberstehenden Batterien und des scharfen Kleingewehrfeuers, gegen den Feind an. Fünf Stunden währte der Kampf und schon verzweifelte Friedrich an dem Sieg, als um 7 Uhr Abends das österreichische Heer in Unordnung durch Molwitz floh. Die Schlacht war entschieden und Schwerin verfolgte mit der Reiterei den Feind, der erst tief in Mähren Ruhe fand. Der Fall von Brieg, so wie die Besetzung von Breslau durch Schwerin folgten schnell auf diesen Sieg. Seine Gesundheit wieder herzustellen, begab sich Schwerin in das Bad zu Aachen. Im October desselben Jahres ernannte ihn der König zum Gouverneur der Festungen Brieg und Neiße. Der Friede, der dem nächsten Feldzuge schon im Junius ein Ende gemacht hatte, war nur von kurzer Dauer. 1744 begann Friedrich den zweiten schlesischen Krieg. Während der König selbst einen Theil seines Heeres durch Sachsen und die Lausitz nach Böhmen führte, rückte Schwerin aus Schlesien durch die Grafschaft Glatz ebenfalls in Böhmen ein. Vor Prag trafen beide zusammen und unternahmen sogleich dessen Belagerung. Auf Schwerins Angabe wurde der Hiskaberg mit Sturm genommen, und am 16ten September unterzeichnete er die Capitulation wegen Uebergabe der Stadt, und zog mit dem siegenden Heere in Prag ein. Fast ganz Böhmen ward unterworfen. Aber Frankreichs Eifersucht zwang die Preußen, ihre Eroberungen aufzugeben und sich zurückzuziehen. Von einem überlegnen Feinde, der flüchtig jeder Hauptschlacht auswich, verfolgt und unablässig beunruhigt, geschah dieser Rückzug nicht ohne großen Verlust, aber auch nicht ohne großen Ruhm für die Anführer, die ihn dennoch bewerkstelligten. Schwerins Unerschrockenheit und Klugheit hatten einen Hauptantheil an dem glücklichen Gelingen. Die Beschwerden dieses Rückzugs hatten seine Gesundheit so erschüttert, daß er im December das Heer verließ und an den folgenden Ereignissen keinen Theil nehmen konnte. Aber rüstig und

angeführt nach dem Ausbruch
 in der Folge des dritten preußisch
 Oesterreichischen Krieges. Er
 in Böhmen ein, um die Vereinigung
 verhindern. Er erreichte diesen Zweck
 mehrere weitere Vorteile ab, bis
 schließlich nach Eger ein
 zwei Entscheidungsschlachten in Böhmen
 der folgende Feldzug eröffnet. Er
 verdrängte ein zahlreiches Heer, mit dem er schon den
 im Jahr 1806 in Böhmen war. Sein früherer
 Oberbefehlshaber besetzte die
 In allen Orten, besonders bei Trautmannsdorf,
 Neudorf und Jungbunzlau wurden die
 Oesterreicher zurückgedrängt und ihre
 Lager zerstört. Die wichtigsten Festungen
 Prag, Pilsen und Brno wurden gewonnen,
 und der Übergang über die Elbe
 bewerkstelligt. Der Kaiser und
 Fürst Metternich von Metternich waren
 indessen von Prag aus auf Prag
 gerückt und bereiteten sich auf
 einen neuen Feldzug mit dem
 schweizerischen Heere. Die Oesterreicher
 hatten eine feste Stellung auf den
 Bergen zwischen der Stadt genommen.
 Die Niederbrück des Kaisers
 besetzten Friedrich, Schwertin und
 Winterfeld die Stellung des
 Jagers und beschloßen den Angriff,
 der nur auf dem schneebedeckten
 Jäger gelingen konnte. Aber auch
 hier war es mit dem größten
 Gefahren und Schwierigkeiten
 verbunden. Der Oesterreichische
 General Provera hatte seine
 Kräfte verdoppelt, so daß sie die
 preussische Infanterie übertraf,
 die Infanterie aber wußte auf
 schmalen Fußwegen fast Mann
 für Mann die Höhen hinaufzuziehen
 und wurde, wenn sie diese
 Schwierigkeiten überwunden hatte
 und sich aufsetzen wollte, von
 einem überlegenen Kavallerie-
 Regiment niedergeschmettert.
 Dieser ungewöhnlichen Gefahren
 nicht schreckend, die Schwertin
 vor den Augen der Soldaten an,
 stellte die Ordnung der
 Bataillone wieder her. Aber auch
 sein heldenmüthiges Verhalten
 scheint nicht mehr wirken zu
 wollen; das zweite Bataillon
 seines Regiments fängt an zu
 wanken, und die preussische
 Infanterie zu werden. In diesem
 entscheidenden Augenblicke
 zeigte Schwertin voll edler
 Hingebung sich die Kameraden
 zu, ihm zu folgen. Sie schritten
 mit festem Schritt nach. Aber
 kaum vorgedrungen, als er von
 einer Kugel getroffen wurde.
 Die feurige Wunde ward der
 Todtschlag. Der heldenmüthige
 Held des siebenjährigen Krieges
 ward Schwertin, der, ein
 achtundsechzigjähriger Mann
 ward und noch jetzt in dem
 Krieges. Volksgedächtnisse bringen
 ihn auf den Hof und wie dem
 Kaiser an die große Schlacht
 wird Schwertins Name stets
 verherrlicht. Die Kaiserlichen
 ehren den getreuen Helden;
 später aber ließ der Kaiser
 seinen Namen aus dem
 Wappenstein in Berlin
 streichen. Schwertin verband
 mit unerschütterlichem Muth
 und warmem richtigen Blick
 eine Milde und Freundlichkeit,
 die ihm nicht nur die
 Bewachung, sondern auch die
 Liebe seiner Untergebenen
 erwarb, und einen echt
 religiösen Sinn, der ihn zum
 Vorbild seiner Soldaten machte;
 dabei besaß er umfassende
 und gründliche Kenntnisse.
 Er war der lateinischen,
 französischen und italienischen
 Sprache mächtig, sprach
 sich mit Kriegesruh und
 verstand mehrere religiöse
 Lehren. Von seinen
 Tugenden als Staatsmann
 jagt

seine besten Befandtschaften, von seinen Talenten als Feldherr aber seine ganze kriegerische Laufbahn bis an seinen Tod.

Schwerin, ein Fürstenthum im Großherzogthum Mecklenburg, zu dem es gehört, ist ungefähr 4 bis 5 Meilen lang und 2 bis 3 Meilen breit, hat fruchtbare und schöne Gegenden, aber auch sehr viel Sand und Tannenwälder. Uebrigens enthält es nur 3 Städte, nämlich Bützow, Warin und Schelfe, 6 Aemter, ein evangelisches Präbyleinstit, Rühn, und ungefähr 27,000 Einwohner. **Bützow**, die Hauptstadt, liegt in einer sehr angenehmen Gegend an der Warnow, ist wohl gebauet, hat große Spielkartenfabriken, beträchtlichen Handel und etwa 4500 Einwohner. Hier ist auch der Sitz eines Criminalcollegiums, und eines großherzoglichen Amtes. Früherhin war hier eine Universität, die 1788 mit der zu Rostock vereinigt und dorthin verlegt wurde. Dieses Fürstenthum, welches mit dem eigentlichen Herzogthume Mecklenburg-Schwerin nicht zu verwechseln ist, ward 1648, bis wohin es ein Bisthum gewesen war, säcularisirt, und als ein weltliches Reichsfürstenthum dem Herzoge zu seiner Entschädigung für die damals an Schweden abgetretene Herrschaft Wismar übergeben. Das Fürstenthum Schwerin hat keine solche landständische Verfassung, wie die Herzogthümer Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Güstrow nebst der Herrschaft Rostock sie haben, sondern ist, so wie Wismar, ohne durch Stände repräsentirt zu werden, dem Großherzoge unterworfen. Die Einwohner dieses Landes sind größtentheils lutherisch, doch gibt es auch viele Reformirte, besonders französischer Herkunft.

Schwerin ist die Haupt- und Residenzstadt des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin. Sie liegt in einer sehr angenehmen Gegend, an einem großen und fischreichen, nach ihr benannten See. Das herzogliche Residenzschloß, von gothischer Bauart, liegt auf einer Insel dieses Sees, und hängt mit der Stadt durch eine Zugbrücke zusammen. Die vortreffliche Gemäldegalerie, das Münz- und Alterthümercabinet und der schöne Lustgarten, welcher aber während des Krieges von 1813 gelitten hat, sind sehr werth. Die Stadt selbst ist sehr gut gebauet, hat beträchtlichen Handel und ungefähr (die Schelfe nicht mitgerechnet) 11,500 Einwohner. Sie ist zugleich der Sitz des Geheimenrathscollégiums, der großherzoglichen Regierung und Lehnkammer, des Kriegscollégiums, einer Justizkanzlei, eines Kammercollegiums, der Relutions- und Rentkammer, und anderer Behörden. Die **Schelfe** ist eine Stadt für sich, gehört zum Fürstenthum Schwerin, und hat auch ihren besondern Magistrat. Sie hängt aber mit Schwerin so genau zusammen, daß sie beide gemeinlich als eine Stadt betrachtet werden. Die Schelfe hat etwa 3500 Einwohner. In beiden Städten sind noch zu bemerken: die Domkirche und Domschule auf der Schelfe, die neustädter und die Schloßkirche, welche sämmtlich den Lutheranern gehören. Die Katholiken haben in Schwerin gleichfalls eine sehr schöne Kirche, und zwei Prediger. Die Reformirten feiern ihren Gottesdienst aber in Privathäusern, wozu ein Prediger aus Bützow alle Vierteljahr hinkommen muß. Die Juden haben hingegen eine bedeutende Synagoge.

Schwert heißt beim Schiffbau das Zubehör des davon auch benannten Schiffs, das an jeder Seite desselben (gleichsam wie ein Degen den man an der Seite trägt) hängt, und aus verschiedenen starken mit Eisen verbundenen Planken, beinahe wie eine Schuhsohle, zusammengesetzt ist. Es wird dasselbe, wenn man dicht an den Wind segelt, an der unter dem Winde liegenden Seite senkrecht ins Wasser gelassen

am das Abtreiben des Schiffs zu verhüten, oder doch zu vermindern. Dies Werkzeug ist besonders bei den Holländern sehr gebräuchlich.

Schwertmäge, der Schwertmägen (altdeutsch) heißt ein Verwandter von väterlicher Seite; hingegen Spillmäge oder Spinelmagen ein Verwandter mütterlicher Seite. Mäge oder Mägen überhaupt nannte man einen Verwandten; Mägenchaft Verwandtschaft, in entfernterer Bedeutung auch Gesellschaft, daher auch Mascopel, eine Verwandtschaft, Gesellschaft, i. B. Handlungsgesellschaft. Schwertlehen ist gleichbedeutend mit Mannlehen, und Schwertlichkeit heißt das Erbtheil eines männlichen Verwandten. Im gewöhnlichen und Geschäftleben hat sich der Ausdruck Mascopel am meisten erhalten, jedoch wird er häufig unrichtig für Verstellung, verkellter Contract (contractus fictus) gebraucht.

Schwertorden, s. Orden.

Schwimmen. Ein Körper, der eigenthümlich leichter als das Wasser ist, wird, wenn man ihn mit Gewalt unter das Wasser taucht, in die Höhe gehoben und genöthigt, auf dem Wasser zu schwimmen; aber dennoch bleibt er, indem er auch schwimmt, mit einem Theile unter dem Wasser, welches sein unterer Theil aus so viel wiegt, als er selbst. Auch eigenthümlich sinken im Wasser, wenn sie entweder ausgehöhlt, Körpern verbunden sind. Es schwimmen Kä nur so gemacht sind, daß sie, wenn man sie Wasser taucht, eine Menge Wasser aus ihrem schwerer als sie ist. Menschen und Thiere schwerer als Wasser, öfters etwas leichter, daher wenn sie ertrinken, mehrentheils zu Grunde gehen, wenn ihre Theile durch die Faulnis sehr aufgehen wieder zum Vorschein kommen und schwimmen. Thiere, wenn sie sich lebend auf dem Wasser durch Schlagen und Stoßen das Wasser um damit es sie stärker hebe, als ruhiges Wasser. Natur das Thier geschickter zum Schwimmen macht, denn sie hat ihm vier Füße und eigenen Hals gegeben, den Kopf aber, in dem Körper viel leichter gemacht, als bei dem Menschen nicht schwimmen können, binden sich einige um den Leib, oder ziehen Schwimmkleider an; ehe sie sich dem Wasser anvertrauen. Dieweil zwar zureichend, sie können aber, dennoch, genug sind, uns selbst zu helfen, nicht bei zuweilen im Wasser umschlagen, mit dem Kopf und ertrinken. Daher ist die Kunst zu schwimmen thigsten und nützlichsten; denn die meisten Menschen verunglücken im Wasser aus Mangel derselben und aus Bestürzung. Indessen verdient wohl noch angemerkt zu werden, daß man Menschen, die im Begriffe sind, zu ertrinken, so lange sie sich im Wasser befinden, mit einer sehr kleinen Kraft in die Höhe ziehen und retten kann. Die Fische haben von Natur, um sich im Wasser zu erheben, eine doppelte mit Luft angefüllte Blase erhalten, die sie ausdehnen und zusammenziehen können. Im ersten Falle wird der Umfang des Fisches vermehrt und er steigt in die Höhe, im zweiten Fall vermindert, wodurch er sich im Wasser niederlassen kann; bloß denjenigen Fischen, die stets auf dem Boden der Gewässer leben, fehlt diese Blase.

Schwimmbögel, s. Bögel.

Schwindel, ein krankhafter Zufall des Menschen, bei welchem die Gegenstände um ihn her in schwankende oder drehende Bewegung zu gerathen scheinen, verschiedene Farben vor den Augen flimmern, oder ihm alles dunkel und schwarz vor den Augen wird, das Gleichgewicht und die Kraft, den Körper aufrecht zu halten, abnehmen, daher die Furcht zu fallen, ein Schwanken, oft ein wirkliches Drehen des Körpers im Kreise, und endlich ein Niederstürzen des Kranken entsteht. Meistens scheinen vorher noch einem solchen Menschen dabei verschiedene einzelne Gegenstände doppelt. In höherem Grade der Krankheit entsteht Ekel und Erbrechen, Säusen, Zischen oder sonst unangenehmer Geräusch in den Ohren, und Mangel an Erkennung des Orts, wo der Kranke sich befindet. Bei dem wirklichen Fallen stellt sich auch ein Vergehen aller Sinne, Bewußtlosigkeit mit ein. In diesem Zustand bringen die Kranken verschiedene Zeit zu. Entweder der Schwindel geht in Ohnmacht über, in welcher der Kranke ohne Empfindung, ohne Bewegung, ohne Herz- und Pulsschlag liegt, oder in den Zustand von Schlagfluß, in Epilepsie, oder er geht allmählig wieder ganz vorüber, der Kranke erholt sich, steht wieder auf, und empfindet bloß eine Schwäche nach einem solchen Anfälle. Alle diese Zufälle, so schwer auch ihre Erklärung ist, deuten doch darauf hin, daß die gemeinschaftliche und wesentliche Ursache in dem Gehirne, und wohl vorzüglich in dem Theile desselben abgehen, von welchem die Nerven des Gesichts und des Gehörs, in welchem das Organ des Bewußtseyns ist, also in dem Theile, welcher das gemeinschaftliche Empfindungsorgan, (*sensorium commune*) genannt wird. Ältere Aerzte *) haben es aus einer Kreisbewegung der im Gehirn befindlichen Lebensgeister erklären wollen, welches sich aber nach den jetzigen geläuterten Ansichten der Physiologie der Gehirnfunktionen nicht mehr beachten läßt. Nach Marcus Herz **) ist der Schwindel der Zustand von Verwirrung, in welchem sich die Seele wegen der zu schnellen Folge ihrer Vorstellungen befindet. Sollen nämlich Vorstellungen, sie kommen nun von Anschauungen oder von der Phantasie her, zu völliger Klarheit kommen, so muß dabei die Thätigkeit der Seele mehr oder weniger verweilen, um sie vollständig fassen zu können. Dann erst ist diese Vorstellung klar geworden, die Seele kann sie anreihen mit andern Vorstellungen, und zur folgenden übergeben, welche sie sich auf gleiche Weise zur Klarheit bringt. Will sich die Seele eine ganze Reihe von Gegenständen klar vorstellen, so muß sie jeden einzeln auf diese Weise anschauen und umfassen, wozu eine gewisse Zeit gehört, welche nach der verschiedenen Fassungskraft der Seele auch verschieden ist. Geschieht die Anschauung der Gegenstände zu schnell nach einander, ohne daß die Seele Zeit hat, jeden gehörig zu fassen, so bleiben die Vorstellungen dunkel, und fließen in ein undeutliches Bild zusammen. So entsteht ein künstlicher Schwindel, wenn man sich schnell in einem Kreise herumdreht, und in schnell auf einander folgender Reihe eine Menge Gegenstände vor die Augen bekommt, deren keiner mehr eine klare Vorstellung in der Seele zurücklassen kann, so daß endlich alles in ein undeutliches Ganzes zusammen schwimmt. Da nun die Function des Geistes an das Organ gebunden ist, so nimmt auch dieses an der Verwirrung Antheil und wird auf eine so widrige Weise afficirt, daß diese drehende Bewegung in der Nachempfindung noch einige Zeit an-

*) B. B. Willis, *Zacutus, Mater.*

**) Versuch über den Schwindel. Berlin 1791.

alle, auch wohl die übrige Einwirkung auf Nerven, mit denen das
 Hirnorgan in Verbindung steht, namentlich auf den sensorischen, der
 mit dem Kreislaufsystem mit dem Gangliensystem in Verbindung steht, sich
 bezieht, wodurch die Einwirkung von Uebelthäten in der Jugend,
 von Ekel, Uebelkeit bis zum wirklichen Erbrechen entsteht. Auch
 die Schwenken in der Bewegung, die Furcht zu fallen und das wirk-
 liche Niederfallen rührt von der unordentlichen Erregung des Hirnorgans
 her. Das Aufrechterhalten des Körpers hängt nämlich nur dadurch
 zusammen, daß die von dem Kreislaufsystem abhängigen, in ihrer Wirkung
 einander entgegengesetzten (antagonistischen) Muskeln des Körpers durch
 ein Gleichgewicht des Nervensystems im Gleichgewichte gehalten werden. Ist
 ein Gleichgewicht wird aber unterbrochen, indem die regelmäßige Ein-
 wirkung von dem Nerven nach den antagonistischen Muskeln gehet
 wird, oder wenn die unsichere Haltung des Körpers, das Schwanzen
 und endliche Niederfallen rührt von dem unregelmäßigen Zutreten der
 Muskeln, von der Erschlaffung der Streckmuskeln entsteht, so daß der
 Schwerpunkt des Körpers nicht mehr gehörig unterstützt wird, bald auf
 die eine, bald auf die andere Seite abwärts, und endlich der Mensch,
 das Gleichgewicht ähnlich verlierend, plötzlich niederfallen muß, wenn
 er nicht einen festen Fußpunkt erfassen kann, durch welchen er im
 Stande ist, den Schwerpunkt des Körpers wieder in seine Pevolt zu
 bringen, oder wenn nicht überhaupt dieser Zustand bald wieder nach-
 läßt. Dies geschieht nun wohl, wenn der Schwindel von einer äußeren
 bald vorübergehenden Ursache herrührt; er kann aber auch von einer
 inneren Ursache entstehen, ist dann nicht allein von größerer Heftigkeit,
 sondern auch von mehrerer Bedeutung. So wie von der Seite aus
 auf das Hirnorgan gewirkt, und durch zu große Schwelligkeit der Nerven
 Substanzen eine unordentliche Erregung dieses Organs verursacht wird,
 so kann dies auch von andern organischen Einwirkungen geschehen.
 Manche Menschen haben von Natur mehr Anlage zum Schwindel, vor-
 züglich, bei denen das Organ des Nervensystems, der Empfindungen
 und Vorstellungen an eine langsamere Function gewöhnt ist, oder eine
 welche doch bei gewisser Zeit statt findet, da alsdann eine etwas geringere
 schnellere Folge der Ideen besteht aus unordentlichen schnelleren Bewe-
 gungen des Nervensystems im Gehirn besteht. Dies ist z. B. der Fall
 bei Weibchen, deren Phantasie nicht lebhaft ist, bei phlegmatischen,
 auch bei wenig an Geistesanstrengung gewöhnten Personen. Deder ist
 auch bei alten Personen verhältnißmäßig mehr Anlage zum Schwindel
 als bei jungen, da bei jenen die Lebhaftigkeit der Organe schon nach-
 läßt, auch die Fortschritte nicht so reichlich sich zeigt und eine unge-
 wöhnliche Schwelligkeit der Vorstellungen eben so wie eine übermäßige
 gewöhnliche Erregung des Gehirns die Functionen und Bewe-
 gungen der Organe der Vorstellungen die Bewegung des Nervensystems
 Fortschritt reichlich und lebha-
 tung zu gewahren. So wie
 im Druck herumzubringen, mi-
 ren. Ferner disponirt auch
 Nervensystems überhand, u.
 Entstehung des Schwindels,
 so zum Wiederstand gegen die
 Anordnung gebracht werden
 ist werden beschonendliche

ng und Erregung
 gewissenförmlichen
 der Jugend die
 nichter, und der
 soald in Unord-
 euer und nichter
 jundlich zu wer-
 delbarkeit des
 es, auf trüchtern
 in weniger Ent-
 as, und leicht in
 Abzug). Das
 schon auf letz-

Ursachen mit dem Schwindel befallen, weil durch den sympathischen Nerven die Verbindung der Nerven des Unterleibes mit dem Gehirn bei ihnen offener ist, der Nervenäther der erstern daher leichter nach dem Gehirn zufließt, und daselbst als einigermaßen fremdartiger Reiz Störung und Unordnung in den Verrichtungen des Hirnorgans hervorbringt. Endlich gibt auch Anhäufung des Blutes im Kopfe nicht nur mehr Anlage zum Schwindel, sondern wird auch oft Veranlassung zu dessen völliger Ausbildung, theils indem dadurch vermehrte Absonderung des Nervenäthers und beschleunigte Function des Hirnorgans veranlaßt wird, theils auch indem der Druck der von Blut strotzenden Gefäße auf das Hirnorgan stehend einwirkt. Ein auf äußere Veranlassung entstandener Schwindel geht gewöhnlich bald wieder vorüber, ohne weitere Folgen zu hinterlassen, doch ist es jedem, welcher Disposition zu diesem Zufalle hat, sehr anzurathen, alle Veranlassung zu der Entstehung desselben, z. B. schnelles Herumdrehen, das Herabsehen von hohen Orten, Rückwärtsfahren und dergl. mehr, so viel als möglich zu vermeiden, theils weil es doch jedesmal eine sehr unangenehme Empfindung verursacht, theils weil die widrige Einwirkung auf das Hirnorgan dessen Schwäche und Empfänglichkeit für störende Einwirkungen vermehrt. Wo der Schwindel, ohne von solchen äußerlichen Ursachen erregt zu werden, von selbst, d. h. von innern Ursachen entsteht, ist er ein bedeutender Zufall, welcher nicht ohne ärztliche Hülfe darf gelassen werden. Noch nöthiger ist dies, wenn er nicht für sich allein besteht, sondern der Vorbote einer andern bedeutenden Krankheit, z. B. des Schlagflusses ist, oder wenn er von einer Disposition herrührt, welche gefährlich werden kann, oder wenn mehrere theils disponirende, theils Gelegenheit zum Ausbruche gebende Ursachen zusammenwirken. Die vom Alter und Geschlecht herkommende Disposition kann freilich nicht gehoben werden, daher müssen solche Personen sich darauf beschränken, alle veranlassenden Ursachen sorgfältig zu meiden. Die von Schwäche und erhöhter Reizbarkeit, wie auch die von Vollblütigkeit gebildete Anlage kann, obgleich mitunter sehr schwer, gehoben werden, doch muß auch in diesen Fällen eine sorgfältige Vermeidung der erregenden Ursachen Statt finden, weil die von jenen Ursachen herkommende Anlage stärker als die erste ist, und daher der Schwindel um so leichter auch auf geringe Ursachen entstehen, und besonders in noch gefährlichere Uebel übergehen kann. Die Kenntniß der verschiedenen Ursachen, welche zur wirklichen Entstehung des Schwindels Gelegenheit geben, ist auch für den Nichtarzt um deswillen wichtig, weil sie besonders diejenigen, welche Anlage zu diesem Uebel haben, in Stand setzt, sie um so besser zu vermeiden. Diese Ursachen sind vorzüglich folgende: 1. Mechanischwirkende, z. B. Erschütterung des Kopfes, durch heftige Erbbe, durch Fallen, Druck von fremden Körpern im Gehirn. 2. Andrang des Blutes nach dem Kopfe. Außer den bekannten Zeichen der Vollblütigkeit überhaupt, deutet auch der Umstand noch auf diese Ursache, wenn manche Personen, welche zuweilen Schwindel bekommen, in ruhigem Zustande, nüchtern, früh morgens, wenn sie noch nicht viel genossen, sich nicht erhitzen haben, keinen Anfall dieses Uebels bemerken; dagegen Erhitzung, zu starke Bewegung, äußere Hitze, Sonnenwärme, Genuß geistiger Getränke denselben am meisten erregen. Auch von Unterdrückung gewohnter Blutungen, von Uebergehen gewohnter Aderlässe, oder von zu schneller Stopfung einer heilsamen Blutung kann diese Ursache herkommen. 3. Schwäche von plötzlicher Entleerung von Blut, selbst von Mangel an Blut, Nervenschwäche insbesondere,

an Mangel an Nahrung, oder von zu häufigem Unterleibe, beson-
 derlich andere Zeichen v
 licher Verriehung des
 Schmac, Mangel an I
 man hier nicht allein
 gleich mit dem Schw
 been Ursprung haben
 sondern Wirkungen
 a sind Ueberladung
 schwerverdauliche Sp
 Halle, oft Veranlassu

nen Magen steigt oft die Ursache zu dem Schwindel auf, besonders bei
 Schwäche und Reizbarkeit des Nervensystems, weil die Reizbarkeit des
 Magenstroms bei Leerheit des Magens schon von selbst zunimmt. In-
 nere Kränkheiten können aber gleichfalls Veranlassung des Schwindels
 werden, wenn die krankhafte Reizung sich auf das Gehirn verlegt.
 Die vorzüglichsten davon sind catarrhalische Reizung von Verbreitung
 der Entzündung in der Schleimhaut der Nase beim Schnupfen bis in
 die Stirnhöhlen oder bis in die Nachbarschaft des Gehirns (s. d. Art.
 Schnupfen), rheumatische und gichtische Entzündung im Gehirn, von
 Erkältung und Vernachlässigung bei solchen Krankheiten, auch innere
 krankhafte Veränderung im Gehirn von plöthlich geheilten Hautkrank-
 heiten, namentlich von Flechten und Krätze. Endlich auch unmittelbare
 abnorme Erregung des Gehirns von der Seele selbst, zu starke Anstrengung
 durch anhaltende Geistesarbeiten, Studiren in der Nacht, oder zu
 bald nach dem Essen, heftige Erschütterungen des Gehirns durch Af-
 fecte, sowohl Freude als Schreck. Will
 etwas thun, ehe man einen Arzt um Rath s
 ich nach obigen Ursachen richten, außerdem
 mehr Schaden als Nutzen gestiftet werden.
 verursachen sind wohl Vollblütigkeit, Reize
 roste Geistesanstrengung. Man entferne all
 Bei der Vollblütigkeit verschaffe man dem
 ein Koffee eine Ableitung durch lauwarme P
 ffen, besonders bediene man sich der laulich
 Wasser, nehme kühlende Salze, s. B. Sal
 zucker. Bei Schwäche der Verdauung w
 Mittel an, unter welchen man besonders den
 le Eubeben anrühmt. Gelehrte müssen das
 nach Tische unterlassen. Hypochondristen w
 häufig dem Schwindel unterworfen, der zwar
 auf leichte Veranlassungen auch wiederkehrt.
 Vermeidung aller Reizung der Unterleibsmeri
 und saure Speisen vermeiden, einen leichten Stuhlgang und Abgang
 der Blähungen zu erhalten suchen.

schung,
 Reize aus
 : gewöhn
 unregelmä
 Abster Ge
 Nur-darf
 , das ja
 u Magen
 l Ursache,
 ausgehen,
 che, aber
 auch wohl

nächster

Schwindsuche ist ein langwieriger krankhafter Zustand, mit
 Abnahme der Masse und der Kräfte des Körpers. Durch willkürlichen
 Gebrauch der Krankheitsbenennungen und Verwechslung der Namen
 irrscht im gewöhnlichen Leben eine große Verwirrung in den Begriffen
 der verschiedenen unter diese Classe gehöriigen Arten von Krankheiten.
 unter obiger Benennung wird daher oft auch Auszehrung, Abzehrung,

Hektik, Phthisis und Lungensucht verstanden. Wenn indessen einige Ordnung in die Begriffe dieser Benennungen von Krankheiten gebracht werden soll, so müssen wir uns theils an die ursprüngliche Ableitung und Bedeutung dieser Worte halten, theils nach dem Gebrauch der ältern Aerzte, theils nach der jetzt genauern Kenntniß der hierher gehörigen Krankheiten richten. Wir behalten daher die Benennung Schwindsucht für den gemeinschaftlichen Namen aller der Krankheiten, in welchen die Kräfte und das Fleisch des Kranken allmählig abnehmen, gleichsam verschwinden. Entsteht diese Abnahme von einem Mangel an Ersatz der Säfte und Lebenskräfte nach dem gewöhnlichen Verbrauch durch das Leben selbst, so können wir diesen Zustand *Atrophie* benennen; entsteht er von übermäßiger Entziehung der Säfte oder übermäßigem Verbrauch der Kräfte, so geben wir ihm den Namen *Abzehrung*, worunter die nervöse Abzehrung (*tabes nervosa*) gehört; entsteht er von einem anhaltenden krankhaften Reiz im Körper, so ist es *Hektik*, *Zehrfieber*; entsteht aber die Schwindsucht von einer innerlichen Vereiterung, welche im Körper selbst einen zu schnellen Verbrauch der Nahrungstoffe des Blutes durch die unablässige Eitererzeugung, oder auch Schleimabsonderung, und eine Abnahme der Kräfte theils schon dadurch, theils durch ein anhaltendes schleichendes Fieber verursacht, so können wir diesen Zustand *Auszehrung* benennen, welche dann erst wenn sie von einem örtlichen Leiden der Lungen herkommt, als *Lungensucht* zunächst bezeichnet wird. Jeder schwindsüchtige Zustand, in so fern er in einem Fehler der Lunge gegründet ist, wird oft auch vorzüglich mit dem Namen Schwindsucht belegt, besonders dann, wenn noch keine deutliche Eitererzeugung und kein Auswurf vorhanden sind. Eben so wird oft die Benennung *Phthisis* und *Hektik* gebraucht, wenn man nur noch ein allgemeines Leiden, ohne bestimmte Kenntniß des örtlichen Fehlers in der Lunge, andeuten will. Bei jeder Schwindsucht findet demnach allmähliche Abmagerung Statt, zuerst meistens an den Armen, auf dem Brustgebäude, dem Rücken, dann an den Schenkeln und Beinen, endlich in dem Gesichte, das sich oft am längsten noch bei der gewöhnlichen Bildung erhält, endlich aber auch von Fleische abfällt. Zugleich verändert sich die Farbe der Haut, besonders im Gesichte, die lebhafteste Röthe, die Rundung und Glätte, welche von dem Andrang des Lebensreizes im Blute herkommen, verlieren sich, die Haut wird blaß, um die Augen herum blaulich, die Augen verlieren den Glanz, die Haut fällt zusammen und wird runzlich. Dabei nehmen die Kräfte ab, der Kranke fühlt sich auf geringe Bewegung bald ermüdet, kann auch nicht so weit mehr gehen, keine schwere Last mehr aufheben. Die Schwäche verbreitet sich auch auf die Respirationsmuskeln, so daß der Athem schon nach leichter Bewegung, endlich sogar beim Sprechen, kurz wird. Diese Schwäche geht im Verlaufe der Krankheit weiter, und erstreckt sich von dem Muskelsystem auf die Gefäße, zunächst auf das arterielle Adersystem, dann auf das Haargefäßsystem und die absondernden Organe. Daher stellt sich ein matter, weicher, frequenter Puls ein, und allemal bildet sich ein langsames Fieber, (*febris hectica s. lenta*), bei manchen eher, bei andern später, daher entstehen auch übermäßige Absonderungen, Durchfall, Schweiß und wässrige Geschwulst der Füße. Die meisten Schwindsuchten endigen auf diese Weise mit Fieber und Eiterung eines innern Organs, vorzüglich der Lungen, wenn sie auch ursprünglich ihren Heerd in einem andern Organ hatten, oder gar nicht von örtlichen Ursachen herrührten. Nachdem nun die Schwindsucht von besondern Ursachen entsteht, und in einem Subjecte sich auf eine bestimmte

Jahre sich, zu die folgende über. Ein erstes ist von Verhärtungen
 in den Eingeweiden, chronischen Entzündungen nach unvollkommenem
 frischem Ausfließen des Eiters, bei schlechter Beschaffenheit des
 Blutes, nach zu schneller Unterdrückung von Hautausflüssen, besonders
 der Krätze und der Flechten, nach Unterdrückung geschwulster Blutsäfte
 und Absonderungen. Die Ausdehnung, Punctur, entsteht bei der Unter-
 drückung eines innern Theils, wobei der Eiter in zu großer Menge abge-
 sondert wird, deshalb die erstarrende Gallerte des Blutes vergrößert, auch
 die dabei entstehende Entzündung des Organs sowohl, als die durch
 Entzündung des gebildeten Eiters in das Blut veränderte Qualität
 derselben als Gift wirkt und ein sehr rasches Fieber verursacht. Die Aus-
 dehnung entsteht demnach nicht blos von Geschwülsten in der Lunge, son-
 dern sie kann auch von dergleichen in der Leber, in den Nieren, und
 andern Eingeweiden herrühren. Ein erstes oder am häufigsten von
 Lungengeschwülsten, theils hervorgeht, weil die Lungen, als ein Organ,
 das ganz der reproductiven Irrmodalität gewidmet ist, eben daher auch
 am leichtesten in einseitlich rath, theils auch, weil die innere
von Arten von Schwindsucht
 anhängen, und mit ein-
 ander verbunden. Die wohl-
 rathen. Die Lungenschwulst
 als Lungenschwulst, als Lung-
 geschwulst ist die Absonderung von übermäßigem Schleimabgang in den
 Lungen, oder die sogenannte Schleimabsonderung. Sie entsteht von dem
 nachfolgenden Catarrhen, von allem, was überdauert die Absonderung in
 der Schleimhaut der Bronchien übermäßig reizt und unterhält, z. B.
 Unterdrückung anderer Absonderungen, besonders der Hautausflüsse, un-
 gütliche Aethiologie der Krätze, verhärtete Schwächte noch schlecht ge-
 wählten Brustheilmitteln. Dabei stellt sich Husten mit trüblichem Sputum
 ein, allein dieser reicht nicht, sondern er verbindet sich immer
 mehr mit Brustschmerz, trockenem Niesen und Abheulen auf der
 Brust. Der Eiter hat eine schlechte Farbe, wird sehr stark grün, be-
 weiset sich aber allmählig, und wird gelb und endlich grün, be-
 weiset dann auch wohl gewisse Markreize. Dazu gesellen sich endlich zu-
 mer Zeichen von geschwulstiger Schwäche und Lähmung, stehender Schweiß
 und Durchfall. Oft wird auch die Lunge selbst noch durch chemische
 Fortschritte in Eiterung verfaßt. Die Lungenentzündung, trockne oder
 katarrhalische tritt mit einem heftigen Fieber von Anstrengung und Ver-
 änderungen in den Lungen und dahervollkommener demselber Entzündung
 der Lungen ein. Dabei ist ein häufiger kurzer Husten, ohne Auswurf,
 besonders beim tiefen Athemziehen einhaltendes Erbrechen, starken Schweiß
 vorzüglich hervortretend. Nur Morgens steigt sich gewöhnlich Auswurf
 von einer sehr dicken, schleimigen, graulichen Schleimmasse, zuweilen auch
 von einem kleinen weissen fadenförmigen Nierenstein, dem Salz oder weissen
 Blut, mit dem Husten zum Vorschein. Zuweilen entstehet der
 Kranke häufige Eiter, Brennen und Dröhen in der Brust, keine
 nehmte auch Markreize. Die häufigste Ursache der Lungenentzündung
 ist die Pleuritis in dem kindlichen Alter; allein den Ausbruch der
 verfaßten Lungenschwulst verursacht erst der Uebergang der Lungenschwulst
 in einseitlichen Zustand, welches Catarrhe, Entzündung, Eiter, gelber
 Schweiß und andere dergleichen Ursachen hervorzubringen. Weist man sich
 nicht Art durch Unterdrückung der Lungen in die folgende über, in die
 Lungenschwulst, Lungenentzündung. Hier findet ein verfaßtes Eiter
 schweiß oder es findet sich mehrere solche Geschwülste in den Lungen

Buxten mit Eiers
 nant; ist das Ge-
 oft, besonders bei
 1. In beiden Fäl-
 ausdehrendes Fieber
 2 der Lungenluche,
 3 durch Übergren,
 4 wenn diese nicht
 H.

Schwägung, s. Pendel.

Schwall (im ökonomischen Sinne) nennt man die vorzüglichste Ver-
 wendung des Fortschritts und Erhabens auf einem niedrigen und ge-
 wöhnlichen Stande. Diese Verwendung läßt sich u. a. als das im Aus-
 drucke beruhend denken, wenn odentlich gewöhnliche Dinge in Klaren
 und rhetorischen Figuren, die aus einer höhern erhabenern Rede oder
 Erhabenheit zufließen, vorgetragen werden, s. B. man wollte in einer
 gewöhnlichen Rede sagen: es wird Tag! und man bräuhet dies durch
 im Worte aus: *Esou hebt Karora die Erhabenheit aus den Flur
 den des Tages empor* Das Abgrenzen danksel. des Nachdrucks in
 einer Art der Rede Schwall sein kann, ist es nicht in einer andern.
 Daraus oder u. der Schwall in der Bemerkung erhabener Begriffe
 und Vergleichen zu gewöhnlichen, niedrigen Gegenständen, so dient er
 in jeder Art des Vortrags selbst, s. B. im Herkules sagte in einer
 Zeichnung auf eine Grotte: „Klagt der Liden im Thale das
 anhat, denn die Liden auf Liden ist gelitten!“ In einer Zeich-
 nung am Orte einer Klage nicht ist, etwas stimmungsvoll. Gerade
 Reden erhablich gewöhnlich sind, nur im vorliegenden Fall ist die
 beginn der Bemerkung erhabener Begriffe zu einem sich gewöhnlich
 den und niedrigen in das höchste Schwall ist. **Phibid** (gleich-
 als eine Art des Schwall) ist die ständige, beständige Ueberrun-
 ung des wirklich vorhandenen und Erhabenen. Personale von Schwall
 über Art haben man häufig in englischen, besonders aber in deutschen
 Dichterverken aus dem letzten Jahrzehend des hundertjährigen und dem
 ersten ersten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts, s. in dem
 Werke der Frauen und Männer. F. N.

Eolo oder **Elio** ist eine der vornehmsten Inseln des Archipelago
 und, nicht gegen Osten von Natalien durch einen italienische Namen
 einen Canal, *Lo canale di Capo bianco* genannt, abgetrennt war.
 Sie hat 120000 Einwohner im Archipelago, ungefähr 100000 Einwohner
 wohnt, ist reich an dem vorzüglichsten Pfeffer, an Baumwolle, Pfeffer,
 Wein, Warmer, Feigen, Pomeranzen, Öl, Citronen und Malabar.
 Ingleich sie dem Pfeffer gebet, so hat doch die Einwohner fast alle
 der griechischen oder orthodoxen Religion zugehört. In Hauptstadt
 nicht gleichfalls Eolo oder Eio, hat an der östlichen Seite einen
 Hafen, wo aber die Schiffe schwer aus- und einlaufen können; auch
 wird sie durch eine Landenge beengt, welche groß ist, und so wieder
 in Joden und Liden wohnen. Die Stadt ist ziemlich nach europä-
 ischem Geschmack gebaut hat 10000 Einwohner, vorzüglichste Gewer-
 bausfacturen, einen griechischen Erzbischof, und einen catholischen Bis-
 chof, der sich aber nach dem griechischen Ritus richtet. Die Residenz
 ist Elio gegen wider die Provinzen der dortigen Länder mit einem
 kleinen Bezirk. Bei dieser Insel liegen die Inseln 1000 über der
 Liden, und verbrannt darauf die noch übrigen Schiffe des Archipelago
 in Liden.

Scipio Africanus (Publius Cornelius) der Ältere. Das cornelische Geschlecht überhaupt reich an großen Männern war, in Rom Orde vorzüglich mit erdulden und beiderleuten; so verdiente der Befreger des furchtbaren Hannibals unter allen Capitane, die und Geschichte nennt, aufrichtig den ersten Rang. Sein Vater, welcher eben denselben Namen führte, hatte zu Anfang des zweiten punischen Krieges zwar unglücklich, aber nicht unrühmlich gegen den verschlagenen Carthaginienser gekämpft. In der blutigen Schlacht am Flusse Ticinus im Oberitalien nahm der junge Scipio in einem Alter von kaum 17 Jahren ehrenvollen Antheil, und er soll sogar seinem verwundeten Vater das Leben gerettet haben. Auch der noch blutigern Schlacht bei Cannä wohnte er bei; doch hatte er in den Trümmern des besiegten Heeres zu er durch seine kühne Entschlossenheit einen die aus Verzweiflung Italien verlassen, dem Vaterlande zu erhalten. Mit geschick in ihre Mitte, und drohte mit ihnen niederzukommen, der sich weigern würde, er ihnen vorkommen wollte. Durch diese pro in Beförderung gesetzt, fügten sich Rom von seinem Untergange mit retten den Muth und andere große Eigenschaften in seinem ersten Jahre wurde er nach nachher Praefectus in Spanien, um eine glücklichere Wendung zu geben. Nur zu wenig mühten sich er sich bald vollkommen würdig und erreichte den Zweck seiner Sendung über Alles Erwarten. Denn nicht nur durch seinen Heldenthum und Klugheit wußte er die Feinde zu besiegen, sondern auch durch seine Gerechtigkeit, seine Menschenfreundlichkeit und durch sein ganzes edles Betragen. Die erste glückliche Unternehmung von Wichtigkeit war die Eroberung von Carthago Nova, dem vorzüglichsten Wasserplatz der Carthaginienser. Mit ungewohnter Kühnheit griff er von der Wasserseite her, welche fast vertheidigungslos und am leichtesten zu erklimmen war, begleitet von 500 der entschlossensten Soldaten, die zur Zeit der Eile durch das niedere Wasser wadelten, die Stadt an, erkletterte ein Thor, und während die übrigen Truppen, die von der Landseite her kamen, andere Theile der Stadt erklimmten, wurden die Feinde so in Schrecken gesetzt, daß sie sich eilig in die Burg zurückzogen, aber auch diese bald darauf übergaben. Seinem wackern Freunde Lilius überließ er die feste Stadt zur Bewachung, er selbst begab sich wieder in das Lager. Die gefangenen Africaner wurden als Sklaven verkauft, die Spanier hingegen in Freiheit gesetzt. Diese Großthat machte auf die letztern einen sehr guten Eindruck, und sie zogen sich von den Carthaginiensern zurück. Noch mehr gewann er in der Ehrung und Liebe der Kriegervölker den Ehrentitel, als er die schöne Braut des jungen Fürsten Mithridates, die ihm als Gefangene zuegeführt worden war, und die auf sein sehr großen Eindruck gemacht hatte, so gleich dem Jünger zurückgab, als er über. daß sie schon verlobt sey. Das ansehnliche Lösegeld, welches die reichsten Aeltern dem edlen Sieger anbringen, schenkte er dem jungen Poete zur Vermehrung ihres Brautgutes. Aus Dankbarkeit dient nun Mithridates mit einer ausgetlesenen Reiterei unter Scipio, und leistet ihm sehr wichtige Dienste. Im folgenden Jahre griff er, sobald es die Naturung erlaubte, den Mdrubal, Hannibals Bruder, mit solchem Nachdruck und Klugheit an, daß er ihm, ungeachtet seiner Stellung

ihre vortheilhaftigste, sich mit der
er Tugend zu jeder Anhänger in
Scipio einen neuen
ohen Verwandten
engen bekamen
wird zu kehren, er
auch noch anlehnt
le Kunst des Rus
u dem vortheilhaft
ange darauf schlo
einen Feldherrn
weiter verfolgend,
Balkenstaaten in

die Carthaginenser ein neues Heer gesammelt, welches von Mago und
Hanno geführt wurde. Scipio griff sie an, aber erst nach einem mehr
wöchigen, langen Kampfe vermochte er, die Feinde zum Weichen zu
bringen und sie so zu schlagen, daß der größte Theil von ihnen aufge
leben wurde. Der Ueberrest, von seinen feigen Führern verlassen, er
zielte durch die Vermittlung des Masinissa, den die Treulosigkeit der
Carthaginenser erbitterte, einen freien Abzug. Von Spanien aus ging
Scipio ganz allein nach Afrika zum Cupdag, König von Massilien,
um ihn für Rom zu gewinnen, was ihm auch gelang. Nach seiner
Rückkehr schickte er einige Städte, welche während seiner Abwesenheit
abgefallen waren. Wenige Zeit nachher verfiel er in eine Krankheit,
welche ihn dem Tod nahe brachte, und deshalb mehrere spanische Ue
berwachen bewog, von den Römern wieder abzufallen; selbst zwei Re
gionen seiner Armeen erregten einen Aufstand. Aber Scipio geduldet, und
kämpfte mit vieler Klugheit und Energie die ausgedehnten Unruhen.
Nach erzielte er bald noch durch eine Ueberrumpfung die wichtige Stadt
Hades von den Feinden, die jetzt den geschwächten Hannibal in Italien
verstärken sollten. Es waren die Carthaginenser nun aus ganz Spa
nien verdrängt, und der größte Theil dieses Landes den Römern unter
worfen. Siegreich und im glänzenden Triumph zog der große Feldherr
unter dem lautesten Jubel des Volkes in Rom ein. Kaum angekommen,
bat er den Senat um die Erlaubnis, mit einer Armee nach
Afrika gehen zu dürfen, um die Feinde in ihrem eigenen, wenig ver
theidigten Lande anzugreifen. Umsonst bot der eifersüchtige Cato
nichts sein Leben und seine Beredsamkeit auf, dieses Unternehmen zu
verhindern. Scipio erließ den ehrenvollen Auftrag, mit einer stolzen
lichen Anzahl von Truppen und einer Flotte nach Sicilien zu gehen,
um von da aus, nach reifer Erwägung der Wohlthätigkeit einer Landung
auf den Küsten von Afrika, den entworfenen Plan auszuführen. Er
kam glücklich auf der Insel an, und schickte zuerst seinen Freund Fabius
und mit einer Abtheilung der Flotte und Armeen nach dem feindlichen
Land. Dieser überließ nach seiner Landung das von Truppen fast ganz
wirdliche Land, eroberte und plünderte mehrere reiche Städte, verwo
hnte die Felder und gewann den König Masinissa ganz für Scipio's
Unternehmen. Die Beute beladen kehrte er bei der Annäherung der
feindlichen Flotte nach Sicilien zurück. Jetzt betrieb Scipio die Zurück
führung zu dem wichtigen Ziele mit verdoppelter Thätigkeit und eilte dann
mit seinem kampflustigen Frigern an die afrikanischen Küsten. Seine
andermüthete Ausrüstung verdrängte in Carthago die größte Besatzung,

Da man weder eine schlagfertige Armee, hatte. Der mächtige Carthago wurde indeß kaum mit einem Heer von 80,000 Mann den zu Hilfe. Aber auch Scipio hatte an Vergewisserten erhalten. Gegen den Winter war die feindliche Uebermacht weit zurückgedrängt. Daß die Vertheidigung ihnen die Wahl zum Lager diente; ein gleiches; nur die Römer weniger brachte Heer zusammen, mehr auf dem Lande und ihm selbst. Doch die römische Befehlsführung, bewog

schienen. Zwar kam nun auf eine kurze Weile dem Römern und ihren Gegnern zu Ehren ihm bald auf eine treulose Weise wieder. Zwar zum Vorrückten in Italien zurück, um wo möglich sein hartbedrängtes Vaterland zu retten; aber von seiner ehemals so fürchtbaren Armee hatte er nur noch wenige Reste übrig. Seine Landsknechte, welche den Römern in die Hände fielen, ließ Scipio überall in dem römischen Lager herumführen und ungehindert zum Hannibal zurückkehren. Dieser verlangte sich wie dem Römern zu unterreden. Unweit der Stadt Tarentum kamen die beiden größten Feldherren ihres Zeitalters zusammen. Im Angesichte ihrer Weiber näherten sie sich einander zum ersten Mal. Schweigend saßen sie sich beide gegenseitig eine Zeit lang an. Dann rieth Hannibal zum Frieden und sprach von der Veränderlichkeit des Glücks. Scipio verlangte unbedingte Unterwerfung der Carthaginienser. Hannibal versprach die Abtretung aller auswärtigen Besitzungen. Dies genügte dem Römern nicht, und die Feldherren gingen unversöhnter Sache auseinander und rühten sich zu einem Treffen. Der entscheidende Kampf begann. Mit Muth und Anstrengung fochten beide Heere; aber die Kräfte waren zu ungleich. Scipio hatte nicht nur ein trefflich geübtes Fußvolk, das vom besten Geiste befeelt war, sondern auch eine gute und zahlreiche Reiterei des Masinissa; Hannibal hingegen zählte größtentheils nur neu angeworbene Truppen und Weithlinge. Diese fielen bei dem ersten Angriff. Nur die alten Soldaten vertheidigten sich mit unerschütterlicher Tapferkeit. Ihr Feldherr stand, wie sonst, ihnen aufmunternd zur Seite. Lange kämpften die unerschlagenen Römer vergebens gegen diese Tapfern, bis Masinissa und Lilius ihnen in den Rücken fielen. Dann wichen auch sie und wurden fast alle ein Opfer ihrer Ausdauer. Hannibal konnte sich kaum retten. Er rieth sich selbst zum Tode, da er nur unter harten Bedingungen zugestanden wurde. Scipio's Rückzug durch Italien nach Rom glich einem Triumphzuge, jeder wollte den großen Sieger sehen. Vor der Stadt empfing er die Glückwünsche der Bürger. Dann folgte der glänzendste Triumph, den Rom je gesehen

jure. Der Vertrag war ungelte. Es sollten von dem Land Gelder
 zu getragenen we
 fra. In Ehrenthal
 luden er nicht an;
 darauf vermalen
 das jeder ganz er
 gegen den spirit den
 nach dem. Hier
 die Vertragstheft
 die Namen den de
 Pfandte an. die sich jurk an den treuerden Vater monstus und
 den die unentgeltliche Forderung eines Fodens verzeichnen. Sines
 erklärte sich, daß er zwar dieses Karredieren mit Dank anerkant, auf
 jedoch für nicht glauden, daß er sich dadurch würde zum Schaden fre
 der Bürger beschien lassen; eine oblige Unterwerfung allem Recht
 dem König des Landes geben. Bald darauf wurde Sines krank und
 konnte der Arbeit nicht folgen. Sobald Antonius davon Nachricht
 erhielt, schickte er ihm den geringsten Lohn oder Gehalt zurück. Das
 Bedauern der Freunde erwartete der jährliche Vater den verfallenen
 Lohn, und ließ dem Karredier für diese anerkennende Unterwerfung so
 gleich danken; auch rind er sich, sich mit dem Namen in sein Leben
 einzulassen. Dies unendlich aber nicht. Tod verschaffte er dem ge
 schloffenen Dinge ziemlich gelinde Forderungen. Inzwischen
 zog Sines nach seiner Krankheit aus Wien in Rom ein. Dann trat er
 in den Privatstand zurück. Aber erst erfuhr er zu seiner großen Ver
 schämung die schändliche Undankbarkeit seiner Bürger. Sines, mit dem
 Namen Antonius, ein unverdächtigter Freund der Kaiserin, brachte
 es durch wiederholte häufige Besuchen dahin, daß Kaiser der dem bi
 schöflichen Bericht erlöbten und aus der Verwaltung des empfangenen
 Geldes Rechenschaft ablegen sollte. Der Angeklagte erschien, prug dem
 Volke die Rechenschaft ab und zeigte sie dann vor den Augen des
 Kaisers an. „Denn,“ sprach er mit ruhiger Stimme und feier
 licher Miene, „denn ist der Tag, wo Schandtal geschlagen und Last
 tragen bezungen worden ist. Warum verderben wir die Zeit mit un
 nöthigen Reden; die Güter werden unsrer auf dem Capital. Folgt mir,
 die Kaiser, und laßt uns dem Richter unsere Thun bezeugen.“ Das
 Volk, von dieser unerschrockenen Rede des großen Mannes ergriffen und
 zugleich beschämt, folgte ihm sogleich, und ließ die stundenlang
 allein auf dem Forum zurück. Dessen ungeachtet wurde Sines zum
 zweiten Mal von seinen Feinden angeklagt und vor Gericht gelodert.
 Allein er erschien nicht, verließ die undankbare Stadt und begab sich
 auf sein Landgut bei Pistorium. Da man ihn doch daselbst verfolgte
 und keine lächerliche Rede führen wollte, übernahm endlich der berühmte
 Volkstribun Licinius Crassus seine Verteidigung und prug dem rö
 mischen Volke, wie unbedenklich und ungerichtlich es sey, einen so hoch
 verdienstlichen Bürger so ungerichtlich zu behandeln. Man hörte zwar die
 Verteidigungen auf, aber der gekränkte Sines starb kurz darauf in sei
 ner Abgesandten. Er befiel seiner Wittwe, auf sein Grabmal die
 Worte setzen zu lassen: „Undankbares Vaterland, nicht einmal meine
 Bedenke sollst du haben.“ Er wurde auf seiner U. G. begraben. Er
 starb drei Jahre nach seiner Entfernung aus Rom, im Jahr A. 571,
 im dreizehnten Jahre, wo auch die geschickliche Gend der Kaiser, Cam
 meral, in Ostia seinen Lebens endete.

Scipio (Publius Cornelius), mit dem Beinamen **Africanus** der Jüngere, war der Sohn des berühmten Paulus Aemilius, welcher den mächtigen Perseus, König von Makedonien, besiegte, wurde aber von dem großen Scipio an Kindesstatt angenommen. Seine politische Laufbahn begann er im zosten Jahre seines Alters, als der römische Senat eine neue Armee in das unruhige Spanien schicken wollte. Unwillig über das bisherige Mislingen der Bekriegung der spanischen Völkerschaften, weigerten sich die Römer mit unbiegsamer Hartnäckigkeit, neue Truppen dahin zu schicken. Da trat Scipio auf, und wußte in einer feurigen kräftigen Rede die Gemüther so für die Absicht des Senats zu gewinnen, daß sich eine Menge Römer aus allen Classen freiwillig zum Kriegsdienste anboten. Er selbst ging (im J. R. 602) als Legions-Tribun mit dem Consul Luc. Licinius Lucullus nach Spanien, wo er eben so sehr durch seine Uneigennützigkeit, seinen Edelmutz und sein herablassendes Betragen, als durch seine heldenmüthige Tapferkeit und bewundernswürdige Gegenwart des Selbsten sich die Achtung und Zuneigung der Armee in einem hohen Grade erwarb. Vortüglich gewann er in den Augen derselben durch die glückliche Besiegung eines riesenhaften Spaniers, der durch seine höhrende Herausforderung die Römer erbittert hatte. Ruhmvoller noch für ihn und vorthellhafter für Rom waren die Siege, welche er durch seine Großmuth und Menschlichkeit über die Herzen der Spanier gewann. Aber Lucullus, eifersüchtig auf den jungen Helden, entfernte ihn von dem Heere, indem er ihm den Auftrag gab, Elefanten von Masinissa aus Afrika zu holen. Mit der größten Auszeichnung und Freundschaft wurde er von dem Könige empfangen. Da dieser eben mit Carthago in Krieg begriffen war, suchte er zwischen beiden Staaten das gute Vernehmen wieder herzustellen, allein vergeblich. Er erreichte den Zweck seiner Sendung vollkommen und kehrte nach Spanien zurück. Wenige Jahre nachher ging er zum zweiten Mal nach Afrika, als der dritte punische Krieg ausbrach (im Jahre R. 605 vor Chr. Geb. 149). Er diente unter dem Consul M. Manlius Nepos. Auch hier leistete er durch seinen unerschütterlichen Muth und durch seine Wachsamkeit den Römern die wichtigsten Dienste. Denn als einst die Carthaginenser, die Sorglosigkeit des röm. Consuls benutzend, sein Lager plötzlich überfielen, rettete Scipio die Armee dadurch von ihrem Untergange, daß er den Feinden unvermuthet in den Rücken fiel und sie zurücktrieb. Kurze Zeit nach diesem Vorfalle griff eben derselbe unkluge Consul den Asdrubal in einer für die Römer unglücklichen Stellung an und mußte sich zurückziehen. Sibirig verfolgt von den Feinden würde er nicht ohne großen Verlust den Rückzug in das Lager haben ausführen können. Da stürzte sich der unerschrockene Scipio mit einem Haufen von 300 Reitern den Verfolgern entgegen und wußte sie so lange zu beschäftigen, bis die übrigen Truppen über einen Strom gesetzt waren. Dann entzog auch er sich dem Feinde. Aber noch waren einige hundert Mann römischen Fußvolks zurückgeblieben, welche die Carthaginenser von allen Seiten bedrängten. Kaum hatte dies der sorgsame Scipio bemerkt, so eilte er mit einer Abtheilung Reiterei über den Fluß, besetzte eine günstige Anhöhe, griff den Feind an und machte dadurch den gedrücktesten Römern Luft, daß sie mit geringem Verlust entkamen. Er selbst rettete sich gleichfalls. Von den dankbaren Soldaten, die ihm ihre Rettung verdankten, mit einem Kranz aus Gras auf derselben Stelle gewunden, wo sie gerettet worden waren, geschmückt kehrte er triumphirend in das römische Lager zurück. Durch diese ausgezeichneten Beweise von Muth

und Klugheit erwarb sich Scipio allgemeine Bewunderung und Hochachtung. Selbst der menschenfeindliche Cass gab ihm laute fromme Lobes- und dankbare Worte, und verfiel noch sterbend, daß nur durch diesen Mann Rom gefährliche Nebenbuhlerin, Carthago, gestürzt werden kann. Fortwährend zeichnete sich Scipio in Afrika aus, und sein Oberfeldherr Cornelius konnte nicht umhin, den jungen Helden dem Senat auf das nachdrücklichste zu empfehlen. Dabei wurde er auch gegen die Feinde schon im folgenden Jahre (146) mit aller Bestimmtheit zum Consul und Befehlshaber der Armeen gegen die Carthaginienser ernannt. Begleitet vom kühnen, dem würdigen Todne das aus dem zweiten punischen Kriege berühmten Cato, der mit dem ältern Scipio in enger Freundschaft lebte, und mit dem großen griechischen Geschichtschreiber Polybius ging er zum zweiten Mal in das feindliche Land. Gleich bei einer Ankunft versetzte er einen ungeschickten Haufen römischer Krieger, welche ganz eingeschlossen waren, vom gewissem Abzuge. Da die Macht der Feinde geschlagen und weit zurückgedrängt war; so machte er von ernstlicher Aufzucht, um die Hauptstadt des Landes selbst, welche sehr fest war, zu erobern. Deswegen bewachte er sich, derselben sowohl von der Land-, als Seeseite alle Zufuhr und Truppenankunft zu verhindern. Allein diese Absicht wurde durch die verschiedenen Anstrengungen der Belagerten vereitelt. Die unglückliche Eile und Emsigkeit gruben die Carthaginienser einen neuen Hafen und schickten sich dadurch eine Verbindung mit der außerhalb der Stadt versammelten Armee. Ja, was kaum möglich schien, sogar eine neue Flotte von 50 Schiffen wurde erbaut und durch dieselbe die römische Flotte so ungeschicklich angegriffen, daß sie nach einem langen, herrschenden Kampfe keinen entscheidenden Sieg erhielt. Ein Verlust des Meeres, einen wichtigen Posten in der Nähe der Stadt zu erklimmen, gelang gänzlich, indem die währenden Krieger durch Wasser schwimmend die römischen Belagerungswälle in Brand setzten und die Römer selbst mit Feuerbränden in die Flucht jagte. In dieser Zeit noch der Consul diese über die Stadt selbst konnte er in Winter arbeit einen Entschluß. In der That verbanden feindliche Armeen in der Nähe sie auf ihren festen Stellung sich. Nun schickte er wieder vor die Anstrengungen gelang es endlich den Ausdauer der ihm ganz ergebene Truppen, das verweilte vertheilte Carthago mit Sturm zu erobern. Jede wichtige That der letztere dem Scipio bei dieser Unternehmung sein treuer Freund Cato, denn die er erließ mit seinen Soldaten die Wachen der Stadt zuerst. Mit eifriger Eile widerlegten sich die Carthaginienser den eindringenden Römern, und es floß noch viel Blut, ehe es den Römern gelang, in den ruhigen Besitz der Stadt zu kommen. (s. den Art. Carthago). Auf ausdrücklichen Befehl des römischen Senats wurde diese eine so nöthige Nebenbuhlerin Rom verbrannt und geschleift. Dieser Tod schickte den geschloßenen Sieg, welcher gern die Feinde weit geschont hätte, so besieg, daß er Thronen vergeb. Bei dem plötzlichen Tode, den er nach Beendigung des Krieges in Rom hielt, gab von ihm den ehrenvollen Beisatz des jüngern Cato. Nachdem er einige Zeit im hohen Privatleben zu Rom zugebracht hatte, wurde er mit einigen andern Gesandten nach Argos am des König Ptolemaeus Gesandte geschickt, wo er durch seine sehr kluge Thätigkeit

und seine edle Willbegierde große Bewunderung erregte. Nach seiner Rückkehr wählte man ihn (612) zum Censor. Als solcher ernannte er die schon ausgearteten Römer mehrmals sehr nachdrücklich zur Aemlichkeit und Gütigkeit; ja er bestrafte einige angesehenere Männer schonungslos wegen ihrer Ueppigkeit. Einige Jahre später (619) trat er sein zweites Consulat an, um den Krieg, welcher bisher mit unglücklichem Erfolge gegen Numantia, eine tapfere Stadt in Spanien geführt worden war, zu beendigen. Mit großer Strenge und Klugheit mußte er bei seiner Ankunft in dem feindlichen Lande die ordnungslos verworren gewordene Armee erst an die ehemalige Kriegstucht gewöhnen. Er erreichte aber diesen Zweck, war das Jahr vergangen und Numantia noch unbesiegt. Deshalb wurde sein Commando verlängert. Verstärkt durch Truppen und Elefanten, welche der junge Jugurtha, später der gefährliche Feind der Römer, ihm aus Numidien zuführte, begann er die Belagerung mit großem Nachdruck. Als die Numantiner die große Ueberlegenheit des römischen Feldherrn bemerkten, thaten sie Vorschläge zum Frieden, aber Scipio verlangte unbedingte Ergebung. Ohne sich in ein entscheidendes Treffen mit den heldenmüthigen Spaniern einzulassen, suchte er die Feinde immer enger einzuschließen und ihnen alle Verbindungen abzuschneiden. Auch die Zufuhr auf dem Flusse Ducro versperre er. Nun begann ein schrecklicher Hunger die verzweifelnden Numantiner zu quälen. Ihre Ausfälle gegen die starken Belagerungswerke, welche täglich der Stadt näher rückten, mißlang gewöhnlich. Es kam eine zweite Gesandtschaft in das römische Lager, um einen gelinden Frieden zu erbitten. Umsonst; hartnäckig verlangte Scipio die Uebergabe der Stadt. Diese Forderung brachte die unglücklichen Spanier zu dem verzweifelten Entschlusse, noch einen Versuch zu machen, sich durch die Verschattungen der Römer einen Weg zu bahnen. Aber auch diese letzte, rühmliche Anstrengung wurde durch die Wachsamkeit und Tapferkeit des Scipio vereitelt. Dem qualvollen Hungertode preisgegeben, schwanden die Kräfte der Belagerten immer mehr. Nur ein kleiner Theil ergab sich mit der größtentheils niedergebrannten Stadt an den Sieger. Wegen der glücklichen Besiegung dieser mächtigen Stadt wurde dem Scipio nicht nur ein Triumph zugestanden, sondern er erhielt auch den Beinamen Numantinus. Wunderbar genug erfuhr er, wie der Ältere Africanus, in den letzten Jahren seines Lebens viel Bitteres von seinen undankbaren Bürgern. Vorzüglich machte er sich durch die heftige Bekämpfung des Ackergesetzes, welches die gleiche Vertheilung der Ländereien verlangte, bei dem Volke viele Feinde. Deswegen zog er sich mit seinem treuen Freunde Lilius auf ein Landgut unweit Neapel zurück, und lebte hier in ruhiger Ruhe. Als er aber wieder nach Rom ging, und bei den Römern in den Verdacht kam, als strebe er nach der Dictatur, fand man ihn eines Morgens todt in seinem Bette. Da man an seinem Halse Spuren einer gewaltsamen Ermordung bemerkte, so ist es wahrscheinlicher, daß er von seinen Feinden umgebracht worden ist, als daß er sich selbst getödtet habe. Man glaubte allgemein, daß seine eigene Gemahlin Sempronia, eine Schwester der Gracchen, die jenes Ackergesetz mit der größten Anstrengung durchsetzen wollten, Antheil an der Ermordung genommen habe. Auch die Volkstribunen Papirius Carbo und Cai. Gracchus waren seine erbitterten Feinde. Nach Scipio's Tode fand man an Gold 2 1/2 an Silber nicht ganz 32 Pfund. So groß war des Mannes Uneigenmächtigkeit und Mäßigkeit. Er starb im J. N. 624, im 56sten Jahre seines Alters. Alle Römer, die seine großen Tugenden kannten, be-

trauertest ihn innig; denn Rom verlor an ihm seinen größten Mann, der damals lebte. Er gehörte zu den außerordentlichen Männern, die dieser Staat je gehabt hat, man mag ihn als Helden oder als Menschen beurtheilen. Wie der ältere Scipio Africanus, war er ein Römer der edelsten Art, da sich in beiden Männern Tapferkeit mit Großmuth, Klugheit mit Menschlichkeit, Patriotismus mit Mäßigkeit und Einsicht, Uneigennützigkeit mit unerschütterlicher Redlichkeit vereinten.

Sciron, ein bei den Alten berühmter Straßendieb, der an einem Engpaß am Meere den Vorüberziehenden auflauerte und sie zwang, ihm die Füße zu waschen, bei welchem Geschäft er sie mit einem Fußtritt von dem steilen Felsenabhang hinab ins Meer stieß. Theseus bestrafte seinen Frevel, indem er ihm Gleiches mit Gleichem vergalt. Nach Böttigers Vermuthung ist Sciron eine Person mit den gleich frevelhaften Uebelthätern Procrustes und Sinis (s. diese).

Sclavonien oder Slawonien, ein dem Kaiser von Oesterreich gehörißes Königreich, gränzt westwärts an Croatien, und ist an den drei übrigen Seiten von der Drau, Sava und Donau von Ungern, Serbien und Bosnien getrennt. Es hat den Namen von den Slaven, welche sich hier im 7ten Jahrhunderte niederließen, kam in der Folge an Ungern, und nachher 1526 unter die Gewalt der Türken; aber seit dem carlowitzer Frieden 1699 ward es dem Hause Oesterreich unterworfen. Die Einwohner sind Kroaten, Walachen, Ungern und Deutsche. Der östliche Theil führt von der ehemals so berühmten Stadt Syrmium den Namen Syrmien, ist zwar fruchtbar, aber wegen der vielen Sümpfe ungesund. Das eigentliche Sclavonien ist 18 deutsche Meilen lang, und höchstens 12 breit. Der Flächeninhalt beträgt 295 Quadratmeilen. Syrmien ist 16 Meilen lang, und 6 breit. Tabak- und Getraidebau, Flenzucht, Weinbau, und vornehmlich die Viehzucht sind die Hauptbeschäftigungen der Einwohner; aber aus Trägheit vernachlässigen sie andre Nahrungsweige, und benutzen das Land nicht wie sie könnten. Vor 1745 war das Land bloß in Soldatenbezirke getheilt, aber seitdem fing man an, einigen Districten eine bürgerliche Verfassung zu geben, und diese letztern Districte, welche das Provinciale genannt werden, sind jetzt in drei Gespannschaften getheilt, nämlich die werowitzer oder verker, die poschager und die syrmische. Das Militäre oder Generalat besteht aus den Districten des broder, petrowardeiner und gradiskaner Regiments. In vielen Gegenden liegen die Militärbezirke und die Gespannschaften verwirrt durch einander. Das sogenannte Militäre wird soldatenmäßig regiert, und steht unter dem commandirenden General in Sclavonien, der seinen Sitz in Essek hat. Die Gespannschaften sind dem Königreiche Ungern einverleibt, und jede hat ihren Ober- und Vicegespann. Die Stände in den Gespannschaften haben auf dem ungerischen Reichstage Sitz und Stimme, und bestehen aus einem Bischöfe zu Dakowar, den Fürsten, Grafen, Freiherren und Edelleuten, die adelige Güter besitzen, und der Freistadt Posega. Die Bürger andrer Städte und Flecken, und die Bauern sind Leibeigne. Mancher Gutsbesitzer hat Herrschaften, die 4 bis 16 Quadratmeilen enthalten. Die Volksmenge beträgt nur höchstens 268.000 Seelen, da sie doch nach der Fruchtbarkeit des Bodens und dem Flächenraum eine Million betragen könnte. Die Staatseinkünfte belaufen sich auf eine Million Gulden. In Rücksicht der Religion theilen sich die Sclavonier in catholische und griechische Christen ein. Die letztern dürfen aber keine adeligen Güter

besitzen und öffentliche Bedienungen (Offizierstellen ausgenommen) kleiden.

Scontriren oder **Riscontriren** (aus dem ital. *scontrare* *riscontrare*; im Deutschen Ausgleichen) ist eine bei den Kaufleuten sehr häufig vorkommende Art der Zahlung, da nämlich der Gläubiger die Schuld seines Schuldners abschreibt, je nach dem dieser mit jenem entweder zu compensiren hat oder (und dies kommt am gewöhnlichsten vor) ihm bei Andern mit dessen Einwilligung Zahlung anweist. Die Abrechnung selbst nun oder die Anweisung, die durch dieses Scontriren geschieht, heißt **Contro**, **Riscontro**; wiewohl dieses Wort auch noch die Zeit, wo jene Zahlung durch Scontriren geschehen soll, oder auch die Versammlung der Handelsleute auf der Börse zu diesem Zwecke bezeichnet.

Scopas, einer der berühmtesten griechischen Bildhauer, lebte nach der 104ten Olympiade. Man sehe über ihn den Art. Bildhauer der Griechen.

Scorpion (in der Astronomie), s. Sternbilder.

Scott (Walter), Mitglied des Justizhofes und Untersberif der Landschaft Selkirk, einer der berühmtesten noch lebenden britischen Schriftsteller und Dichter, war der Sohn von Walter Scott und Elisabeth, der Tochter David Rutherfords, eines ausgezeichneten praktischen Rechtsgelehrten in Edinburg. Die Mutter, welche 1789 starb, und von der mehrere Gedichte gedruckt worden sind, stand mit Allan Ramsay, Blacklock und Burns in freundschaftlichen Verhältnissen, und scheint ihr dichterisches Genie auf ihren Sohn vererbt zu haben. Walter Scott, der von Jugend auf lahm war, wurde auf der hiesigen Schule zu Edinburg unter dem Doctor Adam und nachher auf der dortigen Universität unter Doctor Stewart unterrichtet. Nachher erhielt er durch seine Verbindung mit der Familie Buccleugh eine der vorzüglichsten Secretärstellen bei jenem Gerichtshofe. Seine erste schriftstellerische Arbeit war eine Uebersetzung von Goethe's *Bühn* von *Berlin* in das Englische, welche er 1799 herausgab. Doch erwarb er sich hiedurch in seinem Vaterlande keinen Ruf. Als Originalschriftsteller aber erlangte er vor den meisten seiner Zeitgenossen eine ruhmvolle Auszeichnung, da er das Verdienst hatte, den Styl der alten Balladen bei höhern Dichtungsarten passend anzuwenden. Um einen Begriff von der Beliebtheit dieses Dichters in England zu geben, bemerken wir, daß von seinem Gedichte *The Lady of the Lake*, 4. and 8. 1810 vom 2ten Junius bis zum 22ten September gedachten Jahres 18,000 Exemplare für 7800 Pfund Sterling abgesetzt wurden. Ein noch größeres Glück machte sein Gedicht *Rokeby* (4. 1813. 5. edition in 8.), wovon in Zeit von drei Monaten, vom 14ten Januar bis zum 14ten April 1813, sechszehntausend Exemplare für 9548 Pfund Sterling verkauft wurden. Die eigenen Werke dieses berühmten Schriftstellers, so wie die von ihm veranstalteten Ausgaben fremder Arbeiten, sind außer den beiden angeführten Gedichten folgende: *Minstrelsy of the scottish Border*, 3 Vol. 8. 1802, 5. edition 1812; *Sir Tristram, a metrical romance of the 13 century*, by Thomas of Erceildowne, royal 8. 1805, 2. edition 1806; *The Lay of the Last Minstrel*, 4. 1805, 8. 1806; *Poetical Works*, 5 Vol. 8. 1806; *Marmion a Tale of Flodden Field*, 4. 1808, und verschiedene Ausgaben in Octav; *The Works of John Dryden with a Life of the Author and Notes*, 18 Vol. 8. 1808; *Descriptions and Illustrations of the Lay of the Last Minstrel* 4. 1808; *Lord Somers's Collection of Tracts a new edition* 12 Vol. 4. 1809, 1813; *Sir Ralph*

Adler's State Papers 2 Vol. 4. 1810; Poetical Works of Anna Se-
 ward, 3 Vol. 8. 1810; The Vision of Don Rodrick, a Poem, 8.
 322; The Works of
 the Isles, a Poem,
 and Scotland with Do

Scrutinium (1
 ungen anstellen), ba
 ragen: I. heißt es die
 (ination) vorausgehend
 men vorgenommen wei
 ahme des Amtes fähig
 der catholischen Kir
 inen Bicar (den Wei
 hierbei nun wird die I
 anchen geistlichen Ken
 lter, auf seinen zeitl
 eine für sein Amt erfo
 entliches Examen mit
 Conciliums Sess. 23. f
 Mal wiederholt werden
 ien, Portugal und der
 atholischen Kirche diese
 protestantischen Kirche
 1. daß sie den Ort ihrer
 iebringen, 2. durch Zei
 versität theologischen, ge
 reigewohnt haben, 3. da
 wandels mit Zeugnissen
 rufhielten, legitimiren,
 Prüfung als die Gesel
 Predigt zeigen; sodann
 Kandidaten das Amt f
 in der catholischen Kir
 zu halten, an. Es mi
 Domherren (Capitular
 pitel erschienen sind, di
 nen erwählt, die Stie
 wela, und alddann dem ganzen Capitel denjenigen, auf welchen die
 Mehrheit der Stimmen gefallen ist, bekannt zu machen; und dieser
 wird Bischof. Die Bischofswahl selbst aber muß wenigstens binnen
 drei Monaten nach Erledigung des bischöflichen Stuhls und Beerdi-
 gung des vorigen Bischofs geschehen; sonst übt der Papst das Wahl-
 recht aus, welches eine Provisio extraordinaria papalis ex jure devo-
 lutionis heißt. Eben deshalb sucht ein Capitel die Wahl seines Präla-
 ten so viel als möglich zu beschleunigen. Außer dieser Bischofswahl
 vermittelst des Scrutiniums gibt es noch zwei andere, davon ganz ver-
 schiedene, jedoch weit weniger gewöhnliche Wahlarten, nämlich 1. eine
 durch *Quasiinspiration* (wohei die Stimmen aller und jeder Glie-
 der auf einen einzigen Mann, gleichsam als auf einen Punkt, sich ver-
 einigen), und 2. die Wahl vermittelst *Compromisses* (wo eine oder
 mehrere Personen einmüthig ernannt werden, um die Wahl im Namen
 des ganzen Capitels zu vollziehen). — Von jeder Wahl hängt für den
 erwählten Prälaten das Recht ab, binnen Monatsfrist sich zu erklären,
 ob er das ihm übertragene Amt annehmen wolle oder nicht; entschließe

er sich sagt, so wußt er binnen drei Monaten die Befreiung des unüberwindlichen Ohrs suchen. Von dieser erlangten Befreiung wußt man das Recht zur Administration der Regierung für ihn ab, abgesehen vom Recht auf das mit der Prälaten verbundenen Einkommen.

Candery (Georg de), geboren zu Havre de Grace 1801. Nach einem eigenen rechtlichen Studium verbrachte er seine Jugend in Kriegsdiensten und auf Reisen durch den größten Theil Europas. Nach der Wache er als Schriftsteller sich bekannt. Seine Werke selbst hat wie sie es verdienen, vergessen, nur sein Name ist noch als der Name eines der größten Dichters in Andenken. Seine Schwester Ciodery (Dagobald de), gleichfalls zu Havre de Grace 1807 geboren, erlangte größern Ruhm. Zu Paris erzogen, hatte sie von Lambert auf Ruffin im Hause des Rambouillet, wo sie ermuntert wurde, Schriftstellerin zu werden. Mit einem geschickten widerlichen Kaspern verband sie Eigenschaften des Verstandes und Herzens, welche ihr viele vornehmliche und ausgezeichnete Freunde verschafften. Besonders berühmt machte sie sich zu ihrer Zeit durch ihre Romane, die sehr hinderlich sind, und von Quadraten und Natur des Widerwills abgesehen sie in bewiesener Weise sich durch ihren Eifer durchzusetzen auszeichneten. Voltaire's Came in die Frühdienste von Candery nicht gewöhnlich. Schandheit der Verfassern nicht geschadet in dem letzten Jahre ihres Alters starb. M. P.

Man so geschickte Felten Tugend an der sich häufigen Missethate, deren Ermahnungen dem unglücklichen Leichter so gefährlich waren. Das Gefühl der an den folgenden sich drückenden Missethate wachte in dem Namen Ceyla (Hindus) Anlaß gegeben haben. Schriftstellerinnen und alle Eagen von Heidenstrafenden (siehe den erst geschickten Einhalten dazu, nach Homer eine geschickte Frau sein. Die aus der hohen Art der heiligen Felten zwei Vordertheile und sechs fürchterlich lange Hälse hervorstreckte, die weichen sie zum Thiere sticht, und dem Lohes sechs Adamer zugleich rauben. Candery Dichte verändern nach und nach ihre Gestalt, und bilden sich endlich eine Missethate am Rufe der kalldischen Felten, umgürtet mit vorragenden Schwänzen oder Ähren. Auch ihre Abstammung wechselt. Bei Homer eine Tochter des Kreidid, wurde sie von Herodotus zu Kadern den Phorbas und die Hecate, von Plinius Kadern den Phorbas und die Hecate mit dem Vernamen Kadern, von Kadern aber noch Kadern.

Ceyden, ein unbekanntes Völkchen in der alten Geographie. Nach Plinius er ein stilles Volk, bald aber alle die nomadischen Völkchen, welche im Norden des schwarzen und arabischen Meeres bis auf die Küste des Mittelmeeres hinüber sich hatten. Auch andere stimmen vertheilt man unter Ceyden bald die Ceydenen, bald die Länder, welche wir jetzt unter der Benennung der Mongolen und Tataren bezeichnen. Die unterschieden asiatische und europäische Ceyden. Zu den asiatischen Ceyden rechnen die Alten viele verschiedene Völker von ihnen unbekannter Herkunft, die nicht zu ihrem Stamm gehören haben können. Sie vertheilt eine Zeit lang in Äthen, die im benachbarten Völkern ihr Reich größtentheils vertheilt. Man hält sie für die Stammväter der Türken, Tataren und Mongolen; die Abkömmlinge der Perser, Parther und Scythen für ihre Abkömmlinge. In europäischen Ceyden wohnen zu Herodotus Zeiten von der Donau (The) bis an den Ufer des Euxus (Kaspische) und in der Gegend des Caucasus; südlich bis nach nördliche Äthe des schwarzen Meeres, Larus

ist eingeschlossen. Von diesem Gebiete dieß der Theil vom Jahr bis in die Stadt Caracitis Alt. Syrien; hernach aber Halbinsel bis an den Vordünen Klein-Syrien, so Serabo's Zeit noch über das Land bis an den Meer, erst besaßen, ausgedehnt ward und also Alt-Syrien

Seapops sind Eingeborne von Ostindien, die ihren basigen Colonien für Sold als Infanterie dienen. Man weiß zuvörderst ein, daß die Transportirung europäischer Niederlassungen zu kostbar sey, und daß die meisten Ostindien selbst ein Opfer des veränderten Clima's wär also Hindus in Sold, die Engländer ahnten dies bald nach, und Lord Clive erhielt in Bengalken allein 32 Regimenter. Sie bekommen monatlich ungefähr 3 Thaler Sold wie aus Grenadier- und Infanterie, bei denen jedoch eure Kleidung sehr leicht und bequem, die Mäntel (deren Aufschläge bei ihnen von weißem Kattun wie halben Leiden bedecken, und deren gekrümmten Spitzen; Eine Art von leichtem Turban und einem Degen, den sie anhängen. Sie sind zwar nicht sehr Miltz; aber sie werden eben Avantgarde, zum kleinen Krieg Unternehmungen genommen, wobei sie sehr gute Dienste leisten. Auch sind sie duldsam und unermüdet; und das Geseß der Hindus, welches verbietet, Fleisch und alles, was von Thieren herrührt, zu essen, macht sie sehr mäßig und genüßsam.

Sebastian, König von Portugal, ein Enkel König Johannis III., war 1554 geboren und erhielt den Thron schon in seinem dritten Jahre. Von seinen jesuitischen Erziehern ward er dem Geiße der damaligen Zeit gemäß für die Idee begeistert, die Ungläubigen in Afrika zu bekriegen und dort ein christliches Reich zu stiften. In dieser Absicht nahm er in dem damaligen marokkanischen Erbfolgekriege Theil und führte ein zahlreiches Heer nach Afrika, verlor aber nebst einer großen Menge seiner Edelknechte das Leben in einer blutigen Schlacht am Flusse Lucs bei Alcazar 1578. Nach diesem Ereignisse traten mehrere falsche Sebastianen auf, die mit mehr oder weniger Anschein von Rechtmäßigkeit die portugiesische Krone in Anspruch nahmen. Unter diesen war derjenige der merkwürdigste, der sich 1598 zu Venedig zeigte.

Sebastiani (Horace, Graf), französischer Generallieutenant, Großkreuz der Ehrenlegion und St. Ludwigsritter, ein geborner Corsicaner, ward früh Soldat und bald Oberst eines Dragonerregiments. 1802 schickte Bonaparte ihn nach der Levante und 1804 in einige Theile von Deutschland in diplomatischen Geschäften. Den Feldzug von 1805 machte er mit, und zeichnete sich vorzüglich bei Austerlitz aus, wo er verwundet und bald darauf Divisions-General ward. Im Mai 1808 ging er als Gesandter nach Constantinopel, erhielt vom Großherrn den Orden des halben Mondes und bei seiner Rückkehr das Großkreuz der Ehrenlegion. Von Ende 1808 bis 1810 focht er in Spanien mit Tapferkeit und größtentheils glücklichem Erfolge. Auch in dem Krieg gegen Rußland und die Türken 1812, 13 und 14 zeigte er sich bei vielen Gelegenheiten als einen tapfern und geschickten General. Als Ludwig

und Lord
mehr, bester
auch Felder
re Kleidung
oben Luch
einem Leib
die nur die
antoffeln mit
in Kopf deckt
einer Flinte
sten Riemen
europäische
t, und zur

gefährlichsten
Dienstleistungen. Auch
Hindus, welches
zu essen, macht

bei Alenburg zurückzog. Hier verlebte er ein Tagelohn in glücklicher
Muße, beschäftigt mit gelehrten Forschungen, mit der Ausarbeitung
eines großen Werks über das Lutherthum, und durch Briefwechsel mit
den ersten Gelehrten seiner Zeit verbunden. Zugleich war er Landschafts-

1733, 4.

Seddendorf (Friedrich Heinrich, Reichsgraf von) f. l. Feldmarschall, des Vorigen Brudersohn und Erbe. Dieser durch Thaten und Schicksale ausgezeichnete Mann, der als Krieger und Diplomatiker tief in die Weltbegebenheiten eines halben Jahrhunderts eingriff, war den 17ten Jul. 1673 zu Königsberg in Franken geboren. Nach des Vaters

VIII.

58

frühem Tode, nahm ihn der Oheim zu sich nach Zeit und Menschen. Von diesem selbst im Naturrecht und in der Staatenkunde, von Mathematikern in neuern Sprachen und auf der jetzigen Schule von Cellaris in der Mathematik und Philologie unterrichtet, studirte er von seinem 15ten Jahre an zu Jena, Leipzig und Leyden, wo er 1693 seine akademischen Studien mit einer juristischen Disputation schloß. Der Rath des Oheims entschied seine Neigung zum Kriegsdienst. Er trat als Freiwilliger in die englisch-holländische Armee unter Wilhelm III. von England, ging aber schon 1694 als Cornet bei dem gothaischen Kürassierregiment von Wartensleben zur Reichsarmee, die unter dem Markgrafen Ludwig von Baden am Mittelrhein wider Frankreich focht. Des thatenlosen Stillstehens überdrüssig nahm er seinen Abschied, um unter den württembergischen Miethstruppen der Republik Venedig in Moravia zu dienen. Dieser Plan ward durch den Markgrafen Georg Friedrich von Anspach verändert, welcher ihn auf einer Reise durch Italien als Hofcavalier mit sich nahm und ihn dann als Hauptmann bei dem Infanterieregimente anstellte, das er für des Kaisers Dienst sammelte. Er ging mit demselben an den Rhein. Aber diesen Feldzug endigte der spanische Friede eben so schnell, als der carlowitzer den folgenden, der das anspachische Regiment nach Ungern wider die Türken führte, und Seckendorf kehrte unwillig nach Anspach zurück, wo ihn der Markgraf zum Kammerjunker und Major ernannte. Erst der spanische Erbfolgekrieg gab ihm Gelegenheit, seine militärischen Talente zu entfalten. Die anspachischen Truppen wurden in holländischen Sold verliehen. Seckendorf kam als Oberstlieutenant zu den Dragonern und wohnte der Belagerung von Kaiserswerth, den Eroberungen von Venloo, Körmonde, Lüttich und mehreren Gefechten, auch der unglücklichen Schlacht am Speyerbache bei, die den Entsatz von Landau vereitelte (1703). Die siegenden Franzosen und Bayern standen als Herren von Oberdeutschland an der Donau; da überschritt Marlborough, dessen Vorkämpfer Seckendorf war, den Rhein und reichte bei Hochstädt Eugen die Hand zur Vernichtung der feindlichen Schaaeren. Seckendorf allein mit seinen Dragonern eroberte 16 Fahnen. Von Marlborough mit Lob überhäuft, von Eugen mit einem Vertrauen begleitet, das nie wieder schwand, von seinem Fürsten zum Obersten und Inhaber eines Infanterieregiments erhoben, ging er zurück an die Mosel; focht in Brabant, theilte 1706 den blutigen Sieg bei Ramillies, half Antwerpen, Ostende, Menin, Dendermonde und Ath wegnehmen und wirkte entscheidend mit zur Niederlage der Franzosen bei Dudenarde. In der viermonatlichen Belagerung von Rossel unter Eugen (1708) führte er die Oberaufsicht über die Laufgräben und leistete trotz mehreren Wunden die wichtigsten Dienste. Da ihm aber nach der Uebergabe geheime Ränke die versprochene Commandantenstelle entrißen, verließ er das Heer, und trat mit Eugens geheimer Bewilligung als Generalmajor in König Augusts II. von Polen Dienste; er wohnte aber noch als Freiwilliger der Eroberung von Tournay und dem Siege bei Malplaquet bei, worauf er das Commando der sächsischen Miethtruppen übernahm, als eben durch Marlboroughs Abberufung die Aussicht zu kriegerischen Thaten verschwunden war. Willkommen war es ihm daher, als polnischer Gesandter nach dem Haag zu gehn, und so mittelbaren Antheil am utrechter Frieden (1713) zu nehmen. Die Polen zur Ruhe zu bringen, führte er sodann Truppen nach Warschau, kehrte aber 1714 nach Dresden zurück, wurde zum Generallieutenant ernannt, die Kriegsrüstungen, rückte 1715 mit dem sächsischen Heere in Vorpommern ein, vereinigte sich mit dem

Preußen und wirkte nachdrücklich zum Falle Stralsunds mit. Dann ging er mit dem Heere nach Polen, die neuen Unruhen zu dämpfen, und kehrte 1716 nach Sachsen zurück. Hier erhielt er das Patent als kais. Edwizl. Generalfeldmarschalls lieutenant. Er führte dem Kaiser zwei ansbachsche Regimenter zu, mit denen er eben noch anlangte, um an Eugens großem Siege vor Belgrad Theil zu nehmen. Spanien hatte inzwischen den Türkenkrieg benutzt, dem Kaiser Sardinien zu entreißen, und einen Theil Siciliens zu erobern; Messina war gefallen und Milazzo wurde belagert. Eilig wurde Seckendorf mit 6000 Mann zur Verstärkung dahin abgeschickt. Er hatte den feindlichsten Widerstand der Elemente bei der Ueberrfahrt zu bekämpfen, kam endlich im J. 1719 zu Milazzo an, und wehrte den Fortschritten der Feinde, bis Mercy's Ankunft mit 15,000 Mann frischer Truppen den Entsatz der Festung vollendete. Seckendorf unterwarf hierauf die Iparischen Inseln, kehrte dann nach Sicilien zurück, konnte aber durch seine Tapferkeit Mercy's Niederlage im Thale von Francavilla nicht hindern. Trotz mehrerer Wunden entriß er den Spaniern die meisten von ihnen besetzten Küstenstädte, und schloß endlich zu Sirgenti im Mai 1720 den sogenannten Evacuationsvertrag, der Sicilien und Sardinien unter des

Sach, Saxe und Gotha, und bewirkte fast überall günstige Bestimmungen für den Kaiser und sein Erbfolgerecht. Als Doppelkaiser ging er im April 1735 nach Copenhagen, überwand alle Hindernisse und schloß mit Christian VI. einen Vertrag, wornach derselbe einmal das kaiserliche Erbfolgerecht anerkannte, sodann auch dem Herzoge von Gottorp eine genügende Entschädigung versprach, wogegen Oesterreich und Rußland die Länder der dänischen Monarchie mit Inbegriff Schleswigs garantirten. Um den König von

raussch gemordet war, in die ren, eilte Siedendorf nach Bewuns des Kaisers und Königs rich Wilhelm vollkommen bewirter Anwartschaft auf Jülich in auch die Unterhandlungen mit alle Schwierigkeiten, und den wiener Vertrag für die Hauptsache sanction. Aber in die endlich den Grafen von Siedendorf alle europäischen Cabinetter be II. wurde von dem russischen in dem Grafen Siedendorf mit actat abgeschlossen, in welchem inder Ehrenkränzung alle ständ den Infanten Immanuel von s plötzlicher Tod noch vor Abstimmung der Hofe, und den jungen Churfürsten von Sachsen Siedendorf den König von Preußen; er mußte sich beugen, halten. Diese Schonung war

um so notwendiger, da Frankreich, mit Spanien und Sardinien im Bunde, um der polnischen Thronbesetzung willen den Krieg in den katholisch-italienischen Staaten entzündet, Lothringen besetzt hatte, und drohend am Rhein stand. Carl VI. war in höchster Verdrängniß, ohne Geld und hinlängliche Heeresmacht. Dieser Noth abzuhelfen, spannte Siedendorf alle Fäden. Wirklich gehörte sein Ansehen, seine Beharrlichkeit und eigenthümliche Ueberredungskraft, aber auch Friedrich Wilhelms religiöse Achtung für Kaiserwürde und Reichslehre dazu, um mit diesem von Oesterreich entfremdeten, überall von dem französischen Hofschaffter umschlichenen Monarchen endlich auf dem Grunde des wusterhauser Vertrags eine Convention abzuschließen, nach welcher der König, freilich unter sonderbaren Beschränkungen, 10,000 Mann Hülfstruppen an den Rhein zu senden versprach. Dieser diplomatische Sieg Siedendorfs machte zugleich dem Böhmen Bayerns, der Pfalz und Schwabens ein Ende. Er eilte hierauf nochmals nach Copenhagen, um auch die Reichstruppen zu dingn, und erhielt bei dieser Gelegenheit vom Könige Christian VI. den Elephantenorden, nachher er schon früher mit dem polnischen weißen Adlerorden beschenkt und zum Johanniter-König mit erhoben worden. Endlich brachte es sein rastloses Eifer dahin, daß 1734 und 1735 die Reichsarmee am Rheine versammelt war. Der Regensburger Eugen übernahm den Oberbefehl, erbat sich aber den Grafen Siedendorf zum Beistand, der bereits zum Reichsgenerallieutenant ernannt worden war. Philippsburg war eben gefallen, als er ankam. Der Zustand des Heeres war elend, und der Anmarsch nicht



inn als Affessor bei
 erauf als Amtshaupt
 307 als Kammerdiener
 ich sieben Monaten b
 m Prädicat eines G
 unmehr unabhängig b
 iller Declamator trat
 literarische Kleinigkei
 Schweiz und in Nord
 uf Ausbildung der
 unstreife dauerte von
 ieder ab, und trat in
 Bayern und in der
 Siz wurde er von dem
 sophie und Aesthetik
 lekt. Der deutsche W
 igten Staaten von 9
 kributen enthielten auch
 Abhandlung: Ist die
 abel wurde gern geles
 ine missgedeutete Posse
 raffe. Die Abhandlun
 Stützingen seine Docto
 Kunst; Vergleichung der
 Zeit; Beiträge zur Phil
 der Anschauung der Ge
 Geburt betitelt, und von
 eine Komödie, Orsina, Trauerspiel, und Vorlesungen über Declama
 tion und Mimik heraus.

... von Siegmund / ...

Seckendorf (Carl Siegmund, Freiherr von), aus der fränkischen Linie von Markt Eugenthal, Sohn des marktgräflich-bayreuthischen Geheimrathes und Ministers Freiherrn Joh. Wilh. Friedrich v. Seckendorf, ward geboren zu Erlangen den 28ten November 1744. Seine Talente und wissenschaftliche Bildung zogen ihn früh als Kammerherrn an den weimarschen Hof, der eben damals, unter der erleuchteten

ersten
 der
 rend
 lant
 nische
 ten
 kam
 zu
 fern
 spat
 Se
 Se
 eini
 ma
 von
 eur
 tan
 wa
 An

, ein schö
 in Wäh
 der vater
 durch ver
 ern Gelehr
 wenig ge
 aus Licht
 hen Ueber
 agala der
 aus der
 rieb er die
 hfalls;
 f in Weh
 als Com
 ands Mer
 nit Begleit
 Jahr 1784
 fränkischen
 41ten 24

Wenn aber, was in der Welt politischer Meinungen, wissenschaftlich Ansichten und künstlerischer Bestrebungen sich eigen gestaltet und ein nur in diesen Beziehungen abgesonderter Verein von Bürgern, Lehrten und Künstlern neben das Allgemeine oder Andersgefinnte tritlicher Partei oder Schule genannt zu werden pflegt, so bezeichnet der Sprachgebrauch Religionsgesellschaften, die in und neben einer herrschenden Kirche bestehen und durch eigenthümliche Glaubensbekenntnisse und Verfassungen ein abgesonderetes kirchliches Leben bilden, durchgängig mit dem Namen *Secten*. Keine abgesonderte Religionsgesellschaft mag sich selbst so nennen, indem jede in Lehrbegriff, Lebensordnung und Cultus das Richtige, zu allgemeiner Gültigkeit Geeignete zu besitzen meint; und je fester eine auf dieser Meinung besteht, desto leichter wird auch in ihren Augen jeder Verein zur Secte, der ihre Religion anders betrachtet und ausübt. Vergl. d. Art. *Ketzer*. Unter allen den Religionen, die in der civilisirten Welt ein Gebiet einnehmen, gibt es Secten. Unter den Juden sondern sich die Verächter des Talmud (*Koraiten*) von den Verehrern desselben, den besonders in Europa angesiedelten rabbinischen Juden und von beiden die Samaritaner (s. d. Art.) ab. Der Islamismus hat außer den beiden Hauptparteien der Sunniten und Schiiten noch eine Menge kleinerer Secten, z. B. die Feziden, Wehabiten, Ismaeliten, Rosafarier u. s. w. erzeugt, die sich durch mannichfaltige Auslegung des Korans und vorzüglich durch Abweichungen in der Genealogie der Familie des Propheten Mahomed, auf welchen die Stammhäupter jeder mahomedanischen Secte ihre Abkunft zurückführen, von einander unterscheiden. Nicht minder mannichfaltig, aber noch wenig gekannt sind die Secten, in welche sich die Gebiete der heidnischen Religionen des östlichen Asiens theilen. In China bestehen neben einander die Religionen des Confucius, des Fo, des Cao-Fiun oder Tao-tse und der Lamaismus, welcher letztere sich nicht nur unter den tatarischen und mongolischen Völkerschaften verschieden gestaltet hat, sondern auch nach seinen Hauptsitzen in den tibetanischen und birmanischen zerfällt, und unter den Verehrern des Brahma in Ostindien ist die Verschiedenheit der Meinungen und Gebräuche so groß, daß man nicht weiß, welche Partei man für die orthodoxe halten soll. Ein Gemisch christlicher und mahomedanischer Lehrmeinung und Sitte ist das Eigenthümliche der Drusen; mit orientalischen Phantasien vermengt findet man Elemente des Judenthums und Christenthums bei den Sabiern oder Johannislingern. Die bekanntesten und merkwürdigsten Secten sind uns jedoch diejenigen, die aus dem Schooße des Christenthums hervorgingen. Zur bequemen Uebersicht betrachten wir sie nach verschiedenen Familien oder Gattungen der Abweichung von dem orthodoxen Stamme der christlichen Kirche, wodurch sie in den Hauptperioden der Kirchengeschichte bemerkbar werden und verweisen bei den in diesem Werke besonders dargestellten christlichen Secten auf die betreffenden Artikel. Aus Christen, die das Evangelium durch Beimischung jüdischer Lehren und Satzungen verfälschten und die chiltastische Träumereien der jüdischen Messiasidee näherten, bestand die älteste Gattung christlicher Secten, von der jedoch nur die Nazarener bekannter wurden. Diese Secte glaubte das jüdische Ceremonialgesetz neben den Vorschriften des Evangeliums beobachten zu müssen und verwarf die Briefe des Apostels Paulus. Ob die Ebioniten (*Arme, Dürstige*), denen neben diesen Irrthümern auch die Meinung, daß Jesus bloßer Mensch und Josephs Sohn gewesen sey, vorgeworfen wurde; Nazarener oder eine von ihnen

Gledene Secte waren, ist ungewiß. Schon um die Mitte des ersten Jahrhunderts entstanden beide in Palästina und verloren sich im vierten der. Nur eine moralische Verirrung scheint die Kezerei der Nicopitern gewesen zu seyn, die im ersten Jahrhundert unter den Christen Syrien und Kleinasien dadurch entstand, daß der gutgemeinte Rath des Diaconus zu Jerusalem Nicolaus von Antiochien, das Fleisch mißbrauchen, d. h. die sinnlichen Triebe zu unterdrücken, von seinenhängern ganz verkehrt aufgefaßt wurde. Sie erlaubten sich den Gebrauch heidnischer Sittenopfer und zügellose Ausschweifungen der Wollust. Wenn sie anders, was noch sehr streitig ist, eine besondre Secte bildeten, verloren sie sich doch nach kurzer Zeit, die seit dem Anfange des zweiten Jahrhunderts judaisirenden Christen durch Verbind des jüdischen Fundaments der christlichen Sattung christlicher Secten herzen Dogmen vermischten. Ideen aus der Philosophie (Echaldäismus, Magicismus, Magionsübung mehr als Adepten, da es auf mannichfaltige Weise ausdrückt: Simonas, Menanders und Epiphanas, d. i. der höhern Einsicht in die Welt, welche die seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts nach weiter Verbreitung erst im fünften der Saturninianer, der Valentinianer, der Basilidianer, der Tatjanisten, der Encratiten, Apotactiten oder Salkophoren, Hypocriten oder Aquarier genannt und die Anhänger des Barcesanes und Hermogenes ausgingen, zu besigen glaubten. Weltlich mehr oder weniger die Realität der historischen Person Jesu in aller christlichen Scheln ausließen, nannte man sie auch Doctores und Phantastisten. Ueber alle diese großartigen Secten vergl. d. Art. Gnosticismus. Ihnen nahe verwandt sind die Manichäer, deren Stifter Mani, ein persischer Magus, von den Griechen Manes (der Unsinnige), von seinen Schülern aber Manichäus genannt, nach wunderbar wechselnden Schicksalen ums 277 in Persien hingerichtet wurde. Vergl. d. Art. Manes. Auf Zoroasters Dualismus bauend stellte er die Lehre von zwei Grundprincipien alles Seyns, deren erstes ihm der wahre Gott, das Licht oder das Gute, das andre Hyle, Dämon (Teufel), die Finsterniß oder das Böse war, an die Spitze seines Religionsystems, welches, wie der Gnosticismus, das Räthsel der Existenz des Bösen in der Welt zur Rechtfertigung des wahren Gottes zu erklären suchte. Alle vorhandenen Dinge lehrte Mani als Ausflüsse (s. d. Art. Emanation) dieser beiden mit unzähligen gleichartigen Aeonen umgebenen Grundwesen betrachten, durch deren Conflict die Erde, die der Materie nach, und der Mensch, welcher mit dem Körper und der sinnlichen Seele dem Dämon angehöret, entstanden sey. Um den vernünftigen Geist, welcher das Gute im Menschen sey, aus der Gewalt des Bösen zu befreien, habe Gott seinen Sohn, dessen Kraft in der Sonne, dessen Weisheit im Monde wohne, in dem Scheinkörper des Menschen Jesus auf Erden wandeln und durch Leiden, Sterben und Auferstehung die Sinnbilder der Läuterung des seit der Vermählung Adams mit Eva, der Tochter des Teufels, verderbten Menschen durch Entseugung, Tod und neues Leben darstellen lassen. Der heilige Geist, der

die Luft erfülle, sey zum Bestande der Menschen bei dieser Läuterung oder Wiederkehr in das Reich des Lichts als Erbsitz (griechisch *Paraklet*) in der Person des Mani auf Erden erschienen. Demnach rühmte sich Mani neuer Offenbarungen, verwarf das alte Testament als Nachwerk des vom bösen Princip abstammenden Judengottes und erklärte das neue Testament willkürlich in dem Sinne seines Systems. Eine pythagoräische Diät, Enthaltensamkeit von der Gemeinschaft mit Weibern und Widerwille gegen hierarchische Formen der Kirchenverwaltung waren das Charakteristische des äußern Lebens der Manichäer, deren Gottesdienst in Beten, Singen und Fasten bestand, die Abendmahlfeier nur mit Wasser statt des Weines erlaubte und die Leibesweihe bis ins reifere Alter verschob. Kirchen mit geschmückten Altären hatten sie nicht, sondern hielten ihre Versammlungen in einfachen Schulen, wo statt alles Schmuckes ein prachtvoller Lehrstuhl für den im Geiste anwesenden Mani stand. Die Anbetung der Sonne und des Mondes wurde ihnen fälschlich vorgeworfen, da sie diese Gestirne nur als Wohnungen des Erbsitzes ehrten. Ihre Gemeinden bestanden aus Zuhörern und Auserwählten. Erstere konnten heirathen, mußten aber den Genuß des Fleisches und anderer reizender Nahrungsmittel meiden; Letztere enthielten sich des Beischlafs, des Besizes irdischer Güter, des Ackerbaus und der Gewerbe und anderer als vegetabilischer Nahrungsgüter, wofür sie die Hoffnung hatten, bei ihrem Tode unmittelbar in das Reich des Lichts einzugehen, dagegen die unvollkommeneren Zuhörer sich eine Seelenwanderung durch mancherlei Thiere gefallen lassen sollten. Ihr Oberhaupt war Mani als Paraklet mit den von ihm gewählten 12 Aposteln. Nach deren Tode bestand ihre Geistlichkeit aus 72 Bischöfen und einer angemessenen Anzahl von Aeltesten und Diaconen, sämmtlich von der Classe der Auserwählten; doch galten diese Geistlichen nur als Lehrer, dagegen die Kirchengewalt von den Gemeinden demokratisch ausgeübt wurde. Keine heidnische Secte wurde gehässiger verfolgt, als die Manichäer; dennoch breiteten sie sich aus Persien, ihrem Vaterlande, durch Syrien, Kleinasien, Nordafrika und selbst bis Italien mit großer Schnelligkeit aus. Auch der heil. Augustinus, der ihre Irthümer späterhin mit der heftigsten Polemik bestritt, hat ihnen eine Zeit lang angehöret und in der That war in ihrer Religionsansicht Wahres und Falsches so kunstreich gemischt, daß lebhafteste Abse wohl von ihren bilderräthlichen Aufschlüssen über die Geheimnisse Gottes, der Natur und des Menschenlebens getäuscht werden konnten, zumal da ihre Moral streng und ihr Wandel meist untadelhaft erschien. Inzwischen wurde ihre bürgerliche Existenz als abgesonderte Religionsgesellschaft durch die Verfolgungsdecrete christlicher Kaiser und durch die Bannflüche der orthodoxen Bischöfe so unsicher, daß sie sich seit dem fünften Jahrhundert theils in das noch heidnische östliche Asien, wo sie wahrscheinlich Einfluß auf die Ausbildung des Lamaismus hatten, theils in das Dunkel geheimer Verbindungen zurückzogen und öffentlich nur unter andern Namen wieder austraten. Es waren manichäisch gnostische Lehrsätze und Übungen, durch welche schon die Secte der Priscillianisten sich nach dem Vorgange des 385 zu Trier nebst 6 Anhängern enthaupeten Bischof Priscillian von Avila von der orthodoxen Kirche unterschied und ihr abgesondertes kirchliches Leben in Spanien bis zum sechsten Jahrhundert fristete. Andere Ueberreste des Manichäismus erhielten sich ohne Verband in Aegypten und dem westlichen Asien und brachten späterhin die Ketzereien, die unter mancherlei Namen das Mittelalter beunruhig-

ten, aus Armenien nach
 ung älterer Kirchengistori
 seine Partei der Hierar
 cher Gelehrter in Aegypten
 wie den gnostischen Alle
 sandte Geheimlehre und
 Irenikerthum Melchisedek
 en genannt wurden.
 während ihre Askese in
 berging. Nur in dieser
 im Christenthume wesent
 er ihren philosophischen E
 engelegte sitzliche Mysti
 Konstantin, um die
 lepuza in Phrygien, ein
 Jesu verheißenen Paraklet
 esakter des Christenthum
 einführen werde. In der
 als alle wahren Christen
 und Bissionen hätten, vor
 ihren Hoffnungen und die
 r mit den judaisirenden
 eigentümlichkeit keine G
 er äußerlichen Zucht, di
 idmischer Gelehrsamkeit
 ung von jeder weltlichen H
 en und zum Märtyrertode suchte. Die Montanisten nannten im Dän
 el ihrer höhern sittlichen Vollkommenheit sich selbst Pneumatiker
 (Geistgestaltete); sonst hießen sie auch Pepuzianer und Phry
 gater, weil Phrygien und überhaupt Kleinasien der Schauplatz ihrer
 schnellen Ausbreitung war. Tertullian, selbst Montanist, hat ihre mōn
 chische Strenge vertheidigt, die wehr zur Gnosis geneigte alexandrin
 sche Schule bestritt dagegen ihre Schwärmerie bis in das vierte Jahr
 hundert, in dessen Mitte sie aus der Geschichte verschwinden, und nur
 in Gallien durch phrygische Colonisten noch einige Zeit erhalten worden
 zu seyn scheinen. Eben so wenig, als diese dem
 ende Secte, lehrten die Parteien, die während
 erfolgung des Kaisers Decius über das gegen ab
 leibige Christen zu beobachtende Verfahren mit
 in in Streit gerathen waren, etwas dem geltend
 Widersprechendes. Novatianus, ein rōmische
 liche Abtrünnige, auch wenn sie dussertig in di
 lückkehrten, nicht wieder aufgenommen wissen, u
 telten sich von 252, wo sie unter dem Namen der
 Gemeinden bildeten, durch den Ruhm, keine la
 z Duldern, bis in das sechste Jahrhundert. Die
 unnes im Anfange des vierten Jahrhunderts von
 iodoxen Kirche getrennten Melitaner verfol
 lrianern. Schwärmer der selben Art, die, oh
 schliche Spaltung verursachten, waren die D
 ferta, deren Anführer Donatus, ein namid
 in seiner Zeit bei einer streitigen Bischofswahl g
 rung, die Traditoren, d. h. solche Aleriker, di
 ungen die Bibel als heidnische Dörigkeit an

amtesfähig zu erkennen, mit seinem Anhange aus der Genrenschafft römischen Kirche trat und eine eigene Secte stiftete, die auch schon taufte Christen, welche sie aufnahm, wiedertaufte. Sie herrschte in christlichen Provinzen Afrika's, und zählte 330 schon 172 Bischöfe im Bekenntnisses. Noch erhobte wurde ihre hierarchische Strenge durch Beobachtung des novatianischen Grundsatzes, Abgefallene oder Sünder überhaupt auszustoßen und die vollkommene Unbescholtenheit Glaubens ihrer Lehrer und Glieder für das wesentlichste Merkmal wahren Kirche zu erklären, ohne das der heilige Geist nicht in ihnen herrschen könne; eine Behauptung, welche späterhin in das catholische Dogma von der alleinseligmachenden Kirche überging. Furchtbar machten sich die Donatisten durch die von ihnen aufgewiegelten Schwärme fanatischer Bauern, die um 548 unter dem Namen der Circumcellionen das zu ihrer Bekehrung eingedrungene kaiserliche Heer angriffen und in Mauritien und Numidien 13 Jahre hindurch das Land mit Plünderung, Mord und Selbstmord verwüsteten; denn das Wätporrecht wurde von ihnen eifrigt gesucht, und sie ließen sich von den Catholischen freiwillig umbringen. Doch ihren Untergang fand diese im vierten und fünften Jahrhundert blühende Secte erst, als die Provinzen, die sie erfüllte, von den Saracenen der Christenheit entrissen wurden. Weniger bedeutend waren die nur auf ein kurzes Daseyn im vierten Jahrhundert beschränkten Parteien der Quatuordecimaner, die in Kleinasien und Syrien fortfuhren, das Osterfest nach alter Weise mit den Juden zugleich zu feiern (s. d. Art. Ostern), der Audianer oder Anthropomorphiten in Syrien, die neben derselben Gewohnheit noch willkürliche Büssungen unter sich einführten und sich Gott in menschlicher Gestalt vorstellten, der Messelianer oder Escheten, Betbrüder unter den Griechen, die sich einem frommen Wätsigange und mönchischen Andachtsübungen ergaben. Eine von dem frömmelnden Wesen dieser mehr gegen gewisse äußere Einrichtungen, als gegen die Lehre der Kirche eingenommenen Parteien ganz verschiedene Richtung nahmen die zu der Gattung der Antitrinitarier (s. d. Art.) gehörenden Secten. Vorläufer derselben am Ende des zweiten Jahrhunderts war Praxeas, ein asiatischer Christ und heftiger Gegner der Montanisten, der die drei Personen in der Gottheit nur als eine dreifache Wirkksamkeit des einzigen Gottes betrachtete, daher seine Anhänger Monarchianer, und wegen der ihnen aufgebürdeten Forderung, der Vater müsse mit dem Sohne Jesus gelitten haben, Patripassianer genannt wurden. Gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts verwarf in ähnlichem Sinne Noetus zu Smyrna die Trinitätslehre mit der Behauptung, daß der Vater mit Christo nur eine Person sey. Die Noetianer verloren sich in der Folge unter den Sabellianern und Samosatenern oder Paulianisten (s. d. Art. Sabellius und Samosatener), zwei Parteien, die den Unterschied der drei göttlichen Personen auf gleiche Weise aufzuheben suchten. Eine Unterordnung des Sohnes unter den Vater behaupteten die Arianer oder Heterusianer und Anomäer, dagegen die Semiarianer oder Homoiustastern mit den Macedonianern oder Pneumatomachen, welche auch den heil. Geist dem Vater nicht gleich achteten, eine Wesensähnlichkeit des Sohnes mit dem Vater zugaben, doch eben so wie ihre Gegner, die Bischöfe Marcellus von Ancyra und Photinus von Sirmium wegen sabellianischer Irrlehren verketzert wurden. Im Grunde gingen alle diese unter dem gemeinsamen Namen der Aloger, weil sie die Würde des Logos/

ten, die geradezu drei Gottheiten
 zahlreichen Ueberresten der am Hofe
 bald verurtheilten Monophysiten d
 Kirchen der Jacobiten, die di
 unterworfenen und in den Schooß
 Glieder ihrer Secte Welchiten
 den Kaisern bestimmen ließen, der
 stiner. (S. alle diese Art.) Ei
 tigkeit war im siebenten Jahrhundi
 tischen, in der die nur einen I
 der Monotheliten von den L
 Führer Mars in Syrien zu einer
 d. Art. Maroniten.) Im ach

haupt wurden abweichende Meinun
 deren Mutter, die griechische
 immer mehr von der römischen ent
 gen Trennungen, als im Aben
 Uebergewicht des römischen Stuhles sich als den Hauptsitz der Ortho
 doxie betrachten lernte. Unter dem Schutze der Bergketten des Caucasus
 und Taurus, die in Armenien zusammenstoßen, gab es noch Ueberreste
 der Manichäer und Gnostiker, die sich seit dem achten Jahrhundert
 nach einem Parteihaupte Paulus, Paulicianer nannten, um den
 gefährlichen Verdacht des Manichäismus von sich abzuwenden. Als
 Ikonoklasten (s. d. Art. Bilderstürmer) wurden sie von dem grie
 chischen Kaiser, je nachdem diese dem Bilderdienste, den die mani
 chäische Denkart ganz verwarf, bald ungünstig, bald günstig waren,
 geduldet oder verfolgt. Doch mußten sie, da man ihrem unläugbaren
 Manichäismus auf die Spur kam, im neunten Jahrhundert harte Ver
 drückungen leiden, unter denen Viele umkamen, Andere in das Gebiet
 der Mahomedaner flüchteten, welchen sie in den Kriegen gegen die Grie
 chen beistanden. Die im zehnten Jahrhundert versuchte Belehrung wie
 der eingewanderter paulicianischer Gemeinden, die der griechische Kaiser
 Johannes Zimisces nach Syrien versetzte, gelang eben so wenig, als
 jene gewaltsame Unterdrückung, und da die Kreuzzüge Wege in das
 mittlere Europa öffneten, drangen zerstreute Haufen dieser Secte theils
 zu Lande durch die Bulgarei, theils zur See nach Italien und Sy
 rien vor. Unter mancherlei vielfach geänderten Namen erschienen ihre
 Abkömmlinge und Geisteserwandten nun in den europäischen Ländern.
 Ganz unzweifelhaft ist der paulicianische Ursprung der Lehre jener der
 alten Massalianer und Eucheten ähnlichen Sectenbrüder, die man wegen
 ihres unaufhörlich wiederholten Ausrufs Bog milut (bulgarisch:
 Gott erbarme dich) Bogomilen nannte und im zwölften Jahrhun
 dert zu Constantinopel wie dem Feueropfer bestrafte. Weniger läßt sich
 dies von den 1025 zu Orkand verbrannten 20 Sansacks und von den

in dieselbe Zeit in Mandern entdeckten Lehren behaupten, über deren Meinungen und Gebräuche man nur die gehässigen Berichte ihrer Gegner hat. Erweislicher scheint die gnostisch-manichäische Abstammung der Sekerei, deren man die in der Lombardei seit der Mitte des elften Jahrhunderts und später auch in Frankreich und Deutschland bekannte gewordenen Separatisten beschuldigt. Sie wurden bald wegen ihrer Herkunft Bulgaren, woraus das französische Schimpfwort Bougres entstand, bald zum Zeichen ihrer Verächtlichkeit als Menschen aus der niedrigsten Volksklasse nach der Pataria, einer äbelberufenen Gegend bei Mailand, Patariener oder Patertiner, bald Publicaner der Popelitaner und in den Niederlanden Pipyles genannt. Der allgemeinste Name aber, mit dem das Mittelalter diese und ähnliche Sectirer bezeichnete, war Kasbarer, der entweder aus dem griechischen Worte καδάραι, die Reinen, wofür sie sich selbst hielten, oder nach der Nationalbenennung Sazaren, weil sie aus der Sazarei, der heutigen Crimm, gekommen seyn sollten, gebildet und in dem deutschen Ausdrucke Kesser erhalten wurde. Die Religionsansicht und Übung der unter diesem Namen begriffenen Separatistenhaufen war freilich nach Gegend und Zeitalter, worin sie auftraten, und nach dem Geiste ihrer Anführer sehr mannichfaltig modificirt, doch in der entschiedensten und hartnäckigen Opposition gegen den Catholicismus, wie er sich damals gestaltete, stimmten sie alle überein, und so dunkel auch noch ihre Geschichte ist, so erhellt schon aus den wenigen Quellen derselben, daß sie in folgenden Punkten der Lehre und des religiösen Lebens zusammenhingen. Den Widerwillen gegen die jüdischen Elemente im Christenthume, den mehr oder weniger geschickt in biblische Redensarten gekleideten Dualismus, der neben dem einigen guten Gott auch noch den Teufel als zweites Grundwesen und Heber der Körperwelt gelten ließ, und den Dünkel einer höheren sittlichen Vollkommenheit hatten sie mit den alten Manichäern gemein, ohne Mani als Prophet zu verehren. Der Einfluß arianischer Vorstellungen und platonischer Ideen leuchtete aus ihren Deutungen der Trinitätslehre hervor, nach denen der Vater die Einheit des göttlichen Willens, der Sohn oder Logos sein erster Gedanke und der Geist die gemeinsame Wirkung seyn sollte. In jedem guten Menschen sahen sie einen Christus, und unterschieden daher in ihren Gemeinden Auserwählte von den Anfängern. Das Verdienst des Erlösers fanden sie mehr in seinem Beispiel als in seinem Veröhnungsblute, und hatten die Hoffnung ihrer Seligkeit, zu der eine Auferstehung der Leiber ihnen nicht nöthig schien, auf das Maß ihrer eigenen Tugend. Im religiösen Leben des Menschen hielten sie die Erhebung des Geistes über das Irdische bis zur mystischen Beschauung für die höchste Stufe; als leeres Gepränge verachteten sie Messe, Altardienst und ähnliche Kirchengebräuche, als todten Aberglauben die Verehrung des Kreuzes, der Heiligen und Reliquien sammt allen willkürlichen Bußübungen und sogenannten guten Werken; die tägliche Einsegnung ihrer Speisen und Getränke galt ihnen als heil. Abendmahl, das Auflegen der Hände untadelhafter Lehrer zur Mittheilung des Geistes als Taufe und Ursprung der Sündenvergebung; innige Herzensandacht beim Gebet und reiner, durch Enthaltensamkeit vom Beischlaf und vom Genuß aufreizender Nahrungsmittel verherrlichter Wandel war ihnen genug zur Übung der Frömmigkeit; die Satzungen der päpstlichen Hierarchie und das Priesterthum der Catholischen, wie es damals war, hielten sie für ganz unchristlich und verderblich, dagegen drangen sie auf Rückkehr zur apostolischen Einfachheit und buchstäbliche Erfüllung der Vorschriften des

neuen Testaments,
den. In einem
tik, mechanische
Klerus die Religi
mussten solche Lehr
Beifall finden. A
die meisten dieser
Verbindung und
und die rührende
Anhänger nicht b
auch Kleriker und
bons hommes hieß
unter den Berwirr
jener Zeiten konnt
tisch nicht gefährli
treiben. Freilich se
die nächelichen Zus
lose, herumschweife
ren, Pessagin
schönung des Ehe
Zusammenleben b
Unsitlichkeiten, u
hüllten, bedeckte b
lassenen Schwärz
Flecken ihelberück
men in Lehre un
und dem einmal
Versuche dieser A
reich, der Schwei
Arnold von Brei
Parteinamen der
ßen aufbrachten.

gab auch das un
genheit der Religi
Mehrere Tausende
gesammelt hatten
dem 1209 gegen
Kreuzzuge des Gr
Graf Raimund de
sition opferie, wa
nur ein kleiner He
einige Zeit unter
Nächst diesen Abi

vermischten Meinungen die Verfolgungen ihrer armfeligten und wurden, allein der Hunderts in die um einfachen lig' abgesonderten und der Art. Bald nicht erloschne sich um 1230 einem der blauen Stedinger, Jahrhundert sind fern, dieser Hundert eine neuen aus dem die einer unerhöhten Brüdern und den Päpsten verwarfene Partei unter den Franziskanern

gläubigkeit nur durch selbst erwählte Bußübungen, Ungehorsam gegen die Kirchengesetze und größeren Aberglauben aus, wie die Geißler oder Flagellanten und die Kreuzbrüder (s. diese Art.). Ob einen ganz erweislichen Zusammenhang mit den Waldensern, aber durch ähnlichen Eifer für biblisches Christenthum und Widerspruch gegen die Mißbräuche der päpstlichen Hierarchie arbeiteten Wiclef mit seinen Anhängern in England und in Böhmen die Hussiten, zu denen die Parteien der Calixtiner oder Ultraquisten, der Herabiten, Weisen oder Tabornen und der von diesen abstammenden böhmischen oder mährischen Brüder gehören (s. alle diese Art.), der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts vor. Die protestantischen Kirchen, welche durch dieselben entstanden, werden nun zwar von den Catholicen eben sowohl als die griechische Kirche unter die Secten gerechnet, doch bezeichnet der historische Sprachgebrauch mit dieser herabwürdigenden Benennung nur die kleinen Parteien, die außer den größeren, durch den westphälischen Frieden anerkannten Kirchen abgesonderte Religionsgesellschaften bilden. Vergleichen hat der mit Feuer und Schwert gegen die Irrgläubigen gerichtete Catholicismus in seinem Schooße nicht aufkommen lassen. Das Bedürfniß des religiösen Separatismus fand schon in der Mannichfaltigkeit der geistlichen Orden hinlängliche Nahrung. Einzelne Sectirer, d. h. Irrlehrer, die Ewenturisten werden wollten, bezwang die Inquisition und die Thätigkeit der Jesuiten, welche bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts jede freie Bewegung des Geistes zu hemmen wußte. Die Jansenisten, Quietisten und Molinisten blieben ungeachtet ihrer abweichenden Ansichten von einigen Lehren rechtgläubige Catholicen; selbst die ersteren, welche in den Niederlanden eigene Gemeinden und Geistliche haben, sind keinesweges als eine besondere Secte anzusehen, da sie den Primat des Papstes anerkennen, alle catholischen Gebräuche beobachten und nur den ultramontanischen Lehrsatz von der Unfehlbarkeit des Papstes eben so in Zweifel ziehen, wie unzählige andere Catholicen diesseit der Alpen. Die von ihnen ausgegangenen oder durch den jansenistischen Streit nur geweckten Parteien der Appellanten, Convulsionairs und Securisten, Naturalisten und Figuristen, Discernanten und Melangisten haben in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nur ein kurzes Daseyn in Frankreich gehabt. (Vergl. d. Art. Jansen und Quietismus.) Die griechische Kirche, obwohl wegen ihrer geringen Neigung zum Denken in der Religion über den Inhalt des alten Lehrbegriffs mit sich einig, hat doch einige Secten aufzuweisen, welche die tolerante Regierung in Rußland bestehen läßt. Schon im vierzehnten Jahrhundert sonderten sich die Partei der Strigolniken aus Haß gegen die Geistlichkeit ab, wurde aber bald wieder zerstreut. Dasselbe thaten mit mehr Erfolg um 1666 die Koskolniken, d. h. Abtrünnige, die sich selbst Starowerzi, d. h. Altgläubige, nennen, weil sie die vom Patriarchen Nikon um diese Zeit unternommenen liturgischen Neuerungen nicht genehmigten. Sie bilden eine, nach und nach in 20 Parteien zerfallne Secte, die sich durch Beibehaltung der unveränderten slavonischen Agende und Liturgie und der alten Kreuzesbezeichnung von der griechischen Mutterkirche unterscheidet, selbstgeweihte Geistliche hat und von früheren Verfolgungen der Caren gedrängt größtentheils in die östlichen Provinzen des russischen Reichs gewichen ist. Unter den donischen und asiatischen Kosacken hat die jetzt die meisten Anhänger, auch findet man Koskolniken in Sibirien. Sie halten den Gebrauch des Tabaks und der starken Getränke für un-

haude, faffen strenger als die Russen, verweigern den Eid und Lehren
 in sich sonst nicht selten aus ähnlichen fanatischen Gründen, wie die
 Biedertäufer, gegen die Obrigkeit auf, daher Bugatschem, selbst ein
 Kosakoff, unter ihnen den meisten Anhang fand. Jetzt haben sie viele
 von diesen und andern Schwärmereien in Rücksicht der Ehe, der Kleb-
 ung, des Priesterstandes und Märtyrertums nachgelassen. Vertrie-
 bene Kosakoffen, welche sich in Litthauen und Ostpreußen unter An-
 führung eines Aeltesten Philipp Pustowski niederließen, sind die
 Philippianen, die die preussische Regierung in Neuspreußen duldet.
 Sie weichen darin von der griechischen Kirche ab, daß sie Aelteste statt
 er Popen haben, von denen sie keine Absolution annehmen, Firmelung
 und Ehe für keine Sacramente und die Trauung für unnötig halten,
 en Eid und die Kriegsdienste verweigern und die alten Agenden und
 Kreuzeszeichen unverändert lassen. Weiter entfernen sich vom Glauben
 der Kirche die Dschorszen, eine auf den Steppen jenseit des Don
 angesiedelte Secte, die die Trinitätslehre verwirft und nur die Evan-
 gelien annimmt, keine Kirchen und Priester hat, Eid und Blutver-
 rissen für unerlaubt hält und zu Empörungen geneigt ist. Antitrinitä-
 ter ähnlicher Art sind die unpopischen Russen oder sogenannten
 russischen Juden im Gouvernement Archangel, von denen man nur
 weiß, daß sie weder Christum noch die Heiligen verehren und selbst die
 Taufe verwerfen. Genauer kennt man die zahlreichen Secten, die dem
 Protestantismus theils nur durch die Opposition gegen den Papismus
 und durch den einfacheren Cultus, theils auch wegen ihrer Entstehung
 aus seinem Schooße verwandt sind. Zu den erstern gehören 1. die
 Anabaptisten oder Biedertäufer des sechszehnten Jahrhunderts
 (s. d. Art.), von denen die localen Parteien der Waterländer,
 Friesen, Flamingen mit den Galenisten oder der Gemeinde vom
 Lamme, den Apostolen oder der Gemeinde von der Sonne, den
 Kewallisten
 Jacob Schrifte
 Mennoniten,
 Dunkers absta-
 tartier oder Si-
 ner, die Cas-
 Stifter nennen.
 scharfsinniger Ko-
 lische Lehre mit g
 Ansicht vom Abe-
 der Zueignung di
 die er nicht als G
 ket betrachtete, i
 worin er keine vo
 eine vollkommener
 Christenthume der
 gebung wissen wo
 Verbannung zu l
 sten besondre Gen
 gere Kirchenzucht
 eine Zuflucht in
 in Philadelphia si
 häuser haben und
 lichkeit gerühmt u
 Schriften lesen, g

außerlich zu den Lutheranern. In den protestantischen Kirchen hat, außer der Trennung der Reformirten von den Lutheranern, und den erstern nicht nur die Abweichung des strengen Calvinismus von den freieren Ansichten Zwingli's in der Lehre vom Kirche:regiment eine Verschiedenheit der Verfassung erzeugt, die die alten Schweizer und die von ihnen abstammenden helvetischen Glaubensgenossen in Ungarn als echte Zwinglianer ungeachtet des Consensus Tigurini 1549 mit den Calvinisten in Genf, Frankreich, Holland, Deutschland und England nicht ganz übereinstimmen lassen, sondern auch der Streit über die Prädestination durch die vortreueren Calvinisten oder Arminianer oder die Ansicht nur eine bedingt versaliskten heißen, vgeben. (S. d. Art. Reformation) hielten sich noch horgen, wollten sich aber der Remonstranten nicht Secte der Helmsbur nannten, weil sie keine Gemeinden bildeten. Die sich zum Socianisten schen und hatten 1740 in Mitte des achtzehnten J zu den Mennoniten aber übereinstimmend dachten.

Reformirten in Frankreich, die im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert unter dem Namen der Hugenotten als eine ketzerische Secte verfolgt, durch dieses Schicksal bis zum gewaltthätigsten Fanatismus erhöht wurden und beinahe selbst eine vom reformirten Lehrbegriff abweichende Richtung des religiösen Glaubens genommen hätten. Wenigstens standen unter den hugenottischen Rebellen in den Ebenen, die man im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts Camisarden (Kurtz rabe) nannte, Propheten und Wunderthäter auf, die sich unerhörter Visionen rühmten und unter dem Namen der Inspirirten oder neuen Propheten nach 1710 auch in Deutschland erschienen. (S. d. Art. Inspiration.) In der anglicanischen Kirche entstand gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts eine Partei freier denkender Theologen, die wegen ihrer mildernden Auslegungen der Lehren von der Trinität, Genugthuung, Sündenwahl und dem Sacramenten Latitudinarier oder Syncretisten genannt wurden, sich jedoch keineswegs kirchlich absonderten, wie die unter dem Namen Presbyterianer, Puritaner, Congregationalisten, Nonconformisten, Independents in Großbritannien bekannten Dissenters. (Vgl. die Art. anglicanische Kirche und Dissenters.) England war überhaupt das Mutterland der meisten neuern Secten. Hier entstanden die Quäker, die Methodisten, zu denen die Zumpers (Springer) oder walliser Methodisten, eine Abart wie die Schütterer, gehören, die Sandemänniger oder Glajiten und die Jacobiten oder Monturors (s. diese Art.). Weniger erheblich sind die schottischen Seceders, d. h. Separatisten, welche in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, wie die Relievers, d. h. Helfer, wegen des von ihnen behaupteten Rechtes aller Gemeindeglieder zur Wahl der Geistlichen aus der presbyterianischen Kirche schieden, doch selbst um des Bürgerrechts

unter den Burghers, die ihn leiffen, und Antiburghers, die ihn verweigern, zerfallen, und die Lifiers zu Willmore, die das Brod beim Abendmahl emporheben. Auch auf dem Gebiete der vereinigten Staaten von Nordamerika sind im achtzehnten Jahrhundert einige kleine Secten entstanden, von denen jedoch nur die Schutterer (s. d. Art.) und die Dunkers (s. d. Art. Taufgesinnte) Erwähnung verdienen. Höheres Interesse erwecken die Herrnhuter, an denen wir in der Nähe sehen können, wie die Bessern unter den kleinen protestantischen Religionsparteiern ihr kirchliches und bürgerliches Zusammenleben eingerichtet haben (s. die Art. Brüdergemeinde und Herrnhut), und die Swedenborgianer oder Glieder der Kirche des neuen Jerusalems (s. d. Art. Swedenborg), die beide auf dem Gebiete der lutherischen Kirche entstanden sind. Ein verfehlter obwohl merkwürdiger Versuch, die natürliche Religion zur öffentlichen zu machen, war das während der Revolution zu Paris entstandene und wieder erloschene kirchliche Institut der Theophilantropen (s. d. Art.). Auf demselben Wege des Naturalismus, doch nichts weniger als philosophisch, wie dies moderne kirchliche Meteor, zeigte sich 1781 eine aus armen, unwissenden Landleuten bestehende Deiftengemeinde in Böhmen, die sich Abrahamiten nannte und im Vertrauen auf Josephs II. Toleranzedict aus ihrer Dunkelheit hervortrat, aber ihre Offenherzigkeit sehr beweisen mußte, da Joseph sie an die türkische Gränze versetzen und durch grausame Mißhandlungen bekehren ließ, weil sie sich weder als Christen noch als Juden ausweisen konnten. Christlicher ist die 1802 zu Delft gestiftete protestantische Secte, die sich Christo sacrum nennt und alle Secten in ihrem Schooße vereinigen will, keine Geistliche, sondern

welche Johanna Leade schon gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts nach böhmischen Phantasien zu einer vorübergehenden theosophischen Partei vereinigte; die Dippelianer, welche den Sictelianern der Verehrung der böhmischen Schriften ähnlich, doch mehr der Alchemie und Goldmacherei ergeben waren; (vergl. d. Art. Dippel) Pietisten (s. d. Art.) und die in vielfältigen Formen und Arten der Schwärmerei überall verbreiteten Chiliaften oder Anhänger der Tausendjährigen Reiche (s. d. Art.). Billig begreift man alle diese Parteien und die theosophisch mystische Schule Lavaters so wie die jetzt in Schwaben und der Schweiz sehr ansehnliche chiliaftische Schule Jung Stilling's unter dem Namen harmloser Separatisten, die bei einiger Abneigung gegen das kirchliche Christenthum, ihren Träumen lieber im Stillen durch das Lesen der beliebten Schriften ihrer Meister und Geistesverwandten, und durch Unterhaltung an dächtiger Privatzusammenkünfte Nahrung geben, als die öffentlichen Anstalten der Staatskirchen führen mögen. Im Allgemeinen scheint die Neigung zur Sectirerei jetzt schwächer als sonst, und wenn die orientalischen Secten gewiß noch lange über ihre alten Formen halten, so ist die Zeit nicht fern, wo besonders die zum Mysticismus geneigten Secten und Parteien im Occident theils von der Aufklärung erkältet, theils durch die ihnen gewährte Freiheit sorglos gemacht, das Gepräge ihrer ursprünglichen Eigenthümlichkeiten verlieren werden. E.

Section nennt der Anatom das kunstmäßige Öffnen der Höhlen thierischer oder menschlicher Leichen, zum Behuf der Untersuchung ihrer Beschaffenheit und der darinliegenden Organe. Den Kopf zu öffnen, werden die den Kopf bedeckenden weichen Theile durch einen Kreuzschnitt gespalten, der Knochen entblößt, und dieser rundum durchgesägt, damit sich das obere Stück gleich einem Deckel abheben lasse. Auf der Brust wird die Haut sammt dem Fleische bis auf die Knochen der Brust durchgeschnitten, diese entblößt und die Rippenknorpel von den Rippen abgetrennt; das losgemachte Brustbein wird vom Anatom abgehoben. Zur Öffnung des Unterleibes führt der Anatom einen Kreuzschnitt, der den Nabel nicht verletzen darf. Die gerichtliche Untersuchung der Leichen (legale oder gerichtliche Section) erfordert vorzügliche Genauigkeit; weil es dabei oft darauf ankommt, Verletzungen nachzuspüren; ihre Tiefe und Richtung, mit welcher sie in innere edle Organe eindringen, außer allem Zweifel zu setzen, ist so anzugeben, daß dem Anatom nicht der Vorwurf gemacht werden kann, er habe sie erst durch seine Instrumente herbeigeführt oder vergrößert. Auch gibt die Criminalordnung an, daß der gehbrigen Deutlichkeit wegen alle drei Höhlen des Körpers geöffnet werden müssen. F.

Sector (Kreisauschnitt) ist derjenige Ausschnitt eines Kreises, der aus zwei Halbmessern und einem Kreisbogen besteht.

Secunde bedeutet 1. den hundertsten Theil einer Minute. 2. In der Musik wird dadurch jeder höhere Ton des zunächst unter ihm liegenden bezeichnet; sie ist entweder klein, oder groß, oder übermäßig. 3. Beim Fechten heißt **Secunde** die zweite und nächste Bewegung, nachdem man den Degen gezogen hat; sie ist eine der Hauptbewegungen, und wird sowohl unter als über dem Arm, auch wohl bisweilen inwendig gestossen.

Secundus (Johannes), war der schriftstellerische Name Johannes Svetards, eines berühmten lateinischen Dichters. Sein Vater, ein ausgezeichnete Rechtsgelehrter, war unter Carls V. Regierung Präsident des souveränen Rathes von Holland und Seeland zu Mecheln.

er Sohn wurde im Haag 1511
 rechtswissenschaften unter Alcial
 der die schöne Literatur und die
 die Jurisprudenz. Er ward
 eit bekannt, und der Umgang
 iner Liebe für diese Kunst.
 enntnisse in der Malerei, der
 ber seinen größten Ruhm verda
 ufte nach Italien, darauf nar
 als Lavera, Erzbischofs von T
 uf seinem Zuge nach Tunis be
 te Gesundheit nicht, dem Mäh
 en, weshalb er nach den Nied
 October 1536 an einem bösartiq
 tuern lateinischen Dichtern bei
 ingen wie ihm. Die „Klasse d
 r am bekanntesten. Seine B
 ge und vermischte Gedichte ent
 nicolaus Grudius und Andrea
 ch auszeichneten, herausgegebe
 eine der neuesten ist die 1772 i
 eberfetzung herausgekommene.
 es Johannes Secundus
 er G. (Soltz) (und herausg
 on Mirabeau, und deutsch v
 Viele findet man in der Zeitsc
 er Klasse ist von Franz Passow (Leipzig 1807, 8.).

Sedaine (Michel Jean), Mitglied der ehemaligen französischen
 Akademie, und Secrétaire der Akademie der Baukunst, geboren 1719
 u Paris, wo sein Vater Baumeister war, aber bei seinem Tode seine
 Familie in großer Dürftigkeit hinterließ. Daher mußte der junge Se-
 daine als gemeiner Maurer arbeiten, um seine Mutter und zwei jün-
 gere Brüder zu ernähren. Durch seinen Fleiß brachte er es dahin, daß
 er Meister werden konnte; doch veranlaßte ihn seine Liebe für das
 Theater, mehrere dramatische Stücke zu verfertigen, die mit Beifall
 aufgenommen wurden. 1754
 omischen Oper, bewogen, i
 ö glückliche Talente, daß si
 ter war, wieder mit Zuscha
 achtet wegen seiner liebens
 en Gelehrten seine Zeit. E
 daine war Verfasser einer g
 ver leichtern, mit Musik be
 eur, und der König und d
 noch bei seinen Lebzeiten m
 Außerdem hat er mehrere Kl
 iel an sein Kleid besonders
 vollkommen die Wirkung th
 u benugen. Sein Dialog
 nicht ohne Sprachfehler. U
 Lern Stücke besser sehen, v
 er dem Titel Oeuvres de
 herausgekommene.

See. Verschieden in der Bedeutung sind die See und der See.

Jenes ist einerlei mit Meer (s. d.), allenthalben umgebenes Gewässer, das verschieden ist. Einige Seen sind so fe auch das Wort Meer gebraucht worden. Man pflegt die Seen in einzutheilen. Jene sind so alt, wie diese verdanken ihren Ursprung mehreren und Durchbrüchen der Flüsse und einem Zufluß, aber keinen Abfluß. Es des umgebenden erhöhten Landes wegen konnten und daher ihr Wasser auffau Auebänkung erleiden sie Abgang. Ein Flüsse auf und läßt sie wieder von sie Flüsse auf, ohne sie wieder abfließen haben weder Zuflüsse noch Abflüsse; de zu, je nachdem die Witterung trocken

Seebäder. Es ist eine alte Erfahrung genommen, gegen viele Zufälle heilsamlich zubereitet; die See steht in dieser salquellen an der Cüste, sie ist selbst der ausgebreitetste der ganzen Erde. Ende des vorigen Jahrhunderts bequ angefangen, wie zu Dobberan an der Badegäfte zu Dobberan, Rostock 1798) sel Norderne in Ostfriesland (E. J. B ankalt auf der Insel Norderne, Kuric Seewassers sind Kochsalz, salzsaure La und Harzkoff; doch ist der Gehalt an stärker, als in dem nördlichen. Bei de Bad darf man indessen nicht allein nehmen und seine Heilwirkungen darnach die oft noch stärkern salzigen See der Fall ist), sondern es kommen no gung der Wellen, wodurch die See u and die mit Wasser sehr gesättigte Se dere unbekannt Bestandtheile enthält.

Seefahrer, s. Reisen.

Seegesetze: Mit dem Worte die privatrechtlichen Bestimmungen, wo die Seefahrt der einzelnen Völker bey Gebräuche und Regeln über dieselben größtentheils auf den besondern posit Staatsen, wiewohl auch in Ermangelt Staatsen nicht selten als subsidiarische es vorzüglich mit verschiedenen älter Seerecht, unter denen das bekannte angeführt zu werden verdient, der Fall bestrittener aber sind die völkerrechtliche recht, indem die in dieser Rücksicht entge nach keinesweges nach den einseitige gen eines einzelnen Staates, wiewohl dieselben als Regel und Richtschnur be zwischen den einzelnen betreffenden Sta den allgemeinen völkerrechtlichen Gewoh

erst
der
sich
sind
den
auf
aus
aber
ung

des Seeweges nach Ostindien immer mehr ausgebreitet und vervollkommen worden, seitdem zugleich die europäischen Mächte immer mehr die Erlangung von Colonien ihr Augenmerk gerichtet, entstanden bloße See- und Handelskriege und damit zugleich Seemächte, ind nun nicht mehr, wie früherhin, Handelsschiffe für den Krieg jedes besonders ausgerüstet, sondern dazu eigene Kriegsschiffe erbaut wurden. So ist in den neuern Zeiten, das heißt vorzüglich in den letzten hundert und fünfzig Jahren, der Seekrieg immer wichtiger und unabhängiger vom Landkriege geworden, mit besondern Regeln und Gebräuchen die nicht selten denen des Landkrieges durchaus entgegengesetzt sind. Die vorzüglichste Verschiedenheit der Art besteht noch gegenwärtig darin, daß während in den Landkriegen das Privateigenthum wenigstens in der Regel geachtet und nicht als ein Gegenstand der Feindseligkeiten angesehen wird, dagegen in Seekriegen das Privateigenthum gleichwie das Eigenthum des Staats als vollgültiger Gegenstand der Feindseligkeiten betrachtet wird. Es ist dieses Verfahren oft unbedingt gebietet worden, ohne zu bedenken, daß falls man sich im Seekriege durchaus streng nach den Regeln des Landkrieges richten wollte, ersterer in manchen Fällen von selbst würde aufhören müssen, sobald z. B. eine Seemacht so übermächtig geworden, daß sie die Niederlassungen der Feinde eroberte und ihre Kriegsflagge von dem Meere vertriebe. So mag daher die Wegnahme des Privateigenthums in Seekriegen gewissermaßen als die Stelle der in Landkriegen gebräuchlichen Brandschatzungen und gezwungenen Lieferungen ersehend angesehen werden, wogegen freilich nicht übersehen werden darf, daß in so fern Einzelne durch dies Verfahren in Seekriegen unverhältnißmäßig hart beeinträchtigt werden, dasselbe allerdings vorzüglich hart und unbillig erscheint und die dagegen vorgebrachte Entschuldigung, daß zumal in neuern Zeiten durch die größere Verbreitung der Versicherungen der Schaden dennoch einigermaßen gleichmäßig vertheilt werde, möchte wohl nur in einzelnen seltenen Fällen als befriedigend angenommen werden können. C 2

Seeland (holländ.) oder Zeeland. Diese Grafschaft und Provinz Hollands besteht aus 15 bis 16 größern und kleinern Inseln an und in den Ausflüssen der Schelde und Maas in das deutsche Meer, so daß sie gegen Norden an die Provinz Holland, gegen Osten und Süden an Brabant und Flandern und gegen Westen an das deutsche Meer gränzt. Die Hauptinseln dieser Provinz heißen Walchern mit der Hauptstadt Middelburg (s. Middelburg), Nord- und Süd-Seeland, Tholen und Schouwen. Das Klima ist überaus ungesund, aber der Boden desto fruchtbarer, und bringt vortrefflichen Weizen, Trapp und andere Producte hervor. Die Weiden sind mit Heerden des schwarzen Rindviehes bedeckt, und diese Provinz zählt auf 20 Quadratmeilen 74,050 Einwohner, 9 Städte und 105 Dörfer. Seit 1806, wo Seeland mit dem übrigen Holland unter bonapartistische Herrschaft kam, bildete Seeland eins der 11 Departements des holländischen Königreichs, und als es 1810 unmittelbar mit Frankreich vereinigt wurde, erhielt es den Namen des Departements der Schelde-Mündungen (bouches de l'Escaut). Jetzt bildet es wieder eine Provinz des nunmehrigen Königreichs der Niederlande.

Seeland (dänisch), ist die größte und wichtigste Insel der dänischen Monarchie. Sie liegt zwischen dem Kattegat und der Ostsee, hat einen Flächenraum von 131 Quadratmeilen und 331,000 Einwohner. An Getraide ist sie überaus fruchtbar; besonders hat sie vortreffliche Vieh- und Pferdezucht, und auf ihr befindet sich auch außer meh-

en königlichen Lustschloßern und der bekannten Festung Helsingör die Haupt- und Residenzstadt Copenhagen (s. Copenhagen).

Seele. Die Bedeutung derselben ist in die Hauptschwierigkeit entwickelt, daß die Schöpferin aller Gedanken nicht selbst wieder ein Gedanke seyn und daher nicht in einen Begriff, Princip oder Idee gesetzt werden könne. Wenn die Speculation selbst nur ein einzelner Ausfluß der Seele ist, so fragt sich: kann der Theil das Ganze, die einzelne Function, die Natur der Kraft, aus der sie quillt, das Abbild, das diesen seines Urbildes in sich aufnehmen? So wenig dies möglich ist, hat sich doch der menschliche Geist jederzeit ein Bild von der Seele entworfen, und ihr Prädicate zugetheilt, die sie vom allem Theilbaren, Nothwendigen und Vergänglichem gänzlich entfernen. Denn das, was sie erkennt, idealisirt und erstrebt, kann nicht wieder in der Reihe des Erkannten, Idealisirten und Erstrebten befangen seyn. Daher wurden der Seele die Prädicate der Einfachheit, der Freiheit, der Immaterialität und Unsterblichkeit geschenkt. Plato hat sich die doppelte Aufgabe vorgesetzt: Was war der Zustand der Seele vor ihrer Vereinigung mit dem Körper? Und was wird sie nach dem Tode seyn? Da er weder Vernunft noch Erfahrung etwas bestimmen, kein sterbliches Auge zusehen und mithin keine Analogie zureichen kann, so nimmt Plato mythische Darstellungen zu Hülfe, die aber neben der schönen Dichtung dennoch einen hohen wissenschaftlichen Werth verrathen. Ein erhabener Gedanke ist, daß die Seele vor ihrem Zeitleben mit den Ideen Wahrheit, Schönheit und Tugend vereinigt sey, aber von denselben abfalle, sobald sie in eine Erscheinungswelt übergehe, jedoch derselben während des Lebens mehr oder weniger theilhaftig werde und sie von den Erübungen läutere. Dieser Gedanke verknüpft sich mit einem einwissenschaftlichen Interesse. Denn da die Ideen Wahrheit, Schönheit und Tugend wahrhaft unendlich sind und jede derselben im Menschen einen Zug bildet, der ihn über alles Endliche zu erheben strebt, so läßt sich von diesem Zuge aus der Schluß auf die Seele selbst machen, daß sie eine unendliche Potenz seyn müsse. An das Prädicate der Unendlichkeit aber schließen sich diese der Immaterialität, Freiheit und Unsterblichkeit an, und so steht dann die Seele, als ein ewiges Princip, der Materie, als einem Zeitlichen gegenüber. Wenn der speculative Werth dieser Folgerung nicht genügt, dem mögen dann die der Seele angestammten Vermögen, wie das Ahnungsvermögen, das Gewissen und der Glaube, für jene hohen Prädicate der Seele noch weitere Bürgschaft leisten. Denn der ewige Zug, der in ihnen waltet, schließt alle Erklärung aus dem Zeitlichen und Endlichen aus. Eine unlängbare Wahrheit bleibt es, daß der Nebelschleier des Scheins zwar das Endliche, Vergängliche, Relative zu trüben vermöge, aber nie das Unendliche, das Wesen, das Absolute. Darum kann zwar eine Vorspiegelung des Scheins in das Zeitleben der Seele fallen, aber die ihr eingebornen Ideen, welche alles Endliche ordnen, leiten und dem Unendlichen zuführen, können kein Schein seyn. Betrachtet man die Seele unter dieser Ansicht, so fallen mehrere untergeordnete Bedeutungen derselben weg, wie z. B. die Mehrfachheit der Seelen in einem Subject. So nahmen die Stoiker eine sinnliche und unsinnliche Seele an, Plato eine sinnliche, vernünftige und verständige Seele. Eben so wenig hat man nöthig, außer dem Gegensatz von Seele und Leib, noch einen höhern zwischen Geist und Materie anzunehmen. Recht angesehen, ist die Seele die Urkraft, aus der, wenn sie von dem ihr fremdartigen Princip der Materie sollicitirt wird, alle untergeordneten Kräfte abstammen. Alle

besonders in Amsterdam ihr Wesen treibenden Classe Menschenmädler hat es folgende Gewandniß. Diese Seelen- oder, wie sie auch heißen, Bettelverkäufer nehmen dürftige Leute, die als Waisen oder

Wdai
nge,
Ihr
mit
chult
t, die
den
ufen

e nun davon wieder ihren besondern Gewinn ziehen. Eigentlich also
: diese Einrichtung für jene armen Leute, die sich zu dem Entschlusse
ich Ostindien zu gehen,
Utschaft sehr nützlich; an
ark; allein hiers wird a
Konatszetteln (wo
en in Europa versorcht
bsehen, und das Geld i
ug gespielt, dem zu s
n seyn schien.

n gehen wollen, auf, und unterhalten sie so
e Compagnie dergleichen verlangt, dann stellen
id wenn die Compagnie sie annimmt, so be-
er Zettelverkäufer einen Transportzettel oder
lden, welche, wenn jener Verkaufte am Leben
z Lohne abgezogen, und nach einiger Zeit erst
ttels bezahlt werden. Meistentheils aber ver-
mpfangenen Transportscheine an reichere Leute,
die Ge-
ier sehr
laanten
erlasse-
Solde
ke Ge-
geneigt

Behauptung von den Fesseln des Körpers befreit in das Reich der Verstorbenen eingehen, daselbst in einem Zwischenzustande längere oder kürzere Zeit verweilen und dann wieder andre menschliche oder thierische Körper auf ihre Lebensdauer beseelen, bis die Periode seiner Läuterung beendigt und seine Rückkehr zum Urquell des Lebens möglich sey. Es sollte der Geist des Pythagoras selbst schon zum vierten Male auf Erden seyn. (S. d. Art. Pythagoras). Die griechischen Mythen kleideten die Seelenwanderung in anziehende Mythen ein, welche den Dionysos oder Bacchus als Herrn und Führer der Seelen darstellen. Auch hier war die Annahme einer Präexistenz merklich. Denn diese Geheimlehre unterscheidet Neulingsseelen, die nach dem Gesetze der Wabökonomie aus ihrem vorigen ätherischen oder himmlischen Leben auf die Erde herunter getrieben zum ersten Mal als Menschen erschienen, von den büßenden Seelen, die zum zweiten oder dritten Male zum Einwandern in menschliche Körper genöthigt wurden, und von denjenigen Seelen, die aus Neigung zum Körper und zur Erde freiwillig herabkamen, weil entweder die Neugier oder das Wohlgefallen am Individuellen sie herabzöge. Die griechischen Dichter und Philosophen haben diese Mythen mannichfaltig ausgeprägt. Pindar läßt die Seele nach einem dreimaligen tadellosen Lebenswandel in den Inseln der Seligen anlangen. Plato dehnt den Zeitraum bis zur völligen Rückkehr der Seelen in den Schooß der Gottheit auf 10,000 Jahre aus, in denen sie Menschen- und Thierkörper zu durchwandern hätten. Plotin unterscheidet eine Verpflanzung der Seelen aus unsichtbaren, ätherischen Körpern in irdische und eine Wanderung aus irdischen wieder in irdische. Unter den Römern haben Cicero und Virgil sich auf diese Lehre bezogen. In der ihnen eignen seltsamen Manier mahlten die Rabbinen die Lehre von der Seelenwanderung aus, indem sie annahmen, Gott habe nur eine bestimmte Anzahl Judentheelen geschaffen, die daher immer wiederkämen, so lange es Juden gäbe, bisweilen auch zur Bußübung in Thierkörper versetzt, doch am Auferstehungstage alle geläutert seyn und in den Leibern der Gerechten auf dem Boden des gelobten Landes aufleben würden. Die christliche Secte der Manichäer betrachtete die Seelenwanderung auch als Bußmittel. Weit war überhaupt dieser Glaube verbreitet; die alten Italier, die celtischen Druiden, die Scythen und Hyperbörder hatten ihn wie die heidnischen Nationen des östlichen Asiens, die caucasischen Völkerschaften, wilde Amerikaner und afrikanische Negger ihn mit mancherlei Modificationen noch haben. Eine Folge desselben war bei den alten Aegyptiern und ist noch jetzt bei den Hindus die Verehrung gewisser Thiere und die Scheu vor dem Genuß ihres Fleisches, weil man nicht wissen könne, welchen Ahnherrn, Vetter und Freund man verzehre; auch die Pythagörder wollten aus gleichem Grunde kein Thier tödten. Immer anziehend bleibt die Idee, irgend einmal in irgend einem Individuum der Vorzeit schon dagewesen zu seyn oder noch einmal wiederzukommen, und nicht ohne practischen Nutzen die Besorgniß, nach einem in viehischen Lüste durchschwelgten Leben nun wirklich zum Schweine zu werden, wie jene Gefährten des Mofses oder vom Throne herab zur Strafe des Blutdurstes in einen Lieger oder aus dem Collettenzimmer zur Bücktigung der Eitelkeit in einen Pfar zu fahren. Doch wie belustigend oder erbaulich solche Folgerungen auch seyn mögen, die Lehre von der Seelenwanderung wird sich in den Augen des erleuchteten Christen nie über den Werth eines Traumes erheben, den ihm sein Glaube an die ewige Fortdauer im Reiche Gottes durch eine völlig befriedigende Wirklichkeit ersetzt. Ihm ist daher die

Die Seezuckerbereitung nichts anders, als die natürliche Verdauung des innern Menschen oder das Fortschreiten zum Ziele der Volkswohlthat von Stufe zu Stufe. In welchen Formen und organischen Uebersetzungen von Staaten gehen werde, überläßt er aber dem Vater, in sein Haus viele Wohnungen sind.

Seezucker. In den Seezuckern gehören alle diejenigen, welche auf unrechtl. Weise Handelskapitalen zur See gegen Andere erlangen oder überhaupt die völkerrechtlichen Seegefetze verletzen, also alle solche, die, ohne dazu von ihrem Staate beauftragt oder bevollmächtigt zu seyn, in einem ausgesprochenen Seekriege auf eine rechtliche Weise Theil nehmen, welche solche, die zur Abwehr von Handelskapitalen berechtigt sind, un, die dem einmal allgemein angenommenen aber werden. B. Kaper allerdings als recht so fern sie mit einem Marktbriebe versehen werden betrachten, so wie nicht Kriegsschiffe werden können, sobald sie die Seegefetze verletzen. Seitigen Laods mit dem Namen Seezucker, Tunis, Tripolis und Marokko an der afrikanischen Küste seit ihrer Entstehung fortwährend, in europäischen und überhaups allen irgend gebildeten Seegefetze zu kümmern, gegen alle seefahrenden Nationen, sobald sie ihnen nicht durch ihre überlegende Seemacht furchtbar waren oder wenn einen drückenden jährlichen Tribut zu zahlen vermögerten. Handelskapitalen gelte haben. Es mag hier der Ort seyn, von der Unternehmung zu reden, die L. J. 1810 gemacht wurde, um dem Unfuge vieler Handelskapitalen ein Ziel zu setzen. Z. vor sieben Jahre der berühmte russische Seeheld Admiral Sinow auf dem Wiener Congresse nicht nur einen unständlichen Druckschrift die Zerklüftung derselben in Antrag brachte, sondern auch sich unaufhörlich bei dem Kaiser und ihrem Hofe für diese Sache verwendete, und sich zum Aufhörer des Unrechtes erbot. Der Erfolg entsprach seinen Wünschen nicht; er mußte sich deshalb darauf beschränken, an die Spitze der Gesellschaft der vereinten Mitter zur Befreiung der weißen Sklaven in Afrika zu setzen, welche ihren Mittelpunkt in Paris hatte, und sehr thätig wirkte, um die Erreichung des besagten Zweckes vorzubereiten. Gerade zu dieser Zeit erlitten aber die Barbaren ihren Ansehens mit der schändlichsten Frechheit, und trugen sogar kein Bedenken, die englische Flagge zu mißhandeln, und Schiffe, die dunkle Küsten, hinweg zu nehmen. Um dieser Insolenz ein Ende zu machen, schickte der im Mittelmeer commandirende Admiral Lord Cochrane, an dem ersten Tage des Monats 1816, mit seiner Escadre vor Algier. Nachdem er hier den Frieden für Hannover, Sardinen und Neapel abgeschlossen hatte, segelte er nach Tunis und Tripolis keinen Antrag, keine christliche Sklaven mehr, keine Gefangenen nach Kriegswaaren zu behandeln, geschweige denn die Regierung von Algier, Strafen wieder kom, gegen diesen Antrag, der mit Religionswaaren unverträglich sey. Er wurde sich durch Gewalt Nachdruck zu geben, bei Verteidigungsanstalten, und ließ den englischen Consul in Verdacht nehmen. Da aber das Vorgehen in Algier nicht gelagere, willigte Ermoth in die Vermeidung des Trieb, um die Seefahrt zu verhindern.

können und kehrte nach England zurück. Während die Engländer in
 Algier lagen, hatte der Dey den Befehl nach Bona und Oran
 theilt, daß man sich der Personen und des Eigenthums der dortigen
 Britten bemächtigen, und ihre Schiffe in Beschlag nehmen sollte. Dieser
 Befehl wurde aufs grausamste vollzogen. Es wurden die friedlichen
 Corallenfischer an den dortigen Küsten, welche Flagge sie auch führen
 mochten, mit Wuth überfallen, theils ermordeet, theils in die See
 verewt geführt, ihre Schiffe hinweg genommen, und der spanische Con-
 sulsverweser, der zugleich die Geschäfte für Großbritannien besorgte,
 verwundet und eingesperrt. Diese Gräueltthaten erregten in ganz Europa die
 größte Aufsehnung; noch mehr wurde die Indignation der Engländer er-
 reizt, da die Algerier auf der See auch die Feindseligkeiten gegen ihre
 Flagge forschren. Man beschloß die schleunigste Rache. Am 24ten
 Jul. ging Exmouth in Portsmouth wieder unter Segel; bei Gibraltar
 stieß eine holländische Escadre, unter dem Viceadmiral van Der Cap-
 pellen zu ihm; am 27ten August befand sich die Flotte im Angesicht
 von Algier, wo große Anstalten zum Empfang des Feindes getroffen wor-
 den waren. Ein Parlamentschiff ging mit einem Officier in den Ha-
 fen, um dem Dey den Willen der englischen Regierung bekannt zu ma-
 chen, die Flotte aber lief in die Bucht ein, und bereitete sich zum Erfir-
 fen. Um 2 Uhr kam der Abgesandte zurück und gab das Signal, daß
 er keine Antwort erhalten habe. In diesem Augenblicke begann ein all-
 gemeines fürchterliches Feuer, das zwar der Feind lebhaft erwiderte,
 ohne aber seine Zerstörungen verhindern zu können. Es wurden den
 Algeriern 4 große Fregatten, 5 Corvetten, und die meisten Kanonen-
 schaluppen, eine Menge Kauffahrtschiffe, das Arsenal, die Magazine,
 das Schiffsbauholz verbrannt, unermesslicher Schaden an Gebäuden an-
 gerichtet und sehr viele Menschen getödtet. Als Abends um 10 Uhr die
 feindlichen Batterien zu feuern aufhörten, sah man nichts als Ruin.
 Die Engländer zählten 818 und die Holländer 65 Tödtet und Verwun-
 dete. Diese Demonstration machte den Dey zahm, und er nahm auf
 das an dem folgenden Tage von dem Admiral an ihn erlassene Schrei-
 ben, die Bedingungen des Friedens an, wie sie von dem Prinz Regent-
 en waren dictirt worden, namentlich Abschaffung der Sklaverei der
 Christen auf immer, Verlassung aller Sklaven, Auslieferung aller Ran-
 zionirungsgelder, welche seit Anfang dieses Jahres bezahlt worden und
 vollständige Entschädigung für den englischen Consul. Noch sollte der Dey
 eine öffentliche Entschuldigung in Gegenwart seiner Minister und Offi-
 ciere ablegen, und den Consul in vorgeschriebenen Ausdrücken um Ver-
 zeihung bitten. Alle diese Bedingungen wurden in wenigen Tagen voll-
 zogen, und die vereinigte Flotte ging wieder unter Segel. So laßt nun
 das Publicum diese Expedition, als militärische That, seines Beifalls
 werth erklärte, so wenig war es mit dem politischen Resultat, dersel-
 ben zufrieden, indem es voraussetzte, daß die Sicherheit der Meere und
 die Freiheit der christlichen Seefahrer ihre Garantie nur in der gänzli-
 chen Zerstörung der Macht der Barbaren finden können. Bald ha-
 ben auch mehrere Erfolge gezeigt, wie richtig diese Voraussetzung sei,
 und wie selbst der noch neue Schrecken diese Räuber nicht hinderte, ihr
 Gewerbe fortzutreiben. In der That ist auch nur von der Vertilgung
 der jetzigen Regierungen in der Barbarey und von der Verpflanzung
 europäischer Cultur auf diese Küsten das Ende eines Unfugs zu erwar-
 ten, den die christlichen Völker schon so lange ertragen haben, weil die
 Eifersucht der Mächte nie eine entscheidende Unternehmung gegen den
 gemeinschaftlichen Feind duldet.

man die Befugnisse, welche den die Seefahrt und den Seehandel zu sind die Seerichte der Neutralen geworden, indem Frankreich die Frieden von Utrecht festsetzte, als man ihre Nichtanerkennung von Vorwände diente, alle jene auszuergreifen, die unter dem Namen sind. Allgemein anerkannte Seerichte

aber gibt es beinahe gar nicht, indem dieselben größtentheils nur auf Verträgen beruhen, diese aber nur diejenigen Mächte verbinden, welche sie unmittelbar unter sich geschlossen, der Gebrauch aber hier eben so wenig genaue Regeln aufgestellt hat. Die Hauptpunkte, worüber zwischen den Neutralen und Kriegführenden schon seit längerer Zeit gestritten worden, sind: 1. ob frei Schiff frei Gut mache oder nicht; 2. ob unfrei Schiff unfrei Gut mache oder nicht; 3. ob ein im Friedenszeiten den Neutralen verborener Handel ihnen im Kriegszeiten erlaubt seyn könne oder nicht; 4. wie weit sich das Durchsuchungsrecht der Kriegführenden gegen neutrale Schiffe, die sowohl ohne als mit Konvoo segeln, erstreckt; 5. was als Contrabande anzusehen sey und 6. welche Ausdehnung man dem Begriffe einer Blokade geben dürfe? Ca.

U n t e r s u c h u n g.

Realgeld, Sachgeld, ist diejenige Gattung von Geld oder Vermögenmessen, der ein sinnlicher Stoff, kein bloßer Begriff, zum Grunde liegt, vermittelt welcher also der Werth der Güter nicht bloß ideal ausgesprochen, sondern körperlich gemessen wird. Bestimmte Dinge, bloße Begriffe sind schon darum wenig geschickt, zum Maßstab des vergleichenen Tauschwerths der Güter gebraucht zu werden, weil jeder Theil der Tauschenden sich selbst und unabhängig von seinem Gegner einen solchen idealen Maßstab bildet, und es immer äußerst schwer hält, daß beide Parteien über die Größe desselben obllig mit einander übereinstimmen. Soll aber der Vermögenmessen möglichst vollkommen seinem Zweck erfüllen, nämlich den Tauschwerth der wechselseitig zu gebenden und zu nehmenden Güter genau zu bezeichnen, und eben dadurch beiden Parteien die Vereinnung über den Preis der in den Tausch gekommenen Waaren zu erleichtern, so muß er nothwendig ein gemeinschaftlicher Maßstab seyn. Aus diesem Grunde haben die meisten Nationen bei Erwählung eines Werthmessers körperliche Gegenstände dem außerordentlichen vorgezogen, und sich lieber eines realen als idealen Geldes bedient. Je weniger aber den vergleichenen Werth eines sinnlichen Gutes Zweifel Statt findet, je leichter es daher den Nationalgliedern ist, denselben zu erkennen und gebräuchlich zu würdigen, desto passender und brauchbarer ist das Gut zu einem Realgelde. Allein, wie sehr auch sämtliche Nationalglieder zu einer und derselben Zeit über den vergleichenen Werth des zum Realgelde gewählten Vermögenmittels übereinstimmen mögen, so läßt sich doch eine solche vollkommene Uebereinstimmung auf

Die Dagez keineswegs erwarten. Es läßt sich in der politischen Arithmetik die Größe der Erbsen in der Geometrie die wirkliche Länge, welche ich mit dem bestimmten unumwandelbaren Größe und durch die Anwendung auf eine bestimmte, wenn ich aber die Idee eines kleinsten Vermögenstheil auf den vergewende, so finde ich bald, daß die Verungen und Abweichungen unter dem vollkommenen Vermögenstheil einem Pfennig, als dem Maßstab sey der zweihundertste Theil eines kann ich durch diesen Maßstab das von allen möglichen Genugmitteln Silber auf das genaueste ausdrücken voraussetzen kann, daß jener Werth sobald aber dieser Werth sich ändert, Größe des Maßstabs, und es werden nach einem größern, bald nach einem Es tritt hier derselbe Fall ein, als wenn durch die Länge seiner Spanne die Spanne ist nach dem Wachsthum also dieser Mensch zwar immer im E Längen gegen die jedesmalige Größe (ich wird man jedoch dieser Spanne Maßstabs beilegen können. Gleiche allgemeinen Werthmesser (Gold) get Silber bleibt zwar immer und ewig Lothe dieses Metalls ist jederzeit eine enthalten, allein dies macht nicht den Haupt, und eben so wenig den Wert Silber aus, sondern dieser wird vielmehr Menge von Waaren, die man Metalls einzutauschen vermag, best Silber bald mehr, bald weniger Wa die Ursache dieser Verschiedenheit im Gene Tauschwerth desselben eine veränderten Silber, das vor der Entdeckung Vermögenstheil zum Maßstabe der Wert nicht mehr seyn, als nach dieser dem der edeln Metalle so tief herabsank, lich aufhörte, einen Vermögenstheil, dig, ein größeres Stück dieses Meta Werths der Güter zu erwähnen, und der Fall eintreten, daß der verglichen so sehr in die Höhe getrieben wird, gegenwärtig zur Bezeichnung des kleinsten passend ist, zu diesem Behufe zu groß wird, und daß dabei ein kleinerer Theil jenes Metalls zum Vermögenstheil gewählt werden muß. Sind aber selbst die edeln Metalle, welche doch alle übrigen Genugmitteln an Brauchbarkeit zu diesem Zweck übersteigen, unfähig, einem vollkommenen Vermögenstheil abzugeben, so läßt sich dies noch viel weniger von andern Gütern erwarten, und man kann als Grundsatz

annehmen, daß es unmöglich sey, irgend ein Berufsmittel zu entdecken, welches zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen einen so unwandelbaren vergleichbaren Werth besitze, daß es zu einem vollkommenen Vermögensmessen tauglich wäre. Zum Glück ist es indessen nicht durch- aus nothwendig, daß der vergleichene Werth des Berufsmittels, welches zum allgemeinen Vermögensmessen dienen soll, ganz unwandelbar, daß der Woffstab ein vollkommener Woffstab sey, sondern es reicht viel- mehr schon hin, wenn dieser Werth nur keinen zu großen und sprung- weise erfolgenden Schwankungen unterworfen ist: in den Berufsmitteln solcher Art aber gehören vorzugsweise die edeln Metalle. (S. Geld.)

K. M.

Realmünze, Sachmünze, ist dasjenige Tausch- und Werth- ausgleichungsmittel, welches zwar, wie jede Münze, eine nach dem allgemeinen Vermögensmessen (dem Gelde) berechnete Anweisung auf die in den Tauschverkehr kommenden Güter jeder Art enthält, aber zu- gleich mit dieser Eigenschaft die einer Waare verbindet, indem es eben ihm eigenthümlichen, unabhängigen, mit dem der Güter, worauf es eine Anweisung gibt, übereinstimmenden oder ihn übertreffenden Tauschwerth besitzt, welchen es selbst dann noch behält, wenn es auf- hört hat, Anweisung auf andere Waaren zu seyn. Zum Begriff der Realmünze ist es daher unumgänglich nothwendig, daß der sinnliche Stoff, welcher derselben zum Grunde liegt, ein Gut, ein Berufsmittel sey; mit dem Besitze einer Münze dieser Art ist zugleich der Besitz eines Pfandes über den vollen Tauschwerth derjenigen Güter ver- bunden, worauf die Münze eine Anweisung enthält. Die Ideal- münze ist nichts weiter als ein bloßes, reines Tauschmittel, kann daher auch nur in so fern Werth und Geltung haben, als sie eine Überanweisung enthält; auf deren Realisirung der Münzbesitzer mit Sicherheit rechnen kann; die Real- münze liefert die Gewähr für diese Sicherheit durch sich selbst, die Ideal- münze hingegen nur durch einen Bürgen; und auf dem Vertrauen, welches man diesem Bürgen schenkt, beruht allein ihre Geltung. — Nicht alle Sortungen von Berufsmitteln sind gleich fähig, zum sinnlichen Stoff der Real- münze g

gänglich war solche, welche unbeschadet kleinster Vermeidungsarbeit trennen lassen
 gut oder doch doch hohen relativvergleichenen
 Epoche der Cultur dienen Oefen die
 bereit Blei den Römern zur Münze.
 In Werks galten früberhin Kupferob
 füll, ohne Rücksicht von Zinn als Mün

die Stelle der Münze,
 in Reiche Siam, so wie
 Inseln, welche Kurris
 trockner Stockfisch, zur
 Bewohnern der Küsten
 Island Kabelleute die ge
 oder man die zu einer u
 in so hohem Grade wert
 ein, weshalb diese aus
 nd benutzt worden. (C

K. M.

Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern war schon im
 15ten Jahrhundert die Lösung aller, die es mit Religion und Sittlich-
 keit rechtlich meinten. Kein Verlangen konnte gerechter seyn. Das Ehr-

enthum, von seinem Stifter bestimmt, die Menschheit zu veredeln und zu beglücken, hatte, je weiter es seine Herrschaft über die Völker erweiterte, und ihr Leben in allen Richtungen durchdrang, sich unter den Händen seiner Priester desto mehr von seiner ursprünglichen Bestimmung entfernte. Mochte das meist mit glücklichen Erfolgen gekrönte Bestreben der römischen Bischöfe, in allen Reichen der Christenheit allein über die Seelen zu herrschen, ja auch die Hände der Könige und die Bildung des bürgerlichen Wesens leiten zu wollen, in den Verwirrungen des Jahrhunderts nach der Völkerwanderung das beste Mittel gewesen sein, die wilde Jugend des neuen Geschlechts, das die alte Welt mit den Resten ihrer Cultur niedertrat, zu zähmen; mochten christliche Glaubensboten und Mönche in die Wälder Deutschlands und zu den Barbaren des Nordens sanftere Sitten gebracht, und die Civilisation der verehrten Nationen gefördert, mochte selbst der in vielen Punkten für gewisse Zeiten wohlthätige Einfluß jener Einheit des Glaubens und Cultus; jener Abhängigkeit aller occidentalischen Kirchen von Rom, jener einschneidenden Obergewalt über die Völker, die die Consequenz der Päpste im Mittelalter erzwang (s. d. Art. Papst), die römische Kirche berechtigt haben, das größte Verdienst um die allmähliche Gestaltung des europäischen Gesammtlebens, um die Herrschaft des Geistlichen in den Verfassungen und Sitten, sich zuzuschreiben: diese Kirche genoß die Früchte ihres Sieges mit so weniger Mäßigung, ihr Klerus verlängerte in Lehre und Leben so sehr den Geist des göttlichen Meisters, daß die Opposition gegen die Willkürlichkeiten der Hierarchie, die, in Orient früh entstanden, durch mancherlei hier unterdrückt, dort wieder auflebende Secten ihren antipapistischen Sinn bis auf die heidnischen Verbrüderungen der Unzufriedenen im Mittelalter (s. d. Art. secten) vererbt hatte, seit dem 13ten Jahrhundert die Theilnahme wahrhaft Christlichgesinnter um so stärker anregte, je grausamer päpstliche Macht mit Feuer und Schwert zu ihrer Vernichtung geübt war. Die Frage, was an den Lehren, Gebräuchen, Anstalten und Handlungen der römischen Kirche wirklich christlich, und der menschlichen Wohlfahrt zuträglich sey, mußte redlichen Geistlichen, wie verdächtigem Laien oft in den Sinn kommen. Der Priesterhochmuth erregte die ritterlichen Fürsten, das Eingreifen der Bettelorden in alle socialrechte beeinträchtigte die Weltgeistlichen und tausend unschuldige Opfer der Inquisition schrien um Rache. Gleichwohl beherrschte das Joch des Papstes die Meinung noch im 14ten Jahrhundert mit einem so starken Drucke, der die Stimmen der Unzufriedenheit kaum laut werden ließ.

Des Engländers Wicklef (s. d. Art.) freimüthige Schriften kamen wohl bald auf das feste Land; — Hus (s. d. Art.) mit seinen Lehren wurde dadurch geweckt: daß aber das 15te Jahrhundert zur Reformation noch nicht reif, und die päpstliche Partei mächtig genug, jede wirkliche Verbesserung zu hintertreiben, bewies sowohl das Benehmen der Fürsten und Nachbarvölker bei dem Ausbruche der hussitischen Unruhen, als auch der Erfolg der Concilien zu Costniz und Basel. Erst nachdem durch die in Folge der Einwanderung gelehrter Griechen geweckten Studien der classischen Alten der Blick der Gelehrten erweitert, durch die Buchdruckerkunst der Vorrath von Bildungsmitteln vervielfältigt, durch allgemein interessirende Schriften auch in den niederen Sprachen reicher Stoff zum Denken unter die Laien gebracht, und die neuen Universitäten, deren zwischen 1452 und 1502 allein in Deutschland sieben entstanden, die Zahl der Gebildeten bedeutend vermehrt worden war, regte sich das geistige Leben, das der Reformation

Religions- und Parteibeharrlichkeit als durch überlegene Macht seit ausgezeichneter Mann konnte die bestmögliche Schrift, und seit er nach Rom, da er 1510 in Ordensgeschäften war, auch die Befehle des päpstlichen Hofes. Dort regierte seit 1513 Papst Leo X. (f. d. Art.), wenig bekümmert um das Verlangen der Welt nach Verbesserung einer Kirche, die er vorfand, um ihre Einkünfte zur Befriedigung seiner weltlichen Neigungen zu brauchen. Der Handel mit Indulgencien hatte oft schon den Wohlthun seiner Vorfahren stillen gemacht. Von ihm hat sich daher 1516 ein ihm sehr ähnlicher geistlicher Fürst, Kurfürst, Erzbischof von Mainz und Magdeburg, mit der Bedingung, die Pense zu theilen, solchen Handel in seine Sprengel auftragen, und beauftragt dazu, unter andern Comissionarien, den im Ablasshandel schon größten heiligsten Dominikaner Jobann Tetzel, der, von Ort zu Ort ziehend, sein Gewerbe mit der unerschämtesten Marktschreierei betrieb, und die besetzten Zettel über die Vollmacht der päpstlichen Bulle, die doch noch von Neuen sprach, nun hinaus als unbedingte Documente der Sündenvergebung in Zeit und Ewigkeit antrug. Der Zulauf war nicht gering, und der Gewinn reichlich; denn das einseitige Volk hielt den alten Aberglauben noch fest, und die bequemste Art, für wenige Groschen die schwersten Sündenschulden, die man sich durch die Sünde zu verdienen konnte, zu tilgen, war die Ablassbriefe zu kaufen, durch die man sich von der Sünde wohl zu befreien konnte. In 1517 zu Wittenberg viele Zettel bei ihm hielten, die er seinen geistlichen Vorgesetzten anzuzeigen, durch die man sich von der Sünde wohl zu befreien konnte. In 1517 zu Wittenberg viele Zettel bei ihm hielten, die er seinen geistlichen Vorgesetzten anzuzeigen, durch die man sich von der Sünde wohl zu befreien konnte.

... Wege einer akademischen Disputation zu...
 ... oder Erbsünde, die er den 31sten Oct. 1517 an die Thür der Schlosskirche anhielt. Darin erklärte er sich sehr ernstlich gegen den Mißbrauch des Ablasshandels, bezeugte neben heiligem Eifer für die heilige Schrift immer noch große Ehrfurcht vor dem Rathe der Kirche und des Papstes, und diente am Ende um gründliche Belehrung. Diese Sätze wurden lateinisch, seine Predigte von Ablass aber deutsch herausgegeben, und in wenigen Wochen durch ganz Deutschland, erstere bald auch unter andern Völkern der Christenheit verbreitet. Ueberdies trug Luther selbst in beweglichen, und bei aller Freimüthigkeit sehr bescheidenen Briefen an seine geistlichen Obern und den Papst auf Abkündigung des römischen Anfanges und des Verderbens der Kirche überhaupt an. Aufset dem würdigen Bischof von Brandenburg Cullerus gab ihm keiner gebräuchliche Antwort. Dafür traten im Reich, in dessen Namen Conrad Wansina, Professor der Theologie zu Frankfurt an der Oder, die Feder ergriff, von einem päpstlichen Ablass in Rom, dem Augustiner Priester Priemus, und von dem aus dem Streite mit Reuchlin noch abwechselndem Reuchlinier Jobann Hochstraten zu Köln abgeschickte Schmähschriften voll der aufschreiendsten Behauptungen von der Macht des Papstes und seines Ablasses ans Licht, die aber zu armfältig, um dem Eposse der Schildern zu entgegen, eben so wie Dr. Eck zu Insprucke gegen Ottilien gegen Luther, anstatt seiner Gründe mit Gründen zu widerlegen, das Rath seinet Nachtrachmens nur vermehren. Die schwarze Antwort, in denen er die Stellen dieser Schmähstücke für den Ablass aufdeckte, und die Revolutionen, die er zur Erklärung seiner Gründe nachfolgen ließ,

rachten der Wahrheit immer neue Siege. Eine Disputation, die er
 bei einem Augustinerconvent zu Heidelberg 1518 über das Verdienst der
 sogenannten guten Werke und den Gebrauch der aristotelischen Philoso-
 phie hielt, gewann ihm unter den gegenwärtigen jungen Theologen meh-
 rere Freunde, z. B. Bucer, Brenz, Schnepf, Billican, die nachher
 als thätige Beförderer der Reformation berühmt wurden. Die Ge-
 spräche Luthers mit den päpstlichen Legaten Cajetan und Miltiz, erste-
 res 1518 zu Augsburg, letzteres 1519 zu Allenburg, worin diese Her-
 ren, statt ihn, wie sie befehligt waren, zum Widerruf zu bringen, nur
 ihre Unfähigkeit, die römischen Sakungen mit Beweisen der heiligen
 Schrift zu stützen, kund thaten, endlich das noch 1519 zu Leipzig drei
 Wochen lang gehaltene Schulgefecht Eck's mit Karlstadt und Luther, in
 dem über freien Willen, Papstgewalt, Ablass und Fegesener hitzig ge-
 stritten, aber nichts entschieden wurde, erweckten, wie Luthers fast in
 jedem Monate ausgehende neue Flugschriften und gedruckte Predigten,
 seinem Werke neben neuen Widersachern auch eine immer allgemeinere
 Theilnahme. Von den Pyrenäen bis zur Weichsel, vom adriatischen
 Meere bis zum Belt wurde begierig alles gelesen, was von Luthern
 oder über ihn erschien. Die seltne Fülle, Verständlichkeit und Kraft
 seines deutschen Ausdrucks, sein schlagender Witz, seine durch ununter-
 brochene historische und exegetische Studien täglich zunehmende Einsicht
 und Gelehrsamkeit, die überzeugende Stärke seiner Gründe, und was
 am meisten wirkte, die Uebereinstimmung seiner Lehren mit den wich-
 tigsten Bedürfnissen und Wünschen der Zeit, die beifälligen Urtheile ei-
 nes Erasmus, Wurfheimer und anderer vortrefflichen Köpfe, der offene
 Beitritt von Männern, wie Melancthon und Hutten, die gleichzeitige
 fast noch kühnere Erhebung der Schweizer Zwingli und Oekolamp-
 adius gegen Ablass und Papstthum (vergl. d. Art Reformirte Kirche),
 machte den vor 1517 noch wenig bekannten Mann nun zum Verfechter
 aller heldenkundigen und über den Verfall der Kirche Christi bekümmer-
 ten Menschen in Europa. Als solcher redete und handelte er nun mit
 bewunderungswürdigem Heldenmuth und unverkennbarem göttlichen Bei-
 stande. Die in seinen ersten Schriften noch merkbare Scheu vor dem
 römischen Hofe warf er weg, da der Ugrund aller päpstlichen An-
 maßungen ihm klar geworden. Eine reine Erkenntniß göttlicher Dinge,
 eine glühende Begeisterung, wie man sie seit den Zeiten der Apostel
 nicht mehr vernommen hatte, sprach aus seinen herrlichen Schriften an
 den christlichen Adel deutscher Nation, von der Messe, von der babylonischen
 Gefangenschaft und von der Freiheit eines Christenmenschen, in denen er die
 Grundlehren des Papstthums selbst mit Waffen des göttlichen Wortes angriff,
 und die vergessene laute Lehre des Evanaeliums ins Leben hervorrief. Er that
 es 1520 zur selbigen Zeit, da Eck des Papstes Bannbulle gegen ihn
 in Deutschland verkündigte, appellirte wiederholt an ein allgemeines
 Concilium, und warf, weil man seine Schriften zu Mainz, Eln und
 Ebnen verbrannt hatte, diese Bannbulle sammt den päpstlichen Canonen
 und Decretalen am 10ten December d. J. unter großem Jubel der
 Studirenden zu Wittenberg öffentlich selbst ins Feuer. Dieses und das
 folgende Jahr 1521 ist daher der wahre Zeitpunkt des Anbruchs der
 deutschen Reformation, weil darin Luther sich förmlich von der römischen
 Kirche losriß, und mehrere der mächtigsten vom deutschen Adel,
 ein Hutten, Sickingen, Schaumburg u. a. und der angesehensten un-
 ter den Gelehrten mit der Universität Wittenberg, der nun die Söhne
 Deutschlands und anderer Länder schaaarenweis zuströmten, sich öffentlich

für sein Unternehmen erklärten. Der eberfüchtiggebietende Eindruck seines persönlichen Auftritts und seiner tapfern Weigerung jedes Rücktritts auf dem Reichstage zu Worms am 17ten April 1521, dem Höhepunkt seines größten Triumphs (s. d. Art. Luther), gab ihm die Macht und Würde eines anerkannten Reformators; das wormser Edict und die vom Kaiser wider ihn proclamirte Reichsacht machten seine Sache zur Staatsangelegenheit. Dabei ist nicht zu übersehen, welche Verhältnisse und Begebenheiten noch außer den schon angeführten vorbereitenden und mitwirkenden Umständen diese Sache begünstigten. Der Papst war hauptsächlich durch Deutschlands Ergebenheit groß geworden, und ihm hatten es die deutschen Fürsten in seinen Händeln mit dem Kaiser meist gehalten, weil sie selbst auf diesem Wege von letzterem unabhängiger wurden. Rom mußte sie also schonen, und der Kaiser sich im Stillen freuen, wenn es mit ihnen zerfiel. Nach Maximilians I. Tod 1519 bekleidete Churfürst Friedrich III., ohnehin der mächtigste deutsche Fürst, in allen Landen sächsischen Rechts das Reichvicariat, und schon wegen seines persönlichen Ansehns hatte er die entscheidendste Stimme bei der Wahl des neuen Kaisers. Dabei mußte der Papst sowohl als der durch seine kräftige Fürsprache 1520 gewählte Carl V. ihm gefällig sein; jener indem er die anfangs gebotene Citation Luthers nach Rom in eine Unterhandlung mit seinen Legaten verwandelte, dieser, indem er die Reformation so lange, als es sich nur vor dem Papste und den catholischen Ständen verantworten ließ, ohne gewaltsame Gegenanstalten ihren Gang gehen ließ. Vor den ersten Folgen der Reichsacht wurde Luther durch sein zehnmonatliches Exil auf der Wartburg sicher gestellt, und das wormser Edict konnte in Sachsen um so weniger Wirkung erhalten, da der Kaiser seit 1521 im Kriege mit Frankreich begriffen oder in Spanien beschäftigt, die deutschen Religionshändel fast ganz aus dem Gesicht verlor, und übrigens jeder Fürst in seinen Landen that, was er für Recht hielt. Daß Friedrich der Weise aber, obwohl er kein Anhänger der Reformation heißen wollte, doch ihren Helden schützte, macht sein großes Interesse an dem Flor der wittenberger Universität, seine Redlichkeit, seine allmählig wachsende Ueberzeugung von der Gerechtigkeit der Unternehmungen Luthers und dessen Freund Spalatin, der an Friedrichs Hofe alles vermittelte, sehr erklärlich. Leo's Nachfolger, der ernste, selbst auf eine Reformation bedachte Adrian VI., erhielt auf seinen Antrag, die lutherische auszuwrotten, von dem Reichstage zu Nürnberg 1522 hundert Beschwerden der deutschen Stände, auch der catholischen, gegen seinen Stuhl zur Antwort. Eben so wenig als die Züricher, deren schnelles Fortschreiten zur Aenderung der Religionslehren und Gebräuche bei den Regierungen der nördlichen Cantone die kräftigste Hilfe fand, waren also die Wittenberger gehindert, Reformen des Gottesdienstes (mit der Messingen sie an) vorzunehmen, ja Luther selbst mußte von der Wartburg herbeieilen, um die durch Karlstadt's (s. d. Art.) stürmischen Eifer erregten Unruhen ins Gleichgewicht zu bringen; während er seine Uebersetzung des neuen Testaments, die Frucht seines Exils, der die Bücher des alten Testaments bald nachfolgten, und Melanchthon seine *Locus communes*, die erste und lange die musterhafteste Dogmatik der evangelischen Lehre (1521 zum erstenmale) herausgab, wurden in Zweibrücken, Pommern, Schlessen, in den sächsischen (Leisnig war nach Wittenberg die erste) und schwäbischen Städten ernstliche Anstalten zur Abstellung der papistischen Mißbräuche gemacht. Luthers Schrift von der Ordnung des Gottesdienstes kam, 1523 kaum erschienen, zu Magdeburg

in Elbingen gleich
 henden neuen Ki
 affte ihr schon 25
 lger diese Ehre.
 bel traten ans Li
 ie evangelische Ge
 ätze, umsonst wi
 mbent zu Regensl
 ng gerichteten wo
 rjoge, Georg v
 raunschweig, Oef
 hen Fürsten, dur
 e Reformation zu
 bnochskutte ab, l
 trathen in Sachse
 r Beständige, Fri
 af von Hessen, A
 rken Hochmeisterth
 samnten Lande,
 rsterreich (Wöhm
 urg, Belle, Märn
 n, Braunschweig,
 er würdigsten Thei
 bers Seite, der sel
 n die Ehe tritt. (

Reformatoren Olaf

erthete Theil von Niedersachsen, und der Norden von Westphalen nach
 Hamburg und Lübeck besonders durch Johann Pingenhagen. Die
 wegen des Kaisers Abwesenheit gesicherte Ruhe dieser Jahre, in welchen
 die Verbreitung der Reformation so glücklich und fast ohne allen auß
 ern Kampf von Statten ging, stödeten weniger die Streitigkeiten Luthers
 mit Erasmus und Zwingli (s. d. Art. Erasmus und Sacrament), als
 die 1528 durch des breschner Kanzlers Otto von Pael Nachricht von
 einem geheimen Bündniß der catholischen Stände gegen die Evangeli
 schen erregten Besorgnisse eines Kriegs, dessen Ausbruch von Seiten
 letzterer Luthers Ermahnung zum Frieden nur mit Mühe hinderte. In
 zwischen nöthigte diese Spannung die Evangelischen zum Zusammenhal
 ten und wegen einer 1529 auf dem Reichstage zu Eweter gegen den ihnen
 nachtheiligen Abschied gemeinschaftlich eingelegten Protestation erhielten
 sie den Namen Protestanten (s. d. Art. Protestant). So wurden
 sie eine auch politisch abgesondert handelnde Partei (corpus evangelico
 rum, s. d. Art.), welche sich, weil der Kaiser nun wieder drohend in
 Deutschland auftrat, zu entscheidenden Maßregeln anschicken mußte.

den zur Organisation des Kirchenwesens unternommenen
 te Hälfte der Anweisungen Melanchthons und der 1529
 orteilungen Luthers die beste Belehrung des Volks in
 Schulen durch treue Prediger allmählig gedieh, mußte
 die Anleitung der von Luthern 1529 abgefaßten sorgauer
 schreibliche Darstellung des evangelischen Glaubensbe
 reiten, welche von den meist schon durch das sorgauer
 28, und den Schwabacher Convent 1529 (s. d.
 der Artikel) vereinigten Fürsten, Johann, Churfürst von
 g, Markgraf von Brandenburg, Ernst, Herzog von L
 p, Landgraf von Hessen, Wolfgang, Fürst von Anhalt,

Albrecht, Bi
 gen, Kempten
 auf dem Ne
 25ten Jun
 her an a s b u
 Kaiser ließ d
 Widerlegung
 wider diese
 ausbürgische
 Religionsneue
 Memmingen
 Bekenntniß d
 reicht hatten.
 gelischen ein
 Glauben und
 Falsche
 bei allem Erl
 luff des Kais
 folgend, die
 störten Genus
 derungen die
 Churfürst W
 sich brachte,
 Freiheit des
 Theil auch fi
 den Artikeln
 dargestellt.
 sowohl ihre
 der ausbürg
 nach festgest
 Falschen Ar
 die bergische
 d. Art. 89
 Lehrbegriff b
 Sondermandt
 Brandenburg
 Häuser, Bra
 reuth, Wärl
 Grafen, vier
 sechshundert
 brachte Eintr
 nicht bloß b
 Schweden, 2
 Schlesien, u
 litischen Ort
 Calvinismus
 der ab, und
 der Streit al
 mable (s. d
 testanten, m
 an einem un
 gen Absonder
 evangelisch, u
 der Reforma

Charakter ihrer Säfte. Luther, mehr ge-
denken, und vom unbedingten Glauben an den
Schrift auszugehen, hielt neue Vorstellungen,
gleich an den Prüfstein seines Systems, und
lehre, was jenem Glauben zu widersprechen schien,
schätzte Meinungen befangen, und dem eigenen
Sinn, war dagegen williger, Ansichten festzuhal-
ten. Augenblicke vernünftig erschienen. Er kam da-
her als Irrthum als Wahrheit anzunehmen, während
als Irrthum verworfen, denn seinem Glauben
Mit ihm hielt es der Osten und Norden, mit
samt der reformirten Kirche der Westen und

auf dem der Protestantismus
der Lehre und des Cultus
außer der bessern Hälfte der
Theil der Bevölkerung, be-
reit. Hugenotten), England mit
1547, und nach dem pa-
ris 1555 — 1558 für im-
pottland, wo Knox 1560 die
denfs Muster einführt, und
die mit ihrer Freiheit zugleich
Holland). In Siebenbürgen
bergewicht, in Ungarn drang
in Polen, wo seit 1556 die
n hatte, schlossen die beiden
hen Brüdern 1570, den Friede
der sie zu dem Unter dem Na-
men politischen Körper ver-
bhard von Ebla, 1582 sein
vorsichtigkeit seines Verfahrens
Lutheraner und Reformirte
se Hauptpunkte der Lehre und
in wahrer Protestanten hatten
und jeder Fortschritt in der
ein Gewinn für beide Parteien
ist die auch nach dem Ab-
sammung der Katholiken und
hat, in denen der dreißigjäh-
und Deutschland verwickelte.
Theile in einen Zustand ge-
reilich die protestantischen Un-
bisweilen auch die Katholiken
länder, das Gegentheil erfah-
rliche). Nach dieser kurzen,
auf andre Artikel in einen so

engen Raum zusammenzudrängenden Uebersicht der geschichtlichen Haupt-
momente der Reformation ist noch über das Für und Wider der Frage,
welchen Einfluß sie auf die Religiosität und Eitlichkeit, auf die wis-
senschaftliche und bürgerliche Ausbildung der ihr ergebenen Völker gedul-
fert, und in wie fern sie der Menschheit genützt oder geschadet habe,
hier um so ausführlichere Rechenschaft zu geben, je allgemeiner dieser
allerdings höchst wichtige Gegenstand neuerdings unter den Lesern die-
ses Lexicons zum Gespräch des Tages geworden ist. Der dargestellte

Sang der Begebenheiten und Plan entstanden war. Zusammenhang und Bed verständiger Gegner, die die lauten Stimmen des Thätigkeit weiter, als er treffen menschliche Wohlthätigen sein Unternehmen Widersachern, deren E rungen, die es in der Wiederläufer), zu einer raunen setzt. Nach w hing es nicht mehr von sollte; sie machte sich si Wer es weiß, wie in formation begleiteten, i Christenthums, eines tel hat, der wird nicht klären, dessen Ursprung unerkennbarste Probe e steller der neuesten Zeit, hden, haben bald nach neuen Mutter dadurch i Erheberin aller der Ueb derten über die Völker Kriegen, die Frankreich Periode zerstörten; an Regenten und Inquisito dernessen, die Parteigeis Jahrhunderts bis zum i tur in den Weg legten; Kinder dieses letzten Ja dem Unglück Polens, d den bis diesen Tag ihre Schuld sein, das von

Das Größte und Nühmlichste ist. Allerdings hat die Reformation bei den politischen und wissenschaftlichen Begebenheiten der Zeit, in die ihre Folgen hinabstossen, mächtig mitgewirkt: der religiöse, moralische und bürgerliche Zustand der europäischen Völker in dieser Periode wurde hauptsächlich von ihr und den Reactionen ihrer Gegner bedingt. Ist es aber nicht Mißhandlung der Geschichte, die Nachwehen alter Uebel, die die Reformation vorfand, den Drang äußerer Umstände, die Wirkung fremder Beweggründe, die man ihr beigemessen, die Unbilden und Grausamkeiten ihrer Widersacher ihr selbst beizumessen? Das Menschengeschlecht kann in keiner Richtung seines Strebens zum Vollkommenen Schritte vorwärts thun, ohne eine Zeit lang mit sich selbst zu kämpfen und jede Verbesserung theuer zu erkaufen. Der den Reformatoren ausschwebende Hauptgedanke, die ursprüngliche Freiheit des Glaubens und Gottesdienstes von Menschenfügungen zurückzuführen, konnte in der Einkleidung, die sie ihm gaben, nur zum Bessern führen. Wo aber persönliche Leidenschaft und eigennütziges Politik, was ursprünglich Zweck gewesen, zum Mittel ihrer Anschläge herabwürdigten, da mußte die Entweihung des Heiligen sich unvermeidlich durch innern Verfall und äußeres Elend rächen. Doch solche Ausartungen waren weder allge-

sein, noch bleibend; war mehr Kesseln erregten sie, als der viel we-
 re wirkende, nachfolgende Regen, den das gereinigte Christenthum im
 Bullen schuß. Lassen wir die Schwärzlichen, die die Welt nicht com-
 burren und der Menschheit besser zu werden meinen als der, der alles
 mit, sich in Querschwärzen über die Frage erschöpfen — „welchen
 lang das am Uebern des 16ten Jahrhunderts aufgetretene Leben der
 Wissenschaft und das Ringen der Kirche um Universal-erleuchtung ge-
 worden haben würde wenn die göttliche Unterdrückung des Protestantis-
 mus in seinem Entstehen gelungen wäre?“ — daß hauptsächlich der
 Einfluß seiner Grundidee der durchdringenden Verbrüderung herrsche,
 die in der neuen Zeit fast auf allen Gebieten des Lebens der europä-
 den Menschheit zu Grunde gekommen sind, erweist die Geschichte
 und Thatsachen, deren Zeugniß kein Verdienst über allen Zweifel er-
 hebt. — Als Kirchenlehrer sah vor der Reformation ein Kartäuser
 elegantlich aufgeto- ingen, worin die Summe derjeni-
 gen Lehren, welche gung der Philosophie mit den dialekti-
 schen Methoden der Scholastik festgestellt, aber, was allen
 vernünftigen Theil vernünftigt,
 ist mehr zu erkennen war. Zwar
 richte Anstalt untrer Tage, nach
 von diesen kirchlichen Lehren auf die Bibel nicht gegründet ist, und
 mündlichen Uebersetzungen berühren, die die Kirchenlehrer von dem
 Klerus und Mönchen empfangen, und Concilien oder Päpste zu Hilfe
 des heiligen Stuhles allmählich bekannt gemacht hätten (s. v. Dr. La-
 tion), aber an ihren Schriften erkannte man keineswegs die Spuren
 des vorgegebenen göttlichen Ursprungs. Bei der Menge vertrat die
 Kirche der schicksalhaften Religion ein Gemisch von Furcht und Ergötzen,
 in Dienst voll Mechanismus und Aberglauben: bald banalische Erwei-
 gung der abstrakten, mit allen Ehren und irdischer Noth und ewiger Ver-
 leumdung gekrönter geistlicher Würde; bald Ausruf auf dem Schmuck
 der Kirchen und ihrer Priester, Bewunderung ihrer prachtvollen meist
 unverständlichen kirchlichen Schauspiele; bald Beschäftigung der Phanta-
 sie mit allerlei Legenden und Wundergeschichten, und ein nach der
 Schaut der Bewunderer, wie an den Augen des Kastrakranzes abzu-
 endes Petrus, Peinigen, Püßen, Köthen, Wallfahrten und Hingeben
 irdischer Ehrenden an Geld und Silberschmelze, dessen Irthümlichkeit und
 Wähe hier ein Schwanke. Dort eine fremde Verehrung erziehern muß-
 a. Und dieser mit unzahligen, dem größten Mißverständnis bloßgestellten
 Cerimonien überladene Gottesdienst, der, bei dem Mangel an wichtiger
 Belehrung der Laien, der einzige Anhalt ihrer Religion ist, von sollte,
 wurde noch dazu an den meisten Orten von der Akerie so kalt und
 uninteressant verrichtet, daß, wenn einzeln gewisse etwas von
 Theilnahme des Herzens bedei empfanden, die Kirche nicht das Ver-
 dienste, solche Argumente erweckt zu haben, auf solch 3. Schriftlichen Dürre.
 Die Unwissenheit des gemeinen Volks verberg ihm zwar die Mängel
 eines Religionszustandes, dessen Missethäter sehen aber bald daß die
 wichtigste Beziehung der Kirche auf den Vortheil des Papstthums
 und des Cultus auf die himmlischen Tugenden des Heiligen, fast der ganze

*) Zu Vermeidung von Mißverständnissen wird hier bemerkt, daß dieses
 Kritik und ein Vorkrieg über die Folgen der Reformation in dem Refor-
 mationsjahrhundert auf das Jahr 1517, Ursprung der Reformation, einem nach dem
 selben Verfasser hat.

Kungen mußten sich daran gewöhnen, den Tempel der Wahrheit selbst zu schauen, da das schwerfällige Gerüste, mit dem die vergangenen Jahrhunderte ihn verbaut hatten, nun hinweggenommen war. Von abergläubischen Währchen und schlaun Erfindungen der Herrschsucht richtete sich der religiöse Glaube nun auf einen Gegenstand, den er festhalten konnte, ohne den Gebrauch der Vernunft aufzugeben, da die ewige Wahrheit des Evangeliums durch Luthers treffliche Verdeutschung und reue Uebersetzungen in andern Sprachen, durch die auf seinen Grund gebauten Predigten und Liturgien in den Landessprachen, durch Catechismen und faßliche Lehrbücher unverfälscht zur allgemeinen Kenntniß kam. Zu seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgeführt, widmete das christliche Lehramt bei den Protestanten sich ausschließlich der Sorge, das Wort Gottes zu erläutern und auf die Erbauung der Gemüther anzuwenden, Schulen für die vernachlässigte Jugend zu errichten, und die vorhandenen zu verbessern. Den hierarchischen Vorrechten entsagend, wodurch sie vom Volke geschieden gewesen waren, theilten die Lehrer der Religion alle ihre Erweckungsmittel und Segnungen mit den Laien. Jeder Protestant erhielt den Genuß des Kelchs im Abendmahl, jeder konnte die einfache Feier des Gottesdienstes verstehen und in die heiligen Heder mit einstimmen. Statt der Menge zerstreuer Bilder und Herrathen erfüllte die gereinigten Kirchen nun ein frommes Volk, das den Sinn der göttlichen Offenbarungen erkennen, den Trost der göttlichen Verheißungen auf sich anwenden, und die Würde begnadigter Kinder des Vaters im Himmel — der nicht mehr gefällt in einen Hofstaat abelhafter Heiligen, sondern dargestellt allein durch seinen Sohn, den Seelen näher kam — empfinden lernte. So gewann die Gottesverehrung, wo der Protestantismus Eingang fand, jene Einfachheit, Wärme und Herzlichkeit wieder, die sie unter den ersten Christen gehabt hatte. Sie wurde ein gemeinschaftliches Werk und ein um so innigeres Band der Vereinigung mit Gott und unter einander, je kräftiger das Gefühl diesen neu erworbenen Zustand der Religion gegen Gefahren und Angriffe von außen vertheidigen zu müssen, die Flammen der Religiosität anfachte, und zur Liebe gegen die Glaubensgenossen ermunterte. Ganz unstreitig ging daher aus der Reformation keine Folge unmittelbarer hervor, als diese von ihr verbreitete, hellere Gotteserkenntniß und reinere Frömmigkeit, welche die sonst der Phantasie und den Sinnen dienende Religion zu einem Gegenstande gründlicher Einsicht, freier Ueberzeugung und tiefer Empfindung des Herzens gemacht hat. Nichts als ob dieser wohlthätige Einfluß gleich allgemein und vollständig zu Tage gekommen oder in keiner Periode der weitem Entwicklung des Protestantismus gestört worden wäre: die besten Ideen, die weisesten Anstalten gelangen nur nach und nach, und nie ohne Beisatz menschlicher Schwachheit zur wirklichen Ausführung. Wollen wir das Zeitalter der Reformation und den Geist, der die erste Generation ihres Kreunde besetzte, richtig beurtheilen, so erkennen wir darin die Periode des Kampfes und der Absonderung, wo neben dem stillen Wirken des neuen Lichtes doch auch starke Leidenschaften sich gegen die stets geschäftigen Feinde und falschen Brüder in Bewegung setzten und — da nun einmal der Funke der Wahrheit in den Gemüthern gezündet hatte — Viele in der Hitze ihres Eifers, für die Behauptung des Errungenen lieber handeln und streiten, als ruhig prüfen und planmäßig ordnen mochten. Daher auf Kanzeln und in Flugschriften das heftige Schmähen gegen Andersdenkende, das, wohl durch die Drohungen, Gewaltthaten und Ränke der Gegenpartei, genugsam herausgefodert, durch den

herben Ton
 innern Aush
 die Ueberell
 unschädlich
 glaubens un
 richtige. Ann
 hungskriege
 schweizerische
 gewissen, mi
 den, welche
 rauer, werfl
 scheidung geb
 nen die ech
 tes mit den
 reien der S
 wianer los
 lasten, aber
 herten sich e
 fanatismus i
 gen (vergl.
 Glaube man
 theil ausarti
 sich bei einig
 adiabhoristisc
 heftig angefe
 Wehgewände
 selbst die St
 in Folge der
 ner machte;
 verhältnißmä
 derte hindur
 Religion Abo
 Reformation
 unterbleiben,
 sigkeit komm
 beigetragen,
 Theile der L
 rige erhalten
 Seiten und
 unterschied si
 und gewissenl
 Schulen, u
 folchem Umf
 den Segen d
 terer Frömm
 blieb in den
 herrschende
 auf gleiche A
 griff vom Ab
 ten alles dem
 heiten in die
 und Unglaub

ten in Italien und Frankreich wahrte, bei beiden Parteien nur falsch
 'ngang. Sie meinten es viel zu ebrlich mit ihrem Glauben, sie mo

Er zu gründlich von seinen Wahrheiten unterrichtet und überzeugt, als daß ihnen das Heilige hätte gleichgültig werden können; ja sie zeigten sich bereit, wo es galt, Gut und Blut daran zu setzen. Und genährt wurde dieser fromme Sinn durch die rührende Feierlichkeit der Andachtsübungen, die nicht nur die Gläubigen in der Kirche, sondern auch in der Stille des Hauses die Familien um ihre Väter versammelte. Das reue Gedächtniß bewahrte reiche Schätze von biblischen Sprüchen, von kernhaften, geistlichen Liedern, deren nie eine Kirche mehr und salbungsvollere besaß, als die protestantische in Deutschland und Frankreich. Sie gingen belebend von Mund zu Mund, sie begleiteten die Bekenner des Evangeliums zu ihren Geschäften und Unternehmungen, sei allen Abwechslungen ihres Schicksals als unzertrennliche Gefährten, ernste Erinnerer und kräftige Tröster; sie thaten, nach dem eignen Verständnisse der Catholischen, dem Papste mehr Abbruch, als die gelehrtesten Schriften der Reformatoren. Das fleißige Lesen der Bibel, und der viel wirkenden Erbauungsbücher von Arnd und andern Asceten, ersetzte in Zeiten, wo die Polemik sich der Kanzeln bemächtigt hatte, unzähligen den Mangel geistreicher und herzlicher Predigten, und Spener fand, unter den Laien noch mehr als unter den Theologen, empfängliche Gemüther für seine frommen Wünsche und heilsamen Rathschläge. Durch diesen einflußreichen Mann gewann der religiöse Charakter der evangelischen Kirche neues Leben; eine erbaulichere Methode im Predigen, und ein besserer Volksunterricht rief den im Dienste des Buchstabens der symbolischen Bücher fast erstarrten Geist des Protestantismus wieder hervor. Wo der mit Speners Bemühungen genau zusammenhängende Pietismus nicht in Trübsinn und Heuchelei ausartete, hegte er Keime und Anstalten der Frömmigkeit, denen die alterthümliche Gottesfurcht, in der die Väter des jetztlebenden Geschlechts auferzogen wurden, vorzüglich zuzuschreiben ist. Ja selbst unserer Zeit, der nicht ohne Grund vorgeworfen wird, „daß sie die Bibel lieber meistern als brauchen wolle,“ fehlt es unter denen, die weniger flügeln und schreiben, als glauben und gehorchen, nicht an zahlreichen Beweisen, wie wohlthätig die Folgen der Reformation für die Religiosität ihrer Freunde fortwirken. — Nicht geringeres Verdienst hat sie um die Sitten. Da zu der noch keineswegs ganz überwundenen Rohheit und Willkür früherer Jahrhunderte im 15ten sich vorzüglich unter den Geistlichen jede Ausschweifung der Wollust und Heppigkeit gesellt hatte; griffen die Reformatoren diesen faulen Fleck am stärksten an. Indem sie das Gesetz des blinden Gehorsams gegen den Papst und andre Kirchenobern aufhoben, die Meinung von der Verdienstlichkeit der sogenannten guten Werke (willkürliche Bückungen, Fasten, Schenkungen) und den Wahn, daß äußerliche Beobachtung der kirchlichen Vorschriften Tugend und ein Ueberverdienst derselben, womit — wie 1342 zu glauben verordnet worden war — die Heiligen den Schatz der Kirche bereichert hätten, auch nur möglich sey, widerlegten; setzten sie das erstickte sittliche Urtheil der Einzelnen wieder in freie Bewegung, und begründeten die reineren Begriffe, die die Protestanten, statt jener mit allen Lastern verträglichen Legalität, Heiligkeit der Gesinnung und Unschuld des Wandels als die Aufgabe ihres Lebens betrachten lehren. Mit jenen Grundirrhümern der Kirchenmoral hingen Gebräuche zusammen, deren anfangs vielleicht wohlgemeinte Stiftung eine den Sitten höchst verderbliche Praxis zur Folge hatte: die Ohrenbeichte, die als ein Mittel der Herrschaft über die Gewissen und über die Familiengeheimnisse der Laien gebraucht wurde; die Pönitenzen oder Kirchenstrafen, die man

den Sünden auflegte, und den
 nicht so ihnen für gute Bezah-
 lungen Schaaeren trostbedürftig
 bei Sündenbildern zu suchen,
 gen zu ergeben. Indem die A
 Sündenvergebung in den Auge
 gänzlich abstellten, entrißten sie
 Duldung, und leiteten die Bus
 mit Gott allein durch Glauben
 da sie nun auch jene finstre A
 gen, abstumpfende Einsamkeit
 und Elend, ja selbst privilegirte
 lige Dienste und Stufen zur
 ihrer Schändlichkeit darstellten;
 Nonnen ihrer Gelübde entließen
 erlaubten: wurden mit einem E
 die Hauptfuge kummer Sünden
 Menge verkümmeter Geschöpfe
 ben, und die unheiligen, Flamme
 Naturen schmäblich verzehrt, o
 gesättigt hatte, in die Schranf
 und in Beschränkungsmittel des
 die Reformatoren durch Aufheb
 Natur wieder in die Rechte eis
 Sittlichkeit machen. Daß sie d
 tallische Unaußsöhnlichkeit nahm
 Ehe) Scheidung gestatteten, u
 lung persönlicher Rechte, die be
 lig werden konnte, hätte nicht
 schlecht jene ursprünglich sehr
 Was aber nicht der Beseitigung
 Hindernisse der Moralität das
 ten in das hellste Licht stellt, ist die Thatfache, daß sie den genaue
 Zusammenhang der Religion mit dem täglichen Leben zur Anerkennung
 gebracht, reinere Beweggründe des Handelns gegeben, und das sitliche
 Gefühl, dessen Werk sie selbst war, bei den protestantischen Völkern —
 ohnehin den ernsthafteren und gediegnern — zu einer Begeisterung an-
 gefacht hat, die in allen Zweigen des öffentlichen und häuslichen Le-
 bens herrliche Früchte trug. Nicht nur gingen die Reformatoren selbst
 mit den edelsten Beispielen moralischer Würde und Pflichttreue voran,
 auch unter ihren Anhängern erzeugte die Kraft des Evangeliums und
 die Kenntniß, die jeder Stand von seinen Pflichten erhielt, jene Rech-
 lichkeit, Zucht und Selbstbeherrschung, die überall, wo der Protestan-
 tismus obfiel, dem gesellschaftlichen Leben eine bessere Gestalt gab.
 Auf Gott und den Richter im eignen Innern zurückgewiesen, erhoben
 sich die vom Zwange menschlichen Ansehens befreiten Gemüther zu der
 Gewissenhaftigkeit, welche der Grundcharakter des wahren Pro-
 testantismus ist. Die Redlichkeit und der Edelsinn der evangelischen
 Fürken beschwerte die Arglist der römischen Politik. Ein Heldengemüth,
 der für die Sache der Wahrheit alles Irdische aufzuopfern mußte, eine
 Standhaftigkeit im Bekenntnisse des Glaubens, eine Freudigkeit unter
 den härtesten Drangsalen, eine Zuversicht und Fassung im Tode, deren
 Beispiele die Welt mit Bewunderung sah, zeigte sich unter Hohen und
 Niedern. Im neuen Schwunge dieses Heroismus wurden Lützen ge-

für uns Tugenden ausgeübt, die an den Geist der Kraft, und ersten
 sittlichen Wärdiger erinnerten. Die spanischen Inquisitionsgesichte,
 in den Niederlanden gegen die Evangelischen wütheten, sahen sich
 abgen, von öffentlichen zu geheimen Hinrichtungen überzugehen, um
 die Wölfe den Anblick der Seelengröße ihrer Schlachtopfer zu entziehen.
 Auf dieser Höhe konnte nun freilich die sittliche Stimmung der Prote-
 stanten nicht lange bleiben, schon manche der ersten hatten die Lösung der
 evangelischen Freiheit zum Deckmantel eines wilden Lebens gemißbraucht,
 und je mehr die Zahl der Protestanten anwuchs, desto häufiger gab es un-
 würdige Glieder in den Gemeinden. Ueberdem Dringen auf Rechtgläubig-
 keit wurde, besonders unter den Lutherischen — denen es überhaupt an
 einer wohlgeordneten Kirchenzucht fehlte — die sittliche Bildung bis-
 weilen vernachlässigt, und hie und da nahm der Mißverstand von Lu-
 thers Lehre, daß der Glaube allein selig mache, gar Gelegenheit zu
 Verlesung des lasterhaftesten Wandels. Aber ungeachtet dieser Män-
 gel erhielt von den heilsamen Wirkungen der Reformation für die
 Korrektheit ihrer Anhänger immer noch mehr, als der neuerdings über-
 die Periode von der Mitte des 16ten bis zum Ende des 17ten Jahr-
 hunderts wiederholt verhängte Ladel zugestehen mag, Bestand und
 Dauer. Den schnellsten Eingang hatte sie in dem durch die Verfas-
 sung der Städte zu selbstständiger Würde gelangten Bürgerstande ge-
 funden, an welchen die protestantische Geselligkeit sich nun durch Ge-
 meinschaft in Lebensweise, der Interessen und Familienbände innig
 schloß. Der von ihr ins Leben gerufene sittliche Geist wurzelte tief
 und bleibend bei dieser zahlreichen, vor andern blühenden Classe des
 Volks. In
 end und zur
 in Einrich-
 unter deren
 Sparbarkeit
 stürzte Gewer-
 keitung sich
 der die Ge-
 in. Offenbar
 utherischen.
 le Kirchenzucht
 hien eingeleit
 it der Einteil
 anischen Ge-
 ilfamt und in
 lstand der
 s auf die neu
 antischen rei-
 cherscheide-
 ndung ten
 diesen fast
 e Gemein-
 sliche, arbei-
 trehschaftlich
 nsten Sinnes
 nes, veredelt
 trahuter, die
 e musterhafte
 is vollkomm-

beiden evangelischen Hauptpartien, nur
 nun besser sey der unbeschränkten Frei-
 che ihren Gliedern im sittlichen Hand-
 strengern Disciplin Bräunen zu sehen,
 des göttlichen Wortes allein die Frucht
 wagen wir nicht zu entscheiden. Den
 Ruhm seiner Moralität, die reformirte
 in Hinsicht der Sitten fast durchaus
 Vorkantaten hat die heitere Pädagogi
 die fromme Brüdergemeinde fängt an
 wieder nach Ungebundenheit zu flagen
 da jäheloser Zeitgeist gebietet über die
 weise der Protestanten und von den
 Stierlichkeit der ihr ergebenen Völker
 kaum etwas mehr als was, wie sie
 Tugenden, in ihre Nationalität ve-
 fügen ihres Lehrbegriffs aufbehalten,
 Ich von der Reformation bedingtem
 diese durch sie geltend gewordenen und
 entwickelten reinen Grundsätze der Wp-
 lebt und kräftig forwirkt, wenn auch
 nung der Dinge weichen. — Langsame
 dem Gebieten des Lebens der Protesta-
 Folgen der Reformation sich auf dem
 wackelt. Die Beschäftigung mit dem
 des 16ten Jahrhunderts nur ein geist-
 und Gelehrten, und sie mußte es gleich
 wohl diese Lectüre, aber umhüllich die
 practischen Anwendungen davon auf
 bilden konnte, ohne sich selbst zu zer-
 1515 dem Druck von Uebersetzungen
 während er die Humanisten selbst schätz-
 papas mochte zu Belohnung die Grund-
 lobren aus dem Gesichtspunkte der
 man überließ es freisinnigen Mönchen
 Meirin mochte seinen. Bis in giftigen
 dichten auslassen: Leo X. und seine
 mit Ehre und Reichthum, und Rom nannte dieses Ungeheuer an Lehrer
 und Bosheit den Göttlichen. Die Wissenschaften mochten überhaupt
 Megeranten des Unglaubens und Sittenverderbens werden, wenn nur
 kein Zweifel am Primat des Papstes im Umlauf, und kein Strahl von
 nünftiger Einsicht unter das Volk kam. Mit der gelehrten Schwelger-
 rei, zu der Italien die wieder erweckten Alten brachte, ging ein plan-
 mäßiger Obscurantismus Hand im Hand. Es fehlte wenig, daß nicht
 die heilige Schrift, von der kaum Einer im Clerus der größten Syeco-
 gel das Original kannte, selbst in den Index der verbotnen Bücher ge-
 worfen wurde, in dem schon alle Uebersetzungen, außer der lateinischen
 Kirchenversion, gebieten. Die Geistlichen, die gegen Neuchlin das Wort
 führen durften, mußten von keinem neuen Testamente in griechischer
 Sprache, und selbst das Hebräische gar für eine arglistig erfundene
 Herrensprache. Die Philosophie der Scholastiker folgte dem Aristoteles;
 doch nicht dem Lehrer des Alexanders selbst, sondern einem Gewebe
 unfruchtbarer Subtilitäten und abenteuerlicher Erörterungen, das von
 seinen Vätern ausfesselte Weisheit: von Luther aber, mit Recht ein

Reformation

ienformel, und die oft Kleinliche Zanklust der Theologen in der evangelischen Kirche verurtheilte. Das Fortschreiten der wissenschaftlichen Bildung hat der Geist jener steifen, streitlustigen Orthodoxie aber oft zweifeln gehemmt. Zwar erhielt er sich frei von den Schwärmereien der Wiedertäufer, die alle Gelehrsamkeit verworfen; aber er gab der akademischen Studienweise und literarischen Thätigkeit auf lange Zeit eine verkehrte polemische Richtung; er umschloß die gelehrte Wissenschaft mit junstarigen Schranken, verschuldete das Eindringen eines todten Schlandrians in die von den Reformatoren aufgerichteten Volksschulen und brachte in die kirchlichen Aemter, statt helldenkender gemeinnütziger Lehrer der Religion, häufig nur ungelente Eiferer, von denen selten ein sachlicher practischer Vortrag zu hören war. — Viel besser erfüllten die reformirten Gelehrten im 17ten Jahrhundert ihre Bestimmung. Das einer so enge beschränkten Lehrform gedrückt, ungeachtet aller Ehrfurcht vor den Namen eines Zwingli, Calvin, Beza, Oekolampadius u. s. w. führte, doch an ihre Worte nicht streng gebunden, führten sie das von diesen großen Männern begonnene Werk seiner Vollendung näher; eiferten sie sich in ihren Nachforschungen freier, in ihrem Eifer gemüthlicher, als die Lutherischen. Nur die Epoche der dordrechter Synode erwies, daß es auch unter den Reformirten Andäctheit und unverfügbare Glaubenseifer gab, und gerade das freie Holland der Schauplatz einer unverzeihlichsten Aeußerung seyn mußte. Doch füllten die berühmten Namen reformirter Philologen, Exegeten, Kritiker, Philosophen, Rechtslehrer und Historiker den bei weitem schönsten und reichsten Theil der Culturgeschichte dieses Jahrhunderts aus. Gründliche Gelehrte hatte damals zwar auch die lutherische Kirche, aber an Geist und Schwarm stand die meisten tief unter den Heroen der Literatur, die die reformirte zum Theil in Frankreich, mehr noch in Holland und England zählte. Erst im 18ten Jahrhundert vermochte jene sich im Wettstreit mit dieser zu messen, ja seit der Mitte desselben sie durch ihre Verdienste um die theologischen, historischen, philosophischen und philologischen Wissenschaften noch zu überflügeln, so daß man mit Recht sagen kann, „die Ströme des Lichtes, das dem Protestantismus eigenbümlich ist, machten von seiner Wiege aus den Weg durch die Länder der Freiheit, um, nach beinahe zwei Jahrhunderten, mit neuem Vorrathe bereichert, zu ihr zurückzukehren, und auf deutschem Boden neue herrlichere Schöpfungen hervorzubringen.“ Denn ganz unstreitig sind es seine Grundsätze, die in diesem Gange ihrer Entwicklung mehrere Hauptwissenschaften, wie die Kritik des Textes der heiligen Schrift, die Hermeneutik, die Exegese, das Studium der hebräischen und orientalischen Alterthümer, die christliche Moral, das Staats-, Natur- und Völkerrecht erst geschaffen — andere, wie die Philosophie (die der Protestantismus von den scholastischen Fesseln befreite), die Philologie (der er neuen Stoff, gesündere Logik und wohlthätigen Einfluß auf die Nationalsprachen gab), die Jurisprudenz (die er aus der Dienstbarkeit päpstlicher Satzungen erlöste, und auf die Natur- und Geschichte des Menschen bauen lehrete), die Welt- und Kirchengeschichte (die er reicher, unbefangener und muthiger machte), die Astronomie und Naturwissenschaft (die er aus den Schranken geheiliger Irrthümer hervorjag, und gegen den Aberglauben ins Feld stellte), wesentlich verbessert, und mit neuem Leben befeuert haben. Wie sehr auch die Jesuiten sich anstrengten, vergessen zu machen, in welchem Widerspruch das Papstthum mit dem Zeitgeiste stand, und den wissenschaftlichen Ruhm der Protestanten zu überbieten; zu bald sah

Das es Ihre
ein der Ho
al. und (ich
sch. um. di
leben, wach
de Schenke
nd Moral
erhaben,
horen Was
führung. Der
dre Kir-ke
schonmen ;
vaut, " sel

Ihnen Erb
, ihrer laun
in die Ebre
dicht) um
ste mußte
heute, für
um, um ihre
erhalten mit
n bereitere
gang ; and
während
katholischen
e hmen ja
der Verwech
ein Nie

er Liebe auf die lange vergessene, der frommen Bemühungen des Pie
kismus wenig froh gemordens Jugend der Predern im Volk. Die Re
formation beherte nun erst ihren unerschütterlichen Einfluß auf die Peftef
bildung der Nationen, durch die gewöhnliche Verbesserung der Stadt
und Landfchulen, worin Holland und Deutschland das Ueifste thaten
durch die Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, deses Einflusses un
wählender Ideen in der Klasse des Volkes. Dem catholischen Lan
den konnte Pöbel in dieser Hinsicht mit den untersten Ständen de
protestantischen Länder verglichen; und während dort selbst der Witt
elstand in der Regel nur die nothdürftigsten Fertigkeiten für den Be
trieb der Gewerbe erlangt, ist er hier Träger der Literatur, und durch
die geistlichen Hände seiner Zeitungscheider, Journalisten und vor
nehm Schriftsteller, Regent der öffentlichen Meinung. Also wohl ist
über diese vollständiger und durchgreifender hat die Reformation ih
reilsamen Folgen für die Ausbildung der Wissen
schaft der Aufklärung geduldet. — Auf die K
der Wissenschaften erwähnt zu werden pflegen, so
formation nicht negativ. Es räumen die Bilden
sodm der Weise ihren dramatisch-mystikalischen
hast übermächtige Phantasie, und setzen die K
um; sie lehnte den Vorzug des Guten vor dem
eine Ehre darin finden, die sinnlichen Mittel der Nahrung zu ver
schmähen, und das äußere Schwelger zu entbehren. Ungekraft kann
dieses Edele gegen die Lüste nicht blinden, die man aus ihrer Verbin
dung mit der Religion riß, und des Urtheils an der öffentlichen Ver
ehrung beraubte, den der Catholicismus ihnen verghant hatte. Noch
mehr als die Lutherischen, die wenige Schuldverken in den Kirchen lo
fen, und ihre Feste nicht ohne Quäl begeben, lichen daher die Refor
meren hinter den Catholicischen in der Uebung der schönen Künste zu
weil; denn diese finden selbst das Land, wo man, was einer an Ihm
ist, nicht schonen mag. Doch schränkte ja auch die Herrschaft des Pri
vilegiums sich fast ganz auf einen rauhern Himmelsstrich ein, da
von bildenden Künsten mit so hold geweten ist, als der Süden; und die
Denkmäler des Aberglaubens, die der Nordländer anschaute, sind viel
weniger des Ehdern, wie die Oberrheinalen, die dem italischen Code
unterworfen. Da aber gelehrte und protestantischen Ländern den Aberg
weise Gehalten erst erklären, und ihre Schuldverken erläutern mußten
sogar sich wenigstens, daß der Umgang mit den elofnischen Alren aus
dort den Sinn für das Ehdern weicht, und, wenn dem Künstler de
Führend der Insinuat des Ehdern worden ist, der Denker des Nordens
das Verständnis desselben hat. — Obgleich war dagegen der Protestant

und der Dichtkunst und Beredsamkeit, da er zu heiligen Dichtern be-
geisterte, die Predigt zum Haupttheile, ja zur Seele des Gottesdiensts
mache, und durch die Einführung der Landessprachen in die Liturgie,
diesem eine Würde gab, die zur Ausbildung der Nationalliteratur be-
sonderlich erhabenen Nutzen bedeutend mitgewirkt hat. Auch wird Niemand
den Cultus der Protestanten traurig und trocken nennen, der ihre Ge-
sänge hörte, den Reiz der eignen Uebernahme kennt, und Gelegenheiten
hatte, zu bemerken, „daß die Gottesverehrung der Brädergemeinde, die
einfachste unter allen, auch die rührendste und gemüthlichste ist.“ Nicht
weniger haben die nützlichen Künste, in denen die Industrie der Ge-
werbe sich versucht, und das Leben der Reichen neue Quellen des Ge-
nusses und der Bequemlichkeit findet, durch die Reformation gewonnen.
Sie weckte den Sinn des Ernstes, der Genauigkeit und Ausdauer; sie
beförderte den freien Handel, den vielseitigen Verkehr und den blühenden
Wohlstand, ohne den der Kunstleiß nicht gedeihen kann; und England,
das nördliche Deutschland, die Schweiz, selbst jene französischen Refor-
mirten, die mit ihrem Calcuta unter den Schutz deutscher Fürsten lüch-
selten, haben bemerkt, daß in diesem Zweige der Industrie kein catholi-
sches Volk sich mit ihnen messen kann. Am sichtbarsten, und in der
Geschichte schon längst am lautesten anerkannt, wurde unter dem Folgen
der Reformation ihr Einfluß auf den Staat. Unter Begünstigung des
Kaisers und Grundzüge hat er die Kirche nicht bloß in sich aufgenommen,
sondern auch, wie sehr oft schmerzlich empfunden wird, völlig verschwin-
gen. Auf einem solchen Erfolg war es von den Reformatoren freilich
nicht abgesehen; ohne allen politischen Zweck erhielt ihr Werk die
politische Bedeutung und Richtung. Ein großer Theil jener Mißbräuche
der alten Religionsverfassung, — worin alle Stände, selbst wohlbedachte
Kleriker Grund fanden, auf eine Reformation der Kirche zu bringen —
rührte von dem politischen Anmaßungen und habgierigen Forderungen
der Päpste her. Von ihm
auch die Wälder und Für-
mancherlei von Jahrbund
der Geldgier herabstürzten
Einkünfte übermogen; und
mer weiter ausgebreiteten
die kirchlichen Cabinetsruf-
thelle der Bischöfe ausüb-
pflege. Die Fürsten waren
der Rechte, die die Natur
die Kirche gehindert, die
ja es kam muß mehr auf-
ßen, als auf die höchst in
im Staate oder der Staat
Abnige schlangen sich in di-
villen Stellung empör.)
primen verloren durch den
de; Verschlagendert, list u
Herrschens gemacht. Die
Waltungen herrschte überal-
gesetzliche Ordnung, im
übrigen Stände beschwerte,
fremder Rechte verstand.

das Zauberwort der evangelischen Freiheit mit der bürgerlichen verwechelt, und dem geplagten Landvolke eine Lösung zum Aufruhr wurde. Dennoch kann die Schuld, den Bauernkrieg verursacht zu haben, eben so wenig als das unsinnige Auflehnen der Wiedertäufer gegen alle bürgerliche Ordnung, auf die Reformatoren fallen, die diese Excesse vielmehr nachdrücklich mißbilligten, und durch Wort und That beizulegen ihnen zu feuern. Diese weisen Männer gingen, wo ihre Vorschritte in das bürgerliche Leben und die Verhältnisse bisher gültiger Rechte eingriffen, mit einer Mäßigung zu Werke, die ihnen das Vertrauen der Fürsten und Obrigkeiten erwarb; dreister allerdings die Schweizer als die Wittenberger, doch begünstigt von republikanischen Formen; unter Zustimmung der Regierenden, und immer mit Achtung gegen ein weltliches Recht. Meistentheils von unten auf, ging man im protestantischen Deutschland und in der Schweiz zur Kirchenverbesserung über. Die Gemeinden, besonders die städtischen, handelten mit ihren Obrigkeiten erst für sich nach eigenem Gewissen und gutem Rath der Reformatoren; die Fürsten genehmigten, und kamen mit der Einrichtung gesetzlicher Anstalten nach, um den kirchlichen Zustand ihrer Unterthanen in Uebereinstimmung zu bringen. So gedieh die neue Ordnung der Dinge ohne Zwang, als ein Werk des Volksgeistes, der allgemein empfundenen Bedürfnisse und Wünsche. In Preußen, in Schweden, Dänemark, England und andern später gewonnenen deutschen Staaten reformirten die Fürsten eigenmächtiger, und ihre Völker fanden sich nun allmählig in die aufgebildete neue Form. Wo das Regiment catholisch blieb, ergriffen die Freunde der Wahrheit ihre Ideen als ein kostbares Gut, und genossen des gereinigten Gottesdienstes im Stillen als einer unsichern Gunft des wechselnden Glücks. Diese verschiedene Entstehungsart der Kirchenverbesserung hat auch einen Unterschied in den Folgen verursacht, der aus den Artikeln, welche von einzelnen protestantischen Staaten handeln, zu erkennen ist. Was aber durch die Reformation im innern bürgerlichen Wesen mehr oder weniger jedes ihr angewandten Staates verändert und bedingt wurde, ist hier im Allgemeinen anzudeuten. — Die Fürsten entband sie aller der Pflichten und Beschwerden, welche die Abhängigkeit von einer auswärtigen geistlichen Macht ihnen aufgelegt hatte. Sie wurden alleinige Herren in ihre Ländern; selbst die Deutschen, da die Versuche der Kaiser, das Reich in eine Monarchie zu verwandeln, zu ihrem Vortheile ausschlugen. Sie erwarben nun selbst die bischöflichen Rechte, die ihnen sonst beschränkend gegenüber gestanden, und die Mittel der Macht, die sonst der Kirche gedient hatten, kamen, so weit der Protestantismus ihre Gebrauch zuläßt, in ihre Hände. Sie vermehrten durch die Rückkehr des Klerus in die bürgerliche Gesellschaft die Zahl ihrer Unterthanen und — durch das, ihrer Aufsicht und bei den secularisirten Pfründen und Prälaturen auch ihrer freien Verfügung anheim gefallene Kirchen gut; durch die Summen, die sonst die Habsucht Roms, die Indulgenzen der Legaten, das Recht auswärtiger Erzbischöfe, das Terminiren der Bettelbrüder, und die Verbindung der Orden mit fremden Obern, aus dem Lande gezogen hatten, und nun darin blieben; durch die Ergiebigkeit des neu belebten Fleißes im Handel, Gewerbe und Ackerbau; auch durch den Anwachs der Bevölkerung, den die Einwanderung vertriebener Glaubensgenossen ihnen verschaffte — über alle Berechnungen den Umfang ihrer Staatskräfte, und den Wohlstand ihrer Völker. Nun konnten sie ihr Finanzwesen ordnen, die Staatswirthschaft verbessern, ihre bewaffnete Macht vergrößern, und für die Vertheidigung

men auch die Personen der Geistlichen unter fürstliche Botmäßigkeit — ein Schicksal, das ihnen auf der einen Seite Vortheile der Lehrfreiheit und selbstständigeren Bewegung in ihren Aemtern zuwendete; auf der andern aber auch ihr äußerliches Ansehen verminderte, sie von Behörden; in denen weltliche Räte das Uebergewicht haben, abhängig machte, und bei fortschreitender Ausdehnung des Territorialsystems Erniedrigungen aussetzte, welche die Prediger in einigen Staaten des Rheinbundes aus eigener Erfahrung kennen gelernt haben. Denn dieses in der Anwendung protestantischer Principien auf die bürgerliche Gesellschaft allerdings gegründete System der Unterordnung der Kirche unter den Staat macht diesen zum Aufseher über die Gleichförmigkeit des Lehrbegriffs und die Amtsführung der Geistlichen, zum Gesetzgeber in den Formen des Cultus und der Kirchenverfassung, zum Verwalter des Kirchengutes und zum Collator der Aemter. Indes ist der Zustand der protestantischen Kirchen in dieser Hinsicht immer noch einem Provisorium ähnlich, bei dem dieses nach dem Drange der Umstände, oder nach bethlichen Herkommen, und daher sehr unvollkommen geordnet, aber auch keineswegs alle Hoffnung eines rechtlicheren und regelmäßigeren Zustandes aufzugeben ist. Die protestantischen Fürsten haben sich der ihnen vermöge des seit Thomastus wissenschaftlich gerechtfertigten Territorialsystems, zustehenden Rechte im Ganzen mit Wäfigung und selten im vollen Umfange bedient. Von diesen ganz nur auf die lutherische Kirche anwendbaren Sägen weicht das bürgerliche Verhältniß der reformirten merklich ab. Sie ist zwar auch auf dem ihr eigenthümlichen Gebiete nicht alleinige Erbin der alten Kirche gewesen, und wo ihre Genossen sich als fremde Maßnehmungen einheimisch machten, ganz ohne die

wurden, als sie es vor der Reformation waren; wie bald sie auch die Last der öffentlichen Abgaben verdoppelten; wie tief sie auch in auswärtige Verbindungen und politische Handel verwickelt wurden, die sie oft genug zu gefährlichen Kriegen abthigten; in der Regel theilten sie doch auch die religiösen Gesinnungen und allgemeinen Interessen ihrer Völker; sie lernten aus dem Evangelium, dessen wieder errungenes Licht ihren Kronen neuen Glanz gab, ihre Pflichten besser kennen, die Menschenwürde der Einzelnen höher schätzen, und die Stimmen der öffentlichen Meinung achten, deren Tadel oder Beifall über das Gelingen ihrer Unternehmungen und über ihren Platz in der Geschichte entscheidet. Denn als ein Gegengewicht der Fürstengewalt entwickelte der freie Geist der Reformation jene unabhängige Macht der Vernunft, die von der Protestation gegen menschliches Ansehen in Sachen des Glaubens zur Untersuchung des Ursprungs der Staatsgewalt fortschritt; jene rücksichtslose Philosophie über die menschlichen Verhältnisse, die die Rechte aller Stände erweckte, und dem Staatsrechte ein Natur- und Völkerrecht entgegenstellte; jene lehrt von den Verehrern der Geburtsrechte und des Papstthums alles Unheils beschuldigten liberalen Ideen von Menschenrechten, die aus den Schriften der Weltweisen in die Kreise der gebildeten Stände eindrangen, und sich ihrem Weg endlich bis in die Hütten bahnten. Weil das Evangelium lauter und rein gelehrt wurde, mußte nun Scham und Scheu mehr vor Ungerechtigkeiten in der öffentlichen Verwaltung schäßen, als Verträge und Constitutionen; und auch die Bürger rein monarchischer Staaten können nicht zur Knechtschaft herabsinken, so lange die allgemeine Anerkennung des göttlichen Gesetzes der Liebe die Sicherheit des Privateigentums, die persönliche Freiheit und die Befriederung der öffentlichen Wohlfahrt von Seiten der Regenten verbürgt. Vielmehr ist, wie die Erfahrung lehrt, das Volk nirgends menschlicher behandelt, und in besserer Ordnung regiert;

der Verwahrung keine Nichtigkeit, reicher an Gelehrten; Ihre Verfassungen hier gibt es keinen Standes von ganzem Herzmäßigkeit, Ordnung und Ausbildung und immer eben Wohlthaten der Reue, und das Unterpfand in der Natur der Erscheinungen in der europäischen Staaten bei Die Religion, vorher nur ein Hebel der Unversöhnlichen Lebens. Die Trennung einer Last getragen, ungenügend verurtheilt hatten, zum westphälischen Frieden So erhielt in Deutschland der Kaiser nach Alleinheit und das System der ständlichen Nothwendigkeit, ihr gleich zu schützen, die Aufmerksamkeit, die, nach hatten, sowohl der Gefahr vorbeugte. Denn während bewahrten, waren doch lange innig vereint, bis schließlich das System die in Anwendung kam. Die Reformation nur in so f. Hans Brandenburg, in nicht angemessenen Erb und zu steigern mußte; anderer Seite lange vorher, ehe Preußen unter die europäischen Mächte trat, einzelne Reichsstände in die Lage setzte, die Einmischung fremder Könige in die einheimischen Handel als Mittel der Selbsterhaltung brauchen zu müssen. Dabei wurde Deutschland — der unschuldigste aller Staaten, der sich nur vertheidigen, aber nicht angreifen kann — was noch in den Kriegen Karls V. mit Franz I. Italien gewesen war, der Mittelpunkt der europäischen Politik und der Schauplatz, auf dem die vorführenden Mächte in ihren Kriegen an einander stießen, und ihre Streitigkeiten schlichteten; ein Schicksal, dessen Hauptursache in dem Beharren der Kaiser bei der alten Kirche zu suchen ist. Ueberhaupt machte die Reformation den Verkehr und Zusammenhang der europäischen Staaten lebendiger und enger. England, in dessen Verfassung der Protestantismus ein Hauptelement, und die Stütze des Gleichgewichts zwischen König und Volk wurde; Schweden, wo er dem Könige schon 1527 das Uebergewicht über Adel und Geistlichkeit gab; Dänemark, dessen Könige durch seine Hilfe 1660 die Souveränität erwarben, und vor allen das von ihm allein geschaffene und erhaltene Holland trat erst in Folge der durch die Reformation veranlaßten neuen politischen Reibungen in den europäischen Fürstenthum, und das dieser sich über die Grundzüge des

Gleichgewichts verständigte, an denen jeder neue Versuch zur Universal-
 monarchie bis auf Napoleons Zeitalter scheitern mußte, ist ihr Ver-
 dienst. Ja noch im 18ten Jahrhundert hat die Tendenz des Protestantis-
 mus zur religiösen und bürgerlichen Freiheit, aus den ihr im Staa-
 tenverein von Europa gesetzten Schranken fliehend, mächtig zu der neuen
 politischen Schöpfung mitgewirkt, die jetzt die Eifersucht der Europäer
 erregt, zu der Republik der vereinigten Staaten von Nord-
 amerika. Doch nicht bloß die Völker, die die Reformation annah-
 men, haben den Einfluß derselben auf ihre Schicksale gefühlt, auch die
 Staaten, die sie mit aller Gewalt von sich abzuwehren suchten, sind
 durch merkwürdige, oft schmerzliche Erfahrungen überzeugt worden, daß
 man wider einmal emporgekommene Ideen nicht kämpfen kann, ohne
 zu leiden oder wesentlich verändert zu werden. Hätte Carl V. Liebe
 genug zu den Deutschen und zu dem ihm wohl nicht ganz fremd geblie-
 benen Lichte der evangelischen Wahrheit gehabt, um ihr seine spanische
 Krone aufzuopfern, er würde das zu seiner Zeit der neuen Lehre fast
 ganz ergebene Deutschland vor den blutigen Glaubenskriegen bewahrt
 und zu einer unter österrömischem Scepter unüberwindlichen Monarchie
 erhoben haben. Da er sich anders entschied, mußte das catholische
 Oesterreich empfinden, was der Zorn gekränkter Liebe vermag, und
 sich an seinen Erbschaften und Wittgütern genügen lassen. Doch brach-
 en ihm seine Bemühungen zur Unterdrückung des Protestantismus den
 Vortheil, daß es an innerer Festigkeit gewann, und Böhmen und Un-
 gern in Erbreiche verwandeln konnte. Spanien hatte von seinem
 Kampfe gegen die neue Lehre mehr Schmach vor Europa, als Ehre in
 Rom, im Innern Verfall und Rückgang. Portugal blieb fast ganz
 unberührt. Frankreich, dessen Könige nach ihrer Maxime, die Re-
 formation auswärts als Mittel der Trennung ihrer Nachbarn zu brau-
 chen und im Innern ihres Reichs zu unterdrücken, zugleich Freunde
 der evangelischen Fürsten und grausame Verfolger ihrer reformirten Un-
 terthanen wurden, büßte die Schuld seiner Zweideutigkeit in den Ver-
 wüstungen bürgerlicher Kriege und durch entkräftende Auswanderungen,
 die zwar die königliche Gewalt zunächst erbhhten, aber auch im Volke
 keinen Gährungsstoff zurückließen, welchen das Mißverhältniß der Staats-
 religion mit der zunehmenden Verstandesbildung immer weiter entwickelte,
 bis er in der Revolution zerstörend zum Ausbruch kam. Noch verderb-
 licher wurde der Widerstand gegen den Protestantismus für Polen, zu
 dessen Untergange die russische Politik dasselbe, was die französische in
 Deutschland mit ziemlich glücklichem Erfolge versucht hatte, durch Un-
 terstützung der Dissidenten und immer tiefere Einmischung in die inneren
 Kämpfe endlich vollkommen durchzusetzen mußte. Die Fürsten Ita-
 liens, das nichts Evangelisches zuließ, sanken immer mehr zu politi-
 scher Unbedeutenheit herab, wozu freilich die Entdeckung des Seeweges
 nach Ostindien und der Verkehr mit Amerika mehr beitrug als die Re-
 formation. Den Päpsten wurde sie aber der furchtbarste Feind, ge-
 gen den sie sich auch tapfer und nicht überall fruchtlos wehrten. Sie
 zwangen durch ihre Gegenanstalten in den Staaten, die ihnen ergeben
 blieben, zunächst Rückschritte zur Finsterniß und Ketzerverfolgungen,
 die ihr Ansehen aufs neue zu befestigen schienen. Durch den glücklichen
 Fortgang ihrer Missionen in Asien und Amerika erlangten sie die geist-
 liche Herrschaft über Ländergebiete, welche die durch die Reformation
 verlorne Hälfte von Europa an Umfang übertrafen. Doch war diese
 neue Blüthe ihrer Macht nur vorübergehend, und für ihren Schatz von
 geringem Nutzen. Keine Mission konnte ihnen erzeigen, was sie sonst

aus Deutschland, England und Scandinavien gezogen hatten. Ein
 schränkungen der vorigen Ueppigkeit, |
 besserung der Sitten des Klerus d |
 Fürsten wurden allmählig Klüger, ur |
 walt und das Einkommen des römisc |
 dem mußten auch, nachdem seit der |
 schlaffen des religiösen Interesses in |
 erst mühsam wieder emporgebrachtes |
 nung aufs neue geschwächt hatte, d |
 binden, indem sie ihm andächtig di |
 Sein wirklicher Wachtgenuß steht nur |
 alten, stets wiederholten Ansprüchen. |
 mehr, wie sonst, gehorchen; besond |
 sind sie andrerwärts auf Meinungen u |
 Reformation und die neuere Aufklä |
 an, die catholische wahre Kirche u |
 Bibel nicht gegründeten Lehren der |
 Gegenstände von den göttlichen Wahr |
 alten Aberglauben zu verabscheuen. |
 unserer Lage catholisches Wesen zu d |
 eine Laune oder ein poetisches Spiel |
 durchaus protestantische Zeitgeist bald |
 die Reformation schlummernde Kräfte |
 fete sich gewaltsam nicht hemmen läß |
 Übung bildet der Sinn für Wahrhe |
 Schutzwehr gegen jede Art hierarch |
 und Protestantismus stehen einander |
 aller der Reformation. Jener hat d |
 gelernt, dieser weiß den Glauben re |
 zu achten und zu schonen. Soll a |
 Betten fallen, so wird es gewiß nicht

Reformirte Kirche. Dasselbe Bedürfnis einer Reformation
 der Kirche, das in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in
 Deutschland Luthern erweckte, eine wirkliche Kirchenverbesserung
 zu fördern, trieb auch in der Schweiz, in den Niederlanden,
 in England und Frankreich mehrere ausgezeichnete Gelehrte und
 Geistliche im Wesentlichen auf dasselbe Ziel, aber mit nationalen Ei-
 genähnlichkeiten, hinzuwirken. Unter den Schweizern ragten beson-
 ders Ulrich Zwingli und Johann Oekolampadius oder
 Hanssheim (s. diese beiden Art.) hervor. Jener hatte schon, da er
 noch Prediger zu Glarus und Einsiedeln war, durch fleißiges
 Lesen der heil. Schrift eine höhere Erleuchtung gewonnen, an letzterem
 Ort auch schon gegen mehrere Mißbräuche in der Kirche geistert, und
 setzte dies, als er nach Zürich berufen worden, wo schon mehrere
 Geistliche das Volk für eine mehr biblische Lehre empfänglich gemacht
 hatten, fleißig fort. Er hatte Freude an Luthers Werken, empfahl
 auch dessen Werke, las sie aber selbst nicht, um selbstständiger zu blei-
 ben, und nicht durch eines Menschen Ansehen seine Ueberzeugung be-
 stimmen zu lassen. Als nun im Jahr 1519 ein Geistesverwandter Le-
 zels, der Franciskanerbruder Bernhard Samson, mit gleicher
 Unerschämtheit den Ablass in der Schweiz predigte, und gen Zürich
 kam, wozu Zwingli eben gezogen war, eiferte dieser heftig gegen
 den Unfug, und der Rath von Zürich billigte seinen Eifer dergestalt,
 daß Samson gar nicht in die Stadt gelassen ward. Selbst sein

stlicher Obrten, der Bischof von Conz und dessen Vicar ge-
 nügten seine Freyheit gegen den Ablassstrom, traten ihm aber desto en-
 tiger, als er bald weiter ging in den notwendigen Reformen. Aber
 ergehend beachtet sich auch ein päpstlicher Nuncios, diese zu unter-
 rücken, und vergebens forschend warnend und drohend auch die Eidgen-
 ossen dagegen. Kathilos, sehr entschlossen, auf seine gute Sache
 schickte, und fortwährend durch den Zürcher Rath begünstigt, ging
 weiter seinen Gang fort, predigte evangelische Lehre, und ließ die
 alte Messe durch den Gottesdienst ab, rascher als Luther, der in die-
 ser Hinsicht gemäßigter und vorsichtiger war. Schon hatte er eigen-
 thümlich vieles geändert, als er im Jahr 1523 einen entscheidenden
 Schritt that, da er 67 deutsche Lehrsätze, in denen er seine Lehre aus-
 sprach (und freilich schon viel weiter ging, als Luther 1517 in seinen
 Thesen gegen den Ablass), dem Rath von Zürich übergab, welche von
 ihm mit einer Einladung zu einer Disputation, die den 25ten Jan.
 gehalten werden, und in der Zwilling seine Sätze vertheidigen sollte, be-
 wann gemacht wurden. Nur wenige Eidgenossen sendeten Abgeordnete zu
 diesem Religionsgespräch, doch war zahlreich die Versammlung. Zwilling
 4's Angriff, und Vertheidigungskampf gewann den Sieg. Der Rath
 und viele der zahlreich anwesenden Bürger wurden für seine Lehre ge-
 wonnen, und nun einer durchgreifendern Reformation noch geneigter.
 Dies ungeschämter Haß ward nun das verdaßte geworden. Alle, Huter
 und Pfaffen zugleich, vernichtete; es ward ganz eigentlich hier Alles neu;
 Alles, was an sich unschuldig, vollreicht nur durch Mißbrauch ent-
 stellt war, selbst vieles Erbauliche unterlag der Neuerungslust. Als die
 Klöster, die Lauffene, die Pölder (lehrt fast überall mit wahrer Zer-
 breuchenschaft) aus den Kirchen verdrängt, selbst die Pöfel und der
 Orgelflang aus denselben vertrieben waren, da erst glaubte man das
 Kirchen und den Gottesdienst recht erbaulich gemacht zu haben. Wider
 K-gewaltige Neuerungen erklärten sich nun stärker die Eidgenossen auf
 dem Bundesstag zu Lucern am 26ten Jan. 1524, droheten Zürich
 abß von dem Bundesrath auszuschließen, und ließen durch Abgeord-
 nete die Abßredt zur alten Ordnung dringend empfehlen. Doch ver-
 heiligte Zürich standhaft und söhn die Neuerungen in der Lehre und
 in dem Gedächtnis, und bald erklärte sich auch vor allen übrigen Eido-
 genossen, mußte und sehr entschlossen, das kleine Mühlhausen für
 die evangelische Lehre und die Abßredt der alten Messe. Gleich-
 zeitig hatte Wolfgang Fabritius Capito (Röhm) in Basel die
 Reformation eingeführt, und nachdem er von dort nach Mainz berufen

lichen Streitigkeiten 1528, obwohl die andern Cantone und selbst der Kaiser davon abriethen, ein ähnliches zu veranstalten. Mehrere Eidgenossen ließen sich zur Theilnahme bewegen. Zahlreich war abermals die Versammlung; zu Zwingli, Oekolampad, Conrad Pellicanus (Kürschner), Berchtold Haller (der Reformator von Bern), Ambrosius Blarer (von Costniz), Burgauer (von St. Gallen) — der aber selbst, obwohl eifrig evangelisch, Zwingli wegen dessen Abendmahllehre angriff — hatten sich auch mehrere deutsche Reformatoren gesellt. Auf der andern Seite standen mehrere nicht unächtliche Gegner. Aber, wie fast immer bei solchen Disputationen, ward auch hier nichts ausgeglichen, und nur das gewonnen, daß man in Bern sich nur kräftiger für die Reformation entschied. Und immer weiter verbreitete sich dieselbe in den meisten Cantonen, so sehr auch Schwiz, Uri, Unterwalden, Zug und Lucern, als beharrliche Papisten widerstrebten. Schon war ein großer Theil der Eidgenossen der evangelischen Lehre zugethan, als diese catholischen Cantone, zu der Vertheidigung der alten Lehre ein Bündniß mit dem Könige Ferdinand (des Kaisers Carl V. Bruder) eingegangen, sich zum offenen Kampf rüsteten. Vergebens bewirkten andere Eidgenossen einen Vergleich der Streitenden. Er befriedigte keine Partei, und unabwendbar war der innere Krieg der Eidgenossenschaft. Der Stoff der Zwietracht mehrte sich; die Catholischen hoben alle Gemeinschaft mit den Evangelischen auf, und im October des Jahrs 1531 mußte Zürich, von den andern Evangelischen verlassen, allein auf dem Kampfplatze erscheinen. Verrätheri kam dazu, und am 22ten October wurden die tapfern Züricher bei Cappel geschlagen. Zwingli selbst, der bewaffnet die Fahne seiner treuen Anhänger geleitete, fiel im Kampf. Aber die blutige Niederlage konnte sein Werk nicht vernichten. Die evangelische Schweizerkirche war gegründet; sein Geist lebte in ihr fort. Er hatte ihr aber auch schon jene Richtung gegeben, die sie auf Jahrhunderte von den deutschen evangelischen Gemeinden trennte. Er, ein Mann von freiem und hellem Geist und nicht ohne Gemüth, mit dem redlichsten Wahrheitsseifer erfüllt, entschlossen und standhaft, von echter Bildung und frommem Glauben, hatte in dem schweren Kampfe, den er bestehen mußte, in seinem kräftigen Streben, das ihn von falschen Auctoritäten entband, ein übergroßes Vertrauen auf seine eigene Erkenntnißkraft gewonnen, durch welches die Tiefe und Innigkeit seines Glaubens gefährdet ward. Früh schon hatte er unüberwindliche Zweifel gegen die papistische Abendmahllehre, die eine Verwandlung der äußern Zeichen des Brodes und Weines in den Leib und das Blut Christi behauptete, in sich genährt, und war endlich dahin gekommen, zugleich mit der Verwandlungslehre die leibliche Gegenwart Christi im heil. Abendmahl, obwohl sie in dem klaren und einfachen Worten Christi enthalten ist, gänzlich zu verwerfen. Ihm, der auch für die Glaubenswahrheiten und Geheimnisse immer mehr die Möglichkeit des Erklärens für den rechten Prästern ansah, schien die leichteste und scheinbar einfachste Erklärungsweise die beste, nach der er auch die Wahrheit selbst bestimmte. So mußte sich ihm die Meinung, daß Brod und Wein nur Zeichen des Leibes und Blutes Christi seyen, am meisten empfehlen, weil für den klügelnden Verstand dadurch die meisten Schwierigkeiten, die bei Erklärung der Einsetzungsworte sich aufdringen, gehoben schienen, obwohl eben diese von Christo selbst gesprochenen Einsetzungsworte bei seiner Erklärungsweise neue nicht zu beseitigende Bedenklichkeiten an den Tag legten. In dem hitzigen Streit, in den er darüber mit Luther und mit an-

ern
ung in
Kunde
recht in
edren
Kathol
den erl

Charakteristik vertheilt wurde, und noch mehr werte, als es im P
e Kantonsrat der Fall war, das Vertrauen über den Glauben, und was
in der reformirten Kirche diese Richtung, die im Fortgang der Zeit d
vermehrt werden im Glauben immer mehr drängt und erhebt, re
igentlich vorherrschend. Auf gleiche Weise, was Gungli folgert, d
weil er den Nutzen der leidenden Gegenwart nicht begründet, denn es
überhaupt undankbar ist, auf werde die Wohthat irgend einer Art
sch, wenn wir ihren Nutzen begründen, zur Wahrheit; so ward e
überhaupt aus diesem Standpunkt über die Glaubenswahrheiten e
schieden, und die Uebersetzung von denselben vornehmlich an das G
fennen gebunden. Das von selbst das Fortwachen des Christentums an
ihren Standpunkt gestellt war, der Dasein ist und ist, so muß
überhaupt auch alle heiligen Schriften an ihrer Bedeutung verlieren.
Der ganze Protestantismus, der wies uns auf die reinste Erkenntnis
viel weniger auf die Ueberzeugung des religiösen Bewusst, erst die Er
lung über die Pflichten der Erkenntnis, und eigentliche Erbgang
geschick, ward daher auch auf eine Weise verstanden, die der zu
Verwandlung am meisten Raum zu geben schien, ohne die meisten d
Sprüche des Heiligtums zu berücksichtigen. Eben durch die Verwandl
des: „das ist mein Leib!“ - in ein: „das bedeutet!“ - ward die tief
steinnste Bedeutung des Sacraments und der religiösen Handlun
g vornehmlich verkörpert, und jeder Ausdruck der Deutung unbestimmt
Raum gegeben. Es stellt dem Volk des ursprünglichen Protestant
ismus, dem Geist geistlicher Freiheit, in der Schweiz gerichtet sich ist
schon der Geist der Ueberzeugung zur Seite, vornehmlich die Verneinung
des heiligen Sakraments. — Zwingli sprach seine Idealtheorie
sachlich er ist davon in einem wider seinen Willen bekannt gewor
den Worte vom Jahre 1524: „das Wunderwort dieses Heiligtums ist
seiner Wert; von der wahren und heiligen Religion (communio
vera et laeta et bona) im Jahre 1524 aus, worin er auch schon die
Uebersetzung von andern Lehren aus heiligen Schriftlichen Urteilen
und darauf in mehreren Pamphleten, die er mit Zuziehung und ande
retheilt. Es lag er sich vorzuziehen, seine Lehren weiter zu begründ
und zu befestigen, und mit seinem nie ruhenden Eiferfortschreiten, u
dem ihm eigenen Charakter und einer unermüdeten Perseveranz, s
lang es ihm, seine Macht zu einem dogmatischen Bündnis in seiner G
mündigkeit zu erheben. Derselbe Dogma fand aber auch außerhalb d
Schweiz so vielen Beifall, daß in mehreren Ländern, die von dem Pro
testantismus abwandten, die Schweizerische die herrschende ward. In
war es zunächst nur die Uebersetzung in der Idealtheorie
und überhaupt in der den evangelischen Kirchenangehörigen einwirk
lichen Ueberzeugung auf eine Verstandesreligion, was die sogenannten r
formirten Gemeinden anderer Länder unter einander und mit den Schwi
zern zu einer Gemeinschaft verband, die man die reformirte Kirche
genannt hat. Denn eine wahrhafte Uebersetzung in der Lehre ist
in den kirchlichen Verhältnissen, eine innigere Verbindung in Eins

Weisheit des Glaubens, auch durch gemeinsame, von allen anerkannte Bekenntnisschriften vermittelt, ward in diesen Gemeinden nie so bewirkt wie in der römischen und der evangelisch lutherischen Kirche, wesshalb auch der Ausdruck reformirte Kirche nur sehr uneigentlich Giltigkeit haben, und eigentlich nur von reformirten Gemeinden die Rede seyn kann. Denn früh schon spalteten sich die evangelischen Gemeinden die sich zu Zwingli's Lehre neigten, auf mannichfache Weise, und eine vollkommene Einigung ist nie bewirkt worden. Zwingli selbst lebte zu kurze Zeit, als daß er eine vollkommene Organisation der evangelischen Schweizerkirche hätte bewirken können; Oecolampadius, der nach ihm die Stütze der neuen Gemeinde seyn sollte, folgte in frühester Jugend ihm nach. Aber selbst bei seinem Leben hatte Zwingli unter den Seinen nie das entscheidende und vollgültige Ansehen gehabt, das Luther bei den deutschen Evangelischen besaß, durch das er eine größere Einigkeit unter diesen erhielt, die übrigen Schweizerreformatoren standen zu Zwingli nicht in demselben Verhältniß, wie die deutschen Reformatoren zu Luther, sondern förderten selbstständiger, aber auch eigenmächtiger, daher gleich anfangs nicht in vollkommener Uebereinstimmung das Werk der Reformation. Bald aber trat in der Schweizerkirche ein Mann auf, der zwar ein sehr folgereiches Ansehen gewann, und selbst für die Meinungen, in denen er von Zwingli abwich, viele schweizerische und französische Evangelische gewann, aber theils weil er erst, nachdem sich schon vieles neu gestaltet hatte, als Reformator auftrat, theils weil er durch seine Abweichung von Zwingli's Meinungen selbst neuen Zwiespalt begründete, die reformirten Gemeinden nicht zur vollkommenen Einheit führen konnte. Der Mann war Johann Calvin, der, aus Frankreich geflüchtet, (s. d. Art. Calvin) in Genf einen Zufluchtsort fand, schnell dort den größten Einfluß gewann, und von dort aus auch andre zwinglische Gemeinden umbildete. Selbst die Abendmahllehre bestimmte er etwas anders als Zwingli, wiewohl im Wesentlichen ähnlich; aber stärker hob er eine andre Lehre heraus, die von der Gnadenwahl und Vorherbestimmung, die er zu einer Hauptunterscheidungslehre seiner Gemeinden machte, und die auf eine, selbst den freudigen Glauben an Christus kränkende Weise ausgebildet, nothwendig Widerspruch erregen mußte, und neue Zwietracht in den reformirten Gemeinden erweckte, die Spaltungen mehrte. So wurden zwar, ehe er starb, die kirchlichen Verhältnisse der Schweiz fester gestaltet, auch Glarus, Appenzell, Biel, Graubünden und Neuburg den reformirten Gemeinden zugethan, diese aber keineswegs zu einer eigentlichen kirchlichen Gemeinschaft verbunden. — Aber auch die verschiedene Weise, wie außerhalb der Schweiz, insbesondere in den Niederlanden, Frankreich und England sich die Reformation entwickelte, und die sogenannten reformirten Gemeinden sich bildeten, ließ eine eigentliche Kirche der Reformirten nicht zu Stande kommen. In allen diesen Ländern gaben sich die Evangelischen eigne, von den andern abweichende Bekenntnisschriften; nicht Eine konnte bei aller Anerkennung und Annahme gewinnen, und auch die innern wie die äußern kirchlichen Verhältnisse wurden überall anders geordnet. Auch die verschiedenen Staatsverhältnisse der einzelnen Länder wirkten auf die Bildung der Gemeinden sehr ungleich ein. Zwingli hatte sein und der Seinigen Glaubensbekenntniß 1530 auf dem Reichstage zu Augsburg, wo die deutschen Evangelischen ihre Confession feierlichst bekannt machten, übergeben lassen; doch ward dieselbe nicht zu einem allgemeinen Bekenntniß der Reformirten, und

Kirchliche Partei von
 r suchten, um durch
 d gegen Gewaltthä-
 ne Ausgleichung der
 re oberdeutsche Ebes-
 glischen Lehre sich zu-
 am lebhaftesten wän-
 reitigen Abendmahl-
 eien einander nähern
 r Lehre Preis, oder
 men sie einen andern

hin unterlegten, um Luthern und dessen Freunde zu bewegen, dem
 sehten Bündniß nicht länger entgegenzuwirken. Doch konnten sie die
 schlichen Schwelger nicht bewegen, sich eine andre Deutung der Worte
 :fallen zu lassen, als ihr offenkundiger Sinn war, und so blieb die soge-
 nante wittenberger Concordie ohne den gewünschten Erfolg,
 imal bald nachher die Züricher ihre Uebersetzung noch härter und
 klensischer aussprachen, um jeden Verdacht einer heuchlerischen und
 uscheinbaren Uebereinstimmung mit der lutherischen Lehre von sich ab-
 ablehnen. Nachmals ward in dem Consensus Tigurinus (v. J. 1549)
 var der Streit zwischen den Zürichern und den calvinischen Gen-
 ern beigelegt, aber auch hier keine Vereinigung in Einer Ueberzeu-
 ung bewirkt. So blieb innerlich und äußerlich die Lage der Schwel-
 rkirche schwankend. Zwar wurden zuletzt im westphälischen Frieden
 1648) die Schwelger als augsburger
 ls kirchliche Partei anerkannt, und ge-
 eist; da sie aber die augsburger Confesi-
 der als ihr symbolisches Buch aner-
 theil der reformirten Gemeinden durcha-
 ich als augsburger Confessionsverwandt-
 n keiner Hinsicht ein fester und einiger
 erwirkt. Endlich, nach langen Kämpfe
 Ueberwinnenden Streitigkeiten durch ei-
 egen zu müssen, und 1671 verfaßte d
 Heinrich Heidegger die formula c
 wanzig Artikeln mit besondrer Rücksicht
 chen Streitigkeiten unter den reformirten
 rchtsformel ward seit 1675 zwar
 Schwyzercantons angenommen, aber be-
 eugung, und konnte daher selbst in der
 racht herstellen. Und noch weniger hat
 oimierten dieselbe an, widersprachen ihr
 o ward durch sie nur neuer Streit gel-
 und genährt. — Unter schweren Kämpf-
 n den Niederlanden verbreitet, i
 ichen lange Zeit lutherisch gesinnt blieb.
 ynsbekenntniß vom J. 1551 neigte sie
 und ward nachmals vielfältig abgeänd-
 nien, den die Niederländer den Netter-
 len, war der reformirten Lehre zugetha-
 machen. Bald aber ward auch hier i
 facher Streit entzündet, zumal als J
 sche Prädestinationslehre zu mildern für
 Leyden, Franz Gomarus (besondi-

sprach. Treffliche Männer, wie Hugo Grotius und andre, stützten zwar dem Arminius bei, und nach dessen Tode vertheidigte Episcopius (Bischof) seine Meinung; aber um so beständig ward der Kampf, auf den auch die politischen Verhältnisse verderblich einwirkten. Die Arminianer, von der im J. 1610 den Staaten von Holland übergebenen Bekenntnisschrift, Remonstrantia, nun Remonstranten genannt, wurden von ihren Gegnern, den Gomartianern oder Contraremonstranten bestig verfolgt, und die Religionsgespräche zu Haag und Delft konnten keine Versöhnung bewirken. Da kam endlich 1618 die berühmte dordrechter Synode zu Stande, die nach langen Verhandlungen, im Mai 1619 die Lehren der Remonstranten verwarf, und die strengere, nur etwas modificirte Prädestinationslehre von neuem bestätigte. Doch waren damit die Theologen anderer Länder keineswegs einverstanden; die Schlüsse der Synode konnten außerhalb der Niederlande nicht zur Anerkennung gebracht werden; die Remonstranten erhielten sich als besondre Partei, und stellten 1621 ein durch Episcopius verfaßtes, besondres Glaubensbekenntniß auf. Die niederländische Kirche, in mehrere Parteien zerpalten, konnte zu rechter Einheit nie gelangen. In Frankreich hatten die reformirten Gemeinden am meisten schwere Kämpfe nachzuweisen zu bestehen; erst durch das Edict von Nantes (1598) erhielten sie Duldung im Staat. Aber obwohl sie Calvins Lehren huldigten, erhielten sie doch auch in ihrem innern Verhältniß keinen festen Bestand, und die Theologen zu Saumur bemühten sich vergebens, durch Aufhellung der calvinischen Lehren eine größere Uebereinstimmung zu bewirken. Die englische Kirche aber, die man zu der reformirten rechnet, bildete sich auf eine so eigenthümliche Weise, ward so früh schon durch innere Streitigkeiten verwirrt, und in Parteien zerpalten, daß auch hier eigentlich nicht von Gemeinden, nicht von einer Kirche die Rede seyn kann. Das Glaubensbekenntniß von 1551, das von den ursprünglichen zweiundvierzig Artikeln 1562 auf der Synode zu London auf neununddreißig Artikel beschränkt ward, und keineswegs durchwiegend zwinglisch oder calvinisch war, konnte die streitenden Parteien nicht vereinigen. Neben den sogenannten Episcopalen, welche die bischöfliche Verfassung vorzogen, bildeten sich (aus Nonconformisten) die Presbyterianer, welche die von Calvin in Genf vergestellte Presbyterialverfassung etwas modificirt, eifrig vertheidigten, die Puritaner, die auf einen möglichst vereinfachten Gottesdienst drangen, und mehrere andre neuere Parteien, denen die Uniformitätsacte von 1689 vollkommene Duldung und Religionsfreiheit gewährte. So ist in allen Ländern die evangelische Kirche, die man die reformirte nennt, sehr verschiedenartig gestaltet, und es gibt weder ein äußeres noch inneres allgemeines Band, das sie zu Einer kirchlichen Gemeinschaft verbinde. In Deutschland sind nach den Zeiten der Reformation die Pfalz und Brandenburg, und einige kleinere Staaten von der lutherischen zur reformirten Gemeinde übergetreten, ohne sich enger mit derselben verbinden zu können. Für die Pfalz ward der heidelberger Catechismus eine Lehrformel mit symbolischem Ansehn. Die Reformirten in Brandenburg betrachteten sich als ausgburger Confessionsverwandte, ohne darum der zwinglischen Abendmahlslehre zu entsagen. Oft haben sich die Versuche erneut, die reformirten und evangelisch-lutherischen Gemeinden zu verbinden; aber immer fruchtlos. In den neuesten Zeiten ist nicht bloß ein äußerer Friede zwischen beiden Parteien dauerhaft gewesen, sondern auch die Hoffnung einer

Wischen Vereinigung durch den Geist fester begründet worden, und in ein preussischen Staaten gegenwärtig die schon längst vorbereitete Zusammenenschmelzung der reformirten und evangelisch-lutherischen Gemeinden zu einer protestantischen Kirche ernstlich im Werke. Ko.

Salm (Hugo, Altgraf zu), aus dem uralten Hause der Fürsten und Altgrafen zu Salm-Neiferscheid-Krautheim, wurde am 1. April 1776 zu Wien geboren, einer der vorzüglichsten Gelehrten der österreichischen Monarchie in den physikalischen Wissenschaften überhaupt, und insbesondere in der Mineralogie, Chemie, dem Berg- und Hüttenwesen, deren selbst von Rumford, Tennant und mehreren großen Britten bei seiner Reise durch England ehrenvoll ausgezeichnet; rastloser Beförderer des Guten und Nützlichen, vorzüglich als Director der mährisch-schlesischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde, 1816 zugleich mit dem Appellationspräsidenten Grafen Kuersberg Stifter des mährisch-schlesischen Nationalmuseums, nach dem Vorbilde desjenigen, welches der Erzherzog Johann der Steyermark zu Grätz gewidmet hatte. Er war der erste Verbreiter der Kuchelweizen in Mähren, und einer der ersten Verbreiter derselben in der ganzen österreichischen Monarchie. 1797 hatte er sich vor Mantua unter den wiener Freiwilligen ungemein ausgezeichnet. Aber den größten Beweis seines wahrhaft deutschen Sinnes und seiner edlen Vaterlandsliebe gab er dadurch, daß, als Bonaparte seine Grafschaft Niedersalm unter eiteln und willkürlichen Vorwürfen sequestrirte, ihm aber die Rückgabe, Würden und Ehrenstellen anbot, wenn er an jenem Hofe dienen, und sich als Franzose naturalisiren lassen wollte, der Altgraf Hugo von Salm alles ausschlug, und lieber der Wiege seines Geschlechts und dessen tausendjährigen Stammweihen den Rückenehrte, und alles verließ, um nur Oesterreicher zu bleiben.

Verzeichniß

der

im achten Bande enthaltenen Artikel.

R.	Seite	Racine (Louis)	S. 9	Raleigh	S. 13
Raab	—	Rack	—	Ramasan	17
Rabanus Maurus	—	Racknis	—	Ramazini	—
Rabatt	—	Radcliff	10	Ramberg	—
Rabaud	—	Radegast	11	Rameau	18
Rabbaniten	—	Radiren	—	Ramelles	19
Rabbinische Sprache und Literatur	—	Radius	—	Ramler	—
Rabelais	2	Radrivil	—	Rammelsberg	20
Rabener	3	Raffiniren	—	Ramsay	21
Rabulisten	4	Raggione	—	Ramsden	22
Rabutin	—	Ragocz	—	Ramus	—
Racan	—	Ragusa	—	Raneé	—
Racen der Menschen	5	Rah	12	Rang	23
Racen der Thiere	—	Raihen	—	Rankau	26
Racine (Jean)	—	Rajah	—	Raphoel Sanst	27
		Rakohl	—	Raspt	34

Raffade
 Raffel
 Raibabition
 Rationalismus
 Rationalist
 Raitschy
 Raub
 Raubvogel
 Rauch
 Rauchern
 Raucourt
 Raugraf
 Raum
 Rauteuglas
 Ravallac
 Ravanel
 Ravelin
 Ravenna 47 Ray
 Raynal
 Raynouard
 Reaction
 Regentien
 Realgeld
 Realjuris
 Realismus
 Realist
 Realisten
 Realinstitute
 Realmünze
 Realschulen
 Reassurance
 Reaumur
 Receptirkunst
 Recept
 Rechenkunft
 Rechenmaschine
 Recht
 Rechtfertigung
 Rechtsfertigung
 Rechtschreibung
 Rechtsgelehrter
 Rechtsmittel
 Rechtsnichten
 Reclbis
 Reclbienten
 Reclatio
 Reclama
 Reclama sciren
 Recltischen 68 Reclur
 Reclacter
 Recler
 Reclerkunst
 Reclende Künste
 Reclertheil
 Recling (Alons)
 Recloute

8

— Register
 — Registerfchiffe
 901 Regnard
 52 Regnier
 — Regnier
 53 Regreß
 — Regulus
 56 Rehabilitation
 57 Rehberg
 — Rehschloß
 58 Reibzeug
 — Reich
 — Reich (deutsches)
 59 Reich (großes)
 65 Reichsabschied
 66 Reichsacht
 — Reichsarmee
 67 Reichsdeputation
 — Reichsdrucker
 — Reichsfürst
 — Reichsfuß
 68 Reichsgesetze
 — Reichsglieder
 — Reichshofrath
 69 Reichsinsignien
 70 Reichsritterschaft
 72 Reichstadt
 — Reichstag
 73 Reichsvicarien
 — Reiche der Natur

21
 22
 23
 24
 25
 26
 27
 28
 29
 30
 31
 32
 33
 34
 35
 36
 37
 38
 39
 40
 41
 42
 43
 44
 45
 46
 47
 48
 49
 50
 51
 52
 53
 54
 55
 56
 57
 58
 59
 60
 61
 62
 63
 64
 65
 66
 67
 68
 69
 70
 71
 72
 73
 74
 75
 76
 77
 78
 79
 80
 81
 82
 83
 84
 85
 86
 87
 88
 89
 90
 91
 92
 93
 94
 95
 96
 97
 98
 99
 100

metenmeister S.	302
juicem	303
juisdiction	—
cript	—
eruat	304
eruatr. d. Kaisers	305
ferwis	310
ident	319
idnanz	—
sponsgelder	—
sponsum	321
fraurateur	—
frauration	322
scitutio in into-	324
grum	—
stitutionsdict	328
tardat	329
tardation	330
entionsrecht	335
orsionsrecht	337
torte	338
tractrecht	—
tzungsfunk	—
etuschiren	339
etg	—
cher	340
euchlin	—
euff	341
euertrag	—
eval	342
evaille	343
evellere-zepeaux	—
eventlau	344
ererbere	—
evers	345
evolution	—
evolution von Am-	—
rika, Engl. u. f. w	346
evolutionstribunal	347
eynolds	—
habarber	361
habdologie	373
habdomantie	385
hachtis	388
hadamanthus	—
hamnusia	391
hafsodie	393
hätien	394
hea	—
hea Sclbia	396
hede	—
heder	—
heims	—
hein	397
heinbund	be —
heinsal	—

